This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

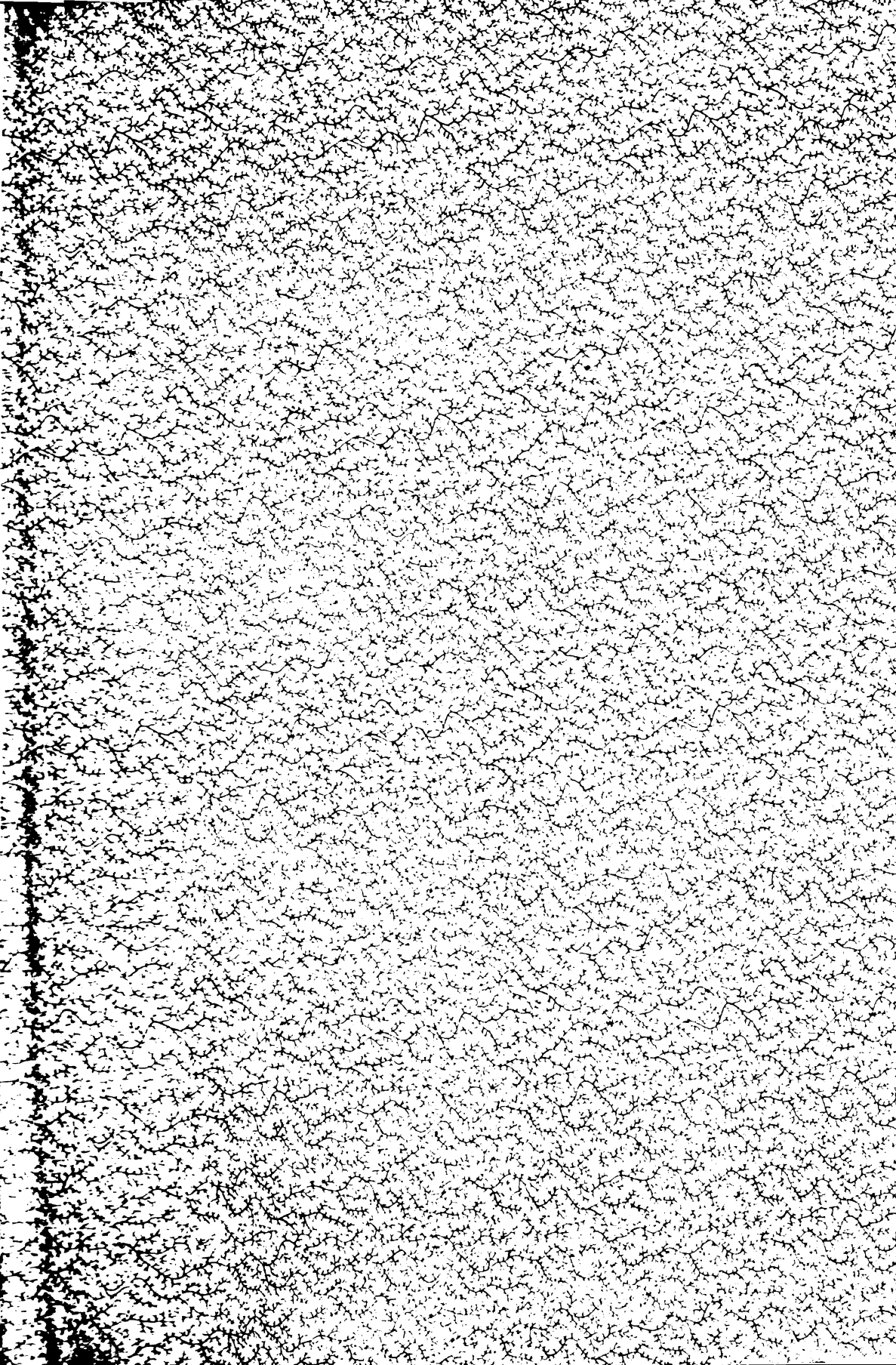
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



BA

NEW YORK
LIBRARY
259266
ASTOR
LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Weltgeſchichte.

Dritter Band.

Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit von

Thomas Achelis, Georg Adler, Karl Georg Brandis, Max von Brandt, Berthold Bretholz, Gottlob Egelhaaf, Heinrich Friedjung, Konrad Haebler, Eduard Heyck, Julius Jung, Clemens Klein, Arthur Kleinschmidt, Josef Kohler, Richard Mahrenholtz, Richard Mayr, Wladimir Milkowicz, Carl Niebuhr, Karl Pauli, Johannes Ranke, Friedrich Ratzel, Rudolf von Scala, Hans Schjöth, Emil Schmidt, Heinrich Schurtz, Alexander Tille, Armin Tille, Wilhelm Walther, Karl Weule, † Eduard Graf Wilczek, Hugo Winckler, Heinrich von Wlislocki, Heinrich Zimmerer und Hans von Zwiedineck-Südenhorst

herausgegeben von

Hans F. Helmolt.

Mit 45 Karten, 49 Farbendrucktafeln und 134 schwarzen Beilagen.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Weltgeschichte.

Dritter Band.

Westasien und Afrika.

Von

Dr. Hugo Winckler, Dr. Heinrich Schurtz und Carl Niebuhr.

Mit 7 Karten, 7 Farbendrucktafeln und 22 schwarzen Beilagen
von Oberst a. D. Adolph Billerbeck, Dr. Franz Ethold, Max Kühnert, Max Lübke, Karl Oenike
und Oskar Schulz.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1901.

250266

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Vorwort.

Den in den Jahren 1899 und 1900 erschienenen Bänden I, IV und VII unsrer „Weltgeschichte" schließt sich der nunmehr abgeschlossne III. Band als viertes Glied der Kette an; damit liegt die Hälfte des Ganzen vor. Um etwaigen Prioritätsstreitigkeiten von vornherein zu begegnen, weisen wir ausdrücklich darauf hin, daß die erste, Abschnitt I und II umfassende Hälfte dieses dritten Bands broschiert bereits Ende 1899 ausgegeben worden ist.

In seiner Besprechung von Schlossers „Geschichte der alten Welt" urteilt Goethe, es gäbe dieses Werk „den entschiednen Anlaß, uns die frühesten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Vergangenste, Nichtheranzubringende der Urgeschichte unser Schauen hinzuwenden und von da an die Völkerschaften nach und nach zu unserm Blick heranquellen zu lassen." Getrost dürfen wir diese Äußerung gerade auf den Band unsers Unternehmens anwenden, der in seinem ersten und seinem letzten Beitrage (Babylonien — Ägypten) den Beruf erfüllt, die bis in die jüngste Zeit in fortgesetzt rastlosem Forschen erfreulich vermehrten Kenntnisse von den Völkern, die vermöge des ehrwürdigen Alters ihrer Denkmäler als die am frühsten vom Lichte der Geschichte bestrahlten Glieder der Menschheit betrachtet zu werden pflegen, einem großen Leserkreise zugänglich zu machen. Thatsächlich ist es erquickend, hierin „das Grenzenlose für den Geist begrenzt und die höchst bedeutende Summe, insofern das Einzelne nur einigermaßen sicher ist, klar und vernünftig gezogen zu sehen". Im Kapitel „Ägypten" werden übrigens nicht bloß manche schwierigen Teile der ältesten und alten Zeit zum ersten Male zusammenhängend („Negada"-Zeitalter, Römische Herrschaft u.a. m.) oder von der bisherigen Behandlung stark abweichend (Religiöse Entwicklung) geschildert, sondern unter gewissenhafter Verwertung der letzten einschlägigen Einzelarbeiten der Fachwissenschaft auch die zwölfundeinhalb islamischen Jahrhunderte des Nillands.

Im zweiten Hauptabschnitte wird der erste unmittelbar fortgesetzt; es gereicht uns zur besondern Genugthuung, damit wieder etwas zu bieten, das allen bisherigen „Weltgeschichten" durchaus mangelt: eine lückenlose Geschichte Vorderasiens in ununterbrochnem Flusse von den frühsten Zeiten an bis auf die Gegenwart. Zumal in unsern Tagen, wo sich Europa, und namentlich Deutschland, anschickt, jenen weiten Gebieten einer alten und hohen, aber längst erloschnen Kultur zu neuer wirtschaftlicher Blüte zu verhelfen, wie sie vor mehr als sechzig Jahren der bemerkenswerte Eingang des Hattischerifs von Gülhane („Wenn man die geographische Lage der ottomanischen Provinzen, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Geschicklichkeit

und Einsicht der Bewohner in Erwägung zieht, so wird man zu der Überzeugung gelangen, daß, wenn man sich bemüht, die wirksamen Mittel zu finden, das Ergebnis, das wir mit dem Beistande Gottes zu erzielen hoffen, in dem Zeitraume von einigen Jahren erreicht werden kann") allzu optimistisch in nahe Aussicht gestellt hatte, darf dies Gesamtgemälde auf allgemeines Interesse sicher rechnen.

„Gebe Gott, daß die Zeit nicht mehr fern sein möge, wo alle die zahlreichen, großen und kleinen afrikanischen Völkerschaften, deren Geschichte jetzt noch in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, aus ihrem Dunkel hervortreten an das Licht der Weltgeschichte!" Mit diesem Wunsche hat im Jahr 1855 C. Ralfs seine von Heinrich Barth eingesandten, nach dem Arabischen bearbeiteten „Beiträge zur Geschichte und Geographie des Sudan" in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Band IX) veröffentlicht; doch sollte fast ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe jene Mahnung durch den dritten Abschnitt des vorliegenden Bands in die That übersetzt ward. Unsere „Weltgeschichte" will die Erkenntnis der gesamten geschichtlichen Entwicklung fördern, die Ursachen des Lebens auf der Erde enthüllen helfen. Ein ausgesprochen lehrhafter Leitgedanke liegt ihr, der ja das historische Erkennen Selbstzweck ist, dabei zunächst fern; aber schon ihr Dasein an sich führt schließlich auch auf ihn mit hin. Denn gerade aus der Bloßlegung des sogenannten „geschichtslosen" Lebens der Natur- und mancher Halbkulturvölker schöpfen wir ohne Zweifel von allem, was hemmend oder stoßend in jeder, auch in unsrer Zeit den Entwicklungsgang der „geschichtlichen" Völker beeinflußt hat und andauernd beeinflußt, eine vollständigere und zuverlässigere Kunde als die Anhänger jener ältern Richtung, die an jenen Zweigen des Menschheitsbaums, wirklicher Belehrung unzugänglich, stolz vorüberzieht. Wer Friedrich Ratzels „Völkerkunde" genau liest, wird bald bemerken, wieviel geschichtlicher Stoff darin verarbeitet ist. Ebenso jedoch, wie die junge Teilwissenschaft Völkerkunde stets auf die Hilfe der erfahrnern Nachbarin Geschichte angewiesen sein wird, kann die ihre Grenzen möglichst weit steckende Geschichtswissenschaft auch der Völkerkunde nicht entbehren: ihrem innersten Wesen nach sind die beiden miteinander verwandt, sind Schwestern, und die Abweichung der beiderseitigen Methoden und Auffassungen beruht lediglich auf einem Gradunterschiede. Mit dem eingewurzelten, aber unberechtigten Vorurteile, daß ethnologische Forschung keinen Teil an der historischen haben und nehmen dürfe, mußte endlich einmal gebrochen werden.

Und es sind schon deutliche Anzeichen vorhanden, daß unsre „Weltgeschichte", die zwei lang genug getrennte Schwesterdisziplinen wieder vereinigt hat, in erster Linie berufen sein wird, zur methodischen Ausfüllung der noch vorhandnen Lücken anzuregen. Was am dringendsten not thut, das ist eine Lückenkunde der afrikanischen Geschichte. Ein vorderhand noch unübersehbarer Stoff an historischen Nachrichten lagert, wenig oder gar nicht verwertet und verwertbar, in den überaus zahlreichen Berichten der Afrikaforscher und in den ernstern Reisebeschreibungen; ihn gilt es zu sichten: hic Rhodus, his salta. Wir gestehen offen, von dem Reichtume des historischen Lebens auf afrikanischem Boden selbst überrascht worden zu sein; bestätigt wird diese Wahrnehmung schon durch einen flüchtigen Blick auf die vom Herausgeber beigesteuerten, von den Herren H. Singer in Bromberg und C. Spieß in Bremen teilweise ergänzten oder durchgesehnen Stammbäume, einen verhältnismäßig unbedeutenden Ausschnitt aus der afrikanischen Geschichte, nur eine Probe, die auf den beträchtlichen Rest Schlüsse erlaubt. „Die geistigen Wechselbeziehungen, in denen die Länder des Orients" (denen das alte, wie vor allem auch das islamische Afrika ohne Zweifel zugezählt werden muß) „untereinander gestanden haben, mögen sich vom europäischen Standpunkt aus als ziemlich unerheblich darstellen.

Aber allein schon die Thatsache ihres ununterbrochnen Bestands und ihrer Einwirkung auf den Gang der Weltgeschichte ist vom kulturhistorischen Standpunkt aus viel wichtiger als der Kleinkram, aus dem sich die so eifrig studierte europäische Geschichte zusammensetzt" (Fürst Esper Uchtomskij). Auf dem jungfräulichen Felde der afrikanischen Geschichte können und sollten sich vor allen andern deutsche Forscher tummeln und ihre ersten Sporen verdienen; den meisten Gewinn muß die vergleichende Geschichtswissenschaft daraus ernten, die ihrerseits wieder die benachbarten Disziplinen befruchten wird. Dann erst wird es auch möglich sein, die noch sehr im Argen liegende, weil aus den verschiedenartigsten Quellen geschöpfte Schreibung der afrikanischen und arabischen Eigennamen einheitlich zu gestalten.

Für wohlwollende, wertvolle Unterstützung unsrer Arbeiten an der Illustrierung des dritten Bands der „Weltgeschichte" haben wir namentlich zu danken den Vorständen der Königlichen Bibliothek und der Königlichen Museen zu Berlin, des Museums ägyptischer Altertümer zu Gizeh, der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha, des Museums für Völkerkunde zu Leipzig und des United-States-National-Museums zu Washington.

Leipzig, im August 1901.

Die Verlagshandlung. **Der Herausgeber.**

Verzeichnis der Beilagen.

Tafeln in Farbendruck.

Seite

Bruchstück einer altbabylonischen Königsstele (mit Deckblatt) 12
Die Leibwache der persischen Könige (mit Deckblatt) 145
Die erste Hälfte der 1. Sure des Qorans (mit Textblatt) 264
Chosrav II. von Persien auf seinem künstlichen, mit Kreuz und Taube geschmückten Throne (mit Deckblatt) 287
Musikanten und Standartenträger eines sarazenischen Heeres auf dem Marsche . . . 321
Timbuktu 519
Der Einzug einer Horde semitischer Nomaden in Ägypten, etwa im Jahre 1895 v. Chr. (mit Textblatt) 605

Tafeln in Holzschnitt und Ätzung.

Merodach-Baladan, König von Babylon, belehnt einen Vasallen 28
Der Turm von Babel 36
Die Schlacht Assurbanipals gegen Teümman von Elam 104
Hethitische Altertümer 115
Die Burg von Sendschirli in Nordsyrien . . 124
Das Denkmal des Königs Assarhaddon auf die Bezwingung Ägyptens. — Der Tribut des israelitischen Königs Jehu an Salmanassar II. 201
Phönikische, sabäische u. aramäische Inschriften 232
Der Auszug der Mekka-Karawane aus Kairo um 1670 373
Buschmannzeichnungen. 415
Altertümer von Simbabwe in Südafrika . . 426
Altertümer aus Benin 455
Banza Lovangiri, die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Lovango, um 1670 . . . 456
Der Mangbattukönig Munsa tanzt vor seinen Weibern und Kriegern (1870) 471
Bauten aus der Portugiesenzeit Ostafrikas . 476
Die erfolgreichsten Erforscher Afrikas . . . 486
Petrus Jakobus Joubert. — Stephanus Johannes Paulus Krüger 505
Eine abessinisch-christliche Prozession vor der Kirche des heiligen Michael in Ankober . . 558
Die Pyramide des Chephren und die große Sphinx, von Südosten gesehen 592
König Sethos I. (um 1350 v. Chr.) schlägt die palästinensischen Schōs-Beduinen bei der Festung der „Kanaan“ 648
König Ramses II. von Ägypten (1317—1250) 650
Die aus der ptolemäisch-römischen Zeit stammenden Tempelanlagen der Insel Philae, gesehen von Südwesten, der Insel Bigeh, aus 673
Kairo um 1670 690

Farbige Karten.

Babylonien, Assyrien und Nachbarländer bis ca. 1100 a. Chr. 10
Babylonien, Assyrien und Nachbarländer von 1100—745 a. Chr. 55
Assyrien seit 745 a. Chr. bis zum Falle von Nineve. — Neubabylonisches Reich u. Medien 88
Westasien zur Zeit der Khalifen 328
Kulturkarte von Afrika. — Völkerkarte von Afrika 401
Afrika, Politische Übersicht 492
Ägypten, Dar Fur und Abessinien 581

Inhalts-Verzeichnis.

I. Das alte Westasien.

Seite

1. Babylon 3
   A. Das Gebiet der alten Kultur Vorderasiens 3
   B. Die Sumerer 5
   C. Die ältesten Einwanderungen von Semiten 7
   D. Das babylonische Reich 10
      a) Die ältesten Zeiten (um 3000 v. Chr.) 10
      b) Die Könige von Ur 12
      c) Das Aufkommen Babylons: die Anfänge der eigentlich babylonischen Geschichte 14
2. Der Kampf zwischen Babylon und Assyrien 17
   A. Babylon unter den Kassiten 17
   B. Die Dynastie von Pashe 21
   C. Die Elamiten und andre Fremde als Herren Babyloniens 22
   D. Die Chaldäer 23
   E. Babylonien unter dem neuassyrischen Reiche 27
3. Kulturgeschichtlicher Rück- und Ausblick 31
   A. Die Quellen 31
   B. Die ursprünglichen Bodenverhältnisse und Kulturbedingungen 32
4. Assyrien 43
   A. Die mesopotamische Zeit 43
   B. Die Könige von Mitani 44
   C. Die Anfänge Assurs 46
   D. Das alte assyrische Reich 48
      a) Der erste Aufschwung 48
      b) Der zweite Aufschwung der assyrischen Macht 51
      c) Die aramäische Einwanderung . . 53
   E. Das mittlere assyrische Reich 54

Seite

   F. Das neuassyrische Reich 62
      a) Assyrien die führende Macht in Vorderasien 62
      b) Der Niedergang 69
      c) Der Zusammenbruch 76
   G. Rückblick auf die assyrisch-mesopotamische Kultur 77
5. Das neubabylonische, chaldäische Reich 87
   A. Nebukadnezar 87
   B. Neubabyloniens Verhältnis zu Medien 89
   C. Der Untergang Neubabyloniens durch die Perser 90
6. Elam 91
   A. Die Landschaft Elam und ihr Mittelpunkt Susa 91
   B. Die ältesten Zeiten 94
      a) Die Könige der einheimischen Inschriften. Elams Beziehungen zu Babylonien vor der Assyrerzeit . . 97
      b) Der elamitisch-assyrische Kampf um Babylonien; Elam als Rückhalt der Chaldäer 99
   C. Der Übergang der elamitischen in die medische Geschichte 107
   D. Rückblick auf die innern Zustände Elams 107
7. Syrien 110
   A. Das Gebiet und sein Name 110
   B. Die Hethiter 110
      a) Die Chatti 110
      b) Die spätern hethitischen Einwanderungen 113
      c) Damaskus 118
   C. Rückblick auf die syrischen Kulturverhältnisse 121

	Seite
8. Armenien	125
A. Die ältesten Zeiten	125
B. Die Berührung mit Assyrien	126
9. Medien und die Perser	130
A. Das alte Medien	130
B. Die ersten Indogermanen	131
a) Das Auftauchen von Medern in Westasien	131
b) Die Kimmerier	131
c) Die ersten Berührungen der Meder mit Assyrien	133
d) Die Meder im Lichte der Geschichte	134
C. Die Perser	135
a) Die Vorbedingungen des Wechsels	135
b) Kyros	136
c) Kambyses; die Magier und der Adel	137
d) Das Aufkommen des persisch-nationalen Ostens	139
e) Das Awesta	139
f) Dareios	140
g) Xerxes und seine Nachfolger	144
h) Das letzte Aufraffen Persiens	149
i) Das Ende des Perserreichs	150
D. Das Persertum als Abschluß der alten Kulturentwicklung Vorderasiens	151
10. Phönikien	154
A. Das Land und seine ersten Bewohner	154
B. Die kanaanäische Zeit	156
C. Die Zeit der Tel-Amarna-Briefe	159
D. Die Blütezeit	162
E. Die letzten Jahrhunderte phönikischer Geschichte	163
a) Der Niedergang Sidons	163
b) Das Königreich Tyros	166
c) Neue Wettkämpfe zwischen Tyros und Sidon	167
F. Rückblick auf die phönikische Kultur	169
11. Karthago	174
A. Die Ausläufer der kanaanäischen Wanderung	174
B. Karthago bis zum Bruche mit Rom	176
a) Die Gründung und die Anfänge der Kolonie	176
b) Der Zusammenstoß mit dem Griechentume	178
c) Der Handelsvertrag mit Rom	179
d) Magos Nachfolger und die Eroberungen auf Sizilien	180
C. Die Barkiden und ihr Todeskampf	182
D. Rückblick auf das Puniertum	184
12. Israel	186
A. Die erzählenden Bücher der Bibel als geschichtliche Quelle	187
B. Die Anfänge Israels	189
C. Das Reich Sauls	191
D. Das Reich Juda	192
a) Das Verhältnis von David zu Saul	192
b) Jahve	194
c) Salomo	196
E. Die Teilung des Reichs und die Herrschaft Israels über Juda	197
F. Jehu	199
a) Das Reich Juda bis zum Aufstande Jehus	199
b) Der Aufstand	200
c) Israel unter assyrischer Vorherrschaft	202
G. Die Eroberung von Samaria im Jahre 722	202
H. Das Reich Juda vom Sturze der Athalja bis zu seinem Untergange	204
a) Die Anfänge des Prophetentums	204
b) Hiskia	206
c) Das letzte Jahrhundert der Selbständigkeit	207
J. Das Judentum und seine Entwicklung	208
a) Der religiöse Grundgedanke	209
b) Die großen Propheten	210
c) Die Einflüsse der babylonischen Gefangenschaft	212
d) Die Rückkehr	214
e) Der Priesterkodex	216
K. Die persische Herrschaft	217
L. Die Diadochenzeit	217
a) Ägyptische Einflüsse	217
b) Antiochos III. und IV.	218
c) Die Makkabäer	219
13. Arabien vor dem Islam	228
A. Die Zeiten vor der vierten großen Wanderung	233
B. Die Anfänge der vierten Wanderung	235
C. Das Königreich der Nabatäer	239
D. Palmyra	241
E. Die arabische Küste des Persischen Meerbusens	242
F. Die Südwestecke Arabiens	243
a) Ma'in	244
b) Saba	245

II. Westasien im Zeichen des Islams.

Seite

1. Mohammed und die Entstehung des Islams 251
   A. Arabien: Land und Leute 251
   B. Mohammed 253
      a) Mekka und Medina 253
      b) Der Prophet 255
      c) Die Lehre 257
      d) Die Flucht nach Medina 258
      e) Der Kampf gegen Mekka 259
      f) Letzte Erfolge und Tod Mohammeds 262
   C. Der Koran 263
   D. Der Streit um die Nachfolge 265
   E. Die Empörung der Araber 266
   F. Die Zeit der Eroberungen 267
2. Westasien bis zum Beginne des Kalifats 268
      a) Das Reich der Parther unter den Arsakiden 271
      b) Die Sasaniden 281
      c) Das römische Westasien bis auf Mohammed 288
      d) Armenien und Iberien 294
3. Die arabischen Eroberungen und das Kalifat 296
   A. Von Abu Bekr bis Ali 296
   B. Die Omejjaden 306
   C. Die innern Zustände des islamischen Westasiens während der Erobererzeit . 318
4. Die Abbassiden und der Niedergang des Kalifats 322
   A. Politische Geschichte bis auf Harun . . 322
   B. Die Wirtschaft und die Geisteskultur im abbassidischen Kalifate 328
   C. Der beginnende Zerfall 333
5. Persien zur Kalifenzeit. Die Ghaznawiden. Die Seldschuken 339
   A. Persien 339
   B. Die Ghaznawiden 341
      a) Politische Geschichte 341
      b) Das neue Geistesleben Irans unter den Ghaznawiden 343
   C. Die Seldschuken 345
      a) Die Vorläufer des türkischen Zugs nach dem Westen 345
      b) Das Ende der Ghaznawiden . . . 346
      c) Toghril-Beg und Alp-Arslan . . 347
      d) Kleinasien unter den Byzantinern . 349
      e) Armenien um das Jahr 1000 . . 350

Seite

      f) Kleinasien unter seldschukischen Fürsten 351
      g) Der Beginn des Zerfalls der seldschukischen Macht 352
6. Syrien und die Kreuzfahrer. Die Mongolenzeit. 353
   A. Syrien 353
   B. Die Mongolen 360
      a) Der Zerfall des Seldschukentums . 360
      b) Persien unmittelbar vor dem Mongolensturme 361
      c) Dschengis-Chan 362
      d) Die Vernichtung der Assassinen . . 363
      e) Der Untergang des abbassidischen Kalifats 365
      f) Die Blüte und der Zerfall des Mongolenreichs 366
   C. Die Osmanen 368
      a) Kleinasien unter den letzten Seldschuken 368
      b) Das Aufkommen der Osmanen . . 369
   D. Das Zeitalter Timurs 370
      a) Westasien unmittelbar vor Timurs Einbruch 370
      b) Timur 371
      c) Der Ausgang der Timur-Zeit . . 372
   E. Westasien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts 373
7. Westasien in neurer Zeit 374
   A. Die Osmanen unmittelbar nach der Eroberung Konstantinopels 374
   B. Persien 376
   C. Afghanistan 382
   D. Armenien 383
   E. Kleinasien 384
   F. Syrien 385
   G. Irak und Arabien 387
      a) Irak 387
      b) Arabien 387
   H. Rückblick 388

III. Afrika.

1. Afrika als Teil der bewohnten Erde 391
   A. Vorbemerkungen 391
   B. Der afrikanische Boden 392
   C. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Pflanzen- und der Tierwelt Afrikas . 401
      a) Die Pflanzendecke im allgemeinen . 401

Seite

b) Schädliche Tiere und Krankheitserreger 403
c) Nutztiere 404
d) Nutzpflanzen 405
D. Die Sklaverei und der Sklavenhandel . 406
E. Nutzbare Minerale 407
F. Die Bevölkerung 408
a) Die Herkunft des Negers 408
b) Die Anthropologie des Negers . . 409
c) Der Kulturbesitz des Negers . . . 411
2. Die Hottentotten und Zwergvölker 413
A. Die Wohnsitze und die Lebensweise der Hottentotten und Zwergvölker in der geschichtlichen Zeit 415
B. Rückschlüsse auf die vorgeschichtliche Zeit 417
C. Die geschichtlich erkennbaren Schicksale der Hottentotten 419
3. Ostafrika 423
A. Die Einwirkungen von außen in frühern Zeiten 424
B. Die Kaffern 428
a) Monomotapa 428
b) Südostafrika vor dem Beginne der Sulu-wanderungen 429
c) Die Xosa und die Sulu 430
d) Die Matabele 432
e) Die Dschagga und Masimba . . 433
f) Die letzten Ausläufer der Sulu-wanderungen 434
C. Die Wanyamwesi 435
D. Die Bantu zwischen Unyamwesi und der Küste 437
E. Das Gebiet der Nilquell-Seen: die Wahuma 438
a) Kitara und seine südlichen Tochterstaaten 440
b) Die nördlichen Tochterstaaten Kitaras 440
α) Uganda 440
β) Unyoro 443
γ) N'kole und Mpóroro 443
F. Das Osthorn 443
a) Die Danakil 444
b) Die Galla 444
c) Die Somal 445
d) Die Massai 446
4. Westafrika 448
A. Senegambien 449
B. Die Stämme an der Küste vom Gambia bis zum Tanoë 450

Seite

C. Aschanti und Dahomeh 450
a) Aschanti 450
b) Dahomeh 453
D. Yoruba und Benin 454
a) Yoruba 454
b) Benin 455
E. Vom Nigerdelta bis zum Sanaga . . 455
F. Von Batanga bis Loango 456
G. Vom Kongo bis zum Kunene . . . 456
a) Loango 456
b) Kongo 457
c) Angola 459
5. Innerafrika 459
A. Die Staaten am obern Sambesi und an den südlichen Zuflüssen des Kongo . . 460
a) Das Marutse-Mambunda-Reich . 461
b) Das Lunda-Reich 463
c) Die Reiche Kasembes, Msiris und Kasongos 465
B. Das Kongobecken 466
a) Die Baschilange 468
b) Die innersten Kongostämme . . . 469
c) Die Zwergvölker 470
d) Vom Kongo zum Nile 470
α) Die Nyam-Nyam 471
β) Die Mangbattu 471
γ) Die Bongo und ihre Nachbarn 472
C. Das Gebiet des obern Nils und seiner westlichen Zuflüsse 472
a) Die Schilluk und ihre Verwandten 473
b) Die Denka 474
c) Die Bari und die Madi 474
6. Die kolonialen Beeinflussungen . 475
A. Die Geschichte der Kolonien im tropischen Afrika 475
a) Die tropisch-afrikanische Kolonialgeschichte bis zum Jahr 1876 . . 475
α) Die Portugiesen 475
β) Die Holländer 477
γ) Die Engländer 478
δ) Die Franzosen 480
ε) Die Spanier 481
ζ) Die Skandinavier 481
η) Brandenburg-Preußen . . . 482
ϑ) Die Araber 482
a) Die tropisch-afrikanische Kolonialgeschichte seit dem Jahr 1876 . . 486
α) Leopold II., Stanley und die Gründung des Kongostaats . 486

Seite

β) Deutschlands Eintreten in die Reihe der Kolonialmächte . . 487
1) Deutsch-Südwestafrika . . 488
2) Togo und Kamerun . . 489
3) Deutsch-Ostafrika . . . 490
γ) Frankreichs Sudân-Politik . . 493
δ) Englands Nil-Kap-Politik . . 494
ε) Portugal 495
B. Die Negerrepublik Liberia 495
C. Die Geschichte der Kolonien im außertropischen Südafrika 496
a) Südafrika im landwirtschaftlichen Zeitalter (1652—1866) 497
α) Das Aufkommen eines südafrikanischen Volkstums 497
β) Englands Eingreifen (1795) . 497
γ) Die Gründung der Buren-Freistaaten 498
δ) Die Kapkolonie 499
ε) Natal 500
b) Südafrika im Zeitalter der Hochfinanz (1867—1901) 501
α) Die Einverleibung des Griqualands 501
β) Der Transvaal in den 70er und 80er Jahren 502
γ) Rhodesia 503
δ) Die „Uitlanders", Jamesons Zug und die Vorbereitungen zum Krieg (1895/99) . . . 504
ε) Englands Krieg gegen die beiden Burenfreistaaten (1899/1901) . 505

7. Der Sudân und Abessinien . . . 507
A. Der westliche Sudân 507
a) Das Land 507
b) Die Bevölkerung 508
c) Die ältre Geschichte des Westsudâns 510
α) Ghana 510
β) Melle 511
γ) Songhay 512
δ) Die Haussastaaten 513
d) Die neure Geschichte des Westsudâns 515
α) Die Fulbe 515
β) Adamáua 517
γ) Die marokkanische Zeit der westlichen Gebiete 518
δ) Hadji Omar und Ahmadu . . 519
ε) Der Südwesten 519
e) Die Aufteilung des Westsudâns durch die europäischen Kolonialmächte . 520

Seite

α) Frankreich 520
β) England 520
B. Der mittlere Sudân 521
a) Vorbemerkung 521
b) Die Wüstenvölker des mittlern Sudâns im allgemeinen 522
c) Die Staatengebilde des mittlern Sudâns 524
α) Bornu 524
β) Baghirmi 529
γ) Wadaï 530
δ) Dar Fur 534
C. Der östliche Sudân 536
a) Land und Leute 537
b) Nubien in alter Zeit 538
α) Die frühesten Beziehungen Nubiens zu Ägypten 538
β) Napata 540
γ) Meroë 543
δ) Das altchristliche Zeitalter Äthiopiens; Dongola . . . 543
c) Nubien eine ägyptische Provinz (1300—1800) 545
α) Der Niedergang des Christentums und das Aufkommen des Islams 545
β) Die südlichen Teile des alten Meroë 546
d) Der Ost-Sudân im 19. Jahrhundert 546
α) Mehemed Ali 546
β) Elfenbeinhandel u. Sklavenraub 547
γ) Reformversuche 548
δ) Der Mahdismus 549
1) Mohammed Ahmed . . 549
2) Die Belagerung und der Fall Chartums 550
3) Chalifa Abdullahi . . . 552
4) Die Äquatorialprovinz unter Emin 553
5) Das Ende Abdullahis . . 556
D. Abessinien 556
a) Land und Leute 556
b) Die Anfänge der abessinischen Kultur 557
c) Abessinien im Lichte der Geschichte. 558
α) Das erste christliche Zeitalter . 558
β) Das jüdische Zeitalter . . . 558
γ) Das zweite christliche Zeitalter 559

Zusätze des Herausgebers 564
I. Die Wangoni 564
II. Die Wahehe 565

Seite

III. Die Bandjia und die A-Sandeh 566/567
IV. Die Mangbattu 566/567
V. Die Jarebiten zu Oman 568
VI. Die Abu Saidi von Maskat und Sansibar 568
VIb. Ukami 568
VII. Patta 569
VIII. Die Mfara in Mombas 569
IX. Die Sêfiya von Bornû 570
Die Kânemîyîn von Kûka 571
X. Baghirmi 572
XI. Wadâï 572
XIIa. Die Kêra in Dar Fur 573
XIIb. Die Araberstämme Dar Furs . . 573
XIIIa. Die Adzgwiwo und Batewo von Anlo 574
XIIIb. Aveng 574

IV. Ägypten.

1. Das alte Ägypten 577
A. Das Alte Reich 578
a) Das Land 578
b) Die älteste Bevölkerung und die Anfänge der Kultur 579
c) Die Dynastien des Alten Reichs . 587
B. Das Mittlere Reich 596
a) Die Übergangszeit 596
b) Die 12. Dynastie 601
c) Die Hyksos und die siebzehnte Dynastie 609
α) Die Hyksos 609
β) Die siebzehnte Dynastie . . . 611
C. Das Neue Reich 614
a) Die achtzehnte Dynastie bis zum Tode von Amenophis III. . . . 614
b) Amenophis IV. und seine Reform . 628
α) Die äußre Politik unter Amenophis IV. 628
β) Die Bekämpfung des Amondiensts durch das Aten-Bekenntnis; die Götter der alten Ägypter 630
1) Die ägyptische Götterlehre vor Amenophis IV. . . . 631

Seite

2) Die Reform in der Götterlehre durch Amenophis IV. 641
γ) Amenophis IV. als Chu-en-Aten 643
δ) Das Ende der Dynastie und der Aten-Lehre 645
c) Die Rameſſidenzeit 647
d) Die letzten Dynastien des Neuen Reichs 659
e) Die Äthiopier und die Assyrer in Ägypten 662
D. Von Psammetich I. bis auf Alexander den Großen 664
a) Die Saïten 664
b) Die Perserzeit 667
E. Ägypten unter den Ptolemaiern . . . 669
F. Die Römerzeit Ägyptens 674
a) Von Augustus bis auf Konstantin 674
b) Von Arcadius bis auf Justinus II. 676
c) Kulturgeschichtliches 676
d) Die persische Eroberung und das Ende der oströmischen Herrschaft . 679
2. Ägypten unter dem Islam bis zur türkischen Eroberung 679
A. Ägypten eine Provinz des Kalifats . . 679
a) Unter Othman, Ali und den Ommejjaden 681
b) Unter den Abbassiden 681
c) Die Tuluniden und die Ichschiden 681
B. Die Fatemiden 682
C. Die Ayubiden (Ejjubiden) 684
D. Die Mamelukensultane 685
a) Die Bachriten 685
b) Die Burdjiten 687
3. Ägypten seit 1517 689
A. Die türkische Eroberung und Verwaltung 689
B. Die französische Besetzung 691
a) Das militärisch-politische Abenteuer 691
b) Der dauernde Gewinn für die Wissenschaft 693
C. Mehemed Ali und seine Nachfolger . . 694
D. Die englische Besetzung 697

Register 699

I. Das alte Westasien.

Von

Dr. Hugo Winckler.

1. Babylon.

A. Das Gebiet der alten Kultur Vorderasiens.

Von den beiden Kulturen, die sich in den beiden großen Flußgebieten Vorderasiens, im Thale des Nils und des Euphrat-Tigris, entwickelt haben, ist die babylonische die gewesen, die fraglos den größern Einfluß auf die Gestaltung der vorderasiatischen Verhältnisse gehabt hat, weil sich an jene die griechische Kultur und damit die unsere anlehnt. Noch ist es nicht möglich, alle die Fäden aufzudecken, die von dort nach Griechenland hinübergesponnen sind; und noch völlig rätselhaft gar ist der prähistorische Weg, auf dem Anschauungen und Gedanken der ältesten Babylonier zu den europäischen wie andern außerhalb des unmittelbaren babylonischen Kulturbereichs liegenden Völkern gedrungen sind. Um die Berührungen Griechenlands mit babylonischer Kultur zu kennzeichnen, genügt der Hinweis auf das eine von den Griechen entlehnte babylonische Wort μνᾶ, Mine; für die andere Seite des Einflusses der euphratensischen Kultur sei auf eins ihrer Zeugnisse hingewiesen, das wir noch mit uns in der Tasche tragen: die Uhr mit ihrer Zwölfteilung, entsprechend der altbabylonischen Einteilung des Tages in zwölf Doppelstunden (wovon die Meile als das entsprechende Wegemaß abstammt). Die Wege, auf denen diese Berührungen der uns scheinbar so fern liegenden orientalischen Welt nach Europa drangen, liegen bis jetzt noch vollkommen im Dunkeln; aber namentlich die Mythologie der Germanen zeigt Übereinstimmungen mit der babylonisch-orientalischen in Einzelheiten, die unmöglich nur als Ausfluß des „Völkergedankens" angesehen werden können, mag das Wie ihrer Wanderung auch bis jetzt noch so rätselhaft sein (vgl. hierzu Stuckens „Astralmythen").

Die Entzifferung der Keilschrift und der Hieroglyphen hat den Zeitraum, den unsere geschichtliche Kenntnis umspannt, d. h. den wir an der Hand geschriebner Urkunden überblicken können, gegenüber dem, was man früher für den westlichen Kulturbereich als Geschichte ansah, ungefähr verdoppelt. Die Geschichte Griechenlands konnte man etwa bis ins 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr. hinein verfolgen — die ältesten Urkunden Babyloniens und Ägyptens reichen ins vierte Jahrtausend hinauf: der Zeitraum, der ihre Urheber von der Dorischen Wanderung und den Anfängen Roms trennt, ist also ebenso groß wie der zwischen unsern Tagen und denen der Anfänge des Hellenentums liegende.

Räumlich greift die babylonische Kultur und Geschichte weit über das Stromgebiet der beiden Flüsse hinaus. So hoch entwickelte Kulturstaaten wie die altbabylonischen konnten nicht bestehen, ohne die Hilfsmittel der Nachbarländer heranzuziehen und ihre Errungenschaften dorthin zu bringen. So sehen wir denn bereits in hohem Altertume Babylonien nach Palästina, Armenien, Elam, selbst nach Arabien übergreifen: handeltreibend, erobernd, seine überschüssige Bevölkerung und die Erzeugnisse seiner Kultur dorthin absetzend, aber auch den unaufhörlichen

Angriffen der barbarischen Nachbarn ausgesetzt und ihnen oft erliegend. Im großen und ganzen gruppiert sich daher die Geschichte der übrigen Staaten und Völker des vordern Asiens um die Babyloniens herum. Es ist nicht der bloße Zufall, daß wir von jenen meist keine, oder doch nur wenig andere Nachrichten besitzen, als die babylonischen, die uns ihre Geschichte als unter dem Einflusse Babyloniens stehend erscheinen lassen, sondern thatsächlich blickten und drängten alle die umliegenden Völker nach dem Sitze der Kultur hin, ob sie nun unter ihrer Herrschaft standen oder die ihrige ihr aufzwangen. Am deutlichsten spricht sich das aus in dem Verbreitungsgebiete der Keilschrift, der hervorstechendsten Errungenschaft babylonischen Geistes. Sie ist der Träger geistigen Verkehrs im ganzen Vorderasien gewesen. Überall, so weit bis jetzt unsere Blicke reichen, begegnen wir ihr, in Elam, Armenien, sogar nach Kleinasien hinein; in Palästina schrieb man Keilschrift und mußte demnach auch mit der babylonischen Sprache und Gedankenwelt bekannt sein — ja selbst in Ägypten wird uns babylonische Schrift und Sprache als Verkehrsmittel mit den vorderasiatischen Ländern entgegentreten.

Erweitert sich so eine Betrachtung der Entwicklung Babyloniens von selbst zu einer fast der ganzen vorderasiatischen Geschichte, so wird die Aufgabe noch vielgestaltiger, wenn man bedenkt, daß eine mehr als dreitausendjährige Geschichte einer von Barbaren umgebnen Kulturwelt die mannigfaltigste Aufeinanderfolge von Völkerströmungen zeigen muß. Nicht ein Volk tritt uns in Babylonien als Träger der „babylonischen" Kultur entgegen: es ist eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Völker, von verschiedner Rassenzugehörigkeit, die eins nach dem andern in die große Flußniederung eingezogen sind und ihr weiteres Leben unter der Herrschaft der dortigen Kultur ausgelebt haben. Ein Gleiches gilt von den unter dem Kultureinflusse stehenden Nachbarländern, wenngleich wir hier freilich mangels an Nachrichten noch nicht so klar sehen können.

Wie sich die großen Kulturen an großen Flüssen, den natürlichen Verkehrswegen, entwickelt haben, so nehmen Völkerwanderungen ihren Ursprung in ausgedehnten Steppengebieten, die dem Menschen in nomadischem Zustande Weide für das Tier geben, von dem er lebt, aber bei den großen, von einer nomadischen Lebensweise beanspruchten Gebieten verhältnismäßig wenig Bewohnern Raum und Unterhalt gewähren und so die sich immer wieder geltend machende Übervölkerung nach ertragfähigern Ländern abstoßen müssen, wo zugleich dem einfachen, aber lebenskräftigen Sohne der Natur die lockenden Herrlichkeiten der Kultur und leichter Sieg über verweichlichte Kulturmenschen winken.

Für das babylonische Kulturgebiet kommen drei solcher Menschheitswiegen in Betracht: die europäischen Steppen, von wo die Einwanderung über den Kaukasus oder um das Kaspische Meer, auf der andern Seite durch Kleinasien hindurch erfolgen kann, im Nordosten die innerasiatischen Steppen und im Süden und Südwesten Arabien. Davon scheidet das erste Gebiet von vornherein fast aus, weil der Zugang hier am erschwertesten ist: wichtiger ist das innerasiatische. Für dieses aber wie das europäische gilt, daß jede von dort kommende Menschenwoge zuerst auf die Babylonien vorgelagerten, unter seinem Kultureinflusse stehenden Staaten stieß: die syrischen, kleinasiatischen, Armenien und Elam; ihnen gegenüber besaß Babylonien also eine natürliche Schutzwehr von Pufferstaaten und konnte darum nicht so leicht von ihnen unmittelbar überrannt werden. Das dritte Gebiet dagegen, Arabien, stößt mit seinen ausgedehnten Steppen, von jeher der Sitz beutegieriger Nomaden, unmittelbar an das babylonische Gebiet selbst an. Die einzige natürliche Grenze ist hier nur der Euphrat; und bis an die auf dem rechten Ufer gelegenen Städte kann der Nomade unbehindert schweifen, selbst wenn ihm eine

starke Macht den Übergang in die östlich vom Flusse gelegnen Weideplätze wehrt. Es ist eine lang ausgedehnte, stellenweise durch weite Steppen laufende Grenze, welche die babylonischen Mächte zu verteidigen hatten, und sie haben selten vermocht, den von Arabien her vordringenden Nomaden das Überschreiten des Flusses zu wehren. So ist denn das Kulturland von hier aus den meisten und nachhaltigsten Einwanderungen ausgesetzt gewesen, und die Völker, die von dort gekommen sind, haben einander in dem Besitze der Euphrat-Tigrisniederung abgelöst. Arabien ist aber, soweit unsere Kenntnis reicht, die Heimat der Völker gewesen, die wir nach *sprachlichen* Merkmalen einteilend als *Semiten* bezeichnen. Darum ist die Geschichte Babyloniens selbst vorwiegend semitisch, die seiner Nachbarvölker, soweit sie unter seinem Einflusse stehen, ebenfalls semitisch, oder aber in der gedachten Weise aus den beiden andern Vorratskammern der Menschheit her rekrutiert. In Babylonien haben die Semiten ihre höchste Kultur erreicht. Dort haben sie entwickelt, was ihre natürlichen Gaben unter den gegebnen Verhältnissen zu stande bringen konnten; dort hat im wesentlichen die semitische Geschichte, soweit sie eine von Kulturvölkern ist, sich abgespielt. (Selbst der Islam hat hier noch seinen eigentlichen Sitz; aber von einer semitisch-islamischen Kultur kann man noch weniger sprechen als von einer babylonisch-semitischen: die Araber herrschten mittels der persisch-byzantinischen.)

Soweit wir die babylonische Geschichte zu überblicken vermögen, sind ihre Träger also Semiten. Demgemäß kommt der Charakter der Bevölkerung als vorwiegend semitisch in der Sprache zur Geltung, soviel auch andere Bevölkerungsbestandteile allmählich den Semiten beigemischt worden sind. Es ist aber selbstverständlich, daß unsere *geschichtliche* Kenntnis *nicht* den *Anfang* der babylonischen Kultur erreichen kann: die Entwickelung des Mittels zur Überlieferung der Geschichte, die Herausbildung einer schriftlichen Handhabung der Sprache, setzt ja eine lange Kulturentwicklung voraus. Von den Bilderinschriften der Wilden bis zu den schriftlichen Berichten über Kriegszüge und Tempelbauten, wie sie uns die ältesten babylonischen Inschriften aus dem vierten Jahrtausend geben, und bis zu den nach bestimmten Schemen aufgezeichneten Verwaltungsurkunden derselben Zeit ist ein weiter Weg; und vielleicht haben die Völker, die jene Stufe erklommen, länger an der Durchsetzung ihrer Errungenschaften gearbeitet, als die drei bis viertehalb Jahrtausende betragen, während deren die Keilschrift und ihre Fortbildung jetzt vor unsern Blicken liegt. Wir werden sehen, daß die ältesten uns bis jetzt bekannten Urkunden von Semiten herrühren, und zwar von eingewanderten Semiten, die sich in Babylonien im Kampfe miteinander zu größeren Staatenbildungen zusammenthun. Diese Urkunden zeigen aber noch deutlich den Einfluß des alten Kulturvolks, das vor diesen Semiten in der Euphratniederung ansässig war. In diesem müssen wir daher die Schöpfer der babylonischen Kultur, die Erfinder der Keilschrift erblicken — für uns *ein* Volk; denn wir sehen es nur durch den Schleier der vorgeschichtlichen Zeit. Von seinem Werden, seinen Schicksalen, die ebenso vielgestaltig und abwechslungsreich gewesen sein müssen wie die der „Semiten" von Babylonien, deren Geschichte die nächsten drei Jahrtausende füllt, wissen wir nichts.

B. Die Sumerer.

Die ersten Urkunden, die wir haben, sind noch in einer nichtsemitischen Sprache abgefaßt, in der „Sprache der Sumerer", wie die späteren Aufzeichnungen sie nennen. Diese Sprache ist das einzige, was wir bis jetzt von den Schöpfern der babylonischen Kultur, den Erfindern der Keilschrift, den *Sumerern*, wie wir sie im Anschluß daran bezeichnen, kennen. Das ist aber auch das wichtigste und das am lautesten für ihre Bedeutung redende Zeugnis; denn als längst

kein Mensch mehr ein Wort sumerisch sprach, als die verschiedenartigsten Völker Babylonien besetzt hatten und dort denselben Weg gegangen waren wie die alten Sumerer selbst, als auch die Rolle der verschiednen semitischen Völker in der Euphratniederung ausgespielt war, als Perser, Makedonier und Parther hier herrschten, also bis unmittelbar an die christliche Zeitrechnung heran, hat man in Babylonien noch das Sumerische als heilige Kultsprache gepflegt. Also hat es eine Rolle gespielt wie das Lateinische als Gelehrten- und Kirchensprache im Mittelalter und in neuerer Zeit, nur daß sich seine Lebensdauer in dieser Rolle über eine noch einmal so lange Zeit erstreckt.

Spricht so auch bis jetzt kein Sumerer in einer eignen Inschrift zu uns, ist also die Vergangenheit dieses merkwürdigen Volks, von dessen Ende die Kulturüberlieferung in ununterbrochner Kette bis auf unsere Zeit und Kultur läuft, für uns noch vorgeschichtlich, so wird es uns durch die Erhaltung seiner Sprache doch näher gerückt, als es durch irgend ein andres Erzeugnis seines Geistes hätte geschehen können. Inschriften und religiöse Texte in sumerischer Sprache liegen uns aus einem drei Jahrtausende und mehr umfassenden Zeitraume vor. Die ältesten sind die Inschriften der Könige von Lagash (s. die Tafel „Bruchstücke einer altbabylonischen Königsstele" bei S. 12), ihrer Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger, geschrieben bereits von Semiten, aber unter der noch lebendigen Einwirkung des bereits verdrängten oder besiegten Sumerertums. Wir müssen annehmen, daß schon gegen Ende des vierten Jahrtausends das Sinnerische ganz oder fast ausgestorben war und bereits in den Inschriften dieser Zeit eine Rolle spielte wie etwa das Lateinische im Zeitalter der Merowinger. Man kann sich leicht vorstellen, daß in den folgenden Jahrtausenden die nur noch künstlich gepflegte Sprache ähnliche Schicksale erfahren mußte wie das Lateinische im Mittelalter; denn eine Wiederbelebung durch die Entwicklung des Begriffs Klassizismus, wie die des Lateinischen durch die Renaissance, ist dem orientalischen Geist fremd geblieben. Das Sumerische und seine als akkadisch bezeichnete Mundart werden in der Handhabung späterer Zeiten daher immer verderbter. Sie werden mit Semitismen durchsetzt; ja je später, desto mehr machen die Texte den Eindruck, nur aus sumerisch zurechtgestutzten und flektierten Worten zusammengesetzt zu sein, namentlich unter Aufgeben der ursprünglich vollkommen verschiednen Syntax. Dieses Sumerische zeigt dieselben Erscheinungen nicht nur wie das Mönchslatein, sondern sogar die der makkaronischen Spielereien, nur daß bei ihm ernsthaft gemeint war, was dort Scherz ist. Nimmt man dazu, daß die Inschriften, je älter, desto mehr ideographisch sind (die einzelnen Worte jedes mit einem besondren Begriffszeichen geschrieben), so wird man begreifen, daß wir über die Aussprache des alten Sumerischen in recht wenig befriedigender Weise unterrichtet sind, da wir von den alten Inschriften zwar den Sinn aus den uns ihrer Bedeutung nach bekannten Zeichen kennen, die Aussprache der Worte aber, wenn überhaupt, nur aus den Angaben späterer Jahrhunderte erfahren.

Wir können daher trotz zahlreicher Texte über viele Erscheinungen der Sprache uns noch keine Klarheit verschaffen, jedoch immerhin mehr als genug feststellen, um den Charakter des Sumerischen, der ältesten Kultursprache der Welt, im allgemeinen zu erkennen. Es ist eine agglutinierende Sprache, deren Bau im wesentlichen gleich mit dem der Turksprachen, von dem der semitischen also vollkommen verschieden ist. Als Beispiel diene folgendes Gefüge: igal Ur-gur ungal Ur gal i-An-na in-ru-a-ka-ta = Palast + Ur-gur + König + Ur + Mensch + i-Anna + er baute + Genitivpartikel + in = im Palaste des Urgur, des Königs von Ur, des Erbauers vom (Tempel) i-Anna. Das Genitivverhältnis, das beim Semiten wie bei uns zwischen Palast und Ur-gur steht, rückt ans Ende des ganzen Ausdrucks, der also ein in sich Zusammenhängendes, etwa unserem Kompositum Vergleichbares bildet. Ebenso kommt

das, was für uns die Hauptsache ist und deshalb an den Anfang des Satzes tritt: die Ortsbezeichnung „in" (= ta), an den Schluß. Man beachte ferner die Umschreibung eines semitischen Partizipiums durch gal ... in-ru-a Mensch ... + er baute. Auf die Feststellung einer Verwandtschaft mit irgend einer Sprache der Alten Welt, auch den verschiednen der umwohnenden Völker, oder gar der noch lebenden, muß verzichtet werden (vgl. oben auf S. 6 das über unsere Kenntnis von der Aussprache der Worte Gesagte). Lautlich war das Sumerische bereits im höchsten Grade verfallen. Die meisten Worte zeigen nur noch einfache Silben von Vokal und Konsonant, oder Konsonant—Vokal—Konsonant, wovon aber der letztere auch schon meist verloren geht; und eine große Anzahl von ursprünglich verschiednen Worten fallen lautlich wieder zusammen. Das Sumerische ist also in ähnlicher Weise abgeschliffen gewesen wie das Chinesische.

Von der Geschichte der Sumerer wissen wir nichts; auch für Ägypten erzählt uns noch kaum eine Inschrift von den Zeiten, wo die Kultur im Werden begriffen war, die uns dort im Alten Reiche gleichzeitig mit dem Erscheinen der Semiten in Babylonien vollendet entgegentritt. Das eine aber können wir mit vollkommner Sicherheit aus der Analogie ähnlicher Verhältnisse und der späteren Zeiten schließen: die Entwickelung dieser Kulturen war nicht möglich in einem idyllischen Hindämmern an den fruchtbaren Ufern von Euphrat und Nil. Dieselben Beziehungen freundlicher und feindlicher Art, die zwischen den Bevölkerungen der beiden Länder später uns entgegentreten, und die zwischen allen Kulturvölkern, die nicht durch unüberwindbare Schwierigkeiten des Verkehrs getrennt sind, bestehen, die müssen auch in den noch dunkeln Zeiten der sumerischen Geschichte bestanden haben. Auch damals muß der Handel herüber und hinüber gegangen sein, müssen die Könige der Staaten Briefe ausgetauscht haben, und muß ein Volk das andere unterjocht haben.

C. Die ältesten Einwanderungen von Semiten.

Da, wo das Dunkel durch geschichtliche Quellen, durch Inschriften, die ältesten in Worten zu uns redenden Denkmäler der Menschheit, gelüftet wird, treten uns Semiten als Herren der Euphrat-Tigrisniederung entgegen. Als Semiten bezeichnen wir im Anschluß an die Völkertafel der Genesis (1. Mosis, Kap. 10) die Völkergruppe, die dieselbe Sprache wie die dort zu den Nachkommen Sems gezählten Hebräer sprachen. (Seit dem Aufkommen dieser Bezeichnung hat sich freilich herausgestellt, daß einige der dort ebenfalls zu Sems Nachkommen gezählten Völker nicht semitisch sprachen; indessen ist die Bezeichnung nun einmal eingebürgert.)

Als Heimat der Semiten sehen wir Arabien an — ein anderes Land kann schon aus geographischen Gründen nicht in Betracht kommen. Arabien ist bis auf den heutigen Tag das Land, wo sich Semiten rein erhalten haben, und wo sie noch in denselben Verhältnissen, in demselben Kulturzustande leben wie ihre Stammesverwandten, denen im vierten vorchristlichen Jahrtausende gelang, was das Sehnen ihrer Nachkommen ist: die reichen Kulturländer zu gewinnen, die damals allerdings reicher und kultivierter waren als jetzt.

Die einzigen Wege, auf denen nomadisierende Völker aus Arabien auswandern konnten, führen nach Syrien und Palästina. Auf den andern Seiten ist das Land vom Meer umgeben; und eine Auswanderung nach Westen oder Osten setzte voraus, daß man Schiffe besaß, also von der nomadisierenden Lebensweise der Steppe zur Seßhaftigkeit, zum mindesten zum Fischfang übergegangen war, der aber nur ein kleines Volk ernähren konnte. Vom Süden Arabiens aus hat denn auch eine Auswanderung im größern Maßstabe nicht stattgefunden. Nur

als hier das Sabäerreich und die in Verbindung mit ihm stehenden Völker eine Art Kultur geschaffen hatten, ging eine Auswanderung nach Afrika und Abessinien hinüber, von der noch zu handeln sein wird (vgl. unten, den 13. Abschnitt); der eigentliche Strom der semitischen Völkerwanderungen geht aber nach Norden.

Wir sind in der Lage, den Verlauf und die Zeit dieser Wanderungen im großen zu bestimmen, da wir Anfang und Ende der letzten davon ziemlich genau und die der ersten mit dementsprechender Zuversichtlichkeit festlegen können. Sie ergeben sich als natürliche Folge der Übervölkerung des Landes und müssen sich bei gleichbleibenden Kulturverhältnissen und Lebensbedingungen ungefähr im gleichen Zeitraume wiederholen. Diese Erwägung wird bestätigt durch das, was uns die Inschriften lehren. Wir können im ganzen *vier große semitische Wanderungen* nach Norden hin feststellen. Die letzte, um mit der im hellsten Lichte der Geschichte verfolgbaren anzufangen, ist die *arabische*. Diese gipfelt in den Eroberungen des Islams; sie beginnt etwa im 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr., wo das Vordringen der Araber in Syrien nachweisbar ist. Dieser geht voran die *aramäische*, und auch deren Anfänge können wir ungefähr bestimmen: im 15.—13. Jahrhundert finden wir Mesopotamien von aramäischen Nomaden bereits überschwemmt; das Vordringen dieser Stämme muß also bereits etwas früher begonnen haben. Vor dieser liegt die *kanaanäisch-hebräische*. Mit dem bis jetzt gewonnenen Ergebnis einer Dauer von etwa einem Jahrtausend für diese Einwanderungen stimmt es überein, daß wir um 2400—2100 eine als kanaanäisch zu bezeichnende Bevölkerung im Besitze Vorderasiens, Babyloniens und wohl auch Ägyptens finden, und daß abermals ein Jahrtausend früher die „*babylonischen Semiten*" bereits im Besitze der sumerischen Kultur uns entgegentreten.

Das sind die vier großen semitischen Völkergruppen, deren Aufeinanderfolge die Geschichte des vorderen Orients am meisten beeinflußt hat. Man halte sich aber gegenwärtig, daß eine Berechnung wie die unsrige nur ungefähre Vorstellungen gibt, daß sie bis auf ein paar Jahrhunderte ungenau sein kann, und daß selbstverständlich eine scharfe Scheidung der einzelnen Wanderungen nicht möglich ist. Bei Völkerwanderungen schiebt ein Volk das andere vor sich her; und namentlich müssen die letzten Teile einer großen Völkergruppe noch in Bewegung sein, wenn die Vorläufer der nächsten schon herannahen (z. B. bei Hebräern und Aramäern um die Mitte des zweiten Jahrtausends).

Wir nehmen an, daß die einwandernden Semiten in Babylonien schon eine hochentwickelte Kultur vorfanden, die sie, wie jedes Barbarenvolk in gleichem Fall, annahmen und deren Einrichtungen für sie gültig wurden. Da, wo unsere Quellen zu uns reden, finden wir eine Anzahl von *Städten* vor, deren Götterkult in hohem Ansehen steht, und deren Bedeutung als Mittelpunkt von Landstraßen, als Brennpunkt des Verkehrs und der Kultur durch die ganze Geschichte hindurch sich behauptet hat. Wir werden in ihnen (Ausnahmen im einzelnen sind natürlich denkbar) bereits vorsemitische Ansiedelungen zu sehen haben, wenn sie auch durch die neue Einwanderung vollkommen semitisiert wurden und für uns nur noch semitische Orte sind, wie Köln und Augsburg deutsche Städte.

Wir nennen hier die wichtigsten, am *Euphrat* von Süden stromauf gehend: Eridu (Abu Shahrein), Sitz des Ea-Kults; Ur (Mugair), die Stadt der Mondverehrung in Südbabylonien; Lagash (auch Sir-pur-la genannt mit phonetischer Lesung der ideographischen Schreibweise [Ruinenstätte Telloh]), uns bekannt durch Ausgrabungen des französischen Konsuls de Sarzec (s. die farbige Tafel bei S. 12); endlich von noch nicht bekannter Lage eine Stadt, deren Ideogramm ebenfalls noch nicht lesbar ist, von deren Fürsten wir aber mehrere Inschriften und

Nachrichten haben. Da man fälschlich das Zeichen, mit dem ihr Name geschrieben wird, für das des Bogens angesehen hat, so hat man sie als die „Bogenstadt" bezeichnet, und wir wollen, um Verwirrung zu vermeiden, diese falsche Bezeichnung vorderhand beibehalten. Ferner: Isin (früher Nisin gelesen), ebenfalls noch nicht aufgefunden und später Sitz einer südbabylonischen Dynastie; Larsa (Senkereh), wo der südbabylonische Sonnenkult seinen Sitz hat; Nippur (Niffer), die Stadt Bels, durch amerikanische Ausgrabungen untersucht; Uruk (Warka), der Sitz der Nanâ-Ishtar, beide ihrer Lage nach schon etwas nach Nordbabylonien hinweisend und eine entsprechende politische Rolle spielend. In Nordbabylonien sind die wichtigsten Städte Babylon, die Marduk-stadt, die aber erst später die Hauptrolle übernimmt, daneben Kish (Uhaimir?) und Kutha (Tel-Ibrahim), die Stadt Nergals, und weiter nördlich Sippar (Abu-Habba), die Sonnenstadt Nordbabyloniens; Dur-ilu, mit dem Kult Anus, noch nicht nachweisbar, die Pässe nach Elam hin beherrschend und darum die erste Stadt, die den Einfällen der Elamiten ausgesetzt war, und andere. Weiter nördlich beginnt die mesopotamische Steppe, und wir begegnen nun am Tigris-ufer aufwärts gehend den größern Städten: Assur (Kala Shergat), Kalchi (Nimrud) und Ninive, erst sehr viel später als Hauptstädte des Königreichs Assyrien von größter Bedeutung. Mehr östlich, nach Medien zu, liegt Arbail (Arbela, jetzt Erbil), das die ostassyrische Landschaft, das Gebiet zwischen oberem und unterem Zab, beherrscht; hier laufen die Wege nach Medien und den Gegenden am Urumiyasee zusammen. Nun wieder in das Gebiet zwischen den Flüssen zurückgehend, finden wir das Singaragebirge; sicher einst von Städten besetzt, wenn auch darüber bis jetzt geschichtlich nichts nachweisbar ist. Die große mesopotamische Steppe wird erst durch die beiden Thäler des Chabur und Balich wieder zu größeren Ansiedelungen geeignet; hier finden sich in Menge, freilich noch nicht erforschte (über Arban vgl. S. 44 und 84) „Tels", die von Sand bedeckten Stätten alter Städte. Am wichtigsten und bis in späte Zeiten hinab blühend am oberen Balichthale Harran, die Mondstadt.

Das sind durchaus nicht etwa alle bedeutenden Städte des babylonischen Kulturgebiets. Im Gegenteile können wir uns, wenn wir von solchen Teilen der Steppe, wo es an Wasser fehlte, absehen, alle in Betracht kommenden Gebiete gar nicht dicht genug von Ansiedelungen aller Art bedeckt denken. Besonders Babylonien ist in den Zeiten der Blüte (gleichwie Ägypten) in einer Weise, die fast mehr dem Gartenbau als unsern Begriffen von Landwirtschaft ähnelt, bewirtschaftet worden und dementsprechend mit Ansiedelungen bedeckt gewesen. Die hier namhaft gemachten Städte sind nur solche, die durch politische und damit zusammenhängende kultische Bedeutung eine ganz besonders hervorragende Rolle gespielt haben, zum Teil auch durch Ausgrabungen für unsere Kenntnis des Landes bedeutungsvoll geworden sind; außer ihnen harren noch zahllose Tels des Spatens ihrer Ausgraber.

Die einwandernden „semitischen Babylonier" haben das Land ebenso besetzt, wie wir es später bei ihren nachfolgenden Stammesbrüdern geschichtlich: in Babylonien bei den Chaldäern, in Kanaan bei den Hebräern, verfolgen können. Sie dringen in das offne Land vor, wo sie sich halb geduldet, halb mit Gewalt behaupten, und setzen sich allmählich in den Besitz der Städte, womit ihre Herrschaft über das Ganze besiegelt ist. Aus den Nomaden sind nun ansässige Städtebewohner geworden, die die Landeskultur bedingungslos annehmen. Politisch hat sich damit ein bedeutender Umschwung mit ihnen vollzogen: die freien Nomaden, unter Führung eines Scheichs, sind Unterthanen eines Königs geworden; denn ihr Führer hat sich noch schneller als seine geführten „Brüder" die Vorteile der vorgefundnen Einrichtungen zu nutze gemacht.

So müssen wir zuerst eine Reihe von einzelnen Stadtkönigtümern annehmen, entsprechend den alten sumerischen Kultmittelpunkten, die von den einzelnen eingedrungenen Stämmen besetzt waren. Kaum im Besitze dieser, waren deren Könige — wie schon die einzelnen Stämme in der Nomadenzeit, soweit sie nicht im Bunde der „Blutsverwandtschaft" waren — natürliche Gegner; und der Kampf zwischen ihnen mußte beginnen und so lange dauern, bis er mit Unterwerfung des einen unter den andern und der allmählichen Herausbildung eines oder mehrerer großer Reiche sein Ende fand. Damit war dann der bereits in sumerischer Zeit vorauszusetzende und den Kulturbedürfnissen des Landes entsprechende Zustand wieder erreicht.

D. Das babylonische Reich.

a) Die ältesten Zeiten (um 3000 v. Chr.).

Wir müssen erwarten, als älteste Denkmäler der Semitenzeit Inschriften von Königen der verschiednen großen Städte zu finden, die im Kampfe miteinander liegen. Diese Erwartung ist denn auch durch die neuesten Funde erfüllt worden. So gering sie auch gegenüber dem sind, was man noch der Erde wieder abgewinnen kann, so genügen sie doch vollkommen, uns das aus der natürlichen Entwicklung der Dinge zu erschließende Bild als richtig zu erweisen.

Die ältesten bis jetzt bekannten Inschriften sind solche von Königen von Lagash in Südbabylonien, von Ur, von Uruk, weiter nördlich, von Kish, von der oben (S. 9) besprochnen „Bogenstadt", die wir im Kampfe miteinander und sich gegenseitig unterwerfend finden. Wir müssen sie alle vor und um 3000 v. Chr. setzen, also im allgemeinen in die zweite Hälfte des vierten Jahrtausends; damals wurden diese Kämpfe der semitischen Stadtkönige untereinander ausgefochten. Sie im einzelnen zu verfolgen hat keinen Zweck; und die unaussprechlichen und lautlich noch unlesbaren Namen ihrer Helden sind bis jetzt auch nur für den Forscher von Bedeutung. Das Ergebnis dieser Kämpfe ist die Entwicklung größerer Reiche; dann gilt der König der siegreichen Stadt als Beherrscher der unterworfnen Fürsten, die sich mit dem Titel Patesi bezeichnen. Alle diese Könige, besonders die im Süden ansässigen, schreiben noch sumerisch; überhaupt finden wir, daß in Südbabylonien das Sumerische viel länger (um etwa noch ein Jahrtausend) als Schriftsprache gebraucht worden ist als im Norden. Wir haben eine reiche Anzahl von Inschriften von Patesis, also von einem Oberkönig abhängiger Lehnsfürsten von Lagash, die der Zeit um 3000 angehören, und deren letzte wir mit den sogleich zu erwähnenden südbabylonischen „Königen von Sumer und Akkad" zeitlich gleichsetzen können.

Frühere von diesen südbabylonischen Patesis standen unter der Herrschaft nordbabylonischer Könige, von denen Shargani-shar-machazi (gewöhnlich Sargon genannt) und dessen Sohn Naram-Sin uns auch durch eine Anzahl eigner Inschriften bekannt sind. Der erstere von beiden nennt sich noch König von Agade in Nordbabylonien, hat also von dort aus den Süden unterworfen; und Nachrichten über seine und seines Sohnes Regierung beweisen, daß sie ihre Siegeszüge über das ganze Vorderasien, soweit es je unter babylonischem Kultureinfluß gestanden hat, ausgedehnt haben. Sie haben nicht nur Babylonien und Mesopotamien, sondern auch Syrien und Palästina beherrscht; ja Sargon soll auf das Mittelländische Meer hinausgefahren sein, wo ja auf Kypern Spuren des Einflusses Babyloniens bereits aus ältesten Zeiten nachweisbar sind. Kriege mit den nördlichen Barbaren verstehen sich von selbst, sowie Züge nach Arabien (Magan und Melucha). Damit ist also ein großes semitisch-babylonisches Reich begründet, das das ganze in Betracht kommende Vorderasien in dem Umfange wie zur Zeit der größten Macht Assyriens umfaßt (s. die beigeheftete Karte „Babylonien, Assyrien und

Bruchstück einer altbabylonischen Königsstele.

...sien.

...n Stadtkönigtümern annehmen, ent...
... die von den einzelnen eingedrungen...
...n deren Könige — wie schon die einzelnen
... der „Blutsverwandtschaft“ waren
...n... sie ...kommen und so lange dauern, bis ...
... Verschmelzung der ...mählichen Herausbildung eines ...
... dann der bereits in sumerischer ...
... entsprechende Zustand wieder erreicht ...

Das babylonische Reich.

... um 3000 v. Chr.).

Bruchstück einer altbabylonischen Königsstele.

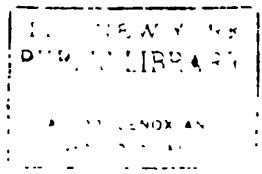
... nebeneinander liegen. Diese Erwartung ...
... — ...erung sie auch gegenüber dem sind, wa...
... sie doch vollkommen, uns das aus d...

Auf der umstehenden farbigen Tafel ist ein Stückchen sogenannten Geier-Stele aus Telloh (Lagash) wiedergegeben, genannt nach dem zuerst bekannt gewordenen Stücke, worauf Geier die Köpfe der Erschlagenen forttragen. Die Stele ist errichtet worden nach der Niederwerfung des Königs einer Nachbarstadt durch den Patesi (Vasallenfürsten; von jenem abhängigen?) Eannadu von Lagash, der sich nun wieder „König von Lagash“ nennt. Die Darstellung zeigt das Heer von Lagash in geschlossener Phalanx mit gefällter Lanze zum Angriffe vorrückend; an der Spitze steht in charakteristischen Königs- (und Götter-) Kleide der König, in der Hand das Wurfholz (Bumerang), dessen oberer Teil abgebrochen ist. An den Seiten befinden sich Reste der Inschrift; die betreffenden Zeilen oder Fächer davon enthalten aber nichts, was sich auf die Darstellung bezöge.

... Stadtkönigen das Sumerische viel
... gebraucht worden ist als im Norden.
... also von einem Oberkönig abhängiger
... n, und deren letzte wir mit den sogleich
... und Akkad“ zeitlich gleichsetzen können.
... unter der Herrschaft nordbabylonischer
... Sargon genannt) und dessen Sohn
... gesten bekannt sind. Der erstere von
... n, hat also von dort aus den Süden
... seiner Regierung bewiesen, daß sie ihre
... unter babylonischem Kultureinfluß ge...
... Babylonien und Mesopotamien, sondern
... soll auf das Mittelländische Meer hinaus
... Babyloniens bereits aus ältesten Zeiten
... ziehen sich von ...
... ein großes semitisch-babylonisches
... Vorderasien in den Umfange wie zur
... „Babylonien, Assyrien und

Bruchstück einer altbabylonischen Königs-Stele.

(Nach E. de Sarzec, Découvertes en Chaldée.)


PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AN

Aufschriften „Könige von Ur, König der Weltgegenden" und lassen das „König von Sumer und Akkad" weg. Ihr Sitz muß danach in Nordbabylonien gesucht werden. Das politische Schwergewicht verschiebt sich also immer mehr nach den Hauptstädten eines Sargon und Naram-Sin; und der Süden mit seiner Pflege des sumerischen Wesens wird immer bedeutungsloser. Auch die Namen dieser Dynastie, wie alle folgenden, zeigen in Übereinstimmung hiermit rein semitische Form. Es scheint danach, als ob die Nachfolger Dungis Nordbabylonier, wie Naram-Sin, gewesen seien, die im Süden residierten. Das Ende dieser Dynastie können wir etwa um 2600 oder 2500 setzen.

Das zweite Herrscherhaus wird nach seiner Hauptstadt das von Isin genannt; seine Angehörigen bezeichnen sich als „Könige von Isin, Könige von Sumer und Akkad". Es muß also eine Umwälzung stattgefunden haben. Das drückt sich schon darin aus, daß die Könige dieser Dynastie, trotzdem sie wie ihre Vorgänger und Nachfolger ihre Inschriften sumerisch setzen lassen, endgültig darauf verzichten, auch ihren Namen eine sumerische Form zu geben, wie das bis dahin im Süden geschehen war, sondern gerade so wie die Nordbabylonier (Naram-Sin 2c.) Namen führen, die auch äußerlich schon als semitisch erkennbar sind. Der letzte dieser Könige heißt Ishme-Dagan („Dagan erhört"; sein voller Titel lautete: Ishme-Dagan, der Statthalter von Nippur, Fürst von Ur, Uddadu von Eridu, Herr von Uruk, König von Isin, König von Sumer und Akkad, der geliebte Gemahl der Nana). Aus dieser Wortverbindung ist der Göttername Dagan sicher „kanaanäisch"; denkbar wäre es also, daß wir es bereits hier mit Kanaanäern zu thun haben: eine Erwägung, deren Bedeutung unten bei Besprechung der ersten Dynastie von Babylon klar werden wird. Bis jetzt sind mindestens fünf Könige dieser Dynastie bekannt (Ishbigirra, Gamil-Ninib, Libit-Anunit, Bur-Sin I., Ishme-Dagan); wir können ihr Ende um 2500 oder 2400 ansetzen.

Damit kommen wir zu der dritten und letzten selbständigen südbabylonischen Herrscherreihe; sie hat ihren Sitz in der Stadt des Sonnengottes Shamash und heißt danach Dynastie von Larsa. Aus den Zeiten dieser Könige (bekannt sind bis jetzt: Nur-Ramman, Sin-iddin, Rim-Sin, die wohl aufeinander gefolgt sind) wie der vorhergehenden haben wir bereits eine große Anzahl von Urkunden des Geschäftslebens, deren Datierungen meist nach wichtigen Ereignissen gegeben werden und uns so manche Nachrichten über Kriege oder sonstige bedeutende Unternehmungen liefern. Königsinschriften mit geschichtlichen Angaben fehlen noch ganz: es gibt nur die gewöhnlichen Bau- und Weihinschriften. Der letzte König der Dynastie Rim-Sin ist kein Babylonier, sondern — ein Elamit. In seinen Inschriften bezeichnet er sich ausdrücklich als Sohn des Elamiten Kudur-Mabuk, der den ganzen babylonischen Kulturbereich bis nach Phönikien unterworfen zu haben scheint und seinen Sohn in Südbabylonien als letzten „König von Sumer und Akkad" regieren ließ.

Daß Elam der mächtigste Gegner Babyloniens war, ersehen wir bereits aus den Nachrichten der frühern Zeiten. Damals muß ein größerer Vorstoß erfolgt sein, der eine Zeitlang ganz Babylonien und die von ihm abhängigen Länder zu Vasallenstaaten Elams machte. Wenn wir das mit dem zusammenhalten, was wir soeben über etwaigen Kanaanismus der letzten Dynastien vermuteten, und was wir sogleich von der ersten Dynastie von Babylon festzustellen haben werden, so ergibt sich daraus, daß die Rolle der „babylonischen Semiten" ausgespielt ist. Der erste nachsumerische Abschnitt der babylonischen Geschichte ist zu Ende: wir befinden uns bereits in der Zeit des Werdens neuer Zustände. Neue Völkerschaften wandern ein oder sind bereits eingewandert. Die alten Kämpfe wiederholen sich; es besteht noch kein einiges

babylonisches Reich wieder. So kann der mächtige Nachbar für einige Zeit seine Hand auf das ganze Kulturland legen: Verhältnisse, die sich in der Folge öfter wiederholen.

c) Das Aufkommen Babylons: die Anfänge der eigentlich babylonischen Geschichte.

Waren wir über die Zeit und die Verhältnisse der verschiednen bis jetzt erwähnten Dynastienwechsel nicht unterrichtet, so können wir den jetzt erfolgenden Umschwung in seinem Wesen vollkommen klar feststellen und damit erkennen, daß wir in ihm die Besiegelung neuer Verhältnisse haben, die sich in den voraufgehenden Kämpfen vorbereitet hatten.

Zugleich mit den südbabylonischen Königen von Larsa und zum Teile mit deren Vorgängern, der Dynastie von Isin, regiert in Nordbabylonien, in Babylon und, wie es scheint, mit besondrer Bevorzugung von Sippar (vielleicht Nachwirkung aus der Sargon-Zeit, da Sippar mit Agade zusammenhing) eine Reihe von Fürsten, die wir im Anschluß an babylonische Königslisten als erste Dynastie von Babylon bezeichnen. Wir haben gesehen, daß seit den Zeiten Sargons und Naram-Sins, wo der Norden die Vorherrschaft hatte, bereits in der zweiten Reihe der Dynastie von Ur wieder Könige im Süden herrschen, die sich als solche Nordbabyloniens bezeichnen. Nun werden aber in den zahlreichen Geschäftsurkunden aus der Zeit und dem Bereiche die nordbabylonischen Herrscher bis zu der sogleich zu besprechenden Unterwerfung des Südens nicht Könige genannt, wenngleich sie thatsächlich die Regierung führen. Die Schlußfolgerung liegt nahe, daß wir es mit Vasallenkönigen jener Südbabylonier zu thun haben. Die südbabylonischen Könige von Isin residierten demnach im Anschluß an die Dynastie von Ur und im Gegensatze zu einem Naram-Sin wieder in der alten Hauptstadt des Reiches von Sumer und Akkad und hatten in Babylon selbständig schaltende Vasallenkönige. Dasselbe Verhältnis bestand unter den paar Königen des Larsa-Hauses weiter. Der letzte König dieser Dynastie, der Elamit Rim-Sin, wurde vom fünften dieser Könige von Babylon gestürzt, nachdem das Vasallenverhältnis wohl längst ein nur noch formell bestehendes gewesen war. Damit war der Selbständigkeit des Südens für immer ein Ende bereitet. Von da an sind die Könige von Babylon die Herren auch des südbabylonischen Reichs und führen den Titel „König von Sumer und Akkad", den (von einzelnen späten Erbteilungsfällen ohne Bedeutung abgesehen) kein Herrscher wieder selbständig geführt hat. Mit der politischen Bedeutung des Südens ist es aus: er bleibt jetzt, was er auch unter Sargon und Naram-Sin gewesen war, eine Provinz des Königreichs Babylon, das von nun an allein die maßgebende Rolle spielt, da es sich das nordbabylonische Reich, deren Herrscher sich „König der vier Weltgegenden" nannten, bereits früher (offenbar beim Sturze der Dynastie von Isin) ebenfalls angeeignet hatte. Damit ist die „babylonische" Geschichte nun wirklich zu einer Geschichte Babylons geworden.

Das Haus aber, unter dem die Herrschaft für immer nach der Stadt verlegt worden ist, die dem Land und damit jener ganzen Kultur infolge dieser Entwicklung der Dinge den Namen gegeben hat, dies Haus ist, wie die Namen seiner Mitglieder zeigen, nicht „semitisch-babylonisch": es ist kanaanäisch. Die Namen und Regierungszeiten sind uns durch eine babylonische Königsliste überliefert: Sumu-abi ca. 2400—2375, Sumula-il 2374—2353, Zabu 2352—2328, Abil-Sin 2327—2303, Sin-muballit 2302—2268, Hammu-rabi 2267—2213 (er erobert den Süden, wird König von ganz Babylonien), Samsu-iluna 2212—2183, Abeshua 2182—2165, Ammi-satana 2164—2151, Ammi-ṣadok 2150—2116, Samsu-satana 2115—2101. Mittlerweile hatte sich nämlich die zweite der besprochnen großen semitischen Einwanderungen vollzogen,

deren Vertreter wir als Kanaanäer deshalb bezeichnen, weil sich in Kanaan ihr Charakter und ihre Sprache am reinsten und längsten erhalten haben. Diese Einwanderung hat mit einem Teil ihrer Völkermassen auch Babylonien überschwemmt. Dort hat sich inzwischen dasselbe Spiel wiederholt, wie zur Zeit der Einwanderung der ersten Semiten (in diesem Lichte waren wir geneigt, schon manche Erscheinungen unter den letzten südbabylonischen Dynastien zu betrachten): die andrängenden Nomaden sind vom offenen Land in die Städte gedrungen, Babylonien hat eine andere herrschende Bevölkerung an Stelle der abgelebten ersten erhalten; diese wird sich nun in derselben Weise der babylonischen Kultur anpassen und dasselbe Schicksal wie jene haben. Das ist die zweite Periode der babylonischen Geschichte, zugleich die letzte der politischen Vorherrschaft Babyloniens über Vorderasien.

Dieselbe Einwanderung hat Syrien und Palästina betroffen; vielleicht gibt die Annahme, daß sie auch Ägypten überschwemmte, die Aufklärung über das Wesen der Hyksos und die von da an so stark auftretenden semitischen Einflüsse in Ägypten. Die Herrschaft über den Westen hat Babylonien auch zu dieser Zeit noch bewahrt. Die Stämme und Fürsten Palästinas waren Lehnsleute der Könige von Babylon, der alte Machtumfang (s. die Karte bei S. 10) wurde also auch in dieser Zeit behauptet und aus den Wirren dieser Völkerwanderung gerettet: der vordere Orient ist noch babylonisch, und das Bild, das wir uns von der Bedeutung Babyloniens für das übrige Vorderasien in dieser Zeit zu machen haben, entspricht in allem Wesentlichen dem, das wir für die Zeit von einem Jahrtausend früher entwerfen konnten. Der Orient, der im Besitze der „Kanaanäer" war, sah im wesentlichen so aus wie der der „semitischen Babylonier": er stand ganz unter dem Einflusse der sumerischen, jetzt durch eine zweite Schicht von Semiten weiter getragnen Kultur.

Auf die erste babylonische Dynastie folgt eine zweite von ebenfalls elf Königen, deren größtenteils künstlich zurecht gemachte sumerische Namen und Regierungszeiten uns durch die Listen überliefert werden; sonst wissen wir weiter nichts von ihr, da andere Nachrichten aus dieser Zeit merkwürdigerweise mangeln. Ihre Gesamtdauer beträgt 368 Jahre. Weiter können wir nichts über die Ereignisse während dieser Zeit feststellen, als daß sich gegen ihr Ende die Verhältnisse vorbereitet haben müssen, die mit dem Beginne der nächsten Dynastie zur anerkannten Geltung kommen. Ob etwa die „hethitische" Einwanderung, die Mesopotamien unter die Mitanniherrschaft brachte, und deren Spuren sich um diese Zeit in Babylonien bemerkbar machen (vgl. unten, S. 112), heranzuziehen ist, muß noch dahingestellt bleiben. Man kann einige Anzeichen so deuten.

Das dritte Herrscherhaus ist wieder ein fremdes, stammt diesmal aber von Einwanderern von der andern Seite, von Elam-Medien her. Das Volk, das von hier aus in Babylonien eingebrochen ist und nunmehr für ein paar Jahrhunderte Babylonien seine Könige gibt, nennt sich Kashshu (Kassiten). Noch in später Zeit, unter Sanherib, sind Reste davon im Zagros nachweisbar; wir werden uns ihr Erscheinen aus einem großen Völkerstrom erklären müssen, der sich von Osten und Nordosten her über die Kulturländer ergoß, ähnlich wie Jahrtausende später der türkisch-mongolische. Wir wissen nur einiges über den Teil dieser Völkerströmung, der nach Babylonien hereinflutete; wie sich sein Verhältnis zu Elam und den übrigen in Betracht kommenden Ländern gestaltete, werden vielleicht einmal spätere Funde aufklären. Jedenfalls ist die Einwanderung dieser Barbaren von nicht zu unterschätzendem Umfange gewesen. Seit dieser Zeit begegnen uns kassitische Namen, und zwar auch bei angesehnen Geschlechtern, häufig in Babylonien. Der Rassenmischung Babyloniens war damit ein neuer Bestandteil

hinzugefügt, und in dem „Sprachengewirr" von Babel ertönten nun auch die uns nur durch eine Wortliste und die Eigennamen bekannten Laute des Kassitischen. Als kassitisch zählt das babylonische Dynastienschema sein drittes Haus von 36 Königen mit 576 Jahren, von etwa 1700 bis ins 12. Jahrhundert reichend. Wir kennen die meisten dieser Könige mit Namen und haben Nachrichten mancherlei Art aus Königsinschriften und andern über die Ereignisse dieser Zeit, wenngleich hier auch noch große Lücken in der Überlieferung klaffen.

Einen Einblick in die Gestaltung der Dinge zum Beginne dieser Zeiten gewährt uns die Inschrift eines der ersten Fürsten dieser Dynastie, vielleicht des sechsten, Namens Agum Kakrime. Er nennt sich „König der Kashshu und Akkader (= „Babylonier"), König des ausgedehnten Landes Babylon, der besiedelte mit zahlreichen Einwohnern das Land Umliash (Grenzland gegen Elam), König von Padan und Alvan (Grenzgebieten gegen Medien), König von Gutium (den Nordländern!), der König, der regiert die vier Weltgegenden". Die ganze von der babylonischen Titulatur abweichende Aufzählung, die Voranstellung der Kassiten, zeigt, daß wir es hier mit einem der ersten Könige der neuen Eroberer zu thun haben; ein späterer König, Karaindash, führt bereits die gewöhnlichen babylonischen Titel und fügt erst am Schluß ein „König der Kashshu" hinzu, das seine Nachfolger auch weglassen. Auch diese Barbaren hatten sich also bald der Kultur gefügt: sie waren zu Babyloniern geworden.

Daß die ganze Eroberung nur bei einem Schwächezustande Babyloniens möglich war, ist selbstverständlich. Das Reich Hammu-rabis (gest. 2213) mußte also den Weg seiner Vorgänger gegangen, seine Macht gebrochen, Verwirrung und Schwäche eingetreten sein, ehe es den Barbaren leicht ward, sich in das warme Nest zu setzen. Dafür tritt uns denn auch gleich ein Zeugnis in der soeben erwähnten Inschrift des Agum Kakrime entgegen; denn diese ist gesetzt, um die Rückholung der Statue Marduks, des Hauptgottes von Babylon, zu feiern. Der Verlust des Gottes bedeutet für eine Stadt vollkommene Schutzlosigkeit, Auflösung ihrer Stadtverfassung, kurz, eine Zurückschleuderung in das Nichts, da der Gott es ist, der ihr Schutz und Daseinsberechtigung durch seine Anwesenheit verleiht. Das Wegführen des Gottes bei einer Eroberung ist daher der Ausdruck für eine Vernichtung der Selbständigkeit und für die Unmöglichkeit, diese zurückzuerwerben. Marduk war nach Chani, das im westlichen Medien liegt, geführt worden — von welchem Eroberer, und welche Verhältnisse wir in diesen Ländern als eine Folge der großen Wanderung voraussetzen müssen, der die Kassiten angehörten, kann man sich nur etwa durch die Analogie des „Mederreichs" vorstellen. Von dort hat ihn der Agum Kakrime nach Babylon zurückgebracht und sich damit zugleich als Schutzherrn und als echten König von Babylon erklärt.

Diese Schwäche Babyloniens und das Verbrauchtsein der „kanaanäischen" Bevölkerung kommen in zwei weitern Erscheinungen dieser Zeit noch klarer zum Ausdruck: die dritte semitische Einwanderung, die aramäische, macht sich in der Zeit der Kassiten (1700—1100) geltend, und Babyloniens Herrschaft über den Westen wird ihm streitig gemacht und schließlich entrissen durch eine neue aus einem „Stadtkönigtume" sich jetzt entwickelnde und um sich greifende Macht: Assyrien. Diesen beiden gehört die Zukunft; die Kassiten, die vorläufigen Herren von Babylonien, teilen das Geschick ihres Reichs, das seine Vorherrschaft abtreten muß. Wie die Herrschaft vom Süden stromaufwärts nach Babylon gewandert war, so wandert sie jetzt weiter nach Assyrien. Um die Klarstellung und Durchfechtung dieser Thatsache dreht sich seit dem Eingreifen Assyriens, das in dieser Zeit (etwa dem 16. Jahrhundert) beginnt, die Geschichte Vorderasiens.

2. Der Kampf zwischen Babylon und Assyrien.

A. Babylon unter den Kassiten.

Unter der Kassitendynastie beginnt der Kampf zwischen Assyrien und Babylonien um die Herrschaft in dem uns beschäftigenden Kulturgebiete, dessen Herüber und Hinüber wir bei den nun immer reichlicher fließenden Nachrichten genauer verfolgen können als die Ereignisse der frühern Zeit. Dieser Kampf und sein Ausgang ist die wichtigste Frage für die politische Geschichte der Folgezeit. Die Geschichte Babylons und die Assyriens gehen uns daher in erster Linie so weit an, als sie sich berühren und ineinandergreifen. Damit erhalten wir zwei nebeneinander laufende Entwicklungen, deren Verfolgung in einer Darstellung am besten möglich ist. Anderseits hat Babylon seine Selbständigkeit als Staat fast stets behauptet und ist, nachdem es lange unterlegen war, ganz zuletzt sogar noch einmal Sieger geblieben. Auch ist es im Anfange dieses Kampfes die überlegne Macht und hat selbst da, wo es unter assyrischem Einflusse stand, nie aufgehört, eine eigne Geschichte und Entwicklung zu haben. Wenn wir daher mehr wollen, als nur die Kriege zwischen Assur und Babylon erzählen, wenn wir namentlich der selbst von Assyrien anerkannten Bedeutung Babylons als Sitz der alten Kultur gerecht werden wollen, so müssen wir auch die Geschichte dieses selbständigen Staates für sich verfolgen.

Vorerst haben wir gesehen, welches Gebiet der Agum Kakrime, der Beherrscher Babyloniens, für sich in Anspruch nahm: auf Mesopotamien und den Westen erstreckt sich seine Macht nicht mehr (über die Gründe vgl. weiter unten die Verfolgung der Entwicklung dieser Gegenden). Auch die nächste bekannte Inschrift, die bereits erwähnte des Königs Karaindasch, beansprucht nur noch die Herrschaft über Babylonien. Wir werden sehen, daß Versuche, Mesopotamien wieder zu erringen, erst gemacht werden, als die dort sitzende Macht von Assyrien aus verdrängt worden war; in Palästina war Babyloniens Herrschaft durch die Ägyptens ersetzt worden. Es scheint, als ob Karaindasch innerhalb der kassitischen Dynastie das Haupt einer neuen Familie gewesen wäre; wenigstens sprechen seine Nachfolger in ihren Briefen in einer Weise von ihm, die das vermuten läßt. Wir müssen ihn ungefähr um 1500 ansetzen; was wir von ihm wissen, ist außer seiner erwähnten Inschrift nur, daß er einen Vertrag mit Assyrien schloß und in Briefwechsel mit dem König von Ägypten stand.

Die letztere Thatsache ist uns in einem Schreiben bezeugt, das etwa 50—70 Jahre später einer seiner Nachfolger, Burnaburiasch, an Amenophis IV. gerichtet hat, und dessen Kenntnis wir dem wohl merkwürdigsten von all den überraschenden Funden im Boden des alten Orients verdanken. Im Winter 1887/88 sind in Tel-Amarna in Mittelägypten, der Stätte der Residenz Amenophis IV., über dreihundert Thontafeln mit Keilschrift gefunden worden, die einen geringen Teil des Staatsarchivs darstellen und die Briefe enthalten, die vorderasiatische Könige und syrisch-palästinensische Vasallenfürsten an Amenophis III. und IV. gerichtet haben. Es gibt in der ersten Gruppe Briefe der Könige von Babylon, Assur, Mitani (in Mesopotamien), des Chattikönigs und anderer. Es versteht sich von selbst, daß diese Briefe die wichtigsten Aufschlüsse über die Geschichte des vordern Orients geben, und wir werden daher im folgenden immer wieder auf ihre Angaben zu verweisen haben. Die babylonischen, die uns hier zunächst angehen, melden zwar nichts von Babylons Größe und Macht; aber die Existenz der ganzen Sammlung erzählt dafür um so mehr von der Bedeutung Babyloniens in nun schon vergangner Zeit: sie sind in Keilschrift und mit drei Ausnahmen in babylonischem Semitisch geschrieben. Und was noch mehr sagt: auch zwei darunter befindliche Briefe des Pharao, der

eine an den König von Babylon, der andere an einen nordpalästinensischen Vasallen, sind ebenfalls so abgefaßt. Keilschrift und babylonische Sprache war also damals das Verständigungsmittel des ganzen vordern Orients; Kenntnis der babylonischen Litteratur war die nicht zu umgehende Voraussetzung, diese zu erlernen. Das beweisen zum Überfluß ein paar ebenda gefundne Tafeln mit einem babylonischen Mythus, in Babylon geschrieben und in Ägypten augenscheinlich zu Lehrzwecken benutzt.

Die beiden Könige, von denen im ganzen elf Briefe an die beiden Pharaonen vorliegen, heißen Kadashman-Bel und Burnaburiash; der erste schreibt in den letzten Jahren von Amenophis III., der zweite an dessen Nachfolger. Beide sind möglicherweise Brüder gewesen, und der jüngere hat den ältern gestürzt. Von großen Staatsaktionen melden die Briefe im allgemeinen nichts. Sie betreffen zunächst Heiraten zwischen den beiden Königshäusern; die Pharaonen haben babylonische Prinzessinnen in ihren Harem erhalten, sind aber ihren babylonischen Freunden gegenüber nicht so freigebig mit ihrem eignen Fleisch und Blut: diese erhalten zum mindesten keine Prinzessinnen. Ein Gegenstand für die Feder eines Mark Twain ist der gewöhnlich am breitesten behandelte Punkt: die Geschenke. Der Pharao wird sowohl vom Babylonier als von den übrigen Königen in der unmißverständlichen Weise eines Bachschisch heischenden Orientalen angebettelt; was er schickt, wird stets als zu wenig befunden, das Geld auch fürsorglich der läuternden Thätigkeit des Schmelzofens anvertraut und — als übermäßig legiert befunden, und ständig besseres und mehr gefordert.

Wichtiger für die Geschichte erscheint das Verhältnis der beiden Kulturgebiete, welches sich darin ausspricht, daß Babylonien (und sogar Mitani) als Geschenke (wie es scheint aber auch als bestellte Arbeit) Erzeugnisse seiner Industrie, darunter den so beliebten, in Babylon künstlich hergestellten Lapislazuli, Ägypten dagegen in erster Linie Gold schickt. Es scheint fast, als ob man diplomatische Abmachungen mehr dem mündlichen Verkehr und der Klugheit bestochner Hofbeamten überlassen hätte; denn über politische Fragen wird selten verhandelt. Ein Brief ist allerdings als Sittenbild wertvoll. Babylonische Geschäftsleute, die für den König reisten (auch die Könige trieben Geschäfte und genossen dabei, wie es scheint, Steuerfreiheit), waren in Akko, wo sie sich augenscheinlich nach Ägypten einschiffen wollten, von einem palästinensischen Fürsten festgenommen und teilweise mißhandelt worden (über den Grund wird nichts mitgeteilt). Der Babylonier verlangt nun vom Pharao Freilassung der Gefangnen und Schadenersatz, da Akko unter seiner Oberhoheit stehe. Ein politischer Streitfall wird nur einmal verhandelt. Der Assyrerkönig Assur-uballit hatte in seinen Ausbreitungsplänen auf Kosten Babyloniens Anerkennung und offenbar auch Zusagen am ägyptischen Hofe gefunden. Burnaburiash weist auf das Unzulässige eines solchen Verhaltens hin, da Assyrien sein Vasallenstaat sei, mit ihm also überhaupt nicht direkt verhandelt werden dürfe. Er verweist dabei auf das richtige Verhalten seines Vaters Kurigalzu, der, einmal von den Ägypten unterthänigen Kanaanäern zu gemeinsamem Vorgehen aufgefordert, diesen jeden Verrat an Ägypten abgeschlagen habe. Daß diese Loyalität nicht so über jeden Zweifel erhaben war, wie diese Freundschaftsversicherungen glauben machen, und daß man in Ägypten dem warmen Freund ägyptischen — Goldes nicht allzusehr traute, beweist die Thatsache, daß die phönikischen Fürsten, wenn einer den andern bei Hofe anschwärzen will, ihn als einen heimlichen Anhänger des Königs von Mitani, der Chatti oder von Kash, d. h. der Kassiten von Babylon, verdächtigt.

In der That können wir denn auch wenig später, als nach Amenophis' IV. Tod in Ägypten die Wirren eintraten, einen Versuch Babyloniens feststellen, den Westen wiederzugewinnen.

Burnaburiash hat (so etwas schließt sich ja nicht aus) trotz der in seinem Brief an Amenophis IV. zu Tage tretenden Besorgnisse vor dem Umsichgreifen Assyriens und, obwohl Kriege von ihm gegen die Assyrer bezeugt sind, seinem Sohne Karachardash eine Tochter des energischen Assur-uballit zur Hauptfrau gegeben; und deren Sohn Kadashman-charbe wurde der Thronfolger: ein Zeichen für den Einfluß Assyriens. Von diesem babylonischen Könige kennen wir den eben erwähnten Versuch, im Westen wieder festen Fuß zu fassen. Auf Mesopotamien zwar legte zur selben Zeit Assyrien die Hand, und so blieb Babylonien nichts anderes übrig als der Weg quer durch die syrische Wüste. Diesen suchte Kadashman-charbe durch Züchtigung der damals dort schweifenden Nomaden, der Suti, zu sichern und durch Anlegung von Brunnen und Kastellen sowie Ortschaften, die er mit Babyloniern besiedelte, zu einer Verkehrsstraße auszugestalten, welche die Verbindung mit der See ermöglichte und doch den Umweg über Mesopotamien unnötig machte. Dieser Assyrersprößling war augenscheinlich ein ernsthafterer Gegner Assurs, als dieses später je einen gefunden hat. Möglich, daß er mit seinem Plan an früher Bestandnes anknüpfte; jedenfalls aber hatte er erkannt, daß man klüger that, den drohenden Nebenbuhler durch (erst noch zu erobernde) Gebiete zu befriedigen und mittlerweile diesen Gebieten ihren größten Wert dadurch zu nehmen, daß man den für Babylonien so wichtigen Verkehr von ihnen ablenkte. In der That wäre das eine Lösung der damals dringenden Streitfrage gewesen, wer Mesopotamien besitzen solle. Vielleicht hatte sich Kadashman-charbe über seinen Plan friedlich mit Assyrien geeinigt; hätte er diesen durchgeführt, so hätte er sich jedenfalls als einen Mann erwiesen, der mit wirksamern Mitteln seine Macht stützen konnte als mit Waffen, besonders da, wo der Industriestaat Babylon dem Militärstaat Assyrien gegenüberstand.

Kadashman-charbe kann nicht lange regiert haben; er wurde ermordet, und zwar fiel er als Opfer eines Aufstands, den Kassiten erregt hatten. Was die unmittelbare Veranlassung dazu gewesen war, wird uns nicht gesagt; den tiefern Grund wird man vielleicht darin sehen dürfen, daß sich die Könige und die regierenden Schichten der Kassiten mittlerweile (nach 1400) babylonisiert hatten, das heißt, daß sie sich als Babylonier fühlten und fühlen mußten. Der Teil der Kassiten, der bei der Verteilung der Beute leer ausgegangen war oder seinen Anteil auf dem im Verkehrsleben von handel- und industrietreibenden Gemeinschaften natürlichen Wege wieder verloren hatte, bildete eine Partei der Unzufriednen, die die alten Zeiten zurückersehnte, wo der Kassit der Herr und der Babylonier der Ausgeplünderte war. Demgemäß wurde von den Empörern auf den Thron ein Mann von niederer Herkunft gehoben, den die beiden darüber berichtenden Chroniken Shuzigash und Nazibugash, einen „Sohn Niemands", nennen. Das war für den Großvater Assur-uballit, der immer noch lebte und rastlos thätig gewesen war, sein Reich auszubreiten, ein willkommner Anlaß, um Assyrien die Oberhand zu sichern. Als Rächer seines Enkels und Hersteller der Ordnung erschien er in Babylon, unterdrückte den Aufstand und ließ Kurigalzu, den unmündigen Sohn seines ermordeten Enkels, zum Könige krönen.

Allein die Macht der Verhältnisse ist stärker als Verwandtschaften und die Dankbarkeit für Wohlthaten zweifelhafter Absicht. Solange Assur-uballit lebte und unter seinem Sohne war Assyrien noch mit der Gewinnung Mesopotamiens beschäftigt. Als aber Ramman-nirari I. die Mitani von dort vertrieb, da war Babylon, nachdem Kadashman-charbes Gründungen sicher längst verfallen waren, wieder darauf angewiesen, sich Mesopotamien und damit die Verbindung mit dem Westen zu sichern. Da nunmehr Assyrien der Besitzer dieses Gebietes war, stand der Kampf darum zwischen ihm und Babylon. Unter Kurigalzu und Ramman-nirari I. beginnen daher die Kämpfe um Mesopotamien zwischen beiden Staaten.

Wir haben eine interessante Nachricht über einen Krieg des babylonischen Königs Kurigalzus gegen Churbatila, König von Elam, wobei er diesen auf babylonischem Boden, also bei einem der Vorstöße Elams gegen Babylonien, besiegte und gefangen nahm. Er muß seinen Sieg weiter verfolgt haben; denn auf der Rückseite einer Inschrift, die ein Untergebner des Königs Dungi aus der alten Dynastie von Ur (vgl. oben, S. 12), der Nana von Uruk geweiht hatte, steht: „Kurigalzu, König von Karduniasch (Bezeichnung der Kassitenkönige von Babylonien), hat den Palast der Stadt Shasha (= Susa?, sonst Shushan) in Elam erobert und (diese Tafel) der Belit (von Nippur) für sein Leben geschenkt." Die Tafel war also auf einem Zuge der Elamiten irgend einmal aus Uruk geraubt, jetzt auf einem siegreichen Zuge Kurigalzus nach Elam in einem Tempel (wenn in Susa, dann wohl in dem bei Assurbanipal erwähnten Tempel der Göttin Shushinak) aufgefunden und vom König im Tempel zu Nippur niedergelegt worden: über 1200 Jahre nach ihrer Abfassung; dann, bei den amerikanischen Ausgrabungen wiederentdeckt, ist sie nach Konstantinopel gebracht worden: nicht nur die Bücher haben ihre Schicksale!

Diese Kriege beweisen uns, daß jetzt bereits die Verhältnisse vorliegen, welche die Folgezeit uns immer wieder zeigt: Babylonien als begehrte Beute zwischen Assyrien und Elam. Vorläufig vermag es noch den beiden als gleichberechtigt und, wenn auch gelegentlich unterliegend, doch auch wieder überlegen gegenüberzutreten. Dieser Kampf füllt die folgenden Jahrhunderte aus bis zum Ende Assyriens. In der letzten Zeit werden wir dann Babylonien als Vasallenstaat des einen von beiden finden.

Auch jetzt läßt sich dieselbe Wechselwirkung der Verhältnisse erkennen. Bald nach Kurigalzu gerät, wie wir bei der assyrischen Geschichte (vgl. unten, S. 50) sehen werden, Babylonien und Babylon in die Gewalt Tukulti-Ninibs von Assyrien. Kurz vorher, unter dem nur 1½ Jahre regierenden Bel-nadin-shum I., fällt Kitin-chutrutash, König von Elam, in Babylonien ein, verwüstet Dur-Ulu, die babylonische Stadt, bei der die Straße von Elam her mündet, und erobert Nippur, das von den Kassitenkönigen bevorzugt und wohl vielfach als Residenz benutzt wurde. Einen zweiten ähnlich verlaufenden Zug unternahm der Elamit unter dem zweiten Nachfolger des Babylonierkönigs, Ramman-shum-iddin, der von Tukulti-Ninib eingesetzt war, wobei namentlich Isin zu leiden hatte: mehrere Klagepsalmen bejammern im Tone von Bußliedern die Verwüstung des Landes und besonders der genannten Städte. In den Jahrtausenden babylonischer Geschichte haben sich ähnliche Verhältnisse zwar oft wiederholt; aber diese Psalmen passen in diese Zeit vortrefflich und sind, wenn nicht in ihr entstanden, so doch aus ältern ähnlichen zurechtgemacht worden und damals in den Tempeln Babyloniens erklungen. Wir werden unter „Elam" sehen, daß Babylonien für den Rest dieser Dynastie meist unter elamitischer Hoheit stand.

Man sieht, daß wir uns wieder einmal am Ende einer Periode befinden. Die Kassiten, längst babyloniſiert, haben ihre Rolle ausgespielt, die Kassitendynastie nähert sich ihrem Ende. Sie zählt nur noch vier Könige; unter diesen scheint nur Marduk-aplu-iddin (Merodachbaladan I. Assyrien noch erfolgreich Widerstand entgegengesetzt und Mesopotamien behauptet zu haben. Der Wechsel der Herrscherhäuser zeigt, wie stets, eine Zeit der Wirren und Schwäche an und bringt eine Königsreihe auf den Thron, deren Aufgabe der Widerstand gegen Assyrien und die Erneuerung des Kampfes um Mesopotamien ist.

Die 36 Kassitenkönige, soweit sie bis jetzt festgestellt werden können, und die wichtigsten Ereignisse ihrer Zeit sind die folgenden:

Gandiš, regiert 16 Jahre. Agum Ši (abgekürzter Name), 22 Jahre. Gujaši, 22 Jahre. Uši, 8 (?) Jahre. Adudaš-metaš. Taššši-gurumaš. Agum Kakrime, Nachfolger des vorigen (? vgl. S. 16 und S. 97 unten). Lücke. Karaindaš (neue Familie?), Beziehungen zu Ägypten; Bündnis mit Assyrien. Lücke von einem oder mehreren Königen? Kadašman-Bel; Briefwechsel mit Amenophis III. Burnaburiaš I, Zeitgenosse Amenophis' III.; Vertrag mit Puzur-Assur von Assyrien. Kurigalzu I., Beziehungen zu Amenophis III., in Assyrien zu Assur-nadin-achi. Burnaburiaš II., Sohn Kurigalzus I. (König durch gewaltsame Entthronung des vorigen?), Briefwechsel mit Amenophis IV.; Assur-uballit dehnt sich aus. Kara-ḫardaš, Sohn des vorigen; seine Frau Muballitat-Šerua, Tochter Assur-uballits; in Assyrien etwa Bel-nirari und Pudu-il. Kadašman-ḫarbe, beider Sohn (vgl. S. 49); Versuch, eine Verbindung nach dem Westen durch die Wüste herzustellen, da Mesopotamien in den Händen der Mitani ist; ermordet. Šuzigaš (oder Nazibugaš; vgl. oben, S. 19). Kurigalzu II., Sohn von Kadašman-ḫarbe, als Kind durch Assur-uballit, seinen Urgroßvater, eingesetzt, regierte sehr lange. Krieg mit Ḫurbatila von Elam (vgl. S. 98); in Assyrien: Bel-nirari, Pudu-il, Rammannirari I. Nazi-maruttaš, Sohn des vorigen, 26 Jahre; Krieg mit Ramman-nirari I. Kadašmanturgu, 17 Jahre; in Assyrien: Ramman-nirari I., der jetzt nach Vertreibung der Mitani und Zurückweisung Babyloniens Mesopotamien besitzt, und Salmanassar I. Kadašman-buriaš, 2 Jahre; Krieg mit Salmanassar I., im wesentlichen um Mesopotamien. Kudur-bel, 6 Jahre. Šagarakti-šuriaš, 13 Jahre; Zeitgenosse Salmanassars I. Bibejašu, Sohn des vorigen, 8 Jahre; Tukulti-Ninib siegreich gegen Babylonien. Bel-nadin-šum I., 1½ Jahre; Einfall von Elam (vgl. S. 20 und S. 98). Kadašman-ḫarbe II.; unter ihm (?) erobert der Assyrer Tukulti-Ninib Babylon (vgl. S. 50). Unter dessen Oberhoheit regiert in Babylon: Ramman-šum-iddin, 6 Jahre; neuer elamitischer Einfall. Durch einen Aufstand (S. 51 oben) werden die Assyrer vertrieben, und auf den Thron steigt: Ramman-šum-uzur. Meliši̯chu, 15 Jahre; in Assyrien Unruhen und Schwäche, dann neues Vorrücken. Marduk-aplu-iddin I. besitzt Mesopotamien; in Assyrien Ninib-apal-ekur und Assurdan. Zamama-šum-iddin, 1 Jahr; Krieg mit Assurdan (S. 51 unten). Bel-nadin-achi, 3 Jahre; Zeitgenosse Assurdans (vgl. unter Elam: S. 98 unten).

Im ganzen hat die Dynastie nach einer Königsliste 36 Könige gezählt, die 576 Jahre und 9 Monate regiert haben: etwa von 1700—1130.

B. Die Dynastie von Pašše.

Die neue Dynastie wird von der Königsliste als Dynastie von Pašše, einem Stadtteile Babylons, bezeichnet; Nebukadnezar I., der erfolgreichste König dieses Hauses, nennt sich selbst ausdrücklich „ein Kind Babylons": dies Herrschergeschlecht, das 11 Könige oder einen Zeitraum von 132 Jahren (etwa 1130—1000) umfaßt, will also als national angesehen sein. Soweit wir bis jetzt sehen können, zeigt sich in dieser Zeit das Bild, das nach den Verhältnissen, die das neue Haus auf den Thron gebracht hatten, zu erwarten war. Es handelt sich wie zu Ende der Kassitenkönigsreihe um den Widerstand gegen Elam und Assyrien und um Wiedererringung oder Behauptung Mesopotamiens. Von den ersten zwei (oder drei) Königen dieser Dynastie wissen wir nichts.

Der dritte (oder vierte) König, Nebukadnezar I., tritt uns als Sieger in Kriegen mit Elam, als Besitzer Mesopotamiens und auch des „Westlandes" entgegen: er hat also, und zwar zum letzten Male, die babylonische Oberhoheit bis ans Mittelmeer hin ausgedehnt. Seine Kriege mit Elam beweisen, daß unter seinen Vorgängern, vielleicht noch den letzten Kassiten, das Elend, das schon die Einfälle von Kitin-ḫutrutaš erkennen lassen, noch schlimmer geworden war. Selbst Babylon war erobert (war das vielleicht die Veranlassung des Dynastiewechsels?) und die Marduksstatue nach Elam geführt worden. Eine solche Wegführung des Gottes bedeutete (vgl. oben, S. 16) den Verlust der nationalen Selbständigkeit, die Herabdrückung in ein Vasallenverhältnis: wie nun Marduk im Tempel des fremden Gottes diente, so war der

Herrscher von Babylon kein König, sondern nur ein Diener des Elamiten. Solange noch das Götterbild nicht wieder in Babylon war, hat sich daher Nebukadnezar nicht König, sondern nur Statthalter von Babylon genannt. Erst nachdem er die Mardukstatue zurückgeführt hatte, was nur nach einem entscheidenden Sieg über Elam möglich war, führte er den Titel „König von Babylon". Gesänge, die das Fernsein Marduks von Babylon beklagen und seine Rückkehr feiern, sind uns noch erhalten. Dem Vordringen Elams scheint dadurch wenigstens für einige Zeit ein Ziel gesetzt worden zu sein.

Was wir sonst noch über diese Dynastie wissen, kennen wir nur aus den Nachrichten über die Kämpfe mit Assyrien. Wir werden bei der assyrischen Geschichte sehen, daß die Erfolge Nebukadnezars noch lange nachgewirkt haben, und daß ein erfolgreicher Vorstoß Assyriens, der unter Tiglat-Pileser I. zur Eroberung von Babylon führte, nur vorübergehender Natur gewesen ist.

Die Liste der Könige der Dynastie von Pashe läßt sich mit Hilfe der babylonischen Königsliste und der sonstigen Nachrichten bis jetzt folgendermaßen herstellen:

? (Name abgebrochen = Marduk-achi-irba?), 17 (?) Jahre; in Assyrien Assur-dan; (Vasall Elams?). ? (abgebrochen), 6 Jahre; in Assyrien Mutakkil-Nusku; (Vasall Elams?). Nebukadnezar I. (oder noch ein König vorher), besitzt Mesopotamien; in Assyrien Assur-rish-ishi. Bel-nadin-apli; Mesopotamien an Assyrien verloren. Marduk-nadin-achi, kämpft mit Tiglat-Pileser I., dem er Mesopotamien wieder abgewinnt. Marduk-shapik-zir(-mati), Zeitgenosse von Assur-bel-kala, während dessen Regierung er stirbt. Nach ihm wird auf den Thron erhoben: Ramman-aplu-iddin, ein „Sohn Niemands", dessen Tochter Assur-bel-kala heiratet. ?, regiert 22 Jahre (oder, wenn am Anfange drei Könige vor Nebukadnezar I. regiert haben, = Ramman-aplu-iddin). Marduk-....., 1½ Jahr. Marduk-zir-..., 13 Jahre. Nabu-shum-..., 9 Jahre. Die Angaben über die letzten vier Regierungszeiten sind nur aus der Königsliste bekannt; sonst haben wir keinerlei Angaben über die letzte Zeit der Dynastie von Pashe.

C. Die Elamiten und andere Fremde als Herren Babyloniens.

Wiederholter Wechsel der Herrscherhäuser und Mangel an Nachrichten sind das Kennzeichen der nächsten Jahre; auch Assyrien läßt nichts von sich verlauten. Die Königsliste und eine sehr kurz gehaltne Chronik geben folgende Angaben:

Sibar-shichu, 17 Jahre: „Sohn von Irba-Sin, aus der Dynastie des Damiq-Marduk, ermordet, begraben im Palaste Sargons". Ea-mukin-shum, 5 (oder 3) Monate. Kashshu-nadin-achi, 3 (oder 6) Jahre.

Diese drei werden als „Dynastie des Meerlands", d. h. des Landes am Persischen Meerbusen an der Mündung der Ströme, bezeichnet. Aus einer Bauurkunde der spätern Zeit ersehen wir, daß sie am Sonnentempel zu Sippar gebaut haben, und daß die Veranlassung dazu Plünderungen der Suti in der vorhergehenden Zeit gewesen waren. Diese Suti haben wir bereits unter Kadashman-charbe I. als die Nomaden der Syrischen Wüste kennen gelernt (vgl. oben, S. 19). Sie schweifen jetzt, wie schon kurz vorher, ungehindert nach Babylonien hinein und bedrohen dort selbst die Städte. Wir haben also hier einen Teil einer neuen Einwanderung vor uns. Das ist das Wichtigste, was wir daraus entnehmen; es erhält seine Ergänzung durch die Thatsache, daß Babylon unter fremden Herrschern steht. Bezüglich der Nationalität dieser drei „Meerland"könige ist zu beachten, daß teils die Namen, teils ihre Bezeichnung in ihnen einen Rest der Kassitenherrlichkeit erkennen lassen, die sich also im äußersten Süden länger behauptet haben muß.

Die drei nächsten Könige werden von Liste und Chronik als „Dynastie von Bazi", einem elamitischen Grenzgau, bezeichnet. Namen und Regierungsdauer sind:

E-dubar-shuqamuna, regiert 17 (oder 15) Jahre. Ninib-kudur-uṣur, herrscht 3 (2) Jahre. Shilani-Shuqamuna, nur 3 Monate.

Hierauf wird ein König als besondere Dynastie gezählt, und dieser ist — ein Elamit. Wir sehen also, daß Babylonien vollkommen ohnmächtig und jedem fremden Eroberer preisgegeben ist: in erster Linie dem Elamiten, wenn dieser nicht von Assyrien verdrängt wird. Die Zeit dieser drei Dynastien umfaßt etwa die Jahre 1000—960, mit deren Ablauf wir Assyrien, das bis dahin ohnmächtig gewesen war, wieder im Vordringen begriffen finden werden.

Wer den Elamiten gestürzt oder was sonst eine neue Dynastie ans Ruder gebracht hat, wissen wir nicht. Die Königsliste ist von hier an verstümmelt, und andere Nachrichten als die assyrischen haben wir bis etwa 750 so gut wie gar nicht. Aus den letztern vermögen wir aber, wenn auch nicht Rechenschaft über die einzelnen Regierungen zu geben, so doch mit vollkommner Klarheit zu erkennen, was diesem Zeitraume seinen Stempel aufdrückt.

D. Die Chaldäer.

Babylonien, zum Gegenstande des Kampfs zwischen den beiden Großstaaten Assyrien und Elam geworden, wird in dieser Zeit von einer gleichen Einwanderung überschwemmt, wie die der bisher hier seßhaft gewordnen und im Laufe der Jahrhunderte babylonisierten Semiten gewesen waren. Es ist das die Einwanderung, an der wir uns das stetige Hin und Wieder einer solchen Besitzergreifung, wie sie uns sonst ähnlich deutlich nur die Verhältnisse der Besetzung Palästinas durch die Hebräer erkennen lassen, am klarsten veranschaulichen können. Die Chaldäer bringen von nun an in Babylonien ein, bewohnen das offene Land und suchen sich in den Besitz der Städte zu setzen.

Soviel auch in der Folgezeit von Chaldäern die Rede ist, soviel einzelne Nachrichten wir auch über ihr Verhältnis zu Babylonien haben, so können wir doch über ihre nationalen Eigentümlichkeiten uns noch kein genügend klares Bild machen. Alle Chaldäer nämlich, die überhaupt erwähnt werden, tragen bereits babylonische Namen: ein neues Sprachelement läßt sich infolge ihres Vordringens in Babylonien nicht nachweisen, so daß wir keinen Anhalt für ihre Rassenzugehörigkeit gewinnen. Da sie jedoch deutlich von Süden aus vorgerückt sind und die Gebiete am Persischen Meerbusen zuerst besetzt haben, so hat man von vornherein in ihnen Semiten zu sehen, die vom östlichen Arabien aus einwandern, während die bisherigen Einwanderungen mehr von Westen aus zunächst nach Mesopotamien und Nordbabylonien gegangen waren. Die chaldäische Wanderung würde danach zwischen die aramäische und arabische fallen; die Chaldäer würden also in diesen beiden Völkergruppen ihre nächsten Verwandten haben oder einer von diesen einzureihen sein. Wenn sie Semiten waren, so erklärt sich ihre rasche Anpassung an die babylonischen Verhältnisse, wo bereits andere ihnen sprachlich nahe stehende Stämme saßen; denn auch aramäische Stämme hatten, wie wir noch sehen werden, Babylonien bereits überschwemmt. Mit dieser Anschauung verträgt sich das Wenige, was bis jetzt für eine Charakterisierung der Chaldäer beigebracht werden kann, ganz gut. Auf Berossus geht die Bezeichnung von Ur, der Stadt des Monds, als *Καμαρινη* zurück: das kann man aus keiner andern Sprache als aus dem Arabischen erklären, wo qamar Mond bedeutet. Die Häuptlinge der Chaldäer werden als ra'sani bezeichnet: das ist die arabische Aussprache des Wortes für Häuptling (hebräisch ro'sh). Der einzige Gott, dessen Kult vielleicht als durch die Chaldäer eingeführt gelten kann, ist der mit Girra bezeichnete (oder damit gleichgestellte) Kriegsgott, den Nabopolassar, Nebukadnezar und Neriglissor hervorheben.

So finden wir von jetzt an neben einer Reihe von aramäischen Stämmen in Babylonien eine Anzahl von chaldäischen Fürstentümern oder Stämmen, die von den Babyloniern

und Assyrern als „Haus" (bît) ihrer Fürstenfamilie bezeichnet werden. Es sind namentlich: Bit-Jakin, das „Meerland", dessen kassitische Herrscher, vielleicht schon getragen von der neuen Bewegung, wir soeben auf dem Throne Babylons gesehen haben (s. auch die Karte „Babylonien, Assyrien und Nachbarländer von 1100—745" bei S. 55), Bit-Sa'alli, Bit-Shilani, Bit-Amukkani, Bit-Adini, Bit-Dakuri (in unmittelbarer Nähe von Babylon und Borsippa) und andere. Deren Fürsten haben natürlich kein anderes Ziel, als sich in den Besitz der nächstliegenden großen Städte zu setzen und, zur Krönung des Ganzen, König von Babylon zu werden. Der Chaldäer ist der dritte Mitbewerber um die babylonische Königskrone, der jetzt neben Assur und Elam erscheint; die babylonische Bevölkerung vermag immer weniger, ihre Selbständigkeit zu behaupten. Die Sachverhältnisse, die sich hieraus ergeben, sind wechselnder Natur. Im allgemeinen gehen Chaldäer und Elamiten mehr miteinander, während die Assyrerkönige den Schein zu erwecken suchen, Schützer der nationalen Selbständigkeit zu sein oder dessen, was sie etwa so genannt haben würden. Der Verlauf dieses Kampfes zeigt ein fortwährendes Hin und Her, bis mit dem Sturz Assyriens die Chaldäer ihr Ziel erreichen und unter einer chaldäischen Dynastie Babylon noch einmal eine Großmachtstellung einnimmt.

Was wir aus der Zeit, wo Assyrien in Babylonien noch nicht wieder gebot, feststellen können, ist sehr wenig und geht kaum über Nachrichten von Kriegen mit Assyrien hinaus. Der erste König der Dynastie war vielleicht Nabu-kin-apli und regierte mindestens 26 Jahre. Es scheint, als ob ihm in einer Urkunde aus seiner Zeit noch die Herrschaft über Mesopotamien zugeschrieben würde (um 960). Er wäre dann der letzte gewesen, der sich dessen hätte rühmen können; denn um eben diese Zeit führen auch die Assyrerkönige, und von nun an ununterbrochen, den betreffenden Titel. Seinem Nachfolger, dessen Name abgebrochen ist, gibt die Königsliste 6 Monate 12 Tage; danach hat sie eine große Lücke bis auf Nabonassar (von 747 an). Hiervon können wir einige Königsnamen (wohl mindestens zwei) anderweitig nicht feststellen. Hierauf kennen wir Shamash-mudammiq aus seinem Kriege mit Assyrien unter Ramman-nirari II. Er starb während dieses Kriegs, und Nabu-shum-ishkun wurde mit assyrischer Unterstützung König. Er war also wohl ein Babylonier, sein Vorgänger dann ein Chaldäer. Dazu stimmt, daß ein Nachfolger, der sich gegen Assyrien feindlich verhielt, augenscheinlich wieder Chaldäer war. Hierauf folgt (vielleicht) ein unbekannter König. Danach regierte Nabu-aplu-iddin mindestens 31 Jahre und starb 854. Er war ein Gegner Assur-nasir-pals und Salmanassars und versuchte unter dem erstern am Euphrat aufwärts nach Mesopotamien zu dringen. Im Jahre 879 unterstützte er den Fürsten von Suchi am Euphrat, der unter babylonischem Einflusse stand, gegen Assyrien; allein Assur-nasir-pal schlug das babylonische Ersatzheer. Die Art, wie er von diesem Siege spricht, läßt vermuten, daß Nabu-aplu-iddin ein Chaldäer war; und gerade damit läßt sich auch der Eifer zusammenreimen, womit er sich in einer eignen Inschrift, die den Aufbau des Tempels von Sippar behandelt, als guten Babylonier hinstellt. Unter seiner Regierung wagte Assyrien noch nicht, nach Babylon selbst hinüberzugreifen: Assur-nasir-pal begnügte sich mit Mesopotamien und scheint später sich sogar nach Nordbabylonien hin ausgedehnt und das Gebiet des ehemaligen „Reichs der vier Weltgegenden" besetzt zu haben.

Als Nabu-aplu-iddin 854 starb, wurde sein Tod, eine der gewöhnlichsten Erscheinungen im Orient, der Beginn von Thronstreitigkeiten zwischen seinen zwei Söhnen Marduk-nadin-shum und Marduk-bel-usati. Beide hatten, wohl auf Bestimmung des Verstorbnen hin, Babylonien so unter sich geteilt, daß der erstere Nordbabylonien mit Babylon, der andere Südbabylonien und damit wohl auch das chaldäische Stammland erhielt. Der Krieg zwischen Chaldäerfürsten

und Babylonierkönig brach natürlich sofort aus, und die Chaldäerscharen erwiesen sich wie stets den Babyloniern überlegen. Da rief der Babylonier Marduk-nadin-shum den Assyrer Salmanassar II. zu Hilfe, d. h. er nahm seine Krone von diesem zu Lehen; und der Assyrer ließ sich natürlich nicht zweimal zu einer so bequemen Gelegenheit das Ziel assyrischer Politik — die thatsächliche Herrschaft über Babylonien — zu erreichen, einladen. Vor seinen kriegserprobten Scharen flohen die „chaldäischen Bauern" Marduk-bel-usatis in ihre Sümpfe zurück. Salmanassar zog in die babylonischen Städte ein, verrichtete die Opfer als oberster Landesherr und empfing die Huldigung der Chaldäerfürsten. Marduk-nadin-shum regierte unter assyrischem Schutze. Den Norden Babyloniens, das Gebiet des „Reichs der vier Weltgegenden", das wohl schon seit Assur-nasir-pal unter unmittelbarer assyrischer Verwaltung stand, hat Salmanassar von Anfang an natürlich besessen. Es scheint sogar, als ob er sich zu Ende seiner Regierung, als ihn der Aufstand seines Sohnes Assur-danin-pal aus Assyrien vertrieb, auf diesen Teil seines Reichs gestützt, und daß von hier und Mesopotamien aus sein Sohn Shamshi-Ramman Assyrien unterworfen habe.

Die Unmöglichkeit, während dieser Zeit in Babylonien kräftig einzugreifen, mußte den ständig lauernden Chaldäern wieder willkommne Gelegenheit zu einem Vorstoße geben. Sobald als daher Shamshi-Ramman freie Hand vor einigen drängendern Feinden bekommen hatte, wandte er sich nach Babylonien, wo uns nach dem um 823 erfolgten Tod (oder der Vertreibung) von Marduk-nadin-shum jetzt Marduk-balat-su-iqbi als König entgegentritt, ein Chaldäerfürst, der von Kaldi, babylonischen Aramäerstämmen, Elam und medischen Völkern (Namri) unterstützt wurde: also wieder einer der chaldäischen Häuptlinge, der sich mit elamitischer Hilfe (also in demselben Verhältnisse zu Elam stehend wie Marduk-nadin-shum zu Assyrien) auf den Thron Marduks geschwungen hatte. Zum ersten Male haben wir hier daher das Verhältnis klar ausgeprägt, das uns nun immer wieder entgegentritt: Assur oder Elam als Lehnsherr eines in Babylon unter ihrem Schutze regierenden Königs.

Der Erfolg Shamshi-Rammans wird uns in seiner Inschrift nicht mehr erzählt; dagegen werden 813 und 812 Züge nach Chaldäa und Babylon berichtet. Der erste setzt wohl eine Niederwerfung des chaldäischen Königs durch Assyrien und damit die Herstellung der assyrischen Oberhoheit voraus. Der zweite fällt bereits in das Antrittsjahr Ramman-niraris III. Vielleicht hatten bei dem Thronwechsel, wie später noch oft, die kaum niedergeworfnen Chaldäer einen neuen Vorstoß unternommen. König von Babylon scheint diesmal Ba'u-achi-iddin gewesen zu sein. Er wurde vom Assyrer besiegt und gefangen genommen; und wie vorher Salmanassar, so opferte jetzt Ramman-nirari in den Städten als oberster Landesherr. Es ist nicht sicher, ob alles das schon 812 geschehen ist oder erst auf den Zügen 796 und 795 nach Nordbabylonien sowie 791 nach Chaldäa, über deren Verlauf uns nichts bekannt ist. So viel steht jedenfalls fest, daß das Zeichen dieser Zeit ist: Versuche der Chaldäerfürsten, unter elamitischer Schutzhoheit den babylonischen Thron zu erringen, und Assyriens Überlegenheit, sobald es nicht anderweitig in Anspruch genommen ist. Bei jedem Thronwechsel, oder wenn sonst Assyrien beschäftigt ist, wird aber immer wieder der Versuch erneuert, seine Herrschaft loszuwerden. Es ist dasselbe Schauspiel, das wir überall finden werden, am besten bezeugt durch die Propheten für Juda und Israel: zwei große Parteien im Innern, die sich an zwei verschiedne Großmächte anlehnen, und ein fortwährendes Herüber und Hinüber.

Es wird nicht gesagt, wen Ramman-nirari als König von Babylon eingesetzt habe; und für die Folgezeit sind wir ohne jede Nachrichten, da nach Ramman-nirari ein neuer Rückgang

der assyrischen Macht und damit Verlust des Einflusses auf Babylonien stattgefunden hat. Ganz ohne Kampf hat Assyrien aber noch nicht auf seine Oberhoheit verzichtet; denn es sind uns mehrfach Züge nach Chaldäa bezeugt: so sofort wieder bei dem neuen Thronwechsel 783 und 782 unter Salmanassar III. und unter demselben 777; auch unter dessen Nachfolger Assur-dan ebenfalls gleich nach dem Regierungsantritt 771 ein Zug nach Nordbabylonien und 769 einer nach Chaldäa. Die Erklärung dafür geben uns die frühern Verhältnisse; und den Verlauf können wir uns nach den Zügen Salmanassars und Ramman-niraris vorstellen. Da wir von den betreffenden Assyrerkönigen keine eignen Inschriften haben und uns nur die kurzen Chronikenangaben vorliegen, so kennen wir keine babylonischen Königsnamen aus dieser Zeit. Es fehlen uns wohl mindestens drei oder mehr.

Der assyrische Einfluß muß in den nun folgenden Aufständen (763—746) vollkommen verloren gegangen sein, und Babylonien war damit den Chaldäern preisgegeben. Als Nächstes erfahren wir aus der babylonischen Königsliste den Namen des Königs Nabu-shum-ishk(un?), der bis 748 regiert hat. Wenn die Ergänzung des Namens richtig ist, so haben wir eine Urkunde über ihn, die uns das zu erwartende Bild von den babylonischen Zuständen deutlichst entwirft. Nabu-shum-imbi, der Bürgermeister von Borsippa, der Schwesterstadt Babylons, berichtet von Bauten am Nebotempel und erzählt: „Als entstanden in Borsippa, der Stadt von Recht und Ordnung, Umsturz, Verheerungen, Aufruhr und Revolutionen; unter der Regierung des Königs Nabu-shum-ishkun, von Bit-Dakuri, da kehrten die Babylonier, Borsippäer und Dushulti vom Ufer des Euphrat, alle Chaldäer, Aramäer, Dilbatäer (aus einer babylonischen Stadt!) lange Zeit die Waffen gegeneinander, schlugen sich gegenseitig und führten mit den Borsippäern Kämpfe um ihre Landmark. Und Nabu-shum-iddin (ein hoher Beamter vom Nebotempel) veranstaltete auf eigne Faust gegen Nabu-shum-imbi, den Bürgermeister von Borsippa (einen Aufruhr). In der Nacht, wie ein Dieb, Feinde, Banditen ꝛc. brachte er zusammen und führte sie in den Nebotempel .... Sie erregten Aufruhr. Aber die Borsippäer und andere, die zu Hilfe kamen, umstellten das Haus des Bürgermeisters und verteidigten es mit Bogen (und Pfeilen)." Wir finden also, was wir erwarteten: der König von Babylon ist ein Chaldäer aus dem Stamme Dakuri, und die Chaldäer und Aramäer setzen sich in den Besitz des Gebiets der Städte, die durch innere Parteiungen gespalten sind. Daß unter solchen Verhältnissen die besitzenden Klassen das Erscheinen eines Assyrerkönigs als Rettung begrüßten, kann nicht befremden und wird sich uns in der Folge immer wieder zeigen. Die Chaldäerherrschaft bedeutet für Babylonien die Anarchie; denn ein starker Chaldäerfürst und gesicherte Zustände waren kaum denkbar bei der Zersplitterung der Chaldäer untereinander und bei dem natürlichen Gegensatz, in dem sie als Begehrende gegenüber der besitzenden Stadtbevölkerung standen.

Der nächste König ist Nabu-nasir oder, wie der ptolemäische Kanon den Namen zurecht gemacht hat, Nabonassar; er hat von 747—734 regiert. Die soeben festgestellten Zustände bestanden unter ihm weiter; und die von Nabu-shum-imbi geschilderten Unruhen in Borsippa führten unter seiner Regierung zu einem Versuche Borsippas, sich loszureißen, gegen den der König mit Gewalt einschritt. Von Nabonassar selbst sind sonst wohl schwerlich Thaten zu berichten. Nur eine auf Berossus, den Geschichtschreiber Babylons unter den Seleukiden, zurückgeführte Nachricht besagt, daß er irgendwelche (ihrem Wesen nach noch nicht ganz klare) Verfügungen zur Aufstellung einer Ära erlassen habe. In der That beginnen denn auch der ptolemäische Kanon (und das hat Nabonassars Namen bekannt gemacht) und eine babylonische, unter Darius geschriebne Chronik mit seiner Regierung im Jahre 747.

E. Babylonien unter dem neuassyrischen Reiche.

Nabonassars drittes Jahr, 745, brachte für Assyrien eine neue Zeit mit Tiglat-Pileſers III. Thronbeſteigung; und auch Babylonien lernte ſofort die veränderte Sachlage kennen. Der erſte Zug des neuen Königs galt Babylonien, wo er die Aramäer und die nördlichſten Chaldäerſtämme züchtigte und Nabonassar augenſcheinlich unter ſeinen Schutz ſtellte. Man darf daraus wohl ſchließen, daß dieſer ein Babylonier und kein Chaldäer war. Tiglat-Pileſer, der ſich von da an als König von Sumer und Akkad und König der vier Weltgegenden bezeichnete, kam auf ſeinem Zuge bis Nippur. Die Chaldäer werden ſich vermutlich unterworfen haben; weiter konnte er wegen der von Armenien und Syrien drohenden Unruhen ſeine Ziele nicht verfolgen. Nabonassar regierte alſo unter aſſyriſchem Schutze. Wenn ein Aufſtand Borſippas zeigt, daß ſeine Macht ſich nicht über die Stadtmark von Babylon hinaus erſtreckte, ſo lag es einerſeits nicht im Intereſſe des Aſſyrers, ihm ſeine kleinen Verlegenheiten zu erſparen; anderſeits war Tiglat-Pileſer wirklich die nächſte Zeit zu ſehr beſchäftigt, um ſich mehr um Babylon zu bekümmern, als er dringend mußte. Immerhin ſpricht es für ſein Anſehen, daß 14 Jahre hindurch kein Chaldäer einen Verſuch machte, ſich Babylons zu bemächtigen.

Im Jahre 734 ſtarb Nabonassar. Ihm folgte ſein Sohn Nabu-nadin-zir (abgekürzt Nadinu, danach der Genitiv Nadios bei Ptolemaios). Dieſer regierte zwei Jahre (734 und 733), als einer der zu erwartenden Aufſtände ausbrach. Der König wurde von einem Provinzſtatthalter, Nabu-ſhum-ukin, alſo einem Babylonier und daher wohl Führer der aſſyrerfeindlichen Partei, geſtürzt. Dieſer aber erfreute ſich nur zwei Monate der Königsherrlichkeit und mußte dann dem Chaldäer Ukin-zir (Chinzer bei Ptolemaios) Platz machen, dem Fürſten von Bit-Amukani (732—730). Damit war die Notwendigkeit für ein Einſchreiten Aſſyriens wiedergegeben; denn ein Chaldäer auf dem Throne Babylons konnte kein andres Ziel haben, als das ganze Babylonien, das Tiglat-Pileſer bis dahin beſeſſen hatte, für ſich zu gewinnen. Sobald dieſer daher mit den ſyriſchen Verhältniſſen ins reine gekommen und Damaskus, deſſen Belagerung allein dem Ukin-zir ſeine drei Jahre Königsherrlichkeit geſichert hatte, erobert war, wandte er ſich nach Babylonien, beſetzte Bit-Amukani, das Stammland Ukin-zirs, ſowie einige andere Chaldäerſtaaten und nahm jenen ſelbſt gefangen. Um den ewigen Unruhen ein Ende zu machen, entſchloß er ſich trotz der läſtigen Verpflichtung, alljährlich zum Neujahrsfeſt in Babylon zu ſein und hier womöglich auch im Übrigen zu reſidieren, ſelbſt die Krone des Belsreiches anzunehmen, und ließ ſich für die zwei nachfolgenden Jahre ſeines Lebens zum König von Babylon ausrufen. Ihr Recht mußte aber den Babyloniern gewahrt bleiben: ſowohl er als auch die Aſſyrerkönige, die ein gleiches Verfahren eingeſchlagen haben, führten als Könige von Babylon wenigſtens einen andern Namen (ſo Salmanaſſar-Ululai und Aſſurbanipal-Kandalanu). Tiglat-Pileſer wird in den babyloniſchen Liſten als Pulu geführt: ein Name, unter dem er auch im Alten Teſtamente genannt wird.

Ruhe herrſchte denn auch während dieſer zwei Jahre (729 und 728) und der Regierung ſeines Nachfolgers Salmanaſſar, der (727—722) als Ululai ſich ebenfalls zum Könige von Babylon krönen ließ. Sobald aber mit ſeinem Tode der große Umſchwung in Aſſyrien eingetreten war, der Sargon auf den Thron brachte, benutzte auch wieder ein Chaldäerfürſt, Marduk-aplu-iddin (II.) oder, wie wir ihn mit der im Texte des Alten Teſtamentes gegebnen falſchen Ausſprache gewöhnlich nennen, Merodach-Baladan, König des „Meerlands", die Gelegenheit, die babyloniſche Königskrone an ſich zu reißen, im Einverſtändniſſe mit Chumbanigaſh von Elam.

Zwar versuchte Sargon ihn schnell zu vertreiben; allein der elamitische Schutzherr war auch zur Stelle. Bei Dur-ilu kam es zu einer Schlacht, in der Sargon sich und die Babylonier dem Chumbanigash den Sieg zuschreiben. Auf jeden Fall mußte Sargon darauf verzichten, Merodach-Baladan aus Babylon hinauszuwerfen. Das nördlichste Babylon jedoch, die Landschaft des Reichs der „vier Weltgegenden", und mit ihm Dur-ilu hat er behauptet. Merodach-Baladan nennt sich König von Babylon (s. die beigeheftete Tafel „Merodach-Baladan, König von Babylon, belehnt einen Vasallen"), König von Sumer und Akkad. Er regierte als Merodach-Baladan II. unter elamitischem Schutze von 721—710, so lange, als Sargon gerade wie einst Tiglat-Pileser III. durch Syrien-Palästina und Armenien in Anspruch genommen war.

Nach Beendigung dieser Kriege wandte sich Sargon gegen Babylonien, verjagte Merodach-Baladan, der nach Verlust seiner Hauptstadt im „Meerlande", Dur-Jakin, am Hofe von Susa Zuflucht suchte, und wurde in Babylon von seiner Partei, vor allem der Priesterschaft, als Retter und Hersteller geordneter Zustände empfangen. Er nahm den Titel eines „Statthalters von Babylon" an, d. h. er übernahm die Stellvertretung eines Königs, ohne daß ein solcher dem Namen nach regierte. In dieser Eigenschaft besaß er Babylon (und ganz Babylonien) bis zu seinem Tode, von 709—705.

Für zwei Jahre blieb Babylon noch ruhig; dann brach ein Aufstand aus, der einen Babylonier, Marduk-zakir-shum, für einen Monat auf den Thron brachte. Alsbald benutzte Merodach-Baladan die Gelegenheit, um von Elam aus mit elamitischer Unterstützung Babylon wieder zu besetzen. Diesmal dauerte jedoch seine Herrlichkeit nicht lange; denn Sanherib war nicht so sehr wie seiner Zeit Sargon durch andere Kriege in Anspruch genommen und erschien neun Monate nach Merodach-Baladans Rückkehr vor Babylon. Bei Kish wurde Merodach-Baladan mitsamt seinem elamitischen Hilfsheere geschlagen und floh, wohl nach Elam, wo er auf eine neue Gelegenheit wartete. Sanherib behandelte Babylon milde: es waren ja nicht die Babylonier, die abgefallen waren; und nur Merodach-Baladans und seiner Anhänger Eigentum wurde eingezogen. Die Chaldäer wurden wieder in ihre Gebiete zurückgewiesen und den Städten die von jenen schon besetzten Ländereien wieder zurückgegeben. Auch die Aramäerstämme, die, in gleicher Lage wie die Chaldäer, es stets mit diesen hielten, wurden wieder in ihre Schranken zurückgewiesen.

In Babylon setzte Sanherib Bel-ibni, vielleicht einen babylonischen Prinzen, der am Hofe von Ninive aufgewachsen war, als König ein (702—700). Im folgenden Jahre, 702, wurden noch zwei Grenzprovinzen gegen Elam gesichert. Mochte Bel-ibni immerhin die besten Absichten gehabt haben, zu Assyrien zu halten, so waren doch die Verhältnisse stärker als er. Vielleicht war schon Sanheribs Politik: Ninive zur ersten Stadt des Orients zu machen, zu erkennen; auf jeden Fall wurde Bel-ibni gezwungen, während Sanherib in Palästina beschäftigt war, sich von ihm loszusagen und (man sieht, daß er es kaum freiwillig gethan hat) mit Merodach-Baladan, also seinem eignen Nebenbuhler, mit einem andern Chaldäerfürsten, Mushezib-Marduk, und Elam ein Bündnis einzugehen, d. h. also sich Elam zu unterwerfen. Allein wie die Palästinenser zu spät losgeschlagen hatten, so verrechnete man sich in Babylonien und Elam auch jetzt. Sanherib brach die Belagerung von Jerusalem, nachdem er das ganze Land doch schon besetzt hatte, ab, wandte sich gegen die ernstern Gegner und jagte den ganzen Bund schnell auseinander. Merodach-Baladan entfloh aus dem Meerland unter Mitnahme seiner Götter nach Elam, der Chaldäer Mushezib-Marduk zog sich in seine Sümpfe zurück, und Bel-ibni mußte mit seinem Gefolge wieder dahin wandern, von wo er gekommen war:

Merodach-Baladan, König von Babylon, belehnt einen Vasallen.
(Nach dem Original in den Königl. Museen zu Berlin.)

Erklärung zu umstehender Stele.

Die Stele enthält auf der Rückseite eine Belehnungsurkunde aus der Regierung Merodach-Baladans, Königs von Babylon. Die hier wiedergegebne Vorderseite zeigt den König und den belehnten Vasallen. Über dem Könige steht die Inschrift: Bild Marduk-aplu-iddin's, Königs von Babylon.

an den Hof von Ninive. Aus dieser Behandlung ersieht man, daß er sich nur gezwungen an Elam und die Chaldäer angeschlossen hatte; sonst wäre ihm sicher eine härtere Strafe zu teil geworden. In Babylon wurde Assur-nadin-shum, ein Sohn Sanheribs, als König eingesetzt (699—694).

Merodach-Baladan muß bald darauf gestorben sein; denn er taucht nicht mehr auf. In Elam fanden Unruhen statt, und so herrschte fünf Jahre lang in Babylonien Ruhe. Im Jahre 694 unternahm Sanherib einen Zug, um den Teil der Bevölkerung des Meerlands, der seinerzeit mit Merodach-Baladan nach Elam geflohen war und sich in ein paar Küstenstädten angesiedelt hatte, zu vertreiben und damit eine für Babylonien ständig drohende Gefahr zu beseitigen. Er beschreibt ausführlich, wie er zu diesem Zwecke Schiffe bauen, sie auf dem Tigris bis nach Opis, von hier auf den Euphrat schaffen und dann zum Meere hinabgehen ließ. Er selbst hielt sich vorsichtig von dem gefährlichen Elemente fern, ließ aber sein Heer nach Elam hinübersetzen. Es fuhr ein Stückchen den Karun (Ulai) hinauf, verwüstete die Küstenprovinzen Elams und versprengte oder nahm die dort ansässigen Chaldäer gefangen.

Während das Assyrerheer hier in Elam hauste, blieb Challudush, König von Elam, nicht müßig. Auf der gewöhnlichen Heeresstraße fiel er bei Dur-ilu in Nordbabylonien ein, eroberte Sippar, nahm Assur-nadin-shum gefangen und führte ihn mit nach Elam. In Babylon setzte er Nergal-ushezib, einen Babylonier, als König ein. Sanherib erzählt uns nur von seinem Heldenmute, den er dem dräuenden Meere gezeigt habe, und seinem Erfolg in Elam; den Gegenstreich des Elamiten erfahren wir nur aus der babylonischen Chronik. Von Assur-nadin-shum, Sanheribs abgesetztem Sohne, verlautet auch nichts mehr. Der neue König besaß zunächst nur den Norden Babyloniens; er versuchte die Assyrer nun auch aus dem Süden zu vertreiben. Nippur eroberte er. Aber Uruk, das sich ihm angeschlossen zu haben scheint, wurde von den Assyrern wieder genommen; und bald darauf erschienen diese vor Nippur. Nergal-ushezib trat ihnen im offnen Feld entgegen, wurde jedoch geschlagen und gefangen. Er hatte nur ein und ein halbes Jahr regiert (694—693).

Während im selben Jahre Sanherib einen Vergeltungszug nach Elam unternahm, benutzte der bereits erwähnte Chaldäer Mushezib-Marduk die Gelegenheit, sich in Babylon festzusetzen (692—689). Er schloß sich aufs engste an Elam an und opferte sogar die Tempelschätze Marduks, um dem Elamiter (Umman-menanu) seine „Geschenke" oder, was es wirklich war, Tribut zahlen zu können. Es zeigt sich darin wiederum, daß die Priesterpartei zu Assyrien hielt. Diesmal fiel es Sanherib nicht so leicht, Elam — denn darum handelte es sich — zu vertreiben. Im Jahre 691 kam es bei Chalule in Nordbabylonien zu einer Schlacht mit Umman-menanu, dessen Vasallen, Mushezib-Marduk, dem Sohne Merodach-Baladans, sowie den übrigen Chaldäern. Sanherib gibt einen sehr schwungvollen Schlachtbericht, in dem er sich natürlich den Sieg zuschreibt; die babylonische Chronik läßt Umman-menanu siegen und hat insofern zum mindesten eher recht, als Sanherib keinerlei Erfolge gehabt hat: Babylon verblieb unter elamitischem Schutz. Im Jahre 689 wurde Umman-menanu vom Schlage getroffen.

Im selben Jahre fiel Babylon in Sanheribs Hände; Mushezib-Marduk wurde gefangen nach Assyrien geführt. Wir müssen annehmen, daß bei diesem Aufstande keine bedeutende Partei in Babylon für Assyrien gewesen ist: man hatte augenscheinlich eingesehen, daß Sanheribs Politik auf den Untergang Babylons hinarbeitete. Der Anschluß an den Chaldäer war also ein Verzweiflungskampf gewesen, und Sanherib beeilte sich jetzt, sein Ziel auf kürzestem Wege zu erreichen: Babylon wurde vollkommen zerstört und seine Götter nach Assyrien gebracht. Damit war jede Möglichkeit beseitigt, sich hier wieder anzusiedeln.

Nach der Vernichtung Babylons hätte Ninive die erste Stadt des Orients werden können. Allein es ist leichter, die Erscheinungen der Kultur zu vernichten, als sie hervorzurufen; und die Jahrtausende alten wirtschaftlichen Bedingungen ließen sich nicht so ohne weiteres verschieben. Acht Jahre lang, so melden die Chroniken melancholisch, war zwar kein König in Babylon und gab es kein Babylon; dann aber, als Sanherib ermordet war, war es die erste Regierungshandlung seines Sohnes Assarhaddon, der bereits vorher in Babylonien Statthalter gewesen zu sein scheint, den Befehl zum Wiederaufbau der Stadt und des Marduk-Tempels zu geben. Die Zeit, wo Babylon in Trümmern lag, hatten natürlich die Chaldäer des benachbarten Bit-Dakuri benutzt, um sich die babylonische Feldmark anzueignen. Assarhaddon vertrieb sie daraus. Auch Versuche der Nachkommen Merodach-Baladans, sich an Elam anzuschließen und somit das Ziel ihres Ahnen zu erreichen, wurden unterdrückt; vgl. unten die Assyrische Geschichte. Während Sanherib der Vertreter einer rein assyrischen und demgemäß stark militärisch gefärbten Politik gewesen war, mußte sich Assarhaddon wie Sargon auf das Priestertum stützen. So fällt der Wiederaufbau von Babylon vollkommen in den Rahmen seiner sonstigen Bestrebungen. Selbstverständlich war die andere Partei mit Sanheribs Tode nicht beseitigt; wurzelte sie ja doch recht eigentlich in assyrischen Verhältnissen. Diese zwei sich so ergebenden Strömungen scheinen ihre Hoffnungen für die Zukunft auf die beiden Prinzen Assurbanipal und Shamashshum-ukin gesetzt zu haben. Wir werden bei der assyrischen Geschichte sehen, wie, gerade als Babylon fertig war und es sich um eine Wiederbesetzung des babylonischen Königsthrons handelte, die Militärpartei Assarhaddon zwang, ihr Haupt Assurbanipal zum Könige von Assyrien krönen zu lassen und ihr damit die Macht zu sichern. Für Shamashshum-ukin vermochte sein Vater nur Babylon und wohl auch Südbabylonien zu sichern. Im Jahre 668 wurde die Mardukstatue nach Babylon zurückgebracht und die beiden Prinzen noch zu Lebzeiten ihres Vaters zu Königen ihrer Reiche ausgerufen. Das gegenwärtige Verhältnis blieb aber dabei das alte: Babylon stand unter assyrischer Schutzhoheit; und der neue König von Assyrien opferte in Babylon, Sippar und Kuta als Schutzherr den babylonischen Göttern.

Damit war der alte Zwiespalt wieder gegeben und der Ausbruch der Feindseligkeiten nur eine Frage der Zeit. Nachdem eine Reihe von Jahren eitel Wohlgefallen und Bruderliebe in den Inschriften der beiden verzeichnet worden war, begann der Kampf aufs Neue. Shamashshum-ukin suchte Bundesgenossen, wo er Feinde Assyriens finden konnte, und das war so ziemlich überall, wo man die assyrische Herrschaft fühlte oder befürchten mußte. Elam, die Araber, die Westländer (Palästina) und Gutium (die Nordländer) brachte er in Waffen gegen Assyrien. In dem Kriege, der nun ausbrach, handelte es sich wieder um die Frage, ob Assyrien oder Babylon den Orient beherrschen sollte. Zum offenen Ausbruche kam der Krieg erst gegen Ende der fünfziger Jahre des 7. vorchristlichen Jahrhunderts durch die Weigerung Shamash-shum-ukins, seinen Bruder Assurbanipal die diesem als Schutzherrn zustehenden Opfer in den babylonischen Städten verrichten zu lassen; er endete mit einer furchtbaren Belagerung von Sippar, Kuta und Babylon und dem Tode Shamash-shum-ukins, den dieser in den Flammen fand, in die ihn nach der Aussage Assurbanipals seine verzweifelnden Unterthanen gestürzt haben sollen. 648 war der Krieg beendet; und Babylonien hatte genug dadurch gelitten, um nun wieder für einige Zeit Ruhe zu halten. — Von 647—626 trug der Assyrer Assurbanipal unter dem Namen Kandalanu die babylonische Königskrone (vgl. S. 27 und 75); seine Antrittsproklamation ist uns erhalten. Seine Erfolge gegen Elam nahmen diesem die Möglichkeit, noch nach Babylonien hinüberzugreifen. So war Ruhe im Lande bis zu seinem Tode.

Aber wie schon öfter, so gab auch diesmal der Thronwechsel einem Chaldäer die Gelegenheit, sich auf den Thron zu schwingen. Seit 625 verzeichnen die Listen als König von Babylon Nabopolassar; er war ein Chaldäer, von welchem Staate wissen wir nicht. Er ist der Stammvater der letzten Dynastie von Babylon. Unter ihr hat sich dieses noch einmal als erste Macht Vorderasiens bis zum Mittelländischen Meer ausgedehnt. In dem nie unterbrochnen Streite zwischen Assyrern und Chaldäern um Babylon waren also schließlich doch die letztern Sieger geblieben, nachdem ein paar Jahrhunderte hindurch ihre Bemühungen immer wieder vereitelt worden waren. Babylonien war nunmehr chaldäisch. Die chaldäische Einwanderung hatte ihr Ziel und damit auch ihr Ende erreicht.

3. Kulturgeschichtlicher Rück- und Ausblick.

A. Die Quellen.

Unser Wissen vom alten Orient ist noch sehr jung. Die auf die Erforschung der alten Denkmäler gegründete Kenntnis ist ein Ergebnis etwa der letzten fünfzig Jahre; und auch davon ist noch ein gutes Teil in Abrechnung zu bringen, solange die Wissenschaft mit unzulänglichen Mitteln arbeiten mußte. Von einer systematischen Durchforschung des Bodens jener alten Kulturländer kann auch heute noch nicht im entferntesten gesprochen werden: was wir bisher an Denkmälern und damit Quellen für die Geschichte dieser Länder haben, ist nur ein unendlich kleiner Bruchteil von dem, was man haben könnte, und was eine glücklichere Zukunft erwarten darf. Jeder Versuch, uns eine zusammenhängende Vorstellung von dem Entwickelungsgange der altorientalischen Völker zu geben, muß daher von vornherein mangelhaft ausfallen. Für die Zeiträume, wofür uns der Zufall bis jetzt reichlichere Quellen in die Hände gespielt hat, können wir meist innere Zusammenhänge erkennen oder doch wenigstens das Wirken einzelner den Gang der Ereignisse bestimmender Kräfte feststellen; von andern dagegen haben wir nur ein paar einzelne Nachrichten, die weitgehende Schlüsse erforderten, um die Ereignisse nur äußerlich zu verstehen. Von wieder andern — und es sind ihrer so viele — wissen wir noch nichts; kaum daß wir ein paar Namen von Königen hineinfügen können, von denen nichts als eben der Name überliefert wird.

Es liegt weiter in der Natur der uns bis jetzt zugänglichen Quellen, daß sie uns weit eher Aufschluß über politische Ereignisse als über das Wesen und Walten der im innern Völkerleben thätigen Kräfte Auskunft geben. Zuerst und in großer Mehrzahl sind die Inschriften der assyrischen Könige bekannt geworden, und der Teil der Geschichte, der sich auf sie gründet, ist uns bis jetzt noch am besten bekannt. Diese Inschriften wissen aber fast ausschließlich nur von Kriegen, von Eroberungen, Siegen und Beute zu erzählen; was wir über das Leben des Volkes gern wissen möchten, können wir nur aus spärlichen Andeutungen entnehmen.

Die kulturgeschichtliche Seite der Betrachtung des alten Orients muß daher aus Mangel an Quellen noch sehr dürftig und ungenügend ausfallen. Allerdings sind für einzelne Perioden (die Zeit der ersten Dynastie von Babylon, dann in Assyrien von Tiglat-Pileser abwärts, dann wieder in Babylon von Nebukadnezar an bis in die Perserzeit) Tausende von Urkunden in unserm Besitze, die dem Geschäftsleben des Volkes angehören: Verträge, gerichtliche Entscheidungen, Quittungen, geschäftliche Verhandlungen aller Art, Privatbriefe. Allein diese geben zwar eine bunte Fülle von Einzelaufschlüssen über das Privatleben der betreffenden Zeitalter, sind aber noch zu wenig erforscht, um aus der verwirrenden Fülle der Einzelheiten die für die

Entwicklung der Geschichte des Volkes in Betracht kommenden Allgemeinheiten, die typischen Fälle zu erkennen; ist doch erst für die neubabylonischen davon der Anfang zu einem sachlichen Verständnisse gelegt (durch Kohler und Peiser: Aus dem babylonischen Rechtsleben). Bis dieses große Material durchgearbeitet sein wird, bis die zahlreichen Urkunden der beiden andern Perioden dem sachlichen Verständnis erschlossen sein werden, wird noch viel Arbeitskraft und Scharfsinn aufgeboten werden müssen. Und bis diese um Jahrhunderte und Jahrtausende auseinanderliegenden Zeiten durch Ausfüllung der Lücken mittels neuer Urkunden miteinander verbunden werden können, sind wohl Menschenalter erforderlich, selbst wenn wir den unvergleichlich schnellen Fortgang dieser Wissenschaft in Anrechnung bringen. Drei vergessene Jahrtausende Kultur können nicht in drei Jahrzenten der Wissenschaft zurückerobert werden.

Aber selbst, wenn die wissenschaftliche Verarbeitung dieser zahllosen Urkunden, deren Bewältigung die Kräfte weniger Forscher übersteigt, gelungen wäre, so würden sie hauptsächlich doch nur eine Seite des babylonisch-assyrischen Volkslebens enthüllen, nämlich den Handel und das Geschäftsleben, und zwar hiervon wieder *vorwiegend* die *private* Seite. Soweit diese jedoch für das Leben und die Entwicklung des gesamten Volks und des Staats in Betracht kommen, d. h. ihre *volkswirtschaftliche* Bedeutung, wird weniger dadurch beleuchtet; und von so vielem andern, was der moderne Mensch als wichtig im Völkerleben erkannt hat, werden wir noch für lange hinaus uns bescheiden müssen, wenig oder nichts zu wissen. Die Handelsbeziehungen und das Gewerbsleben in seiner Gesamtheit, die Besitzverhältnisse von Grund und Boden in ihrer Bedeutung für das Staatswohl, die Regelung der Verwaltung: das sind Dinge, von denen uns Königsinschriften kaum etwas melden, und welche in einem Vertrage, den A und B miteinander schließen, naturgemäß nicht zum Ausdrucke kommen.

Wir wissen, wie wir ja gesehen haben, über die *Anfänge* der in Babylonien heimischen Kultur noch *nichts*. Die Sumerer sind für uns noch so vorgeschichtlich, wie es zu den Zeiten, als man die Geschichte mit Griechenland beginnen ließ, Assyrer und Babylonier waren. Die langen Zeiträume, wo der Mensch im Euphratthale seßhaft wurde und eine Kultur entwickelte, die zu der Zeit, wo unsere jetzige Kenntnis beginnt, bereits Eroberer — ob die ersten? — angelockt hat, sie verlieren sich noch immer im Nebel der Vorzeit. Aus gleichzeitigen Quellen oder auch nur Kulturerzeugnissen festzustellen, wie sich die ersten Ansiedler der Euphratniederung in Anpassung an die Bedürfnisse des Bodens und durch dessen Natur gezwungen vom Zustande der Wildheit zu höhern Kulturstufen allmählich aufgeschwungen haben, darauf werden wir noch lange verzichten müssen. Wann und wie dann höhere Errungenschaften erworben worden sind, wie und unter welchen Verhältnissen der Mensch die für den Geschichtschreiber wichtigste Geistesthat, die *Entwicklung der Schrift* vollzog, auch das lehren uns auf diesem Boden noch *keine Quellen*. Das höchste uns erreichbare Altertum kennt bereits eine durchgebildete Zeichenschrift hier wie im Nilthale.

B. Die ursprünglichen Bodenverhältnisse und Kulturbedingungen.

Die *Euphratniederung* (jetzt zum größten Teil öde und versumpft) war eins der fruchtbarsten Stücken Erde, die es gibt. Die Ertragsfähigkeit des Bodens wird zu allen Zeiten, wo wir — leider so spärliche — Nachrichten darüber haben, als wunderbar geschildert. Der Euphrat und der Nil sind zwei Flüsse, deren Ablagerungen dem *Ackerbauer* reichsten Lohn für geringe Mühe gewährten. In dem regenarmen Klima des Orients waren unter diesen Umständen diese Flußthäler die einzigen, die einem noch in den Anfängen steckenden Ackerbau die Möglichkeit

einer ertragsversprechenden Bearbeitung des Bodens gaben. Anderseits zwang die Not in Zeiten der Dürre den viehreichen Beduinen aus den wasserarmen Steppen, dort Weide zu suchen und durch Anbau von Futter den freiwilligen Gaben der Natur für die trockne Jahreszeit nachzuhelfen. So erklärt es sich aus der Natur des Landes, wenn sich in diesen Niederungen der Übergang vom Nomadenleben zur Seßhaftigkeit vollzogen hat.

Der Fortschritt vom Bauernleben im offenen Lande zum Bau von befestigten Städten ist nicht so groß und mußte sehr bald in einem Lande gemacht werden, das von allen Seiten den Einfällen der Nomaden ausgesetzt war. Aber selbst das Hindurcharbeiten zu solchen Verhältnissen liegt zeitlich längst hinter den Euphratländern, da wo unsere Kunde anfängt. Die alten Kulturstätze: ein Lagash, Ur, Uruk, Larsa, sind Städte mit uralter Vergangenheit, wo sie zum erstenmal im Lichte der Geschichte erscheinen. Sie sind schon da längst zu dem entwickelt, was sie dann drei Jahrtausende im Wechsel der verschiedenartigen politischen Zustände des Landes geblieben sind: die Stätten alter Heiligtümer, seit undenklichen Zeiten verehrt, und Wohnorte mit einer rein städtischen, Handel und Gewerbe treibenden Bevölkerung.

Bereits damals, so müssen wir annehmen, haben, von der alten sumerischen Kultur übernommen, die Eigentumsverhältnisse an Grund und Boden und die Berufsthätigkeiten bestanden, wie sie sich seitdem immer wieder durch die Dauer der babylonischen Kultur hindurch behauptet haben. Im Unterschiede von den occidentalischen Kulturen, deren Werden wir von den Anfängen an verfolgen können, tritt uns hier eine Regelung des Volkslebens bereits abgeschlossen entgegen, wie sie dem Entwicklungsgang europäischer Kultur, der etwa im Mittelalter abgeschlossen worden ist, entspricht; diese erhält sich drei Jahrtausende hindurch unter den verschiedenartigsten Stürmen. Jede neue Einwanderung, die sich über das Land ergießt, tritt schnell in die vorgefundne Kultur ein und unterwirft sich ihr. Gewiß werden auch die weniger Glücklichen unter den Eroberern ihren Anteil an der Beute gehabt haben; eine Aufteilung des Landes an eine Bauernschaft ist aber nie erfolgt, so daß wir nie den Gang des Volkslebens von vorn an verfolgen können. Die Führer der verschiednen Eroberungen traten stets an die Stelle der alten Könige. Wollten sie nicht die ganze Kultur vernichten, so mußten sie sie mit ihren Tempeln und Städten, ihrer Regelung des Bodenbesitzes und ihren Ständen übernehmen. Das ist ein Grund, warum die einzelnen Völkerschaften so schnell abwirtschaften. Sie fangen ihre Entwicklung nicht von vorn an, sondern treten mit einem jähen Sprung in eine höhere Stufe über, über die hinaus sie nicht kommen können.

Wir finden daher von unsers Wissens Anfängen an das Land in einer Weise bewirtschaftet, die am besten mit „klerikal-feudal" zu bezeichnen ist. Der Herr des Landes ist die Gottheit. Diese gewährt es der Priesterschaft und dem König: es gibt also Tempel- und Staatsgut. Der König hat die Verfügung vor allem über das offne Land, das er seinen Vasallen zu Lehen gibt. Seine Macht erstreckt sich nicht auf das unter den Machtbereich des Gottes fallende Gebiet: dieses gehört der Stadt, worin der Gott wohnt, und hier natürlich (neben dem für den Tempel zurückbehaltnen) den Patriziern. Bebaut wird der Boden von Hintersassen, die dafür ihren Anteil vom Ertrag an den Besitzer — Tempel, König, Adligen, Bürger — zu entrichten haben. Die immer wieder übernommne Organisation ist dem Blühen eines Bauernstands unter diesen Verhältnissen nie günstig gewesen. Mochte auch bei einer Eroberung eingezognes Land an die Masse des einwandernden Volks verteilt werden, so konnte diese sich doch neben der Übermacht des Großbesitzes nie lange behaupten und mußte bald durch Veräußerung des Besitzes hintersässig werden. Eine Leibeigenschaft braucht sich daraus nicht unmittelbar entwickelt

zu haben. Der Hintersasse ist wohl meist persönlich frei — so frei, wie es eben ein Mann sein kann, der vom Ertrage des im Schweiße seines Angesichts dem Boden Abgerungnen so viel behält, wie ausreicht, um orientalische Genügsamkeit am Leben zu erhalten; durch Zwang oder Rechtsbeugung ist im allgemeinen wohl keine Leibeigenschaft geschaffen worden. Dafür schaffte ja der Krieg mit seinen Gefangnen den nötigen Bedarf an unfreien Arbeitern, deren Gebrauch wir uns aber wohl mehr in den gewerblichen Betrieben der Stadt, als bei der Bebauung des Landes zu denken haben. Aus diesen entsteht dann der zahlreiche (im Geschäftsleben häufig begegnende) Stand der Freigelassenen.

Im wesentlichen haben wir uns die Bestellung des Bodens also als eine Parzellenwirtschaft vorzustellen, die von den Hintersassen für die Besitzer besorgt wird. Mit den durch die Kleinwirtschaft gebotnen einfachen Mitteln, aber mit all dem eisernen Fleiß und der äußersten Ausnutzung jedes Fleckchens Erde, wie dieses System sie erzwingt, war es mehr Gartenbau als Ackerwirtschaft.

Die wichtigste Bedingung für eine ergiebige Bebauung des Bodens ist im Klima des Orients mit seinem regenlosen Sommer eine regelmäßige Beschaffung des Wassers. Wie dessen Mangel den Beduinen aus der Steppe nach der Flußniederung geführt hat, so ist es Aufgabe des Ackerbauers, das kostbare Naß einer möglichst großen Fläche zuzuführen. Anderseits führen die gewaltigen Ströme Euphrat und Tigris, wenn im Gebirge die Schneeschmelze eintritt, eine solche Wassermenge mit sich, daß sie gerade die fruchtbarsten Landesteile unter Wasser setzen, die Wasserläufe durch ihren Schlamm verstopfen und die Ländereien dann in Sumpf verwandeln, wie es jetzt mit großen, ehemals blühenden Strecken der Fall ist. So zwingen Regenmangel einerseits und Hochflut anderseits den Bewohner der Euphratniederung zur Ordnung dieser Verhältnisse. Er ist gezwungen, den Überfluß für die Zeiten des Mangels aufzuheben: er wird von selbst darauf gedrängt, die Wasserverhältnisse zu regulieren.

So ist denn das Land von Beginn unserer Kenntnis an, und als Vorbedingung einer Kultur, von einem Netze von Kanälen durchzogen, deren Zweck ist, das Wasser der Hochflut aufzunehmen und es von den mit Überschwemmung bedrohten Landesteilen in die wasserarmen zu führen, wo es in der trocknen Zeit den Boden bewässert. Diese Kanäle liegen teils höher als das umgebende Land, so daß das nötige Wasser durch Schleusen hineingelassen werden kann; teils liegen sie tiefer: dann wird das Wasser, ganz wie im Nilthale, durch Schöpfräder oder bei kleinerem Bedarfe durch Schöpfeimer, die ein einzelner Mann in Betrieb setzt (Schaduf der heutigen Ägypter), auf das Land gehoben.

Wenn die Anlage dieser kleineren Vorrichtungen im Vermögen des einzelnen Grundbesitzers liegt, so kann anderseits der Bau der großen Kanäle nur vom Staat erfolgen, da deren Anlage die gesamten Wasserverhältnisse des Landes berücksichtigen muß. So finden wir denn unter den spärlichen Nachrichten, die wir über die innere Thätigkeit der Könige haben, Angaben über ausgeführte Kanalbauten, die uns bestätigen, daß man sich der vollen Bedeutung dieser Aufgabe bewußt war. In den ältern Zeiten, wo man noch nicht nach Regierungszeiten der Könige, sondern nach bedeutenden Ereignissen der betreffenden Jahre datierte, finden wir unter den Bezeichnungen der Jahre neben „Im Jahre, wo der und der Krieg geführt wurde", auch „Als der König den Kanal so und so .... baute". Nach der Eroberung Südbabyloniens sagt Hammurabi z. B.: „Als Anu und Bel das Land Sumer und Akkad mir zu beherrschen verliehen hatten und ihre Zügel in meine Hand legten, da grub ich den Kanal ‚Hammurabi ist der Segen der Menschen', der das Wasser der Fruchtbarkeit führt nach Sumer und Akkad. Seine beiden Ufer

machte ich zu bestellbarem Lande, Getreidespeicher richtete ich ein, Wasser für immerdar besorgte ich dem Lande Sumer und Akkad." In ähnlicher Weise berichten Nabopolassar und Nebukadnezar von Wasserbauten. Daß diese Verhältnisse auch zu Zwecken der Landesverteidigung wie in Holland benutzt worden sind, haben wir in den letzten Zeiten Babyloniens bezeugt gefunden, wo Nebukadnezar die „medische Mauer" errichtete und Nabunaid mit deren Hilfe sein ganzes „Königreich Babylon" in eine Insel verwandelte (vgl. unten, S. 190). Berühmte Kanäle, die ganz Babylonien durchzogen, sind der Palakuttu (Palakottas) und Nahr-sharri (aramäische Nahr-Malkâ), der „Königskanal", deren Namen noch in der hellenistischen Zeit begegnen. Der erstere läuft dem Euphrat auf der Südseite im wesentlichen gleich; der andere stellt eine Verbindung zwischen Euphrat und Tigris quer durch das Land dar.

Daneben haben wir uns das ganze Land von einem Netze großer und kleiner Kanäle, bis herab zum einfachen Bewässerungsgraben, durchzogen vorzustellen. Von ihrer Instandhaltung hängt die Bewohnbarkeit des ganzen Tieflands ab. Demgemäß hat bis auf die Zeiten des Ruins jener Länder durch die Mongolen die Pflege der Wasserbauten eine der ersten Aufgaben der Regierungen gebildet. Der Verfall der Kanäle hat einen großen Teil des Landes in Sümpfe verwandelt; und die erste Aufgabe bei einem Versuche, dieses ertragfähigste aller Gebiete der Menschheit wieder nutzbar zu machen, würde die Herstellung jener alten Wasserläufe sein, deren Betten zum Teile noch vorhanden sind.

Sind diese Bauten durch die Natur des babylonischen Tieflands in ihrer Bedeutung und Ausdehnung bedingt, so sind sie in den höher gelegnen Gegenden, besonders in dem vom Gebirge überragten Assyrien mit seinem, dem unseren viel ähnlichern Klima weder möglich noch nötig. Dagegen sind uns hier Fälle von Herleitung des Wassers aus weiter Ferne bezeugt zum Zwecke der Wasserversorgung der Städte. So die Wasserleitung von Bavian, mittels derer Sanherib das Wasser von Gebirgsbächen nach Ninive führte, oder der Tunnelbau von Negub, durch den Assarhaddon zum Ersatze für frühere Bauten Assurnasirpals das Wasser des Zab nach Kalchi leitete.

In der Baukunst ist menschliche Erfindungskraft in erster Reihe abhängig von dem zur Verfügung stehenden Material. Babylonien hat weder Steine noch geeignetes Bauholz, weil Dattelpalme, Feigen- und Ölbaum dafür nicht zu verwenden sind. Während der Ägypter für seine Großbauten die nötigen Steine im oberen Nilthale hat und der Fluß sie ihm zu Thal trägt, muß der Babylonier selbst die Steine zu seinen Statuen von weither und zum großen Teile zu Lande holen; so hat Gudea das Material zu seinen Statuen aus Magan (Arabien) holen lassen. Begegnen uns daher in Babylonien weder die Kolossalstatuen der Ägypter, so sind auch ihre Bauten nur aus dem Material hergestellt, das ihnen das Land bot: aus Lehm. Babylonien ist das Land der Backsteinbauten, und der Einfluß seiner Kultur auf den Orient spricht sich in nichts deutlicher aus, als darin, daß man diese Backsteintechnik auch dort nachgeahmt hat, wo Steine zur Verfügung gestanden hätten: in Elam, Assyrien und selbst Syrien. Der Mangel an Bauholz und an Steinsäulen hat zur Erfindung eines aus Backsteinen hergestellten Pfeilers geführt. Soweit wir aber sehen können, ist dieser nur in geringem Maße zur Verwendung gekommen. Man holte sich gern die Zedernstämme des Amanus und nach dessen Abholzung die des Libanons für die nötigen Holzsäulen und Träger, deren Verwendung aber stets sparsam blieb. Auch hierin ist Assyrien in den Spuren Babyloniens geblieben.

Der gewöhnliche Backstein wurde an der Sonne getrocknet. Zu festen Bauten brannte man ihn, und zur Bekleidung der Wände wurde er mit bunten Mustern und Darstellungen emailliert.

Als Bindemittel für die Backsteine lieferte das Land in reichlicher Menge Asphalt. Hiermit sind die babylonischen Bauten zusammengefügt.

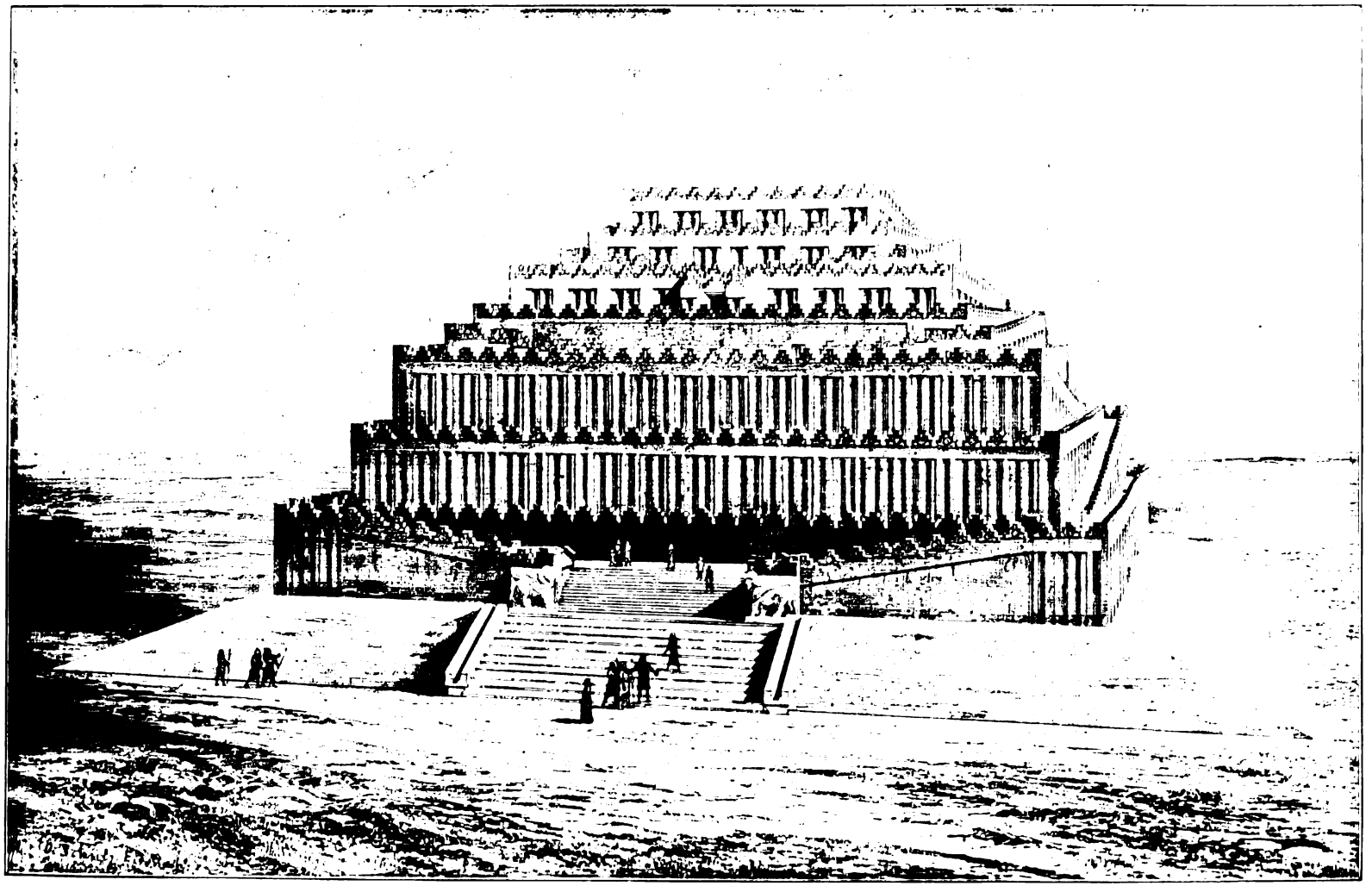
Ein charakteristisches Erzeugnis der babylonischen Backsteinbaukunst sind ihre Stufentürme (zikurrat), pyramidenartige, aber in mehreren (bis zu sieben) Stufen abgesetzte Bauwerke, die den Schmuck der großen Tempel bilden, und deren Spitze wohl als Wohnsitz des Gottes gedacht war. Die Sage vom Turmbau zu Babel (s. die beigeheftete Tafel „Der Turm von Babel") knüpft an diese Bauten an.

Die Tempel sind bei weitem die vornehmsten Werke babylonischer Baukunst. Noch in höherm Maß als die Kirchen und Klöster des Mittelalters vereinigen die Tempel in sich alles, was die babylonische Kultur an geistigem und materiellem Können erzeugt hat. Wir haben sie bereits als Besitzer eines großen Teils des Landes kennen gelernt und müssen in ihnen den Sitz des geistigen Lebens sehen. Die Priesterschaft übt nicht nur einen Einfluß durch die Religion auf das Volk aus, ihr liegt auch die Pflege der Wissenschaft und wohl ebenfalls technischer Künste ob. Ein solcher Tempel bildet eine Stadt mit einer eignen Verwaltung für sich, und wir können sehen, wie er seine eignen Geschäfte macht. Zahllose Thontafeln aus Telloh (vgl. oben, S. 8) könnten Aufschluß über die innere Verwaltung geben, sind jedoch bis jetzt von der Forschung kaum in Angriff genommen worden.

Ein Einblick in das geistige Wirken ist der Natur unserer Quellen nach schwieriger. Es ist selbstverständlich, daß der Priesterschaft der Unterricht und die Pflege der Geisteswissenschaften obgelegen hat. Das Geheimnis der Schrift konnte man doch wohl nur bei ihr gründlich erlernen; damit war sie Hüter und Pfleger aller Litteratur, religiöser wie weltlicher, und der mehr in das praktische Leben hinüberspielenden Wissenschaften, von deren Pflege freilich bis jetzt kaum Urkunden (ein paar mathematische wären die wichtigsten) zeugen. Um so zahlreicher sind die Zeugnisse einer weitgehenden Beobachtung des Sternhimmels. Babylonien ist die Heimat der Astronomie und der im Sinne des Orients davon nicht zu trennenden Astrologie, als deren Meister die „Chaldäer" noch der hellenistisch-römischen Zeit gelten. Genau werden die Bewegungen der Gestirne beobachtet und verzeichnet. Omina werden aufgestellt und alle möglichen und unmöglichen Konstellationen geweissagt. Eine Sonnenfinsternis ist ein Ereignis, das sogar in der assyrischen limu-Chronik (vgl. S. 54 unten) in gleicher Weise aufgezählt wird, wie sonst ein Krieg. Wenn es das Staunen der ionisch-griechischen Welt erregte, daß ein Thales eine Sonnenfinsternis vorhersagen konnte, so hatte er seine Weisheit von den Babyloniern geholt; wie denn auch Pythagoras die Anregungen zu seiner Zahlensymbolik dem Orient entlehnt haben wird, den er als assyrischer Söldner kennen gelernt haben soll. Eine große Anzahl von Beobachtungen des Himmels und der Gestirne liegen uns vor, leider auch nicht weniger von Omina der gewöhnlichsten Weissagekunst, die wir gern für andere Aufschlüsse eintauschen würden.

Mit der Beobachtung des Umlaufs der Gestirne geht Hand in Hand die Bestimmung der Zeitrechnung. Die Babylonier sind die Lehrmeister des klassischen Altertums in Bezug auf das Kalenderwesen gewesen: ihre Jahres-, Monats-, Wocheneinteilung haben wir noch jetzt. Die Bezeichnung der sieben Wochentage nach den Göttern, die den beiden großen Gestirnen und den fünf ihnen bekannten Planeten entsprechen, ist ebenso bis auf unsere Tage gekommen wie die Einteilung des Tags in 12 Doppelstunden, die wir noch auf dem Zifferblatt unserer Uhr finden (vgl. oben, S. 3, und unten, S. 37).

Im Zusammenhang und im Einklange mit diesen Einteilungen steht das Zahlensystem. Es ist ein Sexagesimalsystem mit den Teilgrößen 5 und 12, anscheinend auf die astronomischen



Der Turm von Babel.

(Nach dem von Sir Henry Rawlinson angefertigten und im United States National Museum zu Washington aufgestellten Modell.

Beobachtungen und Berechnungen gegründet. Daneben und damit verquickt wird das Dezimalsystem gebraucht. Eine Vorzeit, wo wir einen Gebrauch des einen von beiden allein oder die Einführung des andern feststellen könnten, wird durch unsere Quellen noch nicht erreicht. Desgleichen ist das Maß- und Gewichtssystem auf Grund derselben Berechnungsweise hergestellt. Also hat das alte Babylonien ein systematisches Rechnungswesen besessen, wie es ähnlich erst die neueste Zeit in unserem Dezimalsysteme wieder durchgeführt hat, nachdem durch die jahrtausendelange Entwicklung die Einheit jenes ursprünglichen Rechnungswesens selbst der Forschung verloren gegangen war. Erst jetzt sehen wir, wie sich Erinnerungen an seine Grundlagen ebenso wie bei der Zeitrechnung bis auf unsere Tage erhalten hatten, und erkennen seine Wirkungen auch bei den Völkern des Westens, ohne schon die Wege der Wanderung feststellen zu können. Alles das sind kaum angebahnte Forschungsgebiete, auf denen erst von der Zukunft interessante Aufschlüsse über die vorgeschichtlichen Beziehungen der Völker unserer Kultur zu erwarten sind.

In arge Verlegenheit geraten wir, wenn wir uns Rechenschaft von der eigentlichen Aufgabe der Tempel und Priesterschaft, von der Pflege des Kults und der Religion geben sollen. Was schon die drei Jahrtausende an Wandel und Wechsel menschlicher Vorstellungen auf diesem Gebiete gebracht haben, würde Gegenstand einer eignen umfangreichen Betrachtung sein müssen; noch aber sind unsere Quellen auf diesem Gebiete viel lückenhafter als auf dem der politischen Geschichte, und noch ist nicht einmal ein Anfang gemacht, die Vorstellungen in ihrem Werden zu verstehen. Solange wir keinen Einblick in die wirkliche Urzeit Babyloniens und die Anfänge seiner Kultur, ja nicht einmal in die Anfänge der ersten semitischen Einwanderung (vgl. oben, S. 8) haben, wird es kaum möglich sein, einen festen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus man über Wesen und Ursprung des bunten Göttergewimmels, dessen Namen uns in den Inschriften entgegentreten, Aufschlüsse gewinnen kann.

Eine ganze Götterwelt für sich zeigen bereits die Inschriften von Lagash-Telloh. Möglich, daß diese noch ein Hineinragen in die sumerische Zeit bedeutet (freilich in einer längst semitischen Epoche); vorläufig sind uns ihre Gestalten aber nicht viel mehr als tote Namen. Was uns dann in den Inschriften der südbabylonischen Dynastien entgegentritt, mutet uns, die wir die Geschichte von rückwärts haben kennen lernen, bekannter an. Es sind dieselben Gestalten, die von da an immer wieder begegnen. Das hat seinen einfachen Grund darin, daß die in Betracht kommenden Städte Südbabyloniens ihre Bedeutung durch die ganze Zeit der Dauer babylonischer Kultur behauptet haben, während Lagash uns wie ein Überbleibsel aus älterer Zeit erscheint, das frühzeitig zu Grunde gegangen sein muß. Aber wir sind noch weit davon entfernt, uns genaue Rechenschaft über die Art der hier zum erstenmal geschichtlich begegnenden Erscheinungen geben zu können.

Was hier uns entgegentritt, ist rein semitisch oder doch semitisiert; aber wie ist sein Verhältnis zur Vergangenheit? Darüber wird erst eine Zeit Klarheit erhalten, die weiß, wie sich diese alten Kulturstätze, ein Ur, Larsa, Isin, Warka (vgl. oben, S. 8 und 9) zu der ältern Kultur verhalten haben. Was es mit der Bedeutung ihrer Hauptkulte auf sich hat, besagen die Namen der Gottheiten: Ur mit dem Mondgotte, Larsa mit dem Sonnenkult, Uruk als Sitz der Nana oder Ischtar, des weiblichen Prinzips, Nippur mit dem Tempel Bels, des babylonischen Zeus. Aber jeder dieser und so mancher uns noch unbekannten Kulturstätze hat in seinem Tempel eine eigne Götterlehre in den Jahrhunderten und Jahrtausenden seines Bestehens entwickelt. Darin ist durcheinander gemischt, was das Bestreben gezeitigt hat, eine um die betreffende Gottheit

gebildete Anschauung vom Grunde der Dinge in Einklang oder Gegensatz zu setzen mit den Lehren der andern Kulturmittelpunkte. Dazu haben dann die verschiednen Völkerwanderungen ihre Anschauungen abgelagert, indem ein Ausgleich und Anpassen der neu mitgebrachten mit den altansässigen stattfand. Allerdings tritt uns in dem, was wir bis jetzt geschichtlich verfolgen können, bereits eine große Starrheit der Kulte entgegen: sehr Wesentliches haben gerade die semitischen Einwanderungen der drei uns bekannten Jahrtausende nicht mehr gebracht. Trotzdem ist manche wichtige Erscheinung, so die Einführung des Kults des Wettergottes Ramman durch die „Kanaanär", auch jetzt erst aufgetreten. Je weniger wir aber eine Weiterentwicklung der Vorstellungen feststellen können, um so mehr müssen wir nach dem Ausgangspunkte des Verständnisses in einer Zeit suchen, die bis jetzt noch vollständiges Dunkel bedeckt. Auch dann wird es noch eine Riesenaufgabe sein, die in den verschiednen Tempelüberlieferungen durcheinander laufenden Fäden zu entwirren und auf ihre Ursprünge zurückzuführen. Ob sie je gelöst werden wird, darf zweifelhaft erscheinen. Vorläufig sind wir aber noch vom Anfang himmelweit entfernt; denn noch kennen wir von dem Gegenstande der Untersuchung selbst, eben den Tempelüberlieferungen, nichts, mit Ausnahme des Wenigen, was wir über den Mardukkult von Babylon wissen.

Je weiter wir nach Norden kommen, um so reiner tritt uns das Semitische in der uns bekannten Zeit entgegen: nicht einmal geschrieben wird hier mehr sumerisch in den ältesten bis jetzt gefundnen Inschriften (Naram-Sins Zeit). Daß die Landschaft getrennt Südbabylonien gegenüberstand, beweist die Wiederholung der Kulte. Wie es einen südbabylonischen Sonnengott von Larsa gibt, so einen nordbabylonischen von Sippar; der Istar von Uruk steht im Norden eine von Agade gegenüber. Für die ältere Zeit wissen wir hier weniger als im Süden. Die spätere Zeit (seit der ersten babylonischen Dynastie) läßt andere Städte hervortreten: so Kutha mit dem Kulte des Nergal, des Gottes der Unterwelt. Der Mondkult, der in Ur seine Hauptstätte hat, ist uns in Nordbabylonien in gleicher Bedeutung nicht bezeugt; aber sein berühmtestes Heiligtum kennen wir in Mesopotamien in Harran.

Babylon tritt uns bis jetzt in den Inschriften der ältesten Zeit nicht entgegen. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß es seine Bedeutung erst politischen Verhältnissen einer verhältnismäßig jungen Zeit verdankt. Die bedeutendste Stadt Babyloniens scheint es durch die „erste babylonische Dynastie" geworden zu sein. Mit seiner Erhebung zur Hauptstadt des babylonischen Reichs und der damit verbundnen Herrschaft auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete geht nach der Denkweise des Orients auch die Entwicklung einer theologisch-historischen Rechtfertigung dieser Bedeutung. Ebenso wie das zur Hegemonie gelangte Athen in Mythologie und Geschichte sein Altertum nachzuweisen suchte, so ist die babylonische Weisheit bemüht, Babylon als Sitz der ältesten Kultur und als Mittelpunkt der Welt zu erweisen.

Der ehemalige Stadtgott Marduk (in biblischer Aussprache Merodach) wird der Gott, um den sich die gesamte Weltschöpfung dreht. Wir haben die Bruchstücke des Weltschöpfungsmythus von Babylon, worin Marduk die Hauptrolle spielt, gerade so, wie wir anzunehmen haben, daß in südbabylonischen Tempeln ähnliche Werke ältern Ursprungs gelehrt wurden, welche die Verhältnisse der Blütezeit ihrer Stadt widerspiegelten. Dieses Weltschöpfungsepos bringt die durch die Dynastie Sumuabis und Hammurabis begründete Vorherrschaft Babylons zum Ausdrucke. Hier ist es Marduk, der den Weltenkampf für die durch die Tihama, das Chaos, bedrohte Herrschaft der dii superi kämpft, und der nach Spaltung des als Schlange oder Drachen gedachten Ungeheuers aus ihren beiden Hälften die Welt schafft. In Nippur wird es Bel gewesen sein; und an den Heiligtümern der andern Städte wird man die maßgebende Rolle des

Shamash (Sonne), des Sin (Mond), der Istar in das rechte Licht gesetzt haben. Je jünger diese Mythen sind, um so mehr müssen sie bemüht gewesen sein, auf die andern Rücksicht zu nehmen. Ob wir einmal eine Zeit kennen lernen werden, wo das Entstehen der einzelnen uns klar vor Augen stehen wird, muß dahingestellt bleiben; vorläufig kennen wir erst vom jüngsten einige Bruchstücke, die uns keinen Zusammenhang herstellen lassen. Von einigen andern haben wir nur unbedeutende Reste.

Die Schöpfungsmythen der Babylonier sind die *Vorbilder*, nach denen die biblischen entstanden sind; wie denn Babylonien der Lehrmeister des gesamten vorderasiatischen Geisteslebens geworden ist. Wir haben vorläufig fast keine andern Zeugen davon, als die verhältnismäßig wenigen bis jetzt der Erde entrissenen Bruchstücke assyrisch-babylonischer Litteratur (zum größten Teil aus der „Bibliothek Assurbanipals" herrührend; vgl. unten, S. 76) und die Reste jüdischen Geisteslebens, welche die Kanonisierung in der Bibel uns gerettet hat. Das Verhältnis beider zu einander ist dasselbe wie das vom Brennpunkte der ganzen Kultur zu einem unbedeutenden Kleinstaate: das von Ursprung und Widerspiegelung; aber solange wir nicht mehr haben, müssen wir aus diesen Resten unsere Anschauung vom religiösen Leben des Orients zu bilden suchen.

Zweifellos hat die Religion eine Rolle im Kulturleben dieser Völker gespielt, die der moderne Mensch nur zu leicht unterschätzen kann. Die Priesterschaft ist Pflegerin der Wissenschaft; damit wird jede Lehre, jeder Versuch, in das Wesen der Dinge einzudringen, jede Begründung und Rechtfertigung des Bestehenden und jeder Versuch, Neues einzuführen, auf die uralten Lehren vom Anfange der Dinge zurückgeführt, dadurch gerechtfertigt oder mißbilligt. Wie mittelalterliche Denkweise die Richtigkeit und Gerechtigkeit einer Sache an den Lehren der Bibel prüft, wie Reformatoren und deren Gegner ihre religiösen wie politischen Forderungen auf die Lehren der Bibel gründen, so ist es im alten Oriente der Fall. Und mehr als das: diese Lehren, deren Macht sich noch im Leben der modernen Völker oft wirksamer erweist, als es dem nicht geschichtlich geschulten Blick begreiflich erscheint, diese Lehren altbabylonischen Geistes, durch das Judentum und so manche Kultur hindurch weitergepflanzt in all ihren Spielarten und Anwendungen auf die verschiednen Kulturverhältnisse, sind doch im Wesen noch immer, was sie waren: der Ausdruck der babylonischen Hierarchie als der *Trägerin des gesamten Geisteslebens der ältesten Kulturwelt*. Man glaubt vielleicht, in den Gebeten und der Anschauung des Judentums einen großen Fortschritt gegenüber dem Polytheismus des übrigen Orients annehmen zu sollen. Wir sind uns klar darüber, daß sich die Anschauung (besser: fromme Gläubigkeit) von der Entwicklung des Judentums und der davon ausgehenden Erscheinungen im Lichte der Weltgeschichte wesentlich anders gestaltet. Bei den geringen Resten, die wir haben, können wir zwar Nachweise im einzelnen noch nicht führen; daß aber die Ideen, welche die alte Kulturwelt unterworfen haben, nicht in einem ihrer entlegnen Winkel entstanden sein können, lehrt die einfachste Erwägung über das Wesen und Entstehen menschlicher Ideen. Kurz, wo die Anregung dazu vorliegt, kann eine Idee entstehen, und dieselben Geisteskämpfe, die das Israel und Juda der Königszeit oder des Exils zum ersten Male durchzumachen hatte, sie hatte Babylonien längst im Verlaufe seiner verschiednen Blütezeiten mehrere Male durchgemacht; ihre Errungenschaften waren längst Eigentum babylonischen Geisteslebens. Von dort holte sich der israelitische „Prophet" seine geistigen Waffen; dort muß auch das Judentum nicht nur seine Anregungen, sondern auch sein gesamtes System erhalten haben.

Auch der *Monotheismus* in seiner Durchbildung kann *kein Erzeugnis jüdischen Geistes* sein, wenngleich er in gewissen Verhältnissen in Juda einen Anklang gefunden haben

mag. Der Polytheismus Babyloniens findet seine geschichtliche Erklärung in den Zuständen kulturell längst überwundner Zeiten. Wie aber menschliche Erkenntnis ein unaufhörliches Ausgleichen und Fortschreiten vom Überkommnen zum Neuerkannten ist, so hat auch in Babylonien neben der fest formulierten Staatsreligion ein Fortschritt der Erkenntnis stattgefunden. Nicht nur die Staatsreligion im Genuß ihrer Pfründen stellt schließlich den Entwicklungsgang des religiösen und geistigen Lebens dar, sondern auch das, was im Widerspruch damit geltend gemacht wird, was sich vom Unterdrückten und Bekämpften zum Anerkannten durchringt. Wenn der Babylonier oder Assyrer zu seinem Gotte betet, so thut er das mit denselben Worten wie der Jude; seine Zerknirschung, seine Unterwerfung unter den göttlichen Willen, sein Gottvertrauen sind genau dieselben — nur daß jenes Volk solcher Fühl- und Denkweise Ausdruck verliehen hat, während der Jude sie von ihm gelernt hat. Auch wenn der Babylonier zu Marduk oder der Assyrer zu Assur betet, so ist nicht der geringste Unterschied zwischen seinem Denken und dem des Judäers etwa des 8. Jahrhunderts, der zu Jahve fleht. Auch der Judäer läßt für die außerhalb des Machtbereichs seines Jahve Wohnenden ihren Gott gelten. Wenn das ein falscher Gott ist, so ist er es nur in dem Sinne, wie auch jede babylonische Lehre den wahren Herrn der Welt im Tempel der eignen Stadt hat. Daß Jahve immer ausschließlicher der alleinige Gott Judas wird, hat seinen sehr einfachen Grund darin, weil Juda so klein geworden war, daß es für andere Götter keinen Raum mehr besaß (vgl. den 12. Abschnitt).

Im Leben eines Kulturvolks wie des babylonischen sind aber die Gelegenheiten zahllos, wo Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen größere Massen zusammenführen muß, die ihre Ansprüche in ein System bringen und nach der Denkweise des Orients rechtfertigen. Wie die orientalische Geschichte aller Zeiten lehrt, mußte also auch damals ein *Sektenleben* blühen, das seinen Ursprung in sozialen Verhältnissen hatte und seine Lehren in vorwiegend religiöser Form begründete. Solche Sekten müssen viele aufgekommen und von der Macht der Verhältnisse geschützt sein; den daraus entstandnen Lehren muß auch das Judentum die seinen entnommen haben. Daß je die verschlungnen Wege menschlichen Denkens und menschlicher Schicksale, die zur Entwicklung dieser Gedanken geführt haben, wieder klargelegt werden, darf wohl kaum erhofft werden; das aber dürfen wir getrost aus dem bis jetzt Bekannten und den Gesetzen menschlicher Entwicklung folgern, daß die noch nicht in Keilschriften bezeugten Ursprünge von Grundlehren des Judentums auch dereinst darin auftauchen werden. Die *Lehre vom kommenden Erlöser* konnte nur im Mittelpunkte der Kultur entstehen, wo die Machtverhältnisse so gar nicht den Ansprüchen einer größeren Vergangenheit entsprachen.

Nächst den Lehren der Religion und eng damit verknüpft äußert sich die geistige Thätigkeit des Menschen in der Entwicklung der *Mythologie*. Soweit diese eine Götter- und Tempellehre ist, sind wir uns bereits über die Geringfügigkeit der uns erreichbaren Kenntnisse klar geworden. Dasselbe Klagelied müssen wir anstimmen in Bezug auf die bis jetzt bekannten Reste der vermenschlichten Mythologie, der Heroensage, die den ersten Gegenstand der nicht religiösen Poesie eines Volkes bildet. Eine Anzahl von Bruchstücken zeugen von dem Vorhandensein einer ganzen Reihe von *Epen*; doch nur von wenigen haben wir genug erhalten, um den Inhalt einigermaßen herstellen oder erraten zu können. Das am besten bekannte ist das Gilgamesh-Epos (der Name des Helden wird mit den Zeichen Is-tu-bar geschrieben, so daß man ihn früher so nannte; anfänglich glaubte man in ihm den biblischen Nimrod wiederzufinden, daher die Bezeichnung Nimrod-Epos). Es ist der babylonische Herakles, dessen Thaten darin verherrlicht werden und dem Hellenismus den Stoff zur Ausstattung der legendenhaften Gestalt des

Alexanders der sogenannten Alexanderromane geliefert haben. Die Gestalt, in der uns das Werk vorliegt, hat es in Uruk erhalten; es spiegelt die Verhältnisse wieder, worein die alte Ištar-Nana-Stadt, die als eine Gründung von Gilgameš gilt, durch die Bedrängungen von Elam geraten war (vgl. unten, S. 195). Als eine Episode ist ihm der Sintflutbericht, die Vorlage des biblischen, einverleibt. Vollständig erhalten ist das kurze Gedicht von Ištar, die in die Unterwelt hinabsteigt, um den verstorbnen Bruder und Gatten (vgl. Adonis) wieder zu gewinnen. Andere Epen, von denen Bruchstücke vorliegen, ist das von Etana und dem Adler, die Legende vom Pestgott, vom Windgott Zû; jedoch sind deren Zusammenhänge noch nicht recht erkennbar.

Die dem Geschmacke des Orients so zusagende Tierfabel hat ebenfalls ihre Ausbildung bereits in Babylonien erhalten. Wir besitzen Reste von Erzählungen vom „Ochsen und Pferd", vom „Schlangengott" und andern, von denen freilich noch mehr als von den vorigen gilt, daß wir auf ein Verständnis des Zusammenhangs verzichten müssen, solange wir nicht mehr von ihnen besitzen als ein paar Zeilen. Eine ganze Anzahl noch unveröffentlichter und wegen ihres geringen Umfangs noch völlig unverständlicher Bruchstücke ist hier, wie bei allen ähnlichen Litteraturerzeugnissen, auch wieder nur ein Zeugnis dafür, was wir vielleicht einmal von der Zukunft an Aufschlüssen erwarten dürfen.

Eine der wichtigsten und lohnendsten Aufgaben wäre es, die Bedeutung der babylonischen Industrie und des Handels klarzulegen. Hierzu fehlen uns zunächst jedoch noch fast alle Anhaltspunkte, abgesehen davon, daß innerhalb dreier Jahrtausende darin natürlich ein nicht geringeres Auf und Nieder stattgefunden hat als im politischen Leben. Wir dürfen als sicher annehmen, daß Babyloniens und (da es in der uns bekannten Zeit die anerkannte Hauptstadt ist, in erster Linie) Babylons Bedeutung und Übergewicht auf seiner Industrie und seinem Handel beruht. In der ganzen Zeit, wo wir Assyriens Macht verfolgen können, ist Babylon als politisches Gemeinwesen ohnmächtig. Es muß sich seine Selbständigkeit von den Assyrern erkaufen, wie es anderseits von den Elamitern Beistand gegen Assyrien für sein Geld erhält. Einen Krieg aus eignen Kräften zu führen, fehlt es ihm an Menschenmaterial, wie das bei seinen Bodenbesitzverhältnissen nicht anders denkbar ist. Schon diese Thatsache allein genügt, um seinen Charakter als vorwiegend industrielles Land zu erweisen. Zweifellos war es Sanheribs Absicht bei seiner Zerstörung Babylons, einen Teil des Handels und Gewerbes für seine neu erkorne Hauptstadt Ninive zu gewinnen.

Wir haben gesehen, daß die babylonische Politik seit der Kassitendynastie sich darum dreht, den Weg durch Mesopotamien nach dem Mittelmeere zu behaupten, und daß dann Kadašman-charbe einen Versuch machte, durch die Wüste hindurch eine Straße nach Syrien und den phönikischen Häfen zu sichern (S. 19). Zweifellos hat er dabei das Interesse des babylonischen Handels wahrnehmen wollen. Für die ältern Zeiten können wir aus den Inschriften eines Gudea für die Ausdehnung des babylonischen Verkehrs Folgerungen ziehen: dieser erhält die Steine und das Holz zu seinen Bauten aus Phönikien, Syrien und Arabien. Einige wenige Aufschlüsse geben uns für die babylonische Industrie die Tel-Amarnabriefe (vgl. oben, S. 18). Vom Ägypter verlangen der Babylonier wie der Mitanifürst Gold; Gegenleistung sind dagegen Industrieerzeugnisse, in erster Linie der von den Ägyptern hochgeschätzte Lapis-lazuli oder eine Nachahmung davon: ein Hauptgegenstand der babylonischen Ausfuhr. Von Mitani und selbst Assyrien bezieht der Ägypter Waffen und Streitwagen. Wenn daneben der Babylonier ausgelegte Arbeit in Ebenholz und Elfenbein in Ägypten bestellt, so handelt es sich dabei nur um

Modegegenstände in ägyptischem Stile, wie sie in Ninive gefunden worden sind; sie haben keine andere Bedeutung als chinesisches Porzellan oder japanische Lackwaren bei uns.

Vollkommen im Dunkel liegt noch die Frage nach der Schifffahrt auf dem Persischen Meerbusen und damit die nach dem Alpha und Omega aller Beziehungen zweier Welten: dem Handelswege nach Indien. Es ist undenkbar, daß die älteste Kultur Babyloniens, die je älter, desto mehr im Süden gesessen hat, nicht Schifffahrt auf dem „Meere des Ostens" getrieben hätte. Da, wo unsere Kenntnis beginnt, sehen wir sie jedoch sich bereits immer mehr nach Norden, in das Inland, zurückziehen. Erwähnt wird bei der Art des Inhalts der ältesten Inschriften natürlich nichts von solchen Dingen; und so müssen wir uns wohl für eine lange Zukunft noch mit der bloßen Frage begnügen. In der spätern Zeit ist durch die Chaldäer der Weg nach der See verlegt. Das jahrhundertelange Blühen eines als „Meerland" bezeichneten Staats (vgl. oben, S. 22) und dessen zähe Widerstandskraft gegen Assyrien erklären sich wohl zum Teil aus dem durch Handelsbeziehungen mit dem Osten gewonnenen Reichtume. Merodach-Baladan besitzt Schiffe, mit denen er sich über das „Bitterwasser", das große Haff an der Mündung der beiden Ströme (s. die Karte „Assyrien seit 745, Neubabylonisches Reich und Medien" bei S. 88), nach Elam hinüber rettet; in Babylonien hat man damals keine Flotte, so daß Sanherib Schiffe von phönikischen Bauleuten in Assyrien bauen und flußabwärts führen lassen muß (vgl. oben, S. 29). Hier ist also ein babylonischer Handel mit dem Osten nicht denkbar. Dilmun, die Insel Bahrein, wohl auch die nächsten Küstenlande umfassend, die der Babylonier des dritten Jahrtausends noch als zu seinem Kultur- und Machtbereiche gehörig ansieht, ist einem Sargon eine fern liegende Insel, von der nur er Tribut bekommen hat; keiner seiner Nachfolger erwähnt ihrer mehr. Auch Elam wird hinsichtlich des Verkehrs auf dem Persischen Meer ein entscheidendes Wort zu sprechen gehabt haben; und erst wenn das Dunkel, das über ihm noch liegt, gehoben sein wird, werden wir hier klarer sehen können.

Erzeugnisse der babylonischen Industrie sind bis jetzt kaum auf uns gekommen. Selbst von der in Assyrien uns verhältnismäßig gut bekannten Bau- und Bildhauerkunst gibt es im Mutterlande der Kultur erst wenig und verhältnismäßig unbedeutendere Denkmäler. In Betracht kommen kann hier in größerem Maßstab eigentlich nur die Ruinenstätte Telloh, die eine größere Anzahl von Statuen und Skulpturen der Könige und Patesi von Lagash geliefert hat. Von recht rohen Anfängen der ersten Könige beginnend und rasch aufsteigend (s. die Darstellung aus der Geierstele bei S. 12), zeigen uns die Statuen eines Gudea und seiner Zeit die höchste Vollendung der Technik. Es scheint, als ob sich hier ein rascher Wiederaufschwung nach einem großen Niedergange vollzogen habe. Die sorgfältige und feine Arbeit des Merodach-Baladansteins (s. die Tafel bei S. 28) ist eines der wenigen uns bekannten Kunsterzeugnisse späterer Zeit. Eine ganze Reihe ähnlicher Steine, von der Kassitenzeit abwärts, kann als Kunsterzeugnis dem gegenüber nicht angesehen werden. Einige wenige Genredarstellungen in Thon beweisen nur, daß wir aus Babylonien einmal Zeugnisse von scharfer und humorvoller Auffassung des Privatlebens erwarten können — von der Zukunft.

Ebenso besitzen wir über die Regelung und Gestaltung des Staatswesens, über innere Verwaltung und Kriegswesen in Babylonien kaum ein paar Andeutungen. Die babylonischen Inschriften behandeln im Gegensatze zu den assyrischen die Kriegs- und sonstigen Thaten der Könige nie. Was wir daher etwa über diese Punkte beibringen können, erklärt sich besser aus den etwas besser bezeugten assyrischen Einrichtungen, welche, da aus gleichen Bedingungen heraus erwachsen, im Wesen gleiche Erscheinungsformen zeigen.

4. Assyrien.

A. Die mesopotamische Zeit.

Wir haben bereits gesehen, daß das Emporkommen Assyriens in eine Zeit fällt, die vollkommen im Lichte der Geschichte liegt, oder deren Aufhellung durch Ausgrabungen ohne Schwierigkeit erfolgen könnte. Wir haben ferner festgestellt, daß seine erste natürliche Ausdehnung nach Mesopotamien hin erfolgt ist, und daß dieses dann sein unbestrittnes Eigentum wurde, dessen Besitz es zu einem Großstaate von der Ausdehnung und Bedeutung Babyloniens gemacht hat. Der Geschichte Assyriens selbst muß daher ein Versuch vorangehen, uns über die Verhältnisse Mesopotamiens Klarheit zu verschaffen.

Wir haben angenommen, und die historisch verfolgbaren Ereignisse bestätigen es, daß die großen semitischen Einwanderungen von Norden her in Babylonien erfolgt sind. Mesopotamien wurde daher von ihnen noch eher betroffen; also müssen sich die Semiten, die uns dann in Südbabylonien als erste Vertreter geschichtlicher Zeiten begegnen, hier bereits früher festgesetzt haben. Was vor ihnen war, das ist hier noch viel mehr vorgeschichtlich als in Babylonien, um so mehr, als Nachgrabungen hier überhaupt noch nicht veranstaltet worden sind.

Es gibt eine große Ominasammlung, welche die Verhältnisse der Zeit um 3000, also die Sargons und Naram-Sins, zu Grunde legt (obgleich sie auch spätere Zeiten berücksichtigt, da sie viel später erst in ihre heutige Gestalt gebracht worden ist); ihr geographischer Horizont gibt zugleich den Machtbereich der babylonischen Kultur an (vgl. oben, S. 11). Diese Sammlung kennt neben dem Könige von Südbabylonien und dem von Nordbabylonien einen König, der den Titel Shar kishshati, d. h. „König der Welt", führt (vgl. oben, S. 11, den „König der vier Weltgegenden"). Dessen Reich kann nur in Mesopotamien seinen Mittelpunkt gehabt haben, wo man die Hauptstadt, den Sitz der maßgebenden Gottheit, zunächst in der Stadt des Mondgottes Sin, in Harran, als der bedeutendsten, suchen würde, eine Vermutung, die durch mancherlei Anzeichen der spätern Zeit bestätigt zu werden scheint. Wie dem aber auch sei, so können wir als sicher annehmen, daß Mesopotamien nicht nur unter dem Einflusse der babylonischen Kultur gestanden hat, sondern daß es sogar zu deren engerem Kreise gehört und einen eignen Anteil an der Gestaltung der Entwicklung der Euphratländer genommen hat, eine Thatsache, die denn auch in der Bedeutung und Verehrung des wichtigsten dortigen Heiligtums, eben das des Sin von Harran, stets zum Ausdrucke kommt. Für den Kult zu Hebron, wo man den genius loci Abraham verehrte, den die dort einwandernden „Hebräer"-Stämme vorfanden und übernommen haben müßten, leitet die biblische Legende die Herkunft nach der ältern Überlieferung von der mesopotamischen Kultstätte Sins ab, während erst eine spätere Wendung der Sage Ur, den südbabylonischen Sitz des Mondgottes, dafür in Anspruch nimmt. Die Verehrung des Ba'al-Harran, des Gottes von Harran, begegnet uns denn auch in Sendschirli in Nordsyrien (das Berliner Museum besitzt ein ihm geweihtes Relief).

In der politischen Geschichte können wir uns die Rolle, die dieses Land gespielt haben muß, mit einiger Sicherheit vorstellen. Auch hier mußte eine ähnliche Entwicklung, wie wir sie im Süden feststellen konnten, vor sich gegangen sein; das Reich, das sich hier gebildet hatte, muß dieselben Kämpfe mit seinen Nebenbuhlern ausgefochten haben, wie wir sie später bei seinem Erben Assyrien feststellen können. Neben den Königen von Babylonien müssen „Könige der Welt" ihrerseits versucht haben, Babylonien zu beherrschen, und umgekehrt von dort aus

unterworfen worden sein, wie wir denn bereits gesehen haben (S. 5 und 19), daß Mesopotamien als Bindeglied für den Verkehr Babyloniens nach dem Westen, wie jetzt, so im Altertum unentbehrlich war. Melden uns auch noch keine inschriftlichen Nachrichten etwas über den Verlauf dieser Kämpfe aus der Zeit vor 1500, so genügt die Folgezeit, um uns wenigstens das allgemeine Bild deutlich zu machen, bis einmal der Spaten auch in diesem Land in Thätigkeit treten wird. Einmal ist von Layard in dem in Betracht kommenden Gebiet in Arban im Chaburthal eine kurze Ausgrabung veranstaltet worden. Sie hat Altertümer aus dem Palast eines Statthalters (Priesterfürsten) Mushesh-Ninib zu Tage gefördert, in denen wir Denkmäler der vorassyrischen, mesopotamischen Zeit zu sehen haben werden. Ein paar Reste, die in Harran zu Tage liegen, dürften jedoch erst der Assyrerzeit angehören, da Salmanassar II. und Assurbanipal am Sintempel gebaut haben.

Wir müssen uns vorstellen, daß ein Reich, das etwa in Harran seinen Sitz hatte, nicht nur nach Babylonien blickte, sondern im Gegenteile sich zuerst nach den weniger zivilisierten Ländern auszubreiten suchen mußte. War Mesopotamien für Babylonien ein Zwischenglied für die Verbindung nach Syrien und Palästina, so war ein selbständiges Mesopotamien der natürliche Eroberer dieser Länder, sei es durch Werke des Friedens, sei es mit Waffen. Als ein Anzeichen der erstern Seite dieser Ausbreitung haben wir bereits die Nachrichten über den Abrahamskult von Hebron und den Kult des Mondgottes in Sendschirli angeführt. Weiter werden wir sehen, wie in geschichtlicher Zeit uns die Gegenden am rechten Euphratufer, die Landschaft von Malatia bis hinein nach Kappadokien, ja vielleicht bis über den Taurus hinweg nach Kilikien hinein als Besitz der Nachfolger der mesopotamischen Könige begegnen. Ferner beherrscht Harran die Wege, die im Norden nach Armenien hineinführen; von hier aus, zwischen den beiden Flüssen aufwärts, finden wir die Assyrer früher vorrückend, als sie noch nach Babylonien sich ausdehnen, und zwar unmittelbar, nachdem sie Mesopotamien besetzt haben (Ramman-nirari I., Salmanassar I.). Thontafeln in Keilschrift und in einem ähnlich zugerichteten Babylonisch wie die Tel-Amarna-Briefe sind in „Kappadokien" gefunden worden. Sie zeigen schon die Einwirkungen der assyrischen Kolonisation dieser Gegenden, gehören aber dann jedenfalls der ersten Zeit von Assyriens Auftreten in dieser Gegend (unter Salmanassar I., um 1300) an und zeigen durch die Art ihrer Sprache und Schrift, daß sie nichts Neues in jenen Gegenden sind, sondern langen Gebrauch von beidem dort voraussetzen.

B. Die Könige von Mitani.

Die ersten Nachrichten, die wir haben, zeigen uns Mesopotamien unter einer Fremdherrschaft. Unsere Quelle sind die Tel-Amarna-Briefe des Königs Tushratta von Mitani an Amenophis III. und Amenophis IV. Das Bild, das sie uns von dem Verkehre der beiden Länder miteinander geben, gilt auch für die Vorgänger der beiden Pharaonen, soweit sie nach Asien vordrangen. Im wesentlichen bezeichnen diese Mesopotamien und Syrien als Naharina. Uns kann es in diesem Zusammenhange ziemlich gleichgültig sein, wieviel Gold Tushratta sich aus Ägypten erbettelt und wieviel Briefe er geschrieben hat, um seinen „Bruder" und Schwiegersohn in Ägypten zu nasführen. Was hier in Betracht kommt, ist, zunächst festzustellen, daß wir in diesen „Königen von Mitani" die Vertreter einer Barbareneinwanderung zu sehen haben, die Mesopotamien besitzen. Wir werden später sehen, daß wir sie am besten der Völkergruppe, die wir als „Hethiter" bezeichnen, zuzuweisen haben. Als Herrscher dieses Landes sind sie dasselbe, was gleichzeitig mit ihnen in Babylonien die Kassiten sind (vgl. S. 15).

Wo die Könige von Mitani residiert haben, geht aus ihren Briefen nicht hervor; jedoch müssen wir die Landschaft, die nach ihnen als Mitani bezeichnet wird, wohl ungefähr in der Gegend nördlich von Harran suchen, wo auf jeden Fall der Mittelpunkt ihres Reichs ist. Denn dessen Umfang, wie erwähnt: ein Erbe des zu erschließenden alten mesopotamischen Reichs, können wir bestimmen. Es umfaßt gegen Babylonien hin noch Ninive, das zur Zeit Tushrattas (um 1430) also noch nicht assyrisch war, wie es früher mesopotamisch gewesen sein muß. Selbstverständlich gehört ihm wohl ganz Mesopotamien und auf dem rechten Euphratufer die Melitene (Chanigalbat) und der von den Assyrern Muṣri, von den Ägyptern Sangara (in einem Tel-Amarnabriefe von Alashia: Shanchar) genannte, daran anstoßende Teil von Kappadokien bis an den Taurus, möglicherweise darüber hinaus nach Kilikien hinein. Westlich und nördlich von diesem Teile des Reichs sitzen die Cheta, die Gegner, aber Rasseverwandten der Mitani; mit diesen liegen sie in Kriegen, deren einen ein Brief Tushrattas an Amenophis III. erwähnt. Die Cheta müssen entweder durch das Gebiet der Mitani hindurchgedrungen sein, wenn wir sie dann in Syrien finden; oder sie haben das eigentliche Gebiet des Mitanireichs nur gestreift, indem sie durch die kilikischen Thore in Kilikien eindrangen.

Von der so wortreich betonten Freundschaft mit Ägypten gilt dasselbe, was von der der Babylonier galt (S. 18); auch die Könige von Mitani werden von ägyptischen Vasallen in Phönikien als natürliche Feinde eines treuen Dieners des Pharao angeführt.

Bestanden muß dieses Reich bereits eine längere Zeit haben; denn Tushratta, der Briefschreiber, nennt seinen Vater Sutarna, der seine Tochter Giluchipa, was auch durch eine ägyptische Inschrift bezeugt ist, in den Harem Amenophis' III. geschickt, und seinen Großvater Artatama, der Beziehungen zu jenes Vorgänger, Thutmosis IV., unterhalten und den gleichen Handel (denn um den Mahlschatz handelte es sich dabei am meisten) abgeschlossen habe. Der Briefschreiber selbst war am Hof Amenophis' III. gewesen; vielleicht war er dort als eine Art Geisel erzogen worden, als sein Vater starb. Er teilt in einem Brief an den Pharao mit, wie ein Aufstand ausgebrochen sei, dem sein Bruder Artashumara zum Opfer fiel, und wie er nach seiner Rückkehr den Aufruhr niedergeworfen habe. In demselben Briefe wird über den erwähnten Krieg mit den Cheta, die also die Gelegenheit hatten benutzen wollen, berichtet.

Unter all dem Gefeilsche um Geschenke ist noch ein Brief, der durch eine wichtigere Nachricht hervorsticht. Tushratta schreibt an Amenophis III., er möge die Statue der Göttin Ishtar von Ninive, die kurz vorher nach Ägypten gesandt worden war, zurückschicken, wie sie auch zur Zeit seines Vaters schon einmal dorthin gesandt und mit Ehren zurückgeschickt worden sei. Es ist nicht ganz klar, was es mit dieser Reise der Ishtar auf sich hat. Man kann es sich kaum anders erklären, als daß Tushratta, wie auch sein Vater, Ninive erobert hatte und als Siegeszeichen die erbeutete Gottheit nicht zu sich nach Hause nimmt, sondern — angeblich auf Grund ihres Zorns, der sie veranlaßt habe, sich ins Ausland zu begeben — an den ägyptischen König schickt, dessen Schutzhoheit damit anerkannt wäre; dazu würde der „Tribut" der ägyptischen Inschriften gut stimmen. Es fragt sich dann, wem Tushratta Ninive abgenommen hat: doch wohl kaum Assyrien, sondern Babylonien; jedoch kann das auf sich beruhen. Für uns ist wichtiger die hierdurch bezeugte Thatsache, daß Tushratta Herr von Ninive war; denn diese Angabe gewährt uns einen festen Anhalt für die Bestimmung des Vordringens Assyriens: Tushrattas Zeit fällt nämlich bereits in das Ende der Herrlichkeit seines Volks. 80—100 Jahre später ist Assyrien im Besitze Mesopotamiens, und seine Könige nennen sich „König der Welt", um diesen Titel, nachdem sie die Mitani vertrieben haben, gegen Babylonien zu verteidigen (vgl. S. 19).

Die Herrschaft der uns bekannten Mitanikönige bedeutet also bereits das Ende der Epoche, die den Vorstoß dieser Völkergruppe über den Euphrat gebracht hatte. Vielleicht hat sich dieser in seiner ersten Gewalt bis nach Babylonien hin erstreckt, wo er zur Zeit der ersten Dynastie von Babylon (um 2000) sich bemerkbar gemacht zu haben scheint. Sehen wir zur Tel-Amarnazeit die Kassiten von Babylonien und die Mitani von Mesopotamien als Gegner, so würde als das wahrscheinlichste anzunehmen sein, daß die Mitani oder ihre Vorgänger durch die Kassiten aus Babylonien verdrängt worden sind.

C. Die Anfänge Assurs.

Als „Land Assur" können wir uns ursprünglich, gerade wie es mit dem „Königreich Babylon" der Fall ist, nicht viel mehr vorstellen als das Gebiet der Stadt Assur, des heutigen Kala Shergat. Das liegt freilich beinahe außerhalb des Gebiets, das später die eigentliche Landschaft Assyrien bildet, nämlich von dem Lande, das durch eine von Ninive nach dem Gebirge gezogene Linie, dem unteren Zab und dem Tigris, begrenzt wird. Aus seiner für dieses Gebiet zu südlichen Lage sowie aus der Lage auf dem rechten Tigrisufer geht ohne weiteres hervor, daß Assur nicht von Anfang an die Hauptstadt der spätern Landschaft Assur gewesen sein kann; ja es neigt offenbar mehr als nach Norden und Westen, wohin es sich zuerst ausgedehnt hat, nach Süden, nach Babylonien. Wenn man also annimmt, daß Assur einmal eine Stadt gewesen ist wie so viele innerhalb der Euphratniederung, so wird man geneigt sein, zu vermuten, daß seine Patesis unter babylonischer Hoheit standen, gelegentlich auch unter mesopotamischer.

Daß es in geschichtlicher Zeit nicht Hauptstadt eines größern Reichs gewesen ist und thatsächlich nur unter Patesis gestanden hat, können wir ebenso nachweisen wie die Zeit des Emporkommens der neuen Macht ziemlich eng begrenzen. Tiglat-Pileser I. teilt um 1100 mit, daß an einem von ihm wiederhergestellten Tempel in Assur 641 Jahre vor der Zeit seines Großvaters, der wieder 60 Jahre vor ihm gebaut habe, von Shamshi-Ramman, Patesi von Assur, Sohn Ishme-Dagans, Patesis von Assur, gebaut worden sei. Um 1800 v. Chr., zur Zeit der zweiten Dynastie von Babylon, haben wir also Patesis von Assur, die entweder von Babylonien oder von Mesopotamien, wahrscheinlicher von ersterm, abhängig gewesen sein müssen. Durch eigne Inschriften kennen wir noch Namen von vier weitern solchen Patesis: Shamshi-Ramman und seinem Vater Igur-Kappapu, von Irishu und dessen Vater. Der erste König von Assur, dessen Zeit wir genauer bestimmen können, ist Assur-bel-nishi-shu, der Zeitgenosse von Karaindash (vgl. oben, S. 17). Zwischen 1800 und 1500 ist also Assur unabhängig geworden; seine Patesis haben sich Könige genannt und — möglicherweise unter dem Einfluß einer neuen Einwanderung — begonnen, sich auszubreiten. Die Ursache davon und die Verhältnisse, unter denen das möglich war, sind dieselben, die den Kassiten Babylonien und den Mitani Mesopotamien auslieferten. Die Zeit der Wirren boten kräftigen Herrschern eine günstige Gelegenheit, um sich ein eignes Reich zu gründen; anderseits ermöglichte die Trennung, die zwischen den bis dahin verbundnen Kulturhälften durch die beiden verschiednen Fremdherrschaften entstand, dem Dazwischenliegenden die Gründung einer eignen Macht. Ehe wir zu der Geschichte des neuen Königreichs selbst kommen, wird es nötig sein, uns Rechenschaft darüber zu geben, was in dem allgemeinen Zusammenbruche des Semitentums in dieser Zeit die feste Haltung und die Stärke der Semiten Assurs verursacht haben mag, die von da an den Erfolg an ihre Waffen fesselten. Und welches war die Eigenart dieser künftigen Beherrscher des Orients?

Der Typus der Assyrer unterscheidet sich stark von dem babylonischen, den wir als Ergebnis einer starken Rassenmischung kennen gelernt haben. Die zahlreichen assyrischen

Darstellungen zeigen uns eine scharf ausgeprägte Physiognomie, genau dieselbe, welche wir gewöhnlich als semitisch anzusehen pflegen; bis ins kleinste ist sie das, was wir als „jüdischen" Typus bezeichnen. Unsere Anschauung ist insofern irrig, als dieser Typus vom arabischen, in dem wir doch schließlich den semitischen Typus (wenn man überhaupt von einem solchen reden darf), am reinsten zu finden erwarten, vollkommen verschieden ist; anderseits deckt er sich mit dem der heutigen Armenier, die eine indogermanische Sprache sprechen, im wesentlichen. Das zu erklären ist hier nicht unsere Aufgabe: wir haben uns mit der Geschichte der Völker zu beschäftigen und dabei die sprachliche Einteilung als passendes Merkmal zu Grunde gelegt. Die physische Eigenart der Völker ist ein davon streng zu trennendes Einteilungsprinzip; denn physische Rassenmischung und Sprachenteilung gehen durchaus verschiedene Wege. Wie die Assyrer zu ihrem Typus gekommen sind, und welcher größern Gruppe dieser zukommt, geht uns hier im Gebiete der Geschichte wenig an. Die Beantwortung ist namentlich wegen des Mangels von einschlägigem Material schwierig; F. v. Luschan hat vorgeschlagen, eine (auf physische Merkmale begründete) mesopotamisch-kanaanäisch-armenische Gruppe zu unterscheiden, wofür in der geschichtlichen Entwicklung eine Bestätigung gefunden werden kann. Zu beachten ist, daß die Landschaft Assyrien natürlich von der kanaanäischen Einwanderung mindestens ebenso stark, wenn nicht stärker als Babylonien betroffen worden ist: die dadurch bedingte Völkermischung kann sich also im assyrischen Typus offenbaren. So hat sich, entsprechend der größern Nähe der von Kanaanäern besetzten Länder, kanaanäisches Nationalgut hier länger erhalten; beispielsweise wird der Gott Dagon noch von den spätern Assyrern verehrt. Unsern Zwecken genügt zunächst die Feststellung des stets unverkennbaren assyrischen Typus.

Weiter beschäftigt uns dann die Frage, worin denn die merkwürdige Überlegenheit dieses Volkes über die übrigen vorderasiatischen beruht haben kann. Das werden vor allem zwei Dinge sein: die Organisation dieses Staates und der Kulturzustand seiner Bevölkerung. Das „Land Assur" muß bis in die Zeiten, wo seine Überlegenheit über Babylonien unbestritten war, also bis auf Salmanassar II. und Ramman-nirari III., einen eignen, freien Bauernstand besessen haben, während die wirtschaftlich entwickelteren Sitze der ältesten Kultur nur einen Feudal- und „kirchlichen" Besitz mit einer vollkommen davon abhängigen Bevölkerung hatten. Daher die Schwäche Babyloniens, das über keine Truppen verfügt, dessen Verteidiger immer aus „Bundesgenossen" mit unzweifelhaften Absichten bestehen. Noch Salmanassar II. bietet dagegen den Heerbann „des Landes" auf, wenn es eine energische Unternehmung gilt. Diesen Bauernstand hat Tiglat-Pileser III., wie wir sehen werden, von den Fesseln des mittlerweile in Assyrien ebenfalls entwickelten feudalen Großbesitzes zu befreien gesucht, worauf unter Sargon die Reaktion eintrat. Mittlerweile hatte Assyrien zwar seine höchste Macht erreicht (gerade durch Tiglat-Pileser wird diese Blütezeit eingeleitet), aber zu einer eignen Entwicklung es dann nicht mehr gebracht. Der kurze Erfolg ohne dauernde Nachwirkung beruht auf der andern Seite seiner staatlichen Organisation, die sich aus der Entstehung des Reichs erklärt.

Die Ausbreitung eines Patesitums zu einem Königreiche, wie sie uns das Emporkommen Assyriens zeigt, war nur möglich, wenn in der betreffenden Zeit die Fürsten dieser Stadt über eine kriegstüchtige Truppe verfügten. Inwieweit das etwa mit der Einwanderung einer neuen Bevölkerung in Assur und Assyrien zusammengehangen hat, entzieht sich unserer Kenntnis; von vornherein ist man geneigt, etwas vorauszusetzen. Ähnlich wie sich David mit einer zuverlässigen Schar in der allgemeinen Zerfahrenheit zum König eines mehrere Stämme umfassenden Reichs machen konnte, so haben es die Patesis von Assur in größerm Maßstabe gethan. Assyriens Stärke

gegenüber den industriell hochentwickelten Landschaften der Euphratniederung beruhte daher von vornherein auf einem Heere; nur durch ein solches konnte es überhaupt emporkommen oder sich behaupten. Die Leute konnte ein Land mit einem Bauernstande liefern. Als dieser später zu Grunde ging und auch Tiglat-Pileser ihn nicht zu retten vermochte, hatte man Söldnerheere, die sich aus allen Ländern, unterworfnen und barbarischen, rekrutierten; mit diesen haben Sargon und seine Nachfolger ihre Kriege geführt. Mit solchen konnte man wohl, solange Sold und Beute für sie reichlich da waren, den Orient niederhalten; nach einem großen Schlag aber und ohne Geld war eine Neuerhebung unmöglich. In seinem Heer und seiner Bevölkerung beruhte also Assyriens Stärke; mit deren Umwandlung vollzog sich auch eine vollkommne Veränderung seiner Grundlagen. Während es sich von frühern Niederlagen immer wieder erholen konnte, mußte das ganz babylonisierte Assyrien, der Staat einer auf ein Söldnerheer gestützten, herrschenden Militär- und Priesterkaste, der keine nationale Bevölkerung mehr besaß, spurlos verschwinden.

Die ersten Nachrichten, die wir von dem auf Eroberungen ausgehenden „Königreich" Assyrien, also etwa im 17. oder 16. Jahrhundert, haben, zeigen uns den neuen Staat. Ein König von Babylon, dessen Name nicht erhalten ist, flucht in einer Inschrift jedem Nachfolger, der sein Verdienst an einem von ihm errichteten Bau nicht achte, in der gewöhnlichen Weise: „jener Fürst soll Unheil erleben, nie soll er frohen Sinnes sein, solange er herrscht, sollen Kampf und Schlacht nicht aufhören, unter seiner Regierung soll der Bruder den Bruder auffressen, die Leute ihre Kinder für Geld verkaufen, alle Länder wie eins sich erheben, der Mann die Frau und die Frau den Mann verlassen, die Mutter soll der Tochter ihre Thür verriegeln." Dann fügt er als ein Zeichen der Zeit hinzu: „die Schätze Babylons sollen nach Suri und Assyrien kommen, der König von Babylon dem Fürsten von Assur die Schätze seines Palastes, seine Habe nach [der Stadt Assur?] bringen". Hier finden wir Suri und Assur zusammen genannt: Suri ist (vgl. oben, S. 11) mit dem Mittelpunkte Mesopotamien zu denken; der Fürst, noch nicht der König von Assur, ist es, der als der Gegner erscheint, und das Übel, womit hier gedroht wird, hat sich später oft genug erfüllt.

Umgekehrt zeigt sich Assyrien in einer andern, ebenfalls noch der Zeit vor 1500 angehörigen Nachricht in vollkommner Abhängigkeit von Babylon. Wir haben einen merkwürdigen Brief eines nicht genannten babylonischen Königs an einen Pateši, dessen Gebiet wir uns in der Nachbarschaft Assyriens zu denken haben, und der ein natürlicher Gegner des „Königs" von Assyrien war. Dieser hatte dem Babylonier allerhand Vorschläge gemacht, die wohl dahin zielten, ihn in den Besitz Assyriens zu bringen. Der König von Babylon durchschaute indessen sein Spiel und lehnt ab, indem er ihm die nachgesuchte Anerkennung als König verweigert und sich mit dem bestehenden Zustande für durchaus zufrieden erklärt. Dieser Zustand ist aber folgender: zur Zeit des Vaters des Schreibers ist der König von Assur, Ninib-tukulti-Assur, nach Babylon geflüchtet und hat dort Zuflucht gefunden. Man hat ihn „in sein Land zurückgeführt", d. h., den dortigen Aufstand niedergeworfen und den mitgeflohnen Hausmeier zum Regenten eingesetzt; den König hat man in Babylon behalten, natürlich nur mit seinem „eignen Willen". Hier ist Assyrien also Vasallenstaat Babyloniens und vollkommen in dessen Gewalt.

D. Das alte assyrische Reich.

a) Der erste Aufschwung.

Die babylonische Vormundschaft zu brechen ist das natürliche Ziel der Zeiten des assyrischen Emporkommens. Durch eine Urkunde sind wir in der glücklichen Lage, die Entwicklung

des Verhältnisses zu Babylon fast von seinem Beginn an verfolgen zu können. Unter Rammannirari III. hat man, bei der Regelung des beiderseitigen Verhältnisses, alle die Verträge und Kriege zwischen Babylon und Assyrien zusammengestellt. Diese Urkunde ist für uns das, als was sie mit einem ihr Wesen sonst nicht treffenden Ausdrucke gewöhnlich bezeichnet wird: eine synchronistische Geschichte der Beziehungen beider Staaten. Der Anfang der aus der Bibliothek Assurbanipals herrührenden Thontafel, auf der die Urkunde steht, ist abgebrochen; sie beginnt mit dem Vertrage zwischen Karaindash und Assur-bel-nishi-shu (15. Jahrhundert) Die nähern Bestimmungen des Vertrags werden nicht mitgeteilt; es heißt nur, daß beide Staaten Verträge schlossen und die Grenze ihres Gebiets gegenseitig festsetzten (vgl. oben, S. 17). Man darf daraus schließen, daß der Inhalt des Vertrags für die Archivare Ramman-niraris selbst nicht mehr feststellbar war: man hatte wohl nichts mehr darüber als die Angaben von Königsinschriften. Das Gleiche gilt von einem Vertrage zwischen Bußur-Assur, dem nächstgenannten Könige von Assyrien, und Burnaburiash (I.?), womit wir uns bereits der Zeit unmittelbar vor der Tel-Amarna-Periode nähern.

In die Amarnazeit fällt Assur-uballit, von dem wir einen Brief an Amenophis IV. besitzen. Über ihn haben wir auch andre Angaben und können somit sein Vorgehen verfolgen. In seinem Briefe beklagt er sich über Bevorzugung des Mitani-Königs: wir haben bereits mehrfach gesehen, daß dessen Gebiet dasjenige war, welches der Assyrer zunächst zu gewinnen trachten mußte. Er erwähnt auch Briefe, welche sein Vater Assur-nadin-achi bereits an Amenophis III. gerichtet habe. Ein Schreiben von Burnaburiash an Amenophis IV. (vgl. oben, S. 18) verlangt gleichzeitig Zurückweisung der assyrischen Anknüpfungsversuche, da Assyrien sein Vasallenstaat sei; und Assur-uballits Urenkel Ramman-nirari I. weiß zu melden, daß seines Urgroßvaters Königsgruß in fernen Ländern anerkannt worden sei, das heißt: seine diplomatischen Anknüpfungsversuche waren trotz aller Gegenbriefe des Babyloniers von Erfolg begleitet, und er wurde von Ägypten als selbständiger König anerkannt. Auch den Königen von Mitani gegenüber ist er erfolgreich gewesen. Es wird ein Sieg von ihm über sie berichtet; und Ninive, das wir noch in Tushrattas Besitze gefunden haben, muß unter diesem an Assur-uballit verloren gegangen sein: dieser hat dort am Tempel der Ishtar gebaut, der einst nach Ägypten gesandten Göttin (S. 45). Er scheint der erste Assyrer gewesen zu sein, der — vielleicht aber nur vorübergehend — sich als „König der Welt" bezeichnete. Gegenüber Babylonien hat er noch unter Burnaburiash oder dessen Nachfolger Karachardash die Politik der felix Austria befolgt: Karachardash heiratete seine Tochter, und beider Sohn war Kadashman-charbe, dessen Politik und Verhältnis zu Assyrien wir bereits kennen gelernt haben (S. 19). Ebenso haben wir gesehen, wie die Ermordung Kadashman-charbes eine willkommene Gelegenheit für Assur-uballit war, in die babylonischen Verhältnisse einzugreifen. Man darf wohl annehmen, daß für den Rest seines langen Lebens er der thatsächliche Lenker seines unmündigen Urenkels Kurigalzu war.

Diese assyrische Vormundschaft mußte aber zu Reibungen führen, sobald der junge König Babylons erwachsen war und seine eigne Politik verfolgen konnte. Für Assur-uballits Nachfolger Bel-nirari wird denn auch ein Krieg mit Kurigalzu bezeugt, worin Babylonien unterlag. Die Grenzregulierung betraf das Gebiet „von der Grenze Mitanis (Shubari) bis nach Babylonien". Pudi-il, der nächste König von Assur, hat nur gegen nordische Völker gekämpft: die Suti, die Beduinen der Steppe, und die auftauchenden Aramäerhorden im Zaume gehalten. Dessen Sohn ist Ramman-nirari I. (etwa 1300—1270). Unter ihm pflückt Assyrien die Früchte der vorangegangnen Kämpfe. Er stürzt das Reich von Mitani und wird „König der

Welt" durch den Besitz Mesopotamiens. Das konnte Babylonien nicht ruhig mit ansehen. Den Kampf mit Mitani hatte es zwar Assyrien überlassen — den Besitz mußte es, wegen der Bedeutung für den Verkehr mit dem Norden und Westen, für sich zu erringen trachten. Unter Kurigalzus Sohne Nazi-Maruttash kam es zum Krieg. Assyrien blieb Sieger; als Grenze für beider Gebiete wurde eine Linie, die etwa vom Sindschargebirge über den Tigris nach Osten, nach dem Gebirge der Lulumt lief, bestimmt, d. h. Assyrien erhielt das obere, Babylonien das untere Flußgebiet zugewiesen (s. die Karte „Babylonien, Assyrien u. s. w. bis 1100" bei S. 10).

Salmanassar I. (um 1270) hat das Werk seines Vaters ausgebaut. Er eroberte die westlich vom Euphrat gelegnen Provinzen von Mitani, Chanigalbat und Mußri (vgl. oben, S. 45) hinzu und sicherte Mesopotamien, indem er namentlich die Aramäer, die sich hier immer mehr ausbreiteten, unterwarf, dann im Gebiete zwischen den beiden Strömen nach Armenien hin vordrang und hier diesem Kulturgebiet eine Vorhut durch Gründung assyrischer Kolonien zu schaffen bedacht war. Man sieht, Assyrien hatte noch eine überschüssige, kräftige Bevölkerung, die Abfluß suchte; es war noch ein Land mit Bauern. Salmanassars Gründungen haben sich lebensfähig erwiesen. Trotzdem sie in der Folge keine Unterstützung vom Mutterlande fanden, bestanden sie noch nach zweimaligem Verluste dieser Gegenden durch Assyrien (in der Zeit nach Tukulti-Ninib I. und nach Tiglat-Pileser I.). Als Assurnasirpal wieder gegen Armenien hin vordrang (um 860), fand er diese Kolonien noch vor, wenngleich die assyrischen Ansiedler stark gelitten hatten. Ein weiteres Zeugnis für die Kraft der assyrischen Ausdehnungsfähigkeit bilden ferner die Keilschrifttexte aus Kappadokien mit den häufigen assyrischen Namen, deren Vorkommen wir ebenfalls mit den Erfolgen dieser Zeit in Verbindung gebracht haben (S. 4 u. 18).

Die alte Hauptstadt Assur konnte den Zweck eines Regierungssitzes des neuen ausgedehnten Reichs nicht mehr erfüllen. Daher verlegte Salmanassar die Residenz weiter stromauf und auf das linke Tigrisufer an eine den Anforderungen der neuen Verhältnisse mehr entsprechende Stelle. Die neue Hauptstadt wurde Kalchi (Nimrud) im Winkel vom Tigris und obern Zab. Wie sehr dieses als Hauptstadt eines Mesopotamien beherrschenden Assyriens gedacht war, beweist die Thatsache, daß bei dem Rückgange der assyrischen Macht wieder Assur Hauptstadt wurde, bis bei dem neuen Erstarken unter Assurnasirpal aufs neue Kalchi gewählt wurde.

Sobald Mitani beseitigt und der Besitz Mesopotamiens gesichert war, war es nur die Frage, ob Assyrien sich von Babylonien selbst angreifen lassen oder ihm zuvorkommen wollte. Assyrien hat immer gern den Angreifer gespielt; bereits unter Salmanassar war es zu einem Kriege mit Kadashman-Buriash gekommen. Unter seinem Nachfolger Tukulti-Ninib wurde dieser fortgesetzt. Nach Kämpfen mit Bibejashu war es wohl unter deren Nachfolger Bel-nadin-shum I. (oder unter Kadashman-charbe II.?), daß Tukulti-Ninib das von Elam bedrängte Babylon (vgl. oben, S. 20) eroberte und damit zum Beherrscher von ganz Babylonien wurde. „Tukulti-Ninib, König der Welt, Sohn Salmanassars, der Eroberer vom Lande Karduniash", nannte ihn ein unter Sanherib wieder aufgefundnes Siegel, wovon uns eine von Sanherib genommne Abschrift erhalten ist. „600 Jahre vor Sanherib" sei es angefertigt worden, besagt ein Zusatz: ein willkommner Anhalt für uns, diese Zeit zu bestimmen (um 1275). Den Titel König von Babylon hat Tukulti-Ninib nicht geführt; sondern er hat unter seinem Schutze vielleicht zunächst Kadashman-charbe II. und dann Ramman-shum-iddin krönen lassen.

Sieben Jahre hat dieses Verhältnis gedauert. Dann erhob sich der Adel von Babylonien, verjagte die Assyrer und setzte Ramman-shum-ußur auf den Thron. Wenn wir die gleiche Sachlage bei Sanheribs Tod und den Aufstand zu Ende der Zeit Assarhaddons vergleichen, so geben

uns diese den Schlüssel für das Verständnis dessen, was die Chronik, der wir diese Angaben verdanken, im Zusammenhange damit meldet. „Assur-naßir-apli, sein Sohn, und die Großen Assyriens empörten sich, stießen ihn vom Throne. Zu Kar-Tukulti-Ninib in einem Hause schlossen sie ihn ein, erschlugen ihn mit der Waffe." Danach werden wir anzunehmen haben, daß Tukulti-Ninib, wie die spätern Assyrerkönige in gleicher Lage, seine eigne Politik unter babylonischen Einfluß hatte geraten lassen; das mußte Unzufriedenheit in Assyrien erregen, weil man hier von der Überlegenheit der höher entwickelten Babylonier eine Verdrängung aus der herrschenden Stellung fürchtete. Der Aufstand ist also ein assyrisch-militärischer gegenüber dem drohenden Überwiegen Babyloniens gewesen. Wahrscheinlich hatte sich die assyrische Revolutionspartei mit den Babyloniern selbst ins Einvernehmen gesetzt, und Tukulti-Ninib fand, als er aus Babylon vertrieben war, bereits in Assyrien alles in Händen seines Sohns. Er warf sich daher in die, wie der Name zeigt, von ihm erbaute Festung; dort fand er seinen Tod. Nach der erwähnten Chronik hatte er sechs Jahre regiert, als er Babylon eroberte, und hat dort sich sieben Jahre behauptet; demnach beträgt die Dauer seiner Regierung nur 13 Jahre.

War durch den Aufstand ein Loskommen von Babylonien beabsichtigt, so wurde das sehr gründlich erreicht; denn nun konnte der Kampf wieder von vorn anfangen, und vor allem Mesopotamien gegen den wieder erstarkten Gegner verteidigt werden. Von Assur-naßir-apli I. wissen wir nichts mehr. Es scheint aber, daß er und dann seine Nachfolger Assur-narara und Nabu-bajan, zwei Brüder, die gleichzeitig regierten, durch die Ereignisse der Zwischenzeit (bei zwei Brüdern auf dem Throne kein Wunder) vom Babylonier Ramman-shum-ußur wieder vollkommen auf den Standpunkt vor Assyriens Ausdehnung unter Assur-uballit herabgedrückt worden waren. Der Ton eines von dem Babylonierkönig an jene abgeschickten Briefs sticht gewaltig von dem der sonstigen Höflichkeit ab. Nicht als „Brüder" des Schreibers werden die beiden angeredet, sondern wie Untergebne scharf zurechtgewiesen. Dazu stimmt, daß Ramman-shum-ußur als „König der Welt" bezeichnet wird. Assyrien war also wieder auf das „Land Assur" beschränkt.

Es hat an Versuchen Assyriens, Mesopotamien wiederzugewinnen, nicht gefehlt. Belkudur-ußur, vielleicht der Nachfolger jener beiden Brüder, fiel im Kampfe mit Ramman-shum-ußur, den dasselbe Geschick traf. Sein Sohn Ninib-apal-ekur führte das Heer nach Assur zurück; hier scheint er eine Belagerung der Babylonier, also dann unter Melishichu, dem neuen König, ausgehalten zu haben.

b) Der zweite Aufschwung der assyrischen Macht.

Babylonien hat sein Übergewicht noch unter Melishichus Sohne, Merodach-Baladan I., behauptet; denn dieser rühmt sich eines Sieges über Assyrien (unter Ninib-apal-ekur oder dessen Sohn Assur-dan) und nennt sich ebenfalls „König der Welt". Erst dessen Nachfolger Zamama-shum-iddin hat eine Niederlage durch Assur-dan auf babylonischem Boden, links vom untern Zab (um 1200) erlitten. Mesopotamien hat Assyrien damit aber noch nicht zurückgewonnen: wir hatten gesehen, daß auch die ersten Könige der Pashedynastie (S. 21) es noch besessen haben; namentlich Nebukadnezar I. ist noch einmal bis Palästina vorgedrungen. Auf Assur-dan folgte Mutakkil-Nusku. Dessen Sohn war Assur-rish-ishi, der Zeitgenosse und Gegner Nebukadnezars I. In wiederholten Kriegen soll der Assyrer der „synchronistischen" Geschichte zufolge Sieger geblieben sein. Er hat Mesopotamien wieder besetzt; eine seiner Inschriften spricht dann noch von einer Bändigung der mesopotamischen Aramäerhorden und Erfolgen gegen die Lulumi im westlichen Zagrosgebiet und gegen die Kuti, die Nordvölker.

Entspricht so seine Thätigkeit bei diesem neuen Aufschwung Assyriens dem, was bei dem frühern Ramman-nirari I. geleistet hatte, so bietet die Regierung seines Nachfolgers Tiglat-Pileser I. (um 1100) eine Wiederholung der Erfolge und des Zusammenbruchs Assyriens unter Salmanassar I. und Tukulti-Ninib. Zunächst galt es wieder, Mesopotamien durch weitere Züge nach Norden und durch Wiedereroberung Chanigalbat und Mußri westlich vom Euphrat zu sichern; über das Vordringen der hier auftauchenden Völker werden wir bei der „Hethiter"-bewegung uns Klarheit zu verschaffen suchen. Von Tiglat-Pileser haben wir eine Inschrift, welche die fünf ersten Jahre seiner Kriege in diesen Gegenden betrifft. Er säuberte zunächst das Gebiet nördlich von Mesopotamien, indem er die eingedrungnen Stämme zurückwies oder unterwarf, und rückte im Gebiete zwischen den beiden Flüssen gegen Armenien vor, suchte also dasselbe Gebiet zu sichern, das einst Salmanassar mit assyrischen Kolonisten besetzt hatte. Weiter unterwarf er die „Nairiländer", die Gebiete südlich vom Vansee, also das Gebirgsland zwischen Armenien und Mesopotamien. Auf einem dieser Züge errichtete er an der Quelle des Subnat (Sebene-Su), des Quellflusses des Tigris, sein uns erhaltnes Bildnis mit einer kurzen Inschrift, die von drei solchen Zügen nach den Nairiländern spricht. Dann bändigte er, ebenso wie Salmanassar, die aramäischen Horden, die sich in den mesopotamischen Steppen ausgebreitet hatten, und jagte einen Teil von ihnen über den Euphrat in das Gebiet von Karchemisch. Er überschritt sogar den Fluß selbst und nahm sechs von jenen besetzte Burgen „im Gebiete des Gebirges Bishri". Das ist dasselbe Gebiet, das unter Salmanassar II. als der rechts vom Euphrat gelegne Teil von Bit-Adini mit dem Orte Til-Basheri erscheint; in der Kreuzfahrerzeit hat es dann das Lehen Joscelins von Tell-Bashir, des Lehnsmanns der Grafschaft Edessa, gebildet. Hier besetzte er auch Pitru, im Winkel zwischen Euphrat und Sagur, das biblische Pethor (mißverständlich zur Heimat Bileams gemacht), und besetzte es mit assyrischen Kolonisten. Alsdann, immer wie Salmanassar I., unterwarf er die Melitene (Chanigalbat), darauf Mußri, das in den Händen der Kumani war, und stellte damit den Umfang des alten mesopotamischen Reichs wieder her.

Ein Streifzug von hier brachte ihn sogar bis nach Phönikien: in Arvad fuhr er aufs Meer hinaus, um als großer Jäger dem Fange von Seetieren beizuwohnen. Er erwähnt bei dieser Gelegenheit einen Austausch von Geschenken mit dem Könige von Ägypten, der ihm unter anderm ein Krokodil (namsuch) schickte. Wer dieser Pharao gewesen ist, wissen wir noch nicht. Man sieht aber, daß der Verkehr der Kulturstaaten noch nicht unterbrochen war, und daß die ägyptischen Könige Palästina jetzt, wo sich Sauls und Davids Reich bilden, noch nicht aus den Augen gelassen hatten, wenngleich sie dort thatsächlich nicht viel zu sagen hatten. Der Briefwechsel zwischen beiden Königen liegt uns nicht vor. Wenn man aber erwägt, daß noch vor kurzem diese nördlichen Gebiete Phönikiens von Nebukadnezar behauptet worden waren, so wird man sich denken können, daß bei dem Austausche der Geschenke auch von wichtigern Dingen die Rede war, und daß es sich dabei um eine Abgrenzung der Interessensphären beider Staaten in Palästina gehandelt hat.

Nachdem so der Westen gesichert war, kam naturgemäß wieder der Osten an die Reihe. Damit kommen wir zu dem Teile von Tiglat-Pilesers Regierung, welcher der Rolle Tukulti-Ninibs entspricht. Die synchronistische Geschichte meldet uns von zwei siegreichen Kriegen gegen Marduk-nadin-achi von Babylon, wobei die nordbabylonischen Städte mit Babylon erobert worden seien; und ein kleines Bruchstück von Tiglat-Pilesers Annalen erzählt seinen Einzug in Babylon selbst. Allein dem raschen Erfolge muß ein ebenso schneller Rückgang gefolgt sein:

Sanherib fand bei seiner Eroberung Babylons im Jahre 689 Götterstatuen, welche „418 Jahre" vorher „zur Zeit Tiglat-Pileser's" Marduk-nadin-achi aus Assyrien weggeschleppt habe; und derselbe Marduk-nadin-achi führt in einer seiner Inschriften den Titel „König von Sumer und Akkad" und „König der Welt", hat also nicht nur ganz Babylonien besessen, sondern auch Mesopotamien wieder zurückgewonnen. Tiglat-Pileser muß demnach mit einem Schlage wieder alles verloren haben, was in der Zwischenzeit errungen worden war. Assyrien war wieder so weit, wie nach dem Sturze Tukulti-Ninibs.

Nach Tiglat-Pileser haben seine Söhne Assur-bel-kala und Shamshi-Ramman (I.) regiert. Mesopotamien müssen wir uns jetzt vorwiegend unter babylonischer Oberhoheit denken, obwohl diese nicht sehr streng behauptet worden sein kann, wie das Umsichgreifen der Aramäer zeigt; Assyrien besitzt wieder nur das „Land Assur" und muß zum dritten Male von vorn anfangen. Babylonien selbst ist freilich auch kein starker Gegner in dieser Zeit, und so haben beide zunächst einmal Frieden gehalten. Assur-bel-kala und Marduk-shapik-zir-mati, letzterer „König der Welt", also im Besitze Mesopotamiens, wie sein Vorgänger, schlossen Frieden. Als der Babylonier starb, und Ramman-aplu-iddin auf den Thron kam, heiratete der Assyrer dessen Tochter und erhielt nach der synchronistischen Geschichte eine „reiche Mitgift; beide Völker lebten in Frieden miteinander". Von seinem Bruder und Nachfolger Shamshi-Ramman ist uns nichts weiter bekannt; ja in der Überlieferung folgt hier eine Lücke von fast 100 Jahren, während deren wir weder von Assyrien noch von Babylon etwas Rechtes wissen.

Aus spätern Nachrichten Salmanassars II. erfahren wir, daß in dieser Zeit Assur-irbi König von Assyrien gewesen sein muß. Dieser scheint einen Anlauf zur Wiedererringung des Verlornen gemacht zu haben; denn Salmanassar erwähnt, daß er ein Standbild am Gestade des Meers errichtet habe. Es können nur der Vansee oder das Mittelländische Meer in Betracht kommen; dem Zusammenhange nach möchte man eher auf das letztere schließen. Dann müßte Assur-irbi also, ähnlich wie Tiglat-Pileser I., auf einem Zuge bis nach Phönikien gekommen sein. Ob sich sein Bild unter den am Nahr-el-Kelb nördlich von Beirut befunden hat, oder ob die Stelle nördlicher gelegen hat, muß ebenfalls dahingestellt bleiben.

Eine andre Nachricht besagt, daß unter ihm das von Tiglat-Pileser besetzte Pitru (vgl. oben, S. 52) von den Aramäern eingenommen worden sei. Das bringt uns auf die Bewegung, welche dieser Zeit ihren Stempel aufgedrückt hat.

c) Die aramäische Einwanderung.

Neben den Einwanderungen der Kassiten von Osten, der „Hethiter" (Mitani) von Nordwesten her ist Mesopotamien und Babylonien in dieser Zeit das Ziel der dritten von uns (S. 8) unterschiednen semitischen Einwanderungen, der aramäischen. Wir hatten bereits mehrfach gesehen, daß die Assyrerkönige, als sie Mesopotamien besetzten (Pudi-il, Salmanassar I., Assur-rish-ishi, Tiglat-Pileser I.), die „aramäischen Horden", die Mesopotamien besetzt hielten, im Zaume zu halten und über den Fluß zurückzutreiben suchten. Also war bereits um 1300 das Land von diesen noch nomadisierenden Aramäern (als solche beschreibt sie Tiglat-Pileser I. ausdrücklich) überschwemmt worden, genau in derselben Weise, wie wir es uns bereits bei den beiden voraufgegangenen Einwanderungen vorgestellt hatten.

Mesopotamien mit seinen großen Steppen ist zuerst das Ziel ihres Vordringens gewesen; von hier schoben sie sich gegen Babylonien vor. Dies haben sie — also ebenfalls von Norden kommend, wie die „Kanaanäer" und „babylonischen Semiten" — erst später besetzt; hier sind

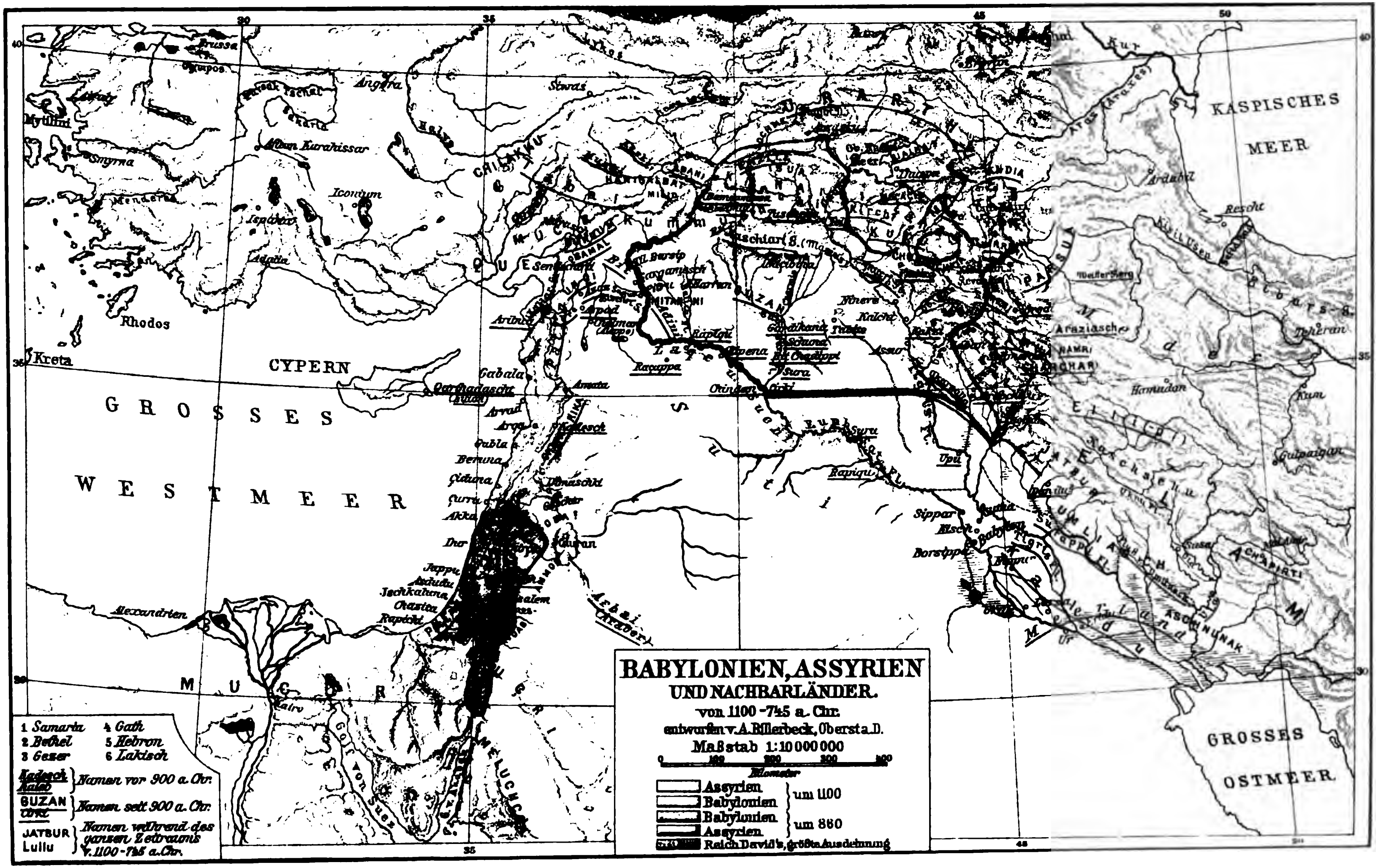
sie uns als „aramäische Stämme" in der Zeit der assyrischen Herrschaft über Babylon (Tiglat-Pileser III. und Nachfolger) mehrfach begegnet (S. 26 und 28). Hier wurde ihnen entgegengearbeitet durch das von Süden her erfolgende Vordringen der Chaldäer. Außerdem kann man deutlich verfolgen, wie die Stämme, die vor ihnen herrückten, und die ihnen wohl am nächsten verwandt waren — ebenso wie die „Hebräer" den „Kanaanäern" — ihrer Ausbreitung in diesen Gegenden hinderlich waren. Das sind die Suti, die wir noch unter Assur-uballit und Kadashman-charbe im Besitze der Syrischen Wüste gefunden haben (vgl. S. 19 und 22). Diese wurden von den Aramäern nach Babylonien hin gedrängt, wo sie im 12. Jahrhundert unter den Königen der Dynastie des „Meerlands" als Verwüster genannt werden, und endlich auf das linke Tigrisufer bis an die Gebirge herangeschoben, wo sie unter Sargon noch genannt werden (in Jamutbal). So ist noch im 8. Jahrhunderte die durch diese Wanderungen erfolgte Schichtung in der Reihenfolge der Suti und Aramäer in Babylonien deutlich zu erkennen. Wie diese Stämme in der Zeit, wo die Kassiten bei der Schwäche Babyloniens ihre Macht begründen konnten, zuerst ins Land gekommen waren, so konnten sie sich nach 1100, als ihnen weder Assyrien noch Babylonien einen festen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, um so ungehinderter ausbreiten. In diese Zeit fällt denn auch die erwähnte Verheerung Babyloniens durch die von den Aramäern vorwärts geschobnen Suti; und in dieser haben wir uns daher auch das Eindringen der später dort ansässigen aramäischen Stämme in Nordbabylonien zu denken.

Gleichzeitig haben sie das noch offener daliegende Mesopotamien besetzt und hier dieselbe Rolle gespielt, die wir uns mehrfach bei dem Verlauf der Einwanderungen vergegenwärtigt hatten. Während sie in Babylonien durch die chaldäische Gegenströmung von den Städten ferngehalten wurden und im offenen Lande blieben, haben sie Mesopotamien ganz besetzt: da, wo die assyrischen Quellen wieder fließen, finden wir dort aramäische Staaten und eine aramäische Bevölkerung als die herrschende vor. Damals ist die Sprache des Landes Suri (vgl. oben, S. 11) die aramäische geworden, und die Begriffe Syrer und Aramäer, ursprünglich vollkommen verschieden, begannen sich zu decken. In der Besetzung von Pitru (S. 52) haben wir eine solche Erscheinung bezeugt; wir müssen uns die Zeit des durch keine weitern Nachrichten erhellten Jahrhunderts nach Tiglat-Pileser durch zahlreiche gleiche Fälle in Mesopotamien angefüllt denken. Selbstverständlich werden die Assyrerkönige dem nicht müßig zugesehen haben; denn unter Assur-irbi glaubten wir schon ein Einschreiten gegen sie feststellen zu können. Im übrigen ist es nur natürlich, daß dieser Kampf auch herüber und hinüber wogte, und daß man seinen Verlauf sich an dem Beispiele der Chaldäer in Babylonien am besten vergegenwärtigen kann.

E. Das mittlere assyrische Reich.

Wenngleich Babylon und Assyrien nicht im stande waren, Mesopotamien vor der aramäischen Einwanderung zu beschützen, so konnten sie sich doch um dessen Besitz streiten. Wir hatten gesehen, daß Babylon nach Tiglat-Pileser Assyrien überlegen war; und dies Verhältnis scheint bis in den Beginn der „chaldäischen Dynastie" (vgl. S. 23) gedauert zu haben. Sobald als wir aber von neuem assyrische Nachrichten haben, ist diese Frage bereits für immer erledigt: von da an nennen sich alle Assyrerkönige, bis zum Ende Assyriens, „König der Welt".

Die nächsten Namen von solchen Königen, deren Reihenfolge von nun an nicht mehr unterbrochen wird, sind: Tiglat-Pileser II., nur aus der Genealogie seines Enkels bekannt (um 950); Assur-dan II., ebenda genannt (um 930); Ramman-nirari II., bekannt durch eine kleine Inschrift. Mit der Regierung des Letztgenannten beginnt der „Eponymen-Kanon" (die


BABYLONIEN, ASSYRIEN
UND NACHBARLÄNDER.
von 1100 - 745 a. Chr.
entworfen v. A. Billerbeck, Oberst a. D.
Maßstab 1:10 000 000
Kilometer
Assyrien
Babylonien
um 1100
Babylonien
Assyrien
um 860
Reich David's, größte Ausdehnung
1 Samaria
2 Bethel
3 Gezer
4 Gath
5 Hebron
6 Lakisch
Namen vor 900 a. Chr.
Namen seit 900 a. Chr.
JATBUR
Lullu
Namen während des ganzen Zeitraums v. 1100 - 745 a. Chr.
KASPISCHES MEER
GROSSES WESTMEER
GROSSES OSTMEER
CYPERN
Rhodos
Kreta
Alexandrien
Kairo
Golf von Suez

limu-Liste); darin werden die assyrischen Eponymen (limu), nach denen die einzelnen Jahre datiert werden, aufgezählt. Von hier an ist bis gegen das Ende des Reichs jedes Jahr der assyrischen Geschichte zum mindesten durch seinen limu zu belegen.

Alle drei werden, wie gesagt, mit dem von nun ständig sich findenden Titel „König der Welt, König von Assur" bezeichnet. Mesopotamien ist ein fester Bestandteil des assyrischen Reichs geworden. Harran und Assur sind die Hauptstädte der beiden Landeshälften. Davon ist aber die eine Hälfte vollkommen von einer aramäischen Bevölkerung besetzt, die auch in den alten Städten sicher der alten Bevölkerung ähnliche Unbequemlichkeiten wie die Chaldäer den Babyloniern bereitete (S. 24), und umfaßt eine Reihe von aramäischen Staaten, deren Fürsten jede Gelegenheit benutzen, um sich unabhängig zu machen oder auch sich selbst in den Besitz der Herrschaft zu setzen. So liegt bei Harran ein aramäischer Staat, Bit-Adini, ein Gegenstück zu der Grafschaft Edessa der Kreuzfahrer (vgl. oben, S. 52), so bei Babylon das chaldäische Bit-Dakuri, und andere werden wir zu Assurnasirpals Zeit noch kennen lernen. Die Unterwerfung dieser Staaten und Stämme war daher die nächste Aufgabe eines assyrischen Staats, der nicht ebenso ein Spielball ihrer Eroberungslust werden sollte, wie es Babylonien für seine Chaldäer war.

Auf Ramman-nirari II. folgte sein Sohn Tukulti-Ninib II. (890—885). Auf einem Zuge nach den „Nairi-Ländern" hat er eine Inschrift neben der Tiglat-Pilesers I. an der Quelle des Subnat (vgl. S. 52 und 59) einmeißeln lassen. Dasselbe thaten dann noch Assurnasirpal und Salmanassar II., sein Sohn und sein Enkel. Tukulti-Ninib ist hiernach bemüht gewesen, die von Salmanassar kolonisierten, von Tiglat-Pileser wiedergewonnenen Gegenden Assyriens zu sichern. Unter Assurnasirpal wird deren Besitz dann auch vorausgesetzt (Damdamusa).

Mit Assurnasirpal (Assur-naßir-apli) II. (885—860) beginnen unsere Quellen wieder reichlich zu fließen: von ihm besitzen wir mehrere sehr umfangreiche Inschriften, die seine Feldzüge ausführlich erzählen. Er ist es, der hauptsächlich in Mesopotamien Ordnung geschaffen und der Selbständigkeit der Aramäerfürsten ein Ende bereitet hat. Er räumte hier mit dem Lehnswesen auf und führte die Provinzverwaltung durch. Seine Erzählungen hiervon geben uns zugleich Aufschluß über die Zustände des Landes.

Gleich in seinem ersten vollen Regierungsjahre (884) kam es zu einem Aufstand in dem Aramäerstaate Bit-Chadippi (oder Bit-Chalupi, am untern Chabur; s. die beigeheftete Karte „Babylonien, Assyrien und Nachbarländer von 1100—745 v. Chr."); dort hatte man den zu Assyrien haltenden, also bereits früher unterworfenen Fürsten getötet und sich aus dem benachbarten Bit-Adini (bei Harran), einem Hauptgegner Assyriens (vgl. S. 56) einen Fürsten geholt. Assurnasirpal stand am Euphrat in Kummuch und eilte nach Bit-Chadippi. Unterwegs beeilten sich die aramäischen Fürsten von Shadikanna (oder Gardikanna) und Shuna, ihre Ergebenheit durch Tributzahlungen zu beweisen. Bei seiner Ankunft unterwarf sich Sura, die Hauptstadt von Bit-Chadippi, und lieferte ihren Fürsten Achi-jababa aus, ohne jedoch dadurch dem Schicksale der Zerstörung zu entgehen. Azi-il, ein einheimischer Scheich, wurde als assyrischer „Statthalter" eingesetzt.

Der Verlauf dieses Aufstands ist typisch für die meisten Kämpfe Assyriens mit diesen Aramäern, wie mit allen Stämmen in ähnlicher Lage. War eine günstige Gelegenheit vorhanden, so suchten sie Anschluß bei andern und stellten die Tributzahlungen ein, leisteten einem assyrischen Heer aber selten Widerstand. Am rechten Euphratufer von Syrien beginnend bis nach Babylonien hinauf kennt Assurnasirpal als Ergebnis der aramäischen Einwanderung drei solcher halbnomadischen Staaten: Laki, Chindanu (Gegend der Chaburmündung) und Suchi. Sie wurden

in mehrfachen Zügen unterworfen. Wir hatten bereits gesehen (S. 24), daß Babylonien bei dem Kriege mit Suchi thatsächlich mit eingriff. Überhaupt wurden alle diese Aufstände nicht aufs Geratewohl, sondern im Einverständnisse mit größern Mächten, d. h. Babylonien, unternommen. Babylon suchte eben seinen Einfluß über Mesopotamien auf diese Weise wieder zu gewinnen, und gab das wohl erst auf, als hier alles unter assyrischer Provinzverwaltung stand.

Der wichtigste Gegner war der Fürst Achuni von Bit-Adini, dem Aramäerstaate, der an das Gebiet von Harran stieß und das nördliche Mesopotamien beherrschte (s. die Karte bei S. 55 und vgl. oben, S. 52); auf sein Betreiben waren die meisten Aufstände von kleinen Staaten am Chabur erfolgt. Gegen ihn wandte sich (878) Assurnasirpal, sobald er am Chabur und am Euphrat Ruhe geschaffen hatte. Achuni unterwarf sich und ebenso ein Bundesgenosse Chabini von Tel-abnaja. Auf dem syrischen Zug im folgenden Jahre (877) wurden diese Gebiete nochmals durchzogen und zur Tributpflicht angehalten; Achuni mußte sogar Heeresfolge leisten. Auch aramäische Fürsten jenseit des Euphrat aus dem nördlichsten Syrien zahlten damals Tribut. Die Aramäerzüge waren keine schweren Kriege: die unruhigen Beduinen waren bereits zu Bauern geworden und unterwarfen sich leicht jedem größern Heere.

Die meisten Züge hat Assurnasirpal nach Norden in die Nairiländer unternommen, wo es galt, den alten Besitz wieder zu gewinnen oder zu befestigen. In den Gebieten westlich und südlich vom Mons Masius wurden die hier angesiedelten Assyrer (S. 50), die von der umwohnenden Bevölkerung zu leiden gehabt und sich ins Gebirge zerstreut hatten, zurückgeführt und die Provinz Tushcha hier neu gesichert. Ebenda wurde das abgefallne, von Assyrern bewohnte Tela mit barbarischer Strenge gezüchtigt; ein gleiches Los traf den abtrünnigen Statthalter Chulai, der Damdamusa hatte besetzen wollen. Einige andere Züge führten über den Tigris hinüber noch tiefer in die „Nairiländer" hinein. Ebenso rückte er auf der andern Seite von Arbela bis gegen den Urumiyasee vor, wo als die wichtigsten Länder Chubushkia, Zamua, Gilzan unterworfen wurden.

Nachdem so, gerade wie bei Tiglat-Pileser I., das Nächstliegende erreicht war, wurde (877) ein Zug nach Phönikien unternommen. Von dem unterworfnen Bit-Adini aufbrechend, überschritt der König den Euphrat auf dem noch heute gebräuchlichen Mittel, Flößen aus aufgeblasnen Hammelhäuten, und zog auf dem linken Ufer stromabwärts nach Karchemish, der „Hauptstadt des Chattilandes". Sangara, „König von Chattiland", zahlte Tribut und stellte seinen Anteil zum Heere. An das Gebiet von Karchemish stieß westlich, also etwa vom Sagur getrennt, der syrische, jetzt von Aramäern besetzte Staat Patin, der das Gebiet nördlich vom See von Antiochia, den sogenannten Amq, umfaßte und südlich weiter den Orontes hinaufreichte. Zuerst wurde Azaz erobert; und als das assyrische Heer nach Überschreitung des Afrin (Apre) vor Kunalua, die Hauptstadt, rückte, unterwarf sich der König Lubarna oder Liburna, zahlte Tribut und leistete Heeresfolge für den Rest des Zugs. Dasselbe that Gusi, der Fürst des aramäischen Staats Jachan (bei Arpad).

Von Kunalua ging der Marsch über das westliche Flüßchen des Amq, den Kara-su, und wandte sich dann südlich, den Orontes unterhalb des Sees überschreitend. Hier im nördlichsten Hinterlande der phönikischen Küste, das zu Patin gehört hatte, und das Assurnasirpal „Luchuti" nennt, gründete er, dem Beispiele Salmanassars I. in Nairi folgend, eine assyrische Kolonie Aribua. Sodann ging der Marsch weiter südlich am Meer entlang, wo den Göttern geopfert wurde. Die Stelle wird am Nahr-el-Kelb gewesen sein, wo eins der verwitterten assyrischen Reliefs das von Assurnasirpal dort errichtete Siegesdenkmal darstellen dürfte. Arvad, Gebal, Sidon,

Tyros und im Hinterlande die Amoriter schickten Tribut. Eine andere Abteilung war nordwärts nach dem Amanus geschickt worden, um dort Zedern für die Bauten in Ninive zu fällen; Tyros ist der südlichste Staat, der dabei erwähnt wird. In Israel regierte damals die Omridynastie. Dort wird man die Bewegungen des assyrischen Heers aufmerksam und mit Besorgnis verfolgt haben: Assurnasirpal wagte jedoch nicht weiter vorzudringen; denn die südlichern Gebiete standen in der Tributpflicht oder der Schutzhoheit von Damaskus, dem damals Syrien beherrschenden Staate. Mit diesem wagte Assurnasirpal nicht anzubinden. Weil er ihn fürchtete, erwähnt er ihn mit keiner Silbe; doch nur von solchen Staaten verlangte er Tribut, die nicht unter dem Einflusse des Königs von Damaskus standen. Sonst war der Zug Assurnasirpals ungefähr eine Wiederholung des von Tiglat-Pileser I., in dem Assurnasirpal deutlich sein Vorbild gesehen hat.

Als wichtigstes Ergebnis seiner Regierung haben wir die Sicherung Mesopotamiens zu betrachten. Wie einst Salmanassar I., so verlegte er, um den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, die Residenz von Assur wieder nach Kalchi, wo sein Palast, der „Nordwestpalast", von Layard ausgegraben worden ist; auch eine Wasserleitung vom Zab nach der Stadt ist von ihm angelegt worden.

Sein Nachfolger Salmanassar II. (860—825) hat das Werk seines Vaters überall da fortgesetzt, wo dieser aufgehört hatte. Seine Erfolge in Babylonien sind uns bekannt (vgl. oben, S. 25). In Mesopotamien hat er die unterworfnen aramäischen Fürstenlehen meist eingezogen und unter assyrische Verwaltung gestellt, nach Norden hin dieselben Gebiete wie sein Vater und noch weitere unterworfen, in Syrien endlich den nächsten Schritt gethan und das von jenem noch so sorgfältig umgangne Damaskus angegriffen.

Die ersten Jahre der Regierung Salmanassars II. waren den mesopotamischen Verhältnissen gewidmet. In drei Feldzügen (859—857) wurde Achuni von Bit-Adini, der wieder abgefallen war, unterworfen, sein Gebiet als Provinz eingezogen und zum Teil mit Assyrern besiedelt. Ein gleiches Schicksal traf 854 einen andern Aramäerfürsten, Giammu im Balichtal. Allmählich hat so jede selbständige Verwaltung der Aramäer in Mesopotamien aufgehört: sie wurden assyrische Unterthanen.

Ebenso wie für Assurnasirpal, so war für Salmanassar die natürliche Fortsetzung seiner Unterwerfung Mesopotamiens eine Besetzung Syriens und wenn möglich Palästinas. Den nördlichen Teil, Patin, hatte sein Vater unterworfen; jetzt galt es, den Staat, dem jener aus dem Wege gegangen war, und der ganz Kölesyrien und Palästina beherrschte, niederzuwerfen. Im Jahre 854 überschritt er bei Til-Bursip, vor kurzem noch Achunis Hauptstadt, jetzt Sitz eines assyrischen Statthalters, den Euphrat, und zog südwärts nach Pitru, das ebenfalls den Aramäern wieder abgenommen worden war und assyrische Verwaltung erhalten hatte. Hier nahm er den Tribut der syrischen Fürsten entgegen, die sich freiwillig unterwarfen oder schon früher unterworfen hatten. Es waren Sangar von Karchemisch, der 877 schon Assurnasirpal gehuldigt hatte, Kundaspi von Kummuch, Arame von Gusi, Lalli von Melitene (ebenfalls schon Assurnasirpal tributpflichtig), Chajani von Gabar-Sam'al, Kalparunda von Patin und Gurgum (die beiden letztern, im Gebiete von Sendschirli, Fürsten von Teilen des ehemaligen Patin). Von hier ging der Zug weiter nach Aleppo, das keinen Widerstand leistete; hier opferte Salmanassar dem Hadad oder Ramman, dem Gotte der Stadt.

Von hier südlich gehend kam er an das Interessengebiet von Damaskus, an die Grenze von Hamat, dessen Fürst Irchulini mit dem Könige Bir-idri von Damaskus verbündet oder wohl ihm tributpflichtig war. Bei Karkar, in der Nähe von Hamat, trat ihm Bir-idri mit seinem

Heeresaufgebot entgegen. Als Vasallen, die ihm Heeresfolge leisten mußten, werden genannt: Irchulini von Hamat, Ahab von Israel, die Fürsten von Kue (Kilikien), Mußri (S. 45 und 52), Irqana, Matin-baal von Arvad, die Fürsten von Usana, Siana (Nordphöniker), Gindibu der Araber (erste Erwähnung von solchen), Ba'sa von Ammon. Selbstverständlich schreibt sich Salmanassar einen großen Sieg zu; allein das Ergebnis der Schlacht war ein Rückzug nach Assyrien und Weiterbestehen der Macht von Damaskus in ihrem ganzen Umfange. Da die babylonischen Ereignisse (852 und 851) eine sofortige Wiederholung des Versuchs verhinderten, so kam es erst im Jahre 849 zu einer solchen, indessen mit gleich geringem Erfolge. Nicht besser erging es Salmanassar im folgenden Jahre (848), wo er vom Amanus her, also von dem tributpflichtigen Gebiete von Patin aus, in Hamat einfiel, ebenfalls „siegte" und wieder ohne Erfolg nach Assyrien zurück mußte. Damaskus hatte sich also als ein ebenbürtiger Gegner erwiesen: das Assyrerheer hatte es hier einmal mit einem wirklichen organisierten Heere zu thun und nicht mit der Landeswehr eines unzivilisierten Stammes. Um so größere Anstrengungen mußte Salmanassar machen, um diesen Gegner, mit dessen Überwindung ihm ganz Syrien und Palästina zufiel, niederzuwerfen. Drei Jahre später (845) unternahm er daher einen Zug, diesmal unter Aufgebot „des Landes" (vgl. oben, S. 47). Aber auch der Gegner hatte ein ungewöhnlich starkes Heer ins Feld gestellt; und der „Sieg" Salmanassars war von gleicher Art wie die frühern, die seine Inschriften vermelden.

Einen Erfolg errang er erst 842, als ein Thronwechsel in Damaskus eingetreten und es ihm gelungen war, die Vasallen zum Teile für sich zu gewinnen. Bir-idri war gestorben und Hazael König von Damaskus geworden; währenddessen war in Israel durch einen Aufstand Jehu auf den Thron gekommen und suchte Rückhalt bei Assyrien. Überhaupt stand diesmal Damaskus ganz allein; wir hatten schon oft genug gesehen, daß der Tod eines Königs das Zeichen zum allgemeinen Abfalle der Vasallen ist. So war Hazael auf sich selbst angewiesen. Salmanassar rückte von Norden her die Küste entlang, um dann von Beirut her, wo er am Nahr-el-Kelb auch eins der verwitterten Denkmäler hat einmeißeln lassen, gegen Damaskus vorzurücken. Hazael suchte ihm den Durchzug zwischen dem Hermon und Antilibanon zu versperren, konnte ihm jedoch nicht standhalten und mußte hinter die Mauern von Damaskus zurückgehen. Salmanassar belagerte die Stadt einige Zeit, vermochte hier aber nichts auszurichten. Es waren keine Lehmmauern einer gewöhnlichen Gaustadt, die hier seinen Widdern Widerstand leisteten. So mußte er sich begnügen, das offne Land bis an den Hauran zu verwüsten, und dann mit der Loskaufsumme von Tyros und Sidon, die stets zahlten, und der Huldigung von Jehu (siehe die beiden kleinern Reliefs auf der Tafel bei S. 73) nach Hause zu ziehen. Auch ein sechster Versuch (839) hatte keinen bessern Erfolg: Damaskus behauptete seine Selbständigkeit. Somit blieb der Staat bestehen, der Assyrien den Weg nach Palästina versperrte. Der ganze Verlauf der israelitischen Geschichte ist dadurch bestimmt worden: die nächsten hundert Jahre bleiben Israel und Juda unter dem Einflusse von Damaskus; erst nachdem dieses gefallen war (731), da war auch Israels Schicksal besiegelt.

Salmanassar hat nach 839 keinen Vorstoß gegen Damaskus mehr unternommen; Israel und das übrige Palästina waren dadurch Damaskus gegenüber auf sich selbst angewiesen. Waren also Kölesyrien und Palästina der assyrischen Macht vorläufig entgangen, so blieb nur eine weitere Unterwerfung Nordsyriens und weitere Ausdehnung nach Kleinasien hinein übrig. Die Melitene, Patin und der Amq hatten die assyrische Oberhoheit anerkannt; jetzt griff Salmanassar auch über den Amanus hinaus und in das Gebiet des Taurus hinein. Kue

(Kilikien) war anfangs Damaskus tributpflichtig gewesen; nun wurde es 840, 835 und 834 unterworfen und in Tarsos Kirri an Stelle seines Bruders Kate zum König eingesetzt. Nördlich vom Taurus wurden die Tabal, die unter ihren Häuptlingen standen, zum Zahlen von Tribut angehalten und somit der Kranz der assyrischen Vasallenstaaten von Kilikien über den Taurus bis zur Melitene gezogen.

Das Gebiet von Malathia (Chanigalbat) gehört bereits zum armenischen Gebirgsland und war daher das nächste Ziel der Eroberungen einer dort vorrückenden Macht. Unter Salmanassar, Tiglat-Pileser und Assurnasirpal war es Assyrien gesichert worden: diese hatten bereits Züge bis zu dem Vansee ausgeführt. Da sich hier im Norden ein Ansatz zu einem einheitlichen Staat: in Urarthu, mit dem Hauptsitz am Vansee, bemerkbar machte, geriet Salmanassar mit dessen Königen in Kampf. Schon 857 hatte er die Gebiete südlich vom obern Euphrat: Alzi, Zamani, Anzitene, weiter jenseits vom Arsanias Suchme und Dajaeni, die seinen Vorgängern Salmanassar I. und Tiglat-Pileser unterworfen gewesen waren, wieder durchzogen. Von hier aus fiel er in das Gebiet von Urarthu ein; König Arame zog sich in das Innere zurück. Am Vansee wurde ein Standbild Salmanassars errichtet, und der Zug durch die östlichen Pässe über Gilzan und Chubuschkia nach Arbael fortgesetzt. Neue Züge wurden 850 und 845 unternommen; auf diesen letztern sind wohl die Inschriften an der Quelle des Subnat eingemeißelt worden (vgl. oben, S. 52 und 55).

Inzwischen muß jener Wechsel der Herrschaft in Armenien eingetreten sein, der das kräftige Herrschergeschlecht auf den Thron brachte, das in Thuruspa am Vansee (dem heutigen Van) seinen Sitz hatte und von hier aus das mächtige Reich Urarthu begründete. In der Folgezeit hat dies den assyrischen Königen viel zu schaffen gegeben und ihnen die Herrschaft über Syrien streitig gemacht. Von den Bestrebungen dieser Könige ist wohl bereits in dem Abfalle Lallas von Malathia im Jahre 837 eine Spur zu finden. Vier Jahre später (833) wurde ein assyrisches Heer nach dem Arsanias geschickt, wie es scheint, um die auf dessen rechtem Ufer gelegnen Landschaften Suchme und Dajaeni wieder zu besetzen; Sarduri I., der neue König von Urarthu, war also offenbar im Vordringen. 829 wurde ein neuer Zug, diesmal von der andern Seite, versucht durch die Pässe von Gilzan und Chubuschkia. Mußaßir, ein Staat südwestlich vom Urumiyasee, wurde geplündert, und einen Teil von Urarthu traf das gleiche Los. Nachhaltige Erfolge haben die Assyrier hier aber nicht erreicht. Vielmehr ist die Macht des neuen Staats in der Folgezeit immer mehr gewachsen, und von Ramman-nirari an wurde Assyrien immer mehr aus diesen Gegenden verdrängt. Die Könige von Urarthu griffen nach Mesopotamien und Syrien über, bis sie unter Tiglat-Pileser III. in ihr Bergland zurückgedrängt wurden.

Während im Osten und Südosten Assurnasirpals Grenze der Zab gewesen war, ging Salmanassar gegen die Länder zwischen Urumiyasee und Tigrisniederung vor, die früher schon manchmal unter assyrischer Oberhoheit gestanden hatten (Lulumi), aber jetzt, wie sonst oft, mehr dem babylonischen Einflusse verfallen waren. 860 fand ein Zug in die Pässe von Holvan statt, 844 ein solcher nach Namri, das südwestliche Medien; gegen den hier eingesetzten Fürsten von Bit-Chamban wurde 836 vorgegangen. Danach ging der Marsch weiter nördlich nach Parsua im Osten des Urumiyasees. Hier brachten Mederhäuptlinge, die dabei zum erstenmal erwähnt werden, ihren Tribut, und dann ging es wieder südlich nach Charchar, östlich von Holvan. Auch die südlich vom Van- und Urumiyasee gelegnen und schon von Assurnasirpal durchzognen Gebiete Kirchi und Chubuschkia wurden unterworfen, und Man am Westufer sowie Gilzan im Norden des Urumiyasees heimgesucht.

Salmanassars Erfolge in Babylonien sind in der babylonischen Geschichte (S. 25) besprochen worden. Die enge Verbindung mit Babylonien und dessen sich geltend machender Einfluß werden die Veranlassung zu dem großen Aufstande gegeben haben, der gegen Ende von Salmanassars Regierung ausbrach. Durch die Kriege muß der Bauernstand Assyriens gelitten haben — Babylonien ist der Sitz der Hierarchie: gewiß kamen auch solche Gegensätze bei diesem Aufstande mit in Betracht (vgl. weiter unten, S. 65, 69, 73 u. ö.). Fast ganz Assyrien und die assyrischen Provinzen, obenan die vormalige Hauptstadt Assur, die durch die Verlegung der Residenz natürlich sehr verloren hatte, fielen ab. Von wichtigen Städten blieben nur die Residenz Kalchi und Mesopotamiens Hauptstadt Harran, deren Sintempel Salmanassar neu gebaut hatte, treu; und, wie es scheint, fand Salmanassar in Nordbabylonien, das ihm ja gehörte, eine Zuflucht. Der Führer des Aufstandes war Assur-danin-apli, Salmanassars Sohn, der sich mindestens sechs Jahre (829—824) behauptete, und in dieser Zeit sicher den Titel „König von Assur" führte, da er im Besitze der alten Hauptstadt war.

Mittlerweile starb (825) Salmanassar; und erst sein Sohn Shamshi-Ramman, zunächst nur im Besitze Mesopotamiens (daher nur „König der Welt"), unterwarf Assyrien wieder (825—812). Die einzige Inschrift, die wir von ihm haben, reicht nur bis zu seinem vierten Feldzuge, der gegen Babylonien ging. Als ersten erzählt er darin einen Zug nach Nairi, und im Anschluß daran die Huldigung des ganzen assyrischen Reichs von seiner Nord- bis zur Südgrenze und von der Ostgrenze bis an den Euphrat (in Syrien gab es noch keine assyrischen Provinzen). Der zweite Zug ging nach den Nairiländern, durch das Gebiet zwischen Van- und Urumiyasee, dabei wurde ein Teil Urarthus verwüstet. Eben dorthin ging auch der dritte, der weiter bis Man und um den Urumiyasee herum bis Parsua geführt wurde. Von hier aus ging es südostwärts durch Medien, wohl nach Holvan. Eine große Menge medischer Gaue werden dabei aufgezählt. Der vierte Zug endlich war der gegen Babylon; die Erzählung bricht nach dem Sieg über Marduk-balatsu-iqbi ab (vgl. oben, S. 25).

Von der Regierung Shamshi-Rammans an erhalten wir eine neue Quelle, die als ein unschätzbarer Leitfaden für die Folgezeit dient; ein Bruchstück davon betrifft bereits den Anfang und das Ende von Salmanassars II. Regierung. Es ist die Eponymenchronik, eine limu-Liste (vgl. oben, S. 54 unten) mit kurzen Beischriften, die das wichtigste Ereignis eines jeden Jahrs, gewöhnlich einen Feldzug, angeben; namentlich für die jetzt folgende Zeit bis auf Tiglat-Pileser III., aus der wir wenig andere Inschriften haben, ist sie wertvoll. Wir besitzen von Ramman-nirari III. (812—783) noch einige kurze Inschriften, die einen allgemeinen Überblick über seine Kriegszüge geben und durch die Angaben der Eponymenchronik vervollständigt werden. Im allgemeinen handelt es sich dabei um eine Fortsetzung der Eroberungen seiner Vorgänger oder um die Wiedergewinnung unsicher gewordner Gebiete. Bedeutende Eroberungen hat er kaum gemacht. Im Osten nennt er als unterworfen Ellipi (an Elam anstoßend), ferner die schon von Salmanassar her bekannten: Charchar, Araziash bis Parsua, neu: Andia, nordöstlich an Parsua anstoßend. Auch von Mederhäuptlingen hat er Tribut erhalten; nach Chubushkia und den Nairiländern wurden drei Züge und nach Man zwei aufgezählt. Gegen Urarthu wagte er jedoch nicht mehr vorzugehen, und dieses entwickelte sich immer kräftiger. In Syrien hat er Erfolge gehabt. 806 und 805 werden Züge nach Arpad und Azaz (S. 56) und 797 ein anderer nach einer syrischen Stadt Manßuate erwähnt. Damit zusammenhängen dürfte die Angabe, daß Mari', König von Damaskus, Tribut gezahlt habe; vielleicht lag dem ein Thronwechsel in Damaskus zu Grunde. Als weitere Tributzahler nennt Ramman-nirari Tyros

und Sidon, Israel, das also weiter zu Assyrien hielt, und als neu hinzugekommen Edom und Philistäa. Das beweist ein Überwiegen assyrischen Einflusses und damit ein Zurücktreten von Damaskus in Palästina; solange jedoch Damaskus selbständig blieb, war es immer ein Bollwerk für alle südlich davon gelegnen Gebiete. Über Ramman-niraris Verhältnis zu Babylonien vgl. oben, S. 25.

Für die Folgezeit haben wir keine Königsinschriften mehr und sind daher vollkommen auf die Angaben der Eponymenchronik angewiesen. Das Fehlen von Inschriften läßt an und für sich schon auf eine Zeit der Schwäche schließen; und aus den Thatsachen, die wir feststellen können, wird das bestätigt. Im großen und ganzen handelt es sich in den nächsten etwa vierzig Jahren nur um die Behauptung des Gewonnenen. Ja nicht einmal dies gelingt: wir werden sehen, daß bei dem neuen Aufschwung unter Tiglat-Pileser manches erst wieder zurückgewonnen werden mußte. Das gilt vor allem von den Gebieten, die in dem Interessenbereiche des neuen Reichs von Urarthu lagen. Sobald Assyrien nicht mehr selbst angreifend vorging, wurde es angegriffen: das geschah von nun an durch Armenien, deren Könige (besonders Menuas) sich nach Süden ausdehnten und Assyrien die Nairiländer sowie die nordsyrischen Gegenden abnahmen. Bereits Salmanassar III. (783—773) hat vorwiegend gegen Urarthu Verteidigungskriege führen müssen: nicht weniger als sechs von seinen zehn Feldzügen waren gegen diesen immer mehr vorrückenden Gegner gerichtet. Nach Osten hin, in den medischen Grenzländern, scheint nicht so viel verloren gegangen zu sein; hier handelte es sich jedoch meist um Barbarenstaaten ohne feste Organisation. 749 und 748 wurden Züge dorthin (nach Namri) erwähnt und 766 einer gegen die Meder.

Der nächste König war Assur-dan III. (773—755), der mehrere Züge nach Syrien ausgeführt hat; den ersten (773) gegen Damaskus, den zweiten gegen Chatarikka, nördlich davon. Nach Babylonien ist er zweimal gezogen, 771 und 767; er hat also versucht, den Chaldäern dort entgegenzutreten. Die zweite Hälfte seiner Regierung brachte dem Reich eine Erschütterung, die es um das bis dahin in den Tributärstaaten nur mühsam Behauptete bringen mußte. Im Jahre 763 brach ein Aufstand aus, der in den folgenden Jahren an immer neuen Stellen fortgesetzt wurde und allmählich einen großen Teil des Reichs ergriffen haben muß. Die Eponymenchronik setzt vor dieses Jahr — dasselbe, für das die Chronik jene Sonnenfinsternis meldet, deren Nachweisbarkeit einen festen Punkt für die alte Chronologie bildet — einen Teilstrich wie beim Beginne neuer Regierungen; denn da der Aufstand in Assur ausbrach, wird dort ein Gegenkönig ausgerufen worden sein. Was die tiefer liegende Veranlassung gewesen sein mag, ist nicht bezeugt, fällt aber nicht schwer, festzustellen: der Aufstand ging von der alten Reichshauptstadt aus. Wenn wir bedenken, wie Tiglat-Pileser dann wieder Kalchi wählte und umgekehrt Sargon die Privilegien von Assur herstellte, so können wir daraus schließen, daß es sich um eine Bewegung der in ihren Privilegien durch die Verlegung der Residenz geschädigten Priesterschaft von Babylon handelte. Der Aufstand wurde zwar niedergeworfen, aber der nächste König, Assur-nirari (754—746), scheint unter dem Einflusse seiner Träger gestanden zu haben; denn seine erste Regierungshandlung war die Rückverlegung der Residenz nach Assur (754) — wenn es nicht noch Assur-dan selbst gethan hat. Das bedeutete einen Sieg der Hierarchie über das, worauf Assyriens Stärke beruhte, über das Heer. Damit hat das Königtum, das diese seine einzige Machtstütze in Assyrien aufgab, selbst abgedankt.

Assur-nirari hat acht Jahre regiert, die mit einer Ausnahme den sonst nicht vorkommenden Vermerk tragen: „im Lande", d. h. „kein Krieg". Für das letzte Jahr (746) aber meldet

die Chronik: Aufstand in Kalchi; und im nächsten Jahre besteigt Tiglat-Pileser III. den Thron. Von diesem haben wir wieder Inschriften, aus denen hervorgeht, daß er in Kalchi residierte und nicht aus dem Königsgeschlechte stammte. Also ist er von einem Militäraufstand in Kalchi auf den Thron gehoben worden: Assur-nirari, der in Assur unter dem Einflusse der Hierarchie gestanden hatte, ist der letzte König seines Hauses gewesen.

F. Das neuassyrische Reich.

a) Assyrien die führende Macht in Vorderasien.

Mit Tiglat-Pileser III. (745—728) beginnt eine neue Periode der assyrischen Geschichte, ein neuer Aufschwung, der Assyrien zu der herrschenden Macht in Vorderasien erhebt. Er hat den Ruhm des assyrischen Namens recht eigentlich begründet. Es ist die Zeit, wo Assyrien Damaskus und Palästina unterwirft. Damit hat es in die Geschichte des kleinen Volks eingegriffen, dessen Denkmäler so lange die am besten gekannten des Altertums gewesen sind und Assyriens Namen während zweier Jahrtausende erhalten hatten, als die Zeugen seiner Geschichte unter der Erde lagen und man nicht wußte, was für eine Sprache diese Beherrscher Vorderasiens gesprochen hatten.

Wir haben für Tiglat-Pileser drei Kriegsschauplätze zu unterscheiden: Babylonien, wo seine Erfolge bereits erörtert worden sind, den Norden, wo er gegen das groß gewordne Urarthu zu kämpfen hatte, und Syrien-Palästina mit Damaskus, das nicht nur nicht gebrochen war, sondern sich im Gegenteil inzwischen bei Assyriens Ohnmacht eher wieder hatte befestigen können und seit dem letzten Kriege (773) längst die Tributzahlungen eingestellt hatte.

Nach dem babylonischen Zug im ersten (745) und einem nach dem westlichen Medien im zweiten Jahre kam es 742 zum Zusammenstoße mit Sarduri II. von Armenien. Dieser war in der Zwischenzeit unaufhaltsam vorgedrungen, hatte die Melitene und Kummuch (Commagene), sogar den nördlichen Teil des ehemaligen Patin, Gurgum, unterworfen und deren Könige gezwungen, ihm statt Assyrien Tribut zu zahlen. Er hatte sich dann ins Einvernehmen mit Mati-il von Agusi gesetzt, der Arpad (noch 754 war ein Zug dorthin gegangen) entweder bereits besetzt hatte oder besetzen wollte, um sich hier ein Reich zu gründen (S. 128). Nach der Eponymenchronik stand 743 Tiglat-Pileser bei Arpad, ging also wohl gegen Mati-il vor, als ein armenisches Heer unter Sarduri in Mesopotamien einfiel. Es wurde schon im Gebiete von Kummuch geschlagen, Sarduri bis an „die Brücke des Euphrat, die Grenze seines Landes", verfolgt, und damit wenigstens seinem Vordringen nach Mesopotamien ein Ziel gesetzt; weitere Maßnahmen gegen ihn mußten auf später verschoben werden. Die drei folgenden Jahre wurden durch Züge „nach Arpad" ausgefüllt: Mati-il wird also dort energischen Widerstand geleistet haben. Nach seinem Falle zahlten die meisten syrischen Fürsten Tribut: Kustaspi von Kummuch und Tarchulara von Gurgum, die damit von Urarthu abfielen, Raßon von Damaskus (S. 120), Hiram von Tyros, der Fürst von Kue und Pisiris von Karchemish (S. 113). Assyriens Herrschaft in Syrien war also in diesen drei Jahren wieder hergestellt (s. die Karten „Babylonien, Assyrien und Nachbarländer von 1100—745" bei S. 55 und „Assyrien seit 745" bei S. 88), während Urarthu von hier vertrieben war. Nur ein Teil von Patin, Unqi, d. h. der Amq, leistete mit der Hauptstadt Kinalia oder Kunalua Widerstand; dafür verlor sein Fürst Tutammu seinen Thron, und dieser Teil des Landes wurde assyrische Provinz.

Das nächste Jahr (739) brachte einen Zug nach Ulluba, einem der Nairiländer: es erhielt ebenfalls assyrische Verwaltung. Dabei handelte es sich natürlich um einen Schlag gegen

Armenien, dem dieses Gebiet abgenommen wurde. Das Land wurde durch Festungen gegen Einfälle von Armenien her gesichert. 738 brachte abermals einen Zug nach einer der Landschaften von Patin. Azrija'u, Fürst von Ja'udi (unmittelbar bei Sendschirli), hatte sich empört; seine Stadt Kullani wurde erobert. Dies Ereignis warf seine Schatten bis nach Israel und Juda, wo an der Eroberung von „Kalno" noch Jesaja den Juden ein warnendes Beispiel vorhält. Auch eine Anzahl nordphönikischer Gaue — dasselbe Gebiet, wo einst Assurnasirpal seine assyrische Kolonie Aribua gegründet hatte, und das jetzt zu Hamat gehörte — hatte sich Azrija'u angeschlossen und verfiel der Einziehung. Daraus wurde die assyrische Provinz Simirra gebildet, die sich vom Orontes bis an das Gebiet von Gebal erstreckte, ohne jedoch dieses wie Arvad, die selbständig blieben, zu umfassen. Diese neue phönikische Provinz, welche im Jahre 733 noch weitern Zuwachs erhielt, wurde Salmanassar, Tiglat-Pilesers Sohn, übergeben. Damit war ein Teil damaszenischen Vorlands assyrisch geworden. Damaskus selbst sowie die übrigen syrischen und phönikischen Staaten: Kummuch, Karchemisch, Sam'al und Gurgum im Amq, Hamat, Kue, Gebal, Tyros, auch Menachem von Israel zahlten Tribut; letzterer, wie man nach der biblischen Nachricht annehmen muß, erst nachdem ihm ein Teil seines Gebiets weggenommen worden war. Auch der weitere Kreis der Tributärstaaten, der einst Salmanassar verpflichtet gewesen war, zahlte jetzt wieder: Melitene, Kasku, Tabal und kappadokisch-kilikische Fürstentümer. Der Assyrer-König als nunmehriger Lehnsherr von Damaskus erhielt auch Geschenke von der Königin der Araber, Zabibi.

Die Jahre 737 und 736 brachten Züge nach Medien und Nairi, wo es galt, den Einfluß Urarthus weiter zu brechen; und im folgenden Jahre wurde dann endlich dieser Hauptgegner in seinem eignen Land aufgesucht. Urarthu wurde durchzogen; Tiglat-Pileser belagerte die Zitadelle von Thuruspa (Van), jedoch vergeblich, und mußte sich damit begnügen, hier im Angesichte der Belagerten ein Königsbild zu errichten. Den südlichen Teil von Urarthu zog er ein und vereinigte ihn mit der Provinz Nairi. Damit war zweifellos ein harter Schlag gegen Urarthu geführt; und durch die Befestigung der Grenzprovinzen wurde einem erneuten Vordringen ein starkes Hindernis entgegengesetzt. Mit der Herrschaft Urarthus über Syrien und Nairi war es denn auch vorbei. Vollkommen auf seine Eroberungspläne verzichtete es aber erst, nachdem seine Macht durch Sargon gebrochen und als gleichzeitig ihm in den Kimmeriern ein gefährlicher Gegner auf der andern Seite erstanden war.

Damaskus hatte bisher Tribut gezahlt. Allein es ist ein immer wiederkehrendes Schauspiel, daß sich das Tributverhältnis zu Assyrien nicht als dauerhaft erweist. Einerseits waren die Abgaben wohl so hoch, daß sie eben nur der Zwang den Lehnsfürsten entpressen konnte; anderseits bot dieses Verhältnis die ständige Verlockung zum Abfalle; sobald sich irgend eine andere Hoffnung zeigte. Übrigens mag oft genug die Absicht vorhanden gewesen sein, Tributärstaaten zum Abfalle zu zwingen, um einen Vorwand zu haben, sie als Provinz einzuziehen (man vergleiche das Verhältnis der Römer zu ihren socii). Das Jahr 734 hatte einen Zug nach Philistäa gebracht, wo Askalon unter assyrische Gewalt gebracht wurde: man sieht, daß mit Damaskus ganz Palästina sich fügen mußte. Bald darauf scheint aber Damaskus losgeschlagen zu haben. Den Vorwand zum Eingreifen gab der Hilferuf des Ahas von Juda, den Raßon und sein Lehnsmann Pekach in Jerusalem belagerten, um ihn zum Anschluß an ein gegen Assyrien gerichtetes Bündnis zu zwingen. Auch Tyros war im Einverständnis; und man scheint sogar Hoffnung auf ägyptische Hilfe gehabt zu haben. Im Jahre 733 rückte Tiglat-Pileser vor Damaskus. In Israel wurde Pekach beim Herannahen der Assyrer das Opfer eines Aufstands der assyrischen

Partei, und an seiner Stelle Hosea, der Führer eben dieser Partei, zum König eingesetzt. Durch den rechtzeitig ausgebrochenen Aufstand hatte man Tiglat-Pileser den Vorwand zur Einziehung genommen und damit eine Galgenfrist von 10—12 Jahren erkauft; dann mußte sich das Geschick doch erfüllen. Damaskus leistete, wie schon früher (S. 58), erfolgreichen Widerstand; endlich fiel es doch und wurde assyrische Provinz (732). Damit war Israel, ohnehin bereits stark in seinem Besitzstande beschnitten, unmittelbar an die Grenze einer assyrischen Provinz gerückt: der Staat, der es bisher politisch beherrscht hatte und in der Kulturentwicklung sein Führer war, stand unter einem assyrischen Statthalter! Auch Tyros, das mit im Einverständnisse gewesen war, machte beim Heranrücken eines assyrischen Heers seinen Frieden: die reiche Handelsstadt konnte Tribut am leichtesten bezahlen.

Die nächsten Jahre gehören der Eroberung Babyloniens und Babylons (vgl. oben, S. 27). Zwei Jahre hat dann Tiglat-Pileser als König von Babylon regiert; im Jahre 728 ist er gestorben. Ihm folgte sein Sohn Salmanassar IV. (727—722). Seine Regierung ist nur ein Anhängsel von der Tiglat-Pilesers, dessen Politik er in allem befolgt zu haben scheint. Eigne Inschriften haben wir nicht von ihm. Unter seiner Regierung sah sich Samaria wieder genötigt, die Tributzahlungen einzustellen; allein die erhoffte ägyptische Hilfe blieb aus, und nach dreijähriger Belagerung wurde die Stadt erobert und zum Sitz eines assyrischen Statthalters gemacht. Die assyrische Grenze lief nun wenig nördlich von Jerusalem (s. die Karte bei S. 88).

Ehe Samaria fiel, war Salmanassar gestorben, so daß die Eroberung als von seinem Nachfolger Sargon geschehen erzählt wird. Dieser Sargon ist wie Tiglat-Pileser der Begründer einer neuen Dynastie: er war durch eine Reaktion gegen dieselbe Bewegung, die jenen auf den Thron gebracht hatte, zum Könige gemacht worden. Seine Angaben über die von ihm rückgängig gemachten Maßregeln seiner Vorgänger klären uns über das Wesen dieser innern Bewegung auf, von der wir bereits früher Ausbrüche in den Aufständen Assur-danin-apli's und von 763 gefunden hatten.

Tiglat-Pileser hat sich danach bemüht, den übermäßigen Einfluß der Priesterschaft und das Privilegienwesen der großen Städte einzuschränken. Diese hatten die weitgehendsten Vorrechte besessen und waren von fast allen Lasten befreit gewesen. Nimmt man dazu, daß der größte Teil des Grund und Bodens ihnen gehört hatte, so ergibt sich, daß die Einkünfte des Staats mehr und mehr hatten zurückgehen müssen; und man versteht, warum das assyrische Königtum zuletzt so ohnmächtig geworden war. Auch die Stellung der Assyrerkönige zu Babylonien regelt sich hiernach; Tiglat-Pileser, Salmanassar, Sanherib, Assurbanipal gehen energisch vor, Sargon und Assarhaddon begünstigen Babylon: hier war das die Ohnmacht verschuldende System der Freiheiten von Priesterschaft und Städten durchgeführt. Tiglat-Pileser und Salmanassar haben dem ein Ende zu machen versucht. Sie müssen sich dabei in gewissem Grad auf die Bauernschaft gestützt haben, soweit eine solche noch bestand. Selbstverständlich braucht man in ihnen darum noch keine besondern Freunde des „kleinen Mannes" zu sehen; für sie handelte es sich nur darum, steuerkräftige und dienstfähige Unterthanen zu haben. Sie sahen aber ein, daß sich ein Königtum, das sich auf die Städte und die Hierarchie stützte, nur so lange behaupten konnte, als es diesen Vorteil zu bieten vermochte.

Von hier an können wir verfolgen, wie die beiden Parteien in Assyrien gegeneinander arbeiteten: in den abwechselnden gewaltsamen Entthronungen kommt das zur Geltung. Es ist selbstverständlich, daß eine Heranziehung der bevorrechteten Städte und Tempel in Wirklichkeit nicht der Landbevölkerung zu gute kam; diese hat höchstens die Masse für eine Bewegung

hergegeben. In Wirklichkeit handelt es sich dabei zwar um den Gegensatz zwischen Land und Stadt; aber das Land wird in der Hauptsache durch den Adel vertreten, der zum Teil über das Heer verfügt. So stehen Tiglat-Pileser und Salmanassar unter deren Einfluß. Sargon, von der Gegenbewegung auf den Thron gehoben, bevorzugt Städte und Tempel, denen er ihre Vorrechte zurückgibt. Sanherib vertritt wieder die Interessen von Adel und Heer, wie sich schon in seinem Verhalten gegen Babylon ausspricht. Er wird ermordet; und mit Assarhaddon siegt die babylonisch-hierarchische Partei. Dann kommt es zum Aufstand, als er seinem gleichgesinnten Sohne Shamash-shum-ukin die Herrschaft sichern will; und mit Assurbanipal siegt die assyrische Adelspartei. Das sind die beiden Strömungen, die von nun an den innern Verlauf der assyrischen Geschichte bestimmen; mit Tiglat-Pilesers Regierungsantritt geraten sie in einen scharf ausgeprägten, bewußten Gegensatz.

So finden wir im Jahre 722, als Salmanassar stirbt, plötzlich Sargon auf dem Throne, der keinen seiner Ahnen als König zu bezeichnen vermag, dafür aber der Stammvater des Königshauses geworden ist, unter dem Assyrien den Gipfel seiner Macht und deren schnellen Sturz gesehen hat. Seine Regierung, innerlich das Gegenbild zu der Tiglat-Pilesers, bildet nach außen hin eine Fortsetzung von dessen Unternehmungen und die Durchführung von dem, was jener unvollendet hatte lassen müssen. Daß sein Werkzeug dabei ein anderes war als bei seinem Vorgänger, hatten wir bereits gesehen (S. 47 und 64): von jetzt an wird das assyrische Heer ein reines Söldnerheer, aus allen Ländern und Provinzen zusammengesucht, vollkommen zur Verfügung des Königs stehend, solange dieser es mit Sold und Beute zu versehen vermag, aber sofort versagend, wenn diese beiden ausbleiben. Von Sargons Zeit an ist das „königliche" Heer das Mittel, womit Assyrien den Orient niederhält. Die Herrschaft Assyriens ist dadurch der Verwaltung (nach orientalischen Gepflogenheiten: der Ausbeutung) durch Adel und Hierarchie anheimgefallen: ein assyrisches Volk, dem Salmanassar I. und Assurnasirpal noch Land in den eroberten Provinzen angewiesen hatten, gibt es nicht mehr. Wenn der König jetzt eine eroberte Provinz mit neuen Ansiedlern besetzen will, so muß er sich helfen, indem er die Bevölkerungen zweier an verschiednen Enden des Reichs gelegnen Provinzen miteinander austauscht. In Assyrien war der Bauernstand vernichtet; hier gab es nur noch Großgrundbesitz des Adels oder der Tempel, von Sklaven oder Besitzlosen bebaut.

Die Kriegsunternehmungen Sargons spielen sich, da sie eine Fortsetzung der seiner Vorgänger sind, auf denselben Schauplätzen ab; auch hier handelt es sich um Kriege in Babylonien mit Chaldäern und Elam, um die nördlichen Länder mit Urarthu und um die Fortsetzung der Eroberungen in Palästina.

Seine Erfolge in Babylonien kennen wir bereits (vgl. oben, S. 28). In Palästina war, wie wir eben erwähnt hatten, die Einverleibung Samarias, die „Wegführung der zehn Stämme", die Sargons Namen für den Bibelleser wichtig macht, lediglich ein Ergebnis der Belagerung unter Salmanassar. In Syrien hatte bis dahin noch Hamat, nördlich von Damaskus, durch ständige Erfüllung seiner Tributpflicht das Verhängnis vermieden; allein das assyrische „Wohlwollen" hatte es 738 kennen lernen, wo die abgefallnen hamatensischen Städte nicht zurückgegeben, sondern zur Provinz Simirra geschlagen worden waren (vgl. oben, S. 63). An den Thronwechsel in Assyrien wird man in Hamat Hoffnungen geknüpft haben: so finden wir jetzt (720) statt des gefügigen Königs Eni-il einen „Bauern" Ja'ubidi auf dem Thron und in offener Feindschaft gegen Assyrien. Im Einverständnisse mit ihm war Hanno von Gaza, der sich Tiglat-Pileser hatte unterwerfen müssen. Beider Hoffnung war offenbar auf Ägypten gesetzt;

zugleich fanden sie Rückhalt bei den nordarabischen Völkern, die in Gaza ihre Stapelplätze hatten und deswegen Assyrien zehnten mußten. Auch die neueingerichteten Provinzen Arpad, Simirra, Damaskus und Samaria schlossen sich an. Demnach suchte der größte Teil von Syrien und Palästina die Tributpflicht oder die assyrische Herrschaft abzuschütteln. Allein ein Zusammenwirken der Verbündeten kam nicht zu stande: der gewöhnliche Fehler bei diesen Unternehmungen der Kleinstaaten. Hamat wurde erobert und zur Provinz gemacht; Hanno, der mit Hilfe eines arabischen Heers das augenscheinlich nicht in seinen Händen befindliche Gaza erobern wollte, wurde bei Raphia an der Südgrenze des Gebiets von Gaza zurückgeschlagen. Die aufständischen Provinzen wurden ohne Schwierigkeit wieder niedergeworfen. Damit war in Syrien und Palästina die Ruhe hergestellt.

Nun konnte sich Sargon dem dritten noch übrigen Gegner zuwenden: Urarthu. Dort hatte Rusas I. sich wieder geregt und gesucht, seinen Einfluß auf Nordsyrien und im Osten auf die medischen Grenzstaaten auszudehnen, und augenscheinlich willige Ohren gefunden. Sargons nächste Aufgabe war daher, ebenso wie die Tiglat-Pilesers seinerzeit, eine Unterwerfung dieser abtrünnigen Vasallen. Zunächst wurden 719 zwei Städte von Man (Westufer des Urumiyasees), deren König gegen Urarthu zu Assyrien hielt, gezüchtigt, weil sie zu dem indogermanischen Stamme der Urarthu freundlichen Zigirtu (Sagarthier?) übergegangen waren; dasselbe Los traf ein paar andere zu Urarthu abgefallne Städte. 718 wurde einer der Tabalfürsten, Kiakki von Shinuchtu, in Kappadokien weggeführt und sein Gebiet einem treugebliebnen Nachbarn, Matti von Atun, gegeben.

Im Jahre 717 fiel Karchemish, das seit Assurnasirpal seinen Tribut gezahlt hatte. Die assyrischen Quälereien werden selbst die Geduld dieser reichen Stadt erschöpft und sie zum Verzweiflungskampfe getrieben haben. Vergeblich hatte es Rückhalt bei dem Herrn der ehemaligen Chattiländer in Kleinasien: Mita von Muski, wie ihn Sargon nennt (Midas von Phrygien) gesucht. Pisiris war Karchemishs letzter König, und der letzte Rest der syrischen Chattiherrschaft war von jetzt an eine assyrische Provinz.

Die Jahre 716 und 715 bringen Kriege im Osten von Urarthu, wo Rusas mittlerweile versucht hatte, namentlich Man mit Gewalt für sich zu gewinnen; er hatte also Syrien aufgegeben und sich mehr nach Osten gewandt. Es war ihm gelungen, dort durch Erregung von Thronstreitigkeiten einen ihm genehmen Prinzen, Ullusunu, auf den Thron zu bringen. Allein ehe es der urarthäischen Partei gelang, festen Fuß zu fassen, erschien Sargon und zwang diesen, ihm zu huldigen. Ein Gleiches that der Fürst von Nairi und andre Häuptlinge jener Gegenden. 714 ging es dann gegen Urarthu selbst. Von Man aus rückte Sargon über Mußaßir, dessen Eroberung er in seinem Palaste dargestellt hat, gegen den Vansee vor, indem er das Land verwüstete. Rusas gab sich selbst den Tod, wenngleich Urarthu von Sargon nicht ganz erobert werden konnte. Urarthus Macht war von da an gebrochen. Es mußte jetzt um sein Dasein mit dem schon oben angedeuteten neuen Gegner an seiner Nordgrenze kämpfen: den Kimmeriern. Allein Assyrien hatte zwar einen Gegner beseitigt, aber dadurch gerade auch ein Bollwerk geschwächt, das seinen natürlichen Schutz gegen die jetzt drohende Gefahr der indogermanischen Völkerwanderung bildete, deren erste Vertreter Assyrien in den erwähnten Zigirtu kennen gelernt hatte. Von jetzt an beobachten die assyrischen Truppenführer in den nördlichen Grenzprovinzen aufmerksam die Kämpfe Urarthus mit den Kimmeriern und sonstigen verwandten Stämmen; und unter Assarhaddon beginnen diese bereits assyrisches Gebiet selbst zu bedrohen (vgl. unten, S. 71 und 72).

Vom ehemaligen Patin waren in Syrien mehrere Gaue bereits eingezogen worden; unter Sargon geschah das mit dem Reste: Gurgum mit der Hauptstadt Marqasi (Mar'ash). Auch Kue und einige kappadokische Gaue, darunter Kammanu, dem ehemaligen Mußri entsprechend (Komana im Antitaurus), sowie Melitene und Kummuch, wurden nach unglücklichen Aufständen ihrer Fürsten assyrische Provinzen. Damit war die größte Ausdehnung Assyriens nach Nordwesten hin erreicht (s. die Karte „Assyrien seit 745, Neubabylonisches Reich und Medien" bei S. 88). Gegen das Ende von Sargons Regierung unternahm der Statthalter von Kue bereits einen Vorstoß über den Taurus hinaus, um Mita von Muski (Midas von Phrygien), der hier, wie am Halys, gegen Assyrien vorzudringen suchte, die Lust zu Einfällen zu nehmen.

Als Sargon Babylon besetzt hatte, empfing er die Geschenke von sieben griechischen „Königen" von kyprischen Städten. Es ist die erste nachweisbare Berührung mit „Joniern". Die Huldigenden waren die Fürsten des westlichen Teils der Insel, die in ihren Bemühungen, die Phöniker von Tyros auch aus dem Osten zu verdrängen, Vorschub bei Assyrien suchten.

Vereinzelt steht in Südpalästina eine Tributverweigerung Asdods, das auf arabische Hilfe baute; sie ist merkwürdig durch ihre Erwähnung bei Jesaja (Kapitel 20). Man hatte selbstverständlich in Juda mit Hoffnungen und Besorgnissen diesen Aufstand in unmittelbarer Nachbarschaft verfolgt. Ja Juda soll sich sogar nach Sargons Angabe mit Moab und Edom daran beteiligt haben, ohne es jedoch augenscheinlich zu offnem Widerstande kommen zu lassen, als ein assyrisches Heer Asdod eroberte und dort eine assyrische Kolonie begründete.

Im Osten hatte Elam seit der Vertreibung Merodach-Baladans in Babylonien nichts mehr auszurichten vermocht. Der Gegensatz der beiden Nebenbuhler kam auch in einer Thronstreitigkeit in dem Grenzland Ellipi zum Ausdrucke, wo zwei feindliche Brüder, der eine bei Elam, der andre bei Sargon, Unterstützung suchten. Nachdem der erstere, Nibe, mit elamitischer Hilfe seinen Bruder Ispabara verjagt hatte, mußte Sargon diesen zurückführen.

Gegen Ende von Sargons Zeit wurde sein großer Palast, den er nördlich von Ninive am Fuße des Gebirges hatte erbauen lassen, fertig und (707) feierlich bezogen. Die Residenz war damit von Kalchi wegverlegt; war ja doch Sargon von der Partei, die ihre Stütze sonst in Assur gehabt hatte, auf den Thron gehoben worden. Da nun Assur selbst wegen seiner Lage als Regierungssitz nicht geeignet war, so gründete Sargon eine neue, eigne Residenz: Dur-Sharrukin, die „Sargonsburg" (Khorsabad), nach dem Muster seines sagenumwobnen Vorbilds Sargons von Agade, dessen Namen er doch wohl erst bei seinem Regierungsantritt angenommen hatte: „Sargon der Zweite" wurde er von seinen gesinnungstreuen Schreibern genannt. Die Inschriften und Skulpturen aus dem Palaste von Dur-Sharrukin — dem ersten, der (von Botta in den Jahren 1842—45) ausgegraben worden ist — sind die Hauptquelle für die Geschichte seiner Regierung. Sargons Tod fällt in das Jahr 705. Darüber haben wir keine nähere Nachricht; nur geht aus einer Mitteilung Sanheribs hervor, daß er ein gewaltsames Ende gefunden hat und „nicht in seinem Hause begraben wurde", d. h. ihm ist kein richtiges Begräbnis zu teil geworden. Das läßt sich kaum anders erklären, als daß er im Kampfe mit Barbaren gefallen ist, in ähnlicher Weise wie Kyros; und solche sind fast nur an der Nordgrenze seines Reichs nachweisbar in den indogermanischen Stämmen, den Kimmeriern und „Skythen". An diese denkt man daher zuerst. Das Lied Jesaja 14, 4—21, später auf den Tod eines Königs von Babylon gedeutet, ist wohl ursprünglich auf Sargons unerwarteten Tod gedichtet worden. Die darin zum Ausdrucke kommenden Hoffnungen blieben nicht ohne thatsächliche Wirkung: Palästina und Phönikien versuchten einen großen Aufstand.

Sanherib (704—681) war zunächst in Babylonien und mit einem Zug in den Zagros (702) beschäftigt; hier züchtigte er die Kashshu, einen Rest der alten Kassiten, der sich dort behauptet hatte, und die Jasubigalla. Dann wandte er sich (701) nach Palästina.

Hier bildeten hauptsächlich zwei Fürsten die Seele des Aufstands: Luli von Tyros und Hiskia von Juda. Der erstere war „König der Sidonier": er besaß Tyros und Sidon, mit einem Gebiete, das südlich von Beirut begann und sich bis nach Philistäa erstreckte; außerdem gehörte ihm der Osten von Kypern mit der wichtigsten Stadt Kition oder Kartchadast (Neustadt, Karthago). Daß der Westen der Insel in „ionischem" Besitze war und aus Feindschaft gegen die Phöniker es mit Assyrien hielt, hatten wir bereits (S. 67) gesehen. Man hatte dabei auch auf Merodach-Baladan gerechnet; der war aber schnell verjagt worden. Außerdem hatte man hier im Süden Versprechungen von den arabischen Fürsten erhalten: thatsächlich rückte später ein arabisches Hilfsheer an. Daß Hiskia hier der Führer des Aufstands war, geht daraus hervor, daß in dem philistäischen Ekron die assyrienfeindliche Partei den König Padi, der zu Assyrien hielt, stürzte und an Hiskia auslieferte. Das war die Sachlage, wie sie sich von 705 bis 702 entwickelt hatte.

Als Sanherib im Jahre 701 ausrückte und an der phönikischen Küste entlang zog (auch er ließ dabei am Nahr-el-Kelb bei Beirut sein Bildnis einhauen), da erwies sich wieder, daß jeder auf eine Vernichtung des gefürchteten Tyrannen durch andere Mächte gerechnet hatte: zu einem gemeinsamen Widerstande kam es kaum. Die Phönikerstaaten Arvad und Gebal zahlten Tribut; dasselbe thaten die südlichen Staaten, die philistäischen, sowie die Nachbarn von Juda: Ammon, Moab und Edom. Luli gab Sidon auf und floh nach Kypern, wo er bald darauf starb. Widerstand leisteten nur Tyros, das Sanherib vergeblich belagerte, und Hiskia. In Sidon setzte Sanherib einen neuen König ein, Ithobal, so daß das „sidonische" Reich damit wieder in seine zwei Bestandteile aufgelöst war. Dann zog er südlich nach Juda, wo Hiskia im Vertrauen auf die herannahende arabische Hilfe im Widerstande verharrte. Er eroberte Ekron, schlug das Entsatzheer, das aus arabischen Truppen der „Fürsten von Mußri und des Königs von Melucha" bestand, und nahm allmählich 46 feste Orte Judas ein. Dann rückte er vor die Hauptstadt und schloß sie von allen Seiten ein. Allein die Belagerten harrten, im Vertrauen auf die Unruhen, die in Babylonien ausbrechen sollten, aus: in der That mußte Sanherib abziehen, ohne Jerusalem selbst zu erobern. Die Selbständigkeit von Juda war — vorderhand noch — gerettet. Allerdings hatte Hiskia den größten Teil seines Gebiets eingebüßt; denn die eroberten Städte wurden an seine Nachbarn verteilt, und er selbst beeilte sich, sich wieder zu unterwerfen.

Nach der Zerstörung Babylons (689) konnte sich Sanherib wieder mehr dem Westen zuwenden. Inzwischen hatten einige kleine Kriege in Kappadokien (Chilakku) und in der von Sargon eingerichteten Provinz Kammanu stattgefunden; auch Landungsversuche von „Joniern" in Kilikien sollen zurückgewiesen worden sein. Größere Eroberungen sind hier nicht mehr gemacht worden, und eine Gebietserweiterung durch Einrichtung neuer Provinzen hat nicht stattgefunden. Tyros hatte sich im Jahre 701 gegen eine Belagerung glücklich verteidigt und seine Selbständigkeit behauptet. Die Hiskia zu Hilfe gezogenen Araber waren zwar zurückgeschlagen worden; allein sie zu züchtigen, hatte Sanherib nicht vermocht. Es scheint, als ob er jetzt einen Zug nach Nordwestarabien (Melucha) und gegen Ägypten unternommen habe. Auch in Jerusalem fürchtete man eine Züchtigung; doch wieder war das Glück günstig. Das assyrische Heer berührte das Land gar nicht; vielleicht ist es auf dem Marsche nach Ägypten in Arabien von einer

Pest oder durch die Ungunst des Klimas aufgerieben worden. Sanherib mußte mit Verlust seines Heeres nach Ninive zurückeilen. Dort ereilte ihn das Geschick so vieler orientalischen Könige: er wurde in einem Aufstande seiner Söhne ermordet.

b) Der Niedergang.

Sanheribs Regierung war nirgends erfolgreich gewesen. Er hatte zwar die babylonische Frage mit Gewalt lösen wollen und hier scheinbar den Erfolg davongetragen; aber selbst in Babylonien hat er von Elam mindestens ebensoviel Schläge erhalten wie ausgeteilt. So verwüsteten im Jahre 694, während sein Heer in Elam plündert, die Elamiten Nordbabylonien und nahmen seinen Sohn Assur-nadin-shum gefangen (vgl. oben, S. 29). Im Westen hat er, wenn wir ihn mit Tiglat-Pileser und Sargon vergleichen, entschieden Mißerfolge gehabt, da er weder Tyros noch Jerusalem zu nehmen vermochte. Irgend welche Provinzen von Bedeutung hat er weder im Osten gegen Medien, noch im Westen in Kleinasien gewonnen, wo gerade seine Vorgänger bedeutende Eroberungen gemacht hatten. Ganz besonders aber vermissen wir irgend welche Versuche, der von Norden her drohenden Gefahr entgegenzutreten: im Gebiete von Urarthu und Man breiteten sich die Indogermanen immer mehr aus.

Seine Mißerfolge erklären Sanheribs Ende. Er war als der Mann der „assyrischen" Militärpartei auf den Thron gekommen; und als er sein Heer verloren hatte, fiel er als ein Opfer der Gegenpartei, der „babylonischen". Innerhalb dieser müssen jedoch verschiedne Strömungen bestanden haben. Ihr eigentlicher und natürlicher Führer war offenbar Assarhaddon, der Babylonien verwaltete. Allein einer seiner Brüder muß gesucht haben, ihm in Assyrien zuvorzukommen; und dieser war wohl der Führer des Aufruhrs, worin Sanherib ermordet wurde, „als er anbetete im Tempel seines Gottes", wie die Bibel meldet. Gegen diesen wandte sich Assarhaddon und schlug das Heer der Aufständischen in der Melitene, wohin es sich im Vertrauen auf die Hilfe von Armenien, dem Todfeind Assyriens, zurückgezogen hatte. Damit war Assarhaddon König von Assyrien und Babylonien.

Daß er im Innern die der väterlichen entgegengesetzte Politik verfolgt hat, wissen wir: das nachhaltigste Werk seiner Regierung ist der Wiederaufbau Babylons gewesen. Die Wirkungen davon waren die, welche sie sein mußten: der babylonisch-mesopotamischen Kultur wurde dadurch noch einmal eine Blüte und die Herrschaft über Vorderasien gesichert — für den augenblicklichen Machthaber selbst, Assyrien, erwies sie sich als verhängnisvoll. Sonst ist Assarhaddon eine der modernem Empfinden eher sympathischen Gestalten in der assyrischen Geschichte. Wir lesen weniger von grausamen Strafen gegen Empörer. Und vor allem muß an seinem Hofe, was sicher mit seiner Vorliebe für Babylonien zusammenhing, Sinn für litterarische Bestrebungen geherrscht haben: Assurbanipal rühmt die litterarische Erziehung, die ihm zu teil wurde; ihr verdanken wir die Zusammenstellung seiner berühmten Bibliothek.

Eine wesentliche Erweiterung hat das assyrische Reich unter Assarhaddon, wie unter Sanherib und auch später, nicht mehr erfahren, abgesehen von der wertlosen Eroberung Ägyptens. Im wesentlichen führten Assarhaddons Kriege nur zur Erhaltung und völligen Sicherung des bereits Unterworfnen. An Aufstandsversuchen der Chaldäer hat es in Babylonien auch unter ihm nicht gefehlt; es blieb indessen bei Aufständen und kam nie zu der Anerkennung eines Fürsten. Im „Meerlande" machte ein Enkel Merodach-Baladans, Nabu-zir-kitti-lishir, den Versuch, sich Südbabyloniens zu bemächtigen, und drang bis Ur vor, mußte jedoch vor einem assyrischen Heere nach Elam flüchten; hier fand er aber, entgegen der alten Überlieferung, keine

Aufnahme, sondern wurde getötet. Sein Bruder Na'id-Marduk hielt es daher für geratner, aus diesem Zufluchtsorte lieber in die Höhle des Löwen selbst zu gehen, wurde von Assarhaddon zu Gnaden angenommen und mit dem „Meerlande" belehnt.

Zur Veranschaulichung der Zustände, welche die Zerstörung Babylons herbeigeführt hatten, und zur Charakterisierung der Chaldäer überhaupt, diente das Verfahren gegen Bit-Dakuri. Dieser Stamm hatte sich schleunigst in den Besitz des preisgegebnen Gebiets von Babylon gesetzt und auch das des benachbarten Borsippa dabei nicht verschmäht. Die Wiederherstellung Babylons machte es nötig, ihm das unrechtmäßig Angeeignete wieder abzunehmen; und das ging nicht ohne Gewalt ab. Der „König" Shamash-ibni wurde ab-, Nabu-usallim, aus einer andern Familie stammend, eingesetzt. In einer Verhandlung, die später unter Shamash-shumukin über die Besitz- und Rechtsverhältnisse von einigen im Gebiete von Bit-Dakuri gelegnen Dörfern stattgefunden hat, tritt dieser daher auch als Oberhaupt auf. Das Gebiet von Babylon und Borsippa wurde natürlich den Chaldäern wieder abgenommen.

Chumbachaldash von Elam hatte den flüchtigen Enkel Merodach-Baladans nicht aufgenommen, wie wir eben gesehen hatten. Trotzdem unternahm er im Jahre 674 einen Beute- und Plünderungszug nach Nordbabylonien bis Sippar, das schwer darunter zu leiden hatte. Assarhaddon vermochte ebensowenig wie Sargon und Sanherib diesen gefährlichen Gegner in seinem schwer zugänglichen Land aufzusuchen, sondern beschränkte sich darauf, sich des Gehorsams des an der elamitischen Grenze an der Tigrismündung ansässigen Stammes der Gambuli zu sichern und deren Häuptling in seiner dazu verstärkten Festung Shapi-Bel mit der Grenzwache zu betrauen: ein von den Staaten des Orients allezeit geübtes Verfahren. Mit dem Nachfolger von Chumbachaldash, seinem Bruder Urtaki, hat sich das Verhältnis Assarhaddons freundlicher gestaltet. Urtaki schickte die im Vorjahr aus Sippar weggeschleppten Götterbilder zurück und fand sogar bei Assarhaddon Unterstützung gelegentlich einer als Friedensstifterin wirkenden Hungersnot in Elam.

Im Westen hatte Tyros seit 701 in seinem Widerstande verharrt und dabei seit etwa 694 einen Rückhalt an Ägypten unter dem eroberungslustigen Kushiten Taharqa gefunden. Auch Sidon, das seinerzeit (vgl. oben, S. 68) durch Sanherib von Tyros getrennt worden war, empörte sich schon 678 unter dem neuen König Abd-milkot, dem Nachfolger Ithobals. Es wurde erobert und die alte (wie Tyros und Arvad) auf einer Insel gelegne Stadt mit ihren Nationalheiligtümern aller „Sidonier" zerstört. Auf dem Festlande wurde eine neue Stadt gebaut, die den Namen „Assarhaddonsburg" erhielt (in Wirklichkeit natürlich ebenfalls den Namen Sidon führte) und Sitz eines assyrischen Statthalters wurde. Sidon ist dann Provinz geblieben und hat erst in der Perserzeit wieder eigne Könige erhalten; die Stadt Assarhaddons ist der Kern des spätern Sidon geworden. Im Bündnisse mit Abd-milkot hatten Sanduarri von Kundi (vielleicht Kyinda: der alte Name der Festung des spätern Anchiale) und Sizu, ein kilikischer Fürst, gestanden. Nach dreijährigem Widerstande fielen seine Burgen in die Hände der Assyrer; und Sanduarris Haupt wurde fast gleichzeitig mit dem Abd-milkots nach Ninive gebracht.

Schwieriger war der Widerstand von Tyros zu besiegen. Die „Insel" Sidon muß dicht am Festlande gelegen haben; die Insel Tyros war schwieriger zu belagern und ist zum ersten Male von Alexander durch seinen berühmten Damm, der Tyros dann für immer mit dem Festlande verbunden hat, erobert worden (vgl. Band IV, S. 117). Als Assarhaddon gegen Ägypten zog, mußte er versuchen, auch Tyros zu nehmen, und belagerte es zu Lande, indem er das hier gelegne Ushu besetzte und durch Absperrungsschanzen den Inselbewohnern jeden Zutritt zum Wasser

unmöglich machte. Allein die Insel, die vom Meere freie Zufuhr hatte, harrte aus, bis aus Ägypten die Kunde von der Vertreibung Taharqas kam (670). Da hielt der König Ba'al jeden Widerstand für aussichtslos und erbot sich zur Tributzahlung. Seine Unterwerfung wurde dem Brauche gemäß unter der Bedingung der Erhaltung des augenblicklichen Besitzstands angenommen, d. h. er behielt nichts als die Inselstadt Tyros selbst, während aus dem von den Assyrern besetzten Gebiet auf dem Festland eine assyrische Provinz gebildet wurde.

In diesem Jahre (670) ist die Stele von Sendschirli (s. die Hauptfigur der Tafel „Das Denkmal des Königs Assarhaddon auf die Bezwingung Ägyptens" bei S. 201) errichtet worden, die uns Taharqa und Ba'al als Unterworfne vor Assarhaddon zeigt. Die Darstellung darauf war fertig, und die Inschrift sollte eben eingemeißelt werden; da war Taharqa plötzlich wieder nach Ägypten zurückgekommen und Ba'al, der ja kaum noch etwas zu verlieren hatte, wieder abgefallen. Man ließ daher das Ende der Inschrift, worin noch über Ba'als Unterwerfung berichtet werden sollte, lieber weg. Nachdem dann Taharqa zum zweiten Male vertrieben (668) und Tyros im ganzen fünf Jahre belagert worden war (673—668; die assyrischen Absperrungswerke waren in der Zwischenzeit kaum außer Wirksamkeit getreten), da unterwarf sich auch Ba'al wieder. Tyros, auch diesmal nicht erobert, behielt seine Selbständigkeit, wurde aber auf die kleine Insel beschränkt. Sein Gebiet auf dem Festlande wurde nicht zurückgegeben, sondern blieb unter assyrischer Verwaltung.

Der Besitz von allen Handelsplätzen an der syrischen Küste, namentlich von Gaza, dem Endpunkte der Karawanenstraßen, sowie von dem Durchgangsgebiet Edom brachte Assyrien in nahe Berührung mit den arabischen Stämmen, die diesen Überlandhandel betrieben. Bereits Tiglat-Pileser und Sargon hatten deren Huldigungen empfangen. Sanherib hatte darauf versucht, die Araber der Steppe zu unterwerfen, und einen Zug unternommen (vgl. oben, S. 68: sein Heer ging dabei zu Grunde), durch den er das dort bestehende „Königreich" Aribi niederwarf, die Hauptstadt eroberte und Königin nebst Göttern nach Assyrien brachte. Assarhaddon schickte diese, als man Gehorsam gelobte, zurück. Seine Heere haben dann noch mühsame und, wie es scheint, auch mit unausbleiblicher Ausschmückung erzählte Züge tief sowohl nach Westarabien (Melucha) als auch nach dem Osten (Jemama) ausgeführt; es sind wohl kaum Heere sonst so tief in das Innere von Arabien gedrungen, wenn es nicht die von Sargon und Naram-Sin bei ihren Eroberungen in Magan und Melucha gethan haben!

Unruhen gab es natürlich immer an der kilikisch-kappadokischen Grenze: Assarhaddon berichtet von einem Streifzug in das Gebiet der Du'a im Taurus, an Tabal anstoßend. Davon, daß Melid (Malatia) von einem Häuptlinge (wohl eines Tabal- oder ähnlichen Stammes) Mukallu erobert und dieser, im Vereine mit Ishkallu von Tabal, dem assyrischen Besitzstande gefährlich geworden ist, erzählen die assyrischen Inschriften natürlich nichts. Wir wissen es nur aus Orakelanfragen, die an den Sonnengott Shamash hierüber gerichtet worden sind. Gegen Kleinasien hin ist der assyrische Besitzstand also zurückgegangen.

Aus denselben Tafeln werden wir auch am besten über die große indogermanische Bewegung im Norden, in Armenien, aufgeklärt. Jetzt berichten nicht mehr, wie unter Sanherib, die Statthalter der Grenzprovinzen über Niederlagen, die Urarthu von den Kimmeriern erlitten hat; jetzt fragt man ängstlich beim Sonnengott an, ob die drohenden Feinde, die Kimmerier, Saparda, Ashkuza, Meder, die schon benachbarte Gebiete verheeren, die assyrischen Provinzen verschonen werden; man fragt, ob es den assyrischen Truppen gelingen wird, belagerte Plätze zu entsetzen oder bereits genommne wieder zu gewinnen. Das hört sich ganz anders an, als Sargons

Siegesberichte. Und wenn Assarhaddon von Siegen über Kimmerier und Ashkuza erzählt, so weiß er doch keine dadurch erreichten Erfolge zu berichten: das läßt immer schließen, daß solche Siege günstigsten Falls nur über streifende Scharen erfochten waren, wenn sie nicht überhaupt bloß in einem — Rückzuge bestanden hatten. Im großen und ganzen sieht man deutlich, daß Assyriens Macht hier im Schwinden begriffen ist. Man beginnt bereits mit diesen Barbaren auf dem Fuße der Gleichheit zu verkehren. Gegen die drohenden Kimmerier suchte und fand Assarhaddon Bundesgenossen in deren östlichen Nachbarn, den Ashkuza, deren König Bartatua sogar eine Tochter des Königs der Welt zur Frau erhielt. Wir werden diesen Ashkuza wieder als Bundesgenossen Assyriens in dessen letzten Tagen (vgl. S. 77) begegnen.

Auch mit den Zügen nach Medien, wo sich (nach dem Verschwinden der Namri und Parsua) immer mehr indogermanisches Wesen bemerkbar machte, hat es nicht viel auf sich. Gewiß war es nichts Schwieriges für ein geordnetes assyrisches Heer, einzelne Horden und Gaue zu vernichten, Gefangne und Beute nach Hause zu bringen. Aber die Züge bis zur „Salzwüste" im Südosten des Kaspischen Meers und bis an den Demavend haben keine dauernden Erfolge gehabt: neue Stämme drangen sofort nach, und wo eine Welle dieser Völkerflut weggeschöpft war, da schoben sich neue heran. Hier vollendete sich das Schicksal der altorientalischen Kultur trotz aller Siege und Phrasen unaufhaltsam, wenngleich man es dem Assyrerkönige nicht übelnehmen darf, wenn er nicht die ganze Größe der Gefahr erkannte und neue Einkünfte aus der Eroberung andrer Länder zu gewinnen suchte.

Einen Erfolg hat Assarhaddon zu verzeichnen, der bis dahin noch keinem Assyrer zu teil geworden war (ob einmal einem Babylonier vor dem Jahre 2000, darüber können erst künftige Funde Auskunft geben): er hat Ägypten erobert. Dabei folgte er gewiß dem Eroberungsbedürfnis Assyriens, das Beschäftigung und Beute für sein Söldnerheer brauchte, auf dessen Lanzenspitzen es nur noch ruhte. Außerdem wurde er aber auch von Erwägungen der Staatsklugheit getrieben.

Ägypten war ebenso wie die Euphratländer auf Palästina angewiesen. Wenn diese nötig die Hafenplätze am Mittelländischen Meere brauchten, so war es für Ägypten das nächstgelegne und am meisten versprechende Land, wenn es sich überhaupt ausdehnen wollte. Solange wir daher die Geschichte dieser Länder verfolgen können, ist Ägypten entweder im Besitze Palästinas oder sucht, es zurückzugewinnen. So hat es bei allen Aufständen gegen Assyrien seine Hand im Spiele, freilich meist ohne die versprochne Hilfe zu leisten. „Der zerbrochene Rohrstab, der dem, der sich darauf stützt, in die Hand fährt": dies Wort hat schon Jesaja auf die falschen ägyptischen Hilfeverheißungen gemünzt. Die ununterbrochnen Unruhen in Palästina ließen es aber geraten erscheinen, den Friedensstörer unschädlich zu machen; das hatte bereits Sanherib auf seinem letzten Zuge versucht, wo er sein Heer verloren hatte.

Assarhaddon nahm diesen Versuch um so mehr wieder auf, als durch den Äthiopen Taharqa, gegen den auch Sanheribs Zug gerichtet war, Ägypten wieder geeinigt worden und dieser unternehmungslustiger war als die letzten Pharaonen. Wir sahen bereits, daß er die Hand bei dem Aufstande von Tyros im Spiele hatte, der 673 ausbrach. Für dasselbe Jahr meldet uns die babylonische Chronik eine Niederlage der Assyrer in Ägypten: der erste Versuch, Taharqa in seinem Land aufzusuchen, war also fehlgeschlagen. Bereits 671 rückte jedoch ein neues Heer nach Ägypten, und diesem vermochte Taharqa nicht standzuhalten. Von Ischupri, wo der erste Kampf stattfand, bis nach Memphis drang das assyrische Heer unaufhaltsam in 15 Tagen vor. Fünfmal versuchte Taharqa Widerstand zu leisten und wurde selbst im Kampfe verwundet;

dann floh er nach Theben. Memphis wurde sofort im Anmarsch „in einem halben Tag" erobert. Die Familie Taharqas und reiche Schätze fielen dort in die Hände der Assyrer; 55 Königsstatuen wurden nach Ninive gebracht. Taharqa scheint auch in Theben sich nicht haben behaupten zu können. Sein Heer war zersprengt, und in Ägypten fand er als Fremder keinen Halt. So floh er nach „Kusch", d. h. Nubien, zurück und räumte Theben.

Der Assyrerkönig setzte in den einzelnen Gauen von Ägypten 22 „Könige" ein, die uns alle von seinem Sohn Assurbanipal aufgezählt werden. Jeder erhielt aber einen assyrischen Beamten als Aufseher und eine ganze Schar assyrischer Beamten zur Seite. Der südlichste genannte Gau ist Theben: man kann daraus ersehen, wie wenig weit die assyrische Herrschaft anerkannt war. Assarhaddon trägt demnach stark auf, wenn er sich nach diesem Erfolg als „König der Könige von Mußur (Unterägypten), Paturisi (Oberägypten) und Kusch" bezeichnet. Auch die Sendschirli-Stele, die ebenso wie ein am Nahr-el-Kelb bei Beirut eingemeißeltes Denkmal diesen Sieg verherrlicht, bringt mehr das Gewünschte als das Erreichte zum Ausdruck, indem sie Taharqa als Gefangnen darstellt, den Ring in den Lippen und auf den Knieen um Gnade vor Assarhaddon flehend (s. die Tafel „Das Denkmal des Königs Assarhaddon auf die Bezwingung Ägyptens" bei S. 201). Diese Herrlichkeit hat nur wenige Monate gedauert, dann war Taharqa wieder auf dem Plane. Der Äthiopier war eben kein Ägypter; und man sieht, daß er nur „geflohen" war, um ein neues Heer zu holen. Assarhaddon war mittlerweile wieder in Assyrien, wo ihm ein Aufstand, hinter dem sein Sohn Assurbanipal steckte, zu thun gab; das hat natürlich Taharqa gewußt. Da kam ein „Eilbote" nach Ninive und meldete, daß Taharqa das ganze Land von neuem besetzt habe und in Memphis wieder als König herrsche, die im Lande befindlichen Assyrer verjagt oder niedergemacht habe. Die Ägypter werden dieser „Herstellung geordneter Zustände" ebenso gleichmütig zugesehen haben, wie dieses an die Aussaugung seit Jahrtausenden gewöhnte Volk die vielen Herren vorher und nachher gleichmütig hingenommen hat.

Nachdem die innern Angelegenheiten in Assyrien geordnet, Assurbanipal und dessen Bruder Shamash-shum-ukin gekrönt waren (668), war das Heer wieder für Ägypten entbehrlich. Assarhaddon selbst brach dorthin auf; er war zu Hause überflüssig geworden und wohl selbst über das Wesen orientalischen Königtums genügend aufgeklärt, um einzusehen, daß für ihn nichts mehr übrig bleibe, als zu sterben. Das that er denn auch unterwegs (noch 668). Der Feldzug wurde dadurch unter der Regierung Assurbanipals zu Ende geführt und wird von diesem auch in solcher Weise erzählt: der Orient mit seinem Eltern- und Familienkultus hat keine Pietät für das Gedächtnis des Toten, sobald dieser einmal „in seinem Hause begraben" ist.

Die Ursachen, die zu der Krönung Assurbanipals geführt hatten, sind in ihrem Zusammenhange bereits berührt worden (vgl. oben, S. 30). Als Assarhaddon sein Werk krönen und in dem wiedererbauten Babylon sich oder seinen Sohn Shamash-shum-ukin, den Sohn einer Babylonierin, zum König ausrufen lassen wollte, da war die Zeit zum Handeln für die assyrische Partei gekommen. 669 „ließ der König viele Große in Assyrien töten", meldet die babylonische (!) Chronik; doch Assurbanipal berichtet, daß, als er zum Thronfolger und Mitregenten zu Anfang 668 ausgerufen wurde, er für die Großen „Fürsprache eingelegt" habe. Offenbar hatte Assarhaddon beabsichtigt, Shamash-shum-ukin zunächst zum Könige von Babylon krönen zu lassen, um ihm nach seinem Tode die Herrschaft überhaupt zu sichern. Das wurde nun verhindert: mit Assurbanipal siegte die assyrische Militär- und Adelspartei über die babylonischen Priester und Bürger. Unter Assurbanipals langer Regierung (668—626) feiert das

assyrische Militärwesen mit seinem aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Soldheere seine letzten Triumphe.

Der Erfolg des ägyptischen Feldzugs, auf dem Assarhaddon starb, war rasch und günstig. Bei Karpanit wurde das Heer, womit Taharqa Unterägypten verteidigen wollte, geschlagen; dieser gab Memphis preis und zog sich nach Theben zurück. In „einem Monat und zehn Tagen" rückte das assyrische Heer dorthin; Taharqa, welcher der Bevölkerung der Hauptstadt nicht sicher sein mochte, zog es vor, diese Stadt zu räumen, und verschanzte sich wohl weiter stromaufwärts auf beiden Seiten des Nils, augenscheinlich, um das Flußthal zu sperren. Das assyrische Heer drang nicht weiter als bis Theben vor, und Assurbanipal konnte wie sein Vater nur bis hierher die Gaukönige wieder einsetzen.

Noch im selben Jahr oder kurz darauf starb Taharqa, während er seine Verschanzungen hielt. Sein Nachfolger in Napata war Tanut-Ammon, der Sohn seiner Schwester; dieser ging sogleich wieder angriffsweise vor. Das assyrische Heer muß bereits Theben verlassen haben; auch das übrige Ägypten fiel dem Neffen Taharquas ohne Schwierigkeit zu. Nur in Memphis leistete die assyrische Besatzung Widerstand; sie belagernd, setzte sich Tanut-Ammon in dem nördlich davon gelegnen On (Heliopolis) fest. Wieder kam ein Eilbote mit der Kunde nach Ninive; und das assyrische Heer ging in Eilmärschen zum Entsatze der Belagerten ab. Tanut-Ammon gab daraufhin die Belagerung auf und räumte das Land bis Theben, wo er sich zu behaupten versuchte. Allein die Stadt wurde erobert (noch 667 oder 666) und die Äthiopier gezwungen, Ägypten zu räumen. Assurbanipal konnte seine Gaufürsten wieder einsetzen. Aber auch dieser Zustand hat nicht lange gedauert. Den ägyptischen Fürsten konnte die assyrische Herrschaft natürlich nur ein Mittel sein, um die Kuschiten loszuwerden. War das erreicht, so mußte ihr Sinnen darauf gehen, von dem nicht weniger lästigen Helfer gleichfalls loszukommen. Schon nach ein paar Jahren erklärte sich Psammetich, Nechos Sohn, dem Assurbanipal die Gaue Memphis und Sais gegeben hatte, unabhängig. Assyriens Heer war anderweit beschäftigt; und so war der ägyptischen Diplomatie ihr Plan gelungen: sie hatte mit Hilfe Assyriens die Kuschiten aus dem Lande gejagt und auch den richtigen Augenblick erfaßt, wo sie den Helfer um seinen Lohn bringen konnte.

Über gleich schnöden Undank beklagte sich der uneigennützige Assurbanipal gegenüber Gyges von Lydien (vgl. Bd. IV, S. 54). Die Kimmerier waren gerade um die Zeit seines Regierungsantritts angreifend gegen Lydien vorgegangen, hatten also den Halys überschritten. Da Assyrien es mit den Aschkuza gegen die Kimmerier hielt, so erbat Gyges Hilfe von Assurbanipal, dessen kilikische und kappadokische Besitzungen, die wohl an lydisches Gebiet stießen, schließlich ebenso bedroht waren. Assurbanipal half denn auch mit — einem Gebete zu Assur, das sich so kräftig erwies, daß in der That Gyges die gefürchteten Feinde besiegte. Er sandte von den Gefangnen zwei Häuptlinge in Fesseln nach Ninive, wo man die fremdartigen Barbaren, deren „Sprache kein Dolmetscher verstand", anstaunte. Damit glaubte aber der undankbare Lyder seiner Dankbarkeit genügt zu haben. Er schickte keine Gesandtschaften (und „Geschenke") mehr, und unterstützte sogar den Abfall Psammetichs, nicht durch Gebete, sondern durch Hilfstruppen. Diesem Frevel folgte auf Assurbanipals kräftiges Gebet hin denn auch bald die Strafe: einen neuen Angriff der Kimmerier vermochte Gyges nicht abzuwehren. Er fiel im Kampf, und Lydien wurde von den Kimmeriern überflutet. Gyges' Sohn (Assurbanipal nennt ihn nicht; Ardys heißt er bei Herodot) bot seine Unterwerfung an. Von thatkräftiger Hilfe meldet aber Assurbanipal auch jetzt noch nichts: die Lyder mußten sich selbst helfen. Erst in Kilikien,

also an der assyrischen Grenze, brach sich der Ansturm der Kimmerier, wenngleich es kaum scheint, als ob das mit ein Verdienst Assyriens gewesen wäre. Alles das hat 668 und in den nächsten Jahren stattgefunden.

Ebenfalls 668, nachdem Taharqa wieder Theben geräumt hatte, unterwarf sich Ba'al von Tyros endgültig. Er mußte sich damit abfinden, nur seine Inselstadt zu behalten (vgl. oben, S. 71). Auch der König von Arvad, Jakinlu, der wohl auf Taharqa gehofft hatte, zahlte nun wieder und schickte seine Söhne als Geiseln und Pagen an den Hof. Ebenfalls noch in die ersten Jahre Assurbanipals fällt ein Zug gegen das rebellische Man am Urumiyasee, in dessen Gebiete sich die Assyrien verbündeten Ashkuza breitmachten. Man kann sich die Ursachen, die den König Achsheri veranlaßt hatten, seine Tributzahlungen einzustellen, leicht denken. Die Ashkuza im Lande, die obendrein noch im Bündnisse mit dem Lehnsherrn standen — da mußte es schlecht um die Einkünfte stehen. Allein als das assyrische Heer anrückte, fiel Achsheri als Opfer eines Aufstands; und sein Sohn Ualli unterwarf sich den Assyrern.

In dieselbe Zeit etwa fallen Züge gegen ein paar medische Häuptlinge. So weit wie Assarhaddon und Sargon ist Assurbanipal hier aber nicht vorgerückt: dieses Gebiet war bereits von der großen Völkerflut überschwemmt.

Etwa um 660 oder etwas später kam es wieder einmal zum Kriege mit Elam; und zwar war auch jetzt wieder dieses der angreifende Teil. Die letzte Zeit, seit Assarhaddon, war mit Urtaki (S. 70) Friede gewesen. Jetzt suchte er sich wieder im Einverständnisse mit den Häuptlingen babylonischer Stämme, namentlich der Gambuli, in Babylonien festzusetzen und schickte dazu ein Heer ab. Assurbanipal scheint sein Heer nicht gleich bereit gehabt zu haben: erst als die Elamiten bis Babylon selbst vorgedrungen waren, schritt er ein und trieb sie über die Grenze zurück. Weiter ging er nicht. Noch immer blieb also Assyrien gegenüber Elam nach dem einen von so schlimmen Folgen begleiteten Vorstoße Sanheribs (vgl. oben, S. 29 und 69) in der Verteidigung. Urtaki starb bald darauf. Die Verwicklungen, die der Thronwechsel zur Folge hatte, führten zum Kriege mit Teumman, der gegen Nordbabylonien vorrückte, aber bereits bei Dur-ilu zur Umkehr gezwungen wurde (s. die Tafel „Schlacht Assurbanipals gegen Teumman von Elam" bei S. 104). Diesmal ging zum erstenmal ein assyrisches Heer durch die Zagrospässe nach Elam und bis vor die Mauern von Susa. Die (S. 20 und 21 erzählten) Erfolge des Kurigalzu und Nebukadnezars I. wurden damit wieder erneuert. Dieser Kampf (um 655) beschließt die Unternehmungen der ersten Hälfte von Assurbanipals Regierung.

Alle folgenden Kriege Assurbanipals hängen mit dem großen Aufstande Shamash-shum-ukins zusammen, der um 652 zu offnem Ausbruche kam (vgl. oben, S. 30). Das assyrische Heer bewährte bei dessen Niederwerfung seine Überlegenheit; aber der Anklang, den Shamash-shum-ukin überall gefunden hatte, die Hoffnungen, die in allen Teilen des Reichs an sein Unternehmen geknüpft worden waren, zeigten zugleich, daß dieses Reich nur durch den Zwang zusammengehalten wurde und ohne sein Söldnerheer unfehlbar verloren sein mußte. Gegen Babylon ist Assurbanipal zwar nicht wie Sanherib verfahren; doch als Vertreter der „assyrischen" Politik hat er sich sicher ähnlich verhalten wie Tiglat-Pileser und Salmanassar (vgl. S. 27). Rein äußerlich spricht sich das schon darin aus, daß er gerade wie jene die babylonische Königskrone selbst annahm und unter dem Namen Kandalanu dort regierte (647—626).

Die stärkste Unterstützung war Babylon während des Aufstands wieder von Elam geworden. Die Folge hiervon war eine Reihe von Kriegen, die endlich zur Eroberung von Susa und zur vollkommenen Vernichtung Elams führten. Erreicht hatte jedoch Assyrien, das gar keinen

Versuch machte, das eroberte Gebiet zu halten, damit nichts andres, als daß es den andrängenden Indogermanen das Nachbarland in die Hände spielte. Gerade wie in Urarthu, so hat es auch hier selbst den „Puffer" beseitigt, der es vor diesem Feinde schützen konnte. Der Vorgang der Vernichtung selbst, der uns Elam in fortwährenden Wirren zeigt, wird besser bei der elamitischen Geschichte verfolgt. In Babylonien selbst waren natürlich die verschiednen Stämme ebenfalls von Shamash-shum-ukin gewonnen worden; die Gambuli und Puqudu sowie einige Chaldäerstaaten wurden dafür gezüchtigt. Auch im „Meerlande" schloß sich die Niederwerfung des Urenkels Merodach-Baladans an und trug ihren Teil zu den Verwicklungen mit Elam bei (vgl. unten, S. 105).

Weiterhin ward durch den babylonischen Aufstand ein Plünderungszug nach Arabien veranlaßt. Die allezeit beutegierigen Beduinen hatten ein Hilfsheer nach Babylon geschickt, das dort freilich gänzlich aufgerieben worden war; da jedoch der Staat von „Aribi" eigentlich unter assyrischer Oberhoheit stand, so mußte der Abfall bestraft werden. Ein assyrisches Heer durchzog unter Plündern die Syrische Wüste, indem es im Halbkreise von Assyrien aus nach Damaskus zog (bald nach 648). Allein Ruhe scheint nicht lange geherrscht zu haben; denn der neu eingesetzte König von Aribi, Abijate, war bald wieder auffässig und mußte aufs neue gezüchtigt werden. Assurbanipals Berichte erzählen die Züge nach Arabien mit viel Schwung und noch mehr Unklarheit.

In Phönikien wurden um diese Zeit Ushu, die Tyros gegenüberliegende Festlandsstadt, und Akko gezüchtigt. Die „Provinz Tyros" (vgl. oben, S. 71) hatte also einen Aufstand versucht: das scheint der einzige praktische Erfolg gewesen zu sein, den die Aufforderungen von Shamash-shum-ukin im Westen gehabt hatten.

Der König von Urarthu, Sarduri III., suchte jetzt freiwillig die assyrische Oberhoheit nach: die Bedrängnis seitens der Indogermanen trieb ihn dazu. Das ist das Letzte, was uns Assurbanipal selbst aus seiner Regierungszeit berichtet.

c) Der Zusammenbruch.

Für die letzten Jahre der Regierung Assurbanipals sind wir ohne Nachrichten; es ist eine ziemlich lange Zeit: vielleicht 10—15 Jahre. Im allgemeinen darf man wohl nach seinen Siegen annehmen, daß er das Ansehen Assyriens behauptet hat. Das spricht sich auch in der Thatsache aus, daß er bis zu seinem Tode König von Babylon geblieben ist. Wie aber dieses Ansehen nur auf einem Mann und seinem Heere beruhte, das zeigte sich in dem schnellen Zusammenbruche, der dann erfolgen sollte.

Für uns ist Assurbanipal durch seine litterarische Liebhaberei wichtiger geworden als durch seine Siege, die seinen Namen, freilich unter falschem Bild als „Sardanapal", selbst in der klassischen Sage berühmt gemacht haben. Er ließ in seinem Palast in Ninive eine Bibliothek von Keilschrifttafeln aufstellen, auf denen Abschriften von allen babylonischen Litteraturwerken und alten Inschriften enthalten waren, derer man habhaft werden konnte. Dem geringen Reste, der davon bis jetzt ausgegraben ist, verdanken wir fast alles, was wir über babylonische Litteratur wissen, und viele andre wichtige Urkunden, deren Originale verloren sind. Steht Assurbanipal mit seinen Siegen durchaus nicht einzig da in Assyrien, so doch mit der Liebhaberei, solche Urkunden aufzeichnen zu lassen und selbst zu lesen, ein Zug, um dessenwillen man ihm fast verzeihen kann, daß er ein Assyrer war.

Noch zwei Könige hat Assyrien nach Assurbanipal gehabt: Assur-itil-ili und Sin-shar-ishkun, beide Brüder. Aus „ihrer" Regierungszeit ist uns nicht viel bekannt. Babylon war mit

Assurbanipals Tode verloren, nicht aber Babylonien, wovon einzelne Teile bis zuletzt behauptet worden sind. Wie lange jeder von beiden regiert hat, wissen wir nicht.

Nur über das Ende des Reichs sind wir jetzt einigermaßen unterrichtet. Der Chaldäer Nabopolassar konnte sich nicht, wie seine chaldäischen Vorgänger auf dem Throne Babylons, auf Elam stützen; denn Elam war nicht mehr. Dafür fand er aber einen mächtigern Bundesgenossen in dem Nachfolger Elams: die Meder. Assyrien seinerseits war seit Assarhaddon mit den Ashkuza verbunden, die als Nachbarn der Meder deren natürliche Gegner waren. Um 609 finden wir Nabopolassar im Besitze von Mesopotamien: er nennt sich „König der Welt" und rühmt sich seines Sieges über Shubari, die altertümliche Bezeichnung für Mesopotamien gebrauchend (vgl. oben, S. 49 und 31). Die Macht Assyriens muß damit schon gebrochen gewesen sein: bald darauf finden wir den Meder Kyaxares vor Ninive. Ein Entsatzheer der Ashkuza unter Madyas, dem Sohne des Bartatua, der Assarhaddons Tochter zur Frau erhalten hatte (vgl. oben, S. 72), rückte heran, wurde aber von Kyaxares geschlagen. Damit war das Schicksal von Ninive besiegelt; es fiel etwa im Jahre 607. Sin-shar-ishkun, der letzte König, soll sich selbst verbrannt haben — das Schicksal, das die Sage von Sardanapal berichtet. Die medischen Scharen besorgten das Geschäft des Plünderns und Verheerens viel gründlicher, als es ihrem Verbündeten lieb war; denn nicht nur Ninive, sondern alle Städte Assyriens und auch die Babyloniens, die noch zu Assyrien gehalten hatten, wurden gründlich ausgeplündert. Ninive ist seitdem nicht wieder aus seinen Trümmern erstanden: zum Glücke für uns, denn der Schutt hat uns die Überreste treu aufbewahrt, die einer spätern Zeit sonst als Baustoff gedient hätten.

Nabopolassar sah dem Treiben seiner Verbündeten mit sehr wenig Freude zu: waren es doch nun seine Länder, die sie ausplünderten. Aber merkwürdig — die Barbaren scheinen wirklich ihre Verträge gehalten zu haben: sie räumten das eroberte Land thatsächlich und hielten den Vertrag inne, wonach der Tigris die Grenze der beiderseitigen Provinzen sein sollte (siehe die Karte „Assyrien seit 745" bei S. 88). Ob das wirklich nur Mangel an Entwicklung diplomatischer Kunst war, oder ob, wie man eigentlich erwartet, irgend ein Zwang bei diesem Verhalten der Meder mitgespielt hat, muß noch dahingestellt bleiben; bis jetzt spricht jedoch kein Anzeichen für die letztere Möglichkeit. Damit war die neue Sachlage geschaffen: Medien besaß alles Land nördlich des Flußgebietes von Elam bis nach Kleinasien. Es gab wieder Könige von „Anzan und Sur", von denen die ältesten babylonischen Nachrichten melden (S. 11). Babylon erhielt Babylonien, Mesopotamien (Assyrien würde medisch geblieben sein), Syrien und Palästina.

Damit war das „assyrische Reich" aus der Geschichte verschwunden. Warum es unmöglich war, daß es zu einem Erhebungsversuche kam, hatten wir schon mehrfach angedeutet: Träger des „Reichs" waren nur ein Söldnerheer und eine Schar von Beamten. Ein assyrisches Volk gab es längst nicht mehr. In den Provinzen sah man gleichmütig zu, ob der Statthalter im Namen des Königs von Assur oder des Königs von Babylon erpreßte. Die einzige Regung dort war höchstens immer das Verlangen nach einem andern Herrn, erweckt durch die trügerische Hoffnung nach einer Verbesserung der Lage. Zum Handeln waren die Provinzen (Syrien und Palästina) längst nicht mehr fähig. Nur an vereinzelten Stellen, wie in Juda, kam es zu einem Widerstande, der natürlich vor einem größern Heere nicht bestehen konnte.

6. Rückblick auf die assyrisch-mesopotamische Kultur.

Einen wesentlich andern Charakter als Babylonien mit seinem heißen Klima trägt das Land weiter oberhalb an den Flüssen, Mesopotamien und Assyrien. Die Nähe des

Gebirges mildert die Hitze der großen Ebenen; und ein reichlicherer Regenfall, im Winter auch Schnee, stellt es etwa auf eine Stufe mit den wärmern europäischen Ländern. Die beiden großen Flüsse sind hier weit voneinander getrennt, auch meist von felsigen Ufern eingefaßt, so daß Kanalanlagen in dem Umfange der babylonischen von vornherein undenkbar sind. Kleinere Flüsse, besonders der Chabur und Balich in Mesopotamien, durchschneiden die Ebenen und schaffen ausgedehnte Fruchtländer; zwischen diesen liegen weite Steppen, die zu allen Zeiten den Nomaden willkommne Tummelplätze geboten haben, von denen aus sie gegen das mit blühenden Ortschaften besäte Kulturland vordrängten.

Solange keine in die vorassyrische Zeit hinaufreichenden Funde auf mesopotamischem Boden in größerem Umfange gemacht sein werden (vgl. S. 31), müssen wir natürlich darauf verzichten, die Eigenart der mesopotamischen Kultur in ihren Abweichungen von der babylonischen festzustellen; nur die verhältnismäßig kurze Zeit, wo Assyrien die Vorherrschaft hatte, können wir uns vergegenwärtigen. Wir hatten aber gesehen, daß die ältere Geschichte Assyriens für uns noch in ziemliches Dunkel gehüllt ist; und in erhöhtem Maße gilt dies für die innern Verhältnisse. Wir erfahren Ausführlicheres erst da, wo Assyrien anfängt zu erobern und sich über Vorderasien auszudehnen. Es tritt uns dabei in der Eigenart entgegen, die es zum Herrn der westasiatischen Kulturwelt gemacht hat; aber der Gang seiner Entwicklung von den Anfängen bis zu diesem Punkt ist noch nicht durch Urkunden bezeugt. Was wir daher nur einigermaßen feststellen können, ist die Art und Weise des herrschenden Assyriens.

Eine selbständige Kultur hat die Landschaft am linken Euphratufer oberhalb des untern Zab nicht entwickelt: sie ist in jeder Beziehung ein Anhängsel des babylonisch-mesopotamischen Kulturkreises. Die Herrschaft, die sie gegen Ende der weltgeschichtlichen Führerrolle jener Kultur ausgeübt hat, war rein politisch und durch Waffengewalt errungen; was uns daher in erster Hinsicht angeht, ist, das Wesen eben dieser Herrschaft festzustellen.

Wir müssen annehmen, daß Assyrien zur Zeit seiner ersten Ausdehnung im 14. und 13. vorchristlichen Jahrhundert (s. die Karte bei S. 10) noch eine frische, lebenskräftige Bevölkerung gehabt haben muß; und dazu ist ein zahlreicher Bauernstand Vorbedingung. Wie das gekommen ist, wissen wir nicht; die Thatsache geht aber daraus hervor, daß es damals Kolonien aussenden konnte: Solches kann nur geschehen, wenn ein kräftiger Bauernstand da ist. Anderseits liegt darin schon das Anzeichen, daß die Besitzverhältnisse an Grund und Boden nicht mehr zufriedenstellend sind, daß „Übervölkerung" eingetreten ist, oder richtiger ausgedrückt: daß die Verteilung von Grund und Boden nicht mehr in dem für eine friedliche Weiterentwicklung nötigen Verhältnisse steht.

Das spätere Assyrien eines Assurnasirpal und Salmanassar II. hat darum schon eine ganz andersartige Bevölkerung, zum Teile durch die aramäische Einwanderung mit beeinflußt. Zwar führt auch Assurnasirpal noch Kolonien in die wieder- oder neueroberten Länder. Aber wir werden kaum annehmen dürfen, daß es sich hier um überschüssige Volksmassen handelte, sondern es werden mehr Teile einer besitzlos gewordnen Bevölkerung gewesen sein, deren keine gesunde Entwicklung des Volks mehr entbehren konnte. Wir hatten gesehen (S. 47), daß nur einmal in einem besondern Fall erwähnt wird, Salmanassar II. habe „das Land" aufgeboten; sonst werden die Eroberungskriege Assyriens bereits mit einem stehenden Heere, d. h. einem Söldnerheere, geführt. Das beweist eine vollkommne Änderung der Grundlagen assyrischer Macht. Von jetzt an gibt es kein assyrisches Volk mehr, das sich erobernd ausdehnt, sondern nur noch einen militärischen Raubstaat, der mittels eines aus allen Ländern rekrutierten Heers die

Völker niederhält und ihnen die Mittel zu ihrer Niederhaltung abzwingt. Das assyrische Volk ist, soweit es überhaupt noch vorhanden ist, zurückgetreten hinter der auch hier zur Herrschaft gelangten Hierarchie einerseits und dem Königtume mit seinem Feudalanhang anderseits. Wir hatten in Tiglat-Pileſers III. Politik einen Versuch gesehen, die Existenz des Staats wieder auf eine breitere Grundlage zu stellen: dieser Versuch ist aber nicht gelungen. Und Sargons machtvolle Reaktion hat Assyriens Charakter wieder hergestellt und — seinen Untergang besiegelt.

Assyriens Macht beruht also auf seinem Heere. Dieses ist ein aus zusammengelaufnen Bestandteilen zusammengesetztes *Söldnerheer*, dessen Unterhaltung dem König obliegt, und für dessen Sold er zu sorgen hat. Damit ist der Anlaß zu immer neuen Eroberungs- oder Raubzügen gegeben; denn einmal verlangt ein solches Heer Beschäftigung und Beute, anderseits reichen erfahrungsgemäß im Oriente die Mittel zu seiner Unterhaltung nie aus, wenn sie nicht von eroberten Ländern erpreßt werden. Das Land befindet sich zum größten Teil im Besitz der Tempel- und Feudalherren, auch die größern Städte genießen Steuerfreiheit, und der unbedeutende, ausgepreßte Bauernstand kann natürlich die erforderlichen Mittel nicht aufbringen. So ist ein immerwährender Anreiz zu neuen *Eroberungszügen* schon durch die bloße Grundlage des Staatswesens gegeben. Diese hätte Assyrien auf der einmal beschrittnen Bahn selbst dann fortgedrängt, wenn keine reichen oder wenn weniger starke Nachbarn eine verlockende Beute gebildet hätten.

Assurnasirpals Regierung und der Anfang von Salmanassars II. Zeit bringen die Unterwerfung der neuentstandenen Aramäerstaaten Mesopotamiens. Im wesentlichen wird damit dieses alte Kulturgebiet unter assyrische Verwaltung gebracht; es wird fester Bestandteil des Reichs. Die *aramäische Bevölkerung*, d. h. Priesterschaft und Feudalherren, wird *mit der assyrischen gleichgestellt*. Assyrien im weitern Sinn umfaßt somit die Länder bis an den Euphrat als Westgrenze (s. die Karte bei S. 55). Die Vollziehung dieser Organisation ist das Hauptwerk der zweiten Epoche der assyrischen Geschichte. Dieses Ergebnis ist von Dauer geblieben bis zum Sturze des ganzen Staatswesens.

Das Hinübergreifen über den Euphrat bildet eine neue Entwicklungsstufe, die zwar unter Salmanassar II. und seinen Nachfolgern bereits begonnen wird, zu dauernden Ergebnissen aber erst im neuassyrischen Reiche seit Tiglat-Pileſer III. geführt hat. Erst unter diesem hat der größere Teil der *westeuphratensischen Landschaften* seine eigene Verwaltung verloren und ist zu assyrischen Provinzen gemacht worden. Hier aber hat man keine so sichern Erfolge erzielt. Denn hier handelte es sich um Staaten, die in Bevölkerung und Kultur doch trotz allem, was sie der gemeinsamen Mutter Kultur verdankten, eigenartig waren. Ihre *Verschmelzung mit Assyrien ist nie gelungen*. Hier übt auch der andere, kleinasiatische Kulturkreis seine Wirkung aus und errichtete eine, trotz aller politischen Gewaltstreiche nie ganz niedergeworfne Scheidewand zwischen links- und rechtseuphratensischer Kultur.

Das *Verfahren gegenüber zu unterwerfenden Staaten* ist dasselbe, das ähnliche Staatsgebilde, deren jüngstes in der Weltgeschichte wohl das türkische Reich ist, stets befolgt haben. Die unaufhörliche Beunruhigung des Kulturlands durch beute- und ländergierige Nomaden zwingen dazu, diese in eine Art Abhängigkeit zu bringen, um sich vor ihren Einfällen zu schützen. Die erste Stufe dieser Abhängigkeit ist die *Tributpflicht*, da eine vollkommne Unterwerfung und Einrichtung eigner Verwaltung bei solchen Stämmen unmöglich ist. Dasselbe Verfahren wird dann zunächst auch benachbarten Kulturstaaten gegenüber angewandt. Der König wird zur Tributzahlung aufgefordert; versteht er sich dazu, so behält er als Vasall des Assyrers die

vollkommen freie Verwaltung seines Landes. Außer der Tributzahlung ist er noch zur Heeresfolge verpflichtet. Eine Einmischung seines Lehnsherrn in die innere Verwaltung des Landes findet jedoch nicht statt.

Das bedeutet freilich, namentlich in Fällen, wo die Leistung hoch bemessen und das Land nicht leistungsfähig ist, oft nicht viel mehr, als daß der Fürst das Amt eines assyrischen Steuereinnehmers besorgt, auf dem die Verantwortung für den pünktlichen Eingang der Leistungen ruht. Selbst fühlt sich der Großkönig durchaus nicht verpflichtet, dem Vasallen durch Gewährung unbedingten Schutzes gegen Feinde die Ausführung seiner Verpflichtungen zu ermöglichen. Läßt dieser sich durch Anerbietungen und Bedrängungen eines Nachbarstaats zum Abfalle von Assyrien und zur Annahme der Lehnshoheit des Bedrängers verleiten, dann erscheint ein assyrisches Heer, um den „Abtrünnigen" zur Verantwortung zu ziehen, der vielleicht nur dem Zwange gehorcht hatte. Die Vasallenfürsten standen somit in der Regel zwischen zwei oder drei Feuern. Sie waren dem Großkönige verantwortlich; auf der andern Seite wurde das Volk, das die höhern Steuern aufbringen mußte, unzufrieden. So bildeten sich Parteien, die je nachdem Förderung ihrer Interessen von einem Anschluß an Assyrien oder an einen andern Großstaat erhofften. Wir haben in den Äußerungen der israelitischen Propheten gleichzeitige Zeugnisse solcher Parteibestrebungen. Wir sehen, wie zur Zeit eines Amos in Juda und Israel die Frage steht: Anschluß an Assyrien, wie ihn Ahas vertritt, oder an Damaskus und das arabische Mußri, wovor Amos warnt. Nach dem Falle von Damaskus kennt Hosea nur noch Assyrien und Mußri, ebenso Jesaja, bis dann seit Taharqas Auftreten eine ägyptische Partei der assyrischen entgegentritt. Zwischen diesen steht der König, meist in sehr mißlicher Lage, da ihn nur der Anschluß an die thatsächlich überlegne Großmacht retten kann. So können wir Hiskias Schwanken verfolgen, so aus der Wirksamkeit Jeremias die peinliche Lage der letzten Könige Judas erkennen, die, vor die Wahl gestellt: zwischen Nebukadnezar und den Pharaonen zu wählen, endlich von ihrem Geschick ereilt werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Verhältnis, das dem Vasallen nichts als drückende Verpflichtungen auferlegte, gelöst wurde, sobald eine Aussicht für das Gelingen des Abfalls vorhanden war, d. h. wenn man nicht ein sofortiges Einschreiten des assyrischen Heers befürchten mußte. Erschien dieses aber doch, so war, bei der militärischen Überlegenheit der Assyrer, meist das Schicksal des abtrünnigen Staats besiegelt. Gelang es nicht der assyrischen Partei, ihre Gegner zu stürzen und die Gnade des Großherrn durch Übernahme größerer Verpflichtungen zu erkaufen, sondern kam es zum Verzweiflungskampfe der Belagerten, so war Zerstörung der Stadt, Tod der Führer und Sklaverei der Bevölkerung das Los, das der Besiegten harrte. Es ist immerhin anzuerkennen, daß selbst in solchen Fällen nicht mit der Bestialität gehaust wurde, wie das in Kriegen des Mittelalters, beispielsweise in germanisch-slawischen Grenzkämpfen, geschehen ist. Die Strafe traf doch nur die Führer der feindlichen Partei und den verantwortlichen Fürsten, als Rebellen; wir können sogar sehen, daß z. B. bei der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar die Anhänger der Chaldäer in ihrem Besitze gelassen wurden.

War ein Staat vollkommen mit Waffengewalt erobert worden, so verfiel er der Einziehung: er verlor seine Selbständigkeit und wurde assyrische Provinz. Solange es sich dabei um die mesopotamischen Landschaften handelte, hatte das, wie wir gesehen hatten (S. 47), wegen Gleichartigkeit der Bevölkerung und der natürlichen Zusammengehörigkeit des Landes weniger Schwierigkeiten gemacht. Seitdem man aber in fremdartige Länder vordrang, wäre es kaum möglich gewesen, eine assyrische Verwaltung einer fremden Bevölkerung aufzuzwingen,

welche die Lebensfähigkeit ihrer Eigenart und ihrer Einrichtungen noch soeben durch den Aufstand bewiesen hatte. Das hätte bedeutet: die wenigen assyrischen Beamten dem sichern Tode beim nächsten Ausbruche der Unzufriedenheit preiszugeben. Auch wäre durch die Wegführung des größten Teils der Bevölkerung in die Sklaverei die neue Provinz zum mindesten um den beträchtlichern Teil ihrer Ertragsfähigkeit geschädigt worden.

So suchte man seit Tiglat-Pileser III., wo Assyrien selbst keine Kolonisten mehr abgeben konnte, diesen Übelständen durch *Verpflanzung der Bevölkerung* zu begegnen, indem man die Einwohnerschaften der an entgegengesetzten Seiten des Reichs gelegnen neu eroberten Provinzen miteinander austauschte. Bekannt sind aus der Bibel die Wegführung der Bevölkerung von Samaria nach Mesopotamien und Medien, die der Juden nach Babylonien, die Wiederergänzung der Bevölkerung Samarias mit Einwohnern babylonischer Städte durch Assurbanipal nach der Niederwerfung Shamash-shum-ukins. Solche Vertauschungen und Umsiedelungen werden in den Inschriften Tiglat-Pilesers III. und Sargons stereotyp erwähnt. Erreicht wurde dadurch außer der Wiederbevölkerung der Gebiete auch eine Gefügigkeit der neuen Ansiedler gegenüber der assyrischen Verwaltung. Vom heimischen Boden losgerissen, selbst aus verschiednen Bestandteilen zusammengesetzt, mit den Resten der ihnen fremdartigen alten Bevölkerung noch nicht verschmolzen, hatten die neu Angesiedelten keinen andern festen Anhalt, als die assyrischen Beamten. Die Stammes- und Standesorganisation, die sie in der Heimat aneinandergeknüpft und in Gegensatz zu den sie unterdrückenden Mächten gebracht hatte, war gelöst, und sie waren zunächst der neuen Obrigkeit gegenüber widerstandslos.

So hätte eine wirklich kultur- und entwicklungsfähige Verwaltung in diesen Gründungen der beiden großen Organisatoren Assyriens wohl einen Stoff gehabt, aus dem eine neue Bevölkerung hervorgehen konnte, deren Interessen mit dem Bestande des assyrischen Reichs untrennbar verbunden waren. Allein die Verwaltungskünste eines militärisch-hierarchisch organisierten Raubstaats sind nicht geeignet, dauernde Kulturwerke hervorzubringen. Assyrien wollte aus den neuen Provinzen nur herausnehmen und konnte ihnen nichts geben. Das Endziel assyrischer Verwaltung ist schließlich die *Bereicherung der Verwaltungsbeamten* vom untersten Steuereinzieher bis zum Statthalter; einer ist dem andern tributpflichtig: schließlich muß der Statthalter wieder dem Hofe zahlen. Was daher eine Provinz „empfing", wenn das überhaupt der Fall war, stand in keinem Verhältnisse zu dem, was aus ihr genommen wurde. Das Ende davon konnte überall nur Verarmung und Verödung sein. Nachdem das Mutterland infolge einer ungerechten Verteilung von Boden und Besitz nicht mehr lebensfähig war, sondern vom Aussaugen der unterworfnen Staaten lebte, mußte die Übertragung seiner Verwaltungskünste auf diese denselben Erfolg haben.

Gewährte Assyrien schon seinen Vasallenstaaten keine entsprechenden Gegenleistungen für die ihnen auferlegten Lasten, so hat es seine Verpflichtungen gegen die neu erworbnen Provinzen ebensowenig vom Standpunkte des do ut des aufgefaßt. Der *Statthalter* (shaknu), der eine Provinz regierte, war auch nicht viel anders als der frühere Landesfürst, nur daß die Verwaltung, die früher in den Händen der Volksgenossen der Unterworfnen gelegen hatte, jetzt eben in den Händen von assyrischen Beamten war. Die materielle Lage des Volks wurde dadurch kaum wesentlich beeinflußt: man braucht nicht anzunehmen, daß die assyrischen Herren mehr aus den Untergebnen herausgepreßt hätten, als die frühern einheimischen; wenigstens da, wo es sich um alte Kulturstaaten handelte, war das wohl oft kaum möglich. Der Statthalter, der an die Stelle des Lehnsfürsten getreten war, hatte dessen gesamte Rechte und Verpflichtungen

übernommen. Seine Verwaltung bot insofern dem Großkönig eine größere Sicherheit, als jener in dem ihm noch fremden Land auf den Rückhalt, den ihm Assyrien bot, angewiesen war, während der einheimische Fürst im Gegenteile durch Überlieferung und Stammesgefühl davon abgestoßen wurde. Sonst war aber die Lage beider ganz dieselbe. Der shaknu mußte die Bedürfnisse seiner Provinz aus deren Einkünften selbst decken und seinen Verpflichtungen gegenüber dem Hofe nachkommen. Zu Heereszügen hatte er eine Truppenabteilung zu stellen, die er aus den Mitteln seiner Provinz erhalten mußte; für die Sicherheit seines Gebiets mußte er aber, wenn deren Verlust dem Reiche nicht ernstlich drohte, in erster Linie selbst Mittel und Truppen aufbringen. Der König hat ein eignes Heer, „das königliche Heer", für dessen Unterhalt er zu sorgen hat, wobei er bemüht ist, diesen möglichst auf seine Beamten abzuwälzen — der Statthalter hat daneben das seinige, das für die Sicherheit der Provinz zu wachen hat, und wovon im Kriegsfall ein Anteil zum königlichen zu stellen ist. Die Stellung des Statthalters ist also sehr selbständig. Daß für ihn die Verlockung nahe lag, durch Übergang zu einem neuen Eroberer oder in Zeiten des Verfalls durch Selbständigmachen seinen Vorteil wo anders als bei Assyrien zu suchen, liegt auf der Hand.

Wenn daher das assyrische „Reich", das keine einheitliche Bevölkerung hatte, und dessen Verwaltung die einzelnen Reichsteile durchaus nicht auf den gegenseitigen Zusammenhalt anwies, nach dem Falle Ninives spurlos, ohne einen Versuch der Wiederaufrichtung verschwunden ist, so ist das gar nicht wunderbar. Was es zusammenhielt, war ein Söldnerheer und eine Beamtenschaft: mit deren Vernichtung war auch das Reich dahin. Daß sich niemand dafür erhob, um beide Einrichtungen, die den Unterthanen nichts geboten hatten als die Aussaugung, wieder ins Leben zu rufen, ist leicht zu begreifen.

Das Heer, mit dem Assyrien den vorderen Orient unterworfen hat, ist ein Söldnerheer gewesen. Wie bei allen Söldnerheeren ist man in der Rekrutierung nicht wählerisch: es wird genommen, was man erhalten kann. Wir können ohne weiteres annehmen, daß dabei in erster Linie die angrenzenden Barbarenländer das Menschenmaterial geliefert haben, wie die Germanen für das spätere Rom, die Normannen und Engländer für Byzanz ꝛc. Wird ein Staat unterworfen, so steckt in der Regel der König einen Teil des besiegten Heers unter seine Truppen. Das geht besonders dort an, wo, wie in den syrischen Staaten, ebenfalls die Einrichtung des Söldnerwesens als bereits vorhanden anzunehmen ist.

Unter den Truppengattungen ist der Streitwagen die schwerste, gefürchtetste und vornehmste Waffe (der König im Kampf ist stets auf dem Streitwagen dargestellt). Sie sind aus Abbildungen (s. die Tafel bei S. 104) genügend bekannt: mit zwei Pferden bespannt, mit einem Wagenlenker und einem Kämpfer besetzt. Wo diese Kampfweise ihren Ursprung hat, ist noch unklar: aus dem Babylonien der ältesten Zeit wissen wir über Heerwesen noch nichts, als was uns die Geierstele lehrt, die zur Zeit der Lagashkönige eine geschlossene Phalanx mit Schild und Lanze als Hauptwaffe zu erweisen scheint (s. die Tafel bei S. 12). Eng zusammen hängt das mit der Frage nach der Zeit der Bekanntschaft mit dem Pferd und dessen Herkunft. In dem Babylonien um 3000 ist es nicht nachweisbar (was allerdings bei der Geringfügigkeit unserer Quellen noch nicht unumstößlich feststeht); in der Kassitenzeit spielen Pferde und Streitwagen gerade wie im gleichzeitigen Ägypten eine Hauptrolle. Sind sie durch die „kanaanäische" Einwanderung eingeführt worden; oder sind Einflüsse von Norden her durch „hethitische" und dergleichen Eroberungen maßgebend gewesen? Jedenfalls lehrt das griechische Epos, daß

Kleinasien in einer Zeit, die etwa der letzten Periode des assyrischen Reichs entspricht, ebenfalls im Streitwagen die Hauptwaffe besessen hat.

Bedeutungslos ist dem gegenüber die Reiterei. Zieht im Streitwagen der Adel zu Felde, so scheint die Reiterei, die nie allzu zahlreich ist, in der Zeit, die wir näher kennen, nur eine gering geachtete Waffengattung zu sein: sie wurde wohl nur zum Plänkeln und zur Verfolgung benutzt. Das Reiten ohne ordentlichen Sattel und ohne Steigbügel konnte keine kampffähige Truppe aufkommen lassen. Die Hauptkraft liegt in den Schwerbewaffneten, die mit Lanze und kurzem Schwerte bewehrt, mit Schild, Harnisch und Helm gedeckt sind. Ihnen zur Seite stehen die Bogenschützen als leichte Waffengattung.

Das Belagerungswesen ist den zahlreichen Kriegen entsprechend ausgebildet. Die gewöhnliche Befestigung widersteht den assyrischen Angriffen in der Regel nicht lange. Es wird ein Damm (der agger der Römer) bis an die Stadtmauern geführt, auf dem die schweren Widder herangeführt werden können, deren Stoß der Backsteinbau nicht lange widersteht. Festern Bauwerken gegenüber freilich versagt diese Kunst: Damaskus mit seinen Steinmauern vermag Salmanasser II. nicht zu nehmen; und ob Tiglat-Pileser III. es erstürmt hat, wissen wir noch nicht. Vor Tyros, das zum ersten Male Alexander genommen hat, versuchte man es mit der Absperrung vom Land und vom Wasser durch Errichtung eines Schanzenwerks, ohne jedoch mangels ausreichender Seemacht etwas zu erreichen.

Die Bewaffnung des Heers ist natürlich Sache des zum Unterhalt Verpflichteten, also des Königs oder Statthalters. Zum Palastbau, der die Krönung einer assyrischen Regierung bildet, gehört auch die Errichtung eines Zeughauses, das mit Waffen vollgestopft sein muß. Der Unterhalt scheint nicht durch Auszahlung eines Lohns in Geld, mit Deckung aus einer bestimmten Steuer oder aus dem Gesamteinkommen des Königs, erfolgt zu sein, sondern läßt die Art seiner geschichtlichen Herkunft noch erkennen. Ursprünglich ruht die Waffenpflicht auf dem Besitz an Grund und Boden. Hat sie sich für den adligen Lehnsmann so erhalten, so ist sie mit dem Verkommen des Bauernstands und bei dessen Unfähigkeit, Kriegsdienste zu leisten, durch eine Steuer ersetzt worden: ein Wehrgeld oder militare, das nunmehr der Hufenbesitzer statt eigner Dienste zu leisten hat. Dieses wird den Söldnern zugewiesen; und zwar erhält, wie es (nach Kohler-Peiser) scheint, der einzelne Söldner seinen Bauer, der ihm seine Steuer zu zahlen hat. Größere Grundstücke dürften entsprechend größere Lasten zu tragen gehabt haben; vermutlich sind später dann auch andere Einkommenquellen als Grund und Boden in ähnlicher Weise belastet worden. Der König sucht, wenn er nicht ausreichend für das Heer sorgen kann, Truppenteile hohen Beamten aufzuhalsen, die natürlich nicht gewillt sind, des Königs Truppen als eigne zu bezahlen; dadurch können dann allerhand ergötzliche Janitscharenunruhen entstehen. Man kann auch in den Zeiten der Blüte schon Anzeichen feststellen, die das im kleinen erkennen lassen, was im großen eintreten mußte, wenn einmal das rings eingeschlossene und auf sein altes Gebiet angewiesne Assur keine Provinzen mehr aussaugen und plündern konnte.

Die verhältnismäßig gründlichsten und ergiebigsten Ausgrabungen sind bis jetzt in Assyrien vorgenommen worden. Wir sind daher über manche Dinge hier besser unterrichtet als in Babylonien. In erster Linie mag das von dem Bauwesen und der darstellenden Kunst gelten, von denen bedeutendere Erzeugnisse in den Palästen von Nimrud (Kalchi) und Kuyundshik (Ninive) bloßgelegt worden sind. Sie lehren uns die assyrische Bau- und Bildhauerkunst des 9. vorchristlichen Jahrhunderts kennen: Assurnasirpal in Kalchi, und die des 8. Jahrhunderts:

Tiglat-Pileser III. in Kalchi, Sargon in Dur-Sharrukin, Sanherib und Assurbanipal in Ninive, Assarhaddon in Kalchi.

Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung des Orients, daß ein mächtiger und reicher Herrscher die Befriedigung seines Stolzes in der Errichtung großartiger Bauten, in erster Linie eines für ihn selbst bestimmten Palastes findet. Außer dem reinen Verlangen nach einer prächtigen, seine Macht auch äußerlich zum Ausdruck bringenden Behausung mag darin ein Stück Cäsarenwahnsinn liegen. Außerdem spielen jedoch bei Verlegung der Residenzen offenbar politische Gründe mit. Endlich ist auch der Wunsch begreiflich, eine Begräbnisstätte für sich und die Familie zu haben; denn im Schutze der Hausgötter zu ruhen wie zu leben, ist nötig, wenn nicht der Totenschatten unruhig und ohne Heim herumirren soll.

Wir waren uns darüber klar geworden, daß von einer assyrischen Kultur nicht gesprochen werden darf, sondern daß alles, was wir hier von Babylonien Abweichendes finden, mehr als mesopotamisch anzusehen sein wird. Freilich liegen uns aus der vorassyrischen Zeit noch keine andern mesopotamischen Kunstdenkmäler vor als die Skulpturen von Arban (S. 44 und 84); diese kennzeichnen sich sofort als eine Vorstufe der assyrischen Kunst. Selbst in Harran, wo Ort und Stelle alter Ruinen durch einige zu Tage liegende Reste erkennbar zu sein scheinen, ist bis jetzt eine Nachforschung nicht ermöglicht worden. Was es mit der hier von mehreren gesehnen Löwenstatue auf sich hat, muß dahingestellt bleiben. Vermutlich wird sie der Assyrerzeit angehören; denn Salmanassar II. und Assurbanipal (danach noch Nabunaid) haben das uralte Sinheiligtum neu ausgebaut, und es ist nicht gut denkbar, daß Denkmäler älterer Zeit in höhern Erdschichten zu finden seien. Wie aber Mesopotamiens Geschichte nach dem rechten Euphratufer: nach Syrien und nach Kleinasien, hineinweist, wie die Zusammenfassung dieser Länder durch die Babylonier unter dem Namen Suri (vgl. oben, S. 11) ihre Zusammengehörigkeit in langen Zeiträumen belegt, so wird auch die mesopotamische Kultur einst im Lichte der Kulturen zu betrachten sein, die an sie westlich vom Euphrat angeknüpft haben. Auch hier stehen wir noch einem großen Nichts gegenüber. Günstigsten Falls könnten die ältesten Skulpturen von Sendschirli einer Zeit angehören, die zwischen Mesopotamien und Syrien Vergleiche der hier in Betracht kommenden ältesten Zeiten zulassen; doch sind auch die barbarischen Erzeugnisse zum mindesten in Zeiten entstanden, die auf eine vollkommne Vernichtung der ältesten Kultur gefolgt waren.

Was wir also aus Mesopotamien und Assyrien von Kunstdenkmälern kennen, ist jung: es steht am Ende der gesamten mehrtausendjährigen Entwicklung, die manches Auf und Nieder gesehen hat. Aber auch da noch läßt sich der babylonische Ursprung erkennen: das Material der Riesenbauten ist derselbe Backstein, den bereits das alte Babylonien verwendet hatte. Steinblock und Steinsäule kennt auch Assyrien nicht, trotzdem daß ihm die Nähe der Gebirge wohl Stoff dazu geliefert hätte. Man baut auch hier nach babylonischem Muster mit Lehmsteinen und verwendet zu Trägern die aus Amanos und Libanon geholten Zedernstämme. Für das Material zu den Skulpturen ist man freilich günstiger gestellt als Babylonien, wo Gudea die Steine zu seinen Statuen aus Arabien und Palästina holen lassen mußte. Das Gebirge nördlich von Ninive lieferte die Marmor- und Alabasterarten, womit man die Backsteinbauten verkleiden konnte; und daß bereits eine vorassyrische Zeit die Stierkolosse kannte, welche Thür und Thor von Palast und Stadt hüteten, beweisen die Kolosse von Arban. Gleichartige Kunstwerke hat Babylonien bis jetzt noch nicht geliefert; allerdings ist das argumentum ex silentio bei der Art unserer Kenntnisse bedenklich.

Das reichlich zugängliche Verkleidungsmaterial und die Leichtigkeit, womit der weiche Alabaster bearbeitet werden kann, hat den assyrischen Bauten ihren Stempel aufgedrückt. Wo wir uns in Babylonien den glasierten, gemusterten und mit Darstellungen versehnen Ziegel zu denken hätten, bedecken hier die Wände des Palastes Alabasterplatten mit Darstellungen der Thaten seines Erbauers in Schrift und Bild. In der Regel laufen ringsum an den Wänden ein oder zwei Reihen bildliche Darstellungen und Annaleninschriften des betreffenden Königs. Diese Inschriften bilden einen wichtigen Teil unserer Quellen. Die Skulpturen sind bis jetzt die einzige in Betracht kommende und so nötige Illustration zu dem, was aus Inschriften kaum je zu entnehmen wäre. Unähnlich der Freude des Ägypters an Bildern aus dem häuslichen Leben (freilich Gräber und Bauten von Nichtfürsten haben wir hier nicht) zeigen diese Denkmäler nur Dinge, die eines Königs von Assur würdig sind. Zu neun Zehnteln gelten sie der Verherrlichung der Kriegszüge und zu einem Zehntel der Bauten des Königs; etwas anderes kennt ein König von Assur kaum. Erst die hochentwickelte Technik der allerletzten Zeit unter Assurbanipal versucht sich auch einmal an etwas anderem; dennoch bilden Darstellungen, wie die des im Grünen mit der Gattin schmausenden Herrschers, Ausnahmen, die unter den langen Reihen von Kriegsszenen verschwinden. Da sieht man den König zu Streitwagen ausziehen, man sieht das Lagerleben, die Schlacht, die Verfolgung der Feinde, die Eroberung der Städte. Jeder Feldzug wird einzeln dargestellt, und die einzelnen Szenen werden durch Beischriften erläutert (s. die Tafel „Die Schlacht Assurbanipals gegen Teumman von Elam" bei S. 104). Daneben kommt dann auch noch die Verherrlichung der Bauthätigkeit des Königs zu ihrem Rechte, die nur durch Beschäftigung einer ungeheuren Menschenmenge bewirkte Aufschüttung der Terrassen, worauf die Paläste zu stehen kommen, der Transport der auf Rollen bewegten und an Seilen gezognen Steinkolosse mit Hilfe von Hebeln; aber vom häuslichen Leben erfahren wir nichts. In Assyrien ist nur das Heer und seine Thätigkeit ein würdiger Gegenstand für die Betrachtung des Königs; selbst die Götter treten zurück, und zwar je jünger die Zeit, desto mehr. Wenn wir daneben verstreute Einzelheiten aus dem Leben des Nichtkriegers erfahren, so geschieht das nur insofern, als diese zufällig mit dem Kriegs- oder Bauleben zusammenhängen. Ein paar Genrebildchen aus dem Lagerleben können hierher gerechnet werden und etwa die Einblicke, die uns die Darstellung der Bauthätigkeit vom Leben der dabei benutzten Sklaven und von der Technik gewährt. Wie große Lasten bewegt werden, sahen wir bereits: die Erde wird in Körben auf dem Rücken von langen Sklavenreihen getragen; hinter je sechs bis sieben geht ein Treiber, der den Stock auf dem Rücken des Säumigen tanzen läßt.

Die Kunst zeigt eine vorgeschrittne, namentlich auf die Ausführung der Kleinigkeiten bedachte Entwicklung. Man kann von den Bildhauerarbeiten aus dem Palast Assurnasirpals bis zu denen des neuassyrischen Reichs den Fortschritt genau verfolgen. Während jene noch verhältnismäßig steife Gestalten zeigen und namentlich zur Darstellung größerer Massen im Gefechte noch nicht fähig sind, macht sich später eine immer größere Freiheit und Mannigfaltigkeit in Auffassung und Ausführung geltend. Assurbanipals Schlachtenbilder (s. die ebenerwähnte Tafel „Die Schlacht Assurbanipals" bei S. 104) zeigen den Gipfel assyrischen Könnens. So stellt uns die Kunstepoche, die wir hier kennen, ein getreues Abbild des entsprechenden Alters der assyrischen Geschichte dar. Mit der Macht und dem zusammengeraubten Reichtume wächst im gleichen Verhältnisse diese königlich assyrische Kunst — von einer anderen wissen wir nichts. Ob es eine für breitere Schichten der Bevölkerung gegeben hat, und ob diese irgend welchen Anteil an dieser Entwicklung gehabt haben, muß dahingestellt bleiben. Wenn fremde

Söldner die assyrischen Schlachten schlugen, phönikische Zimmerleute die Schiffe bauten, so werden auch die Künstler aus allen Ländern zusammengeholt worden sein. Der Ausdruck assyrische Kunst gilt daher nur in demselben beschränkten Sinne, wie man von einem assyrischen Volke reden oder nicht reden kann (vgl. oben, S. 65).

Es fehlen noch alle Mittel, um die Entwicklung festzustellen, die durch fast zwei Jahrtausende von den Kunstwerken von Telloh (vgl. oben, S. 8 und 12) zu dieser assyrischen Kunst führen. Zweifellos stehen jene auf einer höhern Stufe, wenn nicht der Ausführung, so der Auffassung. Wenn es zum Wesen der Kunst gehört, einem Ideal nachzustreben, so sind vielleicht die Statuen eines Gudea (vgl. S. 12) aus einer Auffassung hervorgegangen, die sich zu einer dem griechischen Können gleichartigen Kunst hätte durchringen können. Wir sind nicht im stande zu sagen, ob wir es hier mit einem Reste bereits verloren gehenden sumerischen Erbes zu thun haben, oder ob die „babylonischen Semiten", als deren Werk wir sie ansehen müssen, so ganz anders geartet gewesen sind als ihre später nachrückenden Brüder. Das erstere ist von vornherein die einleuchtendere Erwägung; aber zur Entscheidung fehlt uns noch alles. Wir haben hier genau dieselbe Erscheinung wie in Ägypten nach dem alten Reiche. Ist die stereotypisierende steife Kunst der spätern Zeit ein Erzeugnis des semitischen Geistes, der durch die „kanaanäische" Einwanderung zur Geltung kam und in beiden Ländern die Keime zu freierer Entwicklung vernichtete, die sich noch von der ältern Bevölkerung her erhalten hatte? Das eine ist jedenfalls klar: das Ahnen und Hinsteuern auf ein Schönheitsideal, das — als Rest oder der Anfang einer Entwicklung — in den Kunstwerken von Lagash zu erkennen ist, ist aufgegeben worden zu gunsten eines steifen, nur eine genaue Kopie des Äußerlichkeiten erstrebenden Kunsthandwerks. Man möchte das um so mehr als ein Erzeugnis semitischer Art ansehen, als sich derselbe Geist in allem, was wir von semitischem Wesen kennen, ausspricht. Es ist der vollkommne Mangel an der Phantasie, die von einer schönern Welt zu träumen vermag. Was der Semit dichtet, ist eine Vergrößerung und Verstärkung der realen Welt: alle Herrlichkeiten der Umgebung ins Gigantische vergrößert und verzerrt, das ist alles, was er zu träumen vermag. Er ist ein Kind geblieben, dessen Vorstellung in der maßlosen Häufung materiellen Genusses das Höchste erblickt und von der geistigen Befriedigung, den Herrlichkeiten des Lebens in einer andern schönern Welt nichts ahnt.

Die Ursache, warum die assyrisch-babylonische Kunst trotz aller Feinheit der Technik nie zu einer Idealisierung fortschreiten konnte, hat man darin zu finden geglaubt, daß sie nicht den nackten menschlichen Körper zum Gegenstande genommen habe. Das ist von vornherein nicht ganz richtig: thatsächlich besitzen wir kleinere babylonische Istar- (Venus-) Statuetten und den Torso einer großen weiblichen (vermutlich ebenfalls Istar-) Statue aus der Zeit des Assyrerkönigs Assur-bel-kala (S. 53). Es ist umgekehrt semitischer Geist, der sich darin ausspricht, daß er im nackten menschlichen Körper etwas Niedriges erblickt. Auch das ist wieder eine Bethätigung unreifen, kindlichen Geistes, über den sich der Semit auch in der Theorie niemals erhoben hat. Die Herrlichkeit dieser Welt kommt zum äußern Ausdruck in dem Behängen mit kostbaren Stoffen: über diese Welt vermag sich seine Phantasie nicht zu erheben; darum stellt er seine Schönheitsideale mit unendlich feiner Wiedergabe der Kostbarkeit des Gewandes dar. Es ist das Kind, das nichts Herrlicheres kennt, als „König" zu werden, und dem das doppelte Maß Zucker begehrenswerter erscheint, als das richtige.

Es ist derselbe kindliche Geist, der in seiner Ehrfurcht vor dem Alten und Ererbten dieses festhält und aus Hängen am Alten den Anforderungen der Gegenwart nicht gerecht wird.

Die Kunst, namentlich soweit sie Götter zur Darstellung bringt (und das gibt getreulich das Wesen der Religion wieder), muß ehrwürdige Gestalten nach altererbter Weise darstellen. Das hat zur Folge, daß auch die entwickelte Technik der Assyrerzeit Götterstatuen schafft, die ihre Herkunft von der alten rohen Steinsäule, wie sie der Nomade verehrte, noch deutlich erkennen lassen. Ebenso ist der Gott der Semiten, trotz aller Verfeinerung der Ideen, wie sie ein verfeinertes Kulturleben mit sich brachte, doch immer der alte Nomadengott geblieben, die Schöpfung des Beduinengeistes mit seinen Tugendidealen.

5. Das neubabylonische, chaldäische Reich.

A. Nebukadnezar.

Mit dem Tod Assurbanipals finden wir in Babylon einen Chaldäer, Nabopolassar, auf dem Throne (vgl. oben, S. 31). Welches der kleinen chaldäischen Fürstentümer sein Stammland gewesen ist, wissen wir nicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er anfangs mit Gutheißung oder doch Duldung von Assyrien die Belskrone getragen hat. In der ersten Zeit hat er zum mindesten es vermieden, offen mit Assur-itil-ili zu brechen, also dessen Schutzhoheit anerkannt. Besessen hat er zuerst nur Babylon; die übrigen Teile Babyloniens verblieben Assyrien. Über die einzelnen Fortschritte seiner Macht sind wir nicht unterrichtet. So viel steht fest, daß Babylon nicht aus eigner Kraft gegen Assyrien etwas unternommen hat, sondern daß es seine Pläne erst enthüllte, als es das Bündnis mit Medien eingegangen war. Wenn übrigens das Königshaus von Assyrien mit dem der Ashkuza verschwägert war (vgl. S. 72), so hat Nabopolassars Sohn eine medische Königstochter heiraten müssen.

Daß Nabopolassar seit 609 im Besitze von Mesopotamien war, und daß die Vernichtung Assyriens hauptsächlich das Werk der Meder war, hatten wir gesehen (S. 77). Als es so weit kam, war er schon alt oder krank; die Regierung führte bereits sein Sohn Nebukadnezar (II.). Diesem fiel daher auch die Unterwerfung der westlichen Provinzen zu, eine Aufgabe, die an und für sich kaum irgend welche Schwierigkeiten geboten hätte, da sich assyrische Statthalter nach dem Falle von Ninive in den Provinzen, wo die assyrische Herrschaft allgemein gehaßt war, nicht behaupten konnten. Von diesen war also von vornherein zu erwarten, daß sie sich dem neuen Herrn unterwerfen würden; und Versuche zur Unabhängigkeitserklärung vereinzelter Staaten waren von vornherein aussichtslos.

Es galt jedoch, diese Provinzen mittlerweile bereits einem anderen Herrn wieder abzujagen, als dem gestürzten Assyrer. In Ägypten hatte Necho (II.) in richtiger Beurteilung der Sachlage den richtigen Augenblick für gekommen erachtet, um die Provinzen, die seit den Zeiten der Thutmosis und Amenophis verloren gewesen waren, wieder zu gewinnen. Während die Meder vor Ninive lagen und Nabopolassar Mesopotamien besetzte, rückte er in Palästina ein, fand hier nur vereinzelten Widerstand (z. B. des Josia bei Migdol, 609 oder 608) und besetzte ohne große Schwierigkeiten allmählich ganz Palästina und Syrien. In Ribla, im Norden der Beka'a, hat er eine Zeitlang sein Hauptlager gehabt und von hier aus die Verhältnisse in Jerusalem geregelt. Im Jahre 605 war er bis Karchemish gekommen, stand also im Begriff, den Euphrat und damit die Grenze des nach dem mittlerweile erfolgten Falle von Ninive bereits von Babylonien besetzten Gebietes zu überschreiten. Hier trat ihm Nebukadnezar als Führer des babylonischen Heers entgegen und schlug ihn, so daß Necho jeden Versuch, sich in Syrien

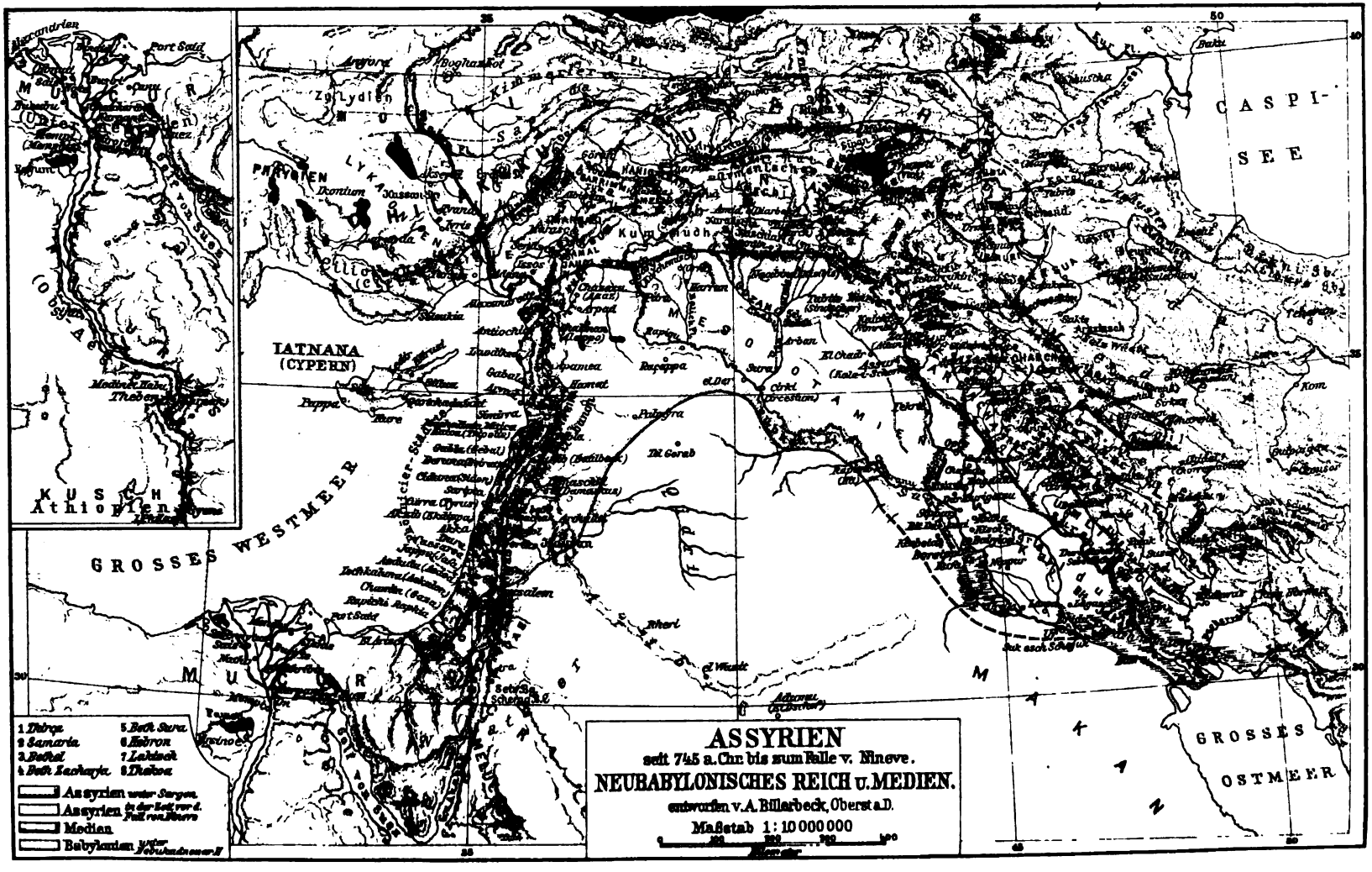
oder Palästina zu behaupten, aufgeben mußte und vor dem nachrückenden babylonischen Heere nach Ägypten zurückging. Nebukadnezar empfing ohne großen Widerstand die Huldigung der Statthalter und Fürsten und besetzte das Gebiet bis an die ägyptische Grenze (s. die beigeheftete Karte „Assyrien seit 745, Neubabylonisches Reich und Medien"). Damit war diesem Könige, dem letzten erfolgreichen unter den babylonischen Herrschern, bei seinem ersten Auftreten wieder gelungen, was das vergebliche Bestreben so vieler Jahrhunderte gewesen war: der Westen stand wieder unter Babylon wie in den Zeiten der Blüte babylonischer Macht und Kultur.

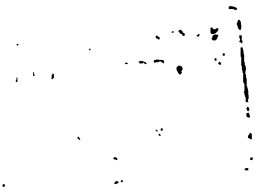
Dieser Erfolg war aber nicht durch ein neues Erwachen der babylonischen Volkskraft errungen worden. Auch hier war Babylon, wie seit Jahrhunderten, in den Händen von Eroberern, die sich des alten Ruhms der Kulturmetropole bedienten, um ihre Macht mit der historischen Berechtigung auszuputzen. In dem jahrhundertelangen Ringen zwischen Assyrern und Chaldäern um die Krone Bels war zum Schlusse doch noch den so oft geworfnen, aber unermüdlichen Eindringlingen das letzte Wort geblieben. Nebukadnezar, vor dem von nun an selbst Palästina zitterte, war ein Chaldäer. Mit dem Namen der Chaldäer werden daher auch die Vertreter dieser letzten babylonischen Dynastie in den gleichzeitigen Nachrichten der Bibel bezeichnet.

Gegen Ende 605, als Nebukadnezar noch in Palästina beschäftigt war, erhielt er die Nachricht vom Tode Nabopolassars und von ausgebrochenen Unruhen, die bezweckten, einen Babylonier auf den Thron zu bringen. Rasch entschlossen, zog er in Eilmärschen auf dem kürzesten Wege durch die Wüste nach Babylon und traf zur rechten Zeit ein, um zum Neujahrsfeste, wie es vorgeschrieben war (vgl. oben, S. 27), die Belsprozession zu leiten und damit sich als König von Babylon zu erklären (604—562). Sein Name ist nicht unverdient durch den bloßen Zufall, daß er der Selbständigkeit von Juda ein Ende gemacht hat, berühmt geworden, sondern seine lange Regierung hat für Babylonien wirklich eine letzte Zeit der Blüte und Macht bedeutet.

Schon äußerlich spricht sich das in der gewaltigen Bauthätigkeit aus, über die uns viele seiner zahlreichen Inschriften berichten. Ganz Babylon ist von ihm zum Teil in Fortsetzung von Werken seines Vaters Nabopolassar umgebaut und mit den Befestigungswerken versehen worden, die das Staunen seiner Zeit erregt haben. Er war es auch, der die „medische Mauer" errichtete, ein Befestigungswerk, das vom Euphrat bei Sippar bis zum Tigris etwa bei Opis lief und bezweckte, das Wasser zu stauen, um nötigen Falls das ganze Land oberhalb in einen Sumpf zu verwandeln und so einem Heere das Vorrücken im Gebiete zwischen den beiden Flüssen unmöglich zu machen. Unterhalb von Babylon entsprach diesem Werk eine ähnliche Anlage, so daß auch von dieser Seite kein Angriff möglich war. Nebukadnezar ist auch der Erbauer der berühmt gewordnen Terrassen, der „hängenden Gärten der Semiramis" gewesen; und in allen großen Städten hat er die berühmten Tempel neu aufgebaut.

Unähnlich den Assyrerkönigen, die ihre Kriegszüge zur Einleitung jedes Berichtes über einen Bau breit erzählen, wird in Babylon, und besonders von Nebukadnezar, bei solchen Gelegenheiten nichts davon erwähnt. So kommt es, daß wir so gut wie keine Nachrichten Nebukadnezars über seine Feldzüge haben. Außer den palästinensischen Zügen sind uns nur seine dreizehnjährige vergebliche Belagerung von Tyros (darüber Genaueres unten, S. 167) bekannt und ein oder mehrere Kriege gegen Ägypten. Von einem solchen im Jahre 568 gegen Amasis gerichteten Kampfe meldet ein kleines Bruchstück eines Hymnus. Ob Nebukadnezar je in Ägypten wirklich eingefallen ist, wie es Ezechiel prophezeit, wissen wir bis jetzt noch nicht. Jedenfalls hat auch er Ägypten nicht dauernd unterworfen, wenngleich Siege ähnlich denen eines Assarhaddon und Assurbanipal nicht ausgeschlossen wären.


ASSYRIEN
seit 745 a.Chr. bis zum Falle v. Nineve.
NEUBABYLONISCHES REICH u. MEDIEN.
entworfen v. A. Billerbeck, Oberst a.D.
Maßstab 1:10 000 000
Kilometer
CASPI-SEE
GROSSES WESTMEER
GROSSES OSTMEER
IATNANA (CYPERN)
KUSCH
Athiopien
MESOPOTAMIEN
PHRYGIEN
Zu Lydien
Ninive
Babel
Jerusalem
Damascus
Palmyra
Rhagae
Ecbatana
Susa
Babylon
Theben
Memphis
Port Said
Suez
Baku
Tebriz
Kom
Rhei
Sippar
Harran
Carchemish
Kumuchi
Assur
Kalah
Arbela
Nineve
1 Thirza
2 Samaria
3 Bethel
4 Beth Zacharja
5 Beth Sura
6 Hebron
7 Lakisch
8 Thekoa
Assyrien unter Sargon
Assyrien in der Zeit vor d. Fall von Nineve
Medien
Babylonien unter Nebukadnezar II



B. Neubabyloniens Verhältnis zu Medien.

Der Westen war das einzige Ausdehnungsgebiet, das Babylonien noch zu Gebote stand: Osten und Norden, wo wir Assyriens Könige sonst noch kämpfend fanden, scheiden aus; Elam und Urarthu sind nicht mehr. Hier herrscht das eine große Mederreich von Elam bis an den Halys, den Grenzfluß Lydiens. Das Bestehen Babyloniens ist abhängig von seinem Verhältnisse zu diesem jetzt thatsächlich die Geschicke Vorderasiens bestimmenden indogermanischen Barbarenreiche. Zu diesem steht Babylon etwa wie Italien zum Deutschen Reiche des Mittelalters. Solange Nebukadnezar lebte, scheint das Verhältnis gut gewesen zu sein. Die Meder hatten ja in Wirklichkeit erst durch die Vernichtung Assyriens die Dynastie Nabopolassars zum Herrn in ihrem Gebiete gemacht. Daß sie ihr diese Gebiete überließen, beruhte sicher zu einem guten Teil auf dem guten Willen von Kyaxares; und es scheint fast, als ob die Verschwägerung mit diesem barbarischen Königshause von größerer Bedeutung für Nebukadnezar gewesen wäre, als dergleichen Ehen bei höherer Entwicklung der Staatsraison zu sein pflegen. Von einem Eingreifen Nebukadnezars in medische Angelegenheiten berichtet uns Herodot: als es zwischen Medien und der dritten Großmacht, Lydien, zum Kriege kam (demselben, in dessen Verlaufe die von Thales vorausgesagte Mondfinsternis eintrat), da soll Nebukadnezar den Friedensstifter gemacht haben, zugleich mit einem Syennesis von Kilikien.

Allein die junge Dynastie, die ihren Ruhm in der Person Nebukadnezars errungen hatte, sah ihn auch mit seiner Person schwinden. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Avil-Marduk (Evil-Merodach der Bibel) König; der behauptete sich nur zwei Jahre (561 und 560), um dann gestürzt zu werden, „weil er ungerecht und tyrannisch regierte". Da dieses Urteil von dem in der Seleukidenzeit schreibenden Geschichtschreiber Babylons, Berossos, einem Belspriester, und von Nabunaid gleichlautend gegeben wird, so werden wir darin eben ein Urteil der Priesterschaft zu sehen haben, deren Ansprüchen Nebukadnezar trotz aller Tempelbauten noch immer nicht gerecht geworden war. Von Avil-Marduk wissen wir sonst nichts, als daß er Jojachin von Juda, der von Nebukadnezar nach Babylon gebracht worden war, freundlich behandelte. Er wurde ermordet und an seiner Stelle sein Schwager Nergal-shar-ußur (Neriglissar) auf den Thron gehoben (559—554): noch wagte man nicht, von der chaldäischen Königsfamilie abzugehen. Ob allerdings Neriglissar selbst ein Chaldäer war, ist nicht klar. Auch von ihm wissen wir nicht viel; jedoch werden ihm bei Nabunaid Verdienste um die Verteidigung des Vaterlands zugeschrieben. Griffen etwa schon jetzt die Meder zu gunsten des entthronten Königshauses ein? Sein Nachfolger war sein unmündiger Sohn Labashi-Marduk; dieser ward bereits nach neun Monaten beseitigt, weil er, wie die oben genannten Quellen ebenfalls gleichlautend melden, „schlechte Anlagen zeigte". Die wahre Veranlassung tritt zu Tage in der Wahl des Nachfolgers, eines Babyloniers, der sich als ein Mann nach dem Herzen der Priester erwies: er war unermüdlich im Tempelbauen und Zusichern von Pfründen.

Nabunaid, dieser letzte König Babylons (555—538), ist eine merkwürdige Erscheinung. Ohne sich zu rühren, sieht er zu, wie das Land von den Medern und dann den Persern besetzt wird, nur mit Ausgrabungen alter Tempelruinen und der chronologischen Bestimmung von deren Erbauern beschäftigt. Für uns sind Angaben über seine Funde von alten Urkunden sehr wertvoll; seinem wankenden Throne nützten weder sie noch die eifrig geförderten Neubauten von Tempeln. Die Meder scheinen der Beseitigung der ihnen verschwägerten und befreundeten Dynastie nicht unthätig zugesehen zu haben. Vielleicht hatte bereits Neriglissar sich ihrer zu

erwehren; jetzt aber, wo der Bruch mit Babylon besiegelt war, fielen sie in Mesopotamien ein. Bereits damals, zu Anfang seiner Regierung, zeigte sich Nabunaid in seiner ganzen Eigenart. Während Harran, die alte Sinstadt, der Mittelpunkt Mesopotamiens, von den Medern belagert wurde, that er nichts als — zu träumen, die Götter würden Harran befreien. Und wirklich thaten diese ihm den Gefallen: Astyages wurde durch Kyros gestürzt, und Mesopotamien hatte für einige Zeit Ruhe. Daß aber der Bezwinger der Meder ein um so gefährlicher Gegner sein werde, scheinen die Götter dem frommen Könige nicht mitgeteilt zu haben. Vorläufig war er des ihm in den Schoß gefallenen Vorteils froh und beeilte sich, den Sintempel von Harran dankbaren Herzens neu auszubauen, wozu er seine Unterthanen „von Gaza, der Grenze Ägyptens, dem Mittelländischen Meere, Syrien bis zum Persischen Meere" zinsen und fronden ließ.

C. Der Untergang Neubabyloniens durch die Perser.

Mittlerweile befestigte sich der Perser Kyros in seiner Macht: er unterwarf zu den schon von den Medern besessenen Gebieten auch das lydische Reich, so daß die einzige Großmacht, an der Babylonien noch einen Rückhalt hätte finden können, wegfiel. Dann ging er gegen das von allen Seiten eingeschlossene Babylonien vor. Nabunaid selbst rührte sich nicht, sondern lebte zurückgezogen, oder von einer ihm feindlichen Partei gefangen gehalten, in seinem Palaste. Regent und Oberbefehlshaber war sein Sohn Bel-shar-uṣur (Belsazar): ihn hat die Bibel zum letzten Könige von Babylon gemacht.

Kyros besetzte zunächst Mesopotamien, indem er von Arbela aus den Tigris, also südlich von den Ruinen Kalchis, überschritt. Im nächsten Jahre (546) rückte er von Elam aus zunächst in Südbabylonien ein. Nabunaid ließ die Götter der großen Städte Ur, Uruk ꝛc. nach Babylon bringen und fühlte sich in deren Schutze sicher. Für die nächsten fünf Jahre fehlen uns Nachrichten; im Jahre 539 finden wir Babylonien von allen Seiten eingeschlossen. Die Fristung dürfte sich so erklären, daß die Verteidigung durch das Wasser, wozu Nebukadnezars „medische Mauer" und die diese ergänzenden Werke unterhalb von Babylon dienten, ihren Zweck erfüllt hat. So lange hat Kyros nicht vermocht, weder von Mesopotamien noch von Südbabylonien aus in das Gebiet von Babylon einzudringen. Das Land war also ringsum, wie später unter ähnlichen Verhältnissen Holland, in einen Sumpf verwandelt worden, innerhalb dessen das „Königreich Babylon" lag, groß genug, um sich selbst zu erhalten, solange nicht ein Heer hinüberkam (vgl. oben, S. 35). Eine Erinnerung daran hat sich in der Angabe bei Herodot erhalten, Kyros sei ein paar Jahre beschäftigt gewesen, den Diyala abzuleiten, um sein Heer mit dem Ableiten von Kanälen vertraut zu machen: eine Fertigkeit, die ihm dann bei der Belagerung von Babylon zu gute gekommen sei, wo er den Euphrat abgegraben habe. In Wirklichkeit war nicht das der Zweck, sondern die Herstellung eines Übergangs in das durch die Überschwemmung verteidigte Gebiet; denn der Diyala mündet bei Opis, dem Endpunkte der „medischen Mauer" (s. die Karte bei S. 88). Dazu stimmt, daß thatsächlich hier zwischen Opis und Sippar nach der Ausführung dieses Übergangs das babylonische Heer unter Belsazar ihm entgegentrat (539); es wurde geschlagen. Nun leistete nichts mehr Widerstand. Babylon ergab sich einem assyrischen Heer unter Ugbaru (Gobryas); die großen Befestigungswerke Nebukadnezars wurden nicht verteidigt: man empfing die Perser, wie einst die Assyrer (S. 26), als Retter. Als vier Monate später Kyros selbst einzog, wurde er zum König ausgerufen; und eine seiner ersten Regierungshandlungen war, sich die Herzen der Priesterschaften Babyloniens dadurch zu gewinnen, daß er die Götter aus Babylon nach ihren Städten zurückschickte.

Damit ist die babylonische Geschichte zu Ende. Babylon war eine persische Provinz geworden. Zwar war die alte Herrlichkeit, die so kurz vor ihrem Verscheiden noch einmal so unerwartet wieder erwacht war, noch nicht für immer vergessen: es sind noch ein paar Versuche gemacht worden, die Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Allein diese Erhebungen sind nie von Dauer gewesen. In den Provinzen verhielt man sich natürlich ebenso den Persern gegenüber wie seiner Zeit zu Nebukadnezar: Nabunaid, der nicht das geringste gethan hatte, um sie zu verteidigen, wurde einfach gegen Kyros eingetauscht; und man hat in Südbabylonien, das Nabunaid preisgegeben, und dem er sogar die Götter weggenommen hatte, Kyros sicher in Wirklichkeit als eine Art Befreier angesehen. Dieser ist denn auch klug genug gewesen, seine Macht zu gebrauchen, um den Provinzen die Zügel etwas loser zu lassen. Nicht nur den babylonischen Städten gab er ihre Götter zurück, sondern auch mancher bereits längst eingezognen Provinz gewährte er dieselbe Vergünstigung und damit die eigne Verwaltung; so Juda, vielleicht auch Sidon. So mußten auch diese Provinzen, denen seine Regierung in der That freiere Bewegung im Innern gestattet und weniger drückende Lasten aufgebürdet zu haben scheint, in Kyros einen Befreier vom babylonischen Joche sehen.

Hiermit beginnt eine neue Epoche der Geschichte unserer Kultur. Persien hatte bereits vor der Eroberung Babylons Kleinasien besetzt und war dadurch in Berührung mit der griechischen Kultur gekommen. Von jetzt an spielt sich der Kampf, der für die Entwicklung der abendländischen Menschheit bestimmend geworden ist, nicht mehr auf asiatischem Boden ab. Zwar ist das persische Reich, als Erbe Babylons, im Gegensatze zu den Griechen noch bis zu einem gewissen Grad im Besitz einer überlegnen Kultur. Aber diese Kultur ist nur greisenhaft, weil sie von keinem frischen Volksleben mehr getragen wird. Durch die frisch auftretende Lebenskraft des Griechentums wird sie spielend überholt.

6. Elam.

Durch die ganze babylonische Geschichte hindurch haben wir ein Ringen mit dem östlichen Nachbarstaat, Elam, zu verfolgen vermocht, das oft zu einer Herrschaft der Elamiten über Babylonien, vorübergehend sogar zur Unterwerfung weiterer Gebiete geführt hat, bis Elams Macht schließlich durch Assurbanipal gebrochen wurde. Allein wie das chaldäisch gewordne Babylonien schließlich doch noch über Assyrien triumphierte, so ist Elam zuletzt der Sitz der den ganzen vordern Orient beherrschenden Macht geworden, aber freilich nicht mehr das elamitische, sondern das von den indogermanischen Persern eroberte. Wie Nebukadnezar den alten babylonischen Machtbereich, wenigstens nach Westen hin, noch einmal herstellte, so wurde Elam unter den Persern der Herrschersitz für alle die Länder, die einst den erfolgreichsten elamitischen Eroberern gehorcht hatten, vermehrt um ein gutes Teil mehr.

A. Die Landschaft Elam und ihr Mittelpunkt Susa.

Die eigentliche Landschaft Elam ist das Gebiet mit dem Mittelpunkte Susa, das Land, das im Norden durch die Zagrosketten von Medien geschieden und vom Kercha und Karun durchströmt wird. Nach Süden bildet der Persische Meerbusen die natürliche Grenze; an diesen schloß sich im Altertume nördlich eine große Lagune an, in die Euphrat, Tigris und Karun getrennt mündeten; diese ist jetzt von den Flüssen ausgefüllt und bildet das Sumpfland, an dessen Rande Basra liegt (s. die Karten bei S. 10 und 88). Bei den Assyrern hieß sie Nâr

matrâti, „das Bitterwasser“. An ihrem nördlichen Rande lag Dur-Jakin, die Hauptstadt Merodach-Baladans, des Fürsten des „Meerlands“, das eben die Ufer dieser Lagune umfaßte, und dessen ständige Berührungen mit Elam uns bereits mehrfach beschäftigt haben (vgl. oben, S. 20, 22, 25, 28 u. ö.). Gegen Babylonien ist die weitere natürliche Grenze das die Flußniederung abschließende medische Randgebirge, der Dschebel Hamrin mit seinen östlichen Fortsetzungen. Nach Osten können wir eine Grenze für das uns hier beschäftigende vorpersische Elam nicht festlegen, da wir vorläufig elamitische Quellen so gut wie gar keine haben und aus babylonisch-assyrischen naturgemäß nur über die Beziehungen zum Westen unterrichtet sind. Die Landschaft Susiana reicht in persischer Zeit etwa bis an den Schapur; eine Linie, von hier nördlich nach dem Zagros gezogen, gibt ungefähr den Umfang dieser persischen Landschaft an. Das mag vielleicht auch von den elamitischen Königen als ihr eigentliches Land betrachtet worden sein. Aber wie Babylonien das Gebiet Mesopotamiens als zu sich gehörig ansah, so hat sich auch das mit Elam in engster Verbindung stehende, also politisch zu seinem eigentlichen (nicht bloß dem unterworfnen) Bereiche gehörige Gebiet weiter erstreckt; denn auch in der Hafenstadt Bushire haben elamitische Könige gebaut und sind Inschriften von ihnen gefunden worden. Wie weit in dieser Richtung die elamitische Herrschaft ihre Eroberungen ausgedehnt hat, darüber fehlt bis jetzt jeder Anhalt. Man darf aber wohl annehmen, daß Könige, deren Heere bis an das Mittelländische Meer vorgedrungen sind, auch nach Osten nicht an den Grenzen ihres Stammlands Halt gemacht haben werden; die elamitischen Heere dürften in den Zeiten der Blüte des Reichs Länder durchzogen haben, die nach dieser Seite hin dem Umfange des spätern Perserreichs entsprechen.

Damit ist von vornherein die Stellung Elams zum Bereiche der babylonischen Kultur gegeben. Selbst unter deren Einflusse stehend, muß es einst ihr *Vermittler nach Osten*, nach Indien zu, gewesen sein. Anderseits der erste festgeordnete Staat, auf den alle von Osten aus den großen inner- und ostasiatischen Steppen vordringenden Völkermassen stoßen mußten, ist es für das euphratensische Kulturland der Puffer, der die Barbaren von ihm abhält, oder aber er nimmt sie, wenn von ihnen erobert, auf und zivilisiert sie selbst erst, ehe sie ihre Eroberungen auf den Westen ausdehnen. Von dieser letzten Rolle können wir vielleicht einmal Spuren in den verschiednen elamitischen Eroberungen feststellen; vorläufig fehlt es hierfür, wie auch für alle östlichen Kriege Elams an jeder Quelle. Auch inwieweit es babylonische Kultur seinerseits weitervermittelt hat, ob es Beziehungen zu Indien, wo ja babylonische Kultureinflüsse nachweisbar sind, unterhalten hat, darüber mangelt vorläufig noch jeder Anhalt, weil die Reste der elamitischen Kultur uns heute noch ebenso unbekannt sind, wie uns vor 60—70 Jahren vor den Ausgrabungen eines Botta und Layard die assyrisch-babylonischen waren.

Was wir an elamitischen *Inschriften* haben, das sind die Backsteine von einigen susischen Königen und ein paar nicht viel umfangreichere Steininschriften, ebenfalls aus Susa, die Loftus, einige Backsteine mit denselben Inschriften aus Bushire, die F. C. Andreas ausgegraben hat, und zwei größere Königsinschriften, bei Mal-Amir und Kul Fira'un im Zagros am obern Laufe des Karun von Layard aufgefunden. In Susa haben Loftus und jüngst Dieulafoy gegraben; die umfangreichen Arbeiten des letztern sind aber noch nicht bis zu elamitischen Schichten vorgedrungen, sondern haben im wesentlichen nur Persisches zu Tage gefördert. Die Inschriften bestätigen uns, was wir aus dem Verlaufe der Geschichte folgern mußten, daß wir es in Elam mit einer unter babylonischem Einfluß entwickelten und von Babylonien entlehnten Kultur zu thun haben, die aber ihrerseits wieder dem von dort Entnommnen ein

gut Teil vom Eignen aufgedrückt hat. Die Inschriften sind in einem dem Babylonischen entlehnten Alphabet abgefaßt, das jedoch für die eignen Zwecke zurecht gemacht ist, und, was mehr besagen will, sie sind in elamitischer Sprache geschrieben. Diese Sprache, in deren Bau wir so einen Einblick bekommen, ist mit keiner der uns sonst bekannten näher verwandt, wenn wir von der Sprache der zweiten Übersetzung der Achämenideninschriften absehen. Die wenigen Texte, die wir haben, gestatten uns daher nicht, viel mehr von dem Sinne der Inschriften zu enträtseln, als was die deutlich erkennbaren Eigennamen sowie der selbstverständliche Inhalt solcher Texte und die Vergleichung der zweiten Achämenidensprache an die Hand geben. Das ist für geschichtliche Zwecke aber nicht viel mehr, als was die bloße Existenz allein schon besagen würde. Eins aber sprechen sie um so deutlicher aus: daß das Land, das diese Urkunden hervorgebracht hat, als Zeugen seiner dreitausendjährigen Geschichte noch ungezählte Quellen bergen muß, deren Erschließung uns über seine Geschichte reiche Aufklärung verschaffen und unserer Kenntnis eine Brücke nach dem bis jetzt noch so vollkommen unzugänglichen und dunkeln Osten schlagen würden.

Ausgrabungen sind bis jetzt nur in Susa von Loftus und in größerm Umfange von Dieulafoy vorgenommen worden, ohne daß dadurch außer den erwähnten Backsteinen und ein paar zu Tage liegenden Inschriften Denkmäler der elamitischen Zeit zu Tage gefördert worden wären. Die reichen Ergebnisse der neuesten Arbeiten der französischen Regierung sind noch nicht zugänglich. Weitere gleiche Stücke sind in der Ebene noch in Dorak, Ahram und dem schon erwähnten Bushire gefunden worden. Dazu kommen die ebenfalls erwähnten Inschriften von Mal-Amir, deren Errichter sich Könige der Hapirti, eines elamitischen Volkes, nennen — das ist alles, was Ansiedelungen im Gebiete von Elam als wirklich elamitisch erweist. Über viele Ruinenfelder großer Städte fehlt es bis jetzt noch an jedem Anhaltspunkte — so über das wenig nördlich von Mal-Amir gelegene Susan (früher bisweilen fälschlich für Susa gehalten); ebensowenig sind die zahlreichen von den Assyrern genannten „Königsstädte" in ihrer Lage zu bestimmen. Angaben über diese sowie über die politische Einteilung von Elam verdanken wir den Berichten Assurbanipals über seine Kriege (vgl. S. 75 f. und 105). Man kann drei oder vier Teile von Elam mit ihren Hauptstädten unterscheiden: Madaktu im Westen, dann Susa, ferner Bubilu im Osten und endlich, an das Persische Meer stoßend, nördlich im Zagros und ausdrücklich als Gebirgsprovinz bezeichnet: Chidalu.

Hauptstadt des Landes ist zu allen Zeiten, soweit wir sehen können, Susa (Shushan; vgl. oben, S. 20) gewesen, das als Mittelpunkt der eigentlichen Landschaft Elam, des Kerns vom Reich, anzusehen ist. Hier lag das Heiligtum der „susäischen Göttin", der Shushinak, in einem heiligen Haine, das keines Uneingeweihten Fuß betreten durfte; es muß der gemeinsame Mittelpunkt der verschiednen Landschaften und Stämme gewesen sein. Hier in Susa residierten die Könige von Elam: Susa ist also für das uns beschäftigende Reich das, was Assur und Ninive für das assyrische gewesen sind. Auch Elam kann als Staat nur aus der Unterwerfung mehrerer Städte und Stämme, deren einen, die Hapirti, wir unter besondern Königen eben kennen gelernt haben, entstanden sein; doch diese Unterwerfung durch die Könige des gemeinsamen Stammesheiligtums Susa liegt sicherlich lange vor der Zeit, wo unsere bescheidne Kenntnis beginnt; die „Könige von Elam", die Babylonien unterworfen haben, sind bereits Herrscher über einen geeinten Staat.

Obgleich wir die Zeit der wenigen uns bekannten susischen Inschriften nicht sicher bestimmen können (vgl. unten, S. 108), so ist dennoch klar: die Sprache, worin sie abgefaßt sind, ist

dieselbe, welche bereits die ersten elamitischen Eroberer Babyloniens im dritten Jahrtausend, und sicher auch frühere, gesprochen haben. Die Namen, welche diese tragen, sind dieselben und gehören derselben Sprache an, wie die der ersten Eroberer des dritten Jahrtausends und der letzten Könige von Elam. Das beweist, daß diese „Elamiten" von einer ähnlichen Bedeutung für Elam gewesen sind wie die „babylonischen Semiten" für Babylonien. Denn selbstverständlich ist im Zeitraume von zwei Jahrtausenden, für den diese Namen bezeugt sind, Elam geradeso wie Babylonien von verschiednen Völkern verschiedner Rassenangehörigkeit überschwemmt worden. Die Thatsache, daß sich die Sprache trotzdem behauptet, beweist dasselbe wie die entsprechende Thatsache in Babylonien: dieses Volk ist es gewesen, das einer schon vorgefundnen Kultur — vielleicht zuerst in Anlehnung an Babylonien — seinen geistigen Stempel aufdrückt und so die elamitische Kultur schafft, wie sie uns in schriftlicher Handhabung der Sprache und in Organisation eines großen Staatswesens entgegentritt, das selbst Babylonien gefährlich wurde. Bedenken wir, in ein wie hohes Alter wir für die sumerische Kultur zurückgehen müssen, bedenken wir ferner, daß uns ein Reich Elam schon vor den geschichtlich bezeugten elamitischen Eroberungen entgegentritt, so geraten wir für die Anfänge elamitischer Kultur in Jahrtausende, deren Berechnung sich vorläufig noch der Möglichkeit entzieht.

Für die Rassenangehörigkeit dieses Volkes, die Einordnung seiner Sprache in eine größere Gruppe, sind wir übel daran. Wir kennen zwar die Sprache der wenigen susischen Inschriften, haben die nahe verwandte der zweiten Inschriftengattung der Achämeniden, die vielleicht den Dialekt der westlich und nördlich (gegen Medien hin) angrenzenden Landschaft Anzan darstellt, und endlich die Mundart der Hapirti von Mal-Amir. Wir können ferner aus Eigennamen ersehen, daß Völkerschaften der gleichen Sprachgruppe[1] im medischen Gebirge und in Medien saßen. Aber eine Feststellung einer Verwandtschaft mit einer andern uns bekannten Völker- und Sprachengruppe ist unmöglich, namentlich solange keine umfangreicheren Sprachreste vorliegen. Auch wie sich das Elamitische zum Kassitischen stellt, muß dahingestellt bleiben. Schließlich sind entferntere Verwandtschaften möglich, ja anzunehmen. Doch mit ein paar Worten kann man keine Sprachvergleichung treiben, die sich über mehr als Dialekte derselben Sprache erstreckt. Lassen wir uns also zunächst an dieser elamitisch-(proto)medischen Sprach- und Völkergruppe genügen, bis einmal die archäologischen Schätze, die Elams Boden birgt, gehoben sein werden.

B. Die ältesten Zeiten.

Fast alles, was wir von elamitischer Geschichte wissen, verdanken wir den Nachrichten der Babylonier und Assyrer; es betrifft also auch nur die Berührungen mit diesen Staaten. Für Einfälle nach Babylonien gab es, da das Land um den Nâr marrâti herum durch die von den Wässern der Flüsse gebildeten Sümpfe vollkommen unpassierbar war, nur einen Weg: durch die Pässe der medisch-elamitischen Gebirgskette, die bei Dur-ilu in die Ebene führten. Daß Dur-ilu die Stadt war, wo die Elamiten babylonisches Gebiet betraten, haben wir daher bereits mehrfach (vgl. oben, S. 9, 29, 75 u. ö.) gesehen, sowie daß ihre Einfälle zunächst das nördliche Babylonien betrafen. Von weitern großen Städten hatte dann in der Regel Nippur ihren Ansturm auszuhalten, und wenn sie weiter nach Süden vordrangen, Uruk (s. die Karte „Babylonien, Assyrien und Nachbarländer bis 1100 v. Chr." bei S. 10).

[1] Völkernamen (Plurale) enden auf p: Habirtip, Madap (Meder) ꝛc. Danach ist der Name des medisch-babylonisch-elamitischen Grenzlandes Ellipi (S. 67) wohl als „die Elli" zu fassen. Bezeugt ist das nur für die im medischen Grenzgebirge sitzenden Lullubi (pi) oder Lulumi (m=v, v=b), die auch Lullu genannt werden.

Uruk, in der Zeit der „Stadtkönigtümer" (S. 10) als Sitz eines eignen Königtums bekannt, ist der Mittelpunkt eines besondern Reichs wohl bis in die Zeiten des „Reichs von Sumer und Akkad" gewesen; denn wir haben Inschriften von „Königen von Uruk und Amnanu", die mit denen der ersten Dynastie von Ur gleichzeitig oder noch später sein könnten, jedenfalls aber ungefähr demselben Zeitraum angehören. Spätere Hymnen wissen wie von Nippur so auch von diesem Uruk schwere Elamiten-Bedrängnisse zu berichten; und eine der ersten geschichtlich beglaubigten Nachrichten wird uns eine Eroberung von Uruk durch Elamiten bezeugen. Diese Zustände: Uruk eine der maßgebenden Städte Babyloniens, Sitz eines Königtums und von den Elamiten bedrängt und beherrscht, setzen bereits die babylonische Heroensage voraus. Gilgamesh (vgl. oben, S. 40 und 41), der Held des großen Epos, das durch seine Episode, den babylonischen Sintflutbericht, ein allgemeineres Interesse erweckt, ist der Heros von Uruk, der „Erbauer" der Stadt und — ihr Befreier vom Joche des Elamitenkönigs Chumbaba.

Nimmt so die babylonische Vorstellung selbst für die ältesten Zeiten dieselben Verhältnisse an, die wir in der Assyrerzeit teilweise schon festgestellt hatten, so bestätigen uns die vereinzelten geschichtlichen Nachrichten dasselbe Herüber und Hinüber der Eroberungs- und Verteidigungskriege bereits für die ältesten Zeiten. Ein König von Kish, Urumush, hat den Tempeln von Sippar und Nippur Weihgeschenke gestiftet aus der Beute, die er in Zügen gegen Elam und den gegen Medien hin wohnenden Stamm der Bara'she gemacht hatte; Schrift und Sprache seiner Inschriften stimmen mit der Sargon- und Naram-Sinperiode überein (vgl. oben, S. 11). Gudea, der Patesi von Lagash, rühmt sich siegreicher Kämpfe mit Anshan, dem westlichen Grenzland Elams; und von einem Statthalter von Dur-ilu, Muttabil, ist uns eine kleine Inschrift erhalten, die von Siegen über die Horden (!) von Anshan und die soeben erwähnten Bara'she berichtet. Das sind ein paar verstreute Einzelheiten der Überlieferung. Sie genügen, um dasselbe Bild der gesamten Verhältnisse für jenes hohe Altertum zu bezeugen, das wir auch ohnedem aus der Folgezeit erschließen müßten. Ein großes babylonisches Kulturleben konnte nicht bestehen, ohne mit den Nachbarn in Berührung zu kommen.

Die erste beglaubigte Nachricht der folgenden Zeit betrifft eine Eroberung Babyloniens durch den elamitischen König Kutur-nachundi. Assurbanipal, dem wir sie verdanken, gibt an, daß dieser 1635 Jahre vor seiner Zeit, also um 2280, das Bild der Nana, der Göttin von Uruk, aus ihrem Tempel nach Elam fortgeschleppt habe. Kutur-nachundi habe Babylonien ausgeplündert und in jeder Weise bedrückt; wir haben es hier mit einer Zeit zu thun, die den Zuständen, wie sie das Gilgamesh-Epos schildert, als Vorbild gedient hat, wenngleich es nicht die erste Epoche ihrer Art gewesen zu sein braucht. Wir haben bereits in der babylonischen Geschichte (S. 20) von der aus Uruk geraubten und durch Kurigalzu in Susa wieder vorgefundnen Tafel gehört; diese kann bei jener Gelegenheit von Kudur-nachundi weggenommen worden sein. Die Zeit, worein uns die Angabe Assurbanipals führt, ist die der ersten Herrscher der „ersten Dynastie von Babylon" in Nordbabylonien (S. 13) und der Dynastie von Larsa im Süden. Nach Hammurabi (gest. 2213; vgl. S. 14 und 16) ist sie nicht anzusetzen; vorher herrscht im Süden Rim-Sin, selbst ein Elamit (vgl. S. 13). Wir müssen also etwas höher hinaufgehen und uns nur gegenwärtig halten, daß solche zeitlichen Ansätze nur als ungefähr berechnet gelten dürfen. Man muß also an die Anfänge der Dynastie von Larsa oder das Ende der von Isin denken (etwa 2400 v. Chr.). Vielleicht haben jene Ereignisse mit zu dem Dynastienwechsel beigetragen.

Wie dem auch sei, soviel steht fest: Elam ist damals Lehnsherr von Südbabylonien, dann aber auch sicher (vgl. weiter unten) von Nordbabylonien, und wird damit den ganzen vordern

Orient bis ans Mittelländische Meer beherrscht haben, der ja seinerseits von Babylonien aus unterworfen worden war. Klarer und ausdrücklich bezeugt tritt uns dieses Verhältnis nicht lange darauf entgegen in der Regierung des letzten Königs von Larsa und Sumer-Akkad, Rim-Sin. Dieser ist von seinem Vater, Kutur-Mabuk, als König eingesetzt worden, und diesem wird deutlich die Herrschaft über den Westen zugeschrieben. Rim-Sin regiert im Namen seines Vaters; sein Vasall ist der König von Babylon, Hammurabi: somit ist Elam der Oberlehnsherr der Länder bis ans Mittelländische Meer, die um eben diese Zeit von den „Kanaanäern" besetzt wurden. Wir wissen nicht, wie sich das Verhältnis in der Zwischenzeit zwischen Kutur-nachundi und Rim-Sin gestaltet hat. Es ist möglich, daß dazwischen auch die „Könige von Sumer und Akkad" Elam tributpflichtig waren; denn über eine Tributpflicht ist dieses Abhängigkeitsverhältnis offenbar nicht hinausgegangen, außer in den Fällen, wo der Oberherr sich durch Einsetzung des eignen Sohnes zu sichern suchte. Die Gründung von „Provinzen" lag nicht im Wesen eines halbbarbarischen Staats wie Elam.

Mangels etwas Bessern können wir für diese Zwischenzeit uns nur an eine Nachricht halten, die in diesem Licht erst verständlich wird. Es ist das 14. Kapitel der Genesis mit seiner merkwürdigen Erzählung von einem Kriegszuge der Könige von Elam, Babylon und andern Ländern nach Palästina und der wunderbaren Errettung Lots durch Abraham. Wir können jetzt als sicher feststellen, daß es sich hier um eine Nachricht handelt, die aus babylonischen Chroniken oder Legenden geschöpft worden ist. Darin hieß es, daß zur Zeit der Könige Hammurabi von Babylon, Eri-Aku (d. h. Rim-Sin) von Larsa und Tideal, des „Königs der Welt" (Mesopotamien), der König von Elam, Kutur-Lagamar (Kedor-Laomer; dieser ist in der ursprünglichen Bearbeitung der allein den Feldzug Ausführende gewesen) einen Zug nach dem Westen unternommen habe. Die Verknüpfung dieser Nachricht mit der Sage vom Untergange Sodoms und der Abraham-Sage ist natürlich nichts als Ergebnis der Berechnung des betreffenden Juden, der seine Nachrichten mit denen der babylonischen Chroniken in Zusammenhang bringen wollte. Die Sachlage ist aber durchaus annehmbar. Kutur-Lagamar wäre der König von Elam gewesen; denn Kutur-Mabuk, Rim-Sins Vater, scheint nur König von der an Babylonien anstoßenden elamitischen Landschaft Jamutbal, also ein Unterkönig des Elamiten gewesen zu sein (vergl. z. B. zur Zeit Assurbanipals Chidalu).

Das ist das Wenige, das wir bisher über diese Ausdehnung der Macht Elams wissen. Man sieht: es ist um etwa zwei Jahrtausende früher ein Vorläufer der Persermacht, die von Susa aus den Orient beherrscht; demnach unternahmen die Elamitenkönige, die mit Assyrien um den Besitz von Babylonien kämpften, nichts Unerhörtes, sondern konnten sich auf eine Überlieferung von alter Macht berufen.

Die Namen dieser Zeit sind, wie schon betont, dieselben, wie die der letzten Könige von Elam, und gehören dem Volk an, das wir als das für Elam maßgebende ansehen müssen. Wenn wir nun aus der Analogie Schlüsse ziehen, so finden wir, daß barbarische Völker die größte Ausdehnungsfähigkeit und Kraft entfalten, solange sie noch nicht in festen Sitzen durch die Errungenschaften der Kultur ihren kriegerischen Geist eingebüßt haben. Man könnte daher in diesen Eroberungen Elams die Folgeerscheinung der eben erst durch dieses Volk, diese „Elamiten", vollzognen Einwanderung sehen, ebenso wie die Hochflut der „kanaanäischen" Einwanderung ihre Völker nach Babylonien geführt hat. Das wäre wenigstens ein schwacher Anhalt für die Festlegung einer der vorauszusetzenden Völkerablagerungen in Elam. Allermindestens muß man annehmen, daß die bereits dort ansässigen Elamiten durch eine neue

Einwanderung entweder verstärkt oder betroffen worden sind, deren Massen sich elamitisiert hatten und nun als „Elamiten" weiter drängten, ebenso wie die Chaldäer als Beherrscher von Babylon und als Träger babylonischer Namen.

a) Die Könige der einheimischen Inschriften. Elams Beziehungen zu Babylonien vor der Assyrerzeit.

Die Folgezeit, die der zweiten Dynastie von Babylon und der beginnenden Kassitenherrschaft, ist für Babylonien dunkel, um so mehr also für Elam. Wir benutzen diese Lücke, um hier die aus elamitischen Inschriften bekannten Könige aufzuzählen, die zum Teile derselben Zeit angehören, da sie hintereinander regiert haben. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie auch wirklich hier einzuschieben wären; es fehlt uns bis jetzt jeder feste Anhalt für ihre Einreihung. Alles, was wir sagen können, ist, daß sie nicht der letzten Periode der elamitischen Geschichte von 747 an abwärts angehören können, da wir für diese Zeit aus den babylonischen und assyrischen Nachrichten die elamitische Königsreihe aufstellen können. Der Ausweg, die Zeit der Inschriften aus dem Schriftcharakter zu bestimmen, ist sehr unzuverlässig, namentlich da wir uns als Maßstab nur der babylonischen Schrift, also der des Auslands, bedienen können. Danach würde man auf eine Zeit nach der Hammurabi-Dynastie, und vielleicht nicht allzuspät, schließen — aber mit allem Vorbehalte. Die Namen dieser Könige sind: Chumban-numena und sein Sohn Untash-gal, die aufeinander folgen. Eine andere Gruppe von Nachfolgern sind: Challudush-Inshushinak, sein Sohn Shutruk-Nachchunte und dessen beide Söhne Kutir-Nachchunte und Shilchak-Inshushinak. Die Inschriften sind im wesentlichen Bauinschriften. Als Beispiel möge eine genügen: „Ich bin Kutir-Nachchunte, Sohn von Shutruk-Nachchunte, der Mächtige, König von Anzan Shushunka. Chumban-numena baute den Tempel der Gottheit Kirirîsha in Liyan vor alters; von Grund aus riß ich ihn nieder, baute ihn von neuem auf. Die Namen meiner Gemahlin (oder Mutter) Nachchunte-upir und ihrer Kinder wurden aufgezeichnet, und nach unserm Willen weihte ich ihn der Gottheit Kirîsha als Heiligtum."

Die nächste Frage ist die nach dem Verhältnis der Kassiten zu Elam. Da die Kassiten über das medische Grenzgebirge her in Babylonien eingewandert, also durch dieselben Pässe gekommen sind, durch welche die Elamiten selbst ihre Einfälle machten, so dürften sich Schichten von ihnen auch in Elam abgelagert haben. Das Nächstliegende ist sogar anzunehmen, daß sie eine spätere Gruppe derselben Völkergemeinschaft gewesen sind, der die Elamiten selbst angehörten. Nichts spricht dagegen, daß ihre Sprache mit der elamitischen verwandt war; aber ein Nachweis ist mit unserm Material nicht möglich. Die Reste der Kashshu blieben im Gebirge sitzen, wo sie von Nebukadnezar I. (S. 21) und noch von Sanherib bekriegt worden sind (S. 68); zu Alexanders Zeiten werden sie als Kossaier erwähnt (vgl. Band IV, S. 127 unten). In Elam bei Susa wird ein Stamm der Kissier genannt: es ist möglich, daß auch hierin Reste der Kassiten, die in Elam sitzen geblieben waren, zu erblicken sind — nachweisbar ist es natürlich nicht. Es ist schwer, sich vorzustellen, daß Elam keine kassitische Eroberung gesehen hätte (die freilich, von der babylonischen getrennt, ihre eignen Wege gegangen sein müßte); doch bis jetzt haben wir keine Spuren davon. Solche würden auch schwieriger nachzuweisen sein, da ein kassitischer Name von einem babylonischen leicht zu unterscheiden ist, die elamitischen aber ein den kassitischen ähnliches Gepräge tragen — was übrigens auch auf Verwandtschaft der Völker hindeutet.

Zweierlei ist denkbar. Wenn Tashshigurumash, Kakrimes (S. 16) Vater, König von Elam gewesen ist, so hat sein Sohn zu diesem in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden, wie Rim-Sin

zu Kutur-Mabuk (vgl. oben, S. 13). Das würde ein riesiges Kassitenreich als Folge der ganzen Einwanderung voraussetzen: ein Gegenstück zu dem Mongolenreiche (vgl. S. 15 unten).

Oder: waren die Elamiten widerstandsfähiger, so braucht die Eroberung von Elam durch Kassiten noch nicht zu einer kassitischen Herrschaft geführt zu haben. Jedenfalls ist es dadurch zu keiner Vereinigung mit Babylonien unter kassitischen Königen gekommen. Der Agum Kakrime nennt Elam nicht; und später finden wir unter den Kassiten Elam mit Babylonien im Kriege. Kurigalzu, der Urenkel Assur-uballits, hat Kriege mit Elam geführt. Aus den Nachrichten geht deutlich hervor, daß Elam auch hier der Angreifende war: zuerst hat es Babylonien bedrängt, dann aber ist es, zunächst auf babylonischem Boden, geschlagen worden, bis es sogar zu einer Eroberung von Susa kam (vgl. das über die von Kurigalzu zurückgebrachte Inschrift auf S. 20 Gesagte). König von Elam war nach der Angabe der babylonischen Chronik, der wir Nachrichten über diesen Krieg verdanken, Churbatila. Es ist übrigens möglich, daß Babylon vor diesem Sieg in einer ähnlichen Lage war wie später Nebukadnezar I. (vgl. S. 22 oben): auch Kurigalzu nennt sich in seinen Inschriften nicht König, sondern nur Statthalter von Babylon. Ist auch zum Beginne seiner Regierung die Marduk-Statue in Elam gewesen und durch ihn von dort zurückgeholt worden, wobei dann die erwähnte Inschrift mitgebracht wurde?

Die nächste Nachricht verdanken wir derselben babylonischen Chronik. Während der Regierung von Bel-nadin-shum I. (S. 20) fiel Kidin-chutrutash, König von Elam, in Babylonien ein, eroberte Nippur und Dur-ilu, verwüstete das offne Land und schleppte die Bevölkerung in die Gefangenschaft; es ist dieselbe Zeit, wo Tukulti-Ninib Babylonien erobert (S. 50). Wir haben also wieder dasselbe Schauspiel, das uns aus der spätern Assyrerzeit so wohl bekannt ist: Babylonien als Beute Elams oder Assurs. Auch Kidin-chutrutash wird sich, wie Tukulti-Ninib, als Schutzherrn von Babylon betrachtet haben. Der Einfall wurde bald darauf wiederholt, „nachdem Ramman-shum-iddin zurückgekehrt war", wie die Chronik sagt. Wir werden uns das so denken müssen, daß Ramman-shum-iddin, der es mit Assyrien hielt und unter Tukulti-Ninib regierte, von Kidin-chutrutash angegriffen und entthront wurde, und daß der Assyrer ihm nicht zu helfen vermochte, weil gleichzeitig in Assyrien der Aufstand ausbrach (S. 51): also dasselbe Schauspiel, wie später unter Sanherib mit Assur-nadin-shum (S. 29 und 69). Wieder hatte unter diesem Einfalle Babylonien schwer zu leiden: wieder wurde das Land verwüstet und diesmal namentlich Isin geplündert (vgl. S. 20); auch die alte Königsstadt wird in Klagehymnen und Bußpsalmen neben Nippur, als von Elam verwüstet, mit Vorliebe genannt. Eine Angabe Nebukadnezars I. aus der ersten Zeit seiner elamitischen Kriege betrifft dieselben Ereignisse. Dort heißt es: der König von Elam, dessen Name dort nicht genannt ist, habe Ramman-shum-iddins Regierung ein Ende bereitet und seinen Sohn Kutur-nachundi zum König über Babylonien gemacht (dieser müßte also der Lehnsherr Ramman-shum-ußurs gewesen sein, der sonach unter elamitischer Oberhoheit regiert hätte); Kutur-nachundi habe das Land ausgesogen und gepeinigt. Einer seiner Nachfolger unternahm einen neuen Zug nach Babylonien, das unter Merodach-Baladan I. sogar Mesopotamien wieder errungen und sich von Elam frei gemacht hatte, und entthronte Bel-nadin-achi, den letzten König der Kassitendynastie (vgl. S. 21). Da dieser der Nachfolger des (um 1200) im Kampfe gegen Assyrien gefallnen Zamama-shum-iddin (S. 51) war, so darf man annehmen, daß er gegen Elam zu Assyrien gehalten hatte. Wieder hatte also Elam über Assyrien in dem herüber und hinüber wogenden Streite gesiegt.

Darauf folgt die Pashedynastie in Babylon und mit Nebukadnezar I. eine neue Selbständigkeit Babyloniens, das sich noch einmal über Assyrien erhoben hatte: die letzte Blüte des

Babyloniertums. Unter einem von Nebukadnezars Vorgängern, wahrscheinlich unter dem von ihm genannten Bel-nadin-achi, war die Mardukstatue nach Elam gebracht worden (vgl. S. 21 unten). Dem Babylonier fehlte damit der Herr des Landes, der dem König seine Krone erst verleihen konnte. Nach seinen Erfolgen im Westen ging Nebukadnezar daran, Elams Übermacht zu brechen und, wenn möglich, seinen Gott zurückzugewinnen. Wir haben Bruchstücke von mehreren Liedern, welche diese Kämpfe behandeln, sowie zwei Belehnungsurkunden, welche die Verdienste von Männern aufzählen, die sich in diesen Kämpfen auszeichneten. Das eine der Lieder ist das bereits erwähnte, das von der Entthronung Ramman-shum-iddins und Bel-nadin-achis und den über das Land gebrachten Leiden meldet (vgl. oben, S. 20). In seinem Verlaufe schildert es im Tone des Heldenlieds den ersten Kampf mit Elam, der nicht glücklich verlaufen zu sein scheint. Zwei andere behandelten dann den Zug, auf dem es zur Rückführung der Statue kam. Von den beiden Belehnungsurkunden erwähnt die eine auch ausdrücklich die Rückführung Marduks aus Susa; die andere schildert den Krieg mit Elam und berichtet, daß währenddessen der König von Elam, dessen Name nicht genannt ist, gestorben sei. Die Rückführung der Statue würde zunächst eine Eroberung von Susa voraussetzen. Es ist jedoch auch denkbar, daß bei jenem Thronwechsel der neue König sich beeilte, Frieden zu schließen und sie auslieferte; fast sieht es so aus: denn in den Siegesliedern (vgl. S. 22 oben) ist von einer Eroberung Susas keine Rede. Jedenfalls hatte Nebukadnezar sich selbst Elam gegenüber als selbständigen und ebenbürtigen Gegner gezeigt und durch die Zurückerlangung seines Gottes auch das äußere Zeichen der Lehnsabhängigkeit beseitigt. Nun konnte er sich wieder mit Fug und Recht König von Babylon nennen.

Der Erfolg Assyriens nach Nebukadnezar unter Tiglat-Pileser I. war nur von vorübergehender Dauer (vgl. S. 22 und 52 unten): Babylonien hat sich noch eine Zeitlang im Besitze von Mesopotamien behauptet, ist also wohl imstande gewesen, sich elamitischer Vormundschaft zu erwehren. An Nachrichten fehlt es uns gänzlich. Wir haben gesehen, daß dann unter den Nachfolgern der Pashebynastie ein Elamit als besondere Dynastie gerechnet wird (S. 23 oben), haben also ein neues Vordringen Elams festzustellen in derselben Zeit (um 1000), wo Babylonien und Mesopotamien allen möglichen Verheerungen preisgegeben waren und auch Assyrien der plündernden Horden der Aramäer und Suti sich nicht erwehren konnte (vgl. oben, S. 54).

b) Der elamitisch-assyrische Kampf um Babylonien; Elam als Rückhalt der Chaldäer.

Wenn wir nach der spätern Zeit urteilen, so liegt die Vermutung nahe, daß in der folgenden Zeit, wo meist chaldäische Fürsten auf dem Throne von Babylon saßen (Nabu-shum-ishkun und andere; vgl. S. 24), auch Elam seinen Einfluß geltend gemacht hat. Zunächst scheint es freilich nicht imstande gewesen zu sein, einzugreifen. Wir können nicht wissen, was die Ursache gewesen ist: ob innere Wirren oder eine Erschütterung von Osten her, oder beides — auf jeden Fall hat Salmanassar II., als er in Babylonien einschritt (S. 25), keinen Widerstand von seiten Elams gefunden. Seinen Nachfolger Shamshi-Ramman (vgl. auch S. 60) nennt es dann wieder als Bundesgenossen der Chaldäer, aber in einer Weise, die nicht seiner frühern und spätern Großmachtstellung entspricht. Nachher hören wir gar nichts mehr. Für eine Zeit der Ohnmacht würde auch sprechen, daß Salmanassar, als Schutzherr von Babylon, Geschenke aus Baktrien und Indien, besonders zweihöckrige Kamele und indische Elefanten, erhalten hat. Man wird daraus zu entnehmen haben, daß aus diesem alten Kulturlande, das durch Elams

25[illegible]66

Macht lange von Babylonien abgeschnitten worden war, Versuche gemacht wurden, mit dem Herrn Babyloniens (wieder, wie vielleicht in älteren Zeiten) Fühlung zu bekommen. Eine Neuerstarkung Elams hat diese Versuche im Keim erstickt, und so blieb jener ferne Osten außerhalb des Gesichtskreises der westlichen Völker (vgl. S. 42), bis er in der Perserzeit ein Rückhalt der Perser gegenüber dem Westen wird und Alexander die Verbindung wieder herstellt. Als Tiglat-Pileser auf dem Plan erschien, war Elam wieder erstarkt, Baktrien also noch unter elamitischer Herrschaft, und die Chaldäer fanden von nun an wie ehedem ihren Rückhalt bei den elamitischen Königen von Susa, die wieder abwechselnd mit den Assyrern die Schutz- oder Lehnsherren Babyloniens wurden. Es ist nur ein flüchtiges Streiflicht auf die Beziehungen zum Osten, den die indische oder baktrische Gesandtschaft uns ermöglicht. Sie genügt aber, um erkennen zu lassen, daß Elam wirklich (was aus seiner Lage und Kultur zu schließen ist) das Zwischenglied zwischen den Kulturländern Vorder- und Hinterasiens und der Vorgänger der Osthälfte des persischen Reiches gewesen ist.

Vor Tiglat-Pileser III. hat das mittlere assyrische Reich elamitisches Gebiet nicht berührt; am nächsten daran ist noch Rammannirari III. gekommen, der Ellipi unter seinen Tributärstaaten aufzählt (vgl. S. 60). Man darf aus alledem auf jeden Fall schließen, daß Elam im 9. und in der ersten Hälfte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts nicht nach Westen hinübergegriffen hat. Seit dem Regierungsantritte Nabonassars (747) und Tiglat-Pilesers III. (745) haben wir fortlaufende Angaben über die elamitische Geschichte. Die babylonische Chronik, die mit diesem Zeitpunkte beginnt (vgl. S. 26 unten und S. 60), spricht sich in ihrer einsilbigen Weise über die thatsächlichen Verhältnisse Babyloniens sehr klar aus, indem sie fortlaufend die Könige von Elam und von Assyrien und ihre Beziehungen zu Babylonien aufzählt. Sie verzeichnet nur Thatsachen und zieht nie auch nur die kleinste allgemeine Folgerung daraus. Der Schluß aber, der sich aus dem Überwiegen dieser Mitteilungen ergibt, ist aus den assyrischen Nachrichten von uns bereits erschlossen: die Folgezeit ist ein Kampf zwischen Elam und Assyrien um Babylonien. Es gibt zwei Parteien, eine assyrische, die im Könige von Assur, und eine chaldäisch-elamitische, die in dem von Elam den Schutzherrn Babylons sieht; und beiden trägt die Chronik Rechnung, indem sie über beider Regierungen berichtet.

743, heißt es, wurde Ummanigasch oder Chumbanigasch König von Elam; sein Vater hieß nach einer Angabe bei Assurbanipal Umbadara und war doch wohl auch sein Vorgänger auf dem Throne gewesen. Er regierte bis 717, wo sein Tod gemeldet wird. Tiglat-Pileser, der seit 745 die Schutzhoheit über Babylon ausübte, erwähnt ihn nicht; auch nicht, als er 729 den Chaldäer Ukin-zir vertrieb (vgl. S. 27). Man ist geneigt, anzunehmen, daß Chumbanigasch diesen wenigstens begünstigt hat, wenn er auch noch nicht imstande war, zu seinen Gunsten einzugreifen. Auch unter Salmanassar, der ja in Babylon unbestritten regierte, verlautet nichts von ihm. Dafür trat er aber bei dessen Tode zu gunsten seines Schützlings Merodach-Baladan in die Schranken. Merodach-Baladan wurde unter seiner Oberhoheit König von Babylon; und als Sargon diesen sofort zu vertreiben suchte, rückte Chumbanigasch in Babylonien ein und zwang bei Dur-ilu Sargon, das Gebiet von Babylon und Südbabylonien preiszugeben (vgl. oben, S. 28).

717—699 folgte Ischtar-chundu, wie die Chronik seinen Namen zurecht gemacht hat, oder Shutur-nachundi, wie ihn richtiger Sargon nennt. Als Sargon 710 von neuem gegen Merodach-Baladan vorging, begann er damit, die beiden Bundesgenossen zu trennen. Er wandte sich zuerst gegen Elam, unterwarf die Gegenden am untern Uknu (Kercha), eroberte die dort von Shutur-nachundi errichteten Grenzfestungen und besetzte die Grenzgebiete Lachiri, Pillatu u. a.

Merodach-Baladan schickte eilends Geschenke nach Elam und rückte mit seinem Heere nach der (den von Sargon besetzten Gebieten benachbarten) Provinz Jatbur am Uknu. Allein der Elamit „nahm sein Geschenk an, aber verbot ihm, weiter vorzurücken" und elamitisches Gebiet zu betreten. Das ist ein merkwürdiges Verhalten — gab er wirklich den Vasallen preis, um nicht den Krieg in sein Land zu bekommen, oder hatte vielleicht Merodach-Baladan vorher sich von ihm frei zu machen versucht? Auf jeden Fall wagte er nicht mehr in Babylonien selbst einzurücken und vermied den Kampf mit Assyrien; Sargon konnte die besetzten Grenzgebiete befestigen und zum Teil unter assyrische Verwaltung stellen. Auch bald darauf in den Thronstreitigkeiten in Ellipi (S. 67), als Nibe, einer der beiden Brüder, Hilfe bei Shutur-nachundi gesucht und dieser ihn in Elam eingesetzt hatte, wagte er nichts zu gunsten seines Schützlings zu unternehmen, als Sargon seinen Mann, Ispabara, dorthin zurückführte. Die Schlacht bei Dur-ilu mußte also doch wohl eine harte Lehre für Elam gewesen sein, und dem Heere Sargons wagte man ebensowenig mehr entgegenzutreten wie dem Tiglat-Pileser's.

Merodach-Baladan hatte nach seiner Vertreibung aus Bit-Jakin als Flüchtling eine Zuflucht in Elam gefunden (S. 28): man hatte ihn also nur mit dem Heere nicht dort haben wollen. Als Sargon gestorben war, wurde er durch ein elamitisches Heer nach Babylon zurückgeführt (703), jedoch sofort von Sanherib wieder vertrieben; in der Schlacht bei Kish waren es namentlich elamitische Truppen, die für ihn fochten. Wieder fand er in Elam Zuflucht und wurde wieder von dort unterstützt, als er von Bit-Jakin aus gegen Babylon vorrückte und Bel-ibni zwang, sich ihm anzuschließen und damit Elams Schutzherrschaft anzuerkennen. Sie wurden abermals von Sanherib hinausgetrieben (700). Vielleicht trugen diese Mißerfolge Shutur-nachundis dazu bei, seinem Bruder Challudush die Macht in die Hände zu spielen: dieser empörte sich im folgenden Jahre (699), setzte seinen Bruder gefangen und bestieg selbst den Thron (699—693). Wenigstens zeigt seine Regierung in der That ein energischeres Auftreten gegen Assyrien und Erfolge in Babylonien, die denen Sanheribs die Wage hielten. Im Jahre 694 unternahm Sanherib seinen Einfall in die an der großen Euphratlagune gelegnen, von flüchtigen Chaldäern aus dem „Meerlande" besiedelten elamitischen Provinzen (S. 29), während gleichzeitig Challudush in Nordbabylonien einfiel, Sippar eroberte und plünderte. Sanheribs Sohn Assur-nadinshum wurde gefangen nach Elam geführt (S. 69) und statt seiner Nergal-ushezib in Babylon auf den Thron gesetzt. Elam war durch diesen Zug also Lehnsherr von Nordbabylonien geworden, während der Süden noch in assyrischen Händen war.

Nergal-ushezib behauptete sich in Babylon gerade so lange, wie sein Beschützer regierte. Dieser muß in den folgenden 1½ Jahren Schwierigkeiten gefunden haben, wieder zu seinen Gunsten einzugreifen; denn die Assyrer drangen von Südbabylonien aus in sein Gebiet ein und nahmen ihn gefangen, ohne daß ein elamitisches Hilfsherr erschienen wäre. Die Erklärung dafür gibt vielleicht die Nachricht der babylonischen Chronik, daß fast gleichzeitig in Elam ein Aufstand zum Ausbruche kam, wodurch Challudush widerfuhr, was er seinem Bruder gethan hatte. Als Haupt des Aufstands wurde Kutur-nachundi, der dritte uns bekannte seines Namens, auf den Thron gehoben, konnte sich jedoch nur zehn Monate behaupten (692). Er war nur erst kurze Zeit auf dem Thron, als die Assyrer in Elam zu Lande, also von Nordbabylonien her, einrückten. Kutur-nachundi war in Madaktu, der den westlichen Teil von Elam beherrschenden Stadt, wagte aber keinen Widerstand und zog sich nach Chidalu, der Provinz und Stadt im Zagros, zurück. Da er Susa so ohne weiteres preisgab, so kommt man auf die Vermutung, er sei dort gar nicht anerkannt gewesen. Vielleicht war er Fürst von Madaktu, in ähnlicher Weise,

wie es besondere Fürsten von Chidalu gab, und mußte darum darauf verzichten, die Reichshauptstadt Susa zu besetzen. So erklärt es sich auch, warum er, der soeben durch einen Aufstand sich zum König erklärt hatte, kein Heer aufbringen konnte, womit er den Assyrern hätte entgegentreten können. Diese verwüsteten die westlichen Provinzen und nahmen einige Grenzgebiete, die schon von Sargon besetzt, aber dann wieder von Elam (unter Challudusch) zurückgewonnen worden waren, von neuem ein.

Der Mißerfolg konnte nicht dazu dienen, des neuen Königs Macht zu stärken. So fiel dieser schon drei Monate nach seiner Flucht aus Madaktu ebenfalls einem Aufstande zum Opfer, durch den Umman-menanu auf den Thron gehoben wurde. Dessen Regierung bedeutet wieder eine Zeit der Erfolge für Elam und damit der Unsicherheit des assyrischen Besitzes in Babylonien. Noch während das assyrische Heer in Elam stand, hatte in Babylon Mushezib-Marduk die Herrschaft an sich gerissen (S. 29), und dieser eilte, sich des elamitischen Schutzes zu versichern. Nordbabylonien war wieder, wie unter Challudusch, für Assyrien verloren. 691 versuchte Sanherib es zurückzugewinnen; allein Umman-menanu war stark genug, seine Versprechungen gegenüber Babylon zu erfüllen. Er erschien in Nordbabylonien; und in der Schlacht bei Chalule war der Erfolg zum mindesten so weit auf seiner Seite, daß Sanherib nach Assyrien zurückgehen mußte. Für die Beurteilung der Sachlage ist es weiter kennzeichnend, daß der Fall Babylons erst dann erfolgt ist (689), als Umman-menanu von einem Schlaganfalle getroffen wurde und daher verhindert war, zur Verteidigung Babyloniens auszuziehen. Die babylonische Chronik drückt das in ihrer lakonischen Weise deutlich aus, indem sie die Nachricht von der Eroberung Babylons zwischen der Mitteilung von Krankheit und Tod Ummanmenanus bucht: „Am 15. Nisan (689) rührte Umman-menanu, den König von Elam, der Schlag, sein Mund wurde ergriffen, und er war der Sprache nicht mächtig. Am 1. Kislev wurde die Stadt (Babylon) erobert. Am 17. Adar starb Umman-menanu."

Sein Nachfolger war Chumbachaldasch I. (689—681). Er regierte während der letzten acht Jahre Sanheribs, wo in Babylon nach dem Ausdrucke der Chronik „kein König war" (S. 30). Wir haben keine Nachrichten von Sanherib aus dieser Zeit, und die Chronik meldet nur, daß wenige Monate vor der Ermordung Sanheribs (681) Chumbachaldasch am Fieber gestorben ist.

Auf ihn folgte Chumbachaldasch II. (681—676); seine Regierung fällt in die ersten sechs Jahre Assarhaddons. Es wird zunächst nichts von Verwicklungen mit Assyrien berichtet; ja in dem Verhalten gegen den König des „Meerlands", Nabu-zir-kitti-lischir (S. 69 unten), darf man wohl das Bemühen um ein gutes Einvernehmen mit Assyrien und den ausdrücklichen Verzicht auf jeden Anspruch auf Babylonien sehen. Vielleicht ist auch so eine Nachricht der babylonischen Chronik zu erklären, daß 680 die Götter von Dur-ilu und dem (babylonischen) Dur-Sharrukin (nicht zu verwechseln mit der Residenz Sargons: S. 67) in ihre Städte gekommen seien. Es handelt sich doch kaum um etwas anderes (namentlich da von Dur-ilu die Rede ist) als um die Götterstatuen, die (vermutlich von Challudusch) nach Elam gebracht worden waren und jetzt von Chumbachaldasch zurückgeschickt wurden. Allein das gute Einvernehmen hat nicht lange gedauert; bereits sechs Jahre später (674) meldet die Chronik lakonisch wie immer: „Der König von Elam zog in Sippar ein und veranstaltete ein Blutbad." Näheres wird nicht berichtet (vgl. S. 70); Assarhaddon schweigt natürlich ebenso, wie Sanherib über das gleiche Mißgeschick 18 Jahre früher. Über etwaige Anknüpfungen von Beziehungen zu babylonischen Aufständischen weiß man also nichts. Bald darauf starb Chumbachaldasch, „ohne krank zu sein, in seinem Palaste"; damit war Assyrien wieder einen gefährlich gewordnen Gegner los.

Urtaki, der Bruder und Nachfolger des Verstorbnen, scheint von Anfang an ebenfalls um gutes Einvernehmen mit Assarhaddon, der sicher auch froh war, hier einen ruhigen Nachbar zu gewinnen, sich bemüht zu haben. Für das nächste Jahr bereits meldet die babylonische Chronik die Ankunft der Götterstatuen von Agade, der Schwesterstadt von Sippar, aus Elam. Es handelt sich offenbar um solche, die von Chumbachaldasch im Jahre vorher mitgeschleppt worden waren und jetzt zur Besiegelung der Freundschaft ausgeliefert wurden. Die von Assurbanipal gemeldete Hungersnot (S. 70), während der von Assyrien geduldet wurde, daß notleidende Elamiten eine Zuflucht auf assyrischem Gebiete suchten, um dann dieses „Eigentum" zurückzuschicken, ist alles, was wir sonst noch aus dieser Zeit wissen. Daß im übrigen Assarhaddon nicht nur auf den guten Willen Elams vertraute, sondern auch auf wirksame Sicherung des Friedens bedacht war, beweist die Grenzwache, die er mit der Gewinnung der Gambuli dort einzurichten suchte. Der Friede dauerte, solange Assarhaddon lebte; durch die Wiedererrichtung eines Königreichs Babylon war aber dem Elamiten die beste Gelegenheit geboten, die alten Absichten auf Babylonien wieder zu verwirklichen. Urtaki rückte in Nordbabylonien ein, um im Einverständnisse mit dem Scheich der Gambuli, dem also die ihm zugedachte Rolle nicht mehr behagte, und einem babylonischen Fürsten gegen Babylon selbst vorzugehen. Von einer Gegenwehr Shamasch-shum-ukins wird nichts erwähnt: Assurbanipal als Schutzherr Babylons, gerade wie umgekehrt früher die Elamiten Chumbanigasch und Umman-menanu, schritt gegen Urtaki ein und zwang ihn, Babylonien zu räumen. Nach Elam ging er nicht vor; daraus darf man folgern, daß die seinerzeit von Sargon und Sanherib besetzten Grenzgebiete längst wieder aufgegeben waren (vgl. S. 75).

Urtaki ist bald darauf (wohl noch vor 665) gestorben. Sein Tod hat die Veranlassung zu einer Einmischung Assyriens in die elamitischen Verhältnisse geboten. Hiermit beginnt die Reihe der Kriege, die zur Vernichtung Elams führen sollten. Urtaki ist keines natürlichen Todes gestorben; Assurbanipals Inschriften geben aber vor lauter Phrasen über die Elendigkeit seines gewaltsamen Todes nicht dessen Art an. Er wurde von seinem Bruder Teumman gestürzt (wir können also das Nähere leicht vermuten); und dieser mußte verfahren wie viele orientalische Herrscher in gleicher Lage; er mußte suchen, alle Söhne seiner Brüder umzubringen, um nicht eines Tages desselben Schicksals von ihnen gewärtig zu sein. „Er setzte sich wie ein Teufel auf den Thron", schreibt Assurbanipal. Den Söhnen seiner beiden Vorgänger und Brüder Chumbachaldasch und Urtaki gelang es aber, mit sechzig andern Mitgliedern des Königsgeschlechts und einer Begleitung von Anhängern ihrer Partei nach Assyrien zu entkommen, wo sie um Assurbanipals Schutz und Rückführung in die Heimat baten. Teumman verlangte die Auslieferung der Flüchtlinge und wurde, als diese verweigert wurde, immer dringender, indem er allmonatlich gröbere Briefe schickte (ein schweres Vergehen gegen die Gesetze diplomatischer Höflichkeit zwischen gleichgestellten Höfen) und dabei nicht unterließ, zu einem Einfall in Babylonien zu rüsten. Er scheint zu dieser Zeit einen epileptischen Anfall gehabt zu haben, der Assurbanipal als eine Mahnung der Götter erscheint, den Elamiten aber doch nicht abhielt, seine Drohungen wahr zu machen und sich gegen das assyrische Gebiet in Bewegung zu setzen. Wie weit er gekommen sein mag, ist nicht klar. Assurbanipal mußte jetzt selbst Ernst machen. Nach dem Apparat von Entrüstung, Vorzeichen und Gebeten, den er bei dieser Gelegenheit aufbietet, hat man den Eindruck, als wäre es ihm sehr schwer geworden, ein Heer gegen Elam ins Feld zu stellen. Schließlich blieb ihm aber doch nichts übrig, und er besetzte schleunigst Dur-ilu, um so den Weg nach Babylonien zu sperren.

Teumman scheint auf keinen Widerstand gerechnet zu haben; denn nun wagte er nicht, seine Grenze zu verteidigen, sondern wich vor dem assyrischen Heer nach Susa zurück. Assurbanipal rückte bis an den Ulai, wie von den Assyrern der Karun und seine Zuflüsse genannt wurden (hier handelt es sich um den Shawur, an dessen Ostufer Susa lag), und schlug bei Tullis vor den Mauern Susas das elamitische Heer, das ihm hier im offenen Feld entgegentrat (s. die beigeheftete Tafel „Die Schlacht Assurbanipals gegen Teumman von Elam"); Teumman fiel auf der Flucht.

Nun konnte Assurbanipal einen der geflohnen Prinzen, Ummanigash, wie die assyrische Wiedergabe des Namens Chumbanigash (II.) lautet, einen der Söhne Urtakis, in Susa einsetzen. Ebenfalls im Kampfe hatte Ishtar-nachundi, d. h. Shutruk-nachundi, der in Chidalu als selbständiger König geherrscht hatte, und in dem wir wohl einen Sohn Teummans zu sehen haben, seinen Tod gefunden. An seine Stelle wurde Tammaritu, ein anderer Sohn Urtakis, von Assurbanipal eingesetzt, dem ein solches Verhältnis nach dem Grundsatze divide et impera nur willkommen sein konnte. Bestand doch das Gleiche zwischen ihm und seinem Bruder in Babylon.

So stand Elam unter assyrischem Einfluß: ein noch nie errungner Erfolg Assyriens, aber ein Verhältnis, dessen Abschüttelung dem neuen König erwünscht sein mußte. Als daher der von seinem Bruder abfallende Shamash-shum-ukin anfing, Bundesgenossen zu werben und Chumbanigash „Geschenke" schickte, d. h. seine Schutzhoheit erbat und anerkannte, war dieser schnell bereit, aus einem „Beschützten" ein Schutzherr zu werden und den Einfluß Elams auf Babylonien herzustellen. Vergeblich verlangte Assurbanipal Auslieferung der Unterhändler Shamash-shum-ukins: der Elamit gewährte die erbetne Hilfe und marschierte nach Babylonien. Allein zur rechten Zeit für Assurbanipal brach im Rücken des Heers eine Empörung aus. Tammaritu[1], ein Sohn von Chumbanigash, eines vierten Bruders von Chumbachaldash II., Urtaki und Teumman, ließ sich zum König ausrufen; und Chumbanigash traf das Los seiner Vorgänger: er wurde mit seiner Familie niedergemacht. Weitern Vorteil hatte Assurbanipal indessen vorläufig nicht davon; denn auch Tammaritu hielt nach elamitischer Überlieferung die Herrschaft über Babylonien für begehrenswerter als das Beherrschtwerden durch Assyrien. Auch er schickte Shamash-shum-ukin ein Heer zu Hilfe und begann, wie wir sogleich sehen werden, in Südbabylonien Verbindungen anzuknüpfen. Sein Heer bedrohte bereits Nippur, und der Stamm der Puqudu (S. 76) stand im Begriffe, sich ihm anzuschließen, als ihm dasselbe geschah wie seinem Vorgänger. Auch er fiel einem Aufstande zum Opfer, dessen rechtzeitiger Ausbruch die Vermutung nahelegt, daß Assurbanipal sich nicht nur auf die auch bei dieser Gelegenheit betonten Gebete zu seinen Göttern verlassen, sondern auch sonst ein wenig nachgeholfen hat. Tammaritu war indessen glücklicher als seine Vorgänger: es gelang ihm, zu entfliehen; er floh — zu Assurbanipal und fand thatsächlich Aufnahme bei ihm.

[1] Nicht, wie man gewöhnlich glaubt: der vorher in Chidalu eingesetzte Sohn Urtakis. Der Stammbaum sieht vielmehr so aus:

Chumbachaldash I.

Chumbachaldash II., König (681—676)	Urtaki, König (um 670)	Teumman, König (etwa 665—655)	Chumbanigash
Kudurru; Paru.	Chumbanigash II., König (um 655); Ummanappa; Tammaritu, König in Chidalu nach Shutruk-nachundi.	? Shutruk-nachundi, König in Chidalu.	Tammaritu, König nach Chumbanigash II.

Die Schlacht Assurbanipals gegen Teumman von Elam.

Erklärung des umstehenden Reliefbruchstücks.

Links: Elamiten fliehen einen Berg hinab, oben verfolgende Assyrer. Unterste Reihe: fliehender elamitischer Streitwagen, dessen Insasse die Hände um Gnade bittend erhoben hat; rechts davon Bogenschützen im Kampfe, weiter rechts zusammenbrechender elamitischer Reiter. Mittlere Reihe: elamitische Streitwagen auf der Flucht, von Assyrern verfolgt. Obere Reihe rechts: die Köpfe der Erschlagenen werden zusammengebracht und von Schreibern gebucht. Links davon Streitwagen in vollem Laufe nach links, mit Assyrern besetzt, deren einer einen Kopf in der Hand hält. Darüber vierzeilige verstümmelte Inschrift: „Den Kopf Teum[mans, Königs von Elam], den in der Schlacht einer von meinen Soldaten [abgeschlagen hatte] ließ ich zur [freudigen Kunde] eilends nach [Assyrien bringen]." — Aus Assurbanipals Berichten über den Zug gegen Elam: Auf meinem siebenten Zuge marschierte ich gegen Teumman, König von Elam, der wegen Ummanigash, Ummanappa, Tammaritu, der Söhne Urtakus, Königs von Elam, und wegen Kudurru und Paru, der Söhne von Ummanaldash, des Bruders Urtakus, des Königs von Elam, seine Großen geschickt hatte, um ihre Auslieferung zu erlangen. Und als ich die Auslieferung dieser Leute, die sich zu mir geflüchtet und meine Füße ergriffen hatten, verweigerte, hatte er durch Umbadara und Nabu-mudammiq allmonatlich vermessene Worte an mich geschickt, indem er in Elam inmitten seiner Truppen sich blähte. Ich vertraute auf Ishtar, die mir Mut verlieh, seinem unverschämten Verlangen gab ich nicht statt, lieferte ihm jene Flüchtlinge nicht aus. Teumman sann auf Böses, aber Sin (der Mondgott) ersann gegen ihn schlimme Vorzeichen. [Folgt die Erzählung des Omens.] Das bedeutete das Ende der Regierung Teummans und den Untergang seines Landes . . . Zu gleicher Zeit betraf ihn Unheil. Seine Lippe verzerrte sich, sein Auge verdrehte sich, ein Bluterguß (?) fand darin statt. Trotz dieses Unheils, das Assur und Ishtar über ihn verhängt hatten, ging er nicht in sich, sondern bot seine Truppen auf. Im Monat Ab, dem Monat des Erscheinens des „Bogensternes", am Feste der hehren Königin, der Tochter Bels (d. i. Ishtar von Arbela), als ich, um ihrer großen Gottheit zu dienen, mich in Arbela aufhielt, brachte man mir von dem Ausrücken des Elamiten, daß er den Göttern zum Trotz ausgezogen war, folgende Kunde: „Teumman hat gesagt, indem Ishtar ihm den Verstand geraubt: „„Ich will nicht aufhören, zu ziehen, bis ich mit ihm gekämpft habe."" Wegen dieser vermessenen Worte Teummans wendete ich mich an die Fürstin Ishtar, trat vor sie, warf mich vor ihr nieder, betete zu ihrer Gottheit, indem meine Thränen rannen: „Herrin von Arbela, ich bin Assurbanipal, König von Assur, das Geschöpf deiner Hände. [Als] Dein Vater zur Erneuerung der Tempel Assyriens und Vollendung der Städte Babyloniens [mich berief], habe ich für deine Tempel Sorge getragen, bin gegangen, [deine Gottheit] zu ehren. Jener aber, Teumman, der König von Elam, . . . (Lücke). Nun aber, du o Herrin der Herrinnen, Göttin des Kampfes, Herrin der Schlacht, Königin der Götter, die du vor Assur, deinem Vater, Fürsprache einlegst, . . . (Lücke). [Teumman] hat seine Truppen aufgeboten, sich zur Schlacht bereitet, seine Waffen bereitet, um nach Assyrien zu ziehen. Darum, du o Herrin, Kriegerin der Götter, wie . . . zersprenge ihn in der Schlacht, laß über ihn kommen bösen Sturm." Meine flehentlichen Klagen erhörte Ishtar; „fürchte nichts", sprach sie, ermutigte mich. „Deinen Händen, die du zu mir erhoben, deinen Augen, die mit Thränen gefüllt sind, habe ich Gnade gewährt." Mitten in jener Nacht, wo ich zu ihr gebetet hatte, da schlief ein Seher und sah ein Traumgesicht, eine nächtliche Erscheinung ließ ihn Ishtar sehen, und er erzählte mir: „Ishtar, die in Arbela wohnt, trat ein, rechts und links hingen ihr Köcher, sie hielt einen Bogen in der Hand, hatte ein scharfes Schwert zum Kampfe gezückt. Du standest vor ihr, und sie sprach wie eine Mutter mit dir. Es sagte zu dir Ishtar, die Hehre der Göttinnen, indem sie dir verkündete: „Wenn du zu kämpfen trachtest: wohin du dein Antlitz richtest, werde ich ziehen." Du aber sagtest zu ihr: „Wohin du gehst, Herrin der Herrinnen, werde ich mit dir gehen." Sie sprach darauf zu dir: „Hier sollst du bleiben. Bei Nebo iß Speise, trink Wein, mache Musik, ehre meine Gottheit, während ich gehe, jene Sache erledige und den Wunsch deines Herzens erfülle. Dein Antlitz soll nicht erbleichen, deine Füße nicht zittern, deine Kraft nicht ermatten im Kampfe." An ihrem Busen hegte sie dich, umfaßte deine ganze Gestalt, in ihrem Antlitz loderte die Zornesflamme auf, deine Feinde zu besiegen, ging sie hinaus, gegen Teumman, König von Elam, dem sie zürnte, wendete sie sich." Im Elul, dem Monat der Göttinnen, dem Feste Assurs, des Hehren, dem Monat Sins, der Leuchte von Himmel und Erde, vertraute ich auf das Orakel des strahlenden Nannar (der Mondgott Sin) und den Bescheid der Ishtar, meiner Herrin, der unfehlbaren, und bot meine kampfesmutigen Krieger auf, die auf das Geheiß von Assur, Sin und Ishtar sich in den Kampf stürzten. Gegen Teumman, König von Elam, zog ich, der mir entgegen ein festes Lager aufgeschlagen hatte. Als er aber hörte, daß ich in Dur-ilu (die nordbabylonische Stadt, wo die Straße nach Elam mündet) eingezogen war, ergriff ihn Schrecken. Er fürchtete sich und ging zurück nach Susa. (Lücke) . . . den Ulai hatte er zu einer Verteidigungslinie gemacht. . . . im Vertrauen auf Assur und Marduk, die großen Götter, die mich ermutigten, auf jene Vorzeichen hin, schlug ich ihn bei der Stadt Tullis, mit den Erschlagenen sperrte ich den Ulai, mit ihren Leichen füllte ich wie mit Gesträuch und Kraut die Umgebung von Susa. Das Haupt Teummans, Königs von Elam, hieb ich inmitten seiner Truppen ab. Der Schrecken Assurs und Ishtars warf Elam nieder, es unterwarf sich meinem Joche. Ummanigash, der geflohen war, meine Füße ergriffen hatte, setzte ich auf seinen Thron.

Der neue König war Indabigaſh, kein Mitglied der Königsfamilie (648—647). Er bemühte ſich zunächſt um ein gutes Einvernehmen mit Aſſyrien und enthielt ſich eines Eingreifens in die babyloniſchen Verhältniſſe. Er ſah zu, wie Shamaſh-ſhum-ukin ſein Schickſal ereilte (648; vgl. S. 30). Indeſſen auf die Dauer war dann ein Vermeiden von Verwickelungen nicht möglich; und wie ſo oft war diesmal das „Meerland" die Veranlaſſung. Dorthin hatte Aſſurbanipal ein Heer geſchickt, welches das Einrücken eines elamitiſchen Heers, das Chumbanigaſh ſeiner Zeit geſchickt hatte, verhüten ſollte: „zum Schutze des Landes", wie er ſagt. Der damalige König Nabu-bel-ſhumate, ein Enkel Merodach-Baladans, mußte ſich wohl oder übel dieſen „Beſchützern" fügen und ſeine eignen Truppen mit ihnen vereinigen. Es gelang ihm jedoch dadurch thatſächlich, die Macht in die Hände zu bekommen. Er zwang den Statthalter von Ur, ſich ihm anzuſchließen, und ſpielte die aſſyriſchen Truppen den Elamiten, wohl unter Tammaritu, in die Hände. Das alles war etwa 651—649 geſchehen. Nach der Einnahme von Babylon floh Nabu-bel-ſhumate, als die Aſſyrer den Süden wieder beſetzten, der Überlieferung ſeines Hauſes gemäß nach Elam, wo mittlerweile Indabigaſh König geworden war. Dieſer hatte die aſſyriſchen Truppen, die ſeinem Vorgänger ausgeliefert worden waren, nach Aſſyrien zurückgeſchickt, weigerte ſich aber, jetzt Nabu-bel-ſhumate preiszugeben. Darauf drohte Aſſurbanipal mit dem Krieg; und es kam zu einem Aufſtande, durch den an Indabigaſhs Statt Ummanaldaſh oder Chumbachaldaſh III., Sohn eines ſonſt nicht ſichern Attametu, auf den Thron gehoben wurde. Allein auch dieſer verweigerte die Auslieferung und damit die Aufgabe der elamitiſchen Anſprüche auf das Meerland. Wieder kam es zu einem Aufſtand eines Ummanigaſh oder Chumbanigaſh, Sohn eines nicht weiter bekannten Amedirra. Allein diesmal waren Aſſurbanipals Gebete nicht ſo wirkungskräftig, wie in den drei vorhergehenden Fällen: Ummanaldaſh behauptete ſich. Aſſurbanipal blieb, wenn er Südbabylonien ſicherſtellen wollte, nichts übrig, als vom Beten und Intriguieren zum Handeln überzugehen: er rückte in Elam ein und beſetzte die Grenzfeſtung Bit-Imbi. Ummanaldaſh hatte noch ſeine innern Angelegenheiten kaum ordnen können und war daher nicht imſtande, den Weſten und Madaktu zu halten; er zog ſich „ins Gebirge", alſo nach Chidalu, zurück.

Es ſcheint, als ob auch vom „Meerlande" gegen Elam aus vorgegangen worden iſt: ein König von Bubilu, dem öſtlichen Teile Elams, Umbachabua, der ſich in den voraufgehenden Wirren dort ſelbſtändig gemacht hatte (alſo ein ähnlicher Fall, wie wir es in Chidalu geſehen haben), gab ebenfalls Land und Hauptſtadt preis und zog ſich auf eine Inſel zurück, wo er allerdings vor den Aſſyrern ſicher war.

Somit war das Land in der Gewalt der Aſſyrer, und Aſſurbanipal ſetzte dort als ſeinen Mann den zu ihm geflohnen Tammaritu wieder ein. Allein kaum war das geſchehen und das aſſyriſche Heer auf dem Rückzug, als ſich Tammaritu, der ſonſt wohl ſeinen Thron wanken ſah, gezwungen fand, ſofort die Waffen gegen ſeine „Wohlthäter" zu ergreifen. Zwar ſpricht Aſſurbanipal hierauf von einer zweiten Unterwerfung Tammaritus und einer Plünderung und Verwüſtung Elams; allein nach der ſonſtigen Art und Weiſe aſſyriſcher Kriegsberichte zu urteilen, iſt das nichts als das beſchönigende Phraſenwerk für einen erzwungnen Rückzug. Damit war die aſſyriſche Diplomatie von der elamitiſchen vorerſt einmal überliſtet.

Aſſurbanipals Nachrichten über die Folgezeit ſind unklar. Er ſagt, daß Tammaritu geſtürzt worden ſei; offenbar iſt das aber erſt nach dem Abmarſche der Aſſyrer geſchehen, nicht vorher: der neue König iſt nicht von Aſſurbanipal eingeſetzt worden. Es war Ummanaldaſh oder Chumbachaldaſh III.; dieſer war zum zweitenmal aus Chidalu zurückgekehrt und hatte

Tammaritu entweder selbst verjagt oder von seinen Anhängern verjagen lassen. Tammaritu ist auf jeden Fall nach Assyrien geflohen. Hier hat er, in wenig ehrenvoller Haft gehalten, an Assurbanipals Hofe später mit seinem Gegner und Schicksalsgenossen Ummanaldasch die Aufzüge Assurbanipals verherrlichen müssen.

Nachdem sich Ummanaldasch auf dem Throne befestigt hatte, vertrieb er die assyrische Besatzung aus Bit-Imbi. Darum mußte Assurbanipal wohl oder übel von neuem zu den Waffen greifen. Er besetzte Bit-Imbi und die Grenzprovinz Raschi. Ummanaldasch gab den Westen mit Madaktu preis und setzte sich hinter dem Idibe, dem Ab-i-Diz, bei Susa fest. Das assyrische Heer zögerte lange, diese feste Stellung anzugreifen, und begnügte sich anfangs, das freigegebne Land zu durchziehen und alle festen Plätze zu besetzen. Endlich, nach vielem Befragen der Traumdeuter, wagte man es doch — ohne Widerstand zu finden. Die Ursache davon wird verschwiegen. Ummanaldasch hatte sich wieder nach Chidalu zurückgezogen und Susa ebenfalls preisgegeben. Die alte Hauptstadt wurde geplündert und verwüstet, der heilige Hain entweiht, Tempel und Königsburg ausgeraubt und zerstört. 20 Götter- und 36 Königsstatuen (vgl. Assarhaddon in Memphis; S. 73) wurden nach Assyrien geschleppt und die Gräber der elamitischen Könige verwüstet. Die Statue der Nana, die 1635 Jahre vorher von Kutur-nachundi aus Uruk weggeschleppt worden war — eine Angabe, die uns mehrfach beschäftigt hat (S. 20 und 95) — wurde damals nach Uruk zurückgebracht. Man fand ein Orakel, das die Nana angeblich damals gegeben hatte; es lautete: „Assurbanipal wird mich aus dem feindlichen Elam zurückführen." So hatte Nana 1635 Jahre die Regierung ihres Befreiers vorausgesagt: ein Beitrag zur Geschichte des Orakelwesens. Wenn einstmals die Ausgrabungen in Susa tiefer gehen werden als bisher, wird man vielleicht jene Verwüstungen Assurbanipals beklagen, weil dadurch (ähnlich wie in Babylon infolge der Zerstörung durch Sanherib) die Ergiebigkeit an Denkmälern der ältern Zeit leiden muß. Vorläufig aber verdanken wir dieser Eroberung die Schilderung des alten Kulturmittelpunkts, der oftmals eine weitere Welt beherrscht hat als selbst Babylon; sein Ansehen war Ursache, daß hierher der Regierungssitz der spätern, auch nach Osten hinübergreifenden Weltmonarchie verlegt worden ist.

Die Aufgabe des assyrischen Heers war damit erfüllt. Eine assyrische Provinz hier einzurichten, versuchte man nicht; das hätte wohl endlose Aufstände gegeben. So zog das Heer wieder ab. Ummanaldasch konnte sein verwüstetes Land von neuem in Besitz nehmen und nach Madaktu zurückkehren. Seine Widerstandskraft jedoch war gebrochen. Als jetzt Nabubel-shumates Auslieferung abermals verlangt wurde, sagte er sie zu; das betreffende Schreiben besitzen wir noch. Allein der Nachkomme Merodach-Baladans befreite ihn von dieser Notwendigkeit, indem er sich mit seinem Waffenträger gleichzeitig den Tod gab. So konnte Ummanaldasch nur seinen eingesalznen Leichnam nach Ninive schicken; hier hat Assurbanipal noch den toten Feind mißhandelt, wie er es mit dem lebenden gethan hätte. Ummanaldasch hatte damit seine Unterwerfung ausgesprochen. Deshalb fand er assyrische Unterstützung gegen einen Gegner, der offenbar von der assyrienfeindlichen Partei gegen ihn aufgestellt worden war. Es war Pa'e. Eine Zeitlang behauptete sich dieser gegen ihn, konnte jedoch auf die Dauer den assyrischen Drohungen und dem Angriff Ummanaldaschs nicht Widerstand leisten und begab sich wie Tammaritu nach Ninive.

Ummanaldasch selbst konnte sich nicht allzu lange als assyrischer Lehnsmann halten. Er verfiel dem Geschicke, das alle Könige in seiner Lage hatten (vgl. Palästina; S. 80): er stand zwischen zwei Parteien, deren eine zum Abfall von Assyrien drängte, und deren andere mit assyrischer Hilfe jeden Erfolg eines solchen Abfalls vereitelte. Sobald als er anfing, in seinem

Gehorsame gegen Assurbanipal lau zu werden, brach wieder auf „Geheiß" der assyrischen Götter, d. h. auf assyrisches Anstiften, der zu erwartende Aufstand der assyrischen Partei aus. Ummanaldasch mußte sich vor dieser auf einen Berg flüchten, doch wohl in der Nähe der assyrischen Grenze; hier ward er durch assyrische Truppen aufgehoben und nach Ninive gebracht. Dort waren nun die drei Nebenbuhler Tammaritu, Pa'e und Ummanaldasch zusammen und wurden von Assurbanipal benutzt, um sie als seine Diener zur Verherrlichung seiner Aufzüge aufzuführen.

Das ist etwa um 635 geschehen. Von Elam erfahren wir nun nichts mehr. Wer der Nachfolger gewesen ist, den die aufständischen Unterthanen zu ihrem Könige gemacht haben, sagt Assurbanipal nicht; man ist geneigt, daraus zu folgern, daß ihm Elam durch den Aufstand doch entschlüpft ist. Übrigens haben wir uns bereits der Zeit genähert, wo Elam doch wieder als Gegner aufgetreten wäre: seit dem Jahre 626 war Babylon von neuem in chaldäischen Händen.

C. Der Übergang der elamitischen in die medische Geschichte.

Das alte Spiel hätte sicher wieder begonnen, wenn uns nicht etwas anderes entgegenträte. Nicht mehr Elam ist es, mit dessen Hilfe Nabopolassar sich in Babylon zu behaupten sucht und gegen Assyrien vorgeht, sondern die Meder. Das ist zwar der Sache nach eine große Veränderung, aber es ist doch auch wieder die Fortsetzung der alten Politik: diese Meder sind einfach an die Stelle der Elamiten getreten. Man kann höchstens etwa 20 Jahre zwischen die Zeit setzen, wo Ummanaldasch nach Ninive gebracht wurde, und die, wo sich Nabopolassar mit den Medern ins Einvernehmen setzte — wenn er nicht überhaupt von Anfang an von diesen gestützt worden ist. Wenn man das berücksichtigt, so fragt man sich unwillkürlich, ob nicht Ummanigasch überhaupt der letzte König von Elam gewesen ist, und ob sich nicht Assurbanipals merkwürdiges Stillschweigen über die weitern elamitischen Verhältnisse daraus erklärt, daß nunmehr das Land den Indogermanen verfallen war? Wenn man bedenkt, wie bereits Assarhaddon durchaus nicht so sorglos diesen gegenübergestanden hatte, wie er es nicht verschmähte, mit dem einen dieser neuen Völker, den Aschkuza, Bündnisse gegen die beiden andern, die Kimmerier und Meder, zu schließen (vgl. S. 72), so liegt die Vermutung nahe, daß Assurbanipal selbst sehr bald eingesehen haben mag: er selbst habe diesen gefährlichen Gegnern das Land in die Hände gespielt, dessen Macht er mit so vielen Anstrengungen niedergeworfen. Das Ergebnis der Beseitigung eines Ummanigasch war eben das gewesen, daß er hier plötzlich frische Feinde zu Nachbarn bekam, die bald die Politik ihrer Vorgänger aufnahmen, indem sie ihrem Schützling in Babylon gegen Assyrien emporhalfen und ihn bald zu einem ebenbürtigen Gegner machten. So wie in Urarthu (vgl. S. 66) hatte auch hier Assyrien den natürlichen „Puffer" selbst beseitigt.

Elam ist also unserer Auffassung zufolge bald nach den letzten Nachrichten Assurbanipals in die Hände der Meder geraten und durch eine indogermanische Bevölkerung besetzt worden. Unter der kurzen Dauer der Mederherrschaft hat es keine hervorragende Rolle gespielt. Dann ist es aber von Kyros sogleich wieder zum Herrschersitz erhoben worden; und Susa wurde damit die Hauptstadt des Orients, nach der sich nun aller Blicke wandten. Davon Ausführlicheres in der medisch-persischen Geschichte, S. 137).

D. Rückblick auf die innern Zustände Elams.

Waren wir schon für die politische Geschichte Elams fast ausschließlich auf die wenigen Nachrichten angewiesen, die wir aus den Verwicklungen mit Babylonien und Assyrien entnehmen können, so gilt das von allen innern Zuständen um so mehr. Solange nicht elamitische

Quellen mit einiger Fülle für uns fließen, kann auch nicht einmal eine lückenhafte Vorstellung der Lebensverhältnisse dieses von babylonischer Kultur beeinflußten Landes gewonnen werden. Ein paar zufällig von Assurbanipal erwähnte Einzelheiten kennzeichnen gewisse Erscheinungen seiner Zeit; aber wie sich diese zu den frühern Zeiträumen verhalten, wann dort höhere Errungenschaften der Kultur durch neue Einwanderungen vernichtet worden sind, wie sich wieder aus den alten Resten neue Ansätze entwickelt haben, wie die neuen Bevölkerungsschichten den Weg der ältern gegangen sind, um wieder neuen Platz zu machen, und besonders inwieweit hierin die Kulturverhältnisse mitwirkend in Anschlag zu bringen seien, das alles kann aus wenigen Königsnamen und einigen Kriegsberichten nicht erschlossen werden.

Im allgemeinen haben wir uns die elamitischen Errungenschaften als Nachahmungen oder Entlehnungen der babylonischen Kultur vorzustellen; wie die Schrift das erkennen läßt, so die wenigen Kunstwerke, deren Stil und Technik sich in allem den babylonischen anschließt: wenn nicht einige Einzelheiten der Tracht wären, so könnten z. B. die Skulpturen von Mal-Amir ebensogut für babylonische hingehen. Auch das Bauwesen verrät in Stoff und Form babylonischen Ursprung: eine elamitische Befestigung ist im wesentlichen nach denselben Grundsätzen gebaut wie eine babylonische. Von einem Tempelbau, wo etwa Anknüpfung an einheimische, gegebne Verhältnisse und Bedürfnisse zu erwarten wäre, wissen wir noch nichts. Das elamitische Hauptheiligtum zu Susa lehrt uns Assurbanipal kennen (vgl. S. 76 unten). Abweichend von babylonischen Tempeln ist es ein heiliger Hain, dessen Inneres kein Unberufener betreten darf; in seinem Dunkel erteilt die Göttin ihre Orakel. Das ist zweifellos eine charakteristische Eigentümlichkeit elamitischen Wesens, die an die Verhältnisse ursprünglicherer und anders veranlagter Völker erinnert, als es die semitischen Söhne des schattenlosen, sonnenverbrannten Arabiens sind; aber mehr als eine beachtenswerte Einzelheit ist es nicht. Nichts kann uns verraten, wohin diese Eigentümlichkeit des „elamitischen" Volkes deutet, noch können wir nicht einmal wissen, welcher der mannigfachen und verschiedenartigen Bevölkerungsschichten eine solche Einrichtung angehört.

Assurbanipal und elamitische Inschriften nennen uns eine Reihe elamitischer Götternamen: sie bleiben bloße Namen für uns. Eine Ausnahme macht höchstens die „susische" Göttin, deren Heiligtum das erwähnte ist; der Elamit und Babylonier stellen sie gleich mit der Nana oder Ištar von Uruk. Bei den mannigfachen Eroberungen und Beziehungen Elams gerade zu Uruk (S. 9 und 20) kann es nicht gefehlt haben, daß Sagen von einem Heiligtume zum andern gewoben wurden, daß ein Streit um das Alter der beiden entstand, den man durch das Überführen der Statuen bei Eroberungen (S. 16 und 21) zur Entscheidung zu bringen suchte. Aber was wir über das Wesen der „susischen" Göttin zu ihrem Volke wissen, das ist nicht mehr, als wenn uns von griechischer Götterlehre nichts geblieben wäre als die Gleichsetzung von Aphrodite mit Venus.

Eine weitere Andeutung über die innere elamitische Organisation macht uns Assurbanipal, wohlverstanden für seine Zeit; und auch diese ist uns noch nicht verständlich. Er bezeichnet alle bedeutenden Orte, also wohl alle befestigten Städte, in Abweichung von dem Gebrauche bei anderen Ländern, wo nur die Hauptstadt so genannt wird, als Königsstädte. Was das heißt, wissen wir aber nicht. Waren alle befestigten Plätze, im Gegensatze zum babylonisch-assyrischen Recht, Eigentum des Königs, und gab es daher kein Stadtrecht (S. 33) als Ausfluß des Grundbesitzes von Gott und Tempel, der gerade für die semitische Anschauung charakteristisch ist? Das würde den semitischen Kulturländern gegenüber auf ein starkes Zurücktreten des hierarchischen Einflusses deuten, der mit seinem großen Besitz einen der ersten Faktoren der inneren

Entwicklung der semitischen Völker und Staaten gebildet hat. Wir haben auch keinerlei Spur von einem etwaigen Vorhandensein einer alten, dem Königtum und Adel als gleichberechtigt gegenüberstehenden und in den Städten sitzenden Hierarchie. Möglich ist es und kaum anders zu erklären, daß darum eine dem babylonisch-assyrischen Wesen fremdartige Einrichtung mit dem Ausdrucke „Königsstädte" gemeint ist — erweisbar freilich noch nicht.

Daß ein Volk oder Völker, die, wie die Elamiten, erobernd vorgehen, einen Adelstand haben, ist selbstverständlich, weil es in der Natur der Dinge liegt, daß dieser die Führer in den Kriegen liefert. Es ist auch ebenso selbstverständlich, daß die Stellung des Königtums dadurch ganz anders wird, insofern es nicht mehr mit verschiednen, auf verschiedne Bevölkerungsklassen gegründeten Mächten zu rechnen hat, sondern nur mit dieser einen. Denn wenn wir annehmen müßten, daß Elam kein Städte- und Priesterwesen wie Babylonien gehabt hat, so wäre ein ganzer Stand aus seinem Volksleben zu streichen: ein starker, eine selbständige Bevölkerungsklasse bildender, Handel und Industrie treibender Bürgerstand. Danach wäre Elam ein vorwiegend Ackerbau treibendes Volk gewesen, das die entsprechende Gauverfassung mit seinen Gau- und Stammesverbänden und seinem Adel als Führer hatte. Ein solches Volk hat überschüssige Kräfte, die es durch Eroberung abzustoßen sucht: dazu würde Elams Geschichte, soweit wir sie kennen, stimmen. Anderseits würde sich daraus erklären, warum es so zähen, aber zersplitterten und darum erfolglosen Widerstand Assurbanipals Heeren entgegengesetzt hat.

Aus den paar zusammenhangslosen Einzelheiten, die wir beibringen können, sticht noch eine hervor, die uns, wie der heilige Hain von Susa, auf eine andere Welt hinweist als die vorderasiatische. Wenn die Assyrer von elamitischer Beute sprechen, so spielt dabei eine hervorragende Rolle ein Ding, das der vordere Orient sonst nicht kennt und bis auf die Neuzeit nicht benutzt hat: der Lastwagen. Der Assyrer kennt nur den Streitwagen als Kriegswerkzeug, seine Lasten führt er auf Eseln oder Kamelen — der Elamit hat von Maultieren gezogne Karren, auf denen er seine Lasten mit sich führt wie die nomadisierenden Indogermanen. Fügen wir noch einiges hinzu, was wir über die Eigentümlichkeit der Bewaffnung wissen, so ist unser Wissen erschöpft. Die Hauptwaffe der Elamiten ist nicht Lanze und Schwert, sondern der Bogen, wie in assyrischen Inschriften und der Bibel hervorgehoben wird. Daß im übrigen die babylonische Kultur auch auf ihre Kampfesweise eingewirkt hat, ist selbstverständlich. Aber der Bogen muß die ursprüngliche Waffe gewesen sein; denn er ist auch für den vornehmen Elamiten, was für den Ritter das Schwert: das Abzeichen des Kriegers.

Weist uns Elams geographische Lage nach Ländern und Völkern anderer Art als die für den vordern Orient maßgebend gewordnen hin, so möchte man von hier aus Aufschlüsse über die Wanderungen und Ausdehnungen babylonischer Kultur nach dem Osten erwarten. Erst unter den Persern, Alexander und den Kalifen zeigt uns die Geschichte Ereignisse, die ihre Spiegelbilder auch in den Zeiten der wirklichen Blüte des Orients gehabt haben müssen. Wenn der Handel mit Indien und Ostasien eines der gewichtigsten Momente der Weltgeschichte ist, so muß auch Elam in den Zeiten seiner Macht in die Entscheidung der betreffenden Fragen eingegriffen haben, wenn nicht fördernd, so doch hemmend, aber immer ein gewichtiges Wort mitsprechend. Wandert in der hellgeschichtlichen Perserzeit die aramäische Schrift nach Indien und weiter nach Osten und wird Mutter der dortigen Alphabete — solch ein Ereignis kann ebensogut auch in frühern Jahrtausenden stattgefunden haben. Weniger klar, aber immer noch deutlich genug, spricht sich das aus in der Wiederkehr der babylonischen Flutsage bei den Indern, zu der einst manches weitere Gemeinsame gestellt werden wird.

7. Syrien.

A. Das Gebiet und sein Name.

Das Gebiet zwischen dem Euphrat, den armenischen Gebirgen, dem Taurus, im Süden hin bis zum Ende des Libanon, also bis zum Hermon, ist es ungefähr, das man als Syrien bezeichnet. Der Name hat eine geschichtliche Entwicklung und wird daher in einer den verschiednen Jahrtausenden gerecht werdenden Weise hier mit einiger Freiheit angewandt. Seine Entstehung ist jetzt bekannt. Die Babylonier bezeichnen von Anfang an etwa das Land von Mesopotamien nördlich in die Gebirge hinein, westlich bis nach Kappadokien als Suri; der Name haftet noch in klassischer Zeit an dem der Leuko-Syrer in Kappadokien (vgl. oben S. 11). Mit der Aramaisierung Assyriens und des südlichen Teils von Syrien ist der Name dann auf die südlichern Gegenden ausgedehnt worden, indem Aramäer und Syrer bis zu einem gewissen Grade gleichbedeutend wurden (vgl. S. 54).

B. Die Hethiter.

a) Die Chatti.

Syrien (in unserm Sinne) hat keine einheitliche Geschichte gehabt. Zwischen der babylonischen und ägyptischen Kultur gelegen, war es deren Einflüssen ausgesetzt, und seine Geschichte steht ganz unter diesen Einflüssen. Noch eine dritte Kultur macht aber ihre Einwirkungen hier geltend, ja erlebt hier den Teil ihrer Geschichte, der uns am wenigsten dunkel ist, so daß Syrien bis jetzt als das Land erscheint, wo wir noch am besten über dies sonst ungelöste Rätsel des Orients unterrichtet sind. Wir nennen diese Kultur wieder nach dem Volke, das sie am schärfsten erkennbar vertritt, den Chatti, die hethitische. Chatti ist der Name dieses Volks bei den Assyrern (ägyptisch Cheta); man halte sich jedoch für das folgende klar, daß wir hiermit nur dies einzelne Volk bezeichnen, während mit der Bezeichnung Hethiter eine ganze große Völkergruppe gemeint wird, der die Chatti angehören. Nach dem Wenigen, was wir bis jetzt wissen, erscheinen sie uns als das bedeutendste Volk der Gruppe; nichts beweist aber, daß dem wirklich so war, ja es ist von vornherein das Gegenteil wahrscheinlicher. Man hat, bevor man einen Einblick in den Entwicklungsgang der Euphratkultur hatte, auch von einer assyrischen Kultur gesprochen: mit Unrecht; so dürften wir einen gleichen Fehler begehen, wenn wir den Namen für diese Völkergruppe von dem der Chatti ableiten. Schwerlich sind diese Chatti die ersten ihrer Rasse gewesen, die in Syrien eingedrungen sind.

Von dem Syrien, das mit den altbabylonischen Reichen gleichzeitig ist, wissen wir nichts. Da jedoch Phönikien unter deren Einfluß gestanden hat, so muß auch Syrien seinen Teil von der „babylonisch-semitischen" und „kanaanäischen" Einwanderung erhalten haben. Was für Völker gleichzeitig von Norden her, von wo aus die „Hethiter" vordringen, eindrangen oder einzudringen versuchten, darüber wissen wir noch nichts. Einige Klarheit erhalten wir erst in der Zeit der 18. ägyptischen Dynastie, wo uns ägyptische Nachrichten und Tel-Amarnabriefe (vgl. S. 17) einen Einblick in die Verhältnisse gewähren. Wir ersehen daraus, daß mittlerweile eine nichtsemitische Bevölkerung eingedrungen ist und andere Teile derselben Rasse nachdrängen, und können uns von da an wenigstens ungefähr ein Bild der syrischen Geschichte machen. Diese Bevölkerung ist eben die, welche wir Hethiter nennen wollen, und deren Eigenart uns bis jetzt am deutlichsten in einer Anzahl von Denkmälern entgegentritt, welche

Darstellungen von solchen Hethitern geben oder mit Inschriften in hethitischer Schrift bedeckt sind. Der Typus der Hethiter weicht danach von dem semitischen stark ab; Rasse, Tracht, endlich Technik zeigen, daß wir es mit Vertretern einer eigenartigen, von den beiden großen orientalischen verschiednen Kultur zu thun haben. Charakteristisch sind in der Tracht der Hethiterzopf und die Stiefel, letztere meist mit aufwärts gebogner Spitze (s. Fig. 2 und 3 der Tafel „Hethitische Altertümer" bei S. 115). Charakteristisch ist auch die Schrift: eine scharf ausgeprägte, Bilder verwendende Hieroglyphenschrift, die weder mit der ägyptischen noch der babylonischen Schrift in irgend welchem Zusammenhang steht (s. Figur 1 derselben Tafel). Wir haben eine Anzahl Inschriften; bis jetzt ist es aber noch nicht gelungen, diese zu entziffern und die Sprache oder Sprachen der Hethiter in ihrer eignen Aufzeichnung zu uns reden zu lassen. Da aber die Mitanibevölkerung und die „Urarthäer" offenbar der gleichen Gruppe angehören (vgl. unten S. 126), so haben wir zwei Sprachen von „hethitischen" Völkern, wenn auch nicht aus der Schicht, die sich dieser Bilderschrift bedient.

Nach Syrien ist die hethitische Kultur von den Eroberern, hauptsächlich darunter den Chatti, von außen mitgebracht worden. Man fragt sich: woher? Die Chatti sitzen vor ihrem Eindringen in Kappadokien, also im nordöstlichen Kleinasien; hier haben wir in den Felsenskulpturen von Boghas-köi hervorragende Denkmäler „hethitischer" Kunst (vgl. Band IV, S. 48). Ähnliche Denkmäler finden sich dann über den ganzen Boden von Kleinasien bis an die Westküste hin, wo die „Sesostris"-Skulpturen in der Nähe von Smyrna (Nymphaion am Sipylos) die bekanntesten sind. Hieraus wird man zu schließen haben, daß *Kleinasien* die *Heimat* dieser hethitischen Kultur ist. Vielleicht werden künftige Funde Auskunft über das Verhältnis der uns beschäftigenden Hethiter zu den vorindogermanischen Bevölkerungen des Westens geben und eine Anknüpfung an Etrusker, Iberer und andere im Dunkel der Urgeschichte verschwimmende Erscheinungen ermöglichen. Vorläufig können wir nicht viel mehr thun, als vermuten, daß die kleinasiatische Bevölkerung des zweiten Jahrtausends (und früherer Jahrtausende) hethitisch gewesen und dort der Mittelpunkt dieser Kultur zu suchen ist, die uns hier nur insoweit angeht, als sie über den Taurus hinweggegriffen hat (vgl. unten das über Muski und Phrygien Bemerkte). Auch hier ist ein Nachweis aller Zusammenhänge und der Verwandtschaft der einzelnen Völker untereinander nicht möglich; aber es ist nicht gut denkbar, daß in einer feststellbaren einheitlichen Völkerbewegung verschiedne Rassen durcheinander gegangen wären. Wir haben eine ähnliche Erscheinung in der indogermanischen Einwanderung und müssen uns die hethitische, die ja ihre Vorgängerin ist, nach deren Muster ausmalen. Wenn wir von hethitischen Völkern reden, so können (und müssen) diese also untereinander gleich große Verschiedenheiten gezeigt haben wie die indogermanischen, die wir auf gleichem Boden treffen: die Kelten, Griechen, Armenier. Wenn daher einmal das Rätsel der hethitischen Schrift gelöst sein wird, so wird man erwarten dürfen, auch in den Inschriften der verschiednen Gegenden (Inschriften sind bis jetzt gefunden in Syrien: besonders Hamat, Aleppo, Karchemish, Marash, und in Kilikien) verschiedne Sprachen zu finden.

Eine weitere Frage entsteht nach dem *Verhältnisse* der Hethiter zu *den* Völkergruppen, die östlich an das bis jetzt für sie in Anspruch genommne Gebiet stoßen, an die Völker von „Anzan", wie die Babylonier sagen (vgl. S. 11): die *altmedischen* und *elamitischen*. Es ist denkbar, daß hier eine Verwandtschaft bestanden hätte — nachweisbar ist nichts darüber. Rein geographische Erwägungen und Erscheinungen wie die türkischen und mongolischen Wanderungen lassen eher vermuten, daß wir es hier mit einer andern, von Osten her vorgedrungnen

Rasse zu thun haben, während das Ausbreitungsgebiet der hethitischen nach Westen neigt. Im östlichen Armenien würden also beide aufeinander stoßen; indessen haben alle diese Zurechtlegungen keinen größern Wert als die allgemeinen, die aus der vorauszusetzenden natürlichen Entwicklung der Dinge gewonnen waren; Kenntnisse, welche Nachweise ermöglichten, können wir mit unsern Mitteln noch nicht erwerben.

Hethiter sind da, wo unsere Kunde anfängt, bereits in Syrien und auch in Mesopotamien eingedrungen. Im 15. Jahrhundert besitzt Mitani die Herrschaft über Mesopotamien und das nördliche Syrien, namentlich Chanigalbat (die Melitene) und über Mußri, das südlich davon gelegne, in den Antitaurus und Taurus hineinreichende Gebiet (vgl. S. 45). Das ist das älteste Hethitervolk, das wir kennen; es ist jedoch zu vermuten, daß es durchaus nicht der erste Schub der Rasse ist, der nach Syrien und über den Euphrat vorgedrungen ist. In den Tel-Amarnabriefen finden wir mancherlei Anzeichen einer nichthethitischen Bevölkerung auch im südlichen Teile von Syrien; der Name eines Stadtfürsten, dessen Stadt wir im Bereiche von Phönikien suchen müssen, ist zweifellos hethitisch (Sura-sar). Inwieweit wir in den mancherlei Namen, besonders in syrischen Städten, die nicht kanaanäisch klingen, hethitische zu suchen haben, entzieht sich der Feststellung; so viel ist aber klar, daß Hethiter bereits damals weit nach Syrien vorgedrungen sind. Die Schicksale von Mitani haben uns bei der assyrischen Vorgeschichte beschäftigt; dort (S. 48 oben) war auch ein weiteres Vordringen dieser oder früherer Schichten der Wanderung bis nach Babylonien erwogen worden.

Daneben besteht, seit Thutmosis III. ununterbrochen genannt, bereits das Chatti- oder Chetareich. Bei seiner ersten Erwähnung und in den Briefen Tushrattas können wir genau feststellen, daß es seinen Sitz noch in Kappadokien (Pontus) hat, also den Taurus noch nicht überschritten hatte. Seine Ausdehnung nach Westen kennen wir nicht (vgl. jedoch S. 114); aber gerade in den Tel-Amarnabriefen können wir feststellen, wie es anfängt, gegen Syrien vorzudringen. Tushratta selbst wird von den Chatti angegriffen und behauptet sich gegen sie. In Phönikien aber weiß man mit ihren drohenden Einfällen den Pharao nicht weniger als mit den Plänen des Babyloniers zu schrecken. Namentlich begründet Aziri, der Amoriter, seine Angriffe gegen Nuchashshe (Landschaft von Aleppo; s. die Karte bei S. 10) mit dem Eindringen des Chattikönigs, gegen den er das Land für den Pharao zu retten suche. In der That ist Sapalul damals bereits in Nuchashshe eingedrungen, steht also südlich von mitanesischem Gebiete. Da er dieses noch nicht erobert hat, so müssen wir annehmen, daß er über den Taurus durch Kilikien vorgedrungen ist (vgl. S. 45). Ein paar Stücke des Briefwechsels zwischen ihm und dem Pharao scheinen uns vorzuliegen. Sie zeugen von einem gespannten Verhältnisse; sogar zu der Ungeheuerlichkeit einer — Respektsverweigerung ist es gekommen, indem beim Briefwechsel der Chattikönig seinen Namen vor den des Pharao gesetzt hatte, statt des von der Höflichkeit erforderten umgekehrten Brauchs. Das bildet den Gegenstand eines besondern Briefes des Ägypters!

Das hier bezeugte Vordringen der Chatti ist in der Folgezeit durch die Ohnmacht Ägyptens begünstigt worden, während anderseits sein Gegner Mitani durch Assyrien beseitigt wurde. Danach waren Assyrien und die Chatti natürliche Gegner in Syrien. So lange Rammanirari I., Salmanassar I. und Tukulti-Ninib ihre Macht und den Besitz Mitanis behaupteten, wird ihr Vordringen noch gehemmt worden sein; ist doch Assyrien unter Salmanassar bis an die Grenze des Chattireiches selbst vorgedrungen (S. 50). Mit dem jähen Sturze der assyrischen Macht durch Tukulti-Ninibs Tod (um 1270; S. 51) erhielten sie aber in Syrien freie Hand.

Nunmehr treffen wir sie beim erneuten Vordringen Ägyptens im 12. vorchristlichen Jahrhundert im Besitze von fast ganz Syrien. Unter Ramses II. wird erwähnt, daß Freundschaft zwischen den Chattikönigen Sapalul und Mautener bestanden habe, d. h. Ägypten hat deren Vorrücken geduldet. Seti I. berichtet dann von Kämpfen gegen den Chattikönig, als er beginnt, die asiatischen Provinzen zurückzuerobern; doch hat er schwerlich schon Siege über ihn davongetragen. Ramses II. hat bei seinem weitern Vordringen in Palästina mehrere Kämpfe mit den Chatti zu bestehen gehabt und rühmt sich namentlich eines großen Sieges bei Kadesh am Orontes, einer der Städte, die schon in der Tel-Amarnazeit einen Fürsten mit kaum semitischem Namen haben. Die Schlacht ist mehr durch ihre Schilderung als durch ihren Erfolg bedeutend: 16 Jahre später wurde ein feierlicher Vertrag zwischen beiden Mächten (Chattikönig war jetzt Chetasar) geschlossen, wonach beide Staaten ihren Besitzstand anerkannten und sich zu gegenseitigem Schutz verpflichteten. Während Ägypten danach Palästina etwa bis zum Karmel sein nannte, war Syrien damit den Chatti vollständig überlassen und hat ihnen ebenso unumschränkt gehört, wie beispielsweise den Assyrern im 8. bis 7. Jahrhundert. Von nun an wird Chattiland bei den Assyrern, die es ursprünglich (wie auch die Babylonier) für das nördliche Kleinasien verwandt hatten, zur Bezeichnung für Syrien und bleibt das, ja rückt immer weiter nach Süden in Zeiten, wo die Chatti längst verschwunden sind oder nur noch der kleine Rest ihrer ehemaligen Größe, das Reich von Karchemish, besteht.

Lange hat die Herrlichkeit der Chatti nicht gedauert. Nicht Assyrien, das ihrem Vordringen nicht im Wege gestanden hatte, hat sie vertrieben: als Tiglat-Pileser I. wieder Syrien überzieht, besteht das Chattireich in seiner Macht bereits nicht mehr. Die es gestürzt haben, sind Völker der eignen Rasse gewesen, dieselben, welche den gleichen Weg gehen wie einst die Mitani; wir finden sie um 1100 im nördlichsten Mesopotamien und gegen Kleinasien hin im Kampfe mit Tiglat-Pileser. Sie müssen das Chattireich im nördlichen Kleinasien vernichtet und das nördlichste Syrien sowie die angrenzenden Landschaften Kleinasiens von Norden her besetzt haben. Als Rest des Chattireichs bleibt nur der Staat Karchemish am Euphrat übrig, der zunächst wohl noch einen Teil von Syrien besessen haben mag. Dieser Staat wird seitdem von den Assyrern als chattischer bezeichnet: dies ist die Veranlassung der Verschiebung der Bezeichnung Chattiland auf das eigentliche Syrien. Er hat, von Süden durch die Aramäer bedrängt, bald alle Bedeutung eingebüßt und begegnet uns seit Salmanassar II. als bedeutungsloser Tributstaat Assyriens oder der sonst in Syrien herrschenden Großmächte (vor 745 Urarthus) und wird dann durch Sargon unter dem letzten Könige Pisiris eingezogen (S. 66).

b) Die spätern hethitischen Einwanderungen.

Die neueingewanderten Völker, die so die Stelle der Chatti einnehmen, nach der eben dargelegten Auffassung ebenfalls Hethiter, sind besonders die Kummuch (Kumani), die in dem Gebiete südlich von Armenien auf beiden Ufern des Euphrat schon einige Zeit sitzen, als Tiglat-Pileser I. sie zum ersten Male erwähnt (vgl. S. 52). Sie sind dann dort sitzen geblieben, und ihr Name ist dem Gebiet auf dem rechten Ufer bis in die hellenistische Zeit verblieben (Kommagene). Sie stehen zur Assyrerzeit unter eignen Königen, geraten aber, wie Karchemish, unter assyrische Herrschaft oder müssen den sonstigen Herren von Syrien gehorchen. In den Kämpfen der Assyrer mit Urarthu schwanken die Fürsten von Kummuch, genau zwischen den beiden Mächten sitzend, naturgemäß zwischen beiden hin und her. Die hethitische Bevölkerung ist hier, wie im Bereiche von ganz Armenien, erst durch die einwandernden Indogermanen zurückgedrängt worden.

Neben dieser ältern Schicht der Kummuch werden die Kaski genannt, die am weitesten nach dem nördlichen Kleinasien (etwa Armenia minor) hinein sitzen und aus dem assyrischen Gesichtskreis bald verschwinden: möglich, daß ihr Name mit dem der Kolcher identisch ist. Mit diesen zusammen erwähnt Tiglat-Pileser zum ersten Male das Volk der Muski, von dem einige Scharen zu seiner Zeit versuchten, das von den Kummuch bereits früher besetzte Gebiet auf dem linken Euphratufer zu erobern. Sie wurden zurückgedrängt und verschwinden ebenfalls aus dem Gesichtskreise, bis uns ihr Name 400 Jahre später entgegentritt, wo Mita von Muski als Herrscher einer kleinasiatischen Großmacht mit Sargon am Halys und in Kilikien Krieg führt und von Karchemisch um Hilfe gegen den Assyrer angegangen wird (S. 67). Die Thatsache, daß der letzte Vertreter der syrischen Chattimacht das that, beweist, daß man dort in den Muski die Erben der einst Kleinasien beherrschenden Chatti sah. Sie müssen also diese in der Herrschaft am Halys und weiter westlich abgelöst haben; denn Mita von Muski ist niemand anders als der Midas von Phrygien, der bald nach 700 sein Ende in den Kämpfen mit den Kimmeriern gefunden hat (vgl. Band IV, S. 54).

Die Melitene selbst ist ein besonderer Staat unter eignen Fürsten. Die Bevölkerung steht in enger Verwandtschaft mit den Tabal, die sich südlich an sie schließen und im wesentlichen in Kappadokien bis an den Taurus, der sie von Kilikien trennt, sitzen. Sie zerfallen meist in eine Anzahl von Gauen, die unter ihren eignen Fürsten stehen (vgl. Tiglat-Pilesers Züge III: S. 62 und 63); ihnen werden die Nachbarn in Melitene gelegentlich zugerechnet, obwohl sonst auch bisweilen eine Zusammenfassung durch einen Oberkönig, also ein richtiges Tabalreich, vorkommt. So gab Sargon Ambaridi, dem „Könige" der Tabal, sogar seine Tochter zur Frau und trat ihm als Mitgift einen Teil Kappadokiens ab. Er beabsichtigte damit offenbar, sich hier eine Art „Pufferstaat" gegen Mita-Midas zu verpflichten und die nie unterworfnen und als Nachbarn unbequemen Tabal wenn nicht unter das assyrische, so unter ein heimisches Joch zu beugen. Wir haben es in diesen mit größern Völkern zu thun, die das Band nationaler Zusammengehörigkeit bewahrt haben und in den weniger unter dem Einflusse der babylonischen Kultur stehenden Gebirgsländern ihre Eigenheiten sowie die Organisation ihres Stammeslebens besser bewahren konnten. In den syrischen Städten haben diese Einwanderungen zwar auch einige Spuren hinterlassen: wir können dort deutlich bis in die Assyrerzeit hinab gegenüber der aramäischen Bevölkerung eine nichtsemitische unterscheiden. Aber wie in Karchemisch (S. 113), möchten wir darin im wesentlichen weniger Bestandteile dieses neuen Schubes sehen, als vielmehr Reste der Chatti-Eroberung oder der ihr vorausgehenden „hethitischen" Einwanderungen. Wenigstens wird von den Assyrern hier kein bestimmtes Volk genannt, sondern die Berichte sprechen von längst im Besitze des Landes befindlichen Fürsten mit semitischen wie mit nichtsemitischen, also hethitischen Namen.

Ebenfalls zu den Hethitern haben wir die Bevölkerung von Kilikien (Kue bei den Assyrern) zu zählen: gerade hier sind bis in den Taurus hineinreichend hethitische Inschriften gefunden worden. Wir müssen in dieser Bevölkerung einen Schub des großen Stromes sehen, der von den Tabal hierher gekommen ist. Aus den Tel-Amarna-Briefen können wir feststellen, daß die auch in ägyptischen Inschriften erwähnten Lukki an der kleinasiatischen Küste Seeraub nach Kypern hinüber getrieben haben: das ist die Bevölkerung, die Lykien den Namen gegeben hat, und von der ebenfalls Lykaonien genannt sein wird. Nehmen wir dazu noch die Leukosyrer, die natürlich keine weißen Syrer, wie griechische Volksetymologie meint, sondern die Lukki von Suri (Kappadokien) sind, so haben wir einen andern Zweig der hethitischen

Erklärung der umstehenden Altertümer.

1. Stück einer hethitischen Inschrift.

(Gefunden zu Jerabis, dem alten Karchemisch, und aufbewahrt im Britischen Museum zu London; nach Wright, Empire of the Hittites.)

2. Ein hethitischer Krieger aus vorassyrischer Zeit.

(Gefunden zu Sendschirli [Sam'al]; jetzt in der vorderasiatischen Abteilung der königl. Museen zu Berlin.)

3. Ein hethitischer König (oder Gott?) aus jüngerer Zeit.

(Nach dem Original im Britischen Museum zu London.)

1

2

3

Hethitische Altertümer.

Wanderung, der uns zu den Chatti hinweist. Zu diesem möchten wir die hethitischen Bewohner Kilikiens rechnen. Sie würden also eine breitere Schicht als die Kummuch, Muski und Tabal bilden und etwa mit den Chatti gleichzeitig eingerückt sein.

Halten wir diese und die Tabal für eine westliche Gruppe gegenüber der östlichen, die durch die Mitani und die noch zu besprechenden Urarthuvölker dargestellt wird (die Kummuch gehören ebenfalls mehr zu dieser), so können wir eine Bestätigung für diese Scheidung in einer Thatsache finden, die bei der Dürftigkeit sonstiger Nachrichten scharf in die Augen springt. Die östliche Gruppe verehrt als Hauptgott den Teisbes oder Teshub (den blitzführenden Zeus), der mit dem semitischen Hadad oder Ramman gleichgestellt wird; in klassischer Zeit finden wir ihn noch als Jupiter von Doliche in Kommagene mit Donnerkeil oder Blitz und der hethitischen Doppelaxt dargestellt. Der Hauptgott der westlichen dagegen ist Tarchu oder Tarku, dessen Name uns in den Zusammensetzungen vieler Personennamen begegnet.

Die hethitischen Inschriften, die wir aus Syrien und Kilikien haben, gehören ausnahmslos einer Zeit an, wo bereits Assyrien hier herrscht oder doch schon aufgetreten ist, also der Zeit zwischen Tiglat-Pileser I. und Sargon (etwa 1100 bis 700); in Kilikien können wir auch vielleicht noch um ein Weniges tiefer herabgehen. Ob die Mitanibevölkerung sich auch schon gelegentlich der hethitischen Schrift bedient hat, wissen wir nicht. Ausgeschlossen ist das keineswegs durch den Gebrauch der Keilschrift für Briefe: auch die Chatti haben im Verkehre mit Ägypten Keilschrift geschrieben, wie die Ägypter ja selbst sich ihrer bedienen (S. 17, unten); einen Beweis gegen den Gebrauch der eignen Schrift für heimische Zwecke kann man darin nicht finden. Die ältesten hethitischen Skulpturen auf syrischem Boden sind durch die Ausgrabungen von Sendshirli (Sam'al) im Amq zu Tage gefördert worden (s. Fig. 2 der beigehefteten Tafel „Hethitische Altertümer"). Sie gehören der vorassyrischen Zeit an, die altertümlicheren davon wohl schon dem zweiten Jahrtausend: hier in Sendshirli setzen wir ja so wie so nur eine alte Hethiterbevölkerung, spätestens von den Chatti herrührend, voraus; später sind dort Aramäer eingedrungen.

Die Entwicklung der Verhältnisse hat es so mit sich gebracht, daß Syrer und Aramäer uns gleichbedeutend sind, obwohl das nur für spätere Zeit zutrifft (vgl. S. 54). In Wirklichkeit sind die Aramäer durchaus nicht zuerst in Syrien eingewandert, sondern hier erst maßgebend geworden, als sie bereits Babylonien und Mesopotamien überschwemmt hatten. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: die hethitischen Einwanderungen hatten nur so erfolgreich um sich greifen können, weil in der Euphratebene damals kein starker, widerstandskräftiger Staat bestand. Mitani und Kassiten (vgl. S. 44 unten und 46 oben) waren von beiden Seiten her gegen das Kulturland vorgedrungen; die weitern Schübe der Hethiter (Chatti und Kummuch) werden ebenfalls durch einen Schwächezustand Babyloniens und Assyriens begünstigt. Gleichzeitig mit dieser Strömung ergießt sich von Süden her die aramäische Einwanderung über das Euphratthal und Syrien, im erstern keinen Widerstand mehr bei den bereits in der Abwirtschaftung begriffenen Kassiten findend (S. 54), dagegen in Syrien eben auf die Chatti und später deren Nachfolger bei deren Vordringen stoßend. So können Gegenden, die uns später als recht eigentlich aramäisch erscheinen, erst verhältnismäßig spät von Aramäern besetzt worden sein. Damaskus, Aleppo und die Städte des nördlichen Syrien sind also zuletzt aramäisch geworden, als Mesopotamien und Babylonien bereits längst von Aramäern überflutet waren. Eine Stadt wie Pethor am Euphrat, bis dahin hethitisch wie Karchemish, wurde erst unter

Assur-irbi (S. 53) von Aramäern besetzt; Karchemisch hat ihnen stets widerstanden, und die weiter nördlichen Gegenden von „Suri" wie Kommagene sind überhaupt nie von Aramäern erobert worden, sondern, wie wir sahen, bis zu ihrer Einziehung durch Assyrien unter der Herrschaft hethitischer Fürsten und Stämme geblieben, wodurch freilich ein Eindringen aramäischer Bevölkerungsteile nicht ausgeschlossen ist.

Das Bild, das uns Syrien mit Rücksicht auf die aramäische Einwanderung von etwa 1500 an bietet, ist also folgendes. Die alte kanaanäische Bevölkerung ist von der hethitischen verdrängt oder unterworfen, und gegen diese dringen nun die Aramäer vor. Da Hethiter (Chatti) noch im 12. Jahrhundert Kölesyrien (bis Kadesh) besitzen, so ist das Vordringen der Aramäer nach Syrien, nicht wie das der Araber, unmittelbar im syrischen Hinterlande, also mit Besetzung der Landschaften von Damaskus, Hamat, Aleppo erfolgt, sondern sie sind mehr östlich am Euphrat vorgegangen und, im Besitze von Mesopotamien, über den Euphrat nach Westen, also nach dem mittlern Syrien vorgedrungen: Tiglat-Pileser I. jagt Aramäer in der Höhe von Karchemisch über den Fluß, wo sie auf dem rechten Ufer Zufluchtsplätze besitzen. Die hethitischen Städte Syriens mit Ausnahme von Damaskus (darüber vgl. S. 118 ff.) haben sie erst spät besetzt; das Aramäische hat aus Syrien daher erst in der Assyrerzeit die alte kanaanitische Sprache verdrängt. In den Inschriften von Sendschirli aus der Zeit Tiglat-Pilesers III. haben wir wahrscheinlich die ersten Versuche, aramäisch in diesen Gegenden zu schreiben. Weiter nördlich ist die aramäische Einwanderung auf den letzten Schub der Hethiter, die Kummuch ꝛc., gestoßen und dadurch im weitern Vorrücken gehemmt worden; ihrerseits wieder hat sie deren Eindringen in die einst von den Chatti besetzten Gegenden bis nach Kölesyrien hinab verhindert. An einer vollständigen Unterwerfung der von ihnen bereits überschwemmten Landschaften durch Besetzung der großen Städte sind die Aramäer dann durch das Eingreifen Assyriens seit Assurnasirpal (S. 55) gehindert worden. Als das geschah, war die Widerstandskraft der Hethiter wohl gebrochen, wie beispielsweise die erwähnte Besetzung von Pethor durch Aramäer bezeugt. Aber nun wurde alles durch Assyrien unterworfen, und die Herrschaft verblieb den Hethitern, soweit nicht alles assyrisch wurde. Freilich beweist die politische Herrschaft nichts gegen die Aramaisierung der Bevölkerung: diese konnte ungehindert auf friedlichem Wege um sich greifen.

Aus diesem Eingreifen Assyriens erklärt es sich, wenn wir aramäischen Staaten, d. h. solchen, wo Aramäer herrschten (was in unserer Überlieferung am deutlichsten in den Namen der Fürsten zum Ausdrucke zu kommen pflegt), in den alten Kultursitzen von Mittelsyrien gar nicht begegnen; von den im offnen Lande sitzenden müssen wir absehen, da sie keinen Einfluß auf die Geschichte haben konnten. Der einzige größere aramäische Staat, der zum Sitz einen der alten Kulturmittelpunkte hat, ist Damaskus gewesen: von den in Betracht kommenden am weitesten von Assyrien entfernt, ist es von den Assyrern zuletzt angegriffen worden (vgl. unten, S. 118).

Als Assurnasirpal seinen phönikischen Zug unternahm (877), war der Amq, die Hochebene nördlich vom See von Antiochia bis an die Ausläufer des Taurus hin, unter einer Herrschaft vereinigt, dem Reiche von Patin (vgl. S. 56). In der Bibel wird dies als Paddan-Aram bezeichnet, also als aramäisch angesehen; die Quelle aber, die es so nennt, ist der späte Priesterkodex: es braucht damit nichts ausgedrückt zu sein, als daß die Bevölkerung hier später aramäisch war. Daß bereits zu Assurnasirpals Zeit hier aramäische Fürsten geherrscht, das Reich also aramäisch gewesen wäre, erscheint wenig wahrscheinlich: die Namen der Fürsten sind ja nichtsemitisch, also wohl „hethitisch", so daß wir in diesem Staat ein Gebilde der hethitischen Eroberung zu sehen haben. Aus den assyrischen Inschriften können wir die Namen mehrerer Könige

feststellen, es sind: Lubarna (oder auch Liburna geschrieben), zur Zeit Assurnasirpals, dann Sapalulme, Kalparunda, Lubarna II. (gest. 833; unter Salmanassar II.), Surri (832), Sasi (seit 832). Mittelpunkt des Staats ist der Amq mit der Hauptstadt Kinalia. Der ganze Staat hat, wie alle diese Gebilde aus hethitischer Zeit, eine auf der Gau- und Stammordnung beruhende Feudalverfassung, deren einzelne Fürsten je nach der Macht des Oberkönigs sich unabhängig machen oder ihm gehorchen. Als daher später Tiglat-Pileser III. hier erscheint, treten die Fürsten der einzelnen Gaue selbständig auf, und das Reich von Patin hat augenscheinlich aufgehört. Es erscheinen jetzt dafür als Einzelstaaten besonders: Marqasi (das heutige Marash), Gurgum, Unki (= Amq, der ehemalige Mittelpunkt des Reichs), Sam'al, Ja'udi; sie wurden allmählich von Assyrien eingezogen (vgl. S. 62 und 63).

Die Bevölkerung dieser Landschaften, die an Ausdehnung mit den kleinsten der deutschen Kleinstaaten verglichen werden können, deren „Könige" also dem Assyrer gegenüber nichts sind als große, reichsunmittelbare Grundbesitzer, ist mittlerweile stark aramaisiert — ohne daß damit eine Herrschaft von Aramäern bezeugt wäre. Vielmehr sind die Namen der Fürsten schwerlich semitisch (Panammu, Karal; der einzige semitische Name Azrija'u von Ja'udi ist kaum aramäisch, sondern kanaanäisch, gehört also der vorhethitischen Schicht an), sondern haben sogar Analoga in kilikischen Eigennamen, sind also immer noch hethitisch. Dagegen macht sich die Ausbreitung der aramäischen Sprache geltend; denn man verzichtet jetzt hier darauf, noch hethitisch zu schreiben, und beginnt sich des Aramäischen und der Buchstabenschrift zu bedienen. Bezeichnend ist übrigens für die Zusammensetzung der Bevölkerung und das Weiterbestehen der alten kanaanäischen Schicht; daß auch noch kanaanäisch, „phönikisch", geschrieben worden ist, wie ein kleines ein paar Meilen westlich von Sendshirli gefundnes Bruchstück beweist.

Die Zeugnisse für aramäische Schrift und Sprache dieser Zeit rühren aus den Ausgrabungen des deutschen Orientkomités in Sendshirli im Amq, der Hauptstadt der kleinen Landschaft Sam'al, her und sind abgefaßt von dem Vasallen Tiglat-Pilesers III., Barrekab, dem Sohne des von Tiglat-Pileser 738—733 erwähnten Panammu (gestorben nach der Inschrift seines Sohnes 732 oder 731 im Lager von Damaskus, wohin er Heeresfolge geleistet hatte; vgl. die Erklärung der Tafel bei S. 115). Eine etwas ältere stammt aus dem 9 km östlich von Sendshirli gelegenen Gerdshin und ist von Panammu dem ältern, „König" des Nachbargaues Ja'udi, errichtet. Die Inschriften sind die ältesten Texte in aramäischer Sprache, die wir bis jetzt besitzen, und zeigen durch die ungeschickte Handhabung der Sprache und den Mangel einer einheitlichen Rechtschreibung, daß wir es mit den ersten Versuchen zu thun haben, aramäisch in dieser Gegend zu schreiben. Es geht daraus hervor, daß man jetzt hier aramäisch sprach, daß also das Aramäertum auf friedlichem Weg einen Boden erobert hatte, den es mit Gewalt nicht hatte nehmen können.

Östlich von diesem Gebiete liegt Aleppo, das in den assyrischen Inschriften nicht als Sitz eines eignen Staats erwähnt wird. Als Salmanassar II. auf seinem ersten Zuge gegen Damaskus (854; vgl. S. 57) hierher kommt, opfert er dem Hadad (Ramman), sagt jedoch nichts über die politische Zugehörigkeit der Stadt; man möchte vermuten, daß sie damals ihre eigne Verwaltung gehabt und also ein Rest kanaanäisch-hethitischer Macht gewesen sei. In der Tel-Amarnazeit finden wir in dieser Landschaft den Staat Nuchashshe, der eine ähnliche Verfassung hat wie Patin. Sein Oberkönig schreibt an Amenophis III., daß sein Großvater von Thutmosis III. eingesetzt worden sei; er selbst wird von den Chatti bedrängt (S. 112). Aziri, der Amoriter, spricht von Königen von Nuchashshe; das Land steht also unter mehreren Gaufürsten.

Südlich hiervon beherrscht Hamat die Landschaft zwischen der von Aleppo und von Damaskus. In den Tel-Amarnabriefen werden an seiner Stelle die Städte Ni, Katna, Kadesh genannt; in den beiden ersten müssen wir die bedeutendern Städte der Landschaft, Apamea und Höms (Emesa) oder deren Vorgängerinnen, sehen. Sie sind im Besitz einer kanaanäischen und hethitischen (vorchattischen; vgl. S. 110) Bevölkerung; Kadesh haben wir als Sitz der Chatti im 12. Jahrhundert bereits kennen gelernt (S. 113). Das Aramäertum hat hier ebenfalls keine Eroberungen zu machen vermocht. Darum finden wir in dem bald darauf die Landschaft zusammenfassenden Königreiche von Hamat einen auf kanaanäisch-hethitischer Mischung beruhenden Staat. Als Salmanassar 854 gegen Damaskus zieht, befinden sich unter den „Bundesgenossen", in Wahrheit Vasallen, Bir-idri und Irchulini, König von Hamat (S. 58 oben). Ebenso wie die übrigen Vasallen ist er mit dem Thronwechsel unter Hazael von Damaskus losgekommen und wird sich Assyrien angeschlossen haben, da seitdem nichts mehr von Hamat verlautet. Noch unter Tiglat-Pileser III. begegnet uns Hamat als assyrischer Vasallenstaat (S. 63) und verliert unter Sargon im Aufstande Jau'-bidis (S. 65 unten) seine Selbständigkeit.

c) Damaskus.

An das Gebiet von Hamat stößt südlich das von Damaskus, die letzte Großstadt gegen die Steppe hin. Zur Zeit der Tel-Amarnabriefe spielt es ebensowenig wie Hamat eine hervorragende Rolle, wenngleich es als noch den Ägyptern sicher genannt wird (s. die Karte bei S. 10). Gleichzeitig mit dem Reiche Davids tritt es uns dann plötzlich als Sitz eines gleichfalls während der Ohnmacht der Großstaaten entstandnen Reichs entgegen, aber von Anfang an im Besitze von Aramäern; denn die Könige von Damaskus sind Aramäer, und dieser Staat wird stets ausdrücklich als aramäischer bezeichnet. Das ist der einzige Fall, wo überhaupt Aramäer einmal Herren eines größern, auf einen alten Kulturmittelpunkt gestützten Staats gewesen sind, und wo man von einem politischen Eingreifen der Aramäer in die Weltgeschichte sprechen kann.

Diesen Vorzug hat Damaskus seiner Lage zu verdanken, die es lange vor den Angriffen Assyriens schützte. Anderseits liegt es von allen Kulturmittelpunkten am nächsten an der Steppe; und seine Bedeutung beruht damals wie heute in seiner Eigenschaft als Ausgangspunkt der Karawanenstraßen durch die Syrische Wüste. Damaskus ist damit der Stapelplatz des arabischen und babylonischen Handels mit Syrien und Palästina. So war es die große Stadt in Syrien, die zuerst den Angriffen der von der Steppe aus vordringenden Aramäer ausgesetzt war und daher auch ihnen zuerst in die Hände fiel. Bereits unter den Tel-Amarnabriefen meldet ein kurzes Schreiben an den ägyptischen Hof von einem bedrohlichen Vordringen aramäischer Horden; es ist nicht klar, woher es stammt, jedoch müssen die Schreiber irgendwo in syrischem Gebiete sitzen. Das Vordringen der Aramäer und ihre Erfolge an dieser Stelle bezeugt uns weiter die Thatsache, daß südlich von Damaskus zu Sauls und Davids Zeit sich ein kleiner Aramäerstaat in Soba (Aram-Zoba) und, sogar in israelitisches Gebiet hineinreichend, der von Geshur, wo Absalom in der Verbannung lebte, finden. Dauer und Bedeutung haben diese nicht gehabt. Es liegt von vornherein nahe, unter solchen Umständen das Emporkommen von Damaskus überhaupt mit seiner Besetzung durch Aramäer in Zusammenhang zu bringen. Danach wäre das Reich von Damaskus von Anfang bis zu Ende eine Schöpfung von Aramäern und dürfte vom Standpunkte der politischen Entwicklung aus um so mehr als der Brennpunkt aramäischer Geschichte gelten.

Die ersten Nachrichten über das Reich finden wir in der Bibel. Danach hätte sich zu Salomos Zeit Rezon, Sohn El-jadas (dieser Name, eine Übersetzung aus dem Aramäischen ins Hebräische, hat vielleicht ursprünglich Tab-el gelautet), von seinem Herrn Hadad-ezer, König von Soba, unabhängig gemacht, Damaskus besetzt und hier, ähnlich wie David von Hebron aus, um sich gegriffen. In Soba wäre also bis dahin ein Mittelpunkt der gegen Syrien vorgeschobnen Aramäer gewesen; diese Besetzung von Damaskus würde demnach die nächste Stufe ihres Vordringens, zugleich ihr größter Erfolg in diesen Gegenden sein. Mit Salomo soll dieser Rezon in fortwährendem Kampfe gelegen haben; Galiläa und das ostjordanische Gebiet sind von da an ein steter Gegenstand des Streites zwischen Damaskus und Israel (vgl. darüber die israelitische Geschichte). Die Bibel erwähnt auch die nächsten Könige von Damaskus; die Überlieferung ist jedoch unklar, und die Namen sind verderbt. Am wahrscheinlichsten ist, daß wir zunächst zwei weitere Könige haben, deren ersten die Bibel Hezjon nennt, und der wohl Hazael geheißen haben könnte; auf ihn folgte Tab-Rimmon (oder Tab-el). Von beiden sind nur die Namen bekannt.

Seit ihrem Nachfolger Bir-idri, dem Ben-hadad der biblischen Überlieferung, fließen uns die Nachrichten reichlicher. Unter ihm (etwa 885—844) tritt uns Damaskus als herrschender Staat in Syrien entgegen. Im Jahre 854 wurde Bir-idri von Salmanassar II. angegriffen. Bei dieser Gelegenheit zählt dieser die von Damaskus abhängigen Staaten auf, die jenem Heeresfolge hatten leisten müssen; es sind: Hamat, Israel (unter Ahab; inbegriffen sind, weil von Israel abhängig, Moab und Juda, und von letzterm wieder abhängig Edom), die nordphönikischen Staaten nördlich von Gebal (dieses nicht inbegriffen, dagegen Arvad), Ammon, arabische Scharen (zum erstenmal hier erwähnt) unter ihrem Führer Gindibu (Gundub), Kue (Kilikien), also eine Gefolgschaft, die ein Reich vertritt, wie es hier früher noch nie nachweisbar ist. Die Schlacht bei Karkar verlief ohne Erfolg für Salmanassar (S. 58). Ebenso vergeblich versuchte er in den folgenden Zügen diese Vorhut Syriens niederzuwerfen. Solange aber Damaskus nicht unterworfen war, konnte Assyrien hier nicht festen Fuß fassen; so lange war auch für alle Staaten der Gegend keine Möglichkeit zu Assyrien zu halten, selbst wenn sie wollten, da sie stets den Angriffen von Damaskus ausgesetzt waren, sobald kein assyrisches Heer in der Nähe war. Wir können das an Israel verfolgen (wir haben weiter keine Nachrichten neben den assyrischen); hier dreht es sich von jetzt an stets um die Frage (vgl. S. 80), ob man zu Assyrien oder Damaskus halten soll: eine Frage, die erst aufhört die Politik zu bestimmen, als Damaskus von Tiglat-Pileser erobert ist.

Wir werden den großen Machtumfang von Damaskus, der uns hier zum erstenmal entgegentritt, als das Verdienst Bir-idris anzusehen haben; noch in späterer Zeit galt er und sein Nachfolger Hazael den Israeliten als Vertreter der Größe von Damaskus: Amos (1, 4) nennt die „Paläste Benhadads" als Zeichen der Machtblüte des damals zum letztenmal in die israelitische Geschichte eingreifenden Staats. Vor Salmanassar wird Damaskus nicht erwähnt. Wir dürfen aber vielleicht aus dem Stillschweigen Assurnasirpals auf seinem Wege nach Patin und auf dem Wege, den er weiter eingeschlagen hat (S. 56 unten), schließen, daß bereits damals das Reich Bir-idris bestanden und der Assyrer vermieden hat, mit ihm anzubinden. Deshalb griff er nicht über Patin hinaus und zog in Phönikien nicht weiter südlich; er nennt von phönikischen Staaten als tributpflichtig mit Ausnahme von Arvad nur solche, die Salmanassar nicht als Vasallen von Damaskus aufzählt. Mögen hier auch schwankende Verhältnisse vorgelegen haben, so hat er jedenfalls vermieden, das Hinterland anzugreifen oder auch

nur Tribut von ihm zu verlangen; daher auch das Schweigen über Israel, das Damaskus tributpflichtig ist (damals vielleicht unter Omri), während z. B. Tyros an Assyrien zahlt.

Die Bibel berichtet (2. Kön. 7) über den Tod Bir-idris in einer der Prophetenlegenden von Elisa, jedoch in einer Weise, die nicht klar werden läßt, welche Rolle sein Nachfolger Hazael dabei gespielt hat. Dieser Thronwechsel (vgl. S. 58) wird von der Legende deutlich mit dem Sturze der Omriden, also der großen Jahvebewegung in Israel und Juda, die Jehu auf den Thron gebracht hat, verknüpft. Da sich Jehu schleunigst Assyrien unterwarf, so geht daraus hervor, daß Assyrien bei der ganzen großen Revolution die Hand im Spiele hatte und den Gegner, den man mit den Waffen nicht hatte niederwerfen können, durch Aufruhr im eignen Lande (man vergleiche Elam zu Assurbanipals Zeit; S. 75 und 104) zu beugen suchte. Mag aber Hazael auch vielleicht mit Assyrien geliebäugelt haben, um sich den Thron zu sichern — sobald er einmal König von Damaskus war, verlangte sein Interesse Widerstand gegen Assyrien und den Versuch, die alte Macht wieder zu erwerben. Daher finden wir ihn sofort (842) im Kampfe mit Salmanassar. Aber ein gewaltiger Unterschied besteht jetzt und zeigt, wie die assyrische Diplomatie ihre Aufgabe ausgeführt hatte: während unter Bir-idri stets die Vasallenfürsten genannt werden, steht jetzt Hazael allein; und während bis dahin die Assyrer stets zurückgeschlagen worden waren, dringen sie diesmal in das Gebiet von Damaskus selbst ein, und Hazael kann sich nur in der Hauptstadt verteidigen. Ebensowenig sind natürlich die übrigen festen Städte genommen worden: Salmanassar hat sich begnügen müssen, das offene Land auf gut assyrisch zu verwüsten. Auch der Zug von 839 hatte gleich geringen Erfolg. Damit gab Assyrien zunächst weitere Versuche auf, hier sein Ziel zu erreichen. Für die Staaten, die sich mittlerweile an Assyrien angeschlossen hatten, darunter Israel, brach nun eine schlimme Zeit an; denn Hazael begann sie wieder zu unterwerfen. Sie waren jetzt in einer um so unbehaglichern Lage, als eine Wiederunterwerfung unter den alten Herrn den Abfall vom neuen bedeutete und man dann dessen Rache fürchten mußte. So stand man zwischen zwei Feuern (vgl. S. 80). Die israelitische Geschichte zeigt uns die Not, worein dieser Staat dadurch geraten ist; und die Legende hat die Erinnerung daran bewahrt, indem sie Elisa bei der erwähnten Gelegenheit das Unheil beweinen läßt, das Hazael über Israel bringen werde.

Der Nachfolger von Hazael wird Mari' gewesen sein, den wir durch die Inschriften Ramman-niraris III. kennen lernen; die Bibel (2. Kön. 13, 25) scheint ihn ebenfalls unter dem Namen Benhadad (II.) zu erwähnen. Er ist (806 oder 805 [?]; vgl. S. 60 unten) wieder von Assyrien angegriffen worden und hat sich nach einer Belagerung in Damaskus unterworfen. Damit hatten wenigstens die übrigen Vasallen Assyriens Ruhe, unter ihnen Israel (über den „Retter" 2. Kön. 13, 5 vgl. unter „Israel", S. 202). Der Rückgang der assyrischen Macht nach Ramman-nirari hat auch Damaskus wieder freie Hand verschafft. Noch einmal ist ein Zug (773) unter Salmanassar III. bezeugt; dann verlautet nichts mehr von Damaskus, bis Tiglat-Pileser III. erscheint, um den Kampf wieder aufzunehmen und zu beendigen.

Den Nachfolger Mari's werden wir in Tab-el zu sehen haben, den die Bibel (Jes. 7, 6) uns als Vater Raßons nennt; weiter ist von ihm nichts bekannt. Mit seinem Sohn und Nachfolger Raßon setzen unsere Quellen wieder ein. Wir finden ihn 738 beim ersten Erscheinen Tiglat-Pilesers III. noch unter den Tributzahlenden. Bald darauf aber hat er sich losgesagt und zugleich in Samaria durch die Anzettelung des Aufruhrs, der Pekachja, den Sohn des Assyrien treuen Menachem, stürzte, seinen Parteigänger Pekach auf den Thron gebracht (vgl. S. 63, unten). Beide zusammen finden wir dann vor den Thoren Jerusalems (Jes. 7), um Ahas, der zu Assyrien

hält und mit dessen Hilfe Israel zu erwerben hofft, zu unterwerfen (735). Allein schon im folgenden Jahre erscheint Tiglat-Pileser in Palästina, unterwirft Philistäa, läßt 733 Pekach in Samaria stürzen, belagert und erobert 732 Damaskus. Raßon verliert Thron und Leben, und Damaskus wird assyrische Provinz.

Damit war die Unterwerfung von Syrien so gut wie beendet, da ein ernsthafter Widerstand nicht mehr möglich war; der Aufstand Ja'ubidis von Hamat, das bis dahin zu Assyrien gehalten hatte, wurde ohne große Mühe von Sargon niedergeworfen. Syrien steht seitdem unter assyrischen Statthaltern oder Lehnsfürsten, die keine selbständige Politik verfolgen konnten.

C. Rückblick auf die syrischen Kulturverhältnisse.

Eine syrische Kultur hat es in dem Sinne wie eine babylonische oder ägyptische nicht gegeben: die Geschichte hat uns gezeigt, wie Syrien zwischen den beiden großen Kulturländern fast zu allen Zeiten deren Einfluß unterlag. Auch die dritte Kultur, die hier wirksam gewesen ist, und deren Auftreten gerade in die Zeit fällt, wo sich zuerst das über der Vorzeit ruhende Dunkel lichtet: die kleinasiatisch-hethitische, hat deutlich großen Einfluß hier ausgeübt und von den uns bis jetzt bekannten aus der uns hier angehenden Zeit die meisten Denkmäler hinterlassen. Daraus aber eine klare Vorstellung über den Werdegang innerer Entwicklung oder über das Verhältnis der drei Kulturen in ihrer Wechselwirkung zu gewinnen, ist ein Ziel, das noch in unabsehbarer Ferne liegt. Die Dinge würden hier, wie bei der politischen Geschichte, noch schwieriger als im Gebiete der Euphratstaaten liegen, weil in Syrien stets eine Kleinstaaterei geherrscht hat, die es dem Geschichtschreiber auch dann erschwert, eine einheitliche Vorstellung zu gewinnen, wenn er die nötigen Einzelheiten genügend kennen könnte. Auch hier müssen wir uns daher vorläufig (und wohl noch für lange hinaus) begnügen, ein paar Einzelheiten festzustellen, über die uns der Zufall unterrichtet hat. Dabei haben wir, umgekehrt wie im Euphratthal, in den hethitischen Denkmälern auf syrischem Boden Erzeugnisse einer Kultur vor uns, die wir in ihrer Heimat Kleinasien noch weniger kennen als hier. Was wir hier als hethitisch etwa feststellen können, ist eine Weiterentwicklung auf fremdem Boden, und zwar die Weiterentwicklung einer Kultur, deren Wesen für uns noch weniger greifbar ist, als eben das ihres syrischen Zweiges.

Sehnsüchtig blickt der Forscher auf die hethitischen Hieroglyphen, in denen immer mehr Inschriften auftauchen; doch alle Mühe und aller Scharfsinn ist bis jetzt vergeblich gewesen. Das Material ist verhältnismäßig noch zu gering, um den Schlüssel zum Verständnis zu liefern, den ein reichlicherer Stoff der Zukunft sicher enthüllen wird. Wohl kann man feststellen, daß das Schriftsystem dieselben Grundgedanken anwendet wie die Keilschrift und die Hieroglyphen: im wesentlichen die Verwendung besonderer Zeichen für die Silbe und für häufigere Begriffe; allein das hätte eine einfache a priori-Erwägung schon aus der bloßen Zahl der Schriftzeichen gefolgert. Nur ihre äußern Formen sind uns daher bis jetzt klar; und diese weisen, abgesehen von ihrer Gestalt, eine Grundverschiedenheit von der ägyptischen und babylonischen auf (vgl. oben, S. 85). Während die Ägypter oder Babylonier die Schrift in das Material hineinritzen oder -meißeln, sind die hethitischen Inschriften, die wir bis jetzt besitzen, in überwiegender Mehrheit in Hochrelief aus dem Stein herausgearbeitet (s. Fig. 1 der Tafel bei S. 115). Es ist müßig, aus den verhältnismäßig späten und auf fremdem Boden gefundnen Zeugnissen Folgerungen über den Ursprung dieser Sitte ziehen zu wollen; wenn aber die eingehaune Keilschrift eine treue Wiedergabe der ursprünglich in den Thon geritzten ist, so weist

der gegenteilige Brauch auf einen andern Ursprung. Freilich ist zu berücksichtigen, daß wir es bis jetzt nur mit Denkmälern zu thun haben; einfache Urkunden, den babylonischen Thontafeln und unsern Papierschriften entsprechend, von denen die Schrift doch ausgeht, sie fehlen. Beachtenswert ist aber, daß das Verfahren der ältern aramäischen Inschriften auf syrischem Boden (Sendschirli; vgl. S. 117) uns in denen des achten Jahrhunderts entgegentritt, während umgekehrt die älteste auf kanaanäischem Boden gefundene Inschrift — der Stein des Königs Mesa von Moab, des Zeitgenossen Omris — eingeritzt ist. Haben wir in letzterer babylonisch-assyrischen Einfluß zu erkennen, so ist klar, daß in Sendschirli auf einem einst von den Cheta besetzten Boden hethitischer Brauch nachwirkt.

Hat hiernach zweifellos die hethitische Kultur einen Einfluß ausgeübt, der den Einwirkungen vom andern Euphratufer her zeitweilig die Wage hielt, so wird sich dieser Einfluß auch in mancherlei uns noch unbekannten Errungenschaften des Kulturlebens geltend gemacht haben. Ein wichtiges Zeugnis dafür haben wir vielleicht in der bei den Assyrern von der einheimischen unterschiednen Mine von Karchemisch. Freilich steht es nicht fest, ob das ein von den Hethitern übernommenes Gewicht gewesen ist. Wenn dies aber der Fall war, so wäre damit allein eine tiefgehende Einwirkung des Hethitertums auf Handel und Geschäftsleben, ja auch auf die Bodenbesitzverhältnisse erwiesen. Daraus allein würde hervorgehen, daß nicht nur eine herrschende Bevölkerungsschicht in Syrien das Hethitertum vertrat, sondern daß hier in der That sich eine Bevölkerung entwickelt hatte, die ihre Nationaleigentümlichkeiten bewahrte und unter den Lebensbedingungen der neuen Heimat selbständig weiterentwickelte. Hätte eine Kunst, die ja nur für die Mächtigen und Herrschenden da war und für sie gepflegt wurde, die unterworfnen Volksschichten weniger berührt, so mußte hethitisches Maß und Gewicht, wenn allgemein angenommen und sogar von den spätern assyrischen Herren anerkannt, die syrische Bevölkerung in allen Schichten als hethitisch oder hethitisiert erweisen. Das würde übrigens durchaus zu dem stimmen, was wir über die religiösen Verhältnisse (S. 125) feststellen können.

Wir haben die Eroberung durch die Cheta nicht als das erste Auftreten „hethitischer" Völker in Syrien aufgefaßt, sondern müssen annehmen, daß mit und nach ihnen noch andere stammverwandte Völker sich festgesetzt haben. Die Eroberung Syriens, die wir in den Tel-Amarnabriefen beginnen sehen, ist eine solche durch einen Großstaat, der seinen Sitz und Rückhalt im Mittelpunkte seiner Kultur und Macht, also in Kleinasien, hat und behält. Sie ist also nichts anderes als die assyrische Eroberung ein paar Jahrhunderte später; ebensowenig wie diese Syrien eine assyrische Bevölkerung gegeben hat, würde die der Cheta-Chatti das Land bis in die Orontesebene hinab „chattisch" gemacht haben: dabei handelt es sich nur um eine militärische Besetzung und Aussaugung durch Beamte. Wenn wir daher in der Bevölkerung noch des neunten und späterer Jahrhunderte eine Durchsetzung mit hethitischen (nicht nur chattischen) Bestandteilen feststellen können, so müssen wir darin ebensosehr oder mehr das Ergebnis von Erscheinungen sehen, die dieser Eroberung vorangehen und folgen. Von den zahlreichen Schüben dieser großen Einwanderung stellt die der Cheta nur einen, möglicherweise den am stärksten empfundnen, darum aber noch nicht nachhaltigsten dar. Dieselben Einwanderungen gleichartiger Stämme, die das Chetareich in seinen ursprünglichen Sitzen überschwemmt und ihm eine neue Bevölkerung gebracht haben (S. 113), müssen auch die syrischen Eroberungen der Cheta betroffen haben. Sobald hier keine auswärtige Macht die einzelnen Landschaften, die ja unter ihren einheimischen Fürsten oder Statthaltern standen, mehr in Abhängigkeit hielt, war die sofortige Folge, daß diese bis dahin abhängigen Landschaften ebenso viele kleine „Königreiche" bildeten,

die sich untereinander befehdeten. Die Folge der Cheta-Eroberung war insofern eine Hethitisierung des Landes, als dadurch den nachrückenden Stämmen das Land geöffnet wurde.

Diese Zustände blieben dieselben, als die Aramäer wenig später von Süden her vordrangen. Von diesem Ringen beider Völkerbewegungen, die hier aufeinander stießen, war das Ergebnis eine mehr aramäische Bevölkerung im Süden, eine gemischte in der Mitte, etwa im Amq (Sendshirli), und eine vorwiegend hethitische im Norden. Sie ist in einzelnen kleinen Staaten organisiert, die so lange unabhängig bleiben, bis eine starke Macht, wie sie die der Cheta gewesen war, sie unterwirft: Assyrien.

Solche Verhältnisse konnten keine eigne syrisch-hethitische Kultur entwickeln. Die Zustände sind zu schwankend gewesen, und die Umwälzungen erfolgten zu rasch, als daß etwas dem syrischen Boden Eigentümliches hätte entstehen können, was der babylonischen Kultur an die Seite gestellt werden dürfte. Was wir an Erzeugnissen der „hethitischen" Kunst haben, ist demgemäß ziemlich roh. Freilich darf eine unbedeutende Provinzialstadt wie Sam 'al-Sendshirli, der wir die ältesten Skulpturen verdanken, für die Höhe hethitischen Könnens auf syrischem Boden nicht als maßgebend angesehen werden. Diese äußerst primitiven Skulpturen, die eine spätere Zeit einfach als Material für ihre auch nicht sehr viel höher stehende „Kunst" benutzt hat, sind Erzeugnisse einer provinzialen, mit ungenügenden Geldmitteln arbeitenden Kunst; daraus für die hethitische Kunst in der Heimat und in glücklicher gelegnen syrischen Staaten zwingende Schlüsse zu ziehen, wäre verfehlt. Es ist übrigens dabei zu beachten, daß diese ältesten Denkmäler, die bis jetzt der Boden Syriens von sich gegeben hat, zwar hethitisch sind, sehr wohl aber einer Zeit vor der Cheta-Eroberung angehören können.

Wir dürfen die hethitische Kunst nach diesen rohen Erzeugnissen nicht allgemein beurteilen. Es wäre kaum anzunehmen, daß sie auf syrischem Boden einen so großen Einfluß behauptet hätte, wenn sie nicht in der Heimat kräftiger entwickelt gewesen wäre. Diese tastenden Versuche hätten sich gegenüber den mesopotamisch-babylonischen Einflüssen nicht behaupten können, wenn nicht die hethitischen Völker an einer hoch entwickelten Kultur in Kleinasien einen Rückhalt und eine Lehrmeisterin gehabt hätten. Wenn sich bis auf die Zeit des neuassyrischen Reichs herab eine hethitische Kunst in Syrien behauptet, also erst mit dem Aufhören jeder Selbständigkeit der syrischen Kleinstaaten und mit der durch die assyrische Eroberung herbeigeführten Änderung der Zusammensetzung der Bevölkerung endet, so weist das auf die Entwicklung einer Mutterkultur hin, welche der mesopotamisch-babylonischen die Wage halten konnte.

Können wir auch nach alledem die syrisch-hethitische Kunst nicht als maßgebend für die Beurteilung der hethitischen überhaupt ansehen, so ist sie doch in dem fünf- bis achthundertjährigen Zeitraum ihres Bestehens naturgemäß nicht stehen geblieben, sondern hat sich weiter entwickelt und ist — inwieweit in Anlehnung an das Mutterland, muß dahingestellt bleiben — zu höhern Formen fortgeschritten, je mehr die eingewanderten Völker mit dem Boden verwuchsen. Der Boden von Sendshirli selbst hat die Erzeugnisse eines höhern Könnens hergegeben; eine spätere Zeit hat die ältern rohen Steinkolosse umgearbeitet. Wir haben auch noch die Erzeugnisse dieser Epoche als rein hethitisch (freilich nach-chattisch) anzusehen (s. Fig. 2 der Tafel „Hethitische Altertümer" bei S. 115). Was dann aber in Sendshirli kommt, ist nicht mehr hethitisch, sondern gehört bereits der aramäischen Zeit an; denn im Amq befinden wir uns recht eigentlich auf dem Boden, wo Hethiter und Aramäer miteinander verschmolzen.

Eine echt syrisch-hethitische Kunst müssen wir in Karchemish erwarten, das sich als blühendster Sitz der Hethiter am längsten behauptet hat. In der That ist denn auch hier eine

Anzahl von Denkmälern gefunden worden; um über hethitische Kunst danach ein Urteil zu fällen, reichen sie trotzdem nicht aus. Zum größten Teile sind es Bruchstücke, an denen das Erhaltne nichts ist als die Inschrift (s. Fig. 1 der Tafel bei S. 115). Von einer Statue (wohl eines Gottes) ist nur der untere Teil erhalten. Sie zeigte vorn die Statue in Relief, während die halbwalzenförmige Rückseite die Inschrift trägt. Die Ausführung ist steif; aber das mag eine ebensolche Bewandnis haben wie bei den assyrischen ähnlichen Erzeugnissen (vgl. S. 85). Eine Stele mit der Darstellung eines Königs oder Gottes (s. Fig. 3 der Tafel bei S. 115) ist das einzige vollständiger erhaltne Stück dieser Art; allein sein Fundort ist nicht bekannt, und der Mangel einer Inschrift erschwert einen Vergleich mit den übrigen Denkmälern.

Kurz können wir uns über die Erzeugnisse aramäischen Könnens fassen. Ihnen thut der Deckmantel des Nichtkennens wohl. In Betracht kommen nur die Skulpturen der letzten Zeit von Sam'al-Sendshirli, die Statue des Gottes Hadad, die Statue Panammus und die Reliefs des von seinem Sohne Bar-çur errichteten Palastes (vgl. die Erklärung der beigehefteten Tafel). Wie die Ausführung der Schrift in Hochrelief den Hethitern nachahmt, so ist auch hier kaum etwas Selbständiges zu finden: wenn nicht aramäische Inschriften darauf stünden, würde man sie ohne weiteres als hethitisch mitlaufen lassen. Wir haben nichts Aramäisches weiter, auch nichts von einem Boden, der reiner aramäisch wäre als das Sam'al des 8. Jahrhunderts; nichts deutet aber darauf hin, daß die Aramäer die Begabung bewiesen hätten, in Kultur und Geisteserrungenschaften irgend etwas Selbständiges hervorzubringen. Sie haben, wie die Araber von byzantinischem und persischem Können, so von dem der Babylonier, Assyrer und „Hethiter" gelebt.

Die einzige bis jetzt gründlich ausgegrabne Ruinenstätte Syriens, Sendshirli, hat uns Aufschlüsse über die Baukunst gegeben, indem sie uns das Bild eines Migdal überliefert hat, einer Burganlage, wie sie als Mittelpunkt und Zufluchtsort einer zunächst offnen Ansiedlung später der Kern einer umwallten Stadt geworden ist (s. die beigeheftete Tafel „Die Burg von Sendshirli in Nordsyrien"). In der Wahl des Stoffs, des Backsteins, läßt sich der babylonische Einfluß erkennen (vgl. S. 35). Weitere Vergleiche auf Grund unsers Materials würden Ergebnisse zur Folge haben, wie wenn man eine kleine mittelalterliche Stadt im ostelbischen Deutschland mit einer altrömischen Befestigung vergleichen wollte. Als einzige bis jetzt in Einzelheiten bekannte Burg hat sie jedoch für uns eine Bedeutung, wie sie das Städtchen Sam'al im Reiche Assur nie besessen hat. Die Anlagen der reichen und mächtigen syrischen Städte, Brennpunkte der verschiednen Kulturzustände: Karchemish, Hierapolis (Mabbog, Membidsch), Aleppo, Hamath, Damaskus ꝛc., danach zu beurteilen, wäre voreilig.

Daß unter den obwaltenden Umständen keine Rede davon sein kann, uns ein Bild von einem etwaigen Geistesleben Altsyriens zu machen, ist ohne weiteres einzusehen. Selbstverständlich hat man auch in dieser Hinsicht unter dem Einflusse der jeweilig herrschenden Kulturländer und Völkerströmungen gestanden. Wir würden sonach hoffen dürfen, von den Zeiten des hethitischen Einflusses an Aufschlüsse namentlich über die Religion zu erhalten; noch schweigen ja aber die hethitischen Inschriften für uns: sie enthüllen uns nicht einmal ein paar Namen in Syrien verehrter hethitischer Gottheiten.

Wir haben unter diesen Umständen nur eine größere Quelle, die einiges über syrische Kulte verrät: das ist die unter Lukians Namen gehende, augenscheinlich von einem Syrer verfaßte kleine Schrift über den Kult der „syrischen Göttin" Derketo (wie er den Namen

Erklärung der umstehenden Tafel.

Den die Burgruine enthaltenden Hügel von Sendschirli, jetzt einem unscheinbaren Kurdendorfe nahe dem Ostfuße des nördlichen Amanus (Giaur-Dagh) in Nordsyrien, umgibt das jetzt fast ebene, zum Teil bepflügte Gebiet der Stadt in der Form eines Kreises von 720 m Durchmesser. Die Befestigung besteht aus einem doppelten Ringe, dessen Mauern durch einen Zwischenraum von 7,30 m voneinander getrennt sind. Drei selbständig ausgebaute Thore vermitteln den Zugang von Süden, von Westen und Nordosten: thalabwärts, nach dem Gebirgspaß und thalaufwärts. Zum Schutze war jede der beiden Mauern durch 100 Türme verstärkt, von denen 77 des äußeren Ringes ausgegraben wurden. Die innere Burgmauer gehört ihrer Entstehung nach ins 15., die äußere ins 8. Jahrhundert v. Chr. Vom südlichen Hauptthore führt der Weg anfangs in gerader Richtung weiter; dann aber biegt er, steil hinaufgehend, links ab zum Thore der Quermauer. Zwischen dem der Burgmauer benachbarten östlichen Stücke dieser Quermauer und der inneren Burgmauer liegen Kasematten. Auf dem höchsten Teile des Geländes erhob sich, nach Überbauung einer älteren Gebäudegruppe, der obere Palast. Den westlichen Teil der unteren Hügelfläche jedoch nahm der untere Palast ein. Dieser zerfällt in ein östliches und ein westliches Hauptgebäude und eine dazwischen liegende, die Nordseite des Hofes füllende Halle, die sich ihrer ganzen Längenausdehnung nach in offenen Stützenstellungen nach Süden öffnete; ihre Bauzeit fällt in die Regierung Tiglatpilesars III. (745—727). In der Hauptsache bestehen die Gebäudemauern aus Lehmziegeln auf Bruchsteinfundament. Im unteren Palaste wohnten die Fürsten von Sam'al, die Diener des großen Assyrerkönigs. Hier hat man die Inschrift gefunden, worin Barrekub Bar Panammu, König von Sam'al, seinen prächtigen Neubau des Palastes rühmend erzählt; seine Thätigkeit fällt in die Jahre 731/730. Dem oberen Palaste gegenüber auf der Höhe, der die Kraft der alten Zeit um 900 versinnbildlicht, bedeutet der untere, den dem Untergange nahen Glanz der späteren Periode. Durch Assarhaddon brauste eine verheerende Katastrophe über die gesamte Burganlage dahin, aus der sie sich allmählich auf dreiundeinhalb Jahrhunderte nur kümmerlich wieder erheben konnte. So überblicken wir auf der umstehenden Rekonstruktion mit einem Schlage die Hauptresultate einer ein Jahrtausend (1300—300 v. Chr.) umspannenden Bauthätigkeit von alten Nordsyrern.

(Nach den „Ausgrabungen in Sendschirli, ausgeführt und herausgegeben im Auftrage des Orient-Komités zu Berlin"; Berlin 1895/98.)

wiedergibt; Atargate, wie er ebenfalls in griechischer Überlieferung heißt) von Hierapolis, dem heutigen Membidsh (vielleicht dem Papuch der ägyptischen Inschriften). Aus einer so späten Quelle sich eine Anschauung von syrischem Kultwesen hethitischer oder noch früherer Zeiten zurechtzumachen, ist natürlich unzulässig. Wenn wir aber feststellen konnten, daß die hethitische Kultur einen sehr nachhaltigen Einfluß im nördlichen und mittleren Syrien ausgeübt hat, so können wir in dem Kulte des Derketotempels ihre Nachwirkungen bis in späteste Zeiten erkennen. Das hier wie in kleinasiatischen Heiligtümern herrschende Gallentum (Verschnittensein) scheint seinen Ursprung in Kleinasien zu haben und wäre also von den Hethitern in Syrien eingeführt oder doch wenigstens in seine Gestalt gebracht worden. Wenn wir weiter nördlich den Teshub der östlichen Hethitergruppe in dem Jupiter Dolichenus, dem Gotte mit dem Doppelbeile, wieder erkannt hatten (S. 115), so ist damit freilich noch nicht gesagt, daß es sich um eine ursprünglich „hethitische" Erscheinung handeln muß. Er wird dem semitischen Hadad gleichgesetzt. So ist die Gottheit von verschiednen Eroberern in verschiednen Jahrhunderten unter verschiednen Namen verehrt worden.

Von aramäischem Glaubens- und Religionsvorstellungen zu reden, wäre fast noch gewagter. Wenige Gottesnamen der spätern Überlieferung sind so ziemlich alles, was als Grundlage dafür dienen könnte. Davon, daß im südlichen Syrien aramäisches Wesen am stärksten zur Geltung kommt, war die Ursache in dem verhältnismäßig schwächern Einfluß der Hethiter, dem das alte Kanaanäertum der zweiten semitischen Wanderung Widerstand geleistet hatte. Sind nun Vorstellungen von Kanaanäern und Aramäern ursprünglich identisch, und handelt es sich bei ihnen höchstens um verschiedne Namen derselben Gottheitsbegriffe, so sind wir angesichts der Überlieferung einer Zeit, die von den alten Völkerschichtungen und deren Unterschieden längst keine Vorstellung mehr hatte, kaum im stande, etwas eigentlich Aramäisches auszusondern. Wenn sich noch in der Zeit des 8. Jahrhunderts in der Gegend von Sendshirli kanaanäische Sprachreste feststellen lassen (S. 117), so müssen wir auch die paar Götternamen der dortigen Inschriften als kanaanäisches, also voraramäisches Gut ansehen, das von der hethitischen Zwischenherrschaft nicht berührt worden ist; dabei ist allerdings zu beachten, daß sich fremder Einfluß eher in großen Kulturzentren, als in abgelegnen Provinzstädten geltend machen mußte. So ist der Name der Gottheiten El offenbar sowohl Kanaanäern als Aramäern gemeinsam; Rekab ist ursprünglich kanaanäisch (chabiritisch): er findet sich im südlichen Juda (Stamm der Rekabiten; vgl. unten, S. 201). Das gleiche gilt für Ja'u, der uns als judäisch und als Urbild Jahves beschäftigt. Aramäisch dürfte nur Hadad sein, dessen Kult auch für Damaskus als wichtigster bezeugt ist; sein kanaanäischer Name ist Ramman oder Rimmon, der Gott von Wetter und Fruchtbarkeit, der fälschlich als aramäisch angesehen worden ist.

8. Armenien.

A. Die ältesten Zeiten.

Das Bergland, dem Euphrat und Tigris entspringen und das sich nördlich von Mesopotamien und seinen vorgelagerten Bergen erhebt, wird bei den alten Babyloniern als Gutium oder Kuti bezeichnet. Wir wissen nichts von ihm aus den Zeiten, wo noch Babylonien das ganze Euphratgebiet beherrschte und kein Assyrien war. Wie es aber in späterer Zeit seine Kultur von Assyrien empfangen hat und wie dieses jene Bergstämme unterwerfen mußte,

wollte es nicht ihre Beute werden, genau so muß wohl das Verhältnis bereits in den vorhergehenden Jahrtausenden gewesen sein. Ja, wenn wir aus der ständigen Zusammenfassung von Anzan und Suri annehmen müssen, daß das Gebiet des spätern Mederreichs schon in altbabylonischer Zeit einmal Sitz eines Reichs gewesen ist, so beweist uns das Aufführen des „Königs von Gutium" in denselben Omentafeln (vgl. S. 43), daß auch Armenien damals bereits bis zu einem gewissen Grade geeinigt gewesen ist und die einfache Stammesorganisation unter dem Einflusse der babylonischen Kultur schon aufgegeben hatte. Der Beweis wird aber geschlossen durch die Inschrift eines „Königs der Kuti" (vgl. S. 11 unten) in Schrift und Sprache der Sargon- und Naram-Sin-Zeit, eine Weihung an den Sonnentempel zu Sippar betreffend. Also in viel engerer Beziehung, als später Urarthu zu Assyrien, hat damals Armenien zum babylonischen Kulturgebiete gestanden und ist augenscheinlich höher kultiviert gewesen als zwei Jahrtausende später.

Welche Völker von welcher Rasse damals die Berge bewohnt haben, an denen der Babylonier die Arche seines Noah (Chasisatra) landen ließ, wissen wir nicht. Aber das sehen wir auch hier, daß die eigentliche Blüte der mesopotamischen Kultur und ihre weiteste Ausdehnung in eine ungeahnte Zeit hinaufreicht, und daß das letzte Jahrtausend, das wir von ihr näher kennen, bereits einen gewaltigen Abstand gegen die frühere Höhe bedeutet.

B. Die Berührung mit Assyrien.

Näheres über diese Länder erfahren wir erst aus den Inschriften der Assyrerkönige von Tiglat-Pileser I. an. Bereits Salmanassar I. war in dem Gebiete zwischen Euphrat und Tigris gegen das Hochland vorgedrungen und hatte hier durch Gründung assyrischer Kolonien (S. 50) eine sichere Grenze für Mesopotamien geschaffen. Die Völker, die er hier unterwarf, werden wir als „Hethiter" anzusehen haben, wie denn dieses ganze Vordringen eine Fortsetzung der Vertreibung der Mitani bildet (S. 45). Der Kampf steht also hier zwischen Assyrien und hethitischen Völkerschaften. Dazu stimmt, daß wir in der Zeit der Ohnmacht Assyriens nach Tukulti-Ninib hier den nächsten Hethiterschub in das unter assyrischer Herrschaft liegende Gebiet eingedrungen finden (vgl. S. 51): es sind die Kummuch, gegen die sich Tiglat-Pileser I. wenden muß.

Das Land östlich davon, also die Länder südlich vom Vansee, bezeichnen die Assyrer als Nairiländer. Tiglat-Pileser hat, von Mesopotamien aus vorgehend, drei Züge dorthin unternommen und ist bis zur Tigrisquelle vorgedrungen, wo er an der Quelle des heutigen Sebene-Su Bild und Inschrift errichten ließ (S. 52). Der südliche Teil der Nairiländer, südlich etwa vom Tigris begrenzt, heißt Kirchi. Östlich daran schließt sich Chubuschkia; seine Bevölkerung haben wir zu der östlichen, medisch-elamitischen Völkergruppe zu stellen, so daß Hethiter also nicht bis in das Gebiet südlich vom Urumiyasee greifen. Zu der Annahme, daß ihre Einwanderung im großen und ganzen von Norden, d. h. von Europa her, erfolgt ist, stimmt, daß sie sich westlich und südlich vom Vansee finden. Eine Gruppe ist auch östlich vom Vansee vorgedrungen: hier scheint der kleine Staat von Mußaßir, den wir vom 9. bis 8. Jahrhundert erwähnt finden, eine Bevölkerung der „urarthäischen" Hethitergruppe zu haben. Man ist auch geneigt, noch das Reich von Man westlich und südlich am Urumiyasee zu dieser Gruppe zu ziehen, so daß also Chubuschkia und das Gebiet südlich vom Urumiyasee der Grenzsaum wäre, wo die östlich-hethitische und die medisch-elamitische Völkergruppe aufeinanderstießen.

So weit wir die in Betracht kommenden Länder verfolgen können, treten sie uns zunächst in dem Zustande, wie ihn die eben erfolgte Einwanderung unzivilisierter Stämme voraussetzen

läßt, entgegen. Es gibt hier keine größern Staaten; wo dergleichen früher bestanden hatte, ist es durch diese oder frühere Einwanderungen vernichtet worden. So haben die Assyrerkönige meist mit den einzelnen Stämmen, namentlich in Kirchi und Nairi, zu thun; von einem geeinten Fürstentum ist hier niemals die Rede.

In der Zeit nach Tiglat-Pileser I. haben die in diese Gegenden von Norden her vordrängenden Stämme natürlich freieres Spiel bekommen und die ohnehin nicht sehr tiefgreifenden Erfolge der Assyrer zu nichte gemacht. Die Gebiete, die Salmanassar I. kolonisiert hatte, wurden wieder von den vordringenden Barbarenstämmen besetzt. So mußte Assurnasirpal III. dieses Gebiet, das im Süden etwa durch eine von Amid nach Malathia gezogene Linie begrenzt wird, für Assyrien sichern und die alten assyrischen Kolonien neu stärken (S. 56). Im 9. Jahrhundert stößt Salmanassar II., als er wieder gegen Armenien vordringt und von den durch Assurnasirpal unterjochten Nairiländern aus gegen Norden vorrückt, auf das Gebiet des Königs Arame von Urarthu, dessen Reich im wesentlichen das Gebiet nördlich vom Vansee umfaßte. Im Westen und Südosten des Sees, an der Südgrenze seines Landes, etwa am Arsanias, wurde er von Assyrien angegriffen (im Jahre 857; vgl. S. 59).

Eine Zeitlang hört man dann wenig von Urarthu, bis gegen Ende von Salmanassars Regierung (833) ein neuer Zug nach Urarthu erwähnt wird, wobei nach Überschreitung des Arsanias der König von Urarthu, Siduri, besiegt worden sein soll (S. 59). Von diesem Siduri sind nun zwei Inschriften am Fuße der Feste von Van gefunden worden, die über von ihm ausgeführte Bauten berichten. Er nennt sich darin Sarduri, Sohn Lutipris, König von Nairi. Die Inschriften sind noch assyrisch abgefaßt, und selbst die Titulatur des Königs ist von der gleichzeitigen assyrischen kopiert. König von Urarthu nennt weder er noch einer seiner Nachfolger sich: das ist vielmehr nur die von den Assyrern vom Namen des Stammlands genommene Bezeichnung. Wir müssen aus dieser Sachlage folgern, daß die Herrschaft dieses Sarduri (I.) einen Umschwung in Urarthu bedeutet: da seinem Vater der Königstitel nicht gegeben wird, anderseits vorher ein anderer König für Urarthu bezeugt ist, so wird seine Regierung das Emporkommen eines andern Stamms unter den vielen noch in ihrer Stammesverfassung in Urarthu lebenden, frisch eingewanderten bedeuten. Sarduri ist der Stammvater der Königsfamilie, unter der sich hier ein größeres Reich entwickelt hat: das jüngste von allen „Hethiter"-Reichen. In ihm sind zum letzten Male Hethiter dem assyrischen Reiche mit Erfolg entgegengetreten.

Der Sitz dieses Reichs von Urarthu ist das Gebiet am Vansee; mit Ausnahme des Süduferś erstreckt es sich östlich bis nach Mußaßir, dem kleinen Staate südwestlich vom Urumiyasee, und nordöstlich bis an den Göktschesee, wird also von dem Araxes durchströmt. Wir können von Sarduri an die Reihe seiner Könige, größtenteils aus eignen Inschriften, bis zu der indogermanischen Einwanderung verfolgen. Urarthu, der natürliche Gegner Assyriens, gerät dadurch mit der babylonischen Kultur in Berührung. Diese assyrische Vermittlung tritt uns sofort in der Schrift entgegen, worin die urarthäischen Könige ihre Inschriften setzen ließen. Während Sarduri I. überhaupt noch assyrisch schreiben ließ, bedienen sich seine Nachfolger der Landessprache, aber in einem Alphabete, das nicht aus dem Babylonischen, sondern aus dem Assyrischen zurechtgemacht ist. Als Nachahmer der Assyrer zeigen sie sich sogar in ihrer Titulatur. Selbstverständlich mußte man die Gelehrten, deren man bedurfte, aus Assyrien beziehen. Die Sprache der Inschriften liegt demnach klar vor uns; trotzdem ist es bis jetzt noch nicht gelungen, einen Einblick in ihr Wesen zu erlangen. Zwar kann man (gerade wie bei den elamitischen) einen Teil des Inhalts verstehen; doch bis zu einem Verständnisse des Sprachbaus fehlt noch viel.

Ob es sich bestätigen wird, wie man ja anzunehmen geneigt ist, daß in einigen kaukasischen Sprachen Reste dieser Sprachgruppe, und damit also der hethitischen, vorliegen, muß einer weiter forschenden Zukunft vorbehalten bleiben.

Wir wissen nicht, welches der Gau gewesen ist, dem die neue Königsfamilie entstammte. Als Hauptstadt des Reichs tritt uns später Thuspa (assyrisch Thuruspa) im Gaue Biaina, das heutige Van, entgegen. Es scheint ursprünglich nicht Sitz der Königsfamilie gewesen zu sein: eine (allerdings verstümmelte) Inschrift scheint zu berichten, daß Biaina noch unter Ispuinis einen eignen König hatte; auf jeden Fall müßten wir in diesem einen Unterkönig oder Lehnsfürsten eines Gaues erblicken. Überhaupt müssen wir uns vorstellen, daß das Reich durch Unterwerfung der einzelnen Häuptlinge und Fürsten entstanden ist, wobei die Könige durch eine starke Hausmacht unterstützt wurden. Durch Einziehung des Gaues Biaina kamen sie dann in den Besitz von Thuspa. Dieser Gau kann nicht erst durch Ispuinis unterworfen worden sein: es hat ja bereits Sarduri I. bei Van gebaut.

Der Nachfolger Sarduris ist Ispuinis, ein Zeitgenosse Shamshi-Rammans (vgl. oben, S. 60), dessen Feldherr Mutarriß-Assur auf einem Nairizuge mit ihm zusammenstieß. Von da an hat sich das neue Reich weiter nach Süden ausgebreitet, also in Gebiete, welche die Assyrier durchzogen oder besetzt hatten. Ispuinis hat als Mitregenten seinen Sohn Menuas angenommen. Deshalb rühren die meisten Inschriften aus dieser Zeit von beiden her, z. B. die Inschrift im Passe von Kelishin: eine Art Grenzmarke des Assyrien abgenommnen Gebiets, worin sich die eben erwähnte Angabe über die Erwerbung des Gaues Biaina und des von nun an als Hauptstadt dienenden Thuspa findet.

Nachfolger von Menuas ist Argistis I., der am meisten für die Ausdehnung des Reichs gethan haben dürfte. Er ist Zeitgenosse von Salmanassar III. und Assurdan in Assyrien, und die zahlreichen Züge gegen Urarthu unter dem erstern (S. 61) beweisen im Vereine mit dem später feststellbaren Gebietsbestande, daß es sich dabei um Verteidigungskriege Assyriens gegen die Angriffe Argistis' gehandelt hat. Am Felsen der Burg von Van sind in acht großen Inschriften die Berichte über Eroberungen des Argistis eingemeißelt: die längste urarthäische Inschrift, die wir besitzen. Es wird darin von Erfolgen gegen Assyrien gemeldet, und eine Eroberung etwa der Gegenden, welche die Assyrer als Nairiländer bezeichnen, und weiter bis nach Melitene berichtet, also von Gebieten, die bereits in einem festen Vasallenverhältnisse zu Assyrien gestanden hatten.

Für die Zeit vor Tiglat-Pileser III. ist Sarduri II., der Sohn von Argistis, der weiter nach Syrien übergreift, der Rückhalt aller der Staaten im Osten und Westen, die von Assyrien abzufallen suchen. Wie er seinen Einfluß bis nach Arpad ausdehnt, so wird auch unter ihm Urarthu wieder aus Syrien verdrängt und schließlich im eignen Land angegriffen (vgl. S. 63). Bedeutet das aber auch ein Zurückdrängen der politischen Macht Urarthus und aller sich an dieses anlehnenden verwandten Völker, so ist, vom ethnologischen Standpunkt aus betrachtet, als Ergebnis des urarthäischen Vordringens eine Ausbreitung der verwandten Stämme und ein Rückgang der semitischen Bevölkerung in diesen nördlichsten Landschaften zu verzeichnen. Die Gebiete zwischen dem obern Tigris und Euphrat, die Salmanassar I. mit assyrischen Kolonisten besetzt hatte, gingen wieder verloren, und ihre assyrische Bevölkerung verlief sich, so daß wir unter Assarhaddon einem neuen letzten Versuche begegnen, sie mit Assyrern zu besetzen.

Unter Sargon versucht sein Nachfolger Rusas I. einen neuen Vorstoß gegen Assyrien, wo die Revolution und der Thronwechsel von 722 (S. 65) eine günstige Gelegenheit zu bieten

schienen. Allein auch er muß bald im eignen Lande die Überlegenheit der assyrischen Waffen kennen lernen und gibt sich 714 verzweifelnd selbst den Tod (S. 66). Mit seiner Niederwerfung ist Urarthus Macht gebrochen worden. Gleichzeitig wird es unter Argistis II. von Norden her durch Indogermanen angegriffen; die Berichte assyrischer Statthalter an der Nordgrenze wissen aus der Zeit zwischen 710—705 von schweren Niederlagen zu berichten, die Urarthu von den indogermanischen Stämmen zugefügt werden (S. 66 unten). Diese wilden Ankömmlinge haben eine Zeitlang an der Grenze von Urarthu und in dessen Gebiete gehaust, bis sie, von ihren östlichen Nachbarn, den Ashkuza, und wohl andern nachdrängenden Stämmen geschoben, nach Westen weiter zogen und ganz Kleinasien überschwemmten. Das geschah zwischen 670—660, also wohl unter einem der Nachfolger von Argistis II.: unter Rusas II., Erimenas oder Rusas III. (vgl. oben, S. 74).

Aus der Zeit von Rusas III., dem Zeitgenossen von Assarhaddon und Assurbanipal, ist nur eine Episode ausführlicher überliefert, welche die Verhältnisse an der Stelle, wo assyrisches und urarthäisches Interessengebiet aneinander stießen, hell beleuchtet und uns damit einen Einblick in die nur noch dürftig bezeugte Geschichte dieser Gegenden eröffnet: — das mehrfach erwähnte Gebiet zwischen oberm Tigris und Euphrat, das Salmanassar I. mit assyrischen Kolonisten besetzt hatte und Assurnasirpal neu zu sichern bemüht gewesen, das aber unter dem Vordringen Urarthus naturgemäß wieder einer urarthäischen oder dieser nahe verwandten Bevölkerung verfallen war. Im Jahre 674 erzählt Assarhaddon von einem Zuge, den er nach dem Lande Shupria unternommen habe, um einen Häuptling, zweifellos urarthäischer Abstammung, zu unterwerfen. Dieser hatte versucht, in dem allgemeinen Wirrwarr und bereits mit den Kimmeriern rechnend, einen eignen unabhängigen Staat zu gründen, und wurde durch Flüchtlinge aus Assyrien wie aus Urarthu, die er wohl geflissentlich ins Land zog, verstärkt. Alle Aufforderungen Assarhaddons wie Rusas', ihre Unterthanen auszuliefern, wies er zurück, so daß sich Assarhaddon endlich genötigt sah, gegen ihn einzuschreiten. Aufs neue wurden dann die Festungen des Landes mit assyrischen Kolonisten besetzt (man darf in dieser Zeit nicht mehr an eine wirklich assyrische Bevölkerung denken, sondern es handelt sich immer um Kolonisten, die aus andern eroberten Gegenden dorthin verpflanzt wurden; vgl. oben, S. 65), um eine assyrische Provinz einzurichten. Schon wenige Jahre darauf, 668 oder 667, versuchte derselbe Häuptling (oder ein anderer derselben Gegend) noch einmal mit Unterstützung von Kimmeriern einen Handstreich gegen die neue Provinz, fand dabei aber seinen Tod. Beachtenswert ist bei der ganzen Angelegenheit, wie Assyrien und Urarthu durch gemeinsame Gefahr einmal zusammengeführt wurden: die urarthäischen Flüchtlinge, die in Shupria eine Zuflucht gefunden hatten und in seine Hände gefallen waren, lieferte Assarhaddon alle an Rusas aus.

Der letzte König von Urarthu dürfte Sarduris III. gewesen sein, der sich freiwillig Assurbanipal unterwarf, um bei ihm eine Stütze gegen die indogermanischen Stämme zu finden (vgl. S. 76). Man wird in ihm kaum noch mehr als einen in seiner Stadt eingeschlossenen, im offnen Land ohnmächtigen Schattenkönig zu sehen haben. Ob sich schon früher ein indogermanischer Häuptling auf den Thron der Hauptstadt des Urarthäerreiches geschwungen hat, oder ob diesem erst durch die Meder ein Ende bereitet worden ist, wissen wir nicht; wenn wir jedoch an die Machtentfaltung der Ashkuza (S. 72) in der Zwischenzeit denken, so wird kaum anzunehmen sein, daß sich diese Verbündeten Assyriens nicht bereits früher hier festgesetzt haben sollten. Die Durchsetzung der alten Bevölkerung mit den indogermanischen Einwanderern hat damit begonnen, und es bildet sich daraus das armenische Volk.

9. Medien und die Perser.

A. Das alte Medien.

Ebenso wie für Armenien sind wir für die älteste Zeit Mediens aus den altbabylonischen Inschriften noch nicht unterrichtet. Das Gebiet zwischen Elam und Suri wird dort als Anzan bezeichnet; die Herrscher von Lagash wissen von Kriegen mit Anzan zu berichten, auch meldet ein Statthalter von Durilu einen Sieg über die Horden von Anzan. Seine östliche Grenze ist, wenn wir es nördlich um Elam herumreichen lassen, nicht festzustellen; in den alten Omina wird es immer mit Suri zusammen genannt (S. 11 unten). Inschriften im altbabylonischen Stil aus dem Zagros zeigen uns, daß hier im Gebiete der Lulumäer bereits in ältester Zeit ebenfalls babylonischer Einfluß herrschte; und gelegentliche Erwähnungen bei den Assyrerkönigen beweisen uns, daß Babylonien einmal auch politisch einen weitergehenden Einfluß hier ausgeübt hat als später Assyrien. Es werden gelegentlich Städte als alte babylonische Gründungen erwähnt. Im Gebiete der Zuflüsse des Adhem haben die Assyrer eine Provinz Arpach. Es ist möglich, daß ein paar ägyptische und babylonische Nachrichten für frühere Zeiten (2. Jahrtausend) auf ein hier bestehendes gleichnamiges Reich zu deuten sind; doch läßt sich noch nichts Bestimmtes feststellen.

Die Bevölkerung hängt offenbar mit der Elams zusammen. Diese elamitisch-medische Gruppe, deren östliche Ausläufer sich für uns im Dunkel Innerasiens verlieren, ist südlich vom Urumiyasee auf die hethitisch-urarthäische Gruppe gestoßen, deren westlichste Vertreter wir in Chubushkia fanden. Zu größern Staatenbildungen ist es in der assyrischen Zeit, von der wir einigermaßen unterrichtet sind, hier nicht gekommen; überall begegnen wir nur kleinern Staaten: am östlichen Ufer des Urumiyasees Parsua, am Rande gegen das babylonische Tiefland hin Namri und andere kleinere, alle erst unter babylonischem, dann unter assyrischem Einflusse stehend. An der elamitischen Grenze kennen wir Ellipi (S. 94, Anmerkung). Assyrische Grenzprovinzen, an die in Arbael in Assyrien und Dur-ilu in Babylonien zusammenlaufenden Straßen anschließend, umgaben das eigentliche Medien, in das die Assyrer nie dauernd eingedrungen sind (siehe die Karten bei S. 10, 55 und 88). Nach Nordosten hin wird das Land durch die „Salzwüste" begrenzt. Von hier strömen die Horden Innerasiens herein, für die der Babylonier die Gesamtbezeichnung „Umman-manda" („Mandahorden") hat, womit er natürlich nicht den Begriff einer bestimmten Rasse, sondern lediglich den des wilden Naturzustands verbindet. So sind unter den Umman-manda, von denen in den drei Jahrtausenden babylonischer Kultur gesprochen worden ist, sicher Vertreter verschiedenartiger Rassen gewesen, darunter eben die Völker, die wir im Besitze Mediens vorfinden; so wurden später noch die indogermanischen Meder und Perser als solche bezeichnet. Und wenn die babylonische Kultur noch die Türken- und Mongolen-Einwanderungen gesehen hätte, wie sie ähnliche Wanderungen sicher genug gesehen hat, so würde sie auch diese Eroberer „Mandahorden" genannt haben.

Soweit es nicht zu größern Staatengebilden hier gekommen ist oder wir solche noch nicht feststellen können, dürfen wir das Völkergewühl mit den dürftigen Angaben über seine Reibungen mit dem ältesten Babylonien sich selbst überlassen; das Wichtigste von Unterwerfungsversuchen der Assyrer ist in der assyrischen Geschichte behandelt worden. Medien interessiert uns vor allem als das Land, worin sich das Reich entwickelt hat, das von dem persischen Weltreiche stets als Wegebereiter und als Vorläufer anerkannt worden ist.

B. Die ersten Indogermanen.

a) Das Auftauchen von Medern in Westasien.

Die Meder sind die ersten Indogermanen, deren Auftreten wir im Bereiche des uns hier beschäftigenden vorderen Orients feststellen können. Sie sind auch die ersten gewesen, die hier das herrschende Volk eines größeren Reichs geworden sind, das dann unter den Persern den Orient, soweit er unter babylonischer Kultur stand (vielleicht noch darüber hinaus), beherrscht hat. Die medische Geschichte ist somit ein Vorspiel der persischen. Deshalb läßt sich im Zusammenhange mit ihr überhaupt das Auftreten der Indogermanen auf vorderasiatischem Boden behandeln, um so mehr, da es in unmittelbarem Zusammenhange mit dem der Meder steht.

Uns kann hier nicht die Frage nach Heimat und Wanderungen der Indogermanen beschäftigen, soweit sie der Vorgeschichte angehören, sondern nur das Auftreten bestimmter indogermanischer Völker innerhalb einer geschichtlich belegten Zeit auf dem uns hier angehenden Gebiete. Wie das Auftreten der in Betracht kommenden Völker sich zu der großen indogermanischen Völkerfamilie räumlich und zeitlich stellt, ist eine Frage für sich und kann mit den von Geschichtsquellen gelieferten Mitteln noch nicht entschieden werden. Soviel ist klar, daß der Name der Meder der erste von Stämmen ist, die sich auf vorderasiatischem Boden als indogermanisch feststellen lassen. Wenige Zeit nach ihrem Auftreten machen sich in den Gegenden am Urumiya- und Vansee, wesentlich in der Richtung von Norden nach Süden vordringend, die bereits mehrfach erwähnten indogermanischen Stämme bemerkbar, deren bekanntester die Kimmerier sind. Wieder in kurzer Zeit danach finden wir das ganze Asien vom Osten Elams bis nach Armenien von Indogermanen besetzt. Ob diese Stämme, die, deutlich innerhalb der großen indogermanischen Familie enger zusammengehörend, nach den in der Geschichte bedeutendsten allesamt als eranische bezeichnet werden können, im großen von Osten her gekommen sind und auf diese Weise die Verbindung mit dem indischen Zweige herzustellen ist, oder ob die Einwanderung mehr von Europa ausgegangen ist und wie sich dann das Verhältnis zu den Indern geschichtlich gestaltet, das alles ist noch unklar.

Zuerst erscheinen die Meder, die Madai, in assyrischen Inschriften unter Salmanassar II., der im Jahre 836 auf einem Zuge nach Medien zwischen Namri und Parsua (S. 59 unten), mehr nach dem Innern von Medien zu, also dort, wo auch später der Mittelpunkt ihrer Sitze ist, als „Amadai" erwähnt. Von da an werden sie wieder bei Tiglat-Pileser, Sargon, Sanherib und Assarhaddon genannt, deren jeder sich rühmt, von ihren Häuptlingen Tribut erhalten zu haben; dabei versichert in der Regel jeder, daß keiner seiner Vorgänger das Gebiet dieser gefährlichen Feinde (die Bezeichnung „gefährliche" Meder wird ihnen als epitheton ornans beigelegt) betreten habe. Zu einer wirklichen Besetzung ihres Gebiets durch die Assyrer ist es nie gekommen; aber Assyrien hat bald vor den Medern gezittert. Aus den Angaben ersehen wir, daß es sich stets um einzelne Gaue (Sargon zählt eine ganze Menge davon auf) handelt, die unter ihren Häuptlingen (nie Königen) stehen und eben Tribut zahlen müssen, wenn ein assyrisches Heer in der Nähe ist, im übrigen aber sich nicht um die Assyrer kümmern. Von einem Medervreich ist noch nirgends die Rede.

b) Die Kimmerier.

Ehe wir das Auftreten einer zusammenfassenden Reichsgewalt bei den Medern feststellen, müssen wir die übrigen indogermanischen Völker, wie sie am Van- und Urumiyasee auftreten,

verfolgen. Bereits gegen Ende von Sargons Regierung bedrängen die Kimmerier Urarthu (vgl. S. 66) und überschwemmen das durch Assyrien bereits in seiner Kraft gebrochne Reich. Wir hatten vermutet (S. 67), daß der gewaltsame Tod, den Sargon irgendwo gefunden hat, vielleicht die Folge der einem assyrischen Heere von den Kimmeriern beigebrachten Niederlage war, die einen Nachhall im ganzen Orient gefunden hat und uns durch ein Jubellied, das unter Jesajas (14, 4—21) Namen geht, bezeugt ist. Vollkommen in das Völkergetriebe Armeniens werden wir durch Assarhaddons Orakelanfragen an den Sonnengott versetzt, die bereits erkennen lassen, daß sich Assyrien vor den Ankömmlingen fürchtet und an den Grenzen mit Mühe der neuen Gegner erwehrt. Genannt werden namentlich die Kimmerier im Gebiete von Urarthu, die Saparda (S. 133), die Ashkuza im Gebiete von Man am Urumiyasee, weiterhin dann die Meder: alles erobernde Stämme, die rauben, wo sie können, und für jeden zu haben sind, der ihnen Vorteile bietet. Das richtige Bild einer Völkerwanderung.

Unter Assarhaddon sehen wir aber bereits auch, wie sich die assyrische Diplomatie bemüht, von dem planlosen Vorgehen der einzelnen Völker Vorteil zu ziehen und sie gegeneinander auszuspielen. Wir wissen nicht, inwiefern die Kimmerier mit Urarthu schließlich eins geworden sind. Jedenfalls haben sie von diesem Lande den Gegensatz zu Assyrien übernommen, während sich umgekehrt die Ashkuza in dem vorher meist assyrerfreundlichen Man von Assyrien gewinnen lassen und gegen die Kimmerier, ihre westlichen Nachbarn, vorgehen. Unter den erwähnten Orakelanfragen findet sich eine, ob man dem Ashkuzakönige Bartatua die von ihm verlangte Tochter Assarhaddons zur Frau geben solle. Die Politik der Folgezeit zeigt, daß sein Wunsch ihm erfüllt worden sein muß (vgl. S. 72); also war Assarhaddon hier, wie einst Sargon in Tabal (S. 66), bemüht, das barbarische Fürstenhaus an sich zu fesseln und so eine Grenzwache aus den Feinden selbst sich zu bilden. Bartatuas Sohn Madyas (S. 77) wird von Herodot als König der „Skythen" erwähnt, die zum Entsatze des von Kyaxares belagerten Ninive heranrückten. Assyrien hat seitdem mit den Ashkuza im Bündnis gestanden. Die Leute aber, die Herodot oder seine Quelle als Skythen, die den Kimmeriern gefährlich wurden, bezeichnet (vgl. Band IV, S. 74 unten), sind unsere Ashkuza: sie haben die Assyrien feindlichen Kimmerier nach Westen gedrängt. Assarhaddon will selbst die Kimmerier geschlagen haben; es handelt sich dabei wohl nur um einen bedeutungslosen Erfolg, da die Kimmerier von vornherein weniger gegen assyrisches Gebiet als gegen Kleinasien drängten.

Damit begann der große Kimmerierzug, der die kleinasiatischen Staaten zum Teile (Phrygien) vernichtete, zum Teile vollkommen überschwemmte; Lydien wurde überrannt, und nur die Burg von Sardes behauptete sich. Nun begreifen wir, warum der von den Kimmeriern (etwa am Halys) angegriffne Gyges Anschluß an Assyrien suchte, dessen Provinzen hier und in Kilikien nicht weit von seiner Grenze lagen (S. 74). Die Kimmerier haben dann Kleinasien eine Zeitlang verheert, bis ihre Kraft sich zersplitterte und den neugesammelten Kräften der Kulturvölker unterlag. Einer ihrer Führer (oder „König"?), Dygdamis[1], ist uns aus der klassischen Überlieferung bekannt; die ionischen Städte hatten ja auch von den wilden Horden zu leiden, und die Zerstörung von Magnesia klingt in den Gedichten eines Archilochos nach. Dieser in einer Inschrift Assurbanipals erwähnte Dygdamis hat auch nach der klassischen Überlieferung in Kilikien (vielleicht dem Kilikien Homers in der Troas?) sein Ende gefunden; sein Sohn Sandakshatra ward sein Nachfolger. Der Kimmeriersturm hat das Schicksal der meisten

[1] So ist der Name nach der keilinschriftlichen Wiedergabe (Dugdamme) zu lesen. Die handschriftliche Überlieferung hat in Erinnerung an den Namen des bekannten Tyrannen von Naxos daraus Lygdamis gemacht.

ersten Wogen einer Völkerwanderung gehabt: er hat sich in den weiten Gebieten allmählich verlaufen, und die Reste sind von den Lydern zersprengt worden; Ardys, der Sohn von Gyges, vermochte das Lyderreich wieder herzustellen. Ist es demnach hier nicht zur Errichtung eines Reichs unter Herrschaft indogermanischer Völker gekommen, so ist doch die alte hethitische Bevölkerung Kleinasiens, wie die Armeniens, durch diese Einwanderung stark mit indogermanischen Bestandteilen durchsetzt und durch sie beeinflußt worden.

Die klassische Überlieferung weiß von einem inschriftlich noch nicht nachweisbaren Volke der Trerer, das mit den Kimmeriern gezogen sei. Ebenfalls im Vereine mit den Kimmeriern oder ihren Spuren folgend, müssen die bereits am Vansee mit ihnen zusammen genannten Saparda nach Kleinasien eingerückt sein: von nun an begegnet uns in der Bibel (Sepharad) wie in der persisch-seleukidischen Zeit inschriftlich Saparda als Name von Innerkleinasien (Phrygien und anstoßende Landschaften). Man hat ja überhaupt anzunehmen, daß dem großen kimmerischen Vortrab fortgesetzt weitere Nachschübe gefolgt sind.

Durch den Abmarsch der Kimmerier und das Bündnis mit Assyrien wurden die Ashkuza Herren der Lage in Armenien: bei Herodot erscheinen sie als die „Skythen", welche die Kimmerier verdrängen. Von diesen berichtet er, daß sie nach einer sogleich zu erwähnenden Besiegung der Meder 28 Jahre lang das „obere Asien" beherrscht und auf ihren Zügen bis an die ägyptische Grenze gekommen seien, wo Psammetich sich von ihnen loskaufte. Darauf hätten sie, rückwärts ziehend, Askalon zerstört. Wir haben also hier eine Wiederholung des Kimmerierzuges durch die Bundesgenossen der Assyrer, der auch assyrisches Gebiet (von Kilikien bis Palästina) durchzog. Diese „Herrschaft der Skythen" wurde nach Herodot durch die Meder gebrochen, als diese Ninive belagerten, und Madyas, der Sohn von Bartatua, zum Entsatze seines Bundesgenossen Sin-shar-ishkun (vgl. S. 77) herbeirückte. Damals wäre dieses Heer von Kyaxares vernichtet und dieser damit zum Herrn des von den Skythen eroberten Gebiets geworden, d. h. der Länder vom Urumiyasee bis an den lydischen Grenzfluß Halys. So war dieses Reich der Ashkuza ein Vorläufer der Mederherrschaft und diente dazu, deren Herrschaft über das „obere Asien" vorzubereiten.

c) Die ersten Berührungen der Meder mit Assyrien.

Bis dahin hatten die Meder in der medischen Hochebene und den Gebieten östlich vom Urumiyasee in einzelnen Gauen und Stämmen gelebt, von den Assyrern in Wirklichkeit niemals unterworfen. Die Orakelanfragen Assarhaddons zeigen uns dies Volk in genau derselben Rolle wie Kimmerier und Ashkuza: die assyrischen Grenzen bedrohend und auch gelegentlich einzelne Gebiete besetzend. Sie treten deutlich als dritte Gruppe neben die beiden andern. Durch die Gewinnung der Ashkuza hatte Assyrien einen Schutz nicht nur gegen die westlich sitzenden Kimmerier, sondern auch im Osten gegen die Meder gewonnen. Hiermit waren diese zu natürlichen Gegnern der Ashkuza geworden. Der ständige Kampf gegen diesen in Anlehnung an Assyrien gefestigten Staat mußte auch für die Meder die Veranlassung bilden, sich einheitlich zu organisieren, um nicht ebenfalls dem Schicksale der Kimmerier zu verfallen. Denn wir müssen uns doch vorstellen, daß das Bündnis mit Assyrien und die Verschwägerung mit dem assyrischen Königshause Bartatua zu einem wirklichen König erhob. Diese einheitliche Organisierung beantwortet die Frage, warum die Ashkuza zuerst unter den indogermanischen Einwanderern es zu einem Reiche gebracht haben, während die Kimmerier auf ihrem verheerenden Zuge nirgends festen Fuß zu fassen vermochten.

Wir haben bis jetzt noch keine inschriftliche Überlieferung über diese Vorgänge; bekannt ist, daß Herodots Überlieferung die erste Einigung Mediens an den Namen von Deiokes knüpft. Eine der von Herodot benutzten Quellen über die Medergeschichte hat sich jüngst als zuverlässig herausgestellt, so daß es denkbar ist, daß thatsächlich das medische Königshaus seinen Stammvater Deiokes nannte; alles, was sonst über ihn berichtet wird, trägt den Stempel naiver Anschauung vom Werden des Königtums und ist nicht geschichtlich. Die Thatsache, daß später Ekbatana die Hauptstadt des Medерreichs ist, führt darauf, die Zusammenfassung der einzelnen Stämme von diesem Gau ausgehen zu lassen. Was über die Regierungsdauer von Deiokes und seinem Nachfolger berichtet wird, ist offenbar ungeschichtlich.

Dieser Nachfolger war nach derselben Überlieferung Phraortes. Ihm wird die Unterwerfung der Perser zugeschrieben. Danach hätte das neue Medерreich von der Persis, und dann doch wohl auch schon Elam mit Susa umfassend, bis an die Grenze der Ashkuza gereicht. Mit dieser Macht soll Phraortes einen Angriff gegen Assyrien unternommen haben, der vermutlich schon in die Regierungszeit der beiden Nachfolger Assurbanipals fallen würde. Herodot (I, 102) sagt, daß Assyrien dabei von seinen „Bundesgenossen" verlassen war: sind damit die Ashkuza gemeint, die ja damals auch assyrische Provinzen plünderten? Phraortes soll auf diesem Zuge gefallen sein.

d) Die Meder im Lichte der Geschichte.

Der Sohn und Nachfolger des Phraortes war Kyaxares. Mit ihm betreten wir nachweislich sichern, geschichtlichen Boden. Er ist es, der Ninive zerstört hat und durch Niederwerfung der Ashkuza der eigentliche Begründer des Medерreichs geworden ist. Sein Kampf mit Assyrien zeigt, daß auch Medien (wenn wir die Überlieferung über Phraortes annehmen dürfen: bereits unter diesem) mit dem Emporkommen einer einheitlichen Leitung dem Beispiele der Ashkuza folgend Anschluß an die Kulturreiche gesucht hatte. Es war seinerseits ein Bündnis mit dem unter Nabopolassar wieder selbständig gewordnen Babylon eingegangen und hatte diesen in seinem Widerstande gegen Assyrien unterstützt. Wir finden daher beide von jetzt an im Bunde. Wie die beiden Königshäuser von Assur und Ashkuza, so wurden auch das medische und babylonische verschwägert durch eine Heirat zwischen Nebukadnezar und der Tochter von Kyaxares.

So waren Nabopolassar und Kyaxares im Einverständnis, als sie beide 608 oder 607 Assyrien angriffen. Von Babylonien aus wurde Mesopotamien besetzt, Ninive selbst aber nur von Kyaxares belagert, der „seinen Vater rächen wollte", wie es bei Herodot heißt. Da rückte Madyas, der Ashkuzakönig, zum Entsatze heran, wurde aber mit seinem Heere vernichtet. Kyaxares war damit Herr der Länder bis an den Halys, Assyrien aber seiner letzten Hilfe beraubt. Die Kriege der Euphratländer werden jetzt von indogermanischen Barbaren ausgefochten, gerade wie später die Roms. Der Sieg des medisch-babylonischen Bündnisses war besiegelt. Über die Grenzbestimmung zwischen beiden ist unter Assyrien gehandelt (S. 77); Kyaxares erhielt das Land nördlich vom Tigris, und sein Reich (s. die Karte „Assyrien seit 745, Neubabylonisches Reich und Medien" bei S. 88) erstreckte sich nun von Elam bis an den Halys, ein wiedererstandnes Reich von „Anzan und Suri".

Solange Staaten der Art, wie der medische, überhaupt lebenskräftig sind, gehen sie erobernd vor. Ein friedliches Verhältnis zu dem neugewonnenen Nachbar am Halys, Lydien unter Alyattes, war daher nicht möglich. Nach Herodot (I, 74) wurde der Krieg fünf Jahre mit wechselndem Erfolge geführt, bis nach einer Schlacht, wo die bekannte von Thales

vorausgesagte Sonnenfinsternis (597) eintrat, Waffenstillstand und dann Friede geschlossen wurde, infolge des Eintretens von Nebukadnezar und des Königs Syennesis von Kilikien. Auch hier sollte das Freundschaftsverhältnis durch einen Ehebund beschlossen werden: Astyages erhielt die Tochter des Alyattes zur Frau.

C. Die Perser.

a) Die Vorbedingungen des Wechsels.

Somit war Vorderasien unter drei Herren geteilt. Nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge gab es nur die Frage, welcher von den dreien den beiden andern ein Ende machte; indessen haben merkwürdigerweise alle drei, oder sagen wir besser die Meder, die als Eroberer hierfür allein in Betracht kommen, mit den beiden andern Frieden gehalten — bis der kam, der alle drei zusammen für sich nahm. Es will gar nicht in das Wesen des alten Orients und die Politik der Kulturstaaten passen, daß die medischen Barbaren wirklich ihre Verträge mit Babylonien und Lydien gehalten haben und bei der durch Ehen besiegelten Freundschaft stehen geblieben sind. Verändert hat sich aber das Verhältnis zu Babylonien erst, als dort die Familie Nabopolassars entthront wurde und ein Babylonier auf den Thron kam (vgl. oben, S. 89). Astyages, der mittlerweile auf Kyaxares gefolgt war, rückte sofort nach der Thronbesteigung Nabunaids (555) in Mesopotamien ein und belagerte Harran. Der träumende Nabunaid hätte Babylonien kaum gerettet; doch der Umsturz in Medien gewährte ihm eine Galgenfrist. Astyages wurde zu Hause angegriffen und von seinem „Vasallen" Kyros gestürzt; die Herrschaft über das medische Reich kam an die Perser.

Ein solcher Umschwung innerhalb eines die lebenskräftigsten, aber noch nicht zivilisierten Völker umfassenden Reichs ist nichts Auffälliges, er ist im Gegenteil zu erwarten, sobald in der Ausdehnung einmal ein Stillstand eingetreten ist, wie es mit Medien seit dem Frieden mit Lydien der Fall war. Dergleichen Staatenbildungen können nur erobern, nicht erhalten, und wenn das persische Reich mehr Bestand gehabt hat, so geschah das nur, weil es sich in die bestehenden Kulturformen fügte, nachdem es eben die alten Kulturreiche sich unterworfen hatte.

So leicht wir daher die allgemeinen Ursachen uns vorstellen können, aus denen heraus der Wechsel stattfand, so wenig Klarheit vermögen wir uns über die Einzelheiten der Personen und Völkerschaften auf Grund der uns vorliegenden Überlieferung zu verschaffen. Die Überlieferung bei Herodot nimmt an, daß Phraortes die Perser unterwarf, und daß diese unter Kyros das medische Königshaus stürzten. Daß Meder und Perser stammverwandt waren, wissen wir; und die Gleichberechtigung beider Völker im Perserreiche beweist der Umstand, daß die medische Herrschaft von den neuen Eroberern anerkannt wurde: nur das Königshaus wurde beseitigt, und der Adel beider Völker machte gemeinsame Sache miteinander. Dareios ist sicher ein Perser gewesen, d. h. dem Adel des indogermanischen Volks entsprossen, das in der Zeit der Entstehung des Mederreichs seine Sitze in der Persis, östlich von Elam, eingenommen hatte. Die Schwierigkeit liegt darin, uns Klarheit über die Person von Kyros zu verschaffen. Es scheint, daß die achämenidische Überlieferung und damit die von ihr ausgehende herodoteische bewußt gelogen hat, wenn sie Kyros als Verwandten der Achämeniden hinstellt. Der Zweck einer solchen Erfindung ist klar: es sollte dadurch ein rechtlicher Anspruch auf den Thron nachgewiesen werden; Kyros und Kambyses galten also als die rechtmäßigen Könige von Persien. Die betreffende Genealogie gibt Dareios in seiner großen Inschrift von Behistun, wo er seine Ahnen nennt: Hystaspes, Arsames, Ariaramnes, Teispes, Achämenes. Diesen Teispes nennt

Kyros ebenfalls als seinen Vorfahren in einer Inschrift, die bald nach seiner Eroberung von Babylon dort abgefaßt wurde; darin gibt er seine Ahnen an als: Kambyses und Teispes, Achämenes aber nicht. Wahrscheinlich bestand keine Verwandtschaft zwischen den beiden Familien: sie ist nur von den Hofgenealogen erfunden worden, um Dareios als den gesetzmäßigen Nachfolger von Kambyses hinzustellen. Später errichtete Denkmäler mit der Inschrift: „Ich bin der König Kyros, der Achämenide", hatten wohl denselben Zweck: offenbar hat Kyros nichts von einem Ahn Achämenes gewußt.

b) Kyros.

Es fragt sich nun: wer war Kyros? In seiner erwähnten Inschrift nennt er sich selbst König von Anzan, und ebenso seinen Vater und Großvater. Wir müssen seine Inschrift nach den kurz vorher unter Nabunaid verfaßten beurteilen, da sie ja von denselben Schreibern abgefaßt worden ist. Danach ist Anzan die alte babylonische Bezeichnung; allerdings wird Anzan auch als Name einer einzelnen medischen Landschaft unter Sanherib genannt. In jedem Falle wird durch diese Bezeichnung ausgedrückt, daß Kyros Fürst einer medischen Landschaft und als solcher Vasall von Astyages war, wie Nabunaid ihn auch ausdrücklich nennt. Zweifellos werden wir in ihm keinen Fürsten aus der alten Bevölkerung zu sehen haben, sondern einen Angehörigen des neu eingewanderten arischen Adels — ob Perser oder Meder, kann dahingestellt bleiben und war wohl auch kein Unterschied mehr, sobald er einmal Fürst geworden war. Welches seine Landschaft und wie groß sein Gebiet gewesen ist, bleibt unentschieden. Nabunaid nennt ihn einen „kleinen" Vasallen des großen Meders; indessen kann das einfach den Gegensatz zum Großkönig ausdrücken sollen. Man möchte annehmen, daß er von allen zu „Anzan" gehörenden Gegenden die am weitesten nach Osten gelegnen besessen hätte, und zwar, wenn man an die spätere Bedeutung der Susiana denkt, dort oder doch in der unmittelbaren Nachbarschaft.

Es bleibt aber dann immer noch die Frage, wie seine Empörung einen Sieg der Perser bedeuten konnte, deren Sitze doch viel weiter östlich reichen; denn daß dem wirklich so war, bestätigen außer der bekannten Sage bei Herodot die spätern Verhältnisse sowie eine merkwürdige Angabe in der die Ereignisse dieser Zeit behandelnden babylonischen Chronik. Diese nennt ihn bis zur Eroberung von Ekbatana und zum Sturze von Astyages „König von Anzan", dann aber „König von Persien (Parsu)". Thatsächlich hatte sich Kyros, wie es die Überlieferung will, der Perser für seine Zwecke bedient, ist also von diesen als ihr Führer anerkannt worden. Mögen die Perser schon früher, wie Herodot will, den Mederkönigen unterworfen gewesen sein oder aber erst damals in die Geschichte dieser Länder eingegriffen haben: Kyros muß es verstanden haben, sich gegen seinen Lehnsherrn eines noch nicht in den medischen Herrschaftsbereich einbezognen Volks zu bedienen, um seine Absicht zu erreichen. Die Chronik berichtet, daß Kyaxares durch eine „Empörung" seiner Leute gestürzt und an Kyros ausgeliefert worden sei: auch das verträgt sich bis zu einem gewissen Grade mit der Überlieferung, wonach Astyages durch eine Verschwörung gefallen sei. Nabunaid berichtet allerdings in seiner Inschrift auch siegreiche Kämpfe von Kyros gegen Astyages. So vieles hier auch unklar bleibt, so können wir als gegeben doch festhalten, daß Kyros — ob selbst Perser oder nicht — nur durch die Perser das medische Königshaus zu stürzen vermocht hat: weiter bedeutet die ganze Revolution nichts. Da die Meder selbst an der Verschwörung teilgenommen hatten, so blieb ihre Stellung unberührt, und sie waren neben den Persern auch fernerhin das herrschende Volk. Ein Unterschied zwischen medischem und persischem Adel hat nicht bestanden; der Unterschied der beiden Völker war wohl auch nur der von zwei deutschen Stämmen: so könnte man diesen Dynastiewechsel mit

dem Wandern des deutschen Kaisertums von den Sachsen zu den Saliern vergleichen. Daß sich Kyros nun als König der Perser bezeichnete, ist nicht wunderbar, da er dem Volk, auf das er sich gestützt hatte, den Vorzug geben mußte. Bald sollte er aber mehr sein und Perser und Meder zu dem herrschenden Volke des ganzen Orients machen.

Nachdem im Jahre 550 Astyages von Kyros gefangen genommen worden war, erstreckte sich dessen Reich bis an die lydische Grenze. Man fragt sich, welche Stadt damals an Stelle von Ekbatana Residenz des neuen Reichs geworden ist. Wenn man bedenkt, wie sich die Achämeniden als die rechtmäßigen Nachfolger von Kyros hinzustellen suchten, so wird es von Anfang an Susa gewesen sein. Damit hätte sich Kyros als Erben der alten elamitischen Ansprüche auf die Herrschaft des Orients hingestellt.

Er fand als Herr des neuen persisch-medischen Reichs in der äußeren Politik dieselben Verhältnisse vor, wie sie durch den Friedensschluß zwischen Alyattes und Medien hergestellt waren, d. h. Persien hatte sich mit Lydien und Babylonien in die Herrschaft des vorderen Orients zu teilen. Während aber Nabunaid nach alten Urkunden grub und Tempel baute (S. 89 unten), erkannte der Lyder Krösos die veränderte Sachlage und die drohend gewordne Gefahr; er bemühte sich, den Orient gegen den neuen Feind in Waffen zu bringen. Allein er erhielt wohl Zusagen, jedoch keine thatkräftige Unterstützung und wurde geschlagen, ehe seine Bundesgenossen, namentlich Ägypten, sich aufgerafft hatten (547 oder 546; vgl. Bd. IV, S. 55). Auch die kleinasiatischen Griechen teilten das Los ihrer Herren. Kyros war damit Herr auch Kleinasiens und konnte nun sich gegen den andern Gegner wenden, der mehr von seinen großen Festungswerken (vgl. oben, S. 90) als von seiner Thatkraft Hilfe erwartete. Im Jahre 539 hörte auch das babylonische Reich auf zu existieren. Nun herrschte Kyros über den ganzen vordern Orient; denn die Provinzen dachten jetzt ebensowenig an einen Widerstand als beim Sturz Assyriens.

Wie weit Kyros' Macht nach Osten gereicht hat, wissen wir nicht, doch darf man ohne Bedenken annehmen, daß sie schon jetzt dieselbe Ausdehnung hatte, wie unter den Achämeniden, daß also die Völkerschaften bis an den Jaxartes und bis nach Gedrosien hinein ihm gehorchten.

Bekannt ist die Erzählung von seinem Tod im Jahr 530, den er im Kampfe mit wilden Völkern an der Ostgrenze seines Gebiets, jenseit des Jaxartes (in der Zone der „Turkvölker", wo wohl andere, nicht indogermanische Völkerschaften schweiften), gefunden haben soll.

c) Kambyses; die Magier und der Adel.

Auf Kyros folgte sein Sohn Kambyses, der bereits nach der Besetzung von Babylon dort einmal als Vizekönig regiert hatte. Wir sind über diesen noch weniger gut unterrichtet als über seinen Vater; denn die griechische Überlieferung steht in Bezug auf ihn vollkommen unter dem Einflusse der entstellenden Achämenidenlegende, wie sie uns schon in der Behistuninschrift des Dareio entgegengetreten war (S. 135 unten).

Aus seiner Regierung sind wir nur durch Herodot über die Besetzung Ägyptens (525) unterrichtet, womit er die Eroberung Assarhaddons (S. 73) wieder aufnahm. Die Überlieferung geht natürlich auf die ägyptische Anschauung zurück. Kambyses hat es in der That durch seine Charakteranlagen mit der dortigen Priesterschaft vollkommen verdorben, indem er ihre religiösen Anschauungen mehrfach verhöhnte und sogar, von dem nicht erfolgreich verlaufenen Nubienzuge zurückkehrend, einen neugefundnen Apis tötete. Danach wäre er ein reizbarer Mensch gewesen, der gegenüber den Sitten und Anschauungen der von ihm beherrschten Kulturvölker die naive Ungeduld des Naturmenschen statt der gewichtigen Würde des orientalischen Herrschers

zeigte und oft seine Laune an dem ausließ, was ihm als Narrheit erschien. Sonst ist noch bezeugt, daß sich Polykrates, der Tyrann von Samos und Beherrscher eines Inselreichs im griechischen Archipel, ihm unterworfen hat.

In Ägypten hielt Kambyses die Nachricht von dem Aufstande des Pseudo-Bardija, angeblich eines „Magiers", Namens Gaumata. Auch über diesen können wir vorläufig nur der achämenidischen Überlieferung folgen. Ist er wirklich nur ein Ti'le Kolup oder nicht doch des Kambyses echter Bruder gewesen? Jedenfalls wurde dieser Bardija in Persien, Medien und allen übrigen Ländern anerkannt. Wir können seine Regierungszeit (522) aus einer Anzahl datierter Urkunden aus Babylonien belegen. Kambyses hat ihm gegenüber nicht mehr gehabt als sein Heer. Er brach schleunigst auf, tötete sich aber, wie Dareios meldet, unterwegs mit eigner Hand. Gründe und Veranlassung sind unklar; die That kann aus rein seelischen Zuständen heraus begangen worden sein.

Wir wissen nicht, was eigentlich unter „Magiern" zu verstehen ist, und können uns daher in der unkontrollierbaren Achämenidenüberlieferung keinen Standpunkt schaffen, um zu beurteilen, wie das Verhältnis dieses Herrschers zum Volk und zu dem nun erloschnen Hause von Kyros gewesen ist. So viel ist klar, daß seine Herrschaft überall (auch bei Persern und Medern) anerkannt war und im Volk einen starken Rückhalt gefunden hat. So bedeutet sie einen Widerstand der Volksmasse gegen die durch die Eroberung der großen Kulturländer bedingte Entwicklung der Dinge, wodurch die bis dahin freien Völker unter die Herrschaft eines Königs und des Adels kamen. Es ist ausdrücklich bezeugt, daß Bardija Steuererlasse gewährt hat und gegen die von Kyros begünstigten Ansprüche der Priesterschaften eingeschritten ist.

Hiernach haben wir die Erhebung der Achämeniden zu beurteilen. Von der Überlieferung wird sie deutlich als eine solche des Adels gekennzeichnet, ohne daß deshalb der ganze Adel dabei beteiligt gewesen sein müßte: der bereits herrschende dürfte mit dem neuen Könige seinen Frieden gemacht haben.

Dareios und seine sechs Helfer überfielen Bardija-Gaumata in einer Burg nahe bei Ekbatana und ermordeten ihn. Dareios wurde zum König ausgerufen. Es gelang ihm, sich zu behaupten; sein Unternehmen muß also von vornherein einen gewissen Rückhalt gehabt haben. Auf seiner Seite stand Atossa, die Schwester und Gemahlin von Kambyses, die Bardija beiseite zu schieben versucht hatte. Sie wurde des Dareios Gemahlin und ist die erste der Perserköniginnen, die eine maßgebende Rolle in der Politik gespielt haben.

Wir sind uns bereits darüber klar geworden, daß Dareios mit Kyros und seinem Geschlechte nicht verwandt, d. h. daß jener kein Achämenide gewesen ist (vgl. S. 136 oben). Der Grund, warum er und die in seinem Namen verbreitete Legende das dennoch behaupten, ist klar: er will als der rechtmäßige Erbe des alten Königshauses gelten; das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, wie Kyros thatsächlich der Schöpfer des großen Perserreichs gewesen ist. Seine Person war wohl geeignet, Gegenstand einer Sage zu werden, namentlich im Oriente, der den Erfolg zu vergöttern stets bereit ist. Der Emporkömmling Dareios aber brauchte neben der Stütze, die ihm der durch sein Wohl mit ihm verbundne Adel gewährte, eine Überlieferung, die ihm die Ehrfurcht des Volkes gewann. Was David für die israelitische Legende, das mußte Kyros für die persische sein; und wie noch der erste Versuch einer Wiederherstellung Judas nach dem Exil eines Davidabkömmlings nicht entbehren konnte, so mußte ein Herrscher des persischen Reichs die Berechtigung seiner Ansprüche auf Kyros zurückführen, dessen Haus als der Träger der Herrschaft im neuen Weltreiche galt.

d) Das Aufkommen des persischnationalen Ostens.

Mag Kyros ein Perser gewesen sein oder nicht (vgl. S. 113), auf jeden Fall hat er sich als König der orientalischen Kulturländer gefühlt und sich als solchen gezeigt. Auch Kambyses muß sich als Vizekönig von Babylon dem anbequemt haben, wenn es auch seinem Charakter vielleicht zuwider war. Die Herrschaft von Kyros und Kambyses zeigte sich also durchaus geneigt, die neuen Eroberer in dieselben Bahnen zu lenken, die schon so viele Völker vorher gegangen waren, deren Nationalität sich im Babyloniertum oder den sonstigen Kulturen des Orients verloren hatte. Kyros übernahm zum großen Teile die bestehenden Verhältnisse und versorgte nur seine Leute mit freigewordenem Besitze, so daß ein ihm ergebner Adel entstand, der sich sehr bald in derselben Weise weiter entwickeln mußte, wie die Eroberer früherer Jahrhunderte.

Dadurch mußte ein Gegensatz entstehen zu den Teilen des Reichs, die, der Zivilisation ferner, doch die Vorratskammer der erobernden Volkskraft waren: die östlichen Landschaften, vor allem die Persis. Dem Adel dieser Länder drohte sein Anteil an der großen Beute verloren zu gehen. Durch das Übergewicht, das seine Standesgenossen in den westlichen Reichsteilen durch die Schätze der Kultur erhielten, entstand für ihn die Gefahr, in eine Stellung herabgedrückt zu werden, die ihn aus Mitgliedern der herrschenden Kaste sehr schnell zur beherrschten machen mußte. Dieser Adel war es, der die ihm durch das Zwischenspiel der angeblichen Magierherrschaft gebotne Gelegenheit benutzte, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Eben diese Umwälzung bot ihm den Vorwand, sich nicht gegen das Königtum eines Kyros, gegen dessen Politik in Wahrheit ihr Unternehmen gerichtet war, zu wenden, sondern gegen eine unberechtigte Regierung. Bei Lichte betrachtet war ihr Unternehmen eine Erhebung des unzivilisierten Ostens gegen den Westen und dessen bereits der altorientalischen Kultur verfallende herrschende Kaste.

Waren die Perser bis dahin unter Kyros dem Reich einverleibt worden und hatte ihr Adel, soweit er sich den Verhältnissen fügte, seinen Anteil an der Beute mit den Standesgenossen der übrigen Völker erhalten, so macht er sich jetzt zum Herrschenden. Erst durch das Unternehmen der Sieben kommt das neue Reich unter eine wirklich indogermanische Herrschaft; Kyros hatte sich den alten Verhältnissen angepaßt, jetzt greift das Wesen der Eroberer durch. Dieser Protest des Indogermanen- oder Persertums, wie wir nach diesem Siege sagen können, gegen die Politik eines Kyros tritt schon rein äußerlich in dem Gebrauche des Persischen in offiziellen Inschriften zu Tage, während Kyros schwerlich andere als die alten Kultursprachen hat schreiben lassen; er kommt weiter zum Ausdruck in der Erhebung von Persepolis zur Residenz, neben Susa, das Kyros zur Hauptstadt seines an alte Überlieferungen anknüpfenden Reichs gewählt hatte (S. 137). Endlich zeigt er sich auch in der Betonung des arischen Ahuramazda- (Ormusd-) Kults als der Religion des herrschenden Volks, als der Reichsreligion, gegenüber der Politik eines Kyros, der den religiösen Anschauungen und Einrichtungen der westlichen Reichshälfte ein Übergewicht eingeräumt hatte.

e) Das Aveſta.

Der Osten, der somit über den Westen gesiegt hatte, ist für uns noch vollkommen in Dunkel gehüllt; alles, was wir von ihm wissen, erfahren wir erst am Ende des Perserreichs, beim Zug Alexanders. Es ist die eigentliche Heimat der Arier, d. h. das Gebiet, wo die Stämme, mit denen wir uns hier beschäftigen, ihre breiteste Entfaltung gefunden und ihr Volkstum weiter entwickelt haben. Im Osten bilden das Industhal und weiter nördlich die das innere Asien abtrennenden Gebirge die natürliche Grenze.

Der geistigen Eigenart dieser indogermanischen Stämme werden wir durch das Aveſta einigermaßen nahe gebracht. Das Buch, das unter diesem Namen vorliegt, ist in seine jetzige Gestalt erst unter den Sassaniden gebracht und auch damals erst zu dem Kodex einer starren Staatsreligion erhoben worden. In seiner alte Bestandteile (namentlich die Gathas, ältere Lieder) enthaltenden Form und seiner Erhebung zum Kanon darf es neben die Bibel und deren Bedeutung für das Judentum gestellt werden. Was uns erhalten ist, ist nur ein Teil eines verloren gegangnen größern Werkes, das in seiner Gesamtheit für die arischen Völker etwas Ähnliches gewesen ist, wie die Weden für die indischen Stammesgenossen.

Das Aveſta ist das heilige Buch der Ahuramazda-Religion, der offiziellen Religion der Perserkönige, die damals natürlich noch nicht die Durchbildung hatte, in der sie der Kodex der Sassaniden kennt. Die Achämeniden zeigen sich auch darin als Vertreter des Ostens gegenüber dem die alten Kulte annehmenden Westen, daß sie bei der Religion ihrer Väter verharren und dieser die erste Stelle anweisen. Sie und die Perser haben zu Ahuramazda gebetet, und die Inschriften von Dareios und seinen Nachfolgern wissen nichts mehr von andern Göttern. Man weiß sich also eins mit den arischen Völkern des Ostens und empfindet den Gegensatz zu dem beherrschten Westen.

Steht aber das Aveſta, wie es uns vorliegt, zu dem der damaligen Zeit etwa in dem Verhältnisse wie Priesterkodex zu Jahvisten oder Maleachi zu Amos, so ist auch zu unterscheiden zwischen der Heimat dieses Aveſta und dem alten Persien, das dieselbe Religion hatte, wie sie den Ausgangspunkt der im Aveſta vorliegenden Entwicklung bildet. Das Aveſta liegt uns in einem Dialekte vor, der zwar nahe mit dem der altpersischen Inschriften verwandt, aber doch der einer andern Landschaft ist, so daß wir für seine Heimat weiter nach Osten blicken müssen. Die geschichtlichen Vorgänge, die sein Ansehen erklären, liegen für uns im Dunkeln; es dürfte jedoch der Glanz des Perserreichs, wo ein arisches Volk herrschte, nicht ohne Einwirkung darauf geblieben sein. Die iranische Sage drückt dies aus, indem sie ein altes baktrisches Reich erdichtet, das im Kampfe mit den Ostvölkern, den Turaniern, jahrhundertelang bestanden hat; dort sei unter einem Könige „Vistaspa" Zarathustra der Prophet Ahuramazdas gewesen. Der Name Vistaspa ist schwerlich zufällig derselbe wie der von Dareios' Vater; es drückt sich hier wohl der Abglanz und die Bedeutung des Perserreichs für den fernen Osten aus, wenn man dort, wo man ja den Ursprung des Aveſta kannte, den Vater des Hauptes der persischen Dynastie herrschen ließ. So drückt sich die orientalische Sage aus, wenn sie sagen will: jener Osten, wo die Religion und ihr Kodex sich entwickelt haben, ist auch die Heimat des Volks, das den Orient beherrscht. Erklärt sich diese Sage so und gibt sie vielleicht einen Fingerzeig für die Feststellung eines geistigen und kulturellen Lebens, worin sich das Aveſta entwickelt hat, so bleibt trotzdem alles Einzelne dieser Entwicklung und namentlich die Thatsache dunkel, daß es unter den Sassaniden in dieser Form zum Gesetzbuch erhoben worden ist. Vielleicht war die alte Arierreligion im Westen in der Berührung mit der Kultur deren Einflüssen unterlegen, und der Gegensatz gegen die Partherwirtschaft, die jenen Einflüssen freie Bahn gewährt hatte, mußte seine Kraft ebenfalls vom Osten her nehmen?

f) Dareios.

Das Perserreich war eine Schöpfung von Kyros; die Herrschaft der Perser, d. h. des noch nicht von der Kultur berührten Adels des Ostens, in diesem Reiche wurde durch Dareios (lateinisch: Darius; persisch: Dârayavaush) begründet. Die neue Herrschaft war aber durch den

Handstreich noch nicht gesichert. In allen großen Landschaften erhoben sich Aufstände, die erst niedergeworfen werden mußten, ehe sich der neue Herr mit seinen Spießgesellen des Erfolges freuen konnte. Überall beriefen sich die Empörer auf die alten Reiche, die in den betreffenden Landschaften bestanden hätten, und suchten sich als echte Nachkommen der vormaligen Herrscherhäuser zu erweisen. Dareios erzählt diese Aufstände und ihre Niederwerfung in seiner großen Behistun-Inschrift. In Susa war es ein gewisser Athrina, der sich auf die alte elamitische Bevölkerung zu stützen suchte und das alte Reich von Elam wieder zum Leben erstehen lassen wollte. Er wurde schnell durch ein persisches Heer niedergeworfen. Länger behauptete sich Nidintu-Bel, der in Babylon als Nebukadnezar (III.) anerkannt wurde; aus seiner Regierungszeit liegen datierte Urkunden vor. Ein zweiter Aufstand in Susiana unter Martija, der sich Ummanis, König von Susa, nannte, wurde im Keim erstickt. Am gefährlichsten war der Widerstand in Medien, wo sich Phraortes, wohl in der That ein Abkomme des alten Königshauses, zum König ausrufen ließ und auch von den östlich von Medien wohnenden Hyrkaniern und Parthern anerkannt wurde. Er wurde, nachdem die persischen Heere mehrfach unglücklich gegen ihn gefochten hatten, von Dareios selbst gefangen genommen. Fast gleichzeitig aber kam es zu Aufständen in Babylon unter einem zweiten Pseudo-Nebukadnezar, in Armenien, Margiana (Merw), der Persis, im fernen Osten, wo ein neuer Pseudo-Bardija erstand, und unter den Sagarthiern. In diesen letztern Aufständen muß es sich um einen Widerstand der arischen Völker gegen die neubegründete Herrschaft des persischen Adels gehandelt haben, da sich diese der Herrschaft eines Dareios gegenüber nun in derselben Lage befanden, wie kurz vorher dieser und seine Anhänger gegenüber der des Kyroshauses.

Im Westen war bei Erschütterungen des Reichs für die Statthalter der Provinzen immer die Versuchung groß, die neue Regierung nicht anzuerkennen und sich unabhängig zu machen. Das that auch Oroetes, der Satrap von Sardes; indessen entledigte sich Dareios seiner durch Mord. Aryandes, der ebenfalls verdächtige, noch von Kambyses eingesetzte Satrap von Ägypten, wurde bald darauf beseitigt. Eine Aufforderung, sich zu unterwerfen, scheint auch an Karthago ergangen zu sein (vgl. weiter unten die Geschichte von Karthago, S. 179), jedoch ohne Erfolg, wenngleich Karthagos Interessen in der nun bald durchbrechenden Feindschaft gegen das Griechentum ihm bis zu einem gewissen Grad eine ähnliche Politik wie Persien aufzwangen.

Dareios wird von Herodot, in dessen Berichten auch hier naturgemäß die offiziellen Verlautbarungen der persischen Regierung zum Ausdrucke kommen, als der Schöpfer einer vollkommen neuen, geordneten Verwaltung für das neue Reich — ähnlich wie Karl der Große als Gesetzgeber aus eigner Initiative — hingestellt, gegenüber einer angeblich bis dahin bestehenden Willkürherrschaft: bis dahin seien nur „Geschenke" an den König geliefert worden, von jetzt ab aber ein fester Tribut. Es ist eigentlich überflüssig, hierüber ein Wort zu verlieren: die Perser haben die Verwaltung der Babylonier und diese die der Assyrer übernommen; der Tribut ist selbstverständlich zu allen Zeiten fest geregelt gewesen, und an dieser Hauptsache des Abhängigkeitsverhältnisses hat Dareios nichts geändert. Der einzige Unterschied zwischen den persischen Satrapen und den assyrischen Statthaltern besteht in dem bedeutendern Umfange der einzelnen Satrapien, die zum Teile durch die größere Ausdehnung des Reichs veranlaßt sein mag, zum Teile vielleicht aber auch durch die Zahl der an der Herrschaft beteiligten Adelsgeschlechter. Es ist ganz natürlich, daß nach orientalischer Anschauung Dareios, der den Persern die Herrschaft verschaffte, auch als Schöpfer der Verwaltungsform gilt. Was er aber an der ganzen Verwaltung reformiert hat, das wird im wesentlichen darauf zurückzuführen sein, daß

er die wichtigen Stellen mit seinen adligen Anhängern besetzte, um diesen den versprochnen Anteil an der Beute des gemeinsamen Unternehmens zu geben. Der Unterschied gegen früher besteht also darin, daß jetzt große Satrapien eingerichtet werden, während sich Kyros noch an die kleinern assyrischen Verwaltungsbezirke gehalten hatte. Darin und in der Durchführung der dazu nötigen Maßnahmen hat seine Organisation bestanden.

Daß sich die Lage der Bevölkerung des Reichs gegen früher geändert hätte, ist ebenfalls nicht anzunehmen: die Aussaugung blieb ja auch mit Vorliebe den heimischen Behörden überlassen, die für den Eingang der Steuern zu sorgen hatten. Eine persische Verwaltung gab es nur für Angelegenheiten der Satrapie, gerade wie unter den Assyrern[1], und noch in viel ausschließlicherer Weise, für die Verwaltung der Gemeinden und damit die wirtschaftlich ins Gewicht fallenden Fragen blieb alles bei den alten örtlich geregelten Organisationen.

Von nun an haben wir für die persische Geschichte keine einheimische, sondern nur noch die griechische Überlieferung, so daß wir bloß über die Vorgänge am Mittelmeer, also über die Kämpfe mit Griechen und Ägyptern oder mit solchen, die diese mittelbar angingen, unterrichtet sind. Die Gesamterscheinungen, welche die Geschichte Persiens bedingt haben, sind demnach nicht festzustellen. Wir können die Dinge im wesentlichen nur so sehen, wie sie sich dem griechischen Beobachter zeigten, nicht aber, wie sie sich in Susa darstellten.

Wenn Griechenland den Eroberungsversuchen Persiens erfolgreichen Widerstand leistete, so erscheint uns das als etwas Wunderbares; aber wir wissen nicht, was gleichzeitig an andern Grenzen des Landes vor sich gegangen sein und Persien von einer vollen Kräfteentfaltung nach Westen hin abgehalten haben mag. Man vergegenwärtige sich, daß der Kampf doch fast nie mit den Gesamtkräften Persiens geführt worden ist, sondern mit den westlichsten Unterthanen; meist ist nur ein Kampf zwischen Griechen und einem oder einigen kleinasiatischen Satrapen ausgefochten worden, so daß man die Kräfteverhältnisse nicht an denen von Griechenland und dem persischen Reiche messen darf. Das gilt zum Teil auch von dem Xerxeszuge von 480; denn die Hauptentscheidung fiel bei Salamis. Zur See hatte das persische Reich gerade den geringsten Teil seiner Kräfte zur Verfügung, weil es ebensowenig wie Assyrien eine Seemacht hatte, sondern in dieser Hinsicht auf Phönikien und die kleinasiatischen Küstenstaaten angewiesen war. Zweifellos wäre Griechenland eine reiche Beute gewesen und hätte eine ertragsfähige Provinz für Persien gegeben. Man vergegenwärtige sich aber auch, daß in Susa sich der Widerstand der Griechen nicht viel anders ausnahm als etwa ein armenischer Aufstand, ja, daß man zuzeiten dort darin nicht mehr sehen konnte als eine von den unaufhörlich an allen Grenzen vorkommenden Unruhen. In Susa konnte man Griechenland unmöglich nach der Bedeutung beurteilen, die es für die Geschichte der Menschheit später gewonnen hat.

Das Reich des Dareios unterschied sich nach unserer Auffassung nur dadurch von seinen Vorgängern, daß es eben Perser regierten. Solange es lebenskräftig war, suchte es zu erobern, und sobald als es nicht mehr erobern konnte, näherte es sich seinem Untergang. Es hat im ganzen zwei Jahrhunderte bestanden, also nicht länger, ja nicht einmal so lange, wie wir so manche ähnliche Herrschaft schon haben bestehen sehen. Dareios hatte sich kaum im alten Besitzstand befestigt, als er, der Natur seines Reichs entsprechend, an neue Eroberungen dachte.

[1] Da diese kleine Provinzen hatten, deren Statthalter unmittelbar unter dem Könige standen, so war die örtliche Verwaltung ebenfalls in assyrischen Händen und mußte, wofür wir Belege haben, auch gelegentlich für das Wohl der Steuerzahler etwas thun.

Zuerst ging's nach dem Osten. In der Behistuninschrift wird „Indien" noch nicht als Provinz genannt, wohl aber in einer spätern aus Persepolis und in des Dareios Grabinschrift von Naqsh-i-Rustam. Es kann sich dabei natürlich höchstens um das Indusgebiet handeln.

Das nächste Unternehmen wird der Skythenzug gewesen sein (etwa 515). Er mußte ohne Erfolg verlaufen, wie so ziemlich jeder Zug gegen Nomaden; doch dürfte sich Dareios kaum, ohne von der Art der ihn erwartenden Aufgabe unterrichtet zu sein, in ein „Abenteuer" gestürzt haben. Allerdings wird man die genaue Größe des Gebietes von der Donaumündung bis zum Kaukasus nicht gekannt haben; anderseits müssen wir uns doch andere Vorstellungen über die Bekanntschaft des vorderen Orients mit den Barbarenländern machen, als wir nach der griechischen Anschauung geneigt sind. Dareios hat in den russischen Steppen die Heimat von Völkermassen gesehen, die schließlich seine Länder bedrohten, und den Angriff als die beste Abwehr betrachtet. Über den Verlauf des Unternehmens sind wir durch Herodot unterrichtet. Die Flotte war von den asiatischen Griechen gestellt. Der Bosporus wurde angeblich auf einer Brücke überschritten, ebenso die Donau. Siege über Feinde, die sich nicht zum Kampfe stellten, waren nicht zu erringen. So mußte Dareios schließlich nach starken Verlusten durch Hunger, Durst und Krankheiten zurückgehen. Es ist bekannt, daß er durch Histiaios von Milet und die übrigen griechischen Tyrannen gerettet wurde, die sich dem Vorschlage des Miltiades, die Brücke abzubrechen, widersetzt hatten.

War auch der Zug in das Gebiet nördlich der Donau ohne greifbaren Erfolg verlaufen, so war doch eine Sicherung und Hinausschiebung der Reichsgrenzen erreicht; denn das Gebiet südlich von der Donau und Thrakien blieben unterworfen. Auch der König von Makedonien unterwarf sich, die Inseln Lemnos und Imbros wurden erobert. Somit war das europäische Griechentum, auf allen in Betracht kommenden Seiten umringt, das nächste Ziel der persischen Eroberung. Die Verwicklungen, die zur Eröffnung der Feindseligkeiten führten, tragen genau denselben Charakter, wie sie uns so oft bei den orientalischen Reichen gegenüber den Nachbarn begegnet sind. In der Regel boten innere Streitigkeiten und die Hilfsgesuche vertriebner Könige eine willkommne Gelegenheit, eine „Hilfe" zu bringen, die schließlich mit der Einziehung des betreffenden Landes endete (man vergleiche die Beispiele aus der griechischen Geschichte in Asien von Histiaios und andern an bis auf Themistokles und Kimon in Europa). Engere Beziehungen haben stets bestanden; man war in Persien meist aus bester Quelle über griechische Verhältnisse unterrichtet. Im übrigen war die orientalische Diplomatie der griechischen Geriebenheit mindestens gewachsen.

Den Vorwand zum Angriffe gegen Griechenland bot um 500 die Unterstützung des ionischen Aufstands (vgl. Band IV, S. 58) durch Athen, dessen Mannschaft sich an dem Zuge beteiligte, durch den Sardes zerstört wurde. Nach Niederwerfung des Aufstands (etwa 495) und der Zerstörung von Milet versuchte Mardonios gegen Griechenland selbst vorzubringen und unterwarf thatsächlich den nordwestlichen Archipelagus, wurde aber in seinem Vorbringen durch den Schiffbruch am Athos gehemmt. Eine zweite größere Flotte wurde ein paar Jahre darauf unter Datis und Artaphernes ausgesandt. Sie eroberte Naxos, zerstörte Eretria auf Euböa, das ebenfalls den ionischen Aufstand unterstützt hatte, und landete in Attika, wo das Heer bei Marathon durch die Athener unter Miltiades geschlagen wurde (490); der Versuch, Hippias als Tyrannen in Athen wieder einzusetzen, war mißglückt.

Ägypten hatte sich unter Dareios ruhig verhalten, weil er im Gegensatze zu Kambyses die Priesterschaft zu gewinnen verstanden zu haben scheint. Auch für die Hebung des Landes

ist unter ihm etwas geschehen; eine Inschrift von ihm, die beim Bau des Suezkanals gefunden worden ist, bezeugt, daß er einen Kanal vom Nile nach dem Roten Meere hat bauen oder erneuern lassen. Im Jahre 486 kam es dann zu einem Aufstande, währenddessen ein gewisser Chabbash sich König von Ägypten nannte; Dareios starb während des Aufstands (485), der 484 niedergeworfen wurde. Nach Herodot wurde Ägypten danach noch viel härter belastet, was durchaus den Gepflogenheiten der orientalischen Politik entsprechen würde; Achämenes, des neuen Königs Bruder, wurde Satrap.

g) Xerxes und seine Nachfolger.

Unter Xerxes (485—465) hat ein Aufstand Babylons stattgefunden, das den Verlust seiner alten Selbständigkeit noch immer nicht verschmerzt hatte. Der damals zum „Könige von Babylon" ausgerufene Shamash-irba ist inschriftlich belegt. Die Stadt muß gewaltsam erobert worden sein, so daß man die lange Belagerung, woran Herodot die im ganzen Orient öfter wiederkehrende Zopyroslegende geknüpft hat, hiermit in Zusammenhang bringen kann. Die Eroberung würde nach der Rückkehr des Xerxes aus Griechenland stattgefunden haben: ausdrücklich wird berichtet, daß er den großen Stufenturm vom Marduktempel damals zerstört habe. Bis dahin war von den Perserkönigen die bevorzugte Stellung Babylons anerkannt worden. An Kyros hatte es sich freiwillig ergeben; aber Dareios hatte ihm nach verschiednen Aufständen seine alte Verfassung gelassen. Er hatte (laut Herodot I, 183) die Marduksstatue wegnehmen wollen, dies jedoch nicht gewagt. Erst Xerxes hat es gethan. Das bedeutet, wie wir wissen, die Beseitigung des Anspruchs auf ein eignes Königtum: in der That nennen sich Xerxes und seine Nachfolger von jetzt an nicht mehr „König von Babylon", während Dareios diesen Titel noch geführt hatte.

Der griechische Feldzug war die Ausführung eines bereits von Dareios als Rache für Marathon geplanten Unternehmens. Wir sind nicht imstande, auf Grund unsrer Quellen einen den Persern gerecht werdenden Standpunkt zu gewinnen. Was die griechische Überlieferung, getragen von dem unerhofften, gewaltigen Erfolge, meldet, zeigt deutlich in zu vielen Punkten das Übermaß der Verherrlichung, um einer nüchternen Betrachtung als Grundlage dienen zu können. Wenn man das persische Heer nach Abzug aller Übertreibungen immer noch auf mindestens eine Million glaubt schätzen zu müssen, so wird wohl nie der Einwand entkräftet werden können, wie denn die Verpflegung einer solchen Menge, die selbst mit Eisenbahnen kaum zu bewältigen wäre, auf dem Marsche durch teilweise unzivilisierte Gegenden möglich war. Auch kann die Zusammensetzung des Heers in der Quelle kaum richtig angegeben sein. Sie mag immerhin bunt genug gewesen sein; doch ein solcher Narr war Xerxes doch wohl nicht, um Menschen mit völlig ungenügender Bewaffnung, bloße Hemmnisse, mitzuschleppen. Mangels einheimischer Überlieferung wissen wir nichts Genaueres hierüber; aber sollten denn die Söldnerheere Assyriens und Babyloniens gar keine Erinnerung zurückgelassen haben? Womit hatte man denn die asiatischen Griechen und die Lyder besiegt? Der Sieg der Griechen zu Lande erklärt sich durch den überlegnen Angriff der griechischen Schwerbewaffneten gegenüber der orientalischen, einer ernstem Kampfe von Mann gegen Mann ausweichenden Kampfes- und Ausrüstungsweise. Zur See war die persische Flotte der Zahl nach zweifellos überlegen, wenn auch das Verhältnis nicht gerade das von den Griechen mitgeteilte gewesene sein muß; dafür fehlte ihr aber die sachkundige Leitung. Es waren durchweg Schiffe der Tributärstaaten, der Phöniker und kleinasiatischen Küstenstaaten, denen ein sachverständiger Oberbefehl aus dem Hauptlager nicht

Die Leibwache der persischen Könige.

…en werden konnte; und eine Bemannung der …
…sbnten Griechen von vornherein das Übergewicht …

So bleibt den Griechen ihr Ruhm. Und die …
… der Wendung der Dinge bei Salamis und Platää …

Die Leibwache der persischen Könige.

(Fries an den Wänden der drei Veranden der Audienzhalle [Apadana] des Darius Hystaspis auf der Burg von Susa.)

Die 1,60 m hohe Bildfläche des Frieses stellt die susische Abteilung der Garde des Darius, der „Zehntausend Unsterblichen", dar. Die braunen Gardisten schreiten in Reihen zu Einem aufeinander zu. Sie tragen die vorgeschriebne Galatracht: goldne Ringe an den Ohren und Handgelenken, Schnürschuhe an nackten Füßen, auf den Köpfen nicht die persische Kidaris, sondern den susischen, aus Binsen gedrehten Turban. Bekleidet sind sie mit Hemd, Rock und kurzer Jacke; das Hemd hat weite Ärmel, die durch die bis zum Ellbogen aufgeschlitzten Rockärmel herabhängen. Die reich gemusterten und mit gestickter Borte eingefaßten Röcke sind abwechselnd gelb und weiß, die Hemden dunkel purpurfarben und gelb. Die Ausrüstung besteht aus Bogen, Köcher und Stoßlanze, letztere mit silbernem Granatapfel am untern Ende (ein Tausend der Garde führte Lanzen mit goldnem Granatapfel).

Der Fries ist, wie alle Außenflächen des Apadana-Baues, aus farbig glasierten Ziegeln zusammengesetzt, auf deren Langseiten die Figuren in ganz flachem, sehr sauberem Relief ausgeführt sind. Da die Ziegel fabrikmäßig hergestellt wurden, so ist die Zeichnung bei allen Figuren durchaus gleich; nur die Glasur ist verschiedenfarbig. Auf dem Friese befinden sich Reste von Inschriften, welche die Namen des Darius und des [illegible] ([illegible] Keilschrift) enthalten.

Tausende von diesen Majoliken fand Frau Jane Dieulafoy im Januar 1886 als Füllmaterial verwendet in den Fundamenten des von Artaxerxes Mnemon herrührenden Neubaues, den dieser an Stelle der im Jahre 440 abgebrannten Apadana des Darius hatte ausführen lassen. Der umstehend wiedergegebne Teil des Frieses ist im Jahre [illegible] aus den [illegible] Ziegeln zusammengesetzt worden und befindet sich jetzt im Louvre zu Paris.

… ihren eignen Gewässern vor den … mußten.

Xerxes ist um diese Zeit (465) ermordet worden. Es handelte sich um einen der innern …staatsvorgänge, über dessen tiefere Ursachen wir uns, wie gewöhnlich, aus den Nachrichten nicht … werden können. Der jüngste von den Söhnen des Xerxes, Artaxerxes, wurde unter gleichzeitiger Beseitigung seines ältern Bruders Dareios auf den Thron erhoben. Der Königsmacher … Artabanus, der Führer der Leibwache (s. die beigeheftete Tafel „Die Leibwache der persischen Könige"), gewesen; bald ward er von Artaxerxes selbst beseitigt.

Die Reihenfolge der persischen Könige.

(Fries an den Mauern der drei Terrassen der Audienzhalle (Apadana) des Darius Hystaspis auf der Burg von Susa.)

Die Lösung der Bildfläche des Frieses stellt die kultische Abteilung der Garde des Darius, der „Schattenlose Unsterblichen", dar. Die braunen Gardisten schreiten in Reihen zu Einem aufeinander zu. Sie tragen die vorgeschriebene Gewandtracht: golone Ringe an den Ohren und Handgelenken, Schmuckhaube an nackten Füßen, auf den Köpfen nicht die persische Mitoris, sondern den kultischen, aus Binsen gewebten Turban. Beachtet sind sie mit Henna, Kot und kurzer Jacke; das Henna hat heute Zinnel, die durch die bis zum Ellbogen aufgeschlitzten Aermel hervorhangen. Die reich gemusterten und mit gestickter Borte eingefaßten Röcke sind abwechselnd gelb und weiß, die Hennaen dunkel purpurfarben und gelb. Die Auszahlung besteht aus Bogen, Köcher und Stoßlanze, letztere mit silbernem Granatapfel am unterm Ende (ein Gaudem und der Garde führte Langen mit goldenem Granatapfel).

Der Fries ist, wie alle Anschlußstücken des Apadana-Saales, aus farbig glasierten Ziegeln zusammengesetzt, auf deren Langseiten die Figuren in ganz flachem, fast gleichem Relief ausgeführt sind. Da die Ziegel fabrikmäßig hergestellt wurden, so ist die Zeichnung bei allen Figuren durchaus gleich; nur die Maler ist verschiedenfarbig. Auf dem Fries befinden sich Reste von Inschriften, welche die Namen des Darius und des Xerxes (Ujâna Thukhraja-putra) enthalten.

Gaufenko von vielen Akademien fand Frau Jane Dieulafoy im Januar 1886 als Füllmaterial verwendet in den Fundamenten des von Artaxerxes Mnemon hergestellten Saales, den vielen an Stelle der im Jahre 440 abgebrannten Apadana des Darius hatte ausführen lassen. Der unsichtbare wiedergegebene Teil des Frieses ist im Jahr 1891 aus den beiderhalten Ziegeln zusammengesetzt worden und befindet sich jetzt im Louvre zu Paris.

gegeben werden konnte; und eine Bemannung der Schiffe mit Landtruppen mußte den seegewohnten Griechen von vornherein das Übergewicht geben.

So bleibt den Griechen ihr Ruhm. Und die Menschheit hat allezeit Ursache gehabt, sich der Wendung der Dinge bei Salamis und Plataiai zu freuen. Aber so ganz ohnegleichen stehen ihre Thaten und ihr Erfolg nicht in der Geschichte gerade des Orients: auch das winzige Inselchen Tyros hat nie von dem großen assyrischen und babylonischen Reiche mit Gewalt niedergeworfen werden können. Es ist müßig, uns über Xerxes und seine Rolle durch griechische Vermittelung ein Urteil verschaffen zu wollen; dazu müßten denn doch erst persische Urkunden sprechen. Man kann es der griechischen Legende nicht verdenken, wenn sie den mit Recht gehaßten Unterdrücker als den thörichten Despoten hinstellen will; was ihr aber dabei mit unterlaufen konnte, zeigt beispielsweise die Anekdote von einem neunfachen Knaben- und Mädchenopfer am Strymon; dazu war Xerxes nicht mehr und nicht weniger fähig als der Vertreter eines modernen Kulturstaats.

Durch den Ausgang des griechischen Zugs wird der Wendepunkt in der persischen Geschichte bezeichnet. Wenn auf Eroberung gegründete Staaten nicht vorrücken, so gehen sie rückwärts. Mit 479 beginnt die rückwärtige Bewegung des Perserreichs. Man muß sich dabei immer gegenwärtig halten, daß wir von den Vorgängen an den andern Grenzen des Reichs nichts wissen; wir dürfen aber wohl annehmen, daß unter Kyros und Dareios die persische Oberhoheit im fernen Osten sicherer gegründet war als zur Zeit Alexanders. Das siegreiche Griechenland ging sofort zum Angriff über. Zwar zur Verfolgung der Perser mußten die europäischen Griechen erst von den Inselgriechen ermutigt werden; dann aber vernichteten sie die persische Flotte bei Mykale. Nun wurden die Inseln und die thrakische Küste zum größten Teile den Persern wieder entrissen. Von da an ist Persien nie mehr ernstlich angreifend gegen Griechenland vorgegangen. Wohl aber hat es sich gegen dessen Angriffe zu wehren gehabt, bis es endlich dem Hellenismus erlag.

Der Eroberungskrieg der Griechen wurde anfänglich unter Spartas Führung fortgesetzt, zunächst bei Kypern, dann vor Byzanz. Nach dessen Einnahme, wobei eine Anzahl vornehmer Perser gefangen worden war, versuchte Xerxes, mit den Griechen auf die Art fertig zu werden, wie man im Oriente schon mit so manchem unbesiegten Volke fertig geworden war: er knüpfte Beziehungen mit dem Mann an, der ihm als Vertreter des Griechentums erscheinen mochte, weil er das griechische Heer befehligte: mit Pausanias. Allein dieser führte seine Verhandlungen so unvorsichtig, daß für ihn nichts als eine Gefahr dabei herauskam. Sparta zog sich dann als Landmacht vom Kriege, der naturgemäß ein Seekrieg werden mußte, zurück; die Führung kam dadurch an Athen (476). Die europäische Küste ist den Persern allmählich entrissen worden. Kimon hat die griechischen Städte an der karischen und lykischen Küste befreit. In der Schlacht am Eurymedon in Pamphylien wurde die persische Flotte vernichtet und auch zu Land ein Sieg erfochten. Darauf wurden noch bei Kypern 80 Schiffe den Persern weggenommen, so daß diese jetzt in ihren eignen Gewässern vor den Griechen weichen mußten.

Xerxes ist um diese Zeit (465) ermordet worden. Es handelte sich um einen der innern Palastvorgänge, über dessen tiefere Ursachen wir uns, wie gewöhnlich, aus den Nachrichten nicht klar werden können. Der jüngste von den Söhnen des Xerxes, Artaxerxes, wurde unter gleichzeitiger Beseitigung seines ältern Bruders Dareios auf den Thron gehoben. Der Königsmacher war Artabanus, der Führer der Leibwache (s. die beigeheftete Tafel „Die Leibwache der persischen Könige"), gewesen; bald ward er von Artaxerxes selbst beseitigt.

Artaxerxes Makrocheir („Langhand") hat von 465—424 regiert. Eine einigermaßen zusammenhängende Überlieferung über die persische Geschichte haben wir von jetzt an nicht einmal mehr vom griechischen Standpunkt aus und sind daher meist auf die Aufzählung vereinzelter Nachrichten angewiesen. Unter seiner Regierung kam Themistokles an den persischen Hof und verstand es, sich dem König als den Mann hinzustellen, mit dessen Hilfe Griechenland zu unterwerfen sein werde.

Bald nach dem Regierungsantritte brach der zweite ägyptische Aufstand unter Inaros, dem Sohne Psammetichs, einem libyschen Fürsten, aus, der die Athener zu Hilfe rief (um 460). Diese hatten einen neuen Vorstoß gegen Kypern unternommen, fuhren von dort nach Ägypten, drängten die Perser mit ihren Anhängern in die Burg von Memphis zurück und belagerten sie hier. Persien versuchte zunächst durch diplomatische Verhandlungen mit Sparta die Athener zum Abmarsche zu veranlassen; als das jedoch nichts half, wurde ein starkes Heer unter Megabyzos abgesandt und Ägypten unterworfen. Die athenischen Hilfstruppen wurden vernichtet. Ebenso erging es einem Nachschub von 50 Schiffen. Inaros fiel den Persern in die Hände und wurde gekreuzigt; sein Sohn aber, zu Gnaden aufgenommen, erhielt den Gau des Vaters zurück. In den Sümpfen des Deltas behauptete sich Amyrtaios, der ebenfalls (um 450) die Athener zu Hilfe rief und auch aus Kypern von Kimon eine Abteilung von 60 Schiffen erhielt, die jedoch ohne Erfolg bald umkehrten. Auf Kypern starb Kimon bei der Belagerung von Kition, dem Hauptstützpunkte der Phöniker auf der Insel. Die Belagerung wurde infolgedessen aufgehoben, doch noch ein Sieg zur See und zu Land erfochten (449).

Bald darauf muß der Friede zwischen Athen und Persien zu stande gekommen sein. Man streitet darüber, ob dieser „kimonische Friede" wirklich feierlich geschlossen worden sei, oder ob der Krieg allmählich eingeschlafen und der thatsächliche Machtbestand von beiden Parteien geachtet worden sei. Auf Ägypten und Kypern hatte Athen damit jedenfalls verzichtet; dagegen waren die kleinasiatische Küste und die griechischen Städte am Schwarzen Meere frei. Trotz des Friedens kam es natürlich immer zu kleinen Verwicklungen und Handstreichen. So ging Samos (440) dem Attischen Bunde verloren, indem sich ein Teil des Adels mit persischer Hilfe in den Besitz der Insel brachte; es wurde jedoch wieder unterworfen. Ebenso wurde Kolophon durch eine persische Partei den Persern in die Hände gespielt, dann aber ebenfalls von Athen wieder besetzt. Im Beginne des Peloponnesischen Krieges suchten Spartaner wie Athener persische Hilfsgelder zu ergattern, jedoch ohne Erfolg.

Im Reiche selbst erhob sich gegen Artaxerxes in Syrien Megabyzos, der Besieger von Ägypten; schließlich ward auch dieser Aufstand friedlich beigelegt. Die Überlieferung weiß hier bereits von politischem Eingreifen der Frauen des Palasts zu melden; doch ist auf die Klatschereien des Ktesias, des griechischen Arztes am Hofe des Artaxerxes' Mnemon, nicht viel zu geben. Des Artaxerxes Sohn Xerxes II. wurde (424) bereits nach 1½ Monaten von einem seiner Halbbrüder umgebracht; und dieser wieder wurde nach einem halben Jahre von seinem Bruder Ochos, dem Satrapen von Hyrkanien, gestürzt. Ochos nahm den Namen Dareios II. an und wird, als halbbürtiger Sohn von Artaxerxes, Nothos genannt; er regierte von 424—405. Ktesias bezeichnet von Anfang an seine Schwester und Frau Parysatis als Urheberin aller Machenschaften; daß sie bei dem Aufstande von Kyros gegen seinen Bruder die Hand im Spiele hatte, ist sicher bezeugt. Gegen Dareios empörten sich sein Bruder Arsites und ein Sohn von Megabyzos in Syrien. Arsites wurde nach Bestechung seiner griechischen Söldner gefangen genommen und auf Betreiben von Parysatis umgebracht. Um 410 begann der dritte ägyptische

Aufstand; durch ihn befreite sich Ägypten für mehr als 60 Jahre von der Perserherrschaft. In Sardes empörte sich der Satrap Pissuthnes; er wurde durch Tissaphernes beseitigt. Sein Sohn Amorges behauptete sich, von den Athenern unterstützt, in Karien.

Nach dem Unglücke der Athener in Sizilien (413) war für Tissaphernes eine günstige Gelegenheit gekommen, die ionischen Städte zurückzuerobern. Er wie sein Nebenbuhler Pharnabazos, der Satrap Nordkleinasiens (Phrygiens), riefen beide die Spartaner, um den Athenern die Küstenstädte wegzunehmen. Allein die Interessen der Perser und Spartaner waren doch zu verschieden, als daß es je zu einem energischen Zusammenwirken hätte kommen können. Schließlich blieben die Athener so stark im Vorteile, daß sich Pharnabazos bereit erklären mußte, athenische Gesandte an den Hof zu befördern, um dort über den Frieden zu verhandeln.

Zu derselben Zeit trat jedoch ein Umschwung ein. Tissaphernes wurde von seiner Satrapie entsetzt und behielt nur die Küstenstädte. Statt seiner wurde Kyros, der jüngere Sohn von Dareios Nothos, als Satrap von Lydien, Großphrygien und Kappadokien eingesetzt, der den Athenern gegenüber eine energische Politik befolgte und die Spartaner kräftig unterstützte. Gleichzeitig erhielt Lysander den Oberbefehl, und dieser entschied bald mit dem Geld seines Bundesgenossen den Krieg.

Im Innern des Reichs ist uns ein Aufstand der Meder im Jahre 410 bezeugt. Ktesias weiß von einer Empörung von Terituches zu berichten, dessen Schwester Stateira mit dem ältesten Sohne des Königs, Arsikas, vermählt war. Seit seinem Sturze bestand Feindschaft zwischen der Königin-Mutter Parysatis und Stateira. Im Jahre 405 starb Dareios Nothos, und sein Sohn Arsikas bestieg als Artaxerxes II. Mnemon den Thron. Kyros, von der ihn begünstigenden Mutter herbeigerufen, kam zu spät. Er wurde auf Anraten von Tissaphernes festgenommen, aber auf Veranlassung der Parysatis freigelassen und in seine Satrapie zurückgesandt, um dort vorzubereiten, was vorauszusehen war.

Zunächst ging Kyros daran, die Städte seines Widersachers Tissaphernes zu besetzen: ein Krieg zweier Satrapen untereinander. Dann sammelte er ein griechisches Söldnerheer und zog mit diesem 401, heimlich unterstützt von den Spartanern, nach dem Innern des Reichs, um seinen Bruder zu entthronen: der bekannte, in Xenophons „Anabasis" geschilderte Zug. Jetzt trat die Unfähigkeit des Reichs, einem griechischen Heere Widerstand zu leisten, voll zu Tage. Die 13,000 griechischen Söldner schlugen das große Heer des Königs bei Kunaxa im Gebiete von Babylon. Allein Kyros fiel in der Schlacht: Artaxerxes war der Thron gerettet. Sonst hätten Griechen in persischen Diensten damals dem hilflosen Koloß neue Kräfte verliehen — nun hatten sie einen Einblick in das Wesen des gefürchteten Gegners gethan, wovor jeder Nimbus schwinden mußte. Man wußte nun, wie die persische Oberhoheit im Innern selbst von ganzen Landschaften und Stämmen, namentlich in den Gebirgen, gar nicht anerkannt wurde. In den offnen Kämpfen der Satrapen enthüllt sich die beginnende Auflösung deutlich genug, dem rastlosen Griechentum willkommne Gelegenheiten für sein Vordringen bietend.

Bei Hofe wurden durch den Tod des Kyros die Palastintriguen nur verschärft, da Parysatis den Hingang ihres Lieblings nicht verschmerzen konnte und es verstand, alle Beteiligten allmählich aus dem Wege zu schaffen, darunter auch die zunächst triumphierende Stateira durch Gift. Artaxerxes II. verbannte zwar seine Mutter darauf hin, rief sie aber bald wieder zurück. — An Stelle von Kyros hatte sein Gegner Tissaphernes, der überhaupt bei dem ganzen Aufstande die Verteidigung geleitet hatte, dessen Satrapien erhalten. Sparta stand durch seine Unterstützung von Kyros bereits in Gegensatz zu ihm. Als er nun die Erfüllung der Bedingungen

für die von Persien geleistete Hilfe in Gestalt der Preisgabe der griechischen Städte Kleinasiens verlangte, kam es zum Kriege (401), den Sparta in Kleinasien namentlich mit Hilfe des Restes der „Zehntausend" führte. Im allgemeinen war es ein Hin- und Herzerren der beiden Parteien, wobei die beiden persischen Satrapen Tissaphernes und Pharnabazos den Krieg sich gegenseitig aufzuhalsen suchten. Militärischer wurde dieser seit 396 unter dem Oberbefehle des spartanischen Königs Agesilaos geführt, der bei Sardes 394 einen großen Sieg erfocht, jedoch ohne daß irgend welche entscheidenden Folgen erreicht wurden. Mittlerweile gelang es Parysatis, den gehaßten Tissaphernes bei Hof in Ungnade zu bringen; er wurde durch Tithraustes ersetzt und hingerichtet. Mit Listen der beiden Satrapen und Verhandlungen ging der Kampf in Kleinasien weiter, bis Agesilaos nach Europa abberufen wurde.

Mittlerweile hatte sich das Blatt zu ungunsten Spartas gewandt. Der Athener Konon war nach der Niederlage von Aigospotamoi nach Kypern zu Euagoras geflohen und hatte Pharnabazos bewogen, ihm eine Flotte auszurüsten, um damit den Krieg gegen Sparta zur See führen zu können. Anfangs durch Nachlässigkeit in der Zahlung der Hilfsgelder gehindert, begab er sich selbst an den Hof, setzte durch, daß der Oberbefehl über die Flotte Pharnabazos, thatsächlich also ihm, übertragen wurde und schlug die Spartaner bei Knidos (394). Der Erfolg des Siegs war die Vernichtung der spartanischen und Wiederherstellung der athenischen Seeherrschaft unter dem Schutze von Pharnabazos. Athen behauptete sich mit persischer Hilfe, und Persien konnte nur unter athenischer Führung eine Rolle zur See spielen. Im Landkriege behielt Sparta noch lange die Oberhand. In dem immerwährenden Intriguenspiel am persischen Hofe gelang es Tiribazos, dem Satrapen von Sardes, der die Politik von Tissaphernes aufnahm, einmal wieder obenauf zu kommen und Konon in Ungnade zu bringen. Dieser floh zu Euagoras nach Kypern und starb bald darauf. In Sardes aber wurde als Satrap schließlich Struthas eingesetzt, der wieder zu Athen hielt. So wurde herüber und hinüber gestritten und überlistet, bis endlich durch den „Frieden des Antalkidas" (387) bestimmt wurde, daß die asiatischen Städte Persien gehören, die Inseln und alle übrigen griechischen Staaten aber selbständig sein sollten. Der Friede wurde in Form einer Verfügung des Großkönigs verkündet; dieser war als Vollstrecker und Bürge seiner Innehaltung gedacht und genannt.

Kypern war im Frieden ausdrücklich als persischer Besitz anerkannt, war jedoch thatsächlich damals so gut wie unabhängig, da Euagoras das Griechentum auf der ganzen Insel im Kampfe gegen die Phöniker zusammenzufassen verstanden hatte und König der Insel war. Seine Treue gegen den obersten Lehnsherrn mußte bald verdächtig erscheinen. Deshalb wurde 390 gegen ihn eingeschritten. Er behauptete sich jedoch lange, von Athen offen unterstützt, bis nach dem Frieden des Antalkidas Persien energischer vorging, um den immer gefährlicher gewordnen König, der das Meer bis nach Ägypten beherrschte und sich sogar in Tyros festgesetzt hatte (vgl. unten, S. 168), unschädlich zu machen. Er wurde besiegt, verstand es indessen, einen ihm günstigen Frieden zu erlangen. Er wurde nicht lange darauf ermordet. Danach zerfiel Kypern unter seinen Nachkommen meist wieder in verschiedne kleine Staaten.

Bei der Unternehmung des Artaxerxes gegen das Gebirgsvolk der Kadusier (südwestlich am Kaspischen Meere) fand sein großes Heer eine Art Salamis: er wurde eingeschlossen und mußte sich loskaufen. Ägypten, thatsächlich unabhängig, behauptete sich noch immer gegen persische Niederwerfungsversuche. Ein stärkerer Anlauf wurde gewonnen, als Pharnabazos (376) an die Spitze eines größeren Heers gestellt wurde. Der athenische Feldherr Chabrias, der bis dahin die griechischen Söldner in Ägypten befehligt hatte, wurde auf des Pharnabazos

Veranlassung zurückgerufen; und dieser selbst rückte mit einem unter Iphikrates stehenden Söldnerheer in Ägypten ein, ohne jedoch schließlich viel auszurichten, da die Rücksicht auf den fortwährenden Stimmungswechsel bei Hof eine energische Kriegführung überhaupt unmöglich machte. Die Folgen der Haltlosigkeit des Artaxerxes zeigten sich gegen Ende seiner Regierung in einer Reihe von Aufständen, von denen der von Ariobarzanes in der hellespontischen Satrapie und von Datames in Kappadokien die wichtigsten sind. Auch Mausolos, der Fürst von Karien, verstand es, eine nicht immer zweifellose Treue zu bewahren. Schließlich ging sogar Tachos, der König von Ägypten, zum Angriff über, indem er die alte Pharaonenpolitik der Eroberung Syriens aufnahm. Unterstützt von einem griechischen Söldnerheer unter Chabrias und von den Spartanern unter dem alten Agesilaos, rückte er bis Phönikien vor. Allein als sich Nectanebus, sein Neffe, in Ägypten zum König ausrufen ließ, mußte er zu den Persern flüchten; trotz alledem nahmen diese keine Veranlassung, gegen Ägypten energisch vorzugehen.

h) Das letzte Aufraffen Persiens.

Beim Herannahen von Artaxerxes' Ende verstand es sein Sohn Ochos, begünstigt von seiner Schwester Atossa, die Artaxerxes auf Betreiben der Parysatis geheiratet hatte[1], seine Brüder aus dem Wege zu räumen und sich den Thron zu sichern (359). Die Regierung dieses energischen Artaxerxes III. Ochos (358—338) bedeutet ein letztes Aufraffen Persiens. Seine Thaten beweisen, daß er noch einmal in der Weise eines echten orientalischen Königs mit rücksichtslosem Blutvergießen und schonungsloser Kriegführung durchzugreifen verstand.

Zunächst hatte er mit Aufständen im Reiche zu thun. Die Nachrichten darüber sind unklar und mangelhaft; jedoch ist so viel sicher, daß der König erfolgreicher war als sein Vorgänger. Artabazos, der Satrap der hellespontischen Provinz, und Orontes an der kleinasiatischen Küste konnten sich trotz gelegentlicher Unterstützung durch die Griechen nicht behaupten. In Griechenland scheint man von Anfang an vor des neuen Großkönigs Thatkraft Besorgnisse gehegt zu haben und erwog, ob man ihm nicht zuvorkommen sollte. 354 mußte Demosthenes (de symmoriis) davor warnen, mit ihm ohne feste Veranlassung zu brechen.

In Ägypten wurde anfangs auch unter seiner Regierung kein Erfolg erzielt, und der Aufstand griff, wie schon unter Tachos, nochmals nach Palästina hinüber. Wir sind über die Veranlassungen sehr wenig unterrichtet; doch beweisen der Aufstand von Sidon, der neun kyprischen Könige und eine Andeutung über eine Bestrafung Jerusalems, daß wir es hier mit einer Wiederholung ähnlicher Erscheinungen zu thun haben, wie sie die mit ägyptischer Hilfe unternommenen palästinensischen Aufstände gegen Assyrien uns bieten (vgl. S. 72). Besonders that sich diesmal Sidon hervor. Ochos übernahm schließlich selbst den Oberbefehl und rückte mit einem gewaltigen Heere (darunter 10,000 griechischen Söldnern) in Syrien ein. Sidon erhielt von Rhodos unter Mentor Hilfe; als aber der Perser anrückte, unterhandelten Mentor und Tennes, der König von Sidon. Das Nähere ist unklar. Sidon wurde ausgeliefert und furchtbar gezüchtigt (S. 168); die übrigen Phöniker unterwarfen sich darauf. In Judäa muß es zu Kämpfen gekommen sein (S. 217). Ägypten wurde schließlich, nachdem es sich so lange behauptet hatte, ebenfalls unterworfen und wieder zur persischen Provinz gemacht (344). Es wurde sehr streng behandelt, und Ochos scheint gegen die ägyptischen Anschauungen in der schroffen Weise von Kambyses vorgegangen zu sein. Auch Kypern wurde wieder unterworfen unter Leitung des Fürsten Idrieus von Karien.

[1] Schwester-, Tochter- und sogar Mutterehe sind beim persischen Königshause bezeugt (vgl. S. 232).

Bereits machte sich aber die Macht bemerkbar, die Persien den Untergang bringen sollte. In Susa sah man ein, daß Philipp von Makedonien gefährlich werden mußte, sobald er sein Ziel, die Unterwerfung Griechenlands, erreicht hatte. Daher vereinigte man sich mit Athen, um ihm entgegenzuarbeiten. Die Eroberung von Perinth durch Philipp wurde durch Athen und Persien gemeinsam verhindert. Gerade in die Zeit des Todes von Artaxerxes fiel aber die Schlacht von Chaironeia (338). Diese machte Philipp zum Herrn von Griechenland und schuf Verhältnisse, aus denen heraus das Griechentum als Hellenismus angreifend Persien in Asien aufsuchen konnte und mußte.

Artaxerxes soll von Bagoas umgebracht worden sein. Dieser setzte Arses, den jüngsten von des Königs Söhnen, auf den Thron, brachte aber auch diesen um, als er Miene machte, gegen seinen Hausmaier vorzugehen (336). Mittlerweile war ein makedonisches Heer in Kleinasien eingerückt; dessen Fortschreiten wurde aber durch die Ermordung von Philipp gehindert.

i) Das Ende des Perserreichs.

Nach der Tötung des Arses setzte Bagoas einen entferntern Verwandten des Ermordeten, Kodomannos, einen Urenkel von Dareios Nothos, als König ein. Dieser hat als Dareios III. Kodomannos (336—330) regiert. Diesmal entging aber der Königsmacher seinem Schicksale nicht: er wurde von Dareios bald beseitigt. Dareios ist der letzte König von Persien gewesen. Wir können uns aus der Überlieferung kein Bild seiner Eigenschaften machen; jedenfalls ist er nicht imstande gewesen, etwas zu thun, um den Sturz des Reichs zu verhindern. Vielleicht hätte eine kräftige Natur vermocht, durch Aufbringung eines tüchtigen Söldnerheers Alexander Widerstand zu leisten; Dareios hat das nicht gethan. So fiel das große Reich als Beute dem Hellenismus anheim. Schon bald nach der Niederlage von Salamis hatte, wie wir gesehen haben, die Zersetzung begonnen: auch ein Zeugnis für die Beschaffenheit der vielgepriesnen „Organisation" durch Dareios. Bereits damals hätte Persien einem ernsten Angriffe keinen Widerstand mehr leisten können. Die Zehntausend Xenophons hätten bereits genügt, um die persische Monarchie zu stürzen, wenn sie einen Führer gehabt hätten; jetzt, wo endlich einmal ein starker und zielbewußter Gegner auftrat, fiel diesem die Beute ohne große Mühe in den Schoß. Ein großer Erfolg ist's gewesen, den Alexander gehabt hat — eine große Leistung war es nicht, das von selbst fallende Reich umzustürzen. Die Geschichte des alten Orients hat uns zahlreiche Beispiele ähnlicher Eroberungen gezeigt. Alle die vielen Umwälzungen, die dem Oriente seine verschiednen Bevölkerungen gebracht haben, stehen auf gleicher Stufe mit der hellenistischen Eroberung, wenngleich der Ruhm ihrer Führer nicht so laut erklingt, wie der des Vertreters des ersten Kulturvolks der westlichen Welt. Der Erfolg dieser Eroberung ist denn auch nicht maßgebend gewesen: der Orient ist zwar durch die Waffen des Griechentums besiegt worden, doch seiner Kultur hat er widerstanden; und die Eroberer hat er schließlich wieder hinausgedrängt.

Der Verlauf der Eroberung Alexanders des Großen gehört nicht der Geschichte Persiens an (vgl. Band IV, S. 111 ff.). Wir sind nur aus den griechischen Quellen darüber unterrichtet, so daß wir uns kein rechtes Bild davon zu machen vermögen, wie sich der Hergang der Dinge, vom persischen Standpunkte betrachtet, ausgenommen haben mag. Alexander fand nach der Schlacht am Granikos (334) zunächst keinen Widerstand; und die Hoffnung Persiens war eigentlich nur auf den Rhodier Memnon gegründet, der als Führer der persischen Flotte Alexander gefährlich zu werden drohte. Nach dessen Tode (vgl. Band IV, S. 115), als der Perser Pharnabazos an seine Stelle trat, hörte die Flotte auf, gefährlich zu

sein. Die Niederlage bei Issos (333) überrascht kaum: es ist das gewöhnliche Bild, das die Kämpfe zwischen den großen orientalischen Heeren, deren größte Kriegskunst im Davonlaufen bestand, und den geschlossen angreifenden Griechen oft schon geboten hatten. Es spricht genug für die Ohnmacht Persiens, daß Alexander sich erst Syrien und Ägypten unterwerfen und durch Besetzung des größten Teiles des kultivierten Orients eine mächtige Operationsbasis schaffen konnte, ehe er sich gegen den Osten wandte. Bei Gaugamela, im alten Assyrien, fiel dann 331 die Entscheidung. Dareios floh nach Medien, während Alexander Babylon und Susa, die beiden Hauptstädte der Kulturländer, besetzte. Als er dann Dareios nach Medien verfolgte, floh dieser ostwärts, immer noch begleitet von einem starken Heere, das freilich mit Ausnahme der griechischen Söldner (vgl. Band IV, S. 121 unten) ganz unzuverlässig war. Dareios III. wurde von Bessos, dem Satrapen von Baktrien, festgenommen, augenscheinlich um sich seiner Person für bestimmte Zwecke (die Errichtung eines „baktrischen" Reichs?) zu bedienen, und schließlich ermordet, als Alexander die Fliehenden fast eingeholt hatte (Mitte 330). Wie nach Kambyses' Tode, so erhoben sich auch jetzt in den einzelnen Landesteilen noch „Könige". Der erste war Bessos selbst, der sich in Baktrien halten konnte, bis Alexander den Osten erobert hatte; ein anderer war Baryaxes, der sich in Medien erhoben hatte, als Alexander in Indien war, aber durch den Satrapen von Medien festgenommen wurde.

D. Das Persertum als Abschluß der alten Kulturentwicklung Vorderasiens.

Das Perserreich hat infolge seiner Kämpfe mit dem Griechentume von jeher im Lichte der Geschichte gestanden. Wie die Geschichte, je mangelhafter ihre Quellen sind, desto mehr in der Beleuchtung dieser Quellen erscheint, so tritt uns auch heute noch das Reich der Achämeniden in dem Glanz entgegen, worin es dem griechischen Historiker erschien. Kommt man jedoch von Osten statt von Westen, so erscheint es in wesentlich anderm Lichte. Was dem Griechen als ein übermächtiger Erbe einer in geheimnisvollem Dunkel liegenden, an Reichtümern unerschöpflichen Kulturwelt erschien, das liegt in seiner Entwicklung klar vor uns. Wir wissen, daß es weder die erste noch die dauerhafteste und mächtigste, wenn vielleicht auch ausgedehnteste Erscheinung seiner Art ist. Manche Eroberung ähnlicher Art hatte die alte Kulturwelt des Orients gesehen und aufgesogen. Auch das Persertum hat ihr Wesen nicht von Grund aus zu ändern vermocht und nicht mehr beeinflußt, als irgend eine der großen, bekannten Eroberungen.

Die Spaltung, die wir einigermaßen erkennen konnten: die Herausbildung eines westlichen und östlichen Persertums, eine Folge der Eroberung hochzivilisierter Länder durch noch in den Anfängen der Kultur stehende Völker, ferner das Paktieren der am Ruder befindlichen persischen Familien mit den Medern und den herrschenden Mächten der unterworfnen Provinzen, alles das bringt klar zum Ausdrucke, daß die herrschende Macht auf eine andere als rein politische Eroberung der besiegten Länder verzichtete. Man setzte an Stelle widerspenstiger Machthaber der alten Bevölkerung einige adlige Perser und an die Spitze der Provinzen ein paar persische Beamte. Im übrigen blieb alles beim alten. Eine persische oder sonst indogermanische Einwanderung, die eine neue Bevölkerung in die alten Kulturländer gebracht hätte, wurde zurückgehalten, nachdem die große Völkerströmung in der Organisation eines persischen Reichs durch Kyros einmal einen Halt gefunden hatte. Daß auch Dareios, obgleich er sich anfangs in dieser Hinsicht geltend gewordner Bestrebungen bedient hatte, als König ihnen nicht mehr nachgeben konnte, ist nur eine der zahllosen Erscheinungen der Geschichte, wo Verhältnisse mächtiger sind als Menschen, selbst wenn diese es ehrlich gemeint haben.

Persisch oder indogermanisch war also nur der Teil des Reichs geworden, der von der Einwanderung der arischen Horden betroffen worden war, solange sie noch nicht in einem festen Verbande standen, d. h. solange sie die Macht der Kultur, die sie erobern wollten, noch nicht selbst verspürt hatten. Diese Länder waren eben diejenigen, welche eine eigne, höhere Kultur nicht besessen hatten: die östlichen. Nachdem jedoch die Arier in den Bannkreis der babylonischen Kultur: nach Medien und Elam, geraten waren, unterlagen sie ihm. Medien war lange dem babylonisch-assyrischen Einfluß entrückt gewesen, Elams Macht durch Assurbanipal gebrochen worden: darum boten beide Länder die Bedingungen, eine arische Einwanderung aufzunehmen, ohne ihre Rasse und ihr Volkstum aufzusaugen. Die Bevölkerung beider Länder erhielt einen arischen Charakter. Dagegen unterlag diese Bevölkerung sofort den Entwicklungsgesetzen der immer noch dem Banne jener Kultur verfallnen Länder, die damit zugleich die Wiege eben dieser Kultur selbst an sich rissen.

Nach der Unterwerfung der westlichen Kulturländer hörte in dem neuen Reiche sofort die Entwicklung auf, kraft deren durch eine Einwanderung von nomadisierenden Horden aus eignen Kräften eine Kultur entsprossen wäre. Es spielte sich nur noch der Gang einer politischen Unterwerfung ab, die in einem schnellen Abwirtschaften der neuen Herren enden mußte und sich gerade nur so lange behaupten konnte, als kein neuer Eroberer mit frischern Kräften von außen erschien. Das Ariertum hatte damit auf eine selbständige Weiterbildung seines Volkstums verzichtet. Statt eines persischen Volks, das sich von Stufe zu Stufe zu einer höhern Kultur und damit zur Herrschaft über den Orient emporgearbeitet hätte, gab es jetzt eine persische Verwaltung, ähnlich der assyrischen, welche die Kulturländer aussog und damit von ihnen abhängig wurde. Nicht das persische Volk oder ein persischer Staat, sondern das persische Reich, dargestellt durch Heer und Beamtentum, hatte jetzt die Führung in Vorderasien.

Dies neue Reich, in seinen Grundlagen nichts als eine Wiederholung des assyrischen im 8. und 7. Jahrhundert, zeigt auch in allen seinen Erscheinungen denselben Charakter. Im Verwaltungsleben ist der persische Satrap nichts anderes als der assyrische Shaknu (vgl. S. 81), wenn auch sein Gebiet in der Regel unverhältnismäßig größer ist. Wie dieser, ist er eigentlich nichts anderes als ein persischer Vizekönig, der an die Stelle des alten einheimischen Herrschers gesetzt worden ist. In seiner Provinz hat er alle Hoheitsrechte. Er erhält vor allem ein Heer auf eigne Kosten, befolgt zum Teil eine selbständige Politik und steht damit in der Regel auf dem Punkte, wo der Gedanke zum Abfalle von selbst kommen muß, wenn ihm die Machenschaften der Höflinge gefährlich zu werden drohen. Die spätere Satrapieneinrichtung geht auf Dareios zurück; Kyros hatte im Westen wohl einfach die alten Einrichtungen übernommen. Die Überlieferung über ihn und seinen Sohn spricht von 127 Provinzen, die sich von Indien bis Äthiopien erstrecken. Demnach wäre der Osten wohl nach dem Vorbilde des Westens eingeteilt gewesen. Dareios, der mit dem östlichen Adel Hand in Hand gegangen war, richtete die großen Satrapien ein, deren Verwaltnng die persischen Adelsfamilien zu Herrschern über große Länder machte.

Nachdem die Flut der Einwanderung nachgelassen hatte und aus Eroberern Besitzende geworden waren, die sich ihrerseits der nachdrängenden Scharen zu erwehren hatten, mußten Kriege mit dem Menschenmaterial der Kulturstaaten geführt werden. Dieses war zum größten Teil aber unbrauchbar; der Teil der Einwanderer, der durch Landbesitz zum Adel und damit zum Kern eines jeden Heers gestempelt war, konnte nicht mehr bilden, als eben den Kern eines königlichen Heers. Die zunächst den Satrapen obliegende Verteidigung und Behauptung der

Provinzen konnte sich dieses Mittels nicht bedienen. So mußte sich der Satrap ein eignes Heer halten, namentlich in den westlichen Provinzen bald aus Söldnern und zwar aus vorwiegend ausländischen gebildet. Der Überschuß an kriegstüchtigen Menschen, den das kräftig sich entwickelnde Griechenvolk hervorbrachte, fand hier immer bereitwillige Aufnahme. Dadurch waren die Satrapen der westlichen Provinzen bald im Besitze von Streitkräften, die dem Großkönige gefährlich werden konnten (vgl. den Fall des jüngern Kyros).

Das persische Königsheer erscheint dem gegenüber auf der Grundlage eines Lehnsstaats errichtet, wie es der Organisation eines soeben erst in neue Sitze eingewanderten Volkes entspricht. Wer Bodenbesitz erhalten hat, ist zur Leistung des Kriegsdienstes verpflichtet, entsprechend seinem Anteil am Boden. Das mußte bald ein sehr buntes Gemisch von Völkerschaften im Heer ergeben, besonders wenn man dasselbe System auf Provinzen anwandte, deren Kultur längst über diese Stufe hinaus war, also namentlich auf die westlichen. Wie sich hier das Verhältnis gestaltet hat, ist nicht klar; aber das „Barbarenheer", das der jüngere Kyros neben seinen 10,000 griechischen Söldnern gegen Artaxerxes geführt hat, kann kaum auf anderer Grundlage zusammengebracht sein. Solche Heere waren in Bewaffnung und Lebensgewohnheiten verschieden, wenn auch Herodots Schilderung von dem Heere des Xerxes im einzelnen nicht genau genommen zu werden braucht (vgl. S. 144).

Im übrigen ist die Verwaltung, von dem Satrapen und den obersten Beamten abgesehen, in den Provinzen die alteinheimische. Sogar das assyrische Ersatzmittel für die nicht mehr mögliche Kolonisierung der Länder: die Anlage von Neugründungen mit einer künstlich zu Assyrern gemachten Bevölkerung und der Verpflanzung der Kriegsgefangnen nach andern Reichsteilen, wird grundsätzlich aufgegeben; die Wegführung der Mileter durch Dareios ist eine Ausnahme, und ähnliche Maßnahmen der Assyrer und Chaldäer werden wieder rückgängig gemacht. Das Verhalten gegenüber dem von Assarhaddon assyrisch gemachten Sidon und die den Juden erteilte Erlaubnis zur Rückkehr sind zwei wichtige Beispiele. Wie weit bei dem letztern eine Verbindung von Kyros mit dem in Babylon mächtigen Judentume hereingespielt hat, muß dahingestellt bleiben; das erstere jedoch und die Aufgabe des Verfahrens erweisen, daß man bewußt mit der Politik der Assyrer gebrochen hatte. Gewaltsame Schöpfungen können, das sah man wohl ein, nie die Blüte erreichen wie die bodenständigen und aus einer Landeskultur heraus erwachsnen Wirtschaftsgebilde. So hat das Perserreich noch weniger als das assyrische Versuche gemacht, in den alten Provinzen Eingriffe in die alten Einrichtungen vorzunehmen. Trotz aller Perserherrschaft blieb man also in Babylonien babylonisch und in Jonien griechisch.

Anders zeigt sich das Bild von der Wirksamkeit der persischen Herrschaft für die östlichen Provinzen. Hier ist von vornherein das Verhältnis anders: während der Mittelpunkt des Reichs, Susiana und Persis, Kultur vom Westen empfing, muß er sie an den Osten weiter gegeben haben. Insofern ist er für die Verhältnisse von Bedeutung geworden, wie sie später das parthische und baktrische Reich zeigen: vieles ist auf diesem Wege nach Indien gewandert; und endlich ist das Sasanidenreich für die islamische Kultur maßgebend geworden.

Bei dieser Sachlage können wir von einer persischen Kultur im Westen nicht sprechen. Was sich im Stammlande davon entwickelt hat, besitzt einen noch geringern Wert für die Entwicklung der Menschheit. Hatte schon Elam in fast ebensoviel Jahrtausenden, wie das persische Reich Jahrhunderte bestanden hat, von Babylonien die Grundlagen seines Könnens entlehnt, so wird das auch von seinem Erben gelten, obgleich babylonische und elamitische Kunst in ihrem Wesen selbst festzustellen vorderhand noch unmöglich ist. Auf den ersten Blick sieht man

den Darstellungen aus persischen Königspalästen, der Verherrlichung der Siege eines Dareios an der Felsenwand von Behistun die Geistesverwandtschaft mit den assyrischen an: derselbe Gegenstand der Verherrlichung, dieselbe Auffassung, dieselbe Technik. Die schöne Ausführung der zur Bekleidung der Wände benutzten Schmelzbacksteine ist babylonisch.

Zweifellos hat das regsame und begabte Volk der Griechen, das seit dem 8. Jahrhundert mit den asiatischen Reichen in nähere Berührung gekommen und von dem ein Teil durch Kyros Persien unterworfen war, das Volk, das zu den assyrischen und chaldäischen Heeren Söldner geliefert hatte und den Persern ganze Heere stellte, auch manchen Künstler an den Hof von Susa geschickt Einflüsse griechischer Kunst auf persische Erzeugnisse in maßgebenden Punkten nachzuweisen, dürfte jedoch schwer fallen, selbst wenn wir mehr zur Vergleichung hätten. Der Perserkönig war ein Nachfolger der alten orientalischen Könige. Wie er würdevoll deren alte Pflichten mit Perücke und langwallendem Gewand erfüllte, so blieb auch für die zu seiner Verherrlichung dienende Kunst kein anderer Weg als der durch die ehrwürdigen Jahrtausende vorgezeichnete. In einem zeichnen sich die persischen Bauten vor den uns bekannten assyrischen aus: in der reichen Verwendung der Säule. Es wäre denkbar, daß hierin griechischer Einfluß vorläge. Aber erstens wissen wir zu wenig von Babylonien in dieser Beziehung, und außerdem wäre es denkbar, daß durch Phönikien vermittelter ägyptischer Einfluß auf unbekannten Wegen durch das Euphratthal bis nach Susa und Persepolis gelangt sei. Gesetzt jedoch selbst den Fall, daß hellenische Baumeister und Künstler an den Palästen eines Xerxes mit thätig gewesen sind, so konnte sich ihr hellenischer Geist höchstens in Nebensächlichkeiten bethätigen. Was sie schufen, mußte immer orientalisch sein, den alten Mustern nachgeahmt: so wollte es orientalischer Hang am Überlieferten.

Ein ähnliches Erzeugnis, wie diese königliche Kunst, die den volkstümlichen Geist preisgegeben hatte, ist die persische Keilschrift. Sie ist aus der babylonischen oder wohl besser elamitischen zurechtgemacht, um der Sprache des neuen Herrschervolks ein Alphabet zu geben, da sie dem grammatischen Schematismus der alten Kultursprachen nicht angepaßt werden und darum auch mit der alten Zeichen- und Silbenschrift nicht geschrieben werden konnte, die sich dem Bau der semitischen Sprachen eng angeschmiegt hatte. In Weiterführung des schon im Elamitischen begonnenen Grundsatzes wurde daher eine besonders vereinfachte Silbenschrift erfunden, hier wirklich einmal auf königlichen Befehl erfunden, um die Inschriften der Könige auch in persischer Sprache einmeiseln zu können. Eine Schriftsprache im Sinne des Babylonischen hat sich daraus nie entwickelt. Der Orient hat nie persisch geschrieben. Selbst die Perser bedienten sich des Aramäischen als der Reichsverkehrssprache, soweit nicht etwa Babylonisch und Keilschrift noch ihre Rechte wahrten. Die persische Keilschrift, offenbar erst von Dareios eingeführt, um seiner nationalen Politik gegenüber der eines Kyros und Kambyses Ausdruck zu geben (S. 139), hat keine Geschichte gehabt und keine Kulturmission erfüllt; das Awesta ist in einem vom aramäischen abgeleiteten Buchstabenalphabet aufgezeichnet worden.

10. Phönikien.

A. Das Land und seine ersten Bewohner.

Das Land, das durch die syrische Steppe und die Antilibanonkette im Osten, durch das Mittelländische Meer im Westen begrenzt wird, ist nie der Sitz eines großen Kulturstaats gewesen. Im wesentlichen Gebirgsland und durchzogen von den beiden für den Verkehr nicht

in Betracht kommenden, von der Mitte ausgehenden Flußläufen: dem südnördlichen Orontes und dem nordsüdlichen Jordan, konnte es sich nie weit über die für Gebirgsländer natürliche Gauverfassung erheben, sondern ist stets in der Kleinstaaterei befangen geblieben. Wohl bildete das Meer eine natürliche Verkehrsstraße für die Küstenstädte; allein diesen fehlte das Hinterland, welches das erforderliche Gebiet für eine größere dem Ausbau einer Kultur lebende Bevölkerung geboten hätte. So waren diese von vornherein darauf angewiesen, sich über die See hin auszubreiten, um so mehr, als sie im Rücken von immer neuen, noch unzivilisierten Völkermassen bedrängt wurden.

Das Land ist schon lange, ehe wir etwas von ihm selbst erfahren, infolge seiner Lage zwischen den beiden großen Kulturstaaten am Euphrat und Nil, beiden ein natürliches Ziel für ihre Ausdehnungsbestrebungen gewesen. Die Geschichte dieser Gegenden wird dadurch bestimmt, ob sie unter babylonisch-assyrische oder ägyptische Herrschaft kommen. Das sich immer wiederholende Spiel, welches sich von der hellenistischen Zeit an durch das Mittelalter hindurch bis in unser Jahrhundert fortgesetzt hat, beruht auf der Lage des Landes und seiner der Bildung eines Großstaats hinderlichen Natur; wahrscheinlich wird es sich also in den uns noch dunkeln Jahrtausenden der ältesten babylonischen (sumerischen) und ägyptischen Kultur ganz ähnlich verhalten haben. Die Thutmosis und Tiglat-Pileser, Ptolemaios und Antiochos, Saladin und Mehemed-Ali haben auch im dritten und vierten Jahrtausend vor Christi ihre dem Namen nach uns noch unbekannten Vorgänger gehabt.

Demnach hat in den Jahrtausenden der Entwicklung und Blüte sumerischer Kultur und der gleichzeitigen ägyptischen dort eine Bevölkerung gesessen, die, der in Babylonien herrschenden stammverwandt, unter ihrem Einfluß und abwechselnd unter ihrer oder ägyptischer Herrschaft stand. Ebenso wie dann alle folgenden semitischen Einwanderungen auch Palästina eine neue Bevölkerungsschicht zugeführt haben, so dürfte auch die erste davon, die „babylonisch-semitische", einen Teil ihrer Völkermassen dorthin abgegeben haben. Ist diese Bevölkerungsschicht für uns insofern schon greifbarer, als sie wenigstens in Babylonien geschichtlich ist, und können wir daher vielleicht bereits in manchem, was uns später als babylonisch in Phönikien entgegentritt, Reste davon sehen, so wissen wir nichts über etwaige Völkermassen, die damals, wie später, von Norden her nach Phönikien vorgedrungen wären: von der damaligen Kultur Kleinasiens fehlen uns noch genauere Nachrichten.

Die nächste semitische Einwanderung hat dem Land und seiner Bevölkerung ihren Stempel aufgedrückt. Für uns ist sie diejenige, welche wir nach dem Lande nennen. Man darf aber vielleicht annehmen, daß nicht nur die damals enge Berührung mit Babylonien dem Lande die babylonische Kultur, das Übergewicht und die Herrschaft verliehen hat, wie sie uns im Gebrauche von Keilschrift und babylonischer Sprache im Schriftverkehr entgegentritt, sondern daß auch aus der „babylonisch-semitischen" Urzeit eine Überlieferungskette im Lande selbst bis auf diese Zeit herabläuft: die Einwanderer, die nun das Land beherrschten, fanden bereits babylonische Kultur oder doch eine von dieser beeinflußte dort vor; sie erhielten und holten sie nicht erst selbst aus dem Euphratthale. So sehr daher auch die neue Bevölkerung die alte aufgesogen und ihr ihren eignen Charakter aufgeprägt hat, so muß man doch bedenken, daß die dortige Kultur nicht von ihr allein eingeführt worden ist. Ebenso wie die babylonisch-semitische Bevölkerung in Babylonien sich Geltung verschafft, das Sumerertum aufgesogen und in den folgenden Jahrtausenden durch alle die neuen Bevölkerungszuflüsse hindurch ihren Charakter gerettet hat, so hat in Palästina die nächste Semitengruppe jene dort ansässigen Glieder

der „babylonisch-semitischen" Einwanderung unterdrückt und ihre Eigenheit zur herrschenden gemacht. Die Kultur aber hat, gerade wie die der verschwundnen Sumerer, auch bei ihnen ihre Spuren hinterlassen. So hat Deutschland eine germanische Bevölkerung, die deutsche Kultur jedoch ihr Teil von der im Lande vertreten gewesenen römischen empfangen.

B. Die kanaanäische Zeit.

Mit der Einwanderung der neuen Einwohner beginnt für uns die eigentliche Geschichte Kanaans und Palästinas. Deren Völker haben sich dort recht eigentlich entwickelt und auf dem Boden dieses Landes die Rolle in der Weltgeschichte durchgeführt, die sie überhaupt gespielt haben. Weil währenddessen Kanaan in seiner Eigenart verhältnismäßig am unabhängigsten gewesen ist, nennen wir diese Gruppe, die allein dem Land eine gewisse Bedeutung verliehen hat, die kanaanäische. Wir hatten zwar angenommen (S. 8), daß diese Einwanderung auch zur Besetzung weiterer Länder: Babyloniens und damit der ganzen Euphrat-Tiefebene, wohl auch Ägyptens geführt hat. Allein hier haben sich die Eroberer die bestehende übermächtige Kultur angeeignet und dabei ihren eignen Nationalcharakter eingebüßt. Sie sind dem Schicksale der Barbaren in Kulturländern, wie die germanischen Eroberer in Italien, verfallen, während sie in den von jenen Kulturen abhängigen Gegenden ohne eigne Entwicklung Raum und Gelegenheit für die Erhaltung ihres Volkscharakters fanden.

Wir können zwei Schichten dieser Einwanderung unterscheiden: eine ältere, die da, wo unsere Quellen reichlicher fließen, schon ansässig und bereits seit langem im Besitze der Städte, namentlich der Seestädte ist, und eine jüngere, die um eben diese Zeit im Begriffe steht, das Land zu erobern. Die erstere nennen wir nach ihren wichtigsten Vertretern die phönikische, die zweite in Übereinstimmung mit der Bibel und den Tel-Amarnabriefen die hebräische Gruppe. Während wir also unter der erstern im wesentlichen alle die Stämme begreifen, die zuerst eingewandert und demgemäß in den Städten und an der Seeküste ansässig sind, umfaßt die zweite die Schicht, welche die uns zu Gebote stehenden Quellen noch als einwandernde und erobernde, also im Gegensatz und im Kampfe mit der erstern kennzeichnen. Die bekanntesten davon sind die Amoriter, die Stämme, die der israelitische Volksbund umfaßte, die Moabiter, Ammoniter, Edomiter. Sie sprechen im wesentlichen dieselbe Sprache; in dialektischen Unterschieden macht sich jedoch auch die Verschiedenheit der beiden großen Gruppen bemerkbar.

Hier haben wir uns mit der ältern der beiden Gruppen zu befassen, der ansässigen laut unsern Quellen. Vor allen sind das die Bewohner der Küstenstädte, die Phöniker, wie sie von den Griechen genannt wurden. Sie werden um die Mitte des dritten Jahrtausends in Kanaan eingewandert sein und dort zunächst das Land überschwemmt haben, bis sie sich, von nachdrängenden Massen geschoben, in dem Küstenstriche behaupteten. Diese nachdrängenden, ihnen stammverwandten Massen sind die Kanaanäer der Bibel, die wir dann zur Hebräerzeit in den Städten des Innenlandes finden, und von denen wir nur bei ihrem Kampfe mit den „Hebräern" hören.

Die einwandernden „Phöniker" waren natürlich kein Volk unter einheitlicher Herrschaft und Leitung, sondern Stämme, die (vgl. die Wanderungen der Aramäer, Chaldäer und andrer) im wesentlichen auf eigne Faust vordrangen, von dem allgemeinen großen Strome getragen, schiebend und geschoben, bis das, was von ihnen nicht zu Grunde ging, endlich an einem Punkte Ruhe und Wohnsitze fand. Dort verteilten sie sich in die einzelnen festen Plätze oder die in deren Schutze liegenden Landschaften; dabei waren sie nicht etwa die Gründer dieser Städte,

sondern fanden von der frühern Bevölkerung her bereits das meiste vor. Dort hatten sie dann die Schicksale ansässiger Völkerschaften. Sie traten untereinander in Verbindung, wo das Leben sie zusammenführte; sie trennten sich, wo es sie auseinanderriß. Die eigentlichen „Phöniker" sind ein ansässiges Volk und als solches ein Erzeugnis der Verhältnisse, die sie zur Seßhaftigkeit gezwungen hatten. Aber seine einzelnen Gruppen sind nicht schon festgeschlossen als solche eingewandert, sondern haben sich erst in den neuen Wohnsitzen zusammengefunden.

Von diesen Gruppen können wir, von Norden nach Süden gehend, einige unterscheiden, die im wesentlichen den bedeutenden Städten entsprechen. Der nördlichste der eigentlichen Phönikerstaaten ist Arvad; die nördlich davon gelegnen Städte gehören wohl zu ihm. Ort und Lage sind bekannt und führen bis auf den heutigen Tag ihren Namen (Ruad). Die Stadt lag auf einer Insel, ebenso wie Sidon und Tyros. Weiter nach Süden gehend, stoßen wir auf Gebal (Byblos), das heutige Djebeil, auf dem Festlande gelegen, mit dem Kult und Tempel der „Ba'alat von Gebal". Hierauf folgt südlich Beirut, zur Tel-Amarnazeit ein eignes Königtum, später wohl meist zu Gebal gehörig; es wird von den Assyrern nie erwähnt. Dann kommt Sidon, ebenfalls ursprünglich auf einer Insel gelegen. Sein Hauptkult ist der der Astarte; und es enthielt das anerkannte Nationalheiligtum der phönikischen Stämme. Der südlichste Staat endlich, Tyros, besaß das Melkart-Heiligtum. Auch die weitere Küste ist ursprünglich im Besitze verwandter Stämme gewesen; diese haben sich jedoch dem phönikischen Stammesbunde nicht angeschlossen oder nicht anschließen können. Noch zur Tel-Amarnazeit finden wir dort selbständige Fürsten, die wir nach der Bezeichnungsweise der Bibel „Kanaanäer" nennen müßten. Dann aber sind diese Städte (soweit sie nicht, wie Akko, Dor und Jafa, zu Tyros gehörten) von den Philistern besetzt worden, womit ihr Anschluß an den phönikischen Verband ein für allemal vereitelt wurde.

Zu diesen größern Staaten gehören die einzelnen kleinen Städte; diese hatten sich wohl, teils ursprünglich von Stammesteilen der Eroberer der Hauptstädte besetzt, teils durch die natürliche Entwicklung der Dinge oder durch Gewalt unterworfen, ihnen anschließen müssen. Auch hiervon mag manche gelegentlich ihren „König" oder sonst eigne Verwaltung gehabt haben (vgl. Beirut), ist aber allein nie zu Bedeutung gekommen.

Von den vier Staaten Arvad, Gebal, Sidon und Tyros hat es keiner jemals zu mehr als einer Herrschaft über sein zugehöriges Küstengebiet gebracht; also durchaus kleine, ja kleinliche Verhältnisse. Die bedeutendsten von den vier sind Sidon und Tyros; diese sind daher stets Nebenbuhler gewesen. Aus dieser Nebenbuhlerschaft hat sich eine Zeitlang eine Unterwerfung der einen durch die andere ergeben (das Königreich der „Sidonier" mit der Hauptstadt Tyros; vgl. unten, S. 160). Zu einer Vereinigung auch nur der gesamten Phöniker oder gar Unterwerfung des Hinterlands ist es nie gekommen. Ein gesamtphönikisches Reich hat es niemals gegeben. Aus der engern Zusammengehörigkeit von Tyros und Sidon und ihrer Vereinigung unter einer Herrschaft während ein paar Jahrhunderten hat sich ein Gegensatz zu den beiden nördlichen Staaten herausgebildet, so daß diese als Nordphöniker jenen südlichen gegenüberstehen. Verstärkt ist dieser Gegensatz dadurch worden, daß durch das Vordringen der Amoriter (vgl. unten, S. 160) die nördlichen Gegenden eine hebräische Bevölkerung erhielten oder doch damit durchsetzt wurden: dort wird danach ein Dialekt gesprochen, der die Eigentümlichkeiten des Hebräischen der spätern Einwanderer zeigt.

Weltgeschichtliche Bedeutung haben nur Sidon und Tyros bekommen, während die beiden nördlichen Staaten mehr und mehr zurückgetreten sind. Indessen darf man die Bedeutung

jener auch nicht überschätzen: es ist mehr ihr Ruf, der sie gegenüber den beiden andern hervortreten läßt, als eine hervorragend überlegne Machtstellung. Diesen Ruf verdanken sie aber der Thatsache, daß gerade in der Zeit, wo sie in den Gesichtskreis des historisch bezeugten Westens traten, d. h. als sie mit den Griechen in Berührung traten, das sidonische Reich von Tyros bestand, das in der That den andern etwas überlegen gewesen ist. Damit tritt der Name der Sidonier und Tyrier seit dem 9. und 8. Jahrhundert hervor. Ein paar Jahrhunderte vorher ist davon aber nicht das geringste zu merken. In den Tel-Amarna-Briefen (15. Jahrhundert) sind sie alle gleich kleinlich, ja Sidon und Tyros vielleicht mehr als Gebal, und allesamt bedroht von den Amoritern, die damals Arvad bereits besetzt haben.

Eine besondere Stellung aber muß Sidon doch gehabt haben. Bei den umwohnenden Völkern, so bei den Israeliten, werden die „Phöniker" mit dem Gesamtnamen Sidonier bezeichnet; und daß sie selbst sich so genannt haben müssen, beweist die gleiche Bezeichnung bei den Griechen der ältesten Zeit, bei Homer, sowie der Titel „König der Sidonier", den die Könige des vereinten Reichs Tyros-Sidon führen. Das bedeutet nicht etwa Bewohner von Sidon, sondern das ganze Volk, soweit es damals noch zusammenhielt (die nördlichen Stämme waren durch die amoritisch-hebräische Eroberung vielleicht in ein loseres Verhältnis getreten). Jene Bezeichnung beweist, daß Sidon eine hervorragende Stellung eingenommen haben muß: den Verhältnissen entsprechend kann dies nur die eines gemeinsam anerkannten Bundesheiligtums gewesen sein. Wir werden im Verlaufe der Geschichte, besonders bei der karthagischen, noch sehen, wie sich diese Stellung deutlich in der Verehrung kundgibt, die dem Heiligtume von Sidon, dem Astartetempel, entgegengebracht wurde; dieser war für die Phöniker etwa das, was Delos oder Dodona für griechische Stämme gewesen ist. Eine politische Vorherrschaft jedoch hat sich daraus nicht entwickelt; im Gegenteile: der einzige Fall einer dauernden Unterwerfung eines größern Teils der Küste, den wir werden feststellen können, ist von Tyros ausgegangen.

Die Nachrichten über die älteste Zeit sind mehr als dürftig. Wir haben die Angaben Gudeas über den Verkehr mit dem Westen (vgl. S. 11) und die etwa gleichzeitigen Sargons von Agade über seine westlichen Eroberungen zu Beginn des dritten Jahrtausends (S. 10 unten). Das ist die vorkanaanäische Periode des Einflusses der „babylonischen Semiten" in diesen Gegenden. Die Bedeutung dieses Einflusses brauchen wir uns nicht geringer vorzustellen als die der folgenden Zeit und dürfen sie nicht nach der Dürftigkeit dieser Mitteilungen beurteilen. Auch damals hat man sich, wie zur Tel-Amarnazeit in Palästina, babylonischer Schrift und Sprache bedienen müssen; auch damals fuhren von den Ansiedelungen, die später die Phöniker innehatten, Schiffe hinaus auf das Meer (S. 12 oben) und vermittelten den Verkehr mit der westlichen Welt, die dem Babylonier von damals nicht fremder war als dem Assyrer des 8. Jahrhunderts. Damals schon haben die namenlosen Bewohner dieser Küste babylonische Kulturerzeugnisse über das Mittelmeer hin verbreitet.

Eine weitere Nachricht haben wir dann über die elamitische Herrschaft (S. 96), eine Erbschaft der altbabylonischen. Eine neue Sachlage war aber mittlerweile durch die kanaanäische Einwanderung eingetreten, welche die Phöniker und ihre Stammesgenossen zu Herren des Landes gemacht hatte. Dieselbe Einwanderung hatte Babylonien und wohl auch Ägypten (durch die Hyksos) in die Hände von „Kanaanäern" gebracht. So ist während dieser Zeit das Band mit dem großen Kulturland am Euphrat wohl noch enger geknüpft worden; anderseits bestand auch ein Verkehr mit den Stammesgenossen in Ägypten. Einige Glieder der ersten babylonischen Dynastien bezeichnen sich schlechthin als Könige Palästinas (Hammu-

rabi, Ammi-ßadok; vgl. oben, S. 14 und 15). Man begreift hiernach, wie uns später der Einfluß dieser Verbindung in den Kultureinwirkungen der Tel-Amarnaperiode entgegentreten kann, und wie das unter ägyptischer Herrschaft stehende Palästina dazu kam, mit dem Pharao Briefe in Keilschrift zu wechseln.

C. Die Zeit der Tel-Amarna-Briefe.

Während in Babylonien der „kanaanäischen" Herrschaft ein Ende durch die Kassiten bereitet wurde (S. 15, unten), erhob sich gleichzeitig Ägypten gegen seine Hykfos; und der neue Aufschwung führte die Pharaonen nach Palästina, das die Kassiten, die auf den Widerstand der von Kleinasien her vordringenden Scharen stießen, hatten preisgeben müssen. Es beginnt die Zeit der ägyptischen Herrschaft, die durch die Könige der 18. Dynastie, namentlich Thutmosis III., begründet und eine Zeitlang behauptet wurde.

Unter dessen Nachfolgern Amenophis III. und IV. haben wir in den Tel-Amarna-Briefen (vgl. S. 17) die verläßlichsten Urkunden über die Zustände Palästinas unter der ägyptischen Herrschaft und können uns daraus ein Bild von dem Land im zweiten Jahrtausend machen, demselben Jahrtausend, worein die Einwanderung der zweiten Gruppe der kanaanäischen Bevölkerung, der Hebräer, fällt. Wir haben etwa 300 von solchen Briefen, die von syrisch-palästinensischen Fürsten an den Pharao oder dessen Beamte geschickt worden sind. Darin sind alle Gegenden vertreten, soweit sie unter ägyptischer Oberhoheit standen. Das nördlichste, dem Bereiche von Aleppo entsprechende Gebiet ist Nuchaschse (s. die Karte bei S. 10), das nur noch in sehr losem Verhältnisse zu Ägypten steht; von da an liegen Briefe bis zur Südgrenze des Landes vor. Alle diese Briefe sind in Keilschrift geschrieben und in einer Sprache abgefaßt, die sich als ein phönikisch zurechtgemachtes Babylonisch bezeichnen läßt, eine lingua franca, die sich des babylonischen Wortschatzes bedient, diesen aber häufig nach den Gesetzen des Phönikischen modelt und namentlich in der vom Babylonischen stark verschiednen Beugung des Verbums phönikische Formen bildet. Das allein genügt, um zu beweisen, wie man mit babylonischem Wesen vertraut war. Seit langem mußte dies seinen Einfluß ausgeübt haben; denn die Entwickelung einer solchen Sprache für den schriftlichen Verkehr setzt längere Einwirkung auf Land und Volk voraus. Auch der Pharao selbst bedient sich dieser Sprache in seinen Verfügungen an seine Vasallen; außerdem läßt, was ebenfalls kennzeichnend ist, die Sprache seiner Briefe deutlich erkennen, daß ein Ägypter sie geschrieben hat, nicht etwa ein dort gehaltner ausländischer Schreiber.

Uns gehen hier im wesentlichen nur die durch Briefe vertretnen Staaten an, die westlich vom Libanon und weiter südlich, im Gebiete des spätern Israels gelegen sind. Wir beginnen am besten mit den wichtigsten, den phönikischen. Diese stehen, wie das ganze Land, unter ihren einheimischen, vom Pharao bestätigten Fürsten. Eine ägyptische Verwaltung, nach Art der assyrischen Provinzen, ist nirgends eingerichtet worden, wie wir sie uns wohl auch unter der frühern babylonischen Herrschaft nicht entsprechender denken können. Es herrscht also das Lehnswesen, das Tributsystem.

Die nördlichste Phönikerstadt Arvad fällt gerade in dieser Zeit in die Hände eines aus dem Hinterlande vordringenden Fürsten Aziri, der als Amoriter bezeichnet wird (S. 112 u. 157). Sein Auftreten bestimmt die ganze Politik in Nordphönikien. Denn nicht zufrieden mit Arvad, rückt er weiter nach Süden vor, wo der nächste Staat Gebal ist (der einzige, der bis dahin ein größeres Gebiet besessen zu haben scheint), und erobert im Hinterlande Städte der Beka'a, wie

Dunip (vielleicht Heliopolis-Baalbek), und weiter nördlich Ni (am Orontes?). Nach Norden dehnt er so sein Gebiet bis an das von Nuchasḫse aus. Schon das beweist uns, daß wir es hier mit allen Erscheinungen eines Feudalstaats, und zwar eines solchen ohne starkes Oberhaupt, zu thun haben. Der Pharao nämlich erkennt durchaus keine Verpflichtung an, für Frieden im Lande zu sorgen. Die Vasallen haben das Fehderecht; und nur, wenn sie sich unabhängig machen oder einem anderen Großstaat in die Arme werfen oder aber, wenn es einem Gegner gelingt, das bei Hofe glauben zu machen (denn in Wirklichkeit haben sie natürlich alle diese Absicht), liegt ein Grund vor, einzuschreiten. Demgemäß finden wir einen ständigen Krieg der Nachbarn untereinander und das Bestreben jedes einzelnen, den Gegner bei Hof als abtrünnig hinzustellen (vgl. S. 18, unten). Diese Verdächtigungen und die Versicherungen der eignen Treue, daneben Verteidigungen gegen die Beschuldigungen der andern und Bitte um Beistand gegen diese, das alles bildet den Inhalt der Briefe. Selbstverständlich muß sich jeder am ägyptischen Hof einen hohen Beamten als Fürsprecher halten, um überhaupt das Ohr des Königs zu gewinnen, und diesen Fürsprecher durch reichlichen Bachsḫisḫ sich geneigt erhalten.

Aziri, der Amoriter, ist ein Eroberer, der sich in den Besitz der festen Städte zu setzen sucht. Damit ist uns der Gegensatz gegeben, der hier, wie dann im Alten Testamente, durch die Bevölkerung des Landes hindurchgeht, und den wir in Babylonien beispielsweise zwischen Chaldäern und Babyloniern bis in die spätesten Zeiten scharf unterscheiden konnten (vgl. S. 33). Aziri ist ein Fürst von Stämmen, die das Land erst erobern, also der später eingerückten Schicht der großen kanaanäischen Einwanderung angehören und somit in natürlichem Gegensatze zu der bereits ansässigen Bevölkerung stehen. Die letztere hatten wir nach ihren ältesten und wichtigsten Vertretern als phönikische bezeichnet, jene als hebräische; denn wie im Alten Testamente „Hebräer" die Bezeichnung für die erst einwandernden, im offnen Lande hausenden und nach dem Besitze der Städte trachtenden Stämme ist, so werden sie auch in den Briefen des ägyptischen Staatsarchivs Chabiri (die babylonische Wiedergabe für Hebräer) genannt. Die Amoriter Aziris gehören also derselben Bevölkerungsschicht wie die Israeliten an und sind deren unmittelbare Vorgänger und Genossen.

Aziri bedrängt, von Arvad südlich vorrückend und ein paar dazwischen liegende kleinere, unter eignen Fürsten stehende Städte (darunter Arka) erobernd, das Gebiet von Gebal, wo der Fürst Rib-Addi Brief über Brief mit der Bitte um Hilfe an den ägyptischen Hof richtet. Sumur, eine Stadt nördlich von Gebal an der Küste gelegen und zu ihm gehörig, wird erobert; und Aziri belagert Gebal selbst, ohne daß der Pharao eingreift. Rib-Addi geht, um Hilfe zu holen, nach Beirut und verliert dadurch seinen Thron an seinen Bruder, der ihn nicht wieder zurückläßt. Aziri ist dann noch weiter vorgedrungen; er ist der Urheber aller Unruhen in der dortigen Gegend. Endlich hat ihn doch das Schicksal ereilt: nach vielen Ausflüchten mußte er sich an den Hof begeben, um sich dort zu verantworten, und wurde in Haft behalten. Wir haben einen von seinen Getreuen nach Ägypten ihm nachgesandten Trostbrief, der von der politischen Polizei aufgefangen sein muß, da er „zu den Akten genommen" und im Staatsarchiv aufbewahrt worden ist. Die Amoriter sind trotzdem noch weiter vorgerückt: die älteste der Quellenschriften des Alten Testaments bezeichnet als Ureinwohner des israelitischen Gebiets die Amoriter; als die israelischen Stämme bald darauf eindrangen, müssen sie diesen gegenüber schon aus „Hebräern" zu ansässigen Städtebesitzern geworden sein.

Von Gebal südlich gehend kommen wir nach Beirut, bei dessen König Ammunira Rib-Addi Zuflucht suchte; dieser scheint bemüht gewesen zu sein, es weder mit Rib-Addi, der sich

wohl wirklich auf Ägypten verlassen hat, noch mit dessen gefährlichem Gegner zu verderben. Wenig läßt Zimrida, König von Sidon, von sich hören. Aus den Klagen seines Nachbars, und damit natürlichen Gegners Abimilki (Abimelech) von Tyros, geht hervor, daß er es mit Aziri gehalten und dadurch Vorteile gegenüber seinem Nachbar in Tyros zu erringen versucht hat. Letzterm ergeht es sehr schlecht. Er wird auf seiner Insel belagert und ist vom Festlande durch Zimrida, der sich der Unterstützung Aziris erfreut, abgeschnitten, so daß er nicht einmal Wasser am Lande zu holen vermag. Er sucht sich den Pharao durch Mitteilung aller möglichen Nachrichten aus dem Lande günstig zu stimmen. Weder er noch Zimrida sind Herren eines größeren Gebiets; von einer Vorherrschaft des einen oder andern kann keine Rede sein.

Weiter südlich hat Akko einen eignen Fürsten; mehrmals wird es als Hafenplatz für Reisende nach Ägypten genannt. Ferner stehen Jafa und Gaza unter einem Fürsten und dazwischen Askalon unter einem andern. Ob dies schon Philister sind, können wir nicht entscheiden; ihre Namen sehen aber nicht wie die von Phönikern und Kanaanäern aus. Von den zahlreichen Fürsten des Hinterlands interessiert nur Abd-chiba, König von Jerusalem, den der Pharao als solchen eingesetzt hat, ein nicht angestammter Fürst. Er wird von seinen Nachbarn Tagi, Milki-el und den Söhnen Lapajas bedrängt und kann sich nicht genug thun in Versicherungen, daß, wenn ihm nicht Hilfe gebracht werde, das Land, das sonst dem Könige sicher sei, in die Hände der Chabiri fallen müsse. Eine Schilderung der Schreibereien im einzelnen würde zu weit führen; eine ganze Anzahl von wohlbekannten biblischen Örtlichkeiten wird als Gegenstand der Kämpfe namentlich gemacht. Von einer Reihe Städte melden die Fürsten nur ihre Bereitwilligkeit, sich den königlichen Verordnungen zu fügen und ihre Truppen zur Verfügung des ägyptischen Feldherrn zu stellen, in kurzen formelhaften Schreiben.

Merkwürdig ist ein Schreiben, das in Tel-Hesy, der Ruinenstätte von Lakish, gefunden sein soll. In Schrift und Aussehen vollkommen den Tel-Amarna-Briefen ähnelnd, ist es ein an den ägyptischen Feldherrn gerichteter Brief, der ihm den Abfall zweier Fürsten meldet. Davon heißt der eine Zimrida (ebenso wie der Sidonier); und dieser ist uns durch einen seiner Briefe aus Tel-Amarna wie durch Nachrichten Abd-chibas als König von Lakish bekannt. Ein merkwürdiger Zufall hat diese vereinzelte Tafel ungefähr um dieselbe Zeit bei den Ausgrabungen in Tel-Hesy finden lassen, wo der große Archivfund in Ägypten bekannt wurde. Man könnte sich die Auffindung in Tel-Hesy nur so erklären, daß der Brief von Zimrida aufgefangen worden ist. Auch ein märchenhaftes Geschick eines Stückchen Thons (vgl. S. 20)!

Die Briefe aus Tel-Amarna umfassen nur wenige Jahre aus der letzten Zeit von Amenophis III. und dem Anfange der Regierung seines Nachfolgers. Aus allen Nachrichten geht hervor, daß die ägyptische Herrschaft nicht festgegründet war. Sie beruht eigentlich mehr auf der Ohnmacht und Zwietracht der zahllosen kleinen Fürsten als auf der Kraft Ägyptens. Rib-Addi sucht denn auch seinen Gegner Aziri anzuschwärzen, daß er mit den Königen von Babylonien, Mitani und der Cheta unter einer Decke stecke (S. 18 unten), und wenn er das Land besitze, es von diesen zu Lehen nehmen werde. In den Wirren, die nach dem Tode des Königs Amenophis IV. eintraten, ist der ägyptische Einfluß, namentlich im Norden, verloren gegangen und das Land in Abhängigkeit von den Cheta geraten, deren Vorrücken wir schon in den Tel-Amarna-Briefen feststellen können. Babylonien und Mitani konnten nicht nach dem Westen hinübergreifen: ihnen erstand in Assyrien ein Gegner, der sie beschäftigte. Die ägyptische Herrschaft ist dann im 13. Jahrhundert wieder hergestellt worden durch die Zurückdrängung der Cheta und den Vertrag mit diesen unter Ramses II. (vgl. S. 113). Das

Bild, welches das Land damals geboten hat, wird dem um zwei Jahrhunderte früher zu beobachtenden aufs genaueste geglichen haben, nur daß die Träger andrer Namen die Rolle der Rib-Addi, Aziri, Abd-chiba 2c. spielten. Gerade damals dürften die israelitischen Stämme ihre Sitze erobert und sich zu einem Stammesbunde zusammengeschlossen haben. Im Norden ist dann die ägyptische Oberhoheit immer mehr abgeschüttelt worden; und selbst im Süden wandte man sich wohl auch nur an den Pharao, wenn man sich mit eignen Mitteln nicht behaupten konnte. Das 11. Jahrhundert sieht die Eroberungen der Philister, die Reiche eines Saul und David entstehen, das neue Jahrtausend das Reich von Damaskus (S. 118), als weder Ägypten noch das mittlerweile emporgekommne Assyrien in Palästina herrschen. Im Süden suchten höchstens vertriebene Fürsten, wie Hadad von Edom, oder nicht erfolgreiche Prätendenten, wie Jerobeam, eine Zuflucht, um dann auch einmal durch ein ägyptisches Heer Erfüllung ihrer Wünsche zu erhalten, wie eben Jerobeam.

Die vier phönikischen Staaten sind durch diese Verhältnisse noch weniger berührt worden als die Hinterländer. Denn die See machte sie immerhin unabhängiger als diese; und der Reichtum, den ihnen ihr Handel verschaffte, verlieh ihnen die Kraft, den ägyptischen Heeren zu widerstehen, oder die Mittel, sich durch Zahlungen ihre Selbständigkeit zu sichern. Arvad hatte durch die amoritische Eroberung eine neue „hebräische" Bevölkerung erhalten; und Gebal hatten wir verlassen, als Aziri im Begriffe stand, es zu erobern. Das weitere Vordringen der Amoriter hat, wie der spätere Dialekt zeigt (S. 157 unten), es offenbar ebenfalls diesen ausgeliefert. Dadurch haben beide ihren Charakter nicht wesentlich verändert: sie blieben See- und Handelsstädte wie sie waren; aber von dem alten Verbande der Phöniker oder Sidonier waren sie damit wohl losgerissen. Dazu kam, daß Ägyptens Macht hier im Norden weniger stark war, daß diese Städte also den von Syrien her vordringenden Mächten sich eher unterwerfen mußten als Sidon und Tyros. So werden sie den Cheta tributpflichtig gewesen sein, in Zeiten, wo Sidon und Tyros noch zum Pharao halten mußten. Als Tiglat-Pileser I. in Arvad war, also dieses seine Lehnshoheit anerkannt hatte, da schickte ihm der Pharao Geschenke (S. 52), unterhielt also nachbarliche Beziehungen als Lehnsherr des südlichen Landes mit ihm. Ein gleiches Verhältnis dürfen wir daraufhin wohl kurz vorher zwischen Ägypten und Nebukadnezar I. annehmen, als dieser vor seiner Besiegung durch Assur-rish-ishi Palästina besetzt hatte (vgl. oben, S. 21 und 51 unten).

D. Die Blütezeit.

Das 11. Jahrhundert, das am wenigsten von einem Hinübergreifen Assyriens und Ägyptens erkennen läßt, ist die Zeit, wo sich in Phönikien größere Staaten ungehindert entwickeln können. Das sind vor allem das Reich Davids und das tyrisch-sidonische. Da, wo wir wieder Nachrichten erhalten: zur Zeit Davids und Salomos, hat augenscheinlich Tyros die führende Stelle übernommen. Seine Fürsten nennen sich „Könige der Sidonier"; sie beherrschen Sidon sowie die ganze Küste, soweit sie noch zu dem Verbande der „Sidonier" gehört, also ohne die nördlichen Staaten. Wenn man überhaupt von einem „Reiche der Phöniker" sprechen will, so ist das jetzt der Fall.

Außer dem wenigen, das uns die Bibel über das Verhältnis Salomos zu Hiram berichtet, wissen wir freilich nicht viel. Hiram und sein Vater Abi-baal haben wohl am meisten für die Ausdehnung ihres „Reichs" gethan. Wenn eine Lesart bei Josephus richtig hergestellt ist, so hat Hiram Kition auf Kypern gegründet, d. h. er hat die besetzte Stadt erobert und dort einen tyrischen Statthalter eingesetzt. Kypern war in der Tel-Amarna-Zeit Sitz eines Königreichs

Alaſhia geweſen, deſſen König mit den beiden Amenophis III. und IV. in Briefwechſel ſteht und bereits damals ihnen Kupfer liefert. Auch er ſchreibt Keilſchrift und „babyloniſch". Über ſeine Nationalität iſt nichts feſtſtellbar; ein phönikiſcher Name kommt unter den wenigen genannten nicht vor. Es ſcheint nicht, als ob eine phönikiſche Bevölkerung damals ſchon eine herrſchende Stellung auf der Inſel eingenommen hätte. Dreihundert Jahre ſpäter würde die Beſetzung durch Hiram daher die erſte Begründung phönikiſchen Einfluſſes hier bedeuten. Wie immer in ſolchen Fällen wurde die eroberte Stadt Kition „neu begründet", wie der Ausdruck bei den Aſſyrern heißt, und erhielt einen neuen Namen, in dieſem Falle Kart-chadaſt „Neuſtadt", alſo denſelben wie die „Neuſtadt" Karthago in Afrika. Die nunmehr dem Königreiche Tyros-Sidon unterworfne Inſel Kypern hat ſeitdem teils als tyriſche Provinz unter Statthaltern, teils unter tributpflichtigen Königen der einzelnen Städte geſtanden. Das werden die hauptſächlichen Beſitzungen des tyriſch-ſidoniſchen Königreichs geweſen ſein; an eine Abhängigkeit etwa afrikaniſcher Kolonien wird man kaum denken dürfen. Der Glanz des neuen Königreichs kam auf orientaliſche Weiſe in neuen großen Bauten der Inſel Tyros zum Ausdruck.

Einem Auszuge des Joſephus aus den Annalen Menanders, des griechiſch ſchreibenden Hiſtorikers der Phöniker, dem auch dieſe Nachrichten entnommen ſind, verdanken wir die Überlieferung der wichtigſten Angaben über die Regierung der folgenden Könige; den tyriſchen Archiven entnommen, haben ſie trotz ihrer Unklarheit Anſpruch auf Wiedergabe. Danach regierte hinter Hiram ſein Sohn Baal-azar 7 oder 17 Jahre (etwa 970—953), und darauf deſſen Sohn Abd-aſhtoret 9 Jahre. Er wurde von den „vier Söhnen ſeiner Amme" ermordet, deren einer, Methu-aſhtoret, König wurde und 12 Jahre regierte. Auf dieſen folgte ſein Bruder Aſterymos 9 Jahre. Dieſer wurde von ſeinem Bruder Phelles ermordet, der ſich acht Monate behauptete. Was dem Aufſtande der Brüder zu Grunde lag und welche Umwälzung ihre Herrſchaft bedeutete, darüber wird nichts geſagt. Geſtürzt wurde Phelles von Ithobal, dem „Prieſter der Aſhtoret", der 32 Jahre (etwa 900) regierte. Auch hier weiß man nicht, wie ſich die innern Verhältniſſe zu dieſem Wechſel ſtellten, namentlich nicht, inwieweit etwa ein Gegenſatz der beiden Hauptſtädte Tyros und Sidon dabei mitgeſpielt hat. Ithobal wird auch in der Bibel genannt: Izebel, die Frau Ahabs, war ſeine Tochter. Auf dieſen folgen ſeine Nachkommen Baal-azar 6 Jahre, Metten 9 Jahre und Pygmalion 47 Jahre (bis etwa 800). Bis hierher führt Joſephus nach Menander ſeine Liſte, da unter Pygmalion Karthago „gegründet" ſei und es ihm an der betreffenden Stelle darauf ankommt, dieſes Datum zu beſtimmen. Es iſt alſo auf jeden Fall eine längere Herrſchaft der Dynaſtie Ithobals feſtzuſtellen. An die Revolution, wodurch Pygmalion den Mann ſeiner Schweſter, den Prieſter der Aſhtoret (man vergleiche Ithobal), tötete, iſt die Didoſage und die Gründung Karthagos angeknüpft worden. Da man an einem geſchichtlichen Kerne der Erzählung nicht zu zweifeln braucht, ſo würde man annehmen dürfen: der mit dem Könige verſchwägerte und auch wohl ſonſt verwandte Oberprieſter habe verſucht, ſich der Herrſchaft zu bemächtigen, ſei aber dabei unterlegen. Alſo ein Kampf der Prieſterſchaft gegen das Königtum, wie er überall im Orient und zu gleicher Zeit in Israel und Juda feſtzuſtellen iſt.

E. Die letzten Jahrhunderte phönikiſcher Geſchichte.

a) Der Niedergang Sidons.

Wenig können wir den Angaben Joſephus-Menanders über das Verhältnis zwiſchen Tyros und Sidon entnehmen. Mit dem Emporkommen Abi-baals iſt Tyros die herrſchende

Stadt, während Sidon, der Sitz der gemeinsam anerkannten Kulte und damit in religiösem Ansehen, in Wirklichkeit doch beherrscht ist. Man vermutet, daß in den beiden eben erwähnten Revolutionen auch dieses Verhältnis irgendwie beeinflußt worden sei. Ob das „Reich" dabei zusammengeblieben, oder ob es wieder zu einer Trennung beider Staaten gekommen ist, geht aus unsern Nachrichten nicht hervor. Allerdings nennen die assyrischen Nachrichten aus der Zeit nach Ithobal beide Städte getrennt: sowohl im Jahre 842 als 839 zählt Salmanassar II. die Sidonier und die Tyrer (also unter Pygmalion) gesondert als Tribut entrichtend auf. Da nun Ithobal in der Bibel noch als „König der Sidonier" bezeichnet wird, so müßte eine Trennung in der Zwischenzeit (900—800) stattgefunden haben. Auch Ramman-nirari III. spricht von Tyros und Sidon als zwei Staaten; sein Zug nach dem Westen wird bald nach Pygmalions Tode stattgefunden haben. Vielleicht hat Assyrien eine Trennung der beiden Staaten nach dem Grundsatze divide et impera begünstigt und durchgesetzt. Die Überlieferung setzt die „Gründung Karthagos" ungefähr um 845, also in die Zeit, wo Salmanassar (seit 854) im Westen mit Damaskus Krieg führte; 842 zahlen ihm Jehu von Israel, Sidon und Tyros Tribut (s. die Tafel bei S. 201). Auf Grund von ähnlichen Verhältnissen darf man vermuten, daß die Intriguen in Tyros zwischen Pygmalion und seinem Schwager mit assyrischer Unterstützung geführt worden sind. Also hätte Sidon wohl mit assyrischer Unterstützung seine Selbständigkeit gegen Tyros erhalten und sie verloren, als die Hilfe ausblieb; zum mindesten trifft das 701 wieder zu (vgl. unten). In der Zeit, wo Assyrien im Westen nicht eingreifen konnte, ist das alte Verhältnis hergestellt worden: als Tiglat-Pileser 738 hier wieder erscheint, kennt er nur einen König von Tyros, keinen von Sidon, das demnach von neuem unter tyrischer Herrschaft gestanden haben muß.

Das Gebiet des Reichs war aber damals eingeengt durch die 732 von Tiglat-Pileser eingerichtete assyrische Provinz, die, mehrere der nordphönikischen Städte (Simirra, Arka) und das Libanongebiet umfassend, er seinem Sohn und erklärten Nachfolger Salmanassar übergab (vgl. S. 64). König war damals Hiram II., der stets seinen Tribut zahlte und eine Überwerfung mit Assyrien vermied. Um das Jahr 730 muß ihm Metten (II.) gefolgt sein. Dieser ließ es auf einen Krieg mit Assyrien ankommen, wurde aber im Jahre 729 durch ein assyrisches Heer schnell zur Vernunft gebracht und mußte tief in seinen wohlgefüllten Säckel greifen, um sich den Frieden zu erkaufen.

Es scheint, als ob Metten nicht lange regiert habe (vielleicht führte seine Unterwerfung unter Assyrien zu seinem Sturz): im Jahre 727, also kurz nach dem Tode Tiglat-Pilesers, hat Elulaios, wie ihn ein bei Josephus erhaltner Bericht Menanders, oder Luli, wie ihn später Sanherib nennt, die Tributzahlungen eingestellt. Salmanassar sei gegen Tyros herangezogen, habe sich aber bewegen lassen, Frieden zu schließen; das heißt so viel, daß sich Luli bereit erklärt haben wird, den Tribut wieder zu zahlen. Eine weitere, jedoch nicht ganz klare Nachricht haben wir dann von Sargon, der einmal kurz sagt, er habe „Tyros und Kue (Kilikien) Ruhe verschafft". Ob das ein Eingreifen in innere Wirren oder aber eine Ordnung der Besitzverhältnisse auf Kypern bedeutet, muß dahingestellt bleiben; für die letztere Auffassung könnte die Sachlage, die dort nun zu Tage tritt, und eine Angabe Menanders sprechen. Von Luli-Elulaios berichtet Menander weiter, er habe Kition wieder unterworfen, während Sargon meldet, daß er Tribut von sieben Königen von Kypern erhalten habe (vgl. S. 67). Diese waren, wie die spätere Entwicklung zeigt, Griechen, und ihre Politik ist durchsichtig. Sie suchten Unterstützung bei den Assyrern, um die Phöniker aus Kypern zu verdrängen. In dem Hin und Her, das mit

solchen Verhältnissen verbunden ist, wird Sargon bezüglich des Besitzes von Kition einmal dem Tyrer recht gegeben und dieser die schon verlorne Stadt wieder besetzt haben.

Als sich nach Sargons Tode der Westen regte, da waren Luli in Phönikien und Hiskia im Hinterlande diejenigen, um welche sich die Aufständigen scharten. Allein, wie stets, kam es auch damals zu keinem geordneten Widerstande, sondern alle Städte, mit Ausnahme von Tyros, ergaben sich den Assyrern ohne weiteres. Sanherib zählt bei dieser Gelegenheit die Könige Phönikiens auf und gibt uns so einen willkommnen Einblick in die damaligen Zustände. Es waren Menachem von Shams-maron, einer sonst nicht bekannten, unbedeutenden phönikischen Stadt, Abd-le'at von Arvad und Uru-melek von Gebal (vgl. S. 68). Alle Städte des Königreichs Tyros-Sidon werden ohne Schwierigkeit besetzt; Sanherib nennt: Groß-Sidon, Klein-Sidon, Bet-Zajit, Sarepta, Machalliba, Ushu (gegenüber von der Insel Tyros), Ekdippa und Akko. Tyros selbst wurde vergeblich belagert, was Sanherib natürlich verschweigt; wir wissen es aber aus einer Nachricht Menanders, wonach sogar die phönikischen Schiffe Sanheribs von den Tyrern vernichtet worden seien. Luli selbst war nach Kypern, also nach Kition, geflohen, um von hier aus eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr nach Tyros, das sich noch immer hielt, abzuwarten. Er muß aber bald darauf gestorben sein; ob noch in Kition oder schon wieder in Tyros, wissen wir nicht. Sanherib ist sehr einsilbig über diese Dinge. In seinem Berichte vom Jahre 700 fehlt noch die Nachricht über Lulis Tod, in dem nächsten von 691 findet sie sich. Das wahrscheinlichste wird wohl sein, daß Luli ruhig nach dem Abzuge der Assyrer zurückgekehrt ist und sich bemüht hat, sein verlornes Gebiet wieder zu besetzen.

Sanherib hatte inzwischen den Gegensatz zwischen Sidon und Tyros benutzt, um seinen Einfluß zu sichern. Er setzte als „König der Sidonier" in Sidon Thubaal (Ithobal II.; vgl. S. 68) ein, der das ganze Küstengebiet des Reichs Sidon-Tyros erhielt, mit Ausnahme der nicht eroberten Insel Tyros. Damit war natürlich der Krieg zwischen beiden Städten oder Staaten von vornherein erklärt und Assyrien die Rolle eines Schiedsrichters sicher. Zunächst freilich war Sanherib noch anderweitig beschäftigt; und er ist darüber gestorben, so daß er nicht einmal Jerusalem züchtigen konnte. Außerdem erschien durch das Vordringen Taharqas in Ägypten ein neuer Gegner, an dem Tyros und Sidon Rückhalt finden konnten.

Wie sich die Verhältnisse in dieser Zeit im einzelnen gestaltet haben, ist nicht klar. Anders jedoch, als man erwarten sollte, finden wir zuerst Sidon im Aufruhre gegen Assyrien zu Beginn von Assarhaddons Regierung (680 oder 679). Abd-milkot, doch wohl der Nachfolger des 701 eingesetzten Ithobal II., mußte die Stadt preisgeben und fand seinen Tod zwei Jahre später mit seinem Bundesgenossen Sanduarri (S. 70). Sidon selbst wurde vollkommen zerstört. Aus Assarhaddons Angaben geht hervor, daß es bis dahin ebenfalls auf einer Insel gelegen hatte; diese Insel wird der jetzt in das Meer vorspringende Teil der Stadt sein, der damals also durch einen schmalen Wasserstreifen vom Festlande getrennt gewesen wäre. Assarhaddon ließ die Stadt vollkommen vernichten und nach gewöhnlichem Brauch an „anderer Stelle", d. h. gegenüber auf dem Festland, eine neue Stadt als Hauptstadt der neu eingerichteten Provinz Sidon erbauen. Selbstverständlich hat diese Assyrerstadt bei der Bevölkerung nie einen andern Namen geführt als Sidon und ist der Kern des spätern Sidon geworden. Für die „Phöniker" aber ist die Zerstörung von größter Bedeutung gewesen: damit war ihr Nationalheiligtum vernichtet. Sidon hatte aufgehört, religiöser Vorort zu sein.

Nach einer Überlieferung, die wohl auf dies Ereignis geht, sind die Götter damals nach Tyros gerettet worden. Tyros wurde also aus dem politischen nun auch der religiöse

Vorort der „Sidonier", während ihre alte Bundesstadt vernichtet war und ihren Namen die Hauptstadt einer assyrischen Provinz trug, wo man Assur opferte und nicht Aschtoret noch Eschmun. Erst unter der persischen Herrschaft hat Sidon (ebenso wie Jerusalem) seine Selbständigkeit wieder erhalten. Seitdem gibt es wieder Könige von Sidon. Aber noch aus dieser und späterer Zeit sind uns in Namen und sonst die assyrischen Götterkulte dort bezeugt. Das neue Sidon war also eine ähnliche Erscheinung, wie Samaria als Stadt einer babylonischen „kutäischen" Bevölkerung mit ihren einheimischen Kulten. Wie dieses mit Jerusalem wetteiferte, ebenso stritt Sidon später mit Tyros um den Vorrang höhern Alters, d. h. nach der Auffassung der Zeit darum: welcher von beiden Städten die Ehre gebühre, die Götter zu beherbergen, denen das Land der „Sidonier" gehörte.

b) Das Königreich Tyros.

Seitdem das Gebiet von Sidon assyrische Provinz geworden war, beschränkt sich die phönikische Geschichte nur noch auf das Königreich Tyros. Daß ein solches besteht, und der Umstand, daß es noch Gebiet verlieren kann, beweist, daß in der Zwischenzeit von Tyros aus Luli (oder ein Nachfolger) das zur Stadt gehörige Gebiet auf dem Festlande wieder besetzt haben muß. Kition ist übrigens inzwischen verloren gegangen: Assarhaddon und Assurbanipal nennen für Kart-chadast einen eignen König, dessen Name kaum phönikisch sein dürfte; man wird also anzunehmen haben, daß mittlerweile die ganze Insel in die Hände von Griechen gekommen war.

In Tyrus ist der nächstbekannte König, vermutlich der Nachfolger Lulis, Ba'al. Anfangs hielt er zu Assarhaddon und leistete wohl sogar auf dessen erstem ägyptischen Zuge Heeresfolge. Dann aber schloß er sich Taharqa an, offenbar in der Hoffnung, dadurch das Gebiet von Sidon zu erhalten. Auf dem Zuge 673 schickte daher Assarhaddon eine Heeresabteilung gegen Tyros; diese besetzte am Land Ushu und führte der Insel gegenüber Schanzen auf, die alle Zufuhr vom Land aus abschnitten, während der Hafen zur See abgesperrt wurde. Die Insel Tyros selbst behauptete sich, bis die Kunde von Taharqas Vertreibung kam. Dann unterwarf sich Ba'al, behielt jedoch nur seine Insel (S. 71 oben). Auf die Kunde von der Rückkehr Taharqas schloß er sich natürlich sofort wieder diesem an, so daß die Belagerung durch die Assyrer kaum unterbrochen worden ist. Als dann 668 (schon unter Assurbanipal) Taharqa wieder vertrieben ward, unterwarf er sich von neuem und mußte sich endgültig damit abfinden, sein „Königreich" auf seine kleine Insel beschränkt zu sehen (S. 75 oben). Drüben aber auf dem Festland, in Ushu, saß der assyrische Statthalter der „Provinz Tyros", die das Gebiet von Tyros umfaßte. So war von dem Reiche Hirams noch weniger übriggeblieben als von dem Salomos. Dort waren es doch wenigstens außer Jerusalem noch ein paar Landstädte, hier konnte man das ganze „Reich" in einer halben Stunde bequem umgehen; ja, nicht einmal Wasser konnte man ohne Einwilligung des assyrischen Statthalters holen.

Das war ein Zustand, der das Verlangen nach einem Aufstande ständig rege erhalten mußte. Wie in Jerusalem, so wird man hier eine Partei gehabt haben, die stets zum Abfall hetzte und dem Könige, der wohl oder übel das Odium eines treuen Unterthanen Assyriens auf sich nehmen mußte, sein Krönlein zu einer argen Dornenkrone machte. Die Versprechungen Shamash-shum-ukins (vgl. S. 30 und 75) sind sicher nicht ohne Widerhall in Tyros geblieben; und in den vierziger Jahren des 7. vorchristlichen Jahrhunderts kam es thatsächlich zu einem Aufstande der Provinz; er wurde aber von Assurbanipal mühelos unterdrückt und endete mit einer strengen Züchtigung von Ushu und Akko (vgl. S. 76).

So blieb das Streben nach Wiedergewinnung der alten Macht nur ein Verlangen, solange Assyriens Macht bestand. Dann kam der große Zusammenbruch und mit ihm Necho von Ägypten (S. 87 unten). In Tyros ist sicherlich diese Gelegenheit benutzt worden, auf dem Festlande wieder Fuß zu fassen. Große Erfolge kann man aber dabei nicht erreicht haben; denn nachdem Necho zurückgeschlagen war, zeigte sich, daß Nebukadnezar nicht gewillt war, den Unterworfnen günstigere Bedingungen einzuräumen als die assyrischen Könige. So kam es wieder zum Abfall unter Ithobal III., dem nächsten Könige von Tyros, dessen Namen wir wieder kennen. Nach den durch Josephus erhaltnen Nachrichten wurde Tyros 13 Jahre (598—585) ergebnislos belagert (S. 88 unten). Auch hierbei hoffte man wohl auf ägyptische Hilfe (Apries), aber ebenso vergeblich wie in Jerusalem. Jedoch kam es selbst diesmal zu keiner Eroberung der Stadt, trotzdem man sie allgemein erwartete, wofür das Lied bei Hesekiel (Kap. 27) ein bekannter Ausdruck ist: Tyros war vor den Belagerungskünsten der Assyrer und Babylonier durch seine Lage gesichert. So wurde es noch einmal vor dem Schicksale Jerusalems bewahrt, und die Insel behielt ihre eigne Verwaltung. Der Handel setzte die Stadt in den Stand, den Tribut pünktlich zu bezahlen.

Die Nachrichten über die nächste Zeit sind die folgenden: auf Ithobal folgte Ba'al (II.) zehn Jahre, dann fünf Richter, jeder nur ein paar Monate, und ein König Balatorus zwischen ihnen. Offenbar handelt es sich dabei um eine Zeit der Unruhen und verschiedne Versuche von Prätendenten, die Herrschaft an sich zu reißen. Man erbat sich schließlich von Neriglissor aus Babylon (wo er, wie so viele andere Fürstensöhne, als Geisel am Hofe lebte) Merbaal, offenbar ein Mitglied der Königsfamilie, zum König aus und erhielt ihn; er regierte vier Jahre. Nach diesem erbat und erhielt man seinen Bruder Hiram (III.), der 20 Jahre regierte. In seinem 14. Jahre (539) fiel Babylon, und Tyros hatte einen neuen Lehnsherrn.

Kyros hat die assyrische Politik der Provinzverwaltung aufgegeben; er überließ den Städten und Staaten die Regelung ihrer innern Angelegenheiten und unterstellte sie nur der Oberaufsicht der Satrapen. Daher hat er auch in Fällen, wo bereits eine Einziehung erfolgt und noch nicht jede Möglichkeit der Herstellung eines nationalen Staatswesens verschwunden war, dieses wieder hergestellt. Das bekannteste Beispiel dafür ist Jerusalem, ein weiteres Sidon. Auch Tyros wird von der neuen Politik insofern Vorteil gehabt haben, als es sein Gebiet auf dem Festlande zurückerhalten haben dürfte.

c) Neue Wettkämpfe zwischen Tyros und Sidon.

Damit gibt es wieder die beiden Staaten Tyros und Sidon nebeneinander. Die Schicksale der Zwischenzeit hatten mittlerweile bewirkt, daß der Gegensatz zwischen eigentlichen „Sidoniern" und Nordphönikern, der sich als Folge der „hebräischen" Einwanderung und der sonstigen politischen Schicksale herausgebildet hatte (S. 157 unten), wieder verwischt worden war. Die nördlichen Staaten, die einen Aufstand nie gewagt hatten, hatten weniger gelitten; Tyros und Sidon, die ihre Unabhängigkeitsbestrebungen so teuer hatten bezahlen müssen, waren jetzt in derselben Lage wie jene: vollkommen vom Großkönig abhängig, wenn auch mit eigner Verwaltung. Zudem war der Gegensatz der Bevölkerungsbestandteile, der einen Unterschied hatte hervortreten lassen, im Laufe der Jahrhunderte längst ausgeglichen. So konnte die gleiche Lage aller wieder dazu beitragen, sie als ein Volk erscheinen zu lassen. Jetzt, unter der persischen Herrschaft gibt es wieder, was wir nur für eine vorgeschichtliche Zeit hatten annehmen können: ein Volk von Arvad bis Akko, das als eins angesehen wird und sich in gewissem Grad auch als zusammengehörig betrachtet. Das sind die Phöniker im Gegensatze zu den alten „Sidoniern".

Nach wie vor bestehen die vier Königreiche Arvad, Gebal, Sidon und Tyros; daneben gelegentlich auch kleinere, wie wir sie ebenfalls bereits kennen gelernt hatten. Gebal tritt weniger hervor. Als Vertreter der nördlichen Phöniker (deren Dialekt immer noch der hebräische gegenüber dem sidonischen, dem phönikischen im engern Sinn, ist) begegnet uns Arvad. Das spricht sich in der, sonst wohl nicht viel Glauben verdienenden Nachricht über Tripolis aus, das ein gemeinsamer Bundesplatz der drei machtgebenden Staaten Tyros, Sidon und Arvad gewesen sei. Sidon und Tyros als nächste Nachbarn und von alten Erinnerungen zehrend, waren die alten Rivalen. Geistigen Ausdruck findet dieser Gegensatz in dem Streite beider um das höhere Alter, und damit in dem Streit um die Ehre, Vorort zu sein. Wir wissen, welche Berechtigung jeder von beiden Staaten dazu hatte: Sidon als ursprünglicher Vorort, Tyros als später an seine Stelle getretner. Dazu kam, daß Tyros allein seine alten Heiligtümer gerettet hatte, und daß nur in seinen Archiven noch Urkunden über die älteste Zeit vorhanden waren. Sidon war eine assyrische Stadt.

An ein phönikisches „Reich", auch nur im Umfang etwa des Hiramreichs, ist unter den neuen Verhältnissen nicht mehr zu denken. Die einzelnen Staaten waren eben nur, was sie nach dem Befinden der persischen Politik sein sollten. Diese konnte kein Interesse daran haben, ihnen mehr Freiheit und Einigkeit zu lassen, als nötig war, um reiche Tributzahler zu gewinnen. Anderseits waren natürlich die Bestrebungen der einzelnen Staaten auf Erringung möglichster Unabhängigkeit gerichtet; und ihre Selbstverwaltung gab ihnen immer eher die Möglichkeit einer selbständigen Politik, als es bei einer Provinzverwaltung der Fall gewesen wäre. Auch war die persische Oberhoheit durchaus keine sichere Gewähr für einen Schutz des Besitzstands, ebensowenig wie das die assyrische gewesen war. Gegen nachbarliche Übergriffe mußte man sich nach zwei Seiten schützen: indem man sie mit eigner Kraft abwehrte, und indem man seine Sache bei Hofe führte. Letzteres ein kostspieliges Ding; denn die Fürsprache bei Hofe, die wir von Tel-Amarna her kennen, kostete auch in Susa Bachshish.

Eine besondere Rolle, die ihrer selbständigen Stellung wohl auch förderlich war, fiel den Phönikern unter der persischen, wie schon unter der assyrischen Herrschaft zu. Sie hatten die Flotten zu stellen, mit denen Persien seine überseeische Politik verfocht, und zu deren Herstellung die Perser selbst ebenso unfähig waren wie die Assyrer.

Sidon scheint sich bald zu seiner frühern Blüte emporgeschwungen zu haben. Es hat namentlich Anschluß an Athen gesucht, mit dem es Freundschaftsverträge schloß. Eine starke sidonische Kolonie war im Peiraieus ansässig; von ihr sind uns ein Paar von den so seltnen phönikischen Inschriften bekannt. Einen schweren Schlag erlitt Sidon im Jahre 351, wo es von Artaxerxes Ochos zur Strafe für seine Beteiligung am ägyptischen Aufstande gezüchtigt wurde. Dadurch erhielt Tyros wieder das Übergewicht. Kurz vorher war es noch entschieden im Rückgange befindlich gewesen: es war sogar dem König Euagoras von Kypern tributpflichtig geworden, dasselbe Tyros, das einst Kypern beherrscht hatte. So finden wir 30 Jahre später Tyros als die einzige phönikische Stadt, die Alexander Widerstand bietet, während Sidon „aus Haß gegen die Perser" ihn freudig aufnimmt (vgl. Band IV, S. 117).

Mit diesem Widerstande von Tyros gegen Alexander, der ihm zum erstenmal eine Eroberung und Zerstörung brachte, muß es eine eigne Bewandtnis gehabt haben. Denn etwa aus Treue gegen Persien hat Tyros seine Existenz nicht aufs Spiel gesetzt. Der Grund liegt nahe: Sidon hatte von vornherein den neuen Herrn für sich gewonnen, und Tyros sollte von seiner Selbständigkeit etwas einbüßen: Alexander hatte nämlich verlangt, die Opfer im

Melkarttempel zu vollziehen. Man verweigerte ihm das; denn damit wäre er als König von Tyros erklärt gewesen. Hatte Tyros etwa überhaupt seine eigne Verwaltung, vielleicht zu gunsten von Sidon einbüßen sollen? Verlauf und Ausgang der Belagerung sind bekannt. Sie hat vielleicht ein dauerndes Ergebnis hinterlassen: der Damm, den Alexander aufführen ließ, soll Tyros für immer mit dem Festlande verbunden haben, weil das Meer immer mehr Land zu beiden Seiten abgelagert habe. Von der neuen Sachlage hat in der That zunächst wieder Sidon Vorteil gezogen. Ein paar Inschriften von Königen von Sidon aus der frühen Ptolemäerzeit lassen erkennen, wie es in dieser Zeit Tyros den Rang abgelaufen hat.

Mit Alexander sind wir in die Zeit gekommen, wo das alte Vorderasien seine Rolle ausgespielt hat. Seitdem steht es unter der Herrschaft der hellenistisch-römischen Kultur. Die Phönikerstaaten, nie politisch bedeutend, haben in der alten Weise weiter bestanden, unter gegenseitigen Eifersüchteleien ihren Handel treibend. Ihre Geschichte läuft genau in denselben Gleisen weiter, solange überhaupt vom alten Oriente noch etwas übrig ist.

F. Rückblick auf die phönikische Kultur.

Die Phöniker oder „Sidonier" sind das semitische Volk gewesen, mit dem die Griechen bei ihrem Wettbewerb um den Handel des Mittelmeers zunächst in enge Berührung geraten sind. Von diesen müssen sie sich manche Errungenschaft orientalischer Kultur angeeignet haben. Da ihnen natürlich Besitzer und Erfinder einer Sache eins waren, so erschienen ihnen die Herren der Hafenplätze, welche die Straßen zu dem Innenlande beherrschten, wohl als ein Volk von einer Bedeutung, wie sie zwar phönikischem Dünkel schmeicheln mochte, vor der Geschichte aber kaum bestehen kann. Wir haben Phönikien als einen schmalen Küstenstreifen kennen gelernt, der nicht genügte, ein Volk ein größeres Staatswesen entwickeln zu lassen. Damit ist aber auch die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sich hier je eine nationale Kultur neben denen der andern großen Staaten entwickelt hätte. Der Kaufmann vermittelt den Austausch der Kulturerzeugnisse; in seiner Heimat, als dem Brennpunkte des Verkehrs, mag auch manches erzeugt werden, was als Ergebnis der verschiednen hier bekannten Kulturen einen eigenartigen Charakter annimmt. Aber zum Entstehen einer natürlich sich weiterbildenden Kultur, in der sich der Charakter von Volk und Land widerspiegelt, gehört Bodensässigkeit dieser Kultur.

Wir müssen auch bei den Phönikern unser oft wiederholtes Klagelied anstimmen, daß bis jetzt nur wenig oder fast nichts bekannt ist, was uns einen tiefern Einblick in ihr Wesen zur Zeit ihrer eigentlichen Entwicklung gestattete. Trug in andern Fällen nur der Mangel an Ausgrabungen die Schuld, so ist auf phönikischem Boden solche Aussicht weniger günstig. Fast erscheint es, als ob die stets bewohnten Stätten, wo phönikische Herrlichkeit geblüht hat, weniger von den Zeugen des uns beschäftigenden Altertums bewahrt hätten, als die des übrigen Jahrhunderts, wo der Schutt der Ruinenhügel getreulich seine Schätze für den Spaten des Ausgräbers bewahrte. Kein großer Bau, keine Stadtanlage aus phönikischer Zeit ist in ihrer ehemaligen Gestalt bekannt; keine größere Inschrift oder ein sonstiges Schriftstück spricht bis jetzt zu uns in dem Wortlaute, mit dem es ein Phöniker der Zeit um 1000 v. Chr. in seiner Sprache und Denkweise aufzeichnete. Wieder sind wir daher darauf angewiesen, von den vielen Fragen, die sich uns über den innern Werdegang eines Volkes und seine Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit aufdrängen, einige wenige herauszugreifen, bis deren Beantwortung uns der Zufall wenigstens einige Anhaltspunkte gegeben haben wird. Ein Bild von dem Phönikien, das noch seinen Nationalcharakter trug, zu entwerfen, ist nicht möglich.

Zunächst gilt es, den reichen Handelsherren von Sidon und Tyros den Ruhm eines Verdienstes zu nehmen, das ihnen die griechische Überlieferung zugeschrieben hat; es hätte in der That allein genügt, ihnen eine hervorragende Stellung in jeder Betrachtung der Entwicklung der Menschheit zu sichern. Die „Erfindung" (es soll heißen Entwicklung) der Buchstabenschrift, die durch das griechische Alphabet die Mutter aller europäischen Schrift geworden ist, sollte phönikisches Geisteseigentum sein. Von den Phönikern sollten die Griechen die wunderbare Kunst erlernt haben, mit einigen zwanzig Zeichen die menschlichen Gedanken vollkommener wiederzugeben, als die großen Kulturen des Orients es mit so unendlich mühsamen Mitteln, die eine eigne Kunst und Wissenschaft daraus machten, vermocht hatten.

Daß die Griechen das geglaubt, und daß Jahrhunderte, die nichts vom alten Oriente wußten, ihnen das nachgesprochen haben, ist begreiflich. Dagegen erörtert moderne Anschauungsweise nicht erst die Thatsache, daß die großen Geistesthaten der Menschheit dort ausgeführt worden sind, wo der Brennpunkt geistigen Könnens ist, also in den Kulturmittelpunkten einer Welt. Von vornherein würden wir daher die Heimat der Buchstabenschrift, deren Lautbestand und Grundsätze auf einer semitischen Sprache beruhen, in Babylonien suchen. In der That erweist eine Anzahl von Eigentümlichkeiten des Alphabets, daß es sich nur auf Grund babylonischer Sprachforschung entwickelt haben kann (s. Fig. 1—8 der Tafel „Phönikische, sabäische und aramäische Inschriften" bei S. 232). Durch das Aramäertum war in den Euphratländern das Aramäische Volkssprache geworden (vgl. S. 54); dieses wurde im Gebrauche des täglichen Lebens mit Buchstabenschrift geschrieben, während alle offiziellen Schriftstücke in Keilschrift und assyrisch-babylonisch abgefaßt wurden: ein Verhältnis, wie im Mittelalter zwischen Deutsch und Latein. Ob die Entwicklung der Buchstabenschrift jedoch erst infolge der Aramaisierung des Landes vor sich gegangen ist, erscheint zweifelhaft (vgl. S. 32). Eine ähnliche Sachlage hatte bereits die „kanaanäische Einwanderung" geschaffen; und von vornherein möchte man vermuten, daß bereits in deren Zeit, also um 2000, die 22 Buchstaben zu gleichen Zwecken verwendet wurden, um die Volkssprache zu schreiben. Freilich, urkundliche Zeugnisse hierfür gibt es nur für die aramäische Zeit, erst seit dem 8. Jahrhundert. Jedenfalls aber sind die Phöniker ebensowenig die Erfinder der Schrift gewesen, wie die Handelsstädte unserer Zeit den Fortschritt geistiger und technischer Entwicklung der Neuzeit bestimmen.

Zu prüfen, was es mit der Herstellung des Purpurs durch die Phöniker auf sich hat, ist unmöglich. Wenn hier wirklich die Purpurschnecke ihnen einen Stoff geliefert haben sollte, den das für Weberwaren sonst maßgebende Babylonien nicht besaß, so darf man sich doch fragen, ob nicht die Phöniker die Erfindungen älterer Ansiedler (S. 155) einfach übernommen haben. Die Überlieferung unterscheidet nie zwischen Erfinder und Lieferanten; und was es mit der Purpurerzeugung der Phöniker auf sich hat, ist sehr unklar. Altbabylonische Nachrichten über den geschätzten Stoff haben wir bis jetzt nicht. Die Assyrer erwähnen ihn mit demselben Namen wie die Phöniker (argaman für Scharlach, takelet für dunkeln [blauen] Purpur); aber ob die Namen und damit der Begriff ursprünglich „phönikisch" sind, muß dahingestellt bleiben. Ein Gleiches wird von der andern ihnen zugeschriebenen Erfindung gelten: dem Glas. Über dessen Geschichte läßt sich noch nichts ausmachen. Die Paläste von Ninive haben uns Glas geliefert; doch für die ältere Zeit läßt sich bis jetzt nichts feststellen. Daß es aber in den phönikischen Städtchen nicht erfunden worden ist, bedarf keines Beweises.

Die berühmten Phönikerstädte, obenan Tyros und Sidon, sind nämlich nach unsern Begriffen winzig kleine Plätze gewesen. Tyros und Sidon auf ihren Inseln waren auf einen

unglaublich kleinen Raum beschränkt, nicht größer als der eines geräumigen Platzes oder mäßigen Parks inmitten einer unserer Großstädte. Wenn auch das südliche Klima, wo das Haus nicht viel mehr als eine Schlafstelle bietet, eine große Zusammenpferchung der Bewohner gestattet, so bedurften anderseits Befestigungen, Tempel und Paläste eines so großen Anteils an dem kärglich vorhandnen Boden, daß wir nur eine sehr mäßige Bevölkerung für diese angeblichen Weltstädte annehmen können. In völligem Einklang damit steht denn auch der Umfang der Häfen dieser Plätze des „Welthandels". Ein gewöhnlicher Dreimaster würde darin nicht umwenden können, wenn er selbst hineingekommen wäre; die kleinen Becken mit der schmalen Einfahrt waren nur darauf berechnet, Fahrzeuge aufzunehmen, die wir als Boote bezeichnen würden. Plätze vom Umfang einer mittelalterlichen Durchschnittsstadt, mit einem Hafen, der Fahrzeugen Platz bot, wie sie sich unsere Zeit allenfalls für den Ortsverkehr bedient, und von einer Ausdehnung, daß moderne Binnenstädte in ihrem Innern Raum dafür böten: das waren die Beherrscherinnen des Mittelmeerhandels.

Daß dieser Handel trotzdem für die vorderasiatische Kulturwelt dieselbe Bedeutung hatte, wie die jetzigen Weltstapelplätze für den unsere Ökumene umfassenden Verkehr, ist zur Genüge bezeugt. Freilich wird man nie hoffen dürfen, die Spuren dieses Handels in den Ländern, die er umfaßte, durch Funde nachzuweisen; was etwa an griechischen Nachrichten darüber vorliegt, gehört schon einer Zeit an, wo das Phönikertum nicht mehr im Vollbesitze seiner Volkskraft war. Seine Zeugnisse jedoch rühren aus unmittelbarer Anschauung her und geben uns daher eine zuverlässige Vorstellung von der Bedeutung dieser Hafenplätze für ihre Kulturwelt. Bei Jesaia finden wir Lieder über Sidon (Kap. 23, wo ursprünglich Sidon gemeint und erst später Tyros daraus gemacht worden ist) und namentlich bei Hesekiel (Kap. 27) über Tyros. Unsern Neid vermögen die aufgezählten Herrlichkeiten, die der damalige Handel an südlichen Mittelmeerküsten und mit Arabien liefert, kaum zu erwecken; der Binnenländer des vordern Orients und der Barbar der Hinterländer jener Küsten gab willig für diese Wunderdinge, was er hatte. Beachtenswert ist, daß bereits hier die Phöniker durch die Griechen aus den nördlichen Küsten des Mittelmeeres verdrängt erscheinen, wenn sie hier überhaupt je eine größere Bedeutung gehabt haben.

Was sonst von ihren Heldenthaten zur See berichtet wird, ist unzuverlässig. Mögen ihre Schiffe bis zu den Kassiteriden vorgedrungen sein, um Zinn zu holen — erstens können wir nie wissen, was dabei Verdienst der „Westphöniker", der Punier, war, und zweitens ist der ununterbrochne Handelsverkehr nie weit über die Straße von Gibraltar hinausgegangen. Manche kühne Unternehmung, so die auf Nechos Veranlassung bewirkte Umsegelung Afrikas vom Roten Meer aus, haben zweifellos phönikische Kaufleute ausgeführt. Aber wo der Phöniker den Handel beherrschte, das war doch stets nur ein Teil des Mittelmeers; und hierbei muß man auch noch immer den Anteil der Karthager in Abzug bringen, die eine Nation für sich bilden.

Ist also unsere Vorstellung von den Phönikern viel weniger hoch, als es die von den Äußerungen des naiv staunenden Israeliten beeinflußte war, so bestätigen uns die geringen Anhaltspunkte für die Erkenntnis phönikischer Kultur, daß wir uns in der rechten Richtung bewegen. Das Land bot für Prachtbauten ein vorzügliches Material in dem Libanon-Alabaster, den die Assyrer bis nach Ninive holten (vgl. S. 84 unten). Der Phöniker aber bediente sich in Anlehnung an ägyptische Baukunst des Granits und Syenits. Die zahlreichen auf phönikischem Boden gefundnen Säulen sind aus diesem Stoffe, der offenbar aus Ägypten mühsam herbeigeschafft werden mußte. Fast alles, was wir an Erzeugnissen der ältern Zeit (zwischen 1500

Zunächst gilt es, den reichen Handelsherren von Sidon und Tyros den Ruhm eines Verdienstes zu nehmen, das ihnen die griechische Überlieferung zugeschrieben hat; es hätte in der That allein genügt, ihnen eine hervorragende Stellung in jeder Betrachtung der Entwicklung der Menschheit zu sichern. Die „Erfindung" (es soll heißen Entwicklung) der Buchstabenschrift, die durch das griechische Alphabet die Mutter aller europäischen Schrift geworden ist, sollte phönikisches Geisteseigentum sein. Von den Phönikern sollten die Griechen die wunderbare Kunst erlernt haben, mit einigen zwanzig Zeichen die menschlichen Gedanken vollkommener wiederzugeben, als die großen Kulturen des Orients es mit so unendlich mühsamen Mitteln, die eine eigne Kunst und Wissenschaft daraus machten, vermocht hatten.

Daß die Griechen das geglaubt, und daß Jahrhunderte, die nichts vom alten Oriente wußten, ihnen das nachgesprochen haben, ist begreiflich. Dagegen erörtert moderne Anschauungsweise nicht erst die Thatsache, daß die großen Geistesthaten der Menschheit dort ausgeführt worden sind, wo der Brennpunkt geistigen Könnens ist, also in den Kulturmittelpunkten einer Welt. Von vornherein würden wir daher die Heimat der Buchstabenschrift, deren Lautbestand und Grundsätze auf einer semitischen Sprache beruhen, in Babylonien suchen. In der That erweist eine Anzahl von Eigentümlichkeiten des Alphabets, daß es sich nur auf Grund babylonischer Sprachforschung entwickelt haben kann (s. Fig. 1—8 der Tafel „Phönikische, sabäische und aramäische Inschriften" bei S. 232). Durch das Aramäertum war in den Euphratländern das Aramäische Volkssprache geworden (vgl. S. 54); dieses wurde im Gebrauche des täglichen Lebens mit Buchstabenschrift geschrieben, während alle offiziellen Schriftstücke in Keilschrift und assyrisch-babylonisch abgefaßt wurden: ein Verhältnis, wie im Mittelalter zwischen Deutsch und Latein. Ob die Entwicklung der Buchstabenschrift jedoch erst infolge der Aramaisierung des Landes vor sich gegangen ist, erscheint zweifelhaft (vgl. S. 32). Eine ähnliche Sachlage hatte bereits die „kanaanäische Einwanderung" geschaffen; und von vornherein möchte man vermuten, daß bereits in deren Zeit, also um 2000, die 22 Buchstaben zu gleichen Zwecken verwendet wurden, um die Volkssprache zu schreiben. Freilich, urkundliche Zeugnisse hierfür gibt es nur für die aramäische Zeit, erst seit dem 8. Jahrhundert. Jedenfalls aber sind die Phöniker ebensowenig die Erfinder der Schrift gewesen, wie die Handelsstädte unserer Zeit den Fortschritt geistiger und technischer Entwicklung der Neuzeit bestimmen.

Zu prüfen, was es mit der Herstellung des Purpurs durch die Phöniker auf sich hat, ist unmöglich. Wenn hier wirklich die Purpurschnecke ihnen einen Stoff geliefert haben sollte, den das für Weberwaren sonst maßgebende Babylonien nicht besaß, so darf man sich doch fragen, ob nicht die Phöniker die Erfindungen älterer Ansiedler (S. 155) einfach übernommen haben. Die Überlieferung unterscheidet nie zwischen Erfinder und Lieferanten; und was es mit der Purpurerzeugung der Phöniker auf sich hat, ist sehr unklar. Altbabylonische Nachrichten über den geschätzten Stoff haben wir bis jetzt nicht. Die Assyrer erwähnen ihn mit demselben Namen wie die Phöniker (argaman für Scharlach, takelet für dunkeln [blauen] Purpur); aber ob die Namen und damit der Begriff ursprünglich „phönikisch" sind, muß dahingestellt bleiben. Ein Gleiches wird von der andern ihnen zugeschriebenen Erfindung gelten: dem Glas. Über dessen Geschichte läßt sich noch nichts ausmachen. Die Paläste von Ninive haben uns Glas geliefert; doch für die ältere Zeit läßt sich bis jetzt nichts feststellen. Daß es aber in den phönikischen Städtchen nicht erfunden worden ist, bedarf keines Beweises.

Die berühmten Phönikerstädte, obenan Tyros und Sidon, sind nämlich nach unsern Begriffen winzig kleine Plätze gewesen. Tyros und Sidon auf ihren Inseln waren auf einen

unglaublich kleinen Raum beschränkt, nicht größer als der eines geräumigen Platzes oder mäßigen Parks inmitten einer unserer Großstädte. Wenn auch das südliche Klima, wo das Haus nicht viel mehr als eine Schlafstelle bietet, eine große Zusammenpferchung der Bewohner gestattet, so bedurften anderseits Befestigungen, Tempel und Paläste eines so großen Anteils an dem kärglich vorhandnen Boden, daß wir nur eine sehr mäßige Bevölkerung für diese angeblichen Weltstädte annehmen können. In völligem Einklang damit steht denn auch der Umfang der Häfen dieser Plätze des „Welthandels". Ein gewöhnlicher Dreimaster würde darin nicht umwenden können, wenn er selbst hineingekommen wäre; die kleinen Becken mit der schmalen Einfahrt waren nur darauf berechnet, Fahrzeuge aufzunehmen, die wir als Boote bezeichnen würden. Plätze vom Umfang einer mittelalterlichen Durchschnittsstadt, mit einem Hafen, der Fahrzeugen Platz bot, wie sie sich unsere Zeit allenfalls für den Ortsverkehr bedient, und von einer Ausdehnung, daß moderne Binnenstädte in ihrem Innern Raum dafür böten: das waren die Beherrscherinnen des Mittelmeerhandels.

Daß dieser Handel trotzdem für die vorderasiatische Kulturwelt dieselbe Bedeutung hatte, wie die jetzigen Weltstapelplätze für den unsere Ökumene umfassenden Verkehr, ist zur Genüge bezeugt. Freilich wird man nie hoffen dürfen, die Spuren dieses Handels in den Ländern, die er umfaßte, durch Funde nachzuweisen; was etwa an griechischen Nachrichten darüber vorliegt, gehört schon einer Zeit an, wo das Phönikertum nicht mehr im Vollbesitze seiner Volkskraft war. Seine Zeugnisse jedoch rühren aus unmittelbarer Anschauung her und geben uns daher eine zuverlässige Vorstellung von der Bedeutung dieser Hafenplätze für ihre Kulturwelt. Bei Jesaia finden wir Lieder über Sidon (Kap. 23, wo ursprünglich Sidon gemeint und erst später Tyros daraus gemacht worden ist) und namentlich bei Hesekiel (Kap. 27) über Tyros. Unsern Neid vermögen die aufgezählten Herrlichkeiten, die der damalige Handel an südlichen Mittelmeerküsten und mit Arabien liefert, kaum zu erwecken; der Binnenländer des vordern Orients und der Barbar der Hinterländer jener Küsten gab willig für diese Wunderdinge, was er hatte. Beachtenswert ist, daß bereits hier die Phöniker durch die Griechen aus den nördlichen Küsten des Mittelmeeres verdrängt erscheinen, wenn sie hier überhaupt je eine größere Bedeutung gehabt haben.

Was sonst von ihren Heldenthaten zur See berichtet wird, ist unzuverlässig. Mögen ihre Schiffe bis zu den Kassiteriden vorgedrungen sein, um Zinn zu holen — erstens können wir nie wissen, was dabei Verdienst der „Westphöniker", der Punier, war, und zweitens ist der ununterbrochne Handelsverkehr nie weit über die Straße von Gibraltar hinausgegangen. Manche kühne Unternehmung, so die auf Nechos Veranlassung bewirkte Umsegelung Afrikas vom Roten Meer aus, haben zweifellos phönikische Kaufleute ausgeführt. Aber wo der Phöniker den Handel beherrschte, das war doch stets nur ein Teil des Mittelmeers; und hierbei muß man auch noch immer den Anteil der Karthager in Abzug bringen, die eine Nation für sich bilden.

Ist also unsere Vorstellung von den Phönikern viel weniger hoch, als es die von den Äußerungen des naiv staunenden Israeliten beeinflußte war, so bestätigen uns die geringen Anhaltspunkte für die Erkenntnis phönikischer Kultur, daß wir uns in der rechten Richtung bewegen. Das Land bot für Prachtbauten ein vorzügliches Material in dem Libanon-Alabaster, den die Assyrer bis nach Ninive holten (vgl. S. 84 unten). Der Phöniker aber bediente sich in Anlehnung an ägyptische Baukunst des Granits und Syenits. Die zahlreichen auf phönikischem Boden gefundnen Säulen sind aus diesem Stoffe, der offenbar aus Ägypten mühsam herbeigeschafft werden mußte. Fast alles, was wir an Erzeugnissen der ältern Zeit (zwischen 1500

bis 1000) aus Phönikien haben, ist rein ägyptisch; solange hier Ägypten herrschte, scheint man sich also einfach in der Technik an das Herrscherland angeschlossen zu haben. Einige Werke der Bildhauerkunst zeigen freilich später einen „phönikischen" Stil; ob er aber eine Eigentümlichkeit der Phöniker gewesen ist und nicht vielmehr als kanaanäisch (vgl. S. 86) bezeichnet werden und auf eine Stufe mit dem aramäischen (S. 125) gestellt werden muß, bleibt besser dahingestellt.

Die Abhängigkeit von Ägypten während des mittleren Reichs und die Ausbildung einer ägyptischen Mode tritt vielleicht im Bauwesen in der reichlichern Verwendung der Säule, die im Euphratgebiete nur spärlich oder gar nicht gebräuchlich war, zu Tage (vgl. S. 154). Die Assyrerkönige seit Tiglat-Pileser III. erwähnen stets, daß sie ihre Paläste mit einem Bauwerke, das man in der Sprache der Phöniker Bit-chilani, „Chilani-Haus" nannte, nach Art eines „Chattipalastes" (unter Chattiland wird Phönikien mit einbegriffen; vgl. S. 113) geschmückt hätten (vgl. die Erklärung auf der Rückseite der Tafel bei S. 124). Dies Bit-chilani ist ein mit Säulen geschmücktes Thorgebäude, das als Stätte für alle öffentlichen Handlungen des Königs dient. Eine Abbildung des Tempels der Baalat von Gebal auf Münzen der römischen Kaiserzeit weist ein solches Thorgebäude auf.

Die Kultur der Phönikerstädte kann, soweit sie nicht Erbteil einer sich unserer Kenntnis noch entziehenden, unter dem Zeichen babylonischer Herrschaft stehenden Periode war oder in Nachahmung der ägyptischen Erzeugnisse bestand, nach allem, was wir über ihre politische Bedeutungslosigkeit festgestellt haben, keinen Anspruch auf eine selbständige Entwicklung machen. Natürlich ist das Hinterland, das in weniger unmittelbarem Verkehre mit den beiden maßgebenden Kulturländern Ägypten und Babylonien stand, auch weniger der Einwirkung jener Kulturen unterlegen, so wenig auch ägyptisches Wesen in die Phönikerstädte eingedrungen sein mag. Am deutlichsten spricht sich das wohl in der Religion aus. Die Vorstellungen der Phöniker als einer Gruppe der „kanaanäischen" Einwanderung (S. 8, 110 und 155) unterscheiden sich in nichts von denen der übrigen Kanaanäer, wie wir sie aus dem Alten Testament und der sonstigen verstreuten Überlieferung kennen lernen. Fraglich und vorläufig nicht feststellbar bleibt auch hier, was etwa auf Rechnung bereits vorgefundner Einrichtungen einer frühern „babylonisch-semitischen" Bevölkerung (S. 8) zu stellen ist. Vergleichen wir die babylonischen Kulte vor und nach der kanaanäischen Einwanderung, so finden wir, daß der Gestirnkult, also die besondere Betonung von Sonne und Mond, wie wir sie im Euphratthale kennen gelernt haben (S. 9 und 36), in Kanaan und Phönikien zurücktritt. Daß dies in Babylonien sumerisches Erbteil ist, können wir höchstens vermuten (S. 38). Wenn wir in Ortsnamen Kanaans, wie Bêt-Shemesh („Sonnenhaus"), die Spuren eines solchen Kultes antreffen, so kann das auf die babylonische, vorkanaanäische Periode zurückgehen; jedenfalls spielen die Himmelsgestirne als waltende Mächte keine Rolle, die mit der eines Sin und Shamash (S. 39 oben) im Bereiche der babylonischen Kultur verglichen werden könnte.

Das Charakteristische der kanaanäischen Religion ist ein Dualismus, der die beiden Geschlechter, dargestellt durch den männlichen Baal und die weibliche Baalat, unterscheidet. Von diesen begegnet uns die weibliche Gottheit meist unter dem Namen Ashtoret (Astarte, die babylonische Ishtar; vgl. S. 37 unten). Die männliche erscheint, ursprünglich nach Stämmen und Völkern verschieden, unter eignen Namen. Ramman oder Hadad (S. 38 oben), der einer Stammgruppe eigen gewesen sein muß, die in Mesopotamien und Babylonien überwog und nach dem frühen Vorkommen zu urteilen eine der frühesten war, ist einer der berühmtesten. Dagan, der kein

philistäischer Gott, sondern von den Kanaanäern nach Palästina gebracht worden ist, muß, wie Ramman, einer in Mesopotamien und Babylonien herrschend gewordenen Gruppe angehört haben. Er begegnet uns in der Zeit der Dynastie von Isin (S. 13) und der ersten babylonischen in Babylonien und spielt eine Rolle noch im spätern Assyrien.

Handelt es sich hier um Namen des Baal als männlichen Naturprinzips, die mit größern Stammgruppen verbunden waren und mit diesen wanderten, so hatte jeder einzelne Stamm wieder seinen Namen für den ursprünglichen Baalsbegriff und siedelte diesen mit der Besitzergreifung eines festen Ortes an. Der Baal des wandernden Stammes wird dadurch Herr eines festen Platzes und Landes, er wird genius loci, Stadtherr. Solche Baalim sind Melkart in Tyros, das weibliche Prinzip Aschtoret in Sidon, dieselbe unter dem weiblichen Prinzipnamen Baalat in Gebal, und alle die zahllosen Baalien, die an jedem festen Orte verehrt wurden, wenn er den Mittelpunkt eines Stammes bildet. Ein solcher Baal war der Jahve, den südlich von Judäa schweifende Stämme verehrten; mit David wanderte er nach Jerusalem, um der Herr des neuen Landes zu werden (vgl. S. 40).

Es liegt in der Natur der Dinge, daß diese einzelnen Baalim, die je nach Stamm oder Ort verschiedne Namen führten, und deren Bedeutung mit der ihrer Verehrer wuchs oder fiel, besondere Seiten ihrer Wirksamkeit entwickelten, sobald sie einmal Personencharakter trugen, und so wieder zu besondern Gottheiten wurden, die eine bestimmte Kraft vertraten. Die gesamte zeugende Naturkraft, die als männliches Prinzip erscheint, tritt in heißen Ländern zunächst in dem fruchtbringenden Regen und dem mit Blitz und Donner auftretenden Gewitter auf. Daher ist Ramman vorwiegend der Gewittergott, ebenso wie ursprünglich Jahve. Möglicherweise war Dagan, wie sein Name andeuten könnte, ein Getreidegott. In einer Stadt ohne Ackerbau wird die natürliche Seite der göttlichen Wirksamkeit vernachlässigt: in Tyros wird Baal zu einem Melkart, einem „Könige der Stadt", wie der Name, vielleicht ursprünglich ein bloßer Eigenname von längst vergessener Bedeutung, vom Phöniker gedeutet wurde. Immer aber geht die Entwicklung der verschiednen Gottheitsbegriffe auf die beiden ursprünglichen Geschlechtsverkörperungen zurück. Hierin läßt sich das eigentliche Wesen semitischer Religionsvorstellungen am klarsten erkennen.

Eine reine Abstraktion des Gottesbegriffs scheint El, „Gott", zu sein; sie begegnet uns bei den kanaanäischen, aramäischen und arabischen Völkern. Ihr geht der Personencharakter des Baal ursprünglich ab; weder der Gott eines Stammes noch einer größern Völkergruppe hat je diesen Namen geführt. Wenn er gelegentlich auch als persönliche Gottheit (in Südarabien und in Sendschirli) erscheint, so ist das offenbar spätere Personifizierung des ursprünglich abstrakten Begriffs. Ebenso ist es zu erklären, wenn neben einem El eine Elat genannt wird. Diese ist nichts als der weibliche Gottheitsbegriff, der analog Baal-Baalat neben den El gestellt wurde.

Die höhere Kultur mit ihrer litterarischen Bildung versuchte die Kulte, wie sie sich an den verschiednen Stamm- und Stadtheiligtümern im geschichtlichen Werdegange der Völker aus Vorgefundnem und Mitgebrachtem herausgebildet hatten, in ihrer Weise zu erklären und aus den Differenzierungen des ursprünglichen Grundgedankens eine Götterwelt zusammenzustellen, als deren Werk die Erschaffung und Lenkung des Alls gemäß dem verschiednen Charakter ihrer Mitglieder erklärt wurde. In den verschiedenen Staaten, die zugleich im Besitz eines angesehnen Heiligtums waren, waren diese Kosmologien und Theologien verschieden, da natürlich jede bemüht war, das eigne Heiligtum in den Mittelpunkt zu stellen. Wir haben des Wenigen, was von solchen aus Babylonien bis jetzt bekannt ist, gedacht (vgl. S. 38 unten); auch aus

Phönikien liegt nur ein Auszug aus einer solchen Lehre, allerdings in stark verballhornter, erst der spätern Zeit entstammender Gestalt vor. Es ist die Götterlehre von Gebal (Byblos), die unter Nero ein gewisser Philon aus Byblos verfaßte und nach damaligem Brauch als Übersetzung des Werkes eines uralten („vortrojanischen") Priesters Sanchuniathon ausgab. Dieser durch Eusebius erhaltne Auszug kann als Beispiel einer solchen Götterlehre dienen. Aufklärung über Wesen und Entstehung phönikischer Religion kann er höchstens in Einzelheiten geben, da in ihm die Afterweisheit von Jahrhunderten und verschiednen Kulturepochen unentwirrbar durcheinander gemengt ist; außerdem ermöglicht die gräzisierte Gestalt bei unserm jetzigen Wissen von phönikischer Götterlehre kaum die Herstellung einiger Namen.

11. Karthago.

A. Die Ausläufer der kanaanäischen Wanderung.

Die große „kanaanäische" Völkerwanderung hat ihre Wellen bis über die westlichen Küsten des Mittelmeers geworfen. Von den vier großen semitischen Einwanderungen (vgl. oben, S. 8) ist das nachweislich bei dieser zweiten und bei der vierten, der arabischen, der Fall gewesen. Von der ersten wissen wir in dieser Hinsicht nichts; und die aramäische hat sich von der Küste stets ferngehalten, niemals auf das Meer hinausgewagt.

Es ist allgemeine, vom Altertum übernommne Anschauung, daß sich die Phöniker als Kaufleute über die Küstenländer des Mittelmeeres verbreitet hätten, erst in „Handelsfaktoreien" sich festsetzend und allmählich dann mehr Boden gewinnend, bis sie schließlich zu Herren der Länder geworden seien. Diese Anschauung kann man dem griechischen Altertume zu gute halten, das die Phöniker als Handelsleute kennen lernte und an den Westküsten des Meers, die es für sich selbst zu erobern gedachte, Karthago mit seinen Bundesgenossen und Unterthanen fand, die Phönikien als ihre Heimat ansahen. Aber daß in Wirklichkeit Phönikien mit seinen kleinlichen Verhältnissen (vgl. S. 170 unten) nicht im stande gewesen wäre, die Menschenmenge hervorzubringen, die für die Überschwemmung aller jener Länder mit Ansiedlern nötig war, und daß vor allem die kläglichen Gestalten der Tel-Amarna-Briefe nie die Welt erobert hätten, liegt auf der Hand. Durch Handelsfaktoreien aber (und auch für einen ausgedehnten Handel des Tyros, Sidon und Gebal der Tel-Amarna-Zeit spricht nichts) werden keine Kolonien begründet, die dauernde Spuren hinterlassen, welche dem Lande den Stempel der eignen Nationalität aufdrücken.

Weil die Griechen in den Phönikern das Kulturvolk des Orients gesehen haben, da sie durch ihre Vermittelung mit dieser Kultur bekannt geworden waren, hat man sich bemüht, die Spuren der Phöniker auch in Griechenland, den griechischen Inseln und weitergehend auch an den später von Griechen besetzten Küsten nachzuweisen. Da man geschichtliche Zeugnisse dafür nicht hat, so blieb nichts übrig, als sich an die Ortsnamen der betreffenden Gegenden zu halten, um durch solche die Völker überlebenden Zeugen das Vorhandensein von Phönikern zu erweisen. Auch die Mythologie hat man herangezogen, um in Kultstätten, die doch erfahrungsgemäß von der alten Bevölkerung durch neue Einwanderer übernommen zu werden pflegen, Spuren der Phöniker wiederzufinden. Ein solches Verfahren, von vornherein wenig aussichtsvoll, konnte im vorliegenden Fall um so weniger erfolgreich sein, als semitische Namengebung überhaupt ungeeignet gewesen ist, Spuren zu hinterlassen. Alles, was man hierüber vorgebracht hat, wird nicht mehr den Beifall eines mit den semitischen Sprachen Vertrauten finden.

Auch das Suchen nach Berührungen in den Götterkulten verspricht wenig, da wir kaum je in die Lage kommen werden, allgemein Menschliches und darum Gemeinsames von Entlehntem zu unterscheiden. Endlich wissen wir von den „Phönikern" selbst zu wenig, um ihre Eigenart überall genau zu bestimmen. Träger einer eignen, neben die großen orientalischen zu stellenden Kultur sind sie nicht gewesen (vgl. S. 169). Wenn wir also Anschauungen, die auf sie zurückgehen, irgendwie finden wollen, so müssen wir immer dabei an ihre Stellung zu Babylonien denken. Sollten sich orientalische Kultureinwirkungen auf griechischem Boden finden lassen, so würden wir danach eher babylonische erwarten.

Für die Beurteilung der Rolle der Phöniker in der Weltgeschichte können wir uns vorderhand nur an die sicher bezeugten Fälle ihres Auftretens halten und müssen darauf verzichten, von der Einwirkung des Orients auf die übrigen Mittelmeerländer uns eine Vorstellung zu verschaffen, bis das ältere Babylonien einmal mehr von seinen Urkunden herausgegeben haben wird. Ein Auftreten von Phönikern ist bis jetzt nur im westlichen Becken des Mittelmeers festzustellen. Da sie sich dort im Verfolg ihres Eindringens in Phönikien selbst festgesetzt haben müssen (vgl. S. 174), so fällt ihre Ausbreitung nach dem Westen noch ins dritte Jahrtausend. Die Schwierigkeiten und Gegenströmungen, die sie dabei zu überwinden hatten, liegen vorläufig noch vollkommen im Dunkel. Auch vom Meer aus sind nach Asien hinüber Eroberungsversuche gemacht worden: die Einfälle der „Seevölker" Merneptahs (um 1280; vgl. Band IV, S. 51) und das, was die Griechen von den verschiednen Seeherrschaften (vgl. Minos auf Kreta) zu melden wissen, sprechen dafür.

Die wichtigsten der phönikischen Ansiedelungen im Westen sind bekannt. An der nordafrikanischen Küste liegen von den Syrten an westlich: Leptis, Hadrumetum, Karthago, Utika und die beiden Hippo; was an der mauretanischen Küste liegt, hat keine eigne Bedeutung gehabt. Auf Sizilien ist namentlich der westliche Teil phönikisch; wir können aber hier, wie auch im folgenden, nie wissen, was etwa erst karthagisch, also sekundär phönikisch, ist. Auf Nachweisung älterer phönikischer, vorgriechischer Ansiedelungen im östlichen Sizilien (Camarina, Megara und andere) müssen wir verzichten, da wir an der Verwendbarkeit der Namenserklärung für solche Zwecke zweifeln. Dasselbe gilt für Spanien. Gewiß werden vor dem Emporkommen der karthagischen Herrschaft auch hier bereits phönikische Kolonien bestanden haben, und wie in Afrika, so wird sich Karthagos Macht auch hier durch deren Unterwerfung und Einigung gebildet haben Aber was wir über Karteja und Gadir (Cadiz) wissen, ist schon zweifelhaft; und die Gleichstellung von Tartessos mit dem biblischen Tarshish hinkt gewaltig. Von den mancherlei phönikischen Ansiedelungen in Spanien ist daher noch weniger Kunde zu uns gedrungen, als von den afrikanischen. Eine Art Mittelpunkt scheint die Stadt, die später als Karthago oder Karthago nova von Hasdrubal zum Regierungssitze der karthagischen Herrschaft erhoben worden ist, schon früher gewesen zu sein. Weiter nach Osten müssen wir auf Nachweise bestimmter Punkte noch mehr verzichten. Massilia, später phokäisch, mag vorher in Händen von Phönikern gewesen sein; bewiesen wird das weder durch den Namen noch durch eine dort gefundne karthagische Inschrift, von der es zweifelhaft ist, ob sie überhaupt dorthin gehört. Auf Sardinien können wir erst karthagischen Einfluß mit Sicherheit nachweisen, obgleich auch hier eine vorhergehende allgemein phönikische Besetzung durchaus wahrscheinlich ist.

Eine Überlieferung über die Geschichte dieser Ansiedlungen und ihrer weitern Entwicklung haben wir nicht. Diese setzt erst da ein, wo die Westphöniker in Berührung mit den Griechen kommen, als diese anfangen, ihnen das Westbecken des Mittelmeeres streitig zu machen, und

als dann der Kampf zwischen Rom und Karthago ausgefochten wird. Da steht aber bereits Karthago an der Spitze dieser Ansiedelungen. Dort gibt es keine „Phöniker" mehr, sondern nur noch ein großes karthagisches Reich, das alles von sich abhängig gemacht hat. Die Geschichte dieser Westphöniker ist also, so weit wir sie verfolgen können, eine solche Karthagos; und auch da ist sie noch lückenhaft genug. Daß der Boden Karthagos zwar Tausende von nichtssagenden Weihinschriften, aber gar keine geschichtlich verwertbaren Zeugnisse hergegeben hat, ist um so bedauerlicher, als wir ja gerade hier den Punkt haben, wo „Phöniker" wirklich bestimmend in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen haben. Nicht das „Mutterland" war es, wo die Phöniker wirklich eine Rolle gespielt haben, die ihnen die Macht verlieh, mit weltbeherrschenden Mächten um die Herrschaft zu ringen, sondern die Kolonien haben Rom die Herrschaft um das westliche Mittelmeer streitig gemacht.

B. Karthago bis zum Bruche mit Rom.

a) Die Gründung und die Anfänge der Kolonie.

Nachrichten über die Anfänge der Ansiedelung von Karthago haben wir nicht. Wir können nur aus einigen Einrichtungen späterer Zeit auf den Hergang schließen. Was die Sage über die Gründung von Karthago durch Dido meldet, und die Verlegung dieser Sage in die Regierung Pygmalions von Tyros, ist eben Sage (vgl. S. 163). Die Festlegung etwa des Jahres, das diese Legende (nach Timaios) gemeint hat, besitzt keinerlei geschichtlichen Wert. Dido oder Elissa ist die heroisierte Astarte, als genius loci von Karthago verehrt; der Geschichte gehört sie nicht an.

Die Karthager haben noch in später Zeit die „Mutterschaft" Phönikiens anerkannt und als Bestätigung dessen jährlich eine Steuer an den Melkarttempel in Tyros entrichtet. Karthago hat man darum als tyrische Kolonie angesehen; die Didosage geht von derselben Anschauung aus (oder will ihr zur Geltung verhelfen). Nun ist uns jedoch als oberster Gott von Karthago nicht Melkart, sondern Eshmun und Astarte bezeugt, also die Götter, die in Sidon verehrt wurden. Damit ist nach semitischer Anschauung erwiesen, daß Karthago keine tyrische, sondern eine sidonische Kolonie war. Nach allem, was wir uns aber über die phönikischen Verhältnisse und den Verlauf der Ausbreitung über das Meer klar gemacht haben, dürfen wir in Karthago keine Kolonie sehen, die von der Stadt Sidon ausgegangen sei: die phönikischen Städte als solche wären nie dazu im stande gewesen. Vielmehr ist die Wanderung übers Meer von den noch in Bewegung befindlichen Phönikern ausgegangen. Wenn also Karthago dieselben Götter verehrt wie Sidon, so thut es das nicht, weil sie die Götter seiner Mutterstadt waren, sondern es huldigt ihnen als den gemeinsamen Göttern aller Phöniker. Sie sehen in Sidon nicht ihre Mutterstadt, sondern den Vorort aller „Sidonier", ebenso wie Tyros und die andern. Nachdem durch Assarhaddons Zerstörung von Sidon (S. 70) auch die religiöse Vorortschaft auf Tyros übergegangen war, begannen die Karthager ihre Huldigungssteuer nach Tyros zu schicken, weil die geretteten Götter Sidons dort eine Zuflucht gefunden hatten. Von nun an und nur in diesem Sinne war Karthago „tyrische Kolonie".

Einen weitern Anhalt für Erschließung der Verhältnisse der geschichtlichen Zeit geben uns der Name Karthago selbst und eine merkwürdige, klar bezeugte Thatsache über sein Verhältnis zu seiner Nachbarstadt Utika. Karthago (Kart-chadast) bedeutet die Neustadt; so kann sie nur heißen im Gegensatze zu einer Altstadt. Kition auf Kypern und das spätere „Karthago nova" in Spanien empfangen den gleichen Namen, als sie „neu gegründet" werden, d. h. als sie in phönikische und punische Gewalt kommen und zum Sitze der eignen Macht erhoben werden;

ebenso pflegten beispielsweise die Assyrerkönige im gleichen Falle die „neu gegründeten" Städte nach ihren eignen Namen (Assarhaddonsburg, Sanheribsfeste 2c.) zu benennen. Möglicherweise ist der alte Name von Karthago Byrsa gewesen, der thatsächlich an seinem alten Stadtteile, der City, und nicht nur an der Burg haftet und sich vielleicht auch auf Münzlegenden findet.

Utika dagegen bedeutet Altstadt. Diese Bezeichnung kann es statt seines alten, unbekannten Namens erst erhalten haben, als die Neustadt den ihren angenommen und ihr damit politisch den Vorrang abgelaufen hatte: also genau dasselbe Verhältnis, was im Mutterlande der Streit zwischen Sidon und Tyros um die „Mutterschaft" oder das höhere Alter bedeutet. Und dies aus den Namen allein erschlossne Ergebnis: Utika ursprünglich Vorort (ob religiöser oder politischer, muß dahingestellt bleiben) der afrikanischen Phöniker, wird uns ausdrücklich bezeugt, wenn man nur die Anschauungsweise der Semiten kennt. Im zweiten Vertrage mit Rom wird Utika ausdrücklich neben Karthago und in gleicher Linie mit Tyros genannt, während alle andern als „Bundesgenossen", d. h. als Unterworfne und Tributpflichtige, zusammengefaßt werden. Hierin liegt die Anerkennung der „Mutterschaft" von Utika wie von Tyros; das religiöse Ansehen der ehemaligen Hauptstadt hatte sich also noch erhalten, als Karthago längst die politische Herrschaft besaß, und war stark genug, um Utika eine Ausnahmestellung vor den übrigen Städten zu sichern. Daraus ergibt sich für die durch keinerlei Nachrichten erhellte Zeit die Thatsache, daß einst Utika Vorort der afrikanischen Phöniker gewesen und durch Karthago allmählich aus dieser Stellung verdrängt worden ist. Das aber erklärt wiederum, warum Utika im dritten Punischen Kriege sich bereitwillig auf seiten der Römer stellte und von diesen dann zur Provinzialhauptstadt gemacht wurde; der nicht vergessene Gegensatz wurde klug benutzt, um angeblich die alten religiösen Forderungen zu erfüllen und die von Karthago gewaltsam geänderten Zustände wiederherzustellen.

Das Verhältnis der Stadt, die an Stelle des spätern Karthago nova in Spanien lag, zu den spanischen Phönikern war bereits berührt worden. Wir wissen von diesen Kolonien so gut wie nichts; nachdem wir uns aber die Verhältnisse in Afrika klar gemacht haben, stößt von selbst die Vermutung auf, daß die dort von Hasdrubal zum Regierungssitze der neu eroberten karthagischen Provinz gewählte Stadt ebenfalls bereits früher eine Art Mittelpunkt der spanischen Phöniker gewesen wäre, da wir doch kaum annehmen dürfen, daß diese vor der politischen Unterwerfung durch Karthago zu demselben Verbande wie die afrikanischen gehört, also Utika als Vorort anerkannt hätten. Eine Bestätigung dafür kann man darin finden, daß auch in Karthago nova der Haupttempel ein solcher des Eshmun war, also des Gottes des alten Stammheiligtums von Sidon. Der alte Name dieser Stadt war vielleicht Tarseion; und da Tarshish die spanischen Phöniker bezeichnet, so hätte es immer noch eher einen Sinn, ihn in dieser Hauptstadt wiederzufinden, als in dem gewöhnlich dafür herangezognen Tartessos.

Ursprünglich dürften also die eingewanderten „Sidonier" in Afrika in einem ähnlichen Stammesverbande gestanden haben wie die im Mutterlande; ihr gemeinsames Bundesheiligtum befand sich in Utika (damals noch mit anderm Namen geheißen). Das war um 2000 vor Christo. Allmählich werden die einzelnen freien und gleichberechtigten Städte von einer mächtiger gewordnen (vielleicht schon Karthago, vorher von Utika) unterworfen. Damit war ein Reich der afrikanischen Phöniker oder Punier begründet. Ob dieses bereits unter Oberhoheit von Karthago zu der Zeit bestanden hat, wo unsere geschichtlichen Nachrichten einsetzen, d. h. zu derselben, wo die Griechen beginnen, sich im westlichen Becken des Mittelmeers auszubreiten, das wissen wir nicht. Aus dem erfolgreichen Umsichgreifen der griechischen Einwanderung, zunächst

in Sizilien und Spanien, läßt sich ersehen, daß damals eine starke einheitliche Macht im westlichen Mittelmeere gefehlt hat. Daraus kann man schließen, daß Karthago noch nicht die Oberhoheit hatte, daß es vielmehr erst durch den Vorkampf gegen das Griechentum überhaupt dazu gekommen sei, die andern Punier zusammenzufassen; aber ebenso kann man sich vorstellen, daß es bereits früher seine Stellung eingenommen hatte und die Griechen nur durch eine vorübergehende Schwäche Karthagos begünstigt wurden. Inwieweit sie dabei etwa durch den Gegensatz zwischen Karthago und der andern Seemacht des westlichen Mittelmeers, den Etruskern, begünstigt worden wären, bis diese dann durch das Überhandnehmen des Griechentums ihren ehemaligen Gegnern in die Hand getrieben wurden, das ist ebenfalls noch dunkel. Beide Möglichkeiten sind vorhanden. Die Thatsache allein, daß der Kampf gegen das Griechentum zunächst nicht energisch geführt wird, bis er unter der Leitung von Karthago auftaucht, genügt noch nicht, um, wie man allgemein und zwar unter dem Eindrucke der Sage von der „Gründung" Karthagos im Jahre 840 gethan hat, Karthagos Vorherrschaft erst aus dieser Zeit herzuleiten.

b) Der Zusammenstoß mit dem Griechentume.

Über die Ausbreitung der Phöniker in Sizilien und an der spanisch-französischen Küste, westlich von Karthago nova, Klarheit zu schaffen, verhindert die Art unserer Nachrichten, die erst da einsetzen, wo das Griechentum auf kräftigen Widerstand Karthagos stößt, ohne daß uns über die Eroberung thatsächlich besetzter Länder etwas mitgeteilt würde. Zu Beginn des 7. Jahrhunderts sind Sizilien und die Küste von Massilia im Besitze von Griechen — wie es vorher dort ausgesehen hat, darüber schweigt die Überlieferung. Das Phönikertum hat sich nur im westlichen Sizilien gehalten, eben dort, wo es dann durch Karthago verteidigt wird. Seine festen Plätze sind hier Panormos, Motye, Lilybaion: was aber ist davon phönikisch, d. h. Rest einer etwaigen alten Einwanderung, was karthagisch, also erst von Afrika aus begründet? Für die griechische Anschauung fällt das zusammen, ist auch von nun an thatsächlich eins, da aller Widerstand gegen das Griechentum von Karthago aus geführt wird.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts haben sich die Phokaier auf Korsika festzusetzen versucht (nach der Überlieferung: 562) und gründeten Alalia. Nach neuem Zuzuge von der Mutterstadt aus führt die Besorgnis vor dem drohenden Anwachsen der griechischen Einwanderung, die schon Unteritalien, den größten Teil von Sizilien und die Küste um Massilia in festen Händen hatte, die beiden Großmächte der Karthager und Etrusker zusammen: die Phokaier werden vernichtet und aus Korsika vertrieben. Etwa um die gleiche Zeit meldet die Überlieferung langwierige Kämpfe der Karthager auf Sizilien und Sardinien unter Malchus. Alles Nähere sowie auch die genauere Zeit ist nicht zu bestimmen; wir haben es hier aber deutlich mit der Zurückweisung weiterer griechischer Ausdehnung zu thun und mit der Herstellung der ungefähren Grenze des Besitzstands, wie er von da an geblieben ist. Das Griechentum dehnt sich nun nicht mehr wesentlich in karthagischem Interessengebiet aus. Auch von Kämpfen mit Massilia, als dem Vororte der griechischen Kolonien an der spanisch-französischen Küste, melden unklare Nachrichten. Die Bedeutung dieser Kriege ist für das in Betracht kommende Gebiet dieselbe, wie die auf Sizilien und Sardinien.

Von Malchus, dem Feldherrn, der dem Vordringen der Griechen ein Ziel setzte, wird ein Eingreifen in die innern Verhältnisse Karthagos berichtet, das vielleicht einen Rückschluß auf die Ursache etwa vorhergehender Schwäche zuläßt. Diese Überlieferung ist freilich unklar, wie alles, was wir aus unsern Quellen über Karthago erfahren, läßt jedoch denselben Gegensatz

erkennen, der später mit zum Untergange der Stadt beigetragen hat. Den mit dem Heere zurückkehrenden Feldherrn habe man nicht aufnehmen wollen (man fürchtete von seiner Macht für das Regiment der Geschlechter); darum habe er schließlich die Stadt belagert und erobert. Es geht hervor, daß er sich dabei auf das Volk gegenüber den Geschlechtern zu stützen versuchte. Schließlich aber sei er, als er nach der Königswürde trachtete, unterlegen und hingerichtet worden. Man wird anzunehmen haben, daß er versuchte, dem Geschlechterregiment ein Ende zu machen; nachdem er sich mit dem Heer in den Besitz der Stadt gesetzt hatte, irrte er sich jedoch in seinen Machtmitteln, verzichtete auf das Heer und erlag somit einer Reaktion der Geschlechter. Die Überlieferung deutet an, daß er kein richtiger, sich auf das Heer stützender „Tyrann" war, sondern mittels einer Verfassungsänderung zu herrschen versuchte.

Als seinen „Nachfolger" bezeichnet die Überlieferung Mago, der selbst der fernern Gestaltung der Dinge den Stempel aufgedrückt, und dessen Familie für lange an der Spitze der Leitung der Geschäfte gestanden hat. Er hat sich zum geistigen Oberhaupte der Geschlechter gemacht, und sein Haus hat auf lange hinaus in deren Geiste die Regierung geführt. Er und seine Nachkommen werden als Feldherren der Karthager in den Kriegen auf Sizilien und in Afrika genannt, wobei es sich um Aufrechterhaltung des karthagischen Besitzstands handelt.

In den sizilischen Tyrannen hatte das Griechentum hier mittlerweile Führer erhalten, die den Angriff gegen Karthago energischer gestalten konnten. Das trat sehr bald fühlbar zu Tage und zwang Karthago, einen Rückhalt in seinem Kampfe gegen den zähen Gegner dort zu suchen, wo er sich ihm von selbst bot. Die Überlieferung meldet uns in ihrer, die Dinge nicht mehr verstehenden anekdotenhaften Weise von einer Gesandtschaft des Dareios an Karthago. Ihre Forderungen klingen ein wenig albern; sie hatte aber offenbar den Zweck, die Karthager aufzufordern, sich zu unterwerfen, da ja ihr Mutterland bereits abhängig sei. Im Vereine mit der phönikischen (S. 144 unten) hätte die karthagische Flotte Persien zur unumstrittnen Beherrscherin des Meers gemacht. Karthago hat dieses Ansinnen zurückgewiesen. Trotzdem trieb die Macht seiner gleichen Interessen es dazu, bald darauf mit Persien Hand in Hand zu arbeiten. Wie Xerxes das Griechentum im östlichen Becken zu unterwerfen suchte, so gleichzeitig mit ihm Karthago im westlichen. Der Erfolg oder Mißerfolg war bei beiden Bundesgenossen derselbe: während Xerxes bei Salamis erlag, wurde das Heer der Karthager unter Hamilkar, dem Sohne Hannos, von Gelon bei Himera geschlagen. Das in beiden Hälften des Mittelmeers angegriffne Griechentum widerstand in beiden der semitischen Kultur des Orients.

c) Der Handelsvertrag mit Rom.

Aus diesem Zeitraume würden wir ein unschätzbares Zeugnis haben, wenn seine Datierung zuverlässiger wäre. Polybios teilt (III, 22) einen Vertrag mit, den 509, im Jahre der ersten Konsuln, die neue Republik Rom mit Karthago geschlossen habe, und den man zu seiner Zeit aus den römischen Archiven hervorgesucht und nur mit Mühe habe enträtseln können. Die ganze Auffassung der Entwicklung der ältern römischen Geschichte hängt davon ab, ob man den Vertrag in dieses Jahr oder, wie man sonst scharfsinnig erschlossen hat, erst ins Jahr 348 setzt. Eine Entscheidung ist mit den bisher verwendeten Mitteln unmöglich; historische Kritik mag die Wage bald nach der einen, bald nach der andern Seite ziehen — eine Gewißheit wird man sobald nicht erreichen. Es dürfte aber ausgeschlossen sein, ihn vor die Auflösung der etruskischen Macht (also vor das 4. Jahrhundert v. Chr.) zu setzen. Die wichtigsten Bestimmungen sind: die Römer und ihre Bundesgenossen sollen nicht über das „schöne

Vorgebirge" hinaus Beutezüge unternehmen oder Kolonien gründen dürfen. Gleich hier geht der Zweifel an, ob diese Grenze zwischen karthagischem und römischem Interessengebiet in Afrika oder in Spanien zu suchen ist; das wahrscheinlichste bleibt, daß darunter Mastia und Tarseion, das spätere Karthago nova, als äußerster Punkt verstanden werden muß, wohin römische Schutzhoheit und Handel der Bundesgenossen Roms zugelassen wird. Damit stünde Massilia zu Rom. Ferner wird Sizilien, soweit es karthagisch ist, für die Römer dem afrikanischen Gebiete Karthagos gleichgesetzt. Die Karthager verpflichten sich, die Latiner, soweit sie unter römischer Oberhoheit stehen, nicht anzutasten.

d) Magos Nachfolger und die Eroberungen auf Sizilien.

Als gleichzeitige Entwicklung der afrikanischen Verhältnisse um die Wende des 5. Jahrhunderts weiß die Überlieferung von einer Unterwerfung des afrikanischen Gebiets namentlich durch die Mitglieder des Hauses Magos zu berichten. Darunter kann nur eine Unterwerfung der einheimischen Stämme gemeint sein; ihr Gebiet wird von Karthago besetzt, und sie selbst werden Hörige der Karthager. Von da an beginnt Karthago die Latifundienwirtschaft, worin es Roms Vorgängerin und Lehrerin gewesen ist. Bis dahin haben wir uns die afrikanischen Ansiedelungen lediglich als Städte mit einem nicht zu großen, im Bereiche der Küste gelegnen Gebiete vorzustellen; jetzt gibt es eine Provinz. Diese wird direkt karthagisch, nicht punisch, da eben Karthago schon Herrin der übrigen Punierstädte ist. Diese selbst behalten natürlich jede ihr Stadtrecht und ihr Gebiet, sind aber abhängig von Karthago.

Das Haus Magos hat sich ein paar Generationen hindurch in der Leitung der Geschäfte behauptet. Dann scheint sein Einfluß den Geschlechtern bedenklich geworden zu sein, und man hat es von der alleinigen Ausübung der Regierungsgewalt verdrängt. Alles Nähere ist auch hier dunkel. Der Umschwung würde der Überlieferung zufolge nach der Schlacht an der Himera (480) stattgefunden haben. Von da an macht sich in der karthagischen innern Politik der Gegensatz zwischen zwei großen Parteien geltend. Die eine, an deren Spitze wir bald die Barkiden finden werden, strebt mehr auf eine Zentralisierung der Macht hin, hat also eine in letzter Hinsicht monarchische Tendenz und stützt sich auf das Heer; die andere vertritt die Interessen der Geschlechter. Stark zeigt sich dieser Gegensatz im zweiten Punischen Kriege, wo Hannibal vielleicht mehr durch seine heimischen Gegner gefallen ist, als durch Rom.

Durch die Schlacht an der Himera waren die Karthager gezwungen worden, von Eroberungsabsichten auf Sizilien abzustehen, und hatten nur ihre westlichen festen Plätze behaupten können. Mit dem neuen Aufschwunge der Folgezeit konnten neue Eroberungsversuche nicht ausbleiben, da schließlich das Aufblühen Siziliens und besonders von Syrakus der karthagischen Beherrschung des Handels immer gefährlicher werden mußte. Immerhin hat Karthago verhältnismäßig lange der Entwicklung der Macht von Syrakus unthätig zugesehen. Das mag mit seinen innern Verhältnissen, also mit der Verdrängung des die Dinge einheitlich leitenden Hauses Magos zusammenhängen. Der erste Angriff auf Syrakus erfolgte nicht von Karthago; sondern das östliche und westliche Griechentum gestattete ihm die Rolle des tertius gaudens. Egesta, von Syrakus bedrängt, rief die Athener zu Hilfe. Diese benutzten die Gelegenheit, um lange gehegte Pläne (als deren geistiger Urheber Themistokles genannt wird) auszuführen. Allein das Eingreifen Athens nahm unerwartet schnell einen unglücklichen Verlauf (415—413). So waren die Karthager genötigt, dem stärker als zuvor dastehenden Syrakus gegenüber aus der Rolle des abwartenden Zuschauers herauszutreten oder auf Sizilien zu

verzichten. Als sich daher Egesta wieder um Hilfe an sie wandte, mußten sie sich wohl oder übel zum Krieg entschließen. Möglich ist es, daß das nun erfolgende energische Eingreifen mit einem Wechsel in der Regierung insofern zusammengehangen hat, als das nicht genügend thatkräftige Aristokratenregiment von der andern Partei zurückgedrängt worden war. Auf jeden Fall wurde der Krieg von Anfang an mit Energie und nach einer ersten Schlappe zur See mit Erfolg geführt. Selinus, Himera, Agrigent und Gela wurden erobert und Syrakus zur Anerkennung der karthagischen Oberhoheit über die westliche Hälfte der Insel gezwungen (410—405).

Der Friede war mit Dionys I. geschlossen worden, dem die Niederlagen die beste Gelegenheit gegeben hatten, sich zum Herrn der Lage zu machen. Lange hat jedoch das Einvernehmen nicht gedauert: es kam noch zweimal zu Krieg und Frieden (397—392, 393) zwischen beiden Mächten. Ein dritter Krieg wurde von Dionys angefangen und durch einen Friedensschluß mit seinem Sohne beendet. Hier weiß eine unklare Überlieferung vom Aufstand eines „Hanno des Großen" in Karthago zu berichten; auch früher hatte es Aufstände in Libyen und auf Sardinien gegeben. Zu einem vorläufigen Abschlusse kamen die sizilischen Kriege durch den Frieden mit Timoleon, der durch den Sieg am Krinissus (343) wenigstens einigermaßen günstige Bedingungen für das Griechentum herstellen und Karthago wieder auf den Westen beschränken konnte (339).

Mitten hinein in diese Ereignisse setzt Polybios zwei neue Verträge (348 und 343) mit Rom; wieder wird das „schöne Vorgebirge" als Grenze der beiderseitigen Interessengebiete festgesetzt und gleichzeitig Sardinien nebst Libyen ausdrücklich Karthago zugesichert.

Auf Sizilien ist nicht dauernd Ruhe gewesen, sondern Karthago ward immer wieder Gelegenheit zu erneutem Eingreifen in die verschiedenartigen Streitigkeiten geboten (318—314). Eine neue Verwicklung drohte gleichzeitig von Osten durch Alexander den Großen. Als Herr von Tyros wird er, das Beispiel von Dareios nachahmend, zur Unterwerfung aufgefordert haben; zudem war in Tyros die Gesandtschaft mit der Abgabe an den Melkarttempel in seine Hände gefallen. Mit der Gründung von Alexandrien rückte die Gefahr für Karthago näher. Allein es wird nichts von irgend welchen Maßregeln nach einer oder der andern Seite hin berichtet. Hat Karthago hier eine Politik des Abwartens befolgt, so hat sie diesmal zum Ziele geführt; denn mit dem Tod Alexanders war die Gefahr einer weitern Ausdehnung vom Hellenismus beseitigt. Karthago wie Rom entgingen dadurch beide der sonst unausbleiblichen Abrechnung, hatten aber in Alexandreia eine Nebenbuhlerin im Handel erhalten. Mit den Ptolemaiern jedoch, die Kyrene zeitweise besessen haben, scheint es nie zu Reibungen gekommen zu sein; beim Beginne des ersten Punischen Kriegs ist sogar ein Bündnis mit Ptolemaios II. bezeugt, wonach sich beide Besitzstand und Handelsbeziehungen gegenseitig gewährleisteten.

Auf Sizilien ließen indessen neue Verwicklungen nicht lange auf sich warten. Agathokles mußte bei seiner Bestrebung, ein sizilisches Reich herzustellen, zunächst suchen, die Karthager hinauszuwerfen. So kam es zu dem langjährigen Kampfe mit jenen wunderbaren Wechselfällen, wo der auf Syrakus zurückgeworfne Agathokles versucht, den Krieg nach Afrika hinüberzuspielen, und dort seinerseits Karthago selbst belagert, bis er endlich genötigt ist, nach Sizilien zurückzugehen, sein in Afrika zurückgelassenes Heer verliert und Frieden mit Karthago auf Grund des alten Besitzstands machen muß (312—306). Als er neue Unternehmungen gegen Karthago vorbereitete, starb er (289). Damit war der Gegner beseitigt, der die westgriechischen Kräfte noch einmal gegen die karthagische Herrschaft zusammengefaßt hatte. Zu einer Machtbildung, die Karthago hier die Spitze hätte bieten können, ist es seitdem nicht wieder gekommen.

C. Die Barkiden und ihr Todeskampf.

Agathokles hinterließ eine Erbschaft, die den Anlaß geben sollte zum Ausbruche des Kampfs zwischen den beiden Mächten, die aus allen Wirren als die Überbleibenden hervorgegangen waren: zwischen Rom und Karthago. Als Nebenbuhler Karthagos zur See waren höchstens noch die italischen Griechen übriggeblieben; und auch deren Macht wurde gebrochen — wieder indem sich Karthago im wesentlichen abwartend verhielt. Die günstige Gelegenheit, sich in den Besitz des von der einen Partei ihm angebotnen Tarent zu setzen, ließ es sich entschlüpfen, während die Römer weniger blöde waren. Allein, nachdem Tarent gefallen und Pyrrhos zurückgeschlagen war, mußte der Kampf zwischen den beiden letzten Mächten um die Herrschaft im westlichen Mittelmeere zum Austrage kommen.

Die Veranlassung zu dem Bruche mit Rom bot das Hilfsgesuch der Söldner des Agathokles, der Mamertiner, die sich in Messana festgesetzt hatten; durch Hiero II. von Syrakus belagert, erbat ein Teil von Karthago, der andere von Rom Hilfe. Das römische Hilfsheer setzt, von den Karthagern nicht gehindert, über die Meerenge, findet aber in der Burg eine karthagische Besatzung und karthagische Schiffe im Hafen. Alles das geschieht noch im scheinbaren Frieden; Karthago, zögernd wie immer, bemüht sich, einen offnen Bruch zu vermeiden. Als aber die Römer die Besatzung aus der Burg vertreiben, bleibt Karthago nichts übrig, als den Krieg zu erklären: der erste Punische Krieg (264—241); Rom bleibt Sieger, und Karthago muß auf Sizilien verzichten.

War schon hier zweifellos Rom es gewesen, das zum Kriege gedrängt hatte, so tritt seine unverfrorne Politik bald darauf in dem Verhalten bei der Besetzung von Sardinien unverhüllt zu Tage. Der Krieg mit Rom war zuletzt nur noch infolge der tapfern Verteidigung des Eryx durch Hamilkar mit Ehren geführt worden. Nach dem Friedensschlusse mußte dessen Heer nach Afrika übergesetzt werden; hier konnte oder wollte man ihm aber seinen Sold nicht völlig auszahlen. Schließlich kam es zu einer Empörung des Heers, die bei der libyschen Landbevölkerung Rückhalt fand. Utika und Hippo (Diarrhytos) wurden von den Empörern genommen und Karthago selbst belagert, bis man sich an Hamilkar um Hilfe wandte und es diesem gelang, den Aufstand niederzuwerfen. Gleichzeitig hatten sich auf Sardinien die karthagischen Söldner empört und die Insel in ihre Gewalt gebracht. Aber durch die Bevölkerung bedrängt, suchten sie um die Aufnahme in die römische Oberhoheit nach. Diese wurde ihnen so lange verweigert, als Karthago selbst durch den Söldnerkrieg in Afrika beschäftigt war. Sobald als jedoch dort die Ruhe hergestellt war und Miene gemacht wurde, auch Sardinien wieder zu unterwerfen, enthüllte Rom seine wahre Absicht und gewährte das neue Hilfsgesuch der Aufständischen. Den drei Jahre vorher abgemachten Friedensbedingungen zum Trotze wurde Sardinien durch Rom besetzt.

In der Zeit zwischen den ersten beiden Kriegen mit Rom kommt der Gegensatz der beiden Parteien in Karthago greifbar zum Ausdruck. Eine durch die Barkiden vertretne Kriegspartei arbeitet zwar nicht auf den Krieg los (das geschieht stets von Rom aus), will aber die thatsächliche Unabhängigkeit des Staats verteidigen, da sie sich über Roms Absichten im klaren ist. Die andere, für die die Gegnerschaft gegen die starke Gewalt der Barkiden der eigentliche Beweggrund gewesen sein muß, ist die römische Partei, mag sie nun durch Geld oder durch Hoffnungen von Rom bestochen sein. Sie will das unbedingte Nachgeben gegen Rom, d. h. in letzter Linie verzichtet sie auf die Selbständigkeit. Die barkidische Partei, deren Übergewicht wir nicht in der Person eines Hamilkar oder Hasdrubal, sondern in der thatsächlichen

Lebensfähigkeit des Staats suchen müssen, hat immer das verfassungsmäßige Recht für sich gehabt, solange man sich überhaupt im Felde behaupten konnte. Erst wenn durch die Schwierigkeiten des vor den Thoren selbst drohenden Kriegs keine andere Möglichkeit mehr war, hat die römische Partei auch die verfassungsmäßigen Maßregeln zur Unterwerfung unter Rom durchzudrücken versucht. Bis dahin hat ihr Einfluß stets lediglich in einer Hemmung einer energischen Kriegführung bestanden; und sie hat durch ihr Verfahren thatsächlich erreicht, was sie beabsichtigt hatte. Der im Felde siegreiche Hannibal ist genau genommen nirgend anders als in Karthago geschlagen worden. Man bekam das römische Heer vor die Thore, das man brauchte, um in der Stadt über die Verfassungsmaschine zu verfügen.

Nach dem Verluste von Sardinien ging Hamilkar (237) nach Spanien und hat hier begonnen, durch Eroberung einer neuen karthagischen Provinz den Verlust von Sizilien und Sardinien zu ersetzen. Wir wissen nichts über die Verhältnisse des dortigen Phönikertums. Daß die noch bestehenden Städte zu Karthago gehörten, ersehen wir aus den Verträgen mit Rom. Was jetzt geschah, war dasselbe, was früher mit den Libyern geschehen war: man unterwarf das Hinterland und gründete eine Provinz, während bisher nur unter karthagischer Oberhoheit stehende Handelsstädte dort bestanden hatten. Hamilkar fiel im Kampfe mit den Iberern (226), und an seine Stelle trat Hasdrubal. Dieser setzte das Werk seines Schwiegervaters fort und machte das alte Mastia (S. 175) zur Hauptstadt der neuen Provinz unter dem Namen Kartchadast oder Karthago nova, wie es bei den Römern bezeichnet wird. Nach seinem Tode (221) wurde der Oberbefehl über das Heer an Hamilkars Sohn, Hannibal, übertragen.

Die Erwerbung der Provinz Spanien und der zweite Krieg mit Rom erscheint ausschließlich als das Werk der Barkiden; ja, man hat den Eindruck, als ob diese eigentlich die Machthaber in Karthago gewesen wären und eine der Sache nach monarchische Gewalt besessen hätten. Das beruht jedoch zum größten Teil auf der Art unserer Überlieferung, die einerseits nur den Krieg schildert, worin jene Persönlichkeiten naturgemäß mehr hervortraten, und anderseits die Absicht hat, Roms Verfahren gegenüber Karthago zu rechtfertigen. Dazu muß sie aber die römische Partei Karthagos als die vergewaltigte hinstellen, während es keinem Zweifel unterliegen kann, daß sich die Barkiden thatsächlich stets mit den verfassungsmäßigen Behörden in Einklang befunden haben. Die römische Partei trieb einfach Verrat. Nicht Hannibal war es, der über die Behörden in Karthago verfügte — er ist als Knabe mit seinem Vater nach Spanien gegangen und erst am Schlusse des Kriegs nach Afrika gekommen — sondern es war die Mehrheit der die verfassungsmäßigen Ämter bekleidenden Geschlechter, deren Partei er angehörte, und deren Beschlüsse er ausführte. Gewiß hat den Hamilkar und Hannibal die Verfügung über das Heer eine gewichtige Stimme im Rat ihrer Partei verliehen, und sie haben zweifellos nicht wenig zu deren Übergewicht beigetragen, aber sie sind nichts anderes gewesen als manche andere Heerführer, von denen die Überlieferung berichtet; Mago hat persönlich vielleicht ein größeres Gewicht besessen als Hannibal.

Der Vorwand zum Kriege war von Rom, wie gewöhnlich, bei den Haaren herbeigezogen; nicht einmal gegen die unberechtigte Forderung Roms, den Ebro nicht zu überschreiten, hatte Hannibal verstoßen, als er Sagunt belagerte. Verlauf und Ausgang des zweiten Punischen Kriegs sind bekannt. Die römische Partei setzte es durch, daß endlich ein Heer in Afrika erschien und man so die Regierung zwang, Hannibal nach Afrika zurückzurufen, wo der Unbesiegte bei Zama geschlagen wurde (202). Nunmehr konnte Rom die Friedensbedingungen vorschreiben: Abtretung der spanischen Provinz an Rom, des Tributärstaats Numidien an Masinissa und

Verlust der Unabhängigkeit. Karthago wird Rom tributpflichtig und verliert sogar das Recht der Kriegführung.

Damit war Karthagos Schicksal schon entschieden; politisch konnte es vorläufig keine Rolle mehr spielen. Aber der Handel verlieh ihm eine Bedeutung, die ihm schließlich wieder politische Macht verschaffen konnte. Dagegen mußte Rom Vorsorge treffen. Wie es die Assyrer stets dahin brachten, die Bundesgenossen und Tributzahler zum Aufstande zu bringen, um ihre Staaten einziehen zu können, so ist auch Rom nie in Verlegenheit um die Mittel gewesen, den letzten Verzweiflungskampf hervorzurufen. Deshalb hatte man Karthago Masinissa zur Seite gesetzt. Dieser spielte die ihm aufgetragene Rolle vorschriftsmäßig. Der „dritte Punische Krieg" (149—146) war der Verzweiflungskampf, der durch des Numiderkönigs Quälereien hervorgerufen wurde und den Vorwand gab, auch die Nebenbuhlerin im friedlichen Wettbewerbe zu beseitigen. Karthago wurde zerstört und Utika Hauptstadt der neuen römischen Provinz Afrika.

C. Rückblick auf das Puniertum.

Hatten wir bei den Völkern des alten Orients die Dürftigkeit vor allem der Quellen zu beklagen, die über die innere Entwicklung der Staaten Aufschluß geben sollen, so gilt das von den westlichen Phönikern, den Puniern, in besonderm Maße. Wenn wir zwei Stücke von Aufzeichnungen über Tempelgebühren, deren eines in Marseille, das andere in Karthago gefunden ist, und die beide gleichlautenden Originalen angehörten, also beide in Karthago ihre Heimat haben, und ferner die zu Tausenden immer wieder dieselbe kurze und inhaltslose Formel wiederholenden Weihestelen des Karthago der römischen Zeit nennen, so sind wir eigentlich fertig mit dem, was der Boden Nordafrikas an Erzeugnissen rein punischen Geistes bis jetzt hergegeben hat. Langjährige Ausgrabungen namentlich an der Stelle Karthagos haben keinerlei Funde ergeben, die in die Zeit vor der Zerstörung der gefürchteten Nebenbuhlerin Roms hinaufreichten. Von karthagischem Leben im Innern können wir uns daher noch weniger ein Bild machen, als etwa vom persischen, wo wir immerhin einige Anhaltspunkte hatten, um die Angaben der Griechen in richtigem Licht aufzufassen. Schon in der politischen Geschichte sind uns die Angaben über die innern Umwälzungen in Karthago nicht recht verständlich gewesen, da sie aus Quellen herrühren, welche die fremdartigen Einrichtungen von einem andern Standpunkt als dem der heimischen Zustände zu betrachten nicht im stande oder vollends aus römischer Quelle geflossen waren. Außer den Lobsprüchen, die gelegentlich der karthagischen Verfassung von Platon, Eratosthenes, Polybios, Cato, Cicero gespendet werden, verdanken wir eine längere Ausführung darüber der Politik des Aristoteles, aber diese Ausführungen sind vergleichender Art und setzen die Bekanntschaft mit dem verlornen Werk über die karthagische Staatsverfassung voraus. Auch ist die Schilderung einer staatlich festgelegten, politischen Verfassung durchaus nicht immer, vielleicht sogar nur in seltnen Fällen der wahre Ausdruck der das Volksleben bestimmenden Kräfte. Eine Verfassung aber, deren Entstehung als Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung und deren Wirksamkeit in der Geschichte wir nicht verfolgen können, ist nicht viel mehr als ein Kuriosum.

Die punischen Kolonien sind die Folge einer Völkerwanderung. Anders jedoch als die im sogenannten Stammlande fanden die erobernden Scharen an der afrikanischen Küste keine Kultur vor, deren Errungenschaften sie sich hätten aneignen können. Es war daher natürlich, wenn sie weniger rasch mit dem Boden verwuchsen und eine Verbindung mit dem „Mutterland" unterhielten, worin die thatsächliche wirtschaftliche Abhängigkeit zum Ausdrucke kam.

Denn als Küstenbewohner mit einer unzivilisierten Bevölkerung im Hinterlande wurden sie durch ihre Bedürfnisse nach den alten Kulturländern gewiesen, aus denen sie gekommen waren. Vermöge dieser Verbindung wurden sie zu Handelsstaaten, die in der Denkweise der Semiten ihre wirtschaftliche Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande dadurch anerkannten, daß sie den Göttern der „sidonischen" Amphiktyonie alljährlich ihre Steuer entrichteten. Das bedeutet so viel, daß sie anerkannten, keine Götter zu haben, denen das von ihnen besetzte Land ursprünglich gehörte, daß dieses vielmehr von den alten Stammgöttern in Sidon erobert worden sei. Hätten sie alte Kulturstätte in ihrer neuen Heimat vorgefunden, so würden sie das Land von den alten Göttern bekommen haben, indem sie deren Kult übernahmen. Da so etwas nicht vorhanden war, mußten sie bei den Göttern der Heimat bleiben.

Hat Karthago ursprünglich ein Königtum gehabt? Aus der semitischen Anschauung heraus läßt sich das mit völliger Sicherheit verneinen. Der König ist im semitischen Sinne von Gottes Gnaden. Er hat das dem Gotte gehörige Land von diesem zur Verwaltung erhalten. Wo das Land keinen eignen Gott hat, kann daher auch kein König sein. Die Phöniker des Mutterlands fanden ältere Kulturstätte vor und erhielten sehr bald Könige, weil sich ihre Führer die Einrichtungen des eroberten Landes aneigneten. In Afrika, wo es dergleichen nicht gab, konnte man von den nicht vorhandnen Göttern auch keine Königswürde erhalten, und blieb daher vom Mutterland abhängig. Wohl wäre es denkbar, daß mit Waffengewalt ein — griechisch gesprochen — Tyrannos, ein Shalit, wie der Semit sagen würde, die oberste Gewalt als Richter, Kriegsherr und Priester an sich gerissen und sich mit der Königswürde begabt hätte. Dann hätte er, wie David, darauf bedacht sein müssen, seiner Hauptstadt einen eignen Kult zu geben, also die Unabhängigkeit seines Gottes von den Göttern und Kulten des Mutterlands durchzusetzen. Da das nie geschehen ist, der Tribut an die Heimat vielmehr bis in die späteste Zeit gezahlt worden ist und gezahlt werden mußte, wenn man nicht einem herrschsüchtigen Feldherrn die rechtlichen Vorwände zur Erlangung der Königswürde in die Hände spielen wollte, so kann ein Königtum in Karthago nie bestanden haben.

Die Verfassung Karthagos ist also die einer Provinzstadt, d. h. die Verwaltung ist entstanden aus der Stammesorganisation noch nicht ansässiger Semiten. Man hatte einen Rat, vermutlich die Vertretung der Bürgerschaft, und eine Ältestenschaft, die ursprünglich den Führern oder Ältesten (Scheich) der Geschlechter entsprochen haben, in geschichtlicher Zeit ihrem Wesen nach aber die aus dem Adel gewählte geschäftsführende Staatsbehörde gewesen sein dürfte. Die ausführenden Spitzen dieser Behörden sind die beiden Suffeten, die „Richter". Auch durch deren Vorhandensein wird die Möglichkeit eines Königtums verneint. Der Richter oder Shofet (so im Alten Testament) ist der Führer eines Stammes, der noch kein festes Heiligtum mit einem Baal, einem Herrn des Landes, besitzt. Er kann darum noch nicht oberster Priester sein und ebensowenig Führer eines nicht vorhandnen Heers. Die Erhaltung dieser Würde in Karthago erklärt sich also aus dem Mangel eines das Land besitzenden Gottes. Die Zweizahl der Suffeten ist entweder so zu erklären, daß Karthago im wesentlichen eine Ansiedelung zweier Stämme war, oder daß nach der Ansiedelung bei der Herausbildung eines Bürger- und Patriziertums diese beiden maßgebenden Schichten der Bevölkerung je einen Vertreter zur Regierung stellten.

Waren die Phöniker, Besitzer der besten Häfen für ein großes Kulturgebiet und durch nachdrängende Völkermassen auf den schmalen Küstenstrich beschränkt, auf die See und den

Handel angewiesen, so war den Ansiedlern im westlichen Mittelmeerbecken, sobald sie im Verkehre mit der östlichen Kultur erstarkt waren, die Möglichkeit gegeben, durch Niederwerfung der wenig vorgeschrittnen Bewohner des Hinterlands sich ein größeres Gebiet zu unterwerfen. Da die Handelsherren von Karthago den Vorteil nicht preisgeben wollten, den eine Ausbeutung der Erträgnisse von Grund und Boden gewährte, so unterwarfen sie die libyschen Einwohner des Hinterlandes. Wir wissen wenig über den Hergang. Die Eroberer werden zunächst nur einen Teil des Bodens für sich genommen haben, während sie den alten Besitzern gegen eine bestimmte Abgabe einen vermutlich größern Teil als Eigentum ließen. Die Einführung der Geldwirtschaft, wie sie in einem handeltreibenden Staatswesen selbstverständlich ist, sorgte dann schon allein dafür, daß durch Verschuldung der Bauern immer mehr in die Hände der karthagischen Herren übergehen mußte. So bildete sich ein Großgrundbesitz heraus, der die Landwirtschaft mit Sklaven betrieb, und den die römische Latifundienwirtschaft zum Muster genommen hat. Unklar bleibt, wie sich Karthago in seinen ausländischen Provinzen verhalten hat. Daß die spanischen Metallbergwerke ausgebeutet worden sind, ist bekannt. Ob aber die Karthager selbst die Unternehmer waren, oder den Abbau den Eingebornen überließen und mittels Steuersystems den Nutzen in ihre Taschen leiteten, muß dahingestellt bleiben. Das letztere erscheint fast wahrscheinlicher.

Über ihre Handelsbeziehungen selbst haben wir erst recht keine brauchbaren Nachrichten. Soweit der Verkehr mit der östlichen Kulturwelt in Betracht kam, liegt es auf der Hand, daß sie diesen die Rohprodukte der Länder des westlichen Mittelmeerbeckens gebracht haben müssen. Die Bibel bezeichnet als Tarshish das wichtigste jener Länder. An welchem Lande dieser Name besonders gehaftet hat (vgl. oben, S. 175), muß dahingestellt bleiben; jedenfalls sind die Karthager die Herren des Tarshish-Handels, mit dessen Verbindungen der Horizont der vorderasiatischen Kulturvölker zu Ende ist. Der Handel, der die spanischen Küsten beherrschte und das phönikische Mutterland von hier verdrängte, mußte sich auch über die Straße von Gibraltar hinauswagen. Berühmt geworden ist der Versuch, die westafrikanische Küste (Sierra Leone) durch angelegte Faktoreien zu gewinnen, den noch vor Herodots Zeit, etwa um das Jahr 470, der „ältere" Hanno unternommen hat (der Periplus Hannos). Seine Fahrt führte ihn bis über die Mündung des Senegal hinaus, und der Bericht über seine Ergebnisse soll im Tempel des „Kronos" zu Karthago aufgestellt worden sein. Der uns erhaltne griechische Bericht macht Anspruch darauf, eine Übersetzung davon zu sein. Das Gegenstück zu dieser Fahrt bildet der Periplus Himilus, der nach Norden bis nach Britannien vorgedrungen sein soll. Indessen sind wir über seinen Bericht weniger gut unterrichtet, da er uns nur durch seine Benutzung in der „Ora maritima" Asiens bekannt ist.

12. Israel.

Am bekanntesten von allen orientalischen Völkern sind die Stämme geworden, welche die letzten Bestandteile des zweiten Schubes der Gruppe bilden, die uns im zehnten Abschnitt beschäftigt hatte: die „hebräischen" Stämme, deren Sitz, am weitesten nach der Steppe zu, allein schon anzeigen würde, daß sie als letzte des großen „kanaanäischen" Völkerschubs in ihre Sitze gekommen sind, gedrängt von den Vorläufern der nächsten Einwanderung, der aramäischen. Es sind die Stämme, die sich zum Volk Israel zusammengethan haben, und ihre noch weiter nach der Steppe zu wohnenden Nachbarn: die Edomiter, Moabiter und Ammoniter.

Laut der Tel-Amarna-Briefe kann bereits im 15. Jahrhundert das Vordringen „hebräischer" Stämme im Lande festgestellt werden; namentlich tritt ein Volk darunter hervor, das sich von Norden her ausdehnt, die Amoriter (vgl. S. 160). Diese erscheinen den Israeliten in der die älteste Gestalt der Überlieferung bietenden Schrift als die Einwohner des Landes, denen sie es abnehmen mußten: als die israelitischen Stämme einrückten, waren jene aus Eroberern bereits Besitzende geworden. Wir haben demnach die Israeliten als die nächste Schicht nach den Amoritern anzusehen und ihre Einwanderung etwas später anzusetzen; in den Tel-Amarna-Briefen (die allerdings überhaupt Stammesnamen kaum nennen) läßt sich keine Erwähnung israelitischer Stammesnamen nachweisen. Die früheste Erwähnung von Israel scheint in einer Inschrift des Pharao Mernephtah II. (um 1200) vorzuliegen. Ob das aber der von uns unter diesem Namen verstandne Stämmebund oder etwa ein verschollner Stamm ist, von dem in der biblischen Überlieferung nichts übriggeblieben ist, als eben der Name der Gesamtheit der sich um ihn und sein Heiligtum (mit der Gottheit „Jakob") scharenden Stämme, muß dahingestellt bleiben.

A. Die erzählenden Bücher der Bibel als geschichtliche Quelle.

An die israelitische Geschichte tritt jeder mit einer festen, im wesentlichen auf den Vorstellungen der Bibel beruhenden Anschauung heran. Ehe wir daher an die Schilderung der Dinge selbst gehen, sind ein paar Worte über diese hauptsächlichste und jedermann vertraute Quelle für unsern Gegenstand nötig.

So, wie uns die („geschichtlichen" — in Wirklichkeit muß es heißen) erzählenden Bücher der Bibel jetzt vorliegen, sind sie das Werk später Zeit. Die Eigenart der im Altertum befolgten Quellenbenutzung gestattet uns aber, die Bücher in ihre einzelnen Quellen zu zerlegen, so daß wir im stande sind, die jetzt harmonistisch ineinander gearbeiteten Zeugen zu trennen und gegeneinander zu verhören.

Das Ergebnis dieser Quellenscheidung, das am klarsten im Pentateuch zu Tage tritt, ist folgendes. Zwei alte Quellenschriften, nach dem Gebrauche des Gottesnamens als Elohist und Jahvist bezeichnet, sind bereits in früher Zeit zusammengearbeitet worden. Und zwar ist die Schrift des Elohisten die älteste, weil sie allein noch Erinnerungen an die wirklichen Verhältnisse der Vorzeit hat. Beispielsweise weiß sie noch, daß man den Amoritern das Land abnehmen mußte, während der Jahvist im allgemeinen von Kanaanitern spricht, d. h. die ältern Einwohner mit der vom Landesnamen genommnen allgemeinen Bezeichnung belegt. Der Elohist hat in seinen Legenden noch die Spuren von einer nachisraelitischen Einwanderung Edoms, Moabs, Ammons; während der vom Standpunkte der spätern Verhältnisse aus urteilende Jahvist diese als bereits zur Zeit der Einwanderung Israels in ihren Sitzen ansässig ansieht.

Beide Schriften sind wohl als Einleitung für chronistische Werke, die bis auf die jeweilige Zeit herabführten, gedacht gewesen. Von den wirklich geschichtlichen Bestandteilen dieser „Annalen" sind uns nur geringfügige Bruchstücke erhalten, die namentlich die letzte Königszeit betreffen und sich durch ihre knappe Form leicht erkennen lassen. Im wesentlichen sind sie in den Neubearbeitungen der spätern Zeit durch Prophetenlegenden ersetzt worden, deren Charakter durch die Elias- und Elisa-Erzählungen am besten veranschaulicht wird. Dieser „Prophetenkodex" steht bereits auf dem Standpunkte der Zeit um 600, fällt also in die Zeit nach Einführung des Deuteronomiums, wenn er auch noch im Geiste der ältern Anschauungen gehalten ist.

Durch Josia wurde das Gesetzbuch eingeführt, das die hierarchische Verfassung begründete. Sein Inhalt liegt uns in den gesetzgeberischen Bestandteilen des fünften Buches Mosis vor.

Seine wahre Bedeutung aber hat dieses Gesetz erst im Exil in Babylonien erhalten, wo man, zur religiösen Sekte geworden, in ihm die Richtschnur für alles Handeln sah. In der Verbannung hat an den Bestimmungen dieses Gesetzes ein Priester dann die ganze israelitische Geschichte geprüft. Sein Werk liegt uns in der jetzigen Gestalt der Bücher vor, die von „Josua" bis zu den „Königen" reichen. Er hat die ältern Quellen aufgenommen, aber daraus namentlich die annalistischen Bestandteile wohl noch mehr ausgemerzt und im übrigen über die einzelnen Abschnitte, besonders die Regierungen, seine Ansicht kurz im Anschluß an das Deuteronomium gegeben. Sein Werk ist also eine Musterung der israelitischen Geschichte mit Rücksicht auf den göttlichen Ursprung dieses Gesetzes. Der „Deuteronomiker" erklärt die Geschichte des Volkes aus den Verstößen oder dem Befolgen dieses „Gesetzes Mosis"; er ist also ein ausgesprochner Tendenzschriftsteller, und seine eignen Zusätze sind darum nicht schwer festzustellen. Man erkennt ihr Wesen am leichtesten und klarsten in den zusammenfassenden Urteilen über die Regierungen der einzelnen Könige: „er ging in den Wegen Jerobeams und that, was Gott nicht gefällig war", oder umgekehrt. Von ihm rührt auch die Feststellung des chronologischen Schemas der Bibel her, das geschichtlich wertlos ist, da es nur eine unzulängliche Berechnung der Ereignisse auf Grund unzuverlässiger Nachrichten gibt, wie man sie im Exil festgestellt hatte.

Die weitere Entwicklung der religiösen Sekte, die das Judentum nunmehr darstellt, hat zur Durchbildung der hierarchischen Verfassung im ausgesprochensten Sinne geführt. Diese Verfassung ist schriftlich niedergelegt in dem sogenannten Priesterkodex, entweder einem Werke des Exils oder doch einem Erzeugnisse der in ihm ausgebildeten Anschauung. Dieser Kodex schildert die ganze Entwicklung des Volkes Israel von Erschaffung der Welt an in kurzer Zusammenfassung als Einleitung zu der Gesetzgebung auf dem Sinai, die eben das neue Gesetz enthält. Dieses Werk, ursprünglich für sich allein stehend und als nachexilisches Gesetzbuch geltend, ist dann in das Werk, das der Deuteronomiker aus den frühern zurechtgemacht hatte, ebenfalls noch hineingearbeitet worden. Es ist an seiner Sprache leicht zu erkennen; ihm gehört der Schöpfungsbericht im ersten Kapitel der Genesis an und namentlich die trocknen Aufzählungen von Genealogien für die Patriarchenzeit. Man kann sich Glück wünschen, daß der Verfasser vom Priesterkodex bei der Gesetzgebung auf dem Sinai stehen geblieben ist. Hätte er auch die übrige Geschichte von seinem Standpunkt aus behandelt, so wäre es schwerlich möglich gewesen, etwas davon für geschichtliche Zwecke zu gebrauchen; denn er hat im Gegensatze zum Deuteronomiker reine Bahn gemacht und mit allem aufgeräumt, was nicht in sein System paßte. Während jener Flickarbeit lieferte und uns dadurch manches alte Stück erhielt, hat dieser in freier Darstellung alles von sich aus einheitlich dargestellt, ist also vollkommen unbrauchbar als geschichtliche oder (für die Ursagen) litterargeschichtliche Quelle. Was aus seinem Geist heraus in Darstellung geleistet werden konnte, zeigen uns die Bücher der „Chronika", eine lange nach dem Exil verfaßte Erzählung der jüdischen Geschichte im Sinne des Priesterkodex. Als Quelle sind darin im wesentlichen die Königsbücher benutzt, wenn auch wohl in noch ausführlicherer Gestalt, als sie uns vorliegen, und sonst fast nur freie Erfindungen. Als geschichtliche Quelle sind sie, von wenigen Einzelheiten abgesehen, wertlos.

Doch selbst die ältern, im Werke des Deuteronomikers enthaltnen Angaben würden kein geschichtliches Bild ergeben, hätten wir nicht aus den Ergebnissen der Ethnologie und sonstiger Erforschung des alten Orients einen Maßstab für die Trennung von früher Anschauung und späterer Verdrehung. Außerdem liefern uns die Nachrichten der Inschriften, namentlich der babylonisch-assyrischen, jetzt häufig die Lösung von Rätseln in die Hand.

B. Die Anfänge Israels.

Selbstverständlich kleiden sich die Anschauungen Israels von seinen Anfängen, wie die jedes Volkes, in die Form der Heroensage; die spätere hierarchische Gestaltung der Überlieferung hat dieser dann noch ihre eigne Färbung gegeben. Eine geschichtliche Erinnerung konnte sich überhaupt erst entwickeln, nachdem sich einigermaßen feste Verhältnisse herausgebildet hatten: im Reiche Sauls und dann Davids. Was in die Vorzeit von historischen Erinnerungen reichte, konnte nicht mehr sein als ein wenig Ortsüberlieferung. Doch auch die älteste geschichtliche Zeit mußte bald in dem Lichte der Legende erscheinen; außerdem hat die geschilderte Eigenart der Überlieferung gerade das Sagenhafte dem Geschichtlichen gegenüber bevorzugt, wie das bei ihrem Zwecke, dem die Thatsachen oft weniger förderlich waren als ihre legendären Spiegelungen, selbstverständlich war. So ist uns auch aus der ältesten Königszeit an Einzelnachrichten wenig Geschichtliches überliefert.

Die Legende beginnt ihre Darstellung der Geschichte Israels mit der Auswanderung aus Ägypten und der Einwanderung in das „gelobte Land". Eine einzige Thatsache genügt indessen wohl, die ganze Anschauung eben als Legende zu erweisen. Zunächst ist es eine geschichtliche Unmöglichkeit. Eine Auswanderung eines Stämmeverbands, ein Marsch durch die Gebiete verwandter, unter gleichen Kulturverhältnissen lebender Stämme, hätte mit der baldigen Auflösung jenes Verbandes enden müssen, weil man sich mit den Stämmen der durchzognen Gebiete verband und manche Teile zu Grunde gingen. Die Vereinigung zu einem Volke kann von vornherein erst nach Einnahme fester Sitze geschehen, kann nichts anderes sein als das Ergebnis des Aufenthalts im Lande. Der israelitische Stämmeverband, d. h. das Volk Israel, hat seine Organisation erst erhalten, als es bereits im Land ansässig war. Seine einzelnen Stämme standen sich vorher untereinander nicht näher als ihren Nachbarn, den Edomitern, Moabitern und so manchen, die als Stämme zu Grunde gegangen sind; erst die Einnahme fester Wohnsitze von einer gewissen Einheit brachte sie einander näher und trennte sie mehr von den übrigen. Diese Entwicklung ist das Ergebnis der Zeit zwischen der Tel-Amarna-Periode und dem ersten Auftreten des „Volkes Israel".

Abgesehen davon aber, daß die Legende vom Auszug aus Ägypten von vornherein als ungeschichtlich erkennbar ist, sind wir sogar in der Lage, ihre Entstehung nachzuweisen. Der Gott, welcher der Nationalgott des geeinigten Israel-Juda geworden ist, war in dem Gebiete südlich von Juda, von wo aus David sein Reich eroberte, zu Hause (vgl. unten, S. 192). Der Sitz des Gottes aber ist stets da, wo die eigentliche Heimat des Volks, d. h. wo dessen herrschender Teil wohnt. Dieselbe Geschichtsauffassung, die ein Volk Israel-Juda nachweisen wollte, mußte also deren Heimat dort suchen. Dies Land hieß ebenso wie Ägypten (vielleicht als der zu Ägypten gehörige Teil Arabiens) Mußri: das hat die Legende später als Ägypten gefaßt und mit dem Beiwerke der Ausstattung und der Lokalfärbung in lebendiger Anschauung und Gestaltungskraft so wenig gekargt[1], daß daraus eine Legende entstand, deren Zauber kräftig genug war, ihr bis auf die Neuzeit den Anschein geschichtlicher Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Wir dagegen machen uns ein Bild von der Eroberung des Landes nach dem Muster bekannter Völkerwanderungen und nehmen an, daß die einzelnen Stämme, aus denen sich dann

[1] Dieselbe Verwechslung läßt sich innerhalb der Vätersage nachweisen, wo wir beispielsweise dieselbe Sage in beiden Formen haben: einmal im Gebiete von Mußri spielend mit entsprechendem Kolorit, das andere Mal in Ägypten in demgemäß umgewandelter Ausstattung.

später das Volk Israel zusammengesetzt hat, ihre Sitze allein, vielleicht auch im Bunde mit andern, verschollnen Stämmen, erobert haben und erst im Lande zu einem größern Verband unter dem Drucke der Verhältnisse zusammengefaßt worden sind. Der Stamm, von dessen Herrschaft die Mußrisage ausgeht, gehört, wie wir sehen werden, nicht zu ihnen, sondern ist erst in geschichtlicher Zeit dazu getreten. Die eigentlichen israelitischen Stämme haben ihre Heimat „in der Steppe". Aus der Zeit, wo die Stämme nicht fest geeinigt waren und ein gemeinsames Handeln in der Regel noch nicht (wenn überhaupt) möglich war, haben wir Erinnerungen, die von der Überlieferung unter dem Schema „Richterzeit" untergebracht sind und deutlich die Ansätze zur Herausbildung vereinzelter Stammesfürstentümer, damit also auch eines getrennten Bestehens der einzelnen Stämme, zeigen. Das sind Erzählungen wie die von Jephta in Gilead und Gideon in Manasse, letztere durch Überarbeitungen stark entstellt. Es läßt sich bei beiden noch erkennen, daß es sich um Stammesüberlieferungen handelt, und daß eine Gemeinschaft von Israel nicht vorausgesetzt wird. Erst die spätere Bearbeitung bringt zum Schlusse noch das gesamte Israel gewaltsam hinein.

Die natürliche Entwicklung der Dinge führt dazu, daß der Scheich, der Führer eines Stamms, der ein Gebiet erobert, von dieser Eroberung den Hauptnutzen hat und reichere Machtmittel erhält, die ihn über seine Stammesgenossen erheben. Die Ansässigkeit in einer Stadt und den zugehörigen Ortschaften löst die auf Gleichberechtigung beruhende Stammesorganisation auf und führt zu Herrschaft und Königtum; der freiwillig anerkannte Scheich wird ein auf seine Macht sich stützender König.

Das mußte am ehesten dort der Fall sein, wo die Eingewanderten ähnliche Verhältnisse bereits antrafen, und wo die Eroberung einer Königsstadt für den Sieger nichts anderes bedeutete als die Übernahme der dort vorgefundnen Einrichtungen. Während wir daher in den beiden eben erwähnten Beispielen von „Richtern" die Vertreter einer Landbevölkerung erkennen können, zeigt sich die nächste Entwicklungsstufe, der Ansatz zum Königtume, da, wo sich ein „israelitischer" Stamm im Besitz einer Stadt befindet. Es ist das Stammkönigtum, das sich Abimelech in Sichem gegründet hat. Trotzdem daß es ein frühes Ende fand und ohne nachhaltige Wirkungen blieb, kann es als Beispiel mancher ähnlichen Erscheinung der Zeit gelten, wo sich die israelitischen Stämme in den Besitz der Städte setzten und mit den ersehnten Schätzen der Kultur auch ihre nicht erwünschten Begleiterscheinungen kennen lernten. Das ist die eine Form der Entstehung des Königtums. Sie greift insofern der natürlichen Entwicklung voraus, als sie einen Bruch mit dem eignen Stamme vollzieht und sich dadurch der Hilfsmittel beraubt, durch die es eben groß geworden ist. Eine solche Tyrannis, mehr eine Fortsetzung der vorgefundnen, war daher ohne Bestand. Dauernden Erfolg hatte erst ein aus den Verhältnissen der Weiterbildung des Stammeslebens und den neuen Bedürfnissen heraus entstandnes Königtum, das sich auf die eignen Volksgenossen stützen konnte.

Von einem Zusammenwirken des israelitischen Stämmebunds, welcher der von Merneptah erwähnte sein würde, haben wir nur ein einziges Zeugnis, das sogenannte Deborahlied. Die Prophetin Deborah verdankt jedoch ihre Existenz der an ein Mißverständnis des Textes anknüpfenden Legendenbildung; denn das ganze erzählende Kapitel 4 im Richterbuch ist nichts als eine aus der falschen Auffassung des Liedes durch den oben besprochnen „Prophetenkoder" zurechtgemachte Erzählung. Die Prophetin Deborah ist entstanden aus der Nennung der Stadt Dabrat in Issahar, die im Lied eine hervorragende Rolle spielt. Das Lied selbst, infolge der Mißverständnisse der Überlieferung in seinen Einzelheiten kaum noch enträtselbar, verherrlicht

den Triumph der israelitischen Stämme in einem Kriege. Genannt werden darin fast alle israelitischen Stämme. Die Erwähnung von Benjamin ist aber schwerlich ursprünglich, sondern nur aus dem später empfundnen Bedürfnis entstanden, alle Stämme genannt zu sehen.

C. Das Reich Sauls.

Das Vordringen der Philister im 12. Jahrhundert brachte die Israeliten unter deren Herrschaft. Damit war zweierlei möglich: entweder die kaum eingewanderten Stämme besaßen die Kraft, um die neuen Herren zu vertreiben, oder sie verloren ihr Volkstum und wurden philistäische Unterthanen. Das erstere war der Fall. Gerade der Kampf gegen den neuen Feind gab den Anstoß zu einem engern Zusammenschluß und damit einer Kräftigung des Volkes nach außen hin. Krieg kann nur unter einheitlicher Leitung auf die Dauer erfolgreich geführt werden. Aus einem Zustande fortwährenden Kampfes muß sich schließlich die Macht eines erfolgreichen Führers entwickeln, der zunächst innerhalb seines Stammes durch Vertreibung der Feinde und das dadurch gewonnene Ansehen eine herrschende Stellung gewinnt, d. h. zum König wird und sich von da aus zum Befreier und gleichzeitig Herrn der übrigen Stämme aufwirft.

Das erklärt uns die Rolle Sauls, des Führers von Benjamin im Kampfe gegen die Philister. Eine Zugehörigkeit von Benjamin zum Bunde der nördlichen „zehn Stämme" ist nicht sicher bezeugt; vielmehr spricht der spätere enge Anschluß von Benjamin an Juda beim Verfalle des Davidreichs dafür, daß dieser Stamm in einem Gegensatze zu den nördlichen, bereits früher untereinander geeinigten gestanden hat. Hier, im Gebiete des Stamms, der zwischen dem eigentlichen Philisterland und den israelitischen Stämmen saß, konnte es einem kriegstüchtigen Manne gelingen, sich im erfolgreichen Kampfe gegen die Fremdherrschaft zum Herrn seines Stammesgebiets zu machen und von da aus den Philistern das israelitische Gebiet zu entreißen, das damit ihm, als seinem natürlichen Herrn, zufiel. So ungefähr haben wir uns die Entstehung des Königtums in Israel zu denken. Es ist eigentlich eine Eroberung durch einen bis dahin noch nicht zum Verbande gehörigen kleinen Stamm, also ganz dieselbe Erscheinung, wie sie uns sogleich wieder in der Gründung des Davidreichs entgegentreten wird: eine Eroberung, die als Erlösung vom Philisterjoch empfunden worden sein muß.

Saul ist selbst der Legende stets eine (uns die einzige) sympathische Persönlichkeit geblieben; es ist merkwürdig, daß es der Davidlegende, die doch keine Veranlassung hatte, Sauls Andenken zu pflegen, nicht gelungen ist, dieses zu verwischen. Noch aus der Überlieferung ist zu erkennen, daß er, solange er lebte, alle im Zaume hielt, und daß sich selbst der unternehmende David nicht an ihn wagte. Mit seinem Tode war Israel diesem verfallen; doch Sauls Andenken haben selbst seine Legendenerfinder schonen müssen. Geschichtliches wissen wir wenig von ihm. Der eine Grundton liegt allen Erzählungen über ihn zu Grunde: der Kampf gegen die Philister, durch den er sein Reich gründete, der sein Leben ausfüllte, und in dem er den Tod auf dem Schlachtfelde fand. Ein Stückchen alter Überlieferung hat uns noch eine kurze Angabe über seine sonstigen Kriege erhalten (1. Sam. 14, 47; in der jetzigen Überlieferung verunstaltet): „Er führte Kriege ringsum gegen alle seine Feinde, gegen Moab, die Ammoniter, gegen Aram (so! nicht Edom; gemeint sind die aramäischen Kleinstaaten im Norden Israels und im Ostjordanlande: Geshur, Bet-Maacha, Bet-Rechob), gegen den König von Soba (südlich von Damaskus) und gegen die Philister." Über Sauls Verhältnis zu David schweigt die Überlieferung, soweit sie geschichtlich ist; sie durfte, wie wir sogleich sehen werden, nichts von dem ursprünglichen Gegensatze zwischen Juda und Israel wissen.

D. Das Reich Juda.

a) Das Verhältnis von David zu Saul.

Neben dem Reiche Sauls, in dem Gebiete der weiter südlich am Rande der Steppe in wenig ziviliſiertem Gebiete hauſenden Stämme, hatte ſich mittlerweile ein eignes Königreich auf ähnliche Weiſe wie das Sauls gebildet, nur aus noch weniger vorgeſchrittnen Verhältniſſen heraus: das Reich Davids, als deſſen Hauptſtamm Juda in der Überlieferung erſcheint.

Hier gilt es zunächſt, die auf der Legende beruhende Vorſtellung von David und Juda zu beſeitigen. David iſt recht eigentlich der Held der Sage. Auf ihn, wie auf ſo manche hervorragende Geſtalt der Geſchichte, iſt alles Mögliche: Heroenſagen, Volksſchnurren und dergleichen, übertragen worden, die man von demjenigen Mann erzählte, welcher der Vertreter der größten Macht Israel-Judas war. Seine Zeit erſchien daher der Nachwelt als ein goldnes Zeitalter, wie etwa die deutſche Volksſage Friedrich Rotbart zum Vertreter von des Reiches Herrlichkeit gemacht hat. Daneben aber haben wir noch eine Legende von einer ganz beſtimmten politiſchen Tendenz zu unterſcheiden; ſie bezweckt, David als den Vertreter eines urſprünglich einigen Volkes Israel, zu dem auch Juda gehört, hinzuſtellen. Das iſt die Legende, die, modern geſprochen, von Davids Geſchichtſchreibern und Agenten in Umlauf geſetzt iſt, um in ſeinem Sinne zu wirken und das Volk ſeinem Hauſe zu gewinnen. Nachdem ſie einmal Wurzel gefaßt hatte, iſt ſie in politiſchem Sinne weitergepflegt worden und hat ihre Lebenskraft bewieſen, indem thatſächlich faſt alles, was wir von israelitiſchen Nachrichten haben, in ihrem Sinne geſchrieben iſt.

Dieſer Legende gehört alles an, was darauf hinzielt, eine Einheit von Israel und Juda zu erweiſen, vor allem, was über den bethlehemitiſchen (judäiſchen) Urſprung Davids, ſeine Jugend, ſein Verhältnis zu Saul erzählt wird. Davon iſt nicht das Geringſte geſchichtlich: der hiſtoriſche David iſt ein ganz anderer; glücklicherweiſe hat auch von ihm die Legende einige den thatſächlichen Verhältniſſen entſprechende Erinnerungen erhalten. Danach iſt ſein Emporkommen eng mit der Entſtehung des „Stammes Juda“ verknüpft. Wie die Verbindung von Benjamin mit Israel und die Schaffung eines „Reiches Israel“ das Werk Sauls genannt werden muß, ſo iſt die eines „Stammes“ und Reiches Juda ein Werk Davids.

Im Laufe der orientaliſchen Geſchichte wirft ſich immer wieder ein Stammes- oder Bandenführer zum König auf und beherrſcht ſchließlich ein großes Reich. Auch David iſt ſogar nach der Legende ein ſolcher Bandenführer in Ziklag, weit ſüdlich in der Steppe, in edomitiſchem Gebiet, in dem Lande „Mußri“ gelegen. Je mehr eine ſolche Rolle dem Bilde widerſpricht, das die Legende von dem Vertreter von Israels Größe entwarf, um ſo mehr können wir hierin eine durchaus richtige geſchichtliche Erinnerung erkennen. So hat ſich alſo David eine Zeitlang als Herr eines feſten Platzes behauptet und ſich allmählich eine ergebne Schar geſchaffen, mit deren Hilfe es nicht ſchwer war, die weniger beweglichen Stämme, denen ein Führer fehlte, zu unterwerfen. Ob er, wie die Überlieferung annimmt, die Oberhoheit eines Philiſterkönigs (Achis von Gath) anerkannte, muß dahingeſtellt bleiben; möglich iſt es.

Der natürliche Weg von Davids Eroberungen wies nach Norden. Er hat ſich mehrere Stämme, die ſpäter als Beſtandteile „Judas“ erſcheinen, unterworfen, darunter Kain, Jerachmeel; ein Fürſt, mit deſſen Macht man ſchon rechnen mußte, wurde er durch die Unterwerfung des Stammes Kaleb mit dem Mittelpunkte Hebron. Die Legende enthält dieſe Eroberung in der Geſtalt der Nabalerzählung (1. Sam., Kap. 25), deutlicher kommt ſie zum Ausdruck in der

Thatsache, daß Davids erste Residenz Hebron, der Vorort Kalebs, war. Von nun an galt er als ein König oder Fürst. Eine Erinnerung an diesen Ursprung seiner eigentlichen Macht hat sich noch an einer stets mißverstandnen Stelle (2. Sam. 3, 8) erhalten, wo später Abner von ihm verächtlich als dem „Fürsten von Kaleb" spricht; Abner will sagen: „Bin ich etwa dein Feind David, daß du denkst, ich will (durch Heirat einer Frau Sauls) mir einen Anspruch auf das Königtum erwerben?"

Nördlich stieß an Kaleb das Gebiet des „hebräischen" Stammes Juda. Dieser hatte bis dahin in keiner engern Verbindung mit Israel gestanden. Jetzt unterwarf ihn David und vereinigte ihn dadurch mit Kaleb und den übrigen ihm gehorchenden Stämmen. Die wichtigste Stadt dieses Gebietes, ziemlich an der Nordgrenze gegen Benjamin und Israel gelegen, war Jerusalem. In den Tel-Amarna-Briefen haben wir es bereits als Sitz eines jene Gegenden beherrschenden Fürsten kennen gelernt. Noch die israelitische Überlieferung weiß, daß es, ehe David es eroberte, nicht dem „hebräischen" Juda gehörte, sondern wohl noch immer unter eignen „kanaanäischen", d. h. bereits länger ansässigen, Königen gestanden hatte. Diese „Jebusiter" brauchen aber darum nicht sehr viel älter gewesen zu sein als Juda selbst. Die bloße Thatsache, daß sie im Besitz einer Stadt waren, brachte sie schon in Gegensatz zu den Bewohnern des offnen Lands; sie bildet den Unterschied zwischen „Hebräer" und „Kanaanäer". Der Überlieferung nach hätte David Jerusalem erst nach Unterwerfung des gesamten Israel zu seiner Hauptstadt gemacht. Das ist wenig wahrscheinlich, und der Grund dieser Darstellung ist durchsichtig: Jerusalem sollte eben als Hauptstadt des vereinigten Reichs gelten. Ursprünglich war es wohl nur als Hauptstadt des neueroberten Gebiets gedacht, und David verlegte seine Residenz hierher, als nach dem reichsten Teile seines Lands und an die Grenze desjenigen, das nunmehr das nächste Ziel seiner Eroberungen werden mußte: Israel, das Reich Sauls.

Bis dahin wird David im Einvernehmen mit den Philistern gestanden haben; wenn wir das Getriebe in den Tel-Amarna-Briefen betrachten, so können wir uns kaum vorstellen, daß nicht Philister und David gegen ihren gemeinsamen, gefürchteten Gegner im Einverständnisse gewesen wären. Die Legende hatte freilich allen Grund, diesen Gegensatz zu dem in Nordisrael unvergeßnen Saul zu vertuschen. Sie hat an Stelle dessen eine Freundschaft mit dem Sohne Sauls erfunden. David hatte Glück. Saul fiel im Kampfe mit den Philistern und, sagt die Legende, zur großen Betrübnis Davids. Vermutlich aber hat auch Held David seinen Teil zu diesem Untergange beigetragen.

Damit war das Schicksal des Nordreichs besiegelt. Trotz der tapfern Verteidigung durch Abner ging dem Hause Sauls immer mehr verloren. Es ist natürlich kein Gedanke daran, daß die israelitischen Stämme freiwillig David gehuldigt hätten, wie die Legende annimmt — es kam sogar zu einem Versuche, die Herrschaft für Benjamin zu retten: in dem Aufstande Sebas, dem Scheich des benjaminitischen Gaues Bekr, der sich zuletzt im Norden von Israel, in Abel bet Maëcha zu behaupten suchte (2. Sam., Kap. 20). Da der Legende dieser Aufstand nicht in ihre Darstellung von der freiwilligen Anerkennung Davids paßte, hat sie ihn in die späte Zeit Davids verlegt; doch die Thatsache, daß im Kampfe gegen Seba nur Juda von seiner Südgrenze bis Jerusalem auf Davids Seite steht, spricht zu deutlich: er fand eben sofort nach Sauls Tode statt, als David Miene machte, das israelitische Gebiet zu besetzen. Dieser kann damit nicht gezögert haben, und ein schneller Erfolg muß ihm zu teil geworden sein. Es war Abner nicht möglich, für Ischbaal, den Sohn Sauls, mehr zu retten als das ostjordanische Gebiet. Das eigentliche Israel fiel also ohne weitern Widerstand, als den Sebas, in Davids

Hand. Abner erhielt Ischbaal das Ostjordanland der Überlieferung nach noch einige Zeit. Dann wurde er ermordet, als er (der Überlieferung nach in Hebron) mit David verhandeln wollte, um diesem auch das Ostjordanland auszuliefern. Die Legende gibt als Veranlassung Blutrache Joabs an und ist sehr eifrig, eine Mitschuld Davids zu leugnen; jedenfalls hatte dieser den Vorteil. Ischbaal wurde nun ebenfalls ermordet.

Damit konnte David auch das Westjordanland ohne Schwierigkeit besetzen und war also König von Juda und Israel. Er hatte also fast sein ganzes Reich mit Gewalt erobert. Ursprünglich ein Stammfremder, der die ihm gehorchenden Völker zunächst durch Gewalt, gestützt auf sein Heer, unterworfen hatte, erhielt er selbst nach der Legende nur mit Hilfe seines Heers seine Herrschaft aufrecht. Als seine Heimat, der Gau, von dem er ausging, erschien Kaleb, im weitern Sinne dann Juda; als Hauptstadt hatte er Jerusalem erwählt wegen seiner für diesen Zweck günstigen Lage, gerade in der Mitte der beiden großen Hälften seines Reichs.

b) Jahve.

Nach der Anschauung der orientalischen Völker ist der wirkliche Herr eines Landes der Gott, der genius loci, der Baal, wie er semitisch heißt. In seinem Namen regiert der König; von ihm ist er zur Herrschaft berufen, wie die Babylonier und Assyrer nicht müde werden zu betonen. Wird ein Land nur tributpflichtig gemacht, so behält es seine eigne Verwaltung, seinen König und bleibt Eigentum seines Gottes. Wird es dagegen Provinz, wird es mit dem erobernden Staate verschmolzen, so büßt es das alles ein; und wie der abgesetzte König, so wird auch der Gott abgesetzt. Er wird fortgeführt und in den Tempel des siegreichen Gottes gebracht, wo er nun „vor dessen Antlitz steht", d. h. ihm dient, gerade wie sein unterworfner König vor dem Sieger (vgl. S. 16 und 73). An seiner Stelle aber nimmt der siegreiche Gott Besitz vom Land; ihm wird dort ein Tempel gebaut und ein Kult eingerichtet; damit ist die neue Provinz in den Staatsverband aufgenommen. Was einen Gott hat, ist ein Volk; und nur das ist ein Volk, was einen eignen Gott besitzt.

Im Lande, von wo David ausgegangen war, ist der Gott zu Hause, den die Legende als den Gott ganz Israels hinstellen will. Im Gebirge Edoms, auf dem Sinai (den noch das Deborahlied in Edom, d. h. in Mußri, kennt, während ihn erst die spätere, vom „Auszug aus Ägypten" beeinflußte Anschauung auf der Sinaihalbinsel sucht) und Seir, ist seine Heimat; dort kennt sie noch die Anschauung der Königszeit. Davids Gott, der ihm die Macht verliehen, in dessen Namen er Juda und Israel unterworfen hatte, war also der Gott von Mußri. Wenn David neue Länder unterwarf, sie zu seinem Gebiete hinzufügte, dann mußte er dies in den neu erworbnen dadurch zum Ausdrucke bringen, daß er an Stelle der alten Stammkulte den seines Gottes einsetzte. Dieser Gott hieß Jahve (Jehovah ist eine falsche Vokalisierung des später von den Juden nie ausgesprochnen Gottesnamens, welche die Vokale des anstatt des Namens ursprünglich gelesnen adonai [mein Herr] enthält).

Vor David hatten keine Beziehungen zwischen Israel und Juda, geschweige denn Kaleb bestanden. Damit ist ausgeschlossen, daß Israel den Gott Jahve früher als eignen Gott verehrt hat. Dort hat jeder Stamm seinen eignen Gott gehabt. Zwar hat es auch gemeinsame Bundesheiligtümer mit allgemein anerkannten Göttern gegeben, aber Jahve war nicht darunter: diesen konnten sie erst erhalten, nachdem sie von dem Lande Mußri aus unterworfen worden waren. Die Legende, die, Jahve zum Gotte von Gesamt-Israel stempelnd, den Begriff eines einigen Volkes Juda-Israel in der Denkweise ihrer Zeit veranschaulicht, ist in ihrer Absicht also

durchsichtig: sie spricht im Namen und im Geiste Davids. Danach ist die ganze uns vorliegende Darstellung der Vergangenheit Israels und Judas nichts anderes als eine davidische Geschichtslegende: in ihrem Geist ist alles gehalten, was von einheimischen Aufzeichnungen auf uns gekommen ist. Nun verstehen wir, wie aus Mußri, der Heimat Davids, Ägypten als Heimat des gesamten Volks werden konnte: Israel sollte eben Davids Volk sein; darum mußten seine Geschichtschreiber und Sänger die Vergangenheit in diesem Lichte darstellen. Man wird fragen: ist es denn überhaupt möglich, daß eine Überlieferung so ganz auf den Kopf gestellt wurde? Haftete keine Erinnerung daran, daß einst Saul und die Helden der Vorzeit zu andern Göttern gebetet hatten als Jahve? Eine solche Erinnerung mag bestanden haben; bis zum Untergange von Samaria ist sie zweifellos im Norden gepflegt worden. Aber alles, was auf uns gekommen ist, ist im Sinne jener Legende gehalten; alles andere wurde von der Aufbewahrung durch das Judentum ausgeschlossen. Auch in der islamischen Überlieferung kann man sich zwei Jahrhunderte nach Mohammed, und noch früher, nicht mehr die geringste Vorstellung von den wirklichen Verhältnissen vor der Offenbarung Allahs machen; auch dort ist der Überlieferung durch die mohammedanische Legende ein neuer Geist für immer aufgedrückt worden.

Es ist gewiß ein Zeichen von der Bedeutung Davids, wenn die Lebenskraft der Legende, die im Sinne seiner Politik umlief, die Überlieferung der Folgezeit in so hohem Grade beeinflussen konnte. Gelegentlich ist sie auch zu politischen Zwecken belebt worden; namentlich ist der Name Jahves zuzeiten die Fahne politischer Bestrebungen in Israel wie Juda gewesen. Daß man mit Berufung auf die Errungenschaften des Davidreichs in späterer Zeit wohl beim Volke Gehör finden konnte, ist nicht wunderbar: thatsächlich war Davids Regierung die einzige, unter der Israel als geeintes Reich neben die übrigen palästinensischen und syrischen hatte treten können. So erschien Davids Zeit als die gute, alte Zeit, wo Israel mächtig war; seine Schattenseiten, oder der Widerstand, den es beim Volke gefunden hatte, die waren bald vergessen.

Davids Macht erstreckte sich weit über die Grenzen von Juda und Israel hinaus. Er hat Edom unterworfen. Diese Verbindung hat länger gedauert als die mit Israel: Israel riß sich zuerst los, während Edom noch lange mit Juda vereinigt blieb. Lag doch die Heimat von Davids Anfängen und Jahves auf edomitischem Boden! Ferner hat David Moab unterworfen. Auch hier zeigte sich seine Energie im Erfolge: Moab ist noch lange nach der Trennung des Reichs unterthan geblieben; es gehörte jedoch naturgemäß zu Israel. Auch mit Ammon hat David Kämpfe gehabt; indessen führten sie zu keiner dauernden Unterwerfung. Über das israelitische Gebiet hinaus in nördlicher Richtung, wie spätere Überlieferung will, ist er nicht gedrungen. Im Norden von Gilead stießen an israelitisches Gebiet und ragten hinein die kleinen Aramäerstaaten von Soba und Geshur; mit diesen kam er in freundliche und feindliche Berührung, ohne sie dauernd zu unterwerfen. Damaskus, bald der Gegner Israels, lag noch zu fern und war wohl noch nicht erstarkt. Während seiner Regierung sind die Philister endgiltig auf ihr Küstengebiet beschränkt worden; sie haben keinen größern Versuch mehr gemacht, gegen Israel vorzudringen.

Bereits in das Ende von Davids Leben muß der Aufstand Absaloms gefallen sein. Die Legende läßt uns nicht klar blicken. Doch das eine ist deutlich: Davids Sympathien waren mit dem Aufständischen; er war bereits eine willenlose Puppe in den Händen Joabs und der Militärpartei. Es wird nicht gesagt, wem Joab den Thron sichern wollte; vermutlich war es schon damals Adonija. Als Absalom gefallen war (von Joab trotz des Verbotes Davids erschlagen), da klagt David um ihn. Joab aber fährt ihn ehrfurchtslos an und gibt ihm ganz

unverblümt zu verstehen, daß es mit seiner Herrlichkeit aus sei, wenn er sich nicht zusammennähme. Beachtenswert ist übrigens bei dem ganzen Aufstande, daß auch David, wie einst Ischbaal, der Sohn Sauls, seine Zuflucht im Ostjordanlande suchte und fand. Ausführlich werden uns die Machenschaften geschildert, wodurch man bemüht war, den vollständig stumpf gewordnen David zu einer Äußerung zu gunsten der Thronfolge Salomos zu bestimmen. Die Parteiungen am Hofe liegen hier bereits klar vor uns. Salomo ist der Mann der Priesterpartei, während die Militärpartei, vertreten durch Joab, Adonija auf den Thron erheben will. Die Überlieferung macht in ihrer Naivität gar kein Hehl aus den Mitteln, mit denen die Priesterpartei siegte; den wirklichen Hergang können wir in ihr natürlich nicht finden. Das Ergebnis ist trotzdem klar. Salomo gelang es, sich den Thron zu sichern; und bald war der Vorwand gefunden, um den Nebenbuhler Adonija und seinen Parteigänger Joab trotz der versprochnen Sicherheit aus dem Wege zu räumen.

c) Salomo.

Salomo war durch die Priesterpartei auf den Thron gekommen; zum Willensvermittler des Jahve, den David zum Herrn über Israel gemacht hatte, war damit die Partei geworden, auf die sich der neue König stützte, statt auf die ergebne Leibwache seines Vaters. Die Überlieferung, die im Sinne der Priesterpartei spricht, hat ihn dafür zu ihrem Lieblingshelden erkoren, trotzdem daß sie noch mehr Mühe gehabt hat, aus ihm eine sittlich hochstehende Persönlichkeit zu schaffen, als aus David, der doch wenigstens bei allen seinen unschönen Charakterzügen das eine Anerkennenswerte bot, daß er durch eignes Verdienst erworben hatte, was er besaß. Unter all den Abenteurern und Bandenführern, die sich untereinander den Besitz des Landes streitig machten, hatte sich David als der überlegne bewiesen; um ihn gerecht zu beurteilen, darf man nur den Maßstab der Beduinenmoral (und Beduinen haben Räubermoral) anlegen. Von Salomo weiß die ältere Überlieferung nicht viel zu berichten. Dem Manne der Priesterpartei wird als sein größtes Verdienst seine Erbauung des Tempels zugewiesen — eine Besiegelung des Einverständnisses mit seinen Anhängern. Sonst haben wir nur einige unzusammenhängende Nachrichten über seine Regierung. Die Angaben über eine Ausdehnung seiner Macht bis an den Euphrat (Tiphsach-Thapsacus) ist erst in nachexilischer Zeit erfunden, um den Liebling der hierarchischen Legende, von dem die Entwicklung ausging, die im Judentume gipfelte, auch als mächtigen Herrscher hinzustellen. Eben dahin gehört die Legende von der „Weisheit" Salomos. Man fand in seiner Geschichte nichts Lobenswertes, als seine „Weisheit"; indem er sich auf die Priesterschaft statt auf das Heer stützte, hat er sie ja genügend erwiesen.

Sonst bietet seine Regierung das Abbild einer der vielen orientalischen. Er suchte den äußern Glanz eines mächtigen Königs vor Augen zu führen, indem er große Bauten aufführte und einen gewaltigen Hofstaat unterhielt. Um die Kosten für seine Bauten zu bestreiten, soll er an Hiram von Tyros sogar Gebiet abgetreten haben. Hierin sowie in einer Angabe von überseeischen Handelsunternehmungen auf dem Roten Meere tritt uns die Thatsache entgegen, daß der halbnomadische, barbarische Stamm Juda-Kaleb, mit dem David sein Reich erobert hatte, durch den Einfluß der bereits mehr kultivierten Nordstämme zurückgedrängt worden ist; das kultivierte Land, also Israel, ist mit seinen Einrichtungen maßgebend geworden. Die beherrschte Kultur unterwirft den rohen Sieger.

Wichtig ist die einzige Angabe über eine kleine Gebietserwerbung Salomos. Er soll eine „Tochter" des Pharao, das würde natürlich nur die Tochter einer Haremsfrau gewesen sein, zur Frau gehabt und als Mitgift das bis dahin selbständige Gezer erhalten haben. Diese Angabe

würde ihr Licht durch die Zustände erhalten, wie sie uns die Tel-Amarna-Briefe schildern. Salomo hätte offenbar im Geiste der Rib-Addi, Abi-milki und seines Vorgängers auf dem Throne von Jerusalem, Abd-chiba, an den Pharao geschrieben und seine Ansprüche auf Gezer geltend gemacht. Er hätte sich als „getreuen Diener seines Herrn" hingestellt und dem Fürsten von Gezer seine Stadt abprozessiert. Daraus würde aber folgen, daß sich die ganze bisherige Entwicklung thatsächlich immer noch unter (wenn auch zeitweilig sehr loser) Oberhoheit Ägyptens vollzogen hätte. Indessen ist es wahrscheinlicher, daß auch hier der öfter vorkommende Irrtum der Überlieferung vorliegt, die aus dem König des (arabischen) Muṣri den Pharao von Ägypten gemacht hat. Wir erblicken hierin ein Zeugnis für die Beziehungen der arabischen Handelsstaaten (vgl. S. 236) zu Palästina.

Das ist die Regierung des mächtigen und „weisen" Salomo, dessen Weisheit die Überlieferung durch allerhand Schnurren zu belegen sucht. Doch es kommt auch die Stimme des Beschreibers der Prophetenleben zum Vorscheine, die der Zeit der Feindschaft zwischen Prophetentum und herrschenden Parteien entstammt und ihren klassischen Ausdruck in der Gegnerschaft Samuels gegen das Königtum findet: Salomos Regierungskünsten wird ganz unverhüllt die Schuld an dem Zerfalle des Reichs gegeben. In der That stellen sich die Verhältnisse so dar, daß die entwickelteren Gegenden, die nördlichen, unter der Herrschaft der weniger entwickelten standen; Salomo hat also jene ausgesogen. Sein Stammland muß davon den Vorteil gehabt haben, indem es mit der Kultur nun in engere Berührung kam. Das mag den herrschenden Parteien in Jerusalem sehr erwünscht gewesen sein, weniger den beherrschten im Norden. Dazu kam, daß sich auch die Nachteile der Zivilisation jetzt in Jerusalem geltend machten. Das rohe, aber kriegerische Kaleb war ersetzt worden durch ein dem zivilisierteren Norden gleichgewordnes Jerusalem. Damit war aber auch die Grundlage von Davids Überlegenheit über Israel in Wegfall gekommen. Juda stützte sich nicht mehr auf die rohe Kraft und die Raubgier der Beduinen: es war Kulturstaat geworden und lernte nunmehr den seinen Verhältnissen entsprechenden schwächenden Einfluß dieser Kultur kennen. Jetzt, wo es sich um den Kampf unter gleichen Verhältnissen handelte, siegte der vorgeschrittnere Teil. Die Nordstämme waren in der Kultur überlegen; sie besiegten Juda. Das kommt zunächst in der Losreißung zum Ausdruck, dann aber sehr bald in einer thatsächlichen Herrschaft von Israel über Juda.

E. Die Teilung des Reichs und die Herrschaft Israels über Juda.

Die Losreißung Israels von Juda ist nicht nur ein Kampf gewesen, den die beiden Reichshälften untereinander abmachten, wie die Überlieferung es schildert. Die ägyptischen Inschriften lehren deutlich genug, daß die Eroberung von Jerusalem durch den Pharao Shoshenk damit in Zusammenhang gestanden hat. Wie sich Rehabeam zu diesem gestellt, und was ihn veranlaßt hat, sich als weniger „getreuen Diener" Ägyptens zu zeigen, wissen wir nicht. Klar ist aber, daß der Pharao die nordisraelitischen Städte zum größten Teile dem Rehabeam weggenommen und an Jerobeam gegeben hat; die Überlieferung weiß ja noch von dessen Aufenthalt in Ägypten. Was sie darüber berichtet, ist natürlich von der Legende entstellt und im Lichte der Tel-Amarna-Briefe zu betrachten. Jerobeam war es eben gelungen, bei Hofe bessere Trümpfe auszuspielen als Rehabeam; der Nordisraelit hatte mehr von den Kampfmitteln, womit die Gegensätze der Kulturwelt ausgefochten werden, für die Fürsprecher bei Hofe als der König von Jerusalem. Ob sich Rehabeam auf eine andre Hilfe bei seinem Widerstande gegen den Pharao verlassen hat, wissen wir nicht; denkbar wäre, daß schon er mit dem jetzt emporkommenden

Damaskus rechnete. Jedenfalls wurde dieses sehr bald durch die unausbleiblichen Kämpfe zwischen den nunmehr getrennten beiden Reichshälften Herr und Schiedsrichter der palästinensischen Angelegenheiten, da Ägypten nach Shoshenks letztem Vorstoße nicht mehr energisch eingegriffen zu haben scheint und Assyrien noch nicht auf dem Schauplatz erschienen war.

Die größre Macht von beiden Staaten hatte von vornherein Israel. Dieses zeigte sehr bald seine Überlegenheit. Von dem Kriege, der „immer zwischen Rehabeam und Jerobeam war" (1. Kön. 14, 30), berichten uns die Königsbücher nicht mehr. In ihrem Bestreben, alles nach ihrer Anschauung von Jahve als dem Gotte ganz Israels zu beurteilen, haben sie uns aber eine wichtigere Angabe erhalten. Sie bestätigt, daß Jerobeam das gethan hat, was wir von ihm von vornherein erwarten mußten. Er mußte dem Volke zum Bewußtsein bringen, daß er nicht eins sei mit Juda. In seinem Interesse lag es daher, der Vorstellung von der Berechtigung der Herrschaft Davids entgegenzutreten. Er mußte also versuchen, den Kult Jahves auszurotten und dafür die alten Volksheiligtümer wieder zu heben. So war er bemüht, die beiden alten Heiligtümer von Betel und Dan (die er natürlich nicht, wie die Legende will, erst mit Götterbildern versah) von neuem in Aufnahme zu bringen. Man muß dabei bedenken, daß die großen Feste, die an solchen Orten gefeiert wurden, ihre Hauptbedeutung nicht von ihrer religiösen Seite als Feste empfingen, sondern daß sie einen viel weiter gehenden volkswirtschaftlichen Einfluß ausübten: sie waren die Märkte, die das gesamte Volk unter dem Schutze des Friedens des Heiligtums abhielt. Daher mußte ein König von Israel noch mehr darauf bedacht sein, den Verkehr vom Jahveheiligtum in Jerusalem abzuhalten und die Vorteile, die ein solcher Verkehr der andern Hauptstadt bot, ihr zu entziehen. Da dem neuen prächtigen Jahveheiligtume damit der größte Teil seiner Einkünfte verloren ging, hatte die Priesterschaft Jahves allen Grund, Jerobeam als den Typus eines jahvefeindlichen Königs hinzustellen.

Der Überlieferung nach folgte auf Jerobeam sein Sohn Nadab, der nur zwei Jahre (etwa um 910) regiert hätte. Er soll, bei der Belagerung des philistäischen Gibbethon, von Baësa aus dem Stamm Issachar ermordet worden sein. Die neue Dynastie hat sich also nicht lange behauptet; und die Unruhen, die für das Zehnstämmereich bezeichnend sind, ließen nicht lange auf sich warten. Baësa wurde König und regierte der Überlieferung nach etwa 910—886. Er bedrängte Juda hart. Um jeden Verkehr nach Jerusalem unmöglich zu machen, befestigte er wenig nördlich von Jerusalem einen Ort Rama. Asa war dadurch gezwungen, sich Bir-idri von Damaskus in die Arme zu werfen und dessen Schutz und Oberhoheit zu erbitten. Bir-idri nahm natürlich mit Freuden an. Er fiel in Nordisrael ein und zwang Baësa dadurch, die judäische Grenze freizugeben. Die Zwingburg Rama wurde wieder geschleift; doch Juda war Vasall von Damaskus geworden, und auch Baësa blieb nichts anderes übrig, als sich diesem zu beugen, wie seine Vorgänger vor Ägypten. Baësas Sohn, Ela, soll ebenfalls nur zwei Jahre regiert haben und von dem Heeresobersten Simri ermordet worden sein, der ihn von Gibbethon aus, wo das Heer lag, in der Residenz Thirßa überfiel. Die Überlieferung nimmt also an, daß die beiden ersten israelitischen Dynastien je aus zwei Königen bestanden, deren zweite Könige nach zwei Jahren Regierung ermordet wurden; und bei beider Ermordung ist das vor Gibbethon lagernde Heer beteiligt. Man hat, daran Anstoß nehmend, daraus geschlossen, daß diese Überlieferung unzuverlässig ist.

Simri vermochte sich nicht zu behaupten. Das Heer war nicht für ihn, sondern für den Oberbefehlshaber Omri. Dieser rückte an der Spitze des ganzen „Volks" (ein Volksheer wird hier noch vorausgesetzt) vor Thirßa, wo Simri in den Flammen des Königspalastes den Tod

suchte. Indessen ist Omri nicht ohne weiteres als König anerkannt worden; denn „ein Teil des Volks hing Thibni, dem Sohne Ginaths, an". Dieser scheint sich eine ganze Zeit als Gegenkönig behauptet zu haben, bis er Omri unterlag. In Israel bestanden also Parteiungen, die den verschiednen Lebensverhältnissen der vom Bauernleben zu einer höhern Zivilisation vorgeschrittnen Bevölkerung entsprochen haben dürften. In den unausbleiblichen Wirren, die solche Gegensätze immer wieder hervorrufen mußten, konnte nur mit der Stütze eines starken Königtums, einem zuverlässigen Heere, durchgegriffen werden. Das haben Omri und sein Haus, Davids Beispiel befolgend, gethan. Im Innern hat man die Politik einer Hebung des Verkehrs befolgt und sich daher mit dem Auslande, namentlich mit Tyros, gut zu stellen gesucht; Omris Sohn Ahab hatte eine tyrische Königstochter, Izebel, zur Frau. Omris Verhältnis zu Damaskus ist nicht angedeutet; wahrscheinlich ist jedoch, daß er dessen Oberhoheit anerkannt, ja durch die Anerkennung sich wohl erst auf dem Throne befestigt hat. Er hat Moab wieder unterworfen, dessen Verhältnis zu Israel bei der Trennung gelockert worden war; und zweifellos war wohl er es, der auch Juda unter seine Oberhoheit gebracht hat: unter Ahab ist dieses Verhältnis bezeugt. Er hat Samaria statt Thirßa zur Hauptstadt des Reichs gemacht.

Omris Politik ist nach außen und innen von seinem Sohn *Ahab* weiter verfolgt worden. Er ist Vasall von Damaskus, verfügt über ein starkes Heer, sucht den Verkehr mit dem Auslande zu heben und verhält sich daher *allem Fremden* gegenüber *freundlich*. Dadurch erregt er den *Widerspruch der Bauern*bevölkerung: in der Überlieferung stoßen wir darauf im Eifern der Propheten Jahves, d. h. des Gottes des bäurischen Juda, gegen die Baalim, die Götter der fortgeschrittneren Fremden. Dieser natürliche Widerstand der unter der Entwicklung des Handels und dem Umsichgreifen des militaristisch-feudalen Wesens leidenden Bauernschaft gegen die herrschenden Klassen hat in den derwischartigen Gestalten eines *Elia* und *Elisa* seine Wortführer. Juda war von Ahab abhängig, und sein König Josaphat leistete ihm Heeresfolge. Das Verhältnis zu Damaskus tritt klar zu Tage in der ersten Angabe über israelitische Geschichte, die zeitlich feststeht. Im Jahre 854 sah Salmanassar II. in der Schlacht bei Karkar im Heere *Bir-idris* von Damaskus auch das Kontingent Ahabs von Israel, das dieser als Lehnsmann von Damaskus gestellt hatte (vgl. S. 119); Juda wird als von Israel abhängig natürlich nicht genannt. Die Angriffe Assyriens auf Damaskus werden Ahab angespornt haben, von diesem loszukommen. Allein Salmanassar wurde von Bir-idri stets zurückgeschlagen; und Ahab fand in einem der Kämpfe, in denen er sich gegen Bir-idri zu behaupten versuchte (wohl bald nach der Schlacht bei Karkar, also etwa 853), bei Ramoth in Gilead seinen Tod.

Sein Sohn Ahasja hat wahrscheinlich zunächst die Oberhoheit von Damaskus weiter anerkennen müssen und ebenso dessen Bruder Joram, der ihm nach angeblich nur zwei Jahren auf dem Throne folgte. Dieser würde also bei Salmanassars folgenden Feldzügen Bir-idri haben Heeresfolge leisten müssen. Auch er hat jedoch es kaum an Versuchen fehlen lassen, sich frei zu machen, und soll in einem Kampfe, den er ebenfalls bei Ramoth in Gilead gegen Bir-idri (oder schon Hazael) auszufechten hatte (etwa 843 oder 842), Wunden empfangen haben, zu deren Heilung er sich nach Hause begeben wollte, als er dem Aufstande Jehus zum Opfer fiel.

F. Jehu.

a) Das Reich Juda bis zum Aufstande Jehus.

Juda war von Anfang an dem Nordreiche gegenüber im Nachteile gewesen. Dieses verdankte seine Freiheit dem Eingreifen oder doch der Gutheißung des Pharao; und Rehabeam

hatte durch Sheshonks Züchtigung und Brandschatzung schwer zu leiden (vgl. S. 197). Es ist ein Beweis für die Nachhaltigkeit von Davids Maßregeln, daß Edom damals Juda verblieb, trotzdem von einem Nachkommen des alten Königshauses (Hadad laut Überlieferung) angeblich bereits unter Salomo (1. Kön. 11) der Versuch gemacht wurde, es mit ägyptischer Unterstützung selbständig zu machen.

Weder Rehabeam noch sein Sohn Abia können lange regiert haben. Asa, der Nachfolger des letztern, lernte Israels Übermacht unter Baësa kennen und mußte die Oberhoheit von Damaskus nachsuchen, um sich seiner zu erwehren. Der „Deuteronomiker" der Königsbücher lobt ihn; die Priesterherrschaft muß also unter ihm geblüht haben. Auch Josaphat soll ein frommer Mann gewesen sein. Juda ist jetzt nicht mehr direkt von Damaskus abhängig, sondern steht unter der Oberhoheit von Israel; denn Josaphat leistete Ahab Heeresfolge, sowohl als er bei Karkar für Damaskus zu Felde zog, als auch gegen diesen Oberlehnsherrn in Gilead. Sonst wird noch berichtet, daß er versucht habe, die von Salomo betriebne Schiffahrt auf dem Roten Meere wieder aufzunehmen.

Sein Sohn Joram tritt uns ebenfalls als getreuer Anhänger des Nordreichs unter Ahasja und seinem Bruder Joram entgegen. Er hat offenbar ganz unter dem Einflusse seiner Frau Athalja gestanden. Diese Thatsache zeigt uns, wie die Omriden es verstanden hatten, die Herrschaft, die sie durch ein kräftiges Heer begründet hatten, auch durch andere Mittel zu befestigen. Athalja war die Tochter Ahabs und Schwester des israelitischen Joram. Die Rolle, die sie spielte, beweist, daß thatsächlich der Einfluß der Omriden auch schon unumschränkt in Juda herrschte. Diese standen dicht vor dem Ziele, durch Verschmelzung der beiden Königsfamilien (man beachte die gleichen Namen in beiden!) das Davidreich wiederherzustellen, aber — diesmal von Israel aus und unter dessen Vorherrschaft.

Unter Joram riß sich Edom los. Ein Versuch, es wieder zu unterwerfen, scheint sehr übel für den König von Juda verlaufen zu sein. Auf ihn folgte sein und Athaljas Sohn Ahasja, dem seine Mutter die Thronfolge zu sichern verstanden hatte. Damit schien das Ziel der Omriden schon fast erreicht zu sein, als die Gegenpartei ihren Schlag führte und das stolze Königshaus vernichtete; Ahasja hatte seinem Lehnsherrn und Oheim Joram von Israel Heeresfolge nach Gilead geleistet, als beide dem Aufstande Jehus zum Opfer fielen.

b) Der Aufstand.

Jehu, das Haupt des Aufstands, war ebenso wie Omri ein Heerführer. Er gewann das Heer für sich, als er in Gilead im Felde stand, und Joram, um seine Wunden zu heilen, nach Hause gegangen war. Das Heer gibt jetzt den Ausschlag; wie immer, konnte die Stütze eines starken Königtums auch sein gefährlichster Feind werden. Der Verlauf des Aufstands war nach der Überlieferung der, daß Joram und mit ihm sein Vasall Ahasja von Juda ermordet wurden. Der Streich war deutlich gegen das ganze Haus Omri und seine Anhänger, d. h. den Sohn der Omridentochter in Juda, geplant gewesen. Allein in Juda gelang es der energischen Athalja, sich mittels des Heers (der Stütze der Omriden) zu behaupten. Bekannt ist, daß sie alle männlichen Nachkommen ihres verstorbnen Mannes ermorden ließ. Das erscheint als eine unverständliche Grausamkeit, hat aber ihren Grund in der sehr einfachen Thatsache, daß der ermordete Ahasja ihr und des judäischen Joram einziger Sohn gewesen war, während die übrigen Söhne von andern Frauen abstammten. Mit dem Tod ihres Sohnes wäre also die Herrschaft rechtmäßig an einen der übrigen Söhne gekommen, der kein Omridenblut in seinen

Erklärung der umstehenden Tafel.

Das Denkmal Assarhaddons zeigt den König in übernatürlicher Größe. Vor ihm kniet der Kuschit Taharqa, erkenntlich an den Wulstlippen und der Uräus-Schlange, und der Tyrier Ba'al, beide an Ringen gehalten, die durch ihre Lippen gelegt sind. Oben rechts die Symbole des Tierkreises. Der untere Teil der Vorderseite und die ganze Rückseite sind mit einer Inschrift aus dem Jahr 670 v. Chr. bedeckt, welche den Bericht über die Eroberung Ägyptens enthält. „Als Assur und die großen Götter, meine Herren, mir zu ziehen befohlen hatten, durchzog ich steile Berge und gewaltige Wüsten, Orte des Durstes, frohgemut und wohlbehalten. Taharqa, den König von Ägypten und Kusch (Nubien), den die großen Götter haßten, schlug ich von Is-chupri bis nach Memphis vollkommen, einen Weg von 15 Tagen hintereinander, und verwundete ihn selbst mit der Spitze der Lanze fünfmal lebensgefährlich. Memphis, seine Hauptstadt, eroberte ich in einem halben Tage durch Breschelegen und zerstörte es durch Feuer. Die Frauen und Eunuchen seines Harems, Usanachur, seinen Sohn-Thronfolger, seine übrigen Söhne und Töchter, sein Hab' und Gut, Rosse und Vieh, schleppte ich in zahlloser Menge nach Assyrien. Kusch trennte ich von Ägypten und ließ keinen [Kuschiten] darin übrig. Über ganz Ägypten setzte ich meine Beamten und Statthalter. Steuern und Abgaben für Assur und die großen Götter, meine Herren, setzte ich auf ewig fest; Tribut und Abgabe für mich als König legte ich ihm für immer auf."

(Vom deutschen Orient-Komité zu Sendschirli ausgegraben; jetzt in den Königl. Museen zu Berlin.)

Die zu der von zwei Seiten eines viereckigen Obelisken genommenen Darstellung des Tributes Jehus an Salmanasser II. gehörige Inschrift vom Jahr 842 v. Chr. lautet: „Tribut Jauas, des Sohns (d. h. Nachfolgers) Omris: Silber, Gold, verschiedene Gegenstände (Geräte 2c.) aus Gold, Blei, ... Holz, königliche Habe, Stäbe, empfing ich von ihm." Dazu paßt der Bericht einer andern Inschrift: „In meinem 18. Regierungsjahre (842) überschritt ich zum 16. Male den Euphrat (besiegte und belagerte Hazael von Damaskus). Damals empfing ich den Tribut der Tyrier, Sidonier und von Jaua, Sohn Omris."

(London, Britisch Museum.)

Das Denkmal des Königs Assarhaddon auf die Bezwingung Ägyptens. — Der Tribut des israelitischen Königs Jehu an Salmanassar II.

Adern hatte. Somit blieb ihr nichts übrig, als die Taktik ihrer Gegner zu befolgen, wenn sie die immerhin Erfolg versprechende Politik ihres Hauses nicht aufgeben wollte. So scheiterte an ihrer Thatkraft das vollständige Gelingen des Aufstands. Nur in Israel waren die Omriden ausgerottet und Jehu König.

Welches waren aber die tiefern Ursachen des Aufstands? Die Prophetie war den Omriden feindlich gesinnt. In den Propheten Jahves, die ihre Ideen aus der Heimat des Jahvekults, d. h. aus Juda-Kaleb, bringen, spricht sich die Anschauung und das Verlangen des Volks, namentlich des noch weniger wirtschaftlich entwickelten des Südens aus, gegenüber der Politik der Omriden, die auch Juda in ihre Gewalt gebracht hatten. Es ist der Widerstand des Nomaden und Bauern gegen die ihn benachteiligende Kulturentwicklung; es ist die Auflehnung des nationalen Volkstums (dessen ideeller Ausdruck seit David Jahve als Nationalgott ist) gegenüber der den Berührungen mit dem Auslande günstigen Politik des herrschenden Königshauses (das als Verehrer der fremden Baalim erscheint). Es tritt im Verlaufe des Aufstands deutlich zu Tage, daß dieser Widerstand von Juda, wenn nicht ausging, so doch stark unterstützt wurde: ausdrücklich werden hier als seine Urheber ein Stamm Rekab (Rechabiten; S. 125) genannt, der im Süden Judas am Rande der Steppe in den einfachen Verhältnissen eines den Anschauungen des Nomadenlebens noch nicht ganz entfremdeten Ackerbaus lebte, und dessen Kult der — Jahves gewesen sein soll. Nimmt man dazu die Unterstützung der Jahvepropheten, die für Jehu ausdrücklich durch die Elisalegende bezeugt ist, so sieht man, welche Forderungen von den Umstürzlern gestellt worden sind. Hier handelt es sich nicht um einen bloßen Militäraufstand, sondern um das Aufeinanderprallen zweier Bevölkerungsklassen.

Unzufriednen Versprechungen zu machen und diese nachher zu verwirklichen, das sind zwei verschiedne Dinge. Von dem Augenblick an, wo Jehu König geworden war, mußte er wohl oder übel im wesentlichen dieselbe Politik verfolgen wie seine Vorgänger. In Juda war sein Plan durch Athaljas Eingreifen mißlungen. Das Davidreich, für das die ihn unterstützenden Jahveverehrer gekämpft hatten, konnte nicht wiederhergestellt werden; Jehu war auf Israel beschränkt. So mußte er dem Kulte des Südreichs, dessen er sich für seine Zwecke bis dahin bedient hatte, entsagen, da er als König von Israel im natürlichen Gegensatz zu Jahve stand, der sich in den Händen Athaljas befand. Darum verzichtet er auf den Jahvekult und dient von nun an Israels alten Göttern, obgleich er im Namen Jahves ausgezogen war.

Auch nach außen hin zwangen ihn die Verhältnisse sehr bald, den nationalen Gedanken, die ihm auf den Thron hatten helfen müssen, zu entsagen. Er mußte, um sich seine Herrschaft zu sichern, die Anerkennung der mächtigen Staaten suchen, und hat offenbar von Anfang an mit den damaligen politischen Verhältnissen gerechnet. Sein Aufstand wird etwa in das Jahr 843 oder erst 842 fallen: in diesem Jahr erschien Salmanassar auf seinem Zuge gegen Hazael vor Damaskus. Er nennt Jehu als Tributzahler (siehe die beigeheftete Tafel „Das Denkmal des Königs Assarhaddon auf die Bezwingung Ägyptens. Der Tribut des israelitischen Königs Jehu an Salmanassar II."); dieser hat sich also beeilt, statt bei Damaskus, das bis dahin geherrscht hatte, bei der neuen Macht einen Rückhalt zu suchen. Das war vielleicht dem augenblicklichen Wunsche der nationalen Partei gemäß gehandelt — in Wirklichkeit mußte es schließlich eben dahin auslaufen, wohin die Politik der Omriden gezielt hatte. Nachdem Salmanassar 839 noch einmal vergeblich versucht hatte, Hazael zu unterwerfen, gab er seine westlichen Eroberungsversuche auf. Damit kam Jehu ins Gedränge; denn Hazael ging natürlich nun daran, ihn wieder zu unterwerfen. Ob Jehu nach wie vor an Assyrien seinen Tribut gezahlt

hat, wissen wir nicht; doch dem Hazael hat er sich nicht unterworfen. Er leistete diesem Widerstand und verlor im Kampfe das Ostjordanland. Juda, das ihm durch Athalja entgangen war, scheint ihm auch nach deren Sturze nicht wieder unterthänig geworden zu sein; der Jahvepartei hatte er ja auch entsagen müssen.

c) Israel unter assyrischer Vorherrschaft.

So bedeutet Jehus Regierung, die eine Wiederherstellung des Davidreichs hatte bringen sollen, einen Sturz Israels von der bis dahin, namentlich unter den Omriden behaupteten Höhe. Auch unter seinem Sohne Joahas ging es rückwärts. Israel geriet immer mehr durch Hazael ins Gedränge, da assyrische Hilfe ausblieb; die Überlieferung meldet (2. Kön. 13, 3), daß Israel ganz in dessen Gewalt gekommen sei. „Da ließ Gott Israel einen Retter erstehen" — die Überlieferung scheut sich, diesen Retter zu nennen; es war Assyrien. Ramman-nirari unterwarf damals (um 800) Mari' von Damaskus (S. 120). Auch sein Sohn und Nachfolger Joas verharrte im assyrischen Lehnsverhältnis und war dadurch im stande, verlornes Gebiet (wohl ostjordanisches) von Damaskus zurückzuerobern. Selbst Juda wird damals wieder unterworfen worden sein; Amasja von Juda versuchte vergeblich, sich freizumachen. Ebenso war Jerobeam II., in dessen Zeit der Zug Salmanassars III. gegen Damaskus (773) fällt, durch assyrische Hilfe erfolgreich: von ihm ist eine Zurückeroberung nordisraelitischer Gaue bezeugt. Unter seiner der Überlieferung nach langen Regierung hat Israel zum letztenmal eine ruhigere Zeit gehabt.

Bald nach seinem Tode beginnt mit dem neuen Emporkommen von Damaskus unter Raßon und dem sich daran anschließenden Eingreifen Tiglat-Pilesers eine Zeit fortwährender Umwälzungen bis zum Ende des Reichs. War seit Jehu Israel von seiner Höhe gestürzt, so stehen wir jetzt vor Todeszuckungen. Sacharja, Jerobeams II. Sohn, eröffnet den Reigen der sich nun schnell folgenden, gewaltsam entthronten Könige. Er soll nach nur sechsmonatiger Regierung von einem gewissen Sallum ermordet worden sein. Dieser konnte sich nur einen Monat gegen Menachem, Sohn Gadis (2. Kön. 15, 14), behaupten. Menachem ist durch die Angabe Tiglat-Pilesers III., daß er ihm im Jahre 738 Tribut gezahlt habe, zeitlich sicher gestellt. Er erkannte also die assyrische Herrschaft an, offenbar nicht gern: Tiglat-Pileser nahm ihm den nördlichen Teil seines Gebiets. Menachem muß bald darauf, wohl schon 737, gestorben sein. Sein Sohn Pekachja soll der Überlieferung nach zwei Jahre regiert haben (736 und 735). Er scheint Assyrien treu geblieben zu sein; denn er wurde gestürzt von Pekach, dem Sohne Remaljas, der sich dabei auf Damaskus stützte (vgl. S. 120 unten). Seit dem Erscheinen Tiglat-Pilesers lautet die Parole der beiden entgegenstehenden Parteien wieder: Damaskus oder Assyrien. Als Lehnsmann Raßons zog Pekach mit gegen Ahas, der in Jerusalem in der Treue gegen Assyrien verharrte (735 oder 734). Der Versuch, ihn zu unterwerfen, mißlang. Im folgenden Jahre (733) erschien Tiglat-Pileser und schloß Damaskus ein. Pekach verlor sein nördliches Gebiet, oder es blieb, wie sich Tiglat-Pileser ausdrückt, nur Samaria übrig. Das verlieh der assyrischen Partei in Samaria die Oberhand. Sie stürzte Pekach, rief Hosea zum König aus, und dieser fand die Bestätigung Tiglat-Pilesers. Bald darauf fiel Damaskus und wurde assyrische Provinz (731; vgl. S. 121 oben).

G. Die Eroberung von Samaria im Jahre 722.

Damit war die Sachlage stark geändert. Damaskus war bis dahin das Bollwerk gewesen, das mehr als ein Jahrhundert den Assyrern Widerstand geleistet hatte. Das konnte vielleicht

den Israeliten und ihren Schicksalsgenossen gleichgiltig sein, solange es sich nur darum handelte, ob sie an Damaskus oder Assyrien Tribut zahlen sollten. Jetzt aber ging Assyrien mehr und mehr dazu über, jeden Anlaß zu benutzen, um die Aussaugung der Unterworfnen selbst in die Hand zu nehmen, d. h. assyrische Provinzen einzurichten. Bereits seit 738 stieß das israelitische Gebiet an die dort eingerichtete Provinz Simirra (S. 63); und ein großer Teil des israelitischen Gebiets war dieser Provinz schon zugeteilt. Jetzt war daneben auch Damaskus assyrisch. Die Einziehung von Samaria mußte den nächsten Schritt bilden. Es gab nur zwei Möglichkeiten, sich die eigne Verwaltung zu erhalten, und das war: entweder den Tribut zahlen oder aber *Hilfe bei einem andern Herrn* suchen. Der Tribut war auf die Dauer meist unerschwinglich, und der König wurde durch Zahlungsunfähigkeit gewöhnlich selber bald zur Einstellung der Zahlungen, d. h. zur Erklärung des Abfalls, getrieben. Hilfe von außen hätte man nunmehr von Ägypten erhoffen können, das nie aufgehört hatte, nach Palästina zu blicken; allein dieses war jetzt selbst vollkommen ohnmächtig. So blieb kein anderer Ausweg, als sich auf die Anerbietungen der nordarabischen Staaten einzulassen, hinter denen die reichen Herren des Jemens standen.

Es dauerte denn auch nicht lange, so war Hosea genötigt, seine Tributzahlungen einzustellen, im Vertrauen auf *arabische* Hilfe. Der Prophet Hosea, dessen Wirksamkeit in die Zeit nach dem Falle von Damaskus fällt, schildert uns die Zustände des Schwankens zwischen dem arabischen „Mußri" und Assyrien. Im Jahre 724 zog ein assyrisches Heer heran, um *Samaria* einzuziehen. Die Stadt soll drei Jahre Widerstand geleistet haben; als Salmanassar IV. eben gestorben war und Sargon den Thron bestiegen hatte (722; vgl. oben, S. 64), da *fiel* sie. Der König Hosea wurde in die Gefangenschaft geführt und mit ihm der bessere Teil der Bevölkerung, im ganzen 27,290 Menschen, wie Sargon genau angibt; in Mesopotamien, in der Nähe von Harran und am Chabur und im medischen Gebirge, sind sie angesiedelt worden. Der Verlust der Bevölkerung wurde in der üblichen Weise durch Ansiedler aus andern Reichsteilen ersetzt: in Samaria wurden babylonische Bürger, besonders aus Kuta, angesiedelt. Die *Hauptstadt Israels* war also eine *babylonisch-assyrische* Stadt geworden. Wo das Volk Israel seinen unbekannten Kult (nicht den Jahves) gehabt hatte, da wurde jetzt Nergal, der Gott von Kuta, verehrt. Samaria, von nun an Sitz eines assyrischen Statthalters, läßt sich seitdem mit dem Sidon Assarhaddons (S. 70 und 166) vergleichen. Die Bewohner werden später wegen des Vorwiegens ihrer kutäischen Bestandteile auch als Kutäer bezeichnet.

Allgemein glaubt man, diese „*Wegführung der zehn Stämme*" (S. 65 unten) bedeute eine Aufhebung des Volks Israel, das man als einen Teil von Juda, und mit diesem dieselben Anschauungen teilend, ansieht. Man hat sich, von dieser Anschauung ausgehend, sogar bemüht, die Reste der „zehn Stämme" an allen möglichen und unmöglichen Punkten der Erde (vgl. Bd. I, S. 181) wiederzufinden, beeinflußt von der biblischen Legende, die Israel und Juda als ein Volk hinstellen will. Die 27,290 Menschen, die Sargon zählt, waren aber nicht das Volk Israel: das war nur der bessere Teil der Bevölkerung von Samaria und seiner nähern Umgebung, die allein zuletzt noch das „Reich" Israel gebildet hatten, weil die nördlichen Teile ja schon früher weggenommen worden waren. Abgesehen davon aber fehlte es im Gebiete der zehn Stämme vollkommen an dem, was später die Juden in Babylonien zusammenhielt: an einem einheitlichen Kulte; von einem höher entwickelten religiösen Gedanken und einer festgefügten Priesterschaft ganz zu schweigen. Jahve war seit der Trennung nicht mehr der offizielle Gott gewesen; und was sich von der Davidzeit her von seinem Kult etwa im Norden erhalten hatte,

war vollkommen bedeutungslos. Die Legende hat uns keine Angabe über die Namen der Götter von Bet-el und Dan und der übrigen Stammesheiligtümer erhalten; sie stellt den Jahve als den allgemeinen hin. In Wirklichkeit aber haben sich die zehn Stämme in ihren religiösen Anschauungen nicht im geringsten von den umwohnenden übrigen Völkern unterschieden. Sie waren also keine „Juden". Der Mangel eines nationalen Bands ließ auch die in den alten Sitzen Gebliebenen ohne großen Widerstand die Erinnerung an das „Reich Israel" aufgeben.

Die Provinz Samaria hat zwei Jahre nach ihrer Eroberung noch einmal im Vereine mit ihren Schicksalsgenossen Damaskus und Simirra (Nordphönikien) im Anschluß an Hamat einen Versuch gemacht, die assyrische Herrschaft abzuschütteln. Allein Ja'ubidi von Hamat (S. 65 und 118) wurde durch Sargon besiegt. Damit war jede syrische Selbständigkeit vernichtet. Seitdem ist auch Samaria assyrische Provinz geblieben. Es hat noch mehrfach neue Bevölkerungsschübe erhalten, z. B. durch Assurbanipal (möglicherweise durch diesen erst nach Niederwerfung des babylonischen Aufstands der Kutäer). Später ist es beim Erstarken des Judentums Sitz der von dessen Glanze zehrenden Sekte der Samaritaner geworden, deren letzte Reste sich erst in unsern Tagen verlieren.

H. Das Reich Juda vom Sturze der Athalja bis zu seinem Untergange.

Bei der Revolution Jehus war es Athalja gelungen, sich durch das Heer zu behaupten. Hatte also Jehu seinen Zusagen an seine Helfer untreu werden müssen, so bedeutet die Revolution trotz dieses augenblicklichen Mißerfolgs doch schließlich den Sieg der Jahvepartei, die der fremden Omridendynastie und ihrer Politik feindlich gesinnt war. Das seit Salomo erstarkte Priestertum in Juda war offenbar die eigentliche Seele des Widerstands gegen die jahvefeindlichen Omriden. Es versteht sich von selbst, daß sich, solange man im Gegensatze gegen diese war, Volk und Priestertum als eine Jahvepartei zusammenfanden; erst nach dem Siege kamen die trennenden Momente zwischen beiden zur Geltung, wie gewöhnlich bei Revolutionen. Athalja soll sich noch sechs Jahre behauptet haben. Dann gelang es der Priesterpartei, sie zu stürzen und ihre Rache an ihr zu nehmen; sie hatte die Prätorianerschar, die Stütze der Athalja, gewonnen. Auf den Thron wurde der (angebliche) einzig überlebende Sohn Joroms gesetzt, der bei der Ermordung von dessen Söhnen als kleines Kind in den Tempel gerettet worden sein sollte. Ob es wirklich der letzte Sproß des Davidhauses oder untergeschoben war, ist gleichgiltig; maßgebend war, daß er vom „Hohenpriester erzogen" und durch diesen auf den Thron gesetzt worden war; er war eine Puppe in den Händen der Priesterschaft. Damit regierte Jahve wieder in Juda.

a) Die Anfänge des Prophetentums.

Das ist der Anfang zu einer Trennung zwischen Priesterschaft und Volk geworden. Beide standen jetzt nicht mehr als Beherrschte und Unterdrückte im Gegensatze zum Königtume; sondern jetzt war die Herrschaft thatsächlich in den Händen der Priester. Diese waren es nun mit dem von ihnen abhängigen Könige, die vom Volke für alle Mißstände verantwortlich gemacht wurden. Sind bis dahin also die Wortführer des Volks Gegner des Königtums, so werden sie jetzt zu solchen des herrschenden Priestertums. Wahrheit und Recht vertritt man aber in der Denkweise der Kulturstufe, auf der Juda steht, mit Berufung auf seinen Gott; und Judas Gott ist Jahve. So beruft sich, wer auch immer aus dem Volke den Priestern Vergehen und Fehler in der innern oder äußern Politik vorwirft, auf Jahve als den Vertreter von Recht und Billigkeit.

Diese Wortführer sind die Propheten. Von der Zeit des herrschenden Priestertums an beginnt der Gegensatz zwischen Prophetenschaft und Priesterschaft, zwischen dem Jahve der Propheten und dem der Priester, der sich in nichts von den Baalim unterscheidet, wogegen beide noch vor kurzem in Einverständnis gewesen waren. Das ist also der Keim zum eigentlichen Prophetentum, wie es uns in seinen Hauptvertretern Amos und Hosea entgegentritt.

Von der Lage Judas unter Joas ist sonst nicht viel bekannt. Als Jehu 842 an Assyrien Tribut zahlte, wird es wohl deshalb nicht genannt, weil Salmanassars Einfluß nicht so weit südlich reichte. Es muß jedoch bald darauf wieder in Abhängigkeit von Joahas und Joas gekommen sein; denn Amasja versuchte vergeblich, diese Herrschaft abzuschütteln: Israel war durch assyrische Hilfe noch überlegen. Joas ist als Opfer eines Palastputsches gefallen. Da die Verschwörung von Beamten ausgegangen ist, so darf man vielleicht auf einen Versuch, gegen die Priesterherrschaft aufzutreten, schließen. Sein Sohn und Nachfolger Amasja hat ebenfalls unter dem Einflusse der Priesterschaft gestanden. Er hat wenig erfolgreiche Versuche gemacht, Edom wieder zu unterwerfen, und war unglücklich in dem Kriege, der ihm seine Unabhängigkeit von Israel gewinnen sollte. Inwieweit er dabei mit Damaskus gerechnet hat, wissen wir nicht. Jedenfalls war Joas von Israel, der Vasall Assyriens, stärker und schlug ihn bei Bet-Shemesh. Amasja selbst wurde gefangen genommen und konnte sich nur durch Erlegung eines schweren Lösegelds frei kaufen. Er wurde außerdem gezwungen, einen Teil der Befestigung von Jerusalem niederzureißen. Auch er fiel als Opfer einer Verschwörung und wurde in Lakish ermordet; über die nähern Umstände vermögen wir uns keine Klarheit zu verschaffen.

Sein Sohn Azarja soll die Kämpfe mit Edom fortgesetzt haben; zu dauernden Erfolgen ist es jedoch nicht mehr gekommen. Edom behauptete seine Selbständigkeit, seitdem es sich einmal losgerissen hatte. Da Azarja aussätzig war, wurde die Regierung vorwiegend von seinem Sohne Jotham geführt. Von des letztern selbständiger Regierung (etwa 752—736) wird nichts Besonderes überliefert. Da 738 Juda unter den tributpflichtigen Staaten von Tiglat-Pileser nicht genannt wird, so müssen wir annehmen, daß es noch immer von Israel abhängig war.

Ahas, der Sohn Jothams, der um dieselbe Zeit zur Regierung kam, wo in Samaria Pekach von der damaszenischen Partei auf den Thron erhoben wurde, benutzte diese Gelegenheit, um sich durch Anerkennung der assyrischen Herrschaft von Israel loszumachen. Die Folge war zunächst die Belagerung Jerusalems durch Raßon und Pekach (735, spätestens 734); doch hatte sich Ahas nicht verrechnet, wenn er auf Tiglat-Pileser gebaut hatte: dieser erschien 734 und 733 und machte der damaszenischen Herrlichkeit ein Ende. In seinen weitern Berechnungen hatte sich Ahas allerdings getäuscht. Offenbar hatte er gehofft, als Lohn für seine Treue von Tiglat-Pileser das Nordreich zu erhalten und damit noch einmal das Davidreich herzustellen. Allein Tiglat-Pileser hielt es für geratner, lieber durch die alte Zwietracht sich die jederzeitige Entscheidung zu sichern, und setzte Hosea ein. Auch Ahas' innere Politik hat deutlich auf sein Ziel, die Gewinnung Israels, hingearbeitet. Er hat sich gegen die übermächtig gewordne Priesterschaft gewandt. Dabei mußte er eine Stütze beim Volke suchen und diesem Abstellung der Aussaugung durch das Priestertum und die Beamtenschaft versprechen. Den Fremden gegenüber mußte er sich freundlich stellen, was ihm ebenfalls den Haß der Priesterschaft eintrug, aber beim Volke nicht mehr schaden konnte, da dieses für den Jahve, den die Priesterkaste predigte, nicht mehr einzutreten gesonnen war. So konnte ein Prophet im Sinne von Ahas sprechen, wenn er den priesterlichen Machthabern Übergriffe und Ausschreitungen vorwarf, wenn er im Nordreiche von Jahve als dem Vertreter von Recht und Billigkeit sprach und dadurch für die

Eroberung von Israel durch Ahas Stimmung zu machen suchte. Dieser Prophet war Amos, den man heute einen politischen Agenten nennen würde. Seine Thätigkeit fällt in die Zeit, wo die Frage war, ob man sich Assur oder Damaskus anschließen solle.

b) Hiskia.

Alle Bemühungen um Wiedervereinigung der alten Macht mußten mit der Einziehung von Samaria durch Sargon auf immer begraben werden. Ahas scheint bald darauf, wohl 720, gestorben zu sein. Sein Sohn Hiskia fand eine gegen früher vollkommen veränderte Sachlage vor. Damaskus war nicht mehr, eine Oberherrschaft Israels war nicht mehr zu fürchten; so blieb ihm vorerst nur eins übrig: Tribut zahlen und warten, bis ihm eine Assyrien gewachsene Großmacht zu Hilfe käme. An Anerbietungen fehlte es nicht: gleich zu Beginn seiner Regierung erschienen Gesandte von Merodach-Baladan, um ihn zum Abfalle von Sargon zu bewegen. Allein Babylonien war zu lange dem westlichen Schauplatze fern geblieben; und Hiskia scheint sich durch Jesaja haben warnen lassen, während die Gesandten in Philistäa mehr Gehör fanden. Einige Jahre darauf (713) beteiligte er sich jedoch an dem Aufstande von Asdod, als Arabien (Pir'u von Mußri) Hilfe zugesagt hatte. Der Aufstand wurde niedergeworfen; doch Hiskia kam ohne größern Schaden davon, da er sich wohl rechtzeitig wieder unterworfen hatte. Mit dem Sturze Merodach-Baladans (710) wurden die Hoffnungen wieder geringer. Allein als Sargon (705) ein gewaltsames Ende gefunden hatte, glaubte der ganze Westen die Stunde gekommen, wo man das verhaßte Joch abschütteln könne. Der Jubelhymnus auf den Tod des Tyrannen, der uns unter Jesajas Namen überliefert ist (Jes. 14, 4—20), ist eine von den Stimmen, die damals laut wurden. Doch die Freude währte nicht lange. 701 zog Sanherib heran (S. 68 oben). Und da das arabische Entsatzheer geschlagen wurde, so mußte sich Hiskia, froh, durch den Ausbruch des babylonischen Aufstands wenigstens vor dem Schlimmsten bewahrt zu bleiben, von neuem unterwerfen.

So hatte Hiskia durch seinen Aufstand nichts gewonnen, wohl aber den größten Teil seines Gebiets verloren; denn alle Städte, die Sanherib mit Gewalt genommen hatte, wurden an die Nachbarn verteilt. Als daher unter Taharqa Ägypten einen neuen Vorstoß unternahm und versuchte, Palästina für sich zu gewinnen, fand es in Jerusalem willige Ohren. Es scheint übrigens, als ob damals bereits nach Hiskias Tode der junge Manasse König gewesen sei. Wieder rückte Sanherib (wie es scheint: durch die Steppe) gegen Ägypten unmittelbar vor, und in Jerusalem zitterte man vor dem Erscheinen der Assyrer vor den Thoren. Allein Jesajas Wort ging in Erfüllung: Sanheribs Heer ging zu Grunde, und er selbst fand bald darauf seinen Tod in der Heimat. Jerusalem war wieder einmal dem drohenden Schicksal entgangen.

Ahas hatte sich auf Assyrien gestützt und die Macht der Priesterpartei zu brechen gesucht. In ihrem Gegensatze gegen das Königtum suchte diese daher Anhalt bei den arabischen Staaten und später bei Ägypten. So ergab es sich von selbst, daß die Priesterpartei fast stets für Anschluß an diese eintrat, während die Könige, den thatsächlichen Verhältnissen besser Rechnung tragend, zu Assyrien und später zu Babylonien hielten. Hiskia hat immer zwischen beiden hin und her geschwankt. Die Klugheit riet ihm, es mit Assyrien nicht zu verderben, und ein ehrlicher Ratgeber wie Jesaja warnte ihn meist davor. Nachdem er aber einmal zum Abfalle getrieben und dem Verhängnis wider eignes Erwarten zweimal entronnen war, hatte die Priesterschaft bei ihm gewonnenes Spiel. Er konnte sich ihrem Einflusse nicht länger entziehen und mußte ihren weitestgehenden Forderungen nachkommen. Er erfüllte endlich ihr Verlangen, nur den

Tempel von Jerusalem als einzig wahre Kultstätte Jahves noch anzuerkennen und die Heiligtümer im Land aufzuheben. Damit war natürlich der Einfluß der Jerusalemer Priesterschaft ins Ungemessene gestiegen. Nun gab es keine Nebenbuhler mehr, die ihnen die Einkünfte schmälerten. Jetzt waren sie allein die Verkünder von Jahves Willen; der Grundstein zur Hierarchie war damit gelegt. Jahve, der Gott des edomitischen Sinai und Judas, war zu einem im Tempel von Jerusalem auf dem Zion wohnenden Gotte geworden — nach der Anschauung des Priestertums, deren Durchführung freilich noch lange Kämpfe erforderte; noch für Jesaja wohnt Jahve „auf den Bergen". Mit beeinflußt worden mag Hiskia auch durch den Gebietsverlust sein, den er 701 hatte erleiden müssen. Wenn ein großer Teil seiner Städte den Nachbarn gegeben wurde, so blieb ihm nicht viel mehr als Jerusalem, darum hatte er auch einen äußern Grund, den Kult seines Gottes in Jerusalem zu zentralisieren.

Aus seiner Zeit werden noch Kämpfe mit den Philistern gemeldet (2. Kön. 18, 8). Eine Episode daraus haben wir in den Keilinschriften bezeugt. Padi von Ekron hatte sich 701 dem Aufstande nicht angeschlossen. Von der arabisch-judäischen Partei seiner Stadt gefangen, wurde er an Hiskia ausgeliefert, von Sanherib aber wieder eingesetzt, nachdem dieser Ekron erobert (S. 68) und Padi von Hiskia ausgeliefert erhalten hatte.

c) Das letzte Jahrhundert der Selbständigkeit.

Hiskia ist spätestens kurz nach Sanherib gestorben, also um 680, wahrscheinlich jedoch schon früher (vgl. S. 206); bald darauf, unter Assarhaddon, wird Manasse als König von Juda genannt. Von diesem beweist das ungünstige Urteil des Deuteronomikers, daß er der Priesterpartei entgegengetreten ist. In Übereinstimmung damit steht sein Festhalten an der assyrischen Oberhoheit. Er wird als ein Verfolger der Propheten (diesmal Parteigänger der Priesterschaft, keine Amos und Jesaja) genannt. Als Shamash-shum-ukin auch den Westen für seine Pläne zu gewinnen suchte, wird man in Juda ebenfalls Hoffnungen gehegt haben. Möglich, daß die Prophetie gegen Ninive, die Nahums Namen trägt und den Wünschen der zum Abfalle drängenden Partei Ausdruck gab, damals entstanden ist. Zu thatsächlichem Widerstande Manasses ist es nicht gekommen, selbst wenn die Angabe der Chronik verläßlich ist, daß er in Babylon gefangen gewesen sei: es würde sich dann nur um einen dort vor Assurbanipal geführten Prozeß handeln, worin es ihm gelang, sich zu rechtfertigen oder Verzeihung zu erhalten. Manasse hat lange und, wie man sieht, trotz des Hasses der Priesterschaft glücklich regiert. Sein Sohn Amon (643—642) wurde nach nur zweijähriger Regierung ermordet; offenbar auf Anstiften der Priesterschaft, da er die Politik seines Vaters befolgte. „Das Landvolk aber erschlug alle, die sich gegen Amon verschworen hatten": ein Beweis, daß das Volk anders über diese „Prophetenverfolger" dachte, als die Priesterpartei.

Auf den Thron wurde ein Knabe von acht Jahren gehoben: eine Wiederholung des Spiels mit Joas. Die Regierung dieses Knaben Josias brachte denn auch die Priesterpartei an das erstrebte Ziel: unter ihm wurde die Hierarchie durch Einführung des Deuteronomiums als des Gesetzbuchs verfassungsmäßig festgelegt. Im Jahre 623 soll dieses Gesetzbuch, das den Hauptbestandteil des jetzigen 5. Buches Mosis bildet (S. 188), veröffentlicht worden sein; wes Geistes es ist, das zeigt am besten die Bestimmung, daß die Strafe für „falsche Propheten" der Tod sein soll. Falsche Propheten sind Männer, die der herrschenden, d. h. der Priesterpartei, entgegentreten. Für politische Gegner der Tod.

Josia soll Versuche gemacht haben, sein Gebiet zu erweitern; unter anderm habe er das Heiligtum in Betel zerstört. Das ist denkbar in der Zeit des Endes von Assyrien. Als Necho in

Palästina einrückte (S. 87 unten), fiel Josia im Kampfe gegen ihn bei Migdol. Die spätere Überlieferung, wie sie uns die Chronik gibt, hat sich Mühe gegeben, diesem Idealkönige des Deuteronomikers doch einige Fehler nachzuweisen, um sein Ende zu erklären. Seine Herrschaft scheint dem Volke weniger gefallen zu haben als der Priesterschaft. Wie es die Mörder Amons totgeschlagen hatte, so hob es jetzt des Josias Sohn Joahas auf den Thron, der der Priesterschaft durchaus nicht erwünscht war (2. Kön. 23, 23). Dieser soll nach drei Monaten von Necho, der mittlerweile sein Hauptlager bei Ribla in der Beka'a bezogen hatte, abgesetzt und gefangen gehalten worden sein. Er scheint sich also einerseits nicht rechtzeitig unterworfen zu haben; oder man darf darin den Einfluß der Priesterpartei erblicken, die immer zu Ägypten gehalten hatte. An Joahas' Stelle wurde (etwa 608 oder 607) sein Bruder Eljakim, der nun den Namen Jojakim annahm, von Necho eingesetzt. Er war von vornherein gezwungen, die Steuern auf das Höchste zu schrauben, um die von Necho auferlegten Summen zu zahlen.

Als Necho 605 von Nebukadnezar nach Ägypten zurückgetrieben wurde (S. 88 oben), unterwarf sich Jojakim dem neuen Herrn und soll ihm drei Jahre treu geblieben sein (etwa 605—603). Dann fiel er ab, in vergeblicher Erwartung ägyptischer Hilfe und trotzdem daß Jeremia zum Festhalten an der chaldäischen Herrschaft riet. Ein chaldäisches Heer ließ nicht lange auf sich warten. Jojakim starb aber mittlerweile; und so traf das ihm zugedachte Schicksal seinen Sohn Jojachin, der sich nach dreimonatiger Belagerung (597) ergeben mußte. Jerusalem behielt seine Selbständigkeit noch einmal: Nebukadnezar nahm Rücksicht auf die starke chaldäische Partei. Ein großer Teil der Herrschenden aber wurde schon damals ins Exil geführt, unter ihnen der Prophet Ezechiel (wenn dieser keine erfundne Persönlichkeit ist), dessen Reden die folgenden Ereignisse in der Heimat begleiten. Nebukadnezar setzte einen dritten Sohn des Josias, Mattanja, der sich jetzt Zedekia nannte, als König ein. Allein wie Jojakim durch die Unerschwinglichkeit der Steuern zum Abfalle gezwungen worden war, so mußte auch schließlich Zedekia trotz allen Sträubens und trotz Abratens Jeremias dem Drängen seiner „Patrioten" und Priester nachgeben. Er hoffte dabei auf den neuen Pharao Hophra. Allein dessen Entsatzheer wurde von Nebukadnezar zurückgeschlagen, Jerusalem 586 erobert und zerstört. Zedekia wurde durch Blendung grausam gestraft, seine Söhne niedergemacht und ein großer Teil der Bevölkerung weggeführt. Juda wurde babylonische Provinz. Es gibt von nun an kein Volk Juda mehr.

J. Das Judentum und seine Entwicklung.

Juda und Israel sind, vom Standpunkte der politischen Geschichte aus betrachtet, winzige Kleinstaaten, deren Bedeutung für die Geschichte des alten Orients nicht größer ist, als etwa die irgend einer Grafschaft des alten Deutschen Reichs für dieses. Von vielen gleich großen halten wir überhaupt die Erwähnung nicht für nötig; wichtigere und mächtigere können wir nur nebenbei erwähnen. Eine Bedeutung hat das merkwürdige Volk für die Menschheit nicht durch seine politische Geschichte erlangt, sondern durch die Religion, die in Jerusalem ihre heilige Stätte und ihren Ursprungsort sah.

Freilich können wir uns nicht zu dem Glauben bekennen, der in der jüdischen Religion mit ihren Weiterbildungen ein Erzeugnis des jüdischen Geistes sieht. Ebensowenig wie das Christentum seine Kraft und seine Grundgedanken in Juda entwickelt hat, sondern wie es auf dem Boden der ganzen hellenistischen Welt erwachsen ist, so ist auch das Judentum nicht in Juda ausgebildet worden, sondern hat seine Entwicklung und seine Ausbreitung erst auf dem Boden der weiten altorientalischen Kultur erringen können. Die Einzelheiten darüber

sind uns für jetzt noch ebenso dunkel oder noch dunkler als die Anfänge des Christentums. So viel aber ist klar: das Judentum ist erst in Babylonien zu dem geworden, was es gewesen ist und noch ist, und hätte das nie ohne seine Berührung mit jener großen Kulturwelt werden können.

Trotzdem hat das Volk Juda sein Teil zu dieser Entwicklung beigetragen und ist schließlich ihr erster Träger. Wenn sich die geschichtliche Betrachtung also auch nicht auf den Standpunkt der biblischen Legende vom „auserwählten Volke" stellen kann, so hat diese Legende, worin Jahrtausende und ein paar Kulturwelten selig geworden sind, doch den Anspruch darauf, eine eingehende Betrachtung zu finden, und mit ihr das Volk, das ihr Träger gewesen ist. Je mehr diese in der Bibel niedergelegte Vorstellung des Judentums von sich selbst Gemeingut der Menschheit geworden ist, um so nötiger ist es, ihre geschichtliche Entwicklung, wie sie sich im Lichte der Thatsachen und der natürlichen Weiterbildung darstellt, zu verfolgen. Abweichend von der Überlieferung, wie wir sie für den übrigen Orient haben, liegt uns in der israelitischen Geschichte eine starke Betonung der religiösen Ideen und alles dessen vor, was damit zusammenhängt. Wir hatten bereits im Verlaufe der Geschichtserzählung mehrfach die Einwirkung davon festzustellen; die Thatsache, daß sich die allgemeine Vorstellung ebendarüber vollkommen auf die biblische Legende gründet, macht es nötig, sie uns kurz im Licht allgemein menschlicher Entwicklungsgesetze zu vergegenwärtigen.

a) Der religiöse Grundgedanke.

Ursprünglich hatten Israel und Juda nichts miteinander zu thun gehabt; das Zeichen der Einigkeit, der gemeinsame Kult eines Gottes, kann ihnen erst von dem Manne gegeben worden sein, der sie geeinigt hat, von David. Der Gott, der den Gedanken der Zusammengehörigkeit mit Juda darstellt, ist Jahve; auch in der Vorstellung geschichtlicher Zeiten ist er noch als der Gott der alten Heimat Davids: des Südens von Juda und edomitischen Gebiets, festzustellen. In Israel ist Jahve nur als Gott des Siegers David zum Zeichen der Herrschaft eingeführt worden; allgemein verehrter Gott der Nordstämme ist er vorher nie gewesen. Die baldige Trennung des Reichs zwang die Könige von Israel sogar, ihn von dort, wo er sich festgesetzt hatte, womöglich wieder zu verdrängen. Israel hat also mit Jahve und der Entwicklung des Judentums nicht das geringste zu thun. Darum müssen wir uns vollkommen von der Vorstellung der biblischen Auffassung frei machen, wonach Juda dem Israeliten näher verwandt erschienen wäre als etwa Edom, Moab und Ammon, wenn man von dem Andeuten der Zusammengehörigkeit unter David und Salomo und der im verschönernden Glanze der Vergangenheit erscheinenden Macht jener Zeit absieht. Am besten kann man das in der uns paradox klingenden, aber das Verhältnis nach der eignen Vorstellung der beiden Völker kennzeichnenden Formel aussprechen: „Die Israeliten sind keine Juden." Damit beschränkt sich die Verfolgung der Entwicklung des Jahve-Gedankens und der Jahve-Religion von vornherein auf Juda als die ursprüngliche und bald alleinige Heimat des Jahvekults; abgesehen von einigen Versuchen, nach dem Gebiete des ehemaligen Israel hinüberzugreifen, die deutlich stets das Ziel politischer Unterwerfung zur Veranlassung haben.

Der Jahve, den David in seiner Heimat oder dann als Fürst von Kaleb in Hebron (das aber schwerlich Jahves ursprüngliche Kultstätte gewesen ist) verehrte, war nichts anderes als einer der zahllosen Götter, wie ein jeder bedeutende Ort oder Stamm Vorderasiens einen hatte. Mit der Ausdehnung der Eroberungen wurde sein Kult in den neu erworbenen Reichsteilen eingeführt: als ein Zeichen der Herrschaft. Es hat daneben in Juda wie überall noch

andere Götter gegeben; diese hatten jedoch gegenüber Jahve, der als Gott des Königs Staatsgott ist, nur örtliche Bedeutung.

Schon die Thatsache der Einführung an anderen Orten lehrt, daß der Jahvekult ursprünglich durchaus nicht etwa an Jerusalem gebunden ist: ist er ja dort überhaupt selbst erst eingeführt worden. Ganz von selbst aber ergab es sich, daß das prächtige Heiligtum in Jerusalem, das zugleich im Mittelpunkte des Verkehrs lag, die anderen Kultstätten im Lande draußen verdunkelte. Dazu kam dann die Rolle, welche die Priesterschaft von Jerusalem mit Salomos Regierung in der Politik zu spielen begann; sie gewann dadurch ein Übergewicht über ihre Kollegen an den übrigen Heiligtümern, wie das eben dem Übergewichte der Hauptstadt über die Provinzstädte entsprach. Die eigentliche Vertretung und Entwicklung des Jahvekults, soweit sie von politischer Bedeutung war, stand daher bei der Priesterschaft von Jerusalem. Seit Salomo besitzt sie in Jerusalem das Übergewicht und versteht es, die Könige sich gefügig zu erhalten.

Dieses erwünschte Verhältnis erlitt eine arge Störung durch die Herrschaft der Omriden. War die Jahveverehrung in Israel seit Jerobeam nicht mehr Staatsreligion, so griff jetzt Israel nach Juda über, und die Omriden, die das judäische Königtum mit ihrer Familie zu verbinden gewußt hatten, wurden damit auch dem Jahvetum als Fahne einer Priesterherrschaft gefährlich. Gerade diese Gefahr einigte aber die natürlichen Gegner in Juda. Die Priesterschaft von Jerusalem war als herrschende bereits in einen Gegensatz zu den übrigen Priesterschaften im Land und vor allem zum Volke selbst getreten; denn ihre natürlichen Ziele konnten nicht die des Volks sein. Sobald aber ein gemeinsamer Gegner gegeben ist, findet sich im Völkerleben, solange die Gegensätze nicht so schroff sind, daß ein Volk überhaupt nicht mehr lebensfähig ist, bald alles unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammen. Dieses war im gegebenen Falle für das Volk der Gegensatz gegen die Fremdherrschaft der Omriden, die das früher herrschende Juda in Abhängigkeit von Israel bringen sollte, und für das Priestertum der gegen die fremden Götter, wie sie die Omriden bei ihrer Stellung pflegten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Juda jetzt dasselbe Schicksal wie einst Israel bevorstand: daß es nämlich, erst einmal besiegt, auch die israelitischen Götter empfangen hätte, wie Israel einst Jahve. „Not lehrt beten"; und so besannen sich auch die Priester von Jerusalem wieder auf die besseren Seiten ihres Jahve, der noch andere Verpflichtungen hatte, als ihnen ein sorgenloses üppiges Dasein zu gewähren. Wir finden daher alle Jahveverehrer: die Priesterschaft und die rauhen Verehrer Jahves aus der Steppe (die Rekabiten, S. 125) einig gegen die Fremdherrschaft; und in Juda wie in Israel eifern „Propheten" im Namen Jahves gegen die Mißstände des Königtums. Elia und Elisa sind solche Gestalten, sie bedeuten für den Kulturzustand ihrer Zeit, was für die moderne die Volkspolitiker sind. Es gelang der Jahvepartei, im Nordreiche Jehu und damit das Heer für sich zu gewinnen; und der Aufstand Jehus wurde im Namen Jahves zur Wiederherstellung des Davidreichs unternommen, scheiterte aber gerade, wie wir sahen, da, von wo er ausging, in Juda. So wurde nichts aus der Wiederherstellung des Davidreichs; das Übergreifen des Jahvismus nach Israel war dies Mal mißglückt. Jehu mußte ihn daher fallen lassen (vgl. oben, S. 201).

b) Die großen Propheten.

Mit Joas beginnt die unumschränkte Priesterherrschaft. Wieder gibt es den Gegensatz zwischen Volk und Priesterschaft, die sich nun immer mehr zur herrschenden Partei herausbildet und damit den „wahren Jahve", den Gott, auf den sich der Mensch als Schützer seines Rechtes

berufst, aufgibt, zu gunsten des „Baaltums", d. h. unter Aufgehen in Kultförmlichkeiten als Quelle reicher Einnahmen, die das Volk bezahlen mußte. Die guten Vorsätze der Oppositionszeit waren vergessen. Von nun an treten die Propheten daher auch gegen die Mißwirtschaft der Priester auf, während im Aufstande Jehus beide Hand in Hand gegangen waren.

Das tritt uns gleich am schärfsten ausgeprägt beim ersten Propheten, von dem uns reichliche Aussprüche erhalten sind, entgegen: bei Amos, dessen Zeit durch die Erwähnung von Assur, von dem man vor 738 hier nichts wissen konnte, feststeht. Amos ist unter Ahas und in dessen Sinne thätig gewesen, indem er im Nordreiche Stimmung zu machen versuchte für eine Wiedererrichtung des Davidreichs. Wieder also wird der Jahvismus als Fahne einer Juda und Israel zu vereinigen suchenden Politik benutzt; von dem Jahve der Priesterschaft aber will Amos nichts wissen: er ist ein Mann des Volks und hält den herrschenden Ständen ihre Sünden mit Worten vor, deren sich auch die Revolutionen des Mittelalters gern bedient haben.

Das Gleiche gilt von Hosea, dessen Wirksamkeit wenig später, wohl aber nach der Einziehung von Damaskus durch Tiglat-Pileser, also nach 731, fällt, da er diesen Staat, der bis dahin eine so große Rolle gespielt hatte, mit keinem Worte mehr erwähnt. In der scharfen Weise, wie Amos, tritt er freilich den herrschenden Klassen nicht entgegen, wenn er auch in ihren Sünden den Grund des Unglücks sieht. Das hat seinen Grund zum Teile darin, daß von Amos ausdrücklich bezeugt wird, er sei kein „Berufsprophet", keiner von den Männern gewesen, die (eine Art Derwische) ihr Leben religiösem Nachdenken und öffentlichem Auftreten als Volksredner widmeten, sondern ein Hirt und Landmann, der durch die allgemeine Not bewogen wurde, seine Gedanken im Lande zu verbreiten. Was er am eignen Leib erfahren hatte, das sprach er um so rücksichtsloser aus.

Auf einer höheren Stufe steht der nächste Prophet, Jesaia. Er ist ein hochgebildeter Mann, lebt zu Jerusalem in der Umgebung des Königs, ist mit allen Schätzen des damaligen Wissens vertraut, der Litteratur kundig (seine Lieder zeigen, daß er babylonische Litteratur kannte) und überblickt das ganze politische Getriebe seiner Zeit. Kurz, er ist ein Staatsmann, der auf der höchsten Höhe seiner Zeit steht. Eben darum gehört er keiner der herrschenden Parteien an, weder der priesterlichen noch der königlichen, auf deren eine ihn doch zweifelhaft seine Geburt hingewiesen hatte; er steht über ihnen. Seine politische Einsicht zwingt ihn, dem König beratend zur Seite zu stehen und ihn vor unbedachten Unternehmungen zu warnen. Als das Unglück aber einmal geschehen ist, da ermahnt er zum Aushalten; und der Erfolg hat bewiesen, daß er die politischen Verhältnisse richtig beurteilt hatte. Den Anmaßungen der Priesterpartei tritt er entgegen und betont auch so die Leiden des Volks; ein wirklicher Volksmann ist er jedoch nicht, wie er überhaupt kein Parteimann ist.

Die folgende Zeit hat keinen bedeutenden Propheten; denn Nahums Drohung gegen Ninive (wenn wir ihn überhaupt unter Manasse zu setzen haben) und ein paar Aussprüche, die unter Jesaias Namen gehen und auch dieser Zeit angehören können, betreffen nur die äußere Politik. Daß Manasse gegen die Opposition scharf vorging, ist ausdrücklich bezeugt (2. Kön. 21, 16); wir dürfen aber annehmen, daß es sich um Propheten gehandelt hat, die im Sinne der von ihrem Einflusse verdrängten Priesterschaft sprachen, und nicht um Volksmänner im Geist eines Amos. Das Volk muß im Gegenteile mit dem Regimente Manasses zufrieden gewesen sein.

An den Schluß der judäischen Geschichte fällt dann wieder eine bedeutende Persönlichkeit, Jeremia. Seine Stellung in der äußern Politik können wir mit der Jesaias vergleichen. Er ist jedoch ein entschiedner Anhänger der chaldäischen Partei, was man von Jesaia gegenüber

der assyrischen nicht behaupten kann. Daß er zweifellos recht hatte, wenn er vor einem Bruche mit Nebukadnezar warnte, hat die Geschichte bewiesen. Der Priesterpartei mit ihren ägyptischen Überlieferungen stand er feindlich gegenüber und hat darunter während der Belagerung zu leiden gehabt: ob von dem Standpunkte seiner Gegner aus mit Unrecht, wollen wir auf sich beruhen lassen. Es wäre durchaus nichts Unerhörtes für die Anschauungen seiner Zeit, wenn er mit den Chaldäern Beziehungen unterhalten hätte: die rücksichtsvolle Behandlung, die er nach der Eroberung von Jerusalem erfuhr, läßt etwas Derartiges vermuten. Ein vollkommen veränderter Geist spricht uns aus Jeremias Reden gegenüber denen der ältern Propheten an. Amos und Hosea sind Volksredner, und auch Jesaia hat mit dem Blicke des über den Parteien stehenden Staatsmanns ein klares Urteil über die wirklichen Ursachen des nationalen Unglücks, das nicht durch Anschluß an Ägypten oder Assyrien geheilt werden kann; alle drei wollen tiefer greifen und erwarten eine Heilung des Übels nur von einer Gesundung des gesamten Volkslebens. Im Geist ihrer Zeit drücken sie das aus mit Berufung auf den Willen ihres Gottes, doch in der Formulierung, die den Zusammenhang der Dinge wirklich trifft: „Thut das Rechte, wie es Jahves Wille ist, so werdet ihr gesunden.“ Bei Jeremia dagegen tritt uns diesem praktischen Standpunkte gegenüber bereits ein Überwiegen des religiösen, weltabgewandten Geistes entgegen, der in dem Satze des Christentums seinen deutlichsten Ausdruck gefunden hat: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes . . ., so wird euch solches alles von selbst zufallen.“ Verwechslung von Ursache und Wirkung, das ist es, was Jeremia als Denker hinter seinen Vorgängern zurückstehen läßt, was ihn aber dann zum Lieblingspropheten der ihr Heil in einer andern Welt suchenden Entwicklung der Religion gemacht hat: die Gedankenwelt der Weltflucht knüpft an Jeremia an.

c) Die Einflüsse der babylonischen Gefangenschaft.

Die Einführung des Deuteronomiums als Gesetzbuch bedeutet bereits den Sieg der hierarchischen Partei; sie ist die Kodifizierung der Hierarchie, wie der Code Napoléon die Kodifizierung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Freilich mußte eine solche Gesetzgebung, die mit den Anforderungen des wirklichen Volkslebens in zu strengem Widerspruche stand, auch manchen Widerstand in den Thatsachen finden und wird ihr redlich Teil zu dem Untergange des Staats beigetragen haben: ihre Urheber, die Priester, haben den König in den Abfall von Babylonien gedrängt. Zu voller Geltung konnte dieses Gesetz aber erst kommen, als nicht mehr ein Volk, wohl aber eine religiöse Sekte es als Richtschnur anerkannte. Was im Gedränge des Völkerlebens zum Untergange des Volks führen mußte, das konnte sich, sicher gestellt durch den Schutz eines großen Staatswesens, weiter entwickeln, und durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das es seinen Bekennern verlieh, ein Grund zu deren wirtschaftlichem Emporkommen werden. Die Bestandteile des jüdischen Volks, die nach Babylonien in die Gefangenschaft geführt wurden, waren gerade die chaldäerfeindlichen gewesen, also die Priesterpartei, kurz diejenigen, welche eben auf dem Boden des Deuteronomiums standen. Die übrigen waren ja im Lande zurückgeblieben. So erklärt es sich, wenn diese Gemeinschaft im Gegensatze zu so manchen andern, die von Assyrern oder Babyloniern verpflanzt worden waren, zusammenhielt und eignen Charakter bewahrte. Sie waren eben bereits eine religiöse Sekte, und als solche entwickelten sie sich nun weiter, durch die neue Umgebung um so mehr aufeinander angewiesen und zu engem Zusammenschlusse gedrängt. Das „Judentum“ hat sich in Babylon entwickelt, eine eng zusammenhaltende religiöse Sekte inmitten einer großen, ihm fremdartigen und von ihm als fremd angesehnen Bevölkerung.

Anderseits ist es ganz unausbleiblich gewesen, daß das Judentum viel von der babylonischen Kultur angenommen hat, in der es ja lebte. Ebenso wie der in einem modernen Großstaate lebende Jude an dessen geistiger und wirtschaftlicher Entwicklung teilnimmt und unter ihrem Einflusse steht, so ist das auch in Babylonien der Fall gewesen. Noch fehlen uns die Quellen, um im einzelnen nachzuweisen, wie weit die religiöse Gedankenwelt des Judentums durch die babylonische beeinflußt worden ist. Einige Zeugnisse lassen jedoch deutlich genug erkennen, daß wir diesen Einfluß nicht hoch genug anschlagen können; wahrscheinlich werden einmal die meisten als „jüdisch" erscheinenden Einrichtungen des Judentums als babylonisch festgestellt werden. Was ist für den Geist dieses ziwilisierten Judentums, das in einer seinem Dünkel so stark widersprechenden Weise gedemütigt ist, scheinbar charakteristischer, als die Bußpsalmen, mit denen es die Verzeihung von seinem Gott erfleht? Sie sind im Exil entstanden und Abklatsche babylonischer Geisteserzeugnisse. Wie sich das Judentum später an der hellenistischen Geisteskultur, dann an der arabischen, der mittelalterlichen und der neuen rege beteiligt hat, so hat es sich auch die Schätze babylonischer Wissenschaft zu nutze zu machen gesucht. Klar tritt das bei dem im Exile schreibenden Verfasser der Königsbücher zu Tage. Dieser fand in Babylon eine hochentwickelte Chronistik mit einer peinlich genauen Zeitrechnung vor: das chronologische Schema, wofür er in seinen Quellen nur ungenügende Unterlagen vorfand, ist nach babylonischem Muster gearbeitet und erst das Ergebnis von Berechnungen, wie man sie unter Anlehnung an babylonische Wissenschaft angestellt hatte. Der Jude, der in Babylon lebte, machte sich die Schätze babylonischen Wissens zu eigen: er studierte selbst die Keilschriften und suchte dort Nachrichten über sein eignes Volk. Derselbe Geist, der uns in der Erklärung biblischer Nachrichten durch die spätere jüdische Gelehrsamkeit entgegentritt, der führte auch zum Nachweise, daß der Erzvater Abraham zu einem Feldzuge gegen den aus babylonischen Chroniken bekannten Kedorlaomer (S. 96) in Beziehung gestanden habe. Natürlich haben wir es dabei mit einem Ergebnisse chronologischer Berechnungen zu thun, die in demselben Geist angestellt wurden, wie die der christlichen Chronographen, eines Julius Africanus, Eusebius ꝛc. Zugleich aber tritt uns hier der das Judentum kennzeichnende Geist entgegen, der sich bei Josephus und andern noch weniger sympathischen Erscheinungen des hellenistischen Judentums so wenig schön geltend macht: Erzvater Abraham muß Kedorlaomer, den Bezwinger des Orients, schlagen. Es ist immer wieder das Bemühen, Juda als das auserwählte Volk auch geschichtlich und aus den Nachrichten anderer Völker zu beweisen. Nicht nur die jüdische Religion, sondern alle Traditionen des Judentums überhaupt haben sich bereits dort entwickelt, wo in Wirklichkeit seine Wiege gestanden hat.

Ein Volk Juda hat es von da an nicht mehr gegeben. Wir wissen nichts Geschichtliches über die Zeit des Exils; daß wir uns die Rolle des Judentums während dieser Zeit ebenso vorzustellen haben wie später, geht schon aus dem vorher Festgestellten hervor. Bereits damals aber muß es angefangen haben, sich weiter auszubreiten; anders können wir uns seine Ausdehnung in den folgenden Jahrhunderten kaum erklären. Eine solche Ausbreitung wäre aber den ins Exil geführten paar tausend Anhängern der ehemaligen Priesterpartei von Jerusalem nicht möglich gewesen, wenn nicht irgend welche engere Beziehungen und Wechselwirkungen mit dem babylonischen Volke stattgefunden hätten, wenn nicht das Judentum bereits im babylonischen Reich eine ähnliche Rolle gespielt hätte wie später in den hellenistischen Staaten.

Die enggeschloßne Gemeinde, die ihren geistigen Zusammenhalt durch die straffe Organisation erhielt, welche ihr die nach Babylonien geführte Priesterschaft verlieh, sah natürlich

in Jerusalem ihre Heimat und in dem Tempel auf dem Sion den eigentlichen Sitz Jahves. Nebenbei bemerkt ist auch das noch eine festgehaltne Anschauung von dem alten Nationalgotte Jahve, der nur in dem Lande, das er besitzt, wohnen kann, und der seit Hiskia eben Jerusalem zu seinem Wohnort erkoren hatte.

d) Die Rückkehr.

Mit der Wegführung beginnt auch das Sehnen nach einer Rückkehr. Da an diese unter chaldäischer Herrschaft nicht zu denken war, so harrte die Judenschaft von Babylon sehnsüchtig auf den Retter, der ihr die Erlösung von dem verhaßten Joche bringen sollte. In dem zweiten Teile von Jesaia sind die oft getäuschten Hoffnungen ausgesprochen, mit denen man die Wechselfälle der babylonischen Geschichte verfolgte. Endlich kam der Befreier, und man konnte wirklich jubeln, daß die Herrschaft Bels und Nebos gebrochen sei. Kyros besetzte Babylon, und das Judentum war wohl seines Mannes schon gewiß. Man ist geneigt, dahinter schon ähnliche Einflüsse zu suchen, wie sie den gewandten Geschäftsleuten im ptolemäischen Ägypten und seitdem so oft zu statten gekommen sind: ohne ihres Kyros' sicher zu sein, hätten die Juden nicht so auf ihn bauen können.

Kyros, der im allgemeinen die Politik verfolgte (vgl. Sidon, S. 167), kleinen Gemeinwesen ihre selbständige Verwaltung zu gestatten, hatte gegen einen Versuch der jüdischen Eiferer nichts einzuwenden, ihrem Gott an seinem Wohnorte zu opfern. Er gab die Erlaubnis zur Rückkehr. Von hier an haben wir als Quelle nur die Bücher Esra und Nehemia. Daß wir mit der nachexilischen Geschichtschreibung, wie sie uns die Chronik bietet, auch auf das wenige, was wir aus den weniger einheitlich zusammengearbeiteten Königsbüchern feststellen könnten, verzichten müssen (S. 188), das gilt von jetzt an: Esra und Nehemia in ihrer jetzigen Überlieferung sind sehr unzuverlässige Zeugen. Sie schreiben im Geiste der Chronik, d. h. vom Standpunkte der hierarchischen Legendenbildung aus; wenn wir nicht einmal durch andere Quellen in stand gesetzt werden, einen festen Standpunkt ihnen gegenüber einzunehmen, so müssen wir die wenigen Nachrichten über diese Zeit mit dem Bewußtsein hinnehmen, daß die geschichtliche Wahrheit, wie sie der Historiker verlangt, in sehr vielen Punkten andere Züge tragen würde.

Bald nach der Besetzung von Babylon durch Kyros (539) ging eine Karawane von Juden (angeblich 40,000 Mann; doch auf Zahlen ist nichts zu geben) nach dem Gelobten Land ab, unter Führung des Davidabkömmlings Zorobabel und des Priesters Josua: Davidhaus und Priestertum müssen vereint das verheißne jüdische Reich lenken. Den Ankömmlingen ging es natürlich wie allen Schwärmern: sie fanden alles anders, als ihre geistlichen Utopien es sie hatten erwarten lassen. Inmitten der Bevölkerung, die natürlich wenig nach dem Judentume fragte, konnten sie nicht aufkommen; und das Davidreich ließ gerade so auf sich warten, wie die Idealstaaten so mancher utopistischen Unternehmung spätrer Zeiten. Dagegen gerieten weltliche und geistliche Macht, der Fürst aus Davids Geschlecht und der Hohepriester, bald miteinander in Streit. Kambyses verbot dann die Vollendung des Tempels.

Einen neuen Aufschwung (besser: Zuschuß) erhielt das Unternehmen im Jahre 520 unter Dareios auf Drängen der neuen Gemeinde, das namentlich in den Prophetien von Haggai und Zacharja zum Ausdruck kam. Die reiche Judenschaft in Babylonien und sonst im Reiche that ein Übriges und bot ihren Einfluß auf, um das Zustandekommen des Tempels zu bewerkstelligen. Zugleich wurde der Streit zwischen Fürst und Hohempriester zu gunsten des letzteren beeinflußt: der Hohepriester wurde als gleichberechtigt anerkannt. Trotzdem mußte man freilich

sehen, daß die Heimgekehrten bereits begannen, aus religiösen Sektierern gewöhnliche Sterbliche zu werden. Viele, und zwar gerade die Vornehmen, gaben ihre strenge Zurückhaltung auf und begannen mit dem Heidentume Fühlung zu suchen. Gleich von vornherein zeigte es sich, wes Geistes Kind diese „Rückkehr aus dem Exil" war. Sie ist nichts als ein Versuch, die hierarchischen Ideale des Judentums mit der Unterstützung des Judentums der ganzen Welt zu verwirklichen. Sie ist dasselbe, was zu stande kommen würde, wenn die jüdischen Geldfürsten der Jetztzeit demDrängen frommer Eiferer nachgäben und ein neues jüdisches Jerusalem entstehen ließen. Die Geschichte des Judentums, seine Macht und seine Entwicklung würden sich darum nach wie vor im Bereiche der übrigen Kulturwelt, als die einer enggeschlossenen Gemeinschaft, abspielen; das jerusalemische Reich würde nichts anderes werden, als eine mit dem Gelde dieser Gemeinschaft unterhaltne und nur dadurch sich fristende, nicht lebensfähige Utopie. Nie hat es einen sich selbständig entwickelnden Staat auf der Grundlage des jüdischen Gesetzes gegeben, und es kann keinen geben: dieses Gesetz ist die Organisation einer religiösen Sekte, ist als solches entstanden und für eine solche gegeben; ein Staat aber unterliegt den allgemeinen Entwicklungsgesetzen der Menschheit, und die sind andere als die einer unter ihrem Schutze lebenden Sekte.

Eine politische Geschichte des Judentums hat es nie gegeben; am allerwenigsten ist sie die Geschichte der uns jetzt beschäftigenden unglücklichen Gründung. Eine Geschichte des Judentums gehört der innern Entwicklungsgeschichte der gesamten Kulturstaaten, ja sogar aller im Bereiche der westlichen Kultur liegenden Völker, von der Perserzeit bis auf die Jetztzeit, an; der Zweig des Judentums, der seine Ideale im Gelobten Lande zu erreichen hoffte, hat bei weitem nicht die entscheidende Rolle darin gespielt und sich nur durch jene halten können. Also nur die Geschichte dieses Versuchs beschäftigt uns hier. Sie hat weltgeschichtlich keine oder nur eine geringe Bedeutung. Auch das Christentum ist nicht auf dem engen Boden dieser jüdischen Hierarchie erwachsen, sondern auf dem weiten des vom Judentum überschwemmten zivilisierten Orients sowie der ebenfalls bereits von ihm überfluteten Staaten hellenistischer Kultur.

Das im persischen Reich und bei Hofe mächtige Judentum mußte also von neuem eingreifen, wenn es nicht die Ideale seiner Religion als unausführbar anerkennen wollte; es war mächtig und von seinem Glauben durchdrungen genug, um sich auch kostspieligen politischen Versuchen zu unterziehen. Im Jahre 514 erhielt Esra, durch die Überlieferung als ein jüdischer Gelehrter aus Babylonien von priesterlicher Abstammung bezeichnet, von Dareios (die Überlieferung macht aus ihm fälschlich Artaxerxes Langhand) die Erlaubnis, den erforderlichen großen Nachschub nach Jerusalem zu führen, um den jüdisch-hierarchischen Idealstaat zu verwirklichen. Das Unternehmen wurde mit vollster staatlicher Gutheißung und Unterstützung ausgeführt: das Judentum vermochte demnach seinen Wünschen bei Hofe Gehör zu verschaffen. Aber auch Esra mit seinen Getreuen lernte bald die Gewalt der harten Lebensthatsachen zum Nachteile seiner Ideale kennen. Er stieß sofort auf Widerstand eben bei dem einflußreichern Teile der schon ansässigen Bevölkerung, der gar nicht sehr geneigt war, seinen strengen Anforderungen sich zu beugen. Besonders kam es zum Widerstande gegen die tief einschneidende Maßregel der Trennung von nichtjüdischen Frauen und der Vermeidung von Mischehen. Selbst die strenge jüdische Disziplin mußte vor der Macht der Lebensbedürfnisse weichen; Esra stimmte infolgedessen seinen heiligen Eifer etwas herab.

Unklar, wie die Überlieferung ist, meldet sie nichts Rechtes für die Folgezeit von seiner Thätigkeit, bis nach 13 Jahren die hierarchische Partei, um sich im Besitze von Jerusalem zu

sichern, daran ging, die Mauern von Jerusalem neu zu erbauen. Die weltliche Partei, wie wir sie nennen wollen, die darin die Krönung der Herrschaft der unduldsamen Hierarchie erblickte, setzte alles in Bewegung, um das Unternehmen durch die persischen Beamten und die benachbarten Fürsten („Tobia, den Ammoniter, Geschem, den Araber"), mit denen sie Beziehungen aller Art unterhielt, zu verhindern. Allein die streng durchgeführte Orthodoxie war längst das feste Band des im Reiche verbreiteten Judentums, und so siegte die Partei der Frommen. Der Einfluß des ihr gehorchenden Judentums bei Hofe war mächtiger, als der der Regierungsbeamten; und ein bei Hofe angeblich die hohe Stelle eines Mundschenks bekleidender Jude, Nehemia, war Enthusiast genug, um seine Kräfte in den Dienst der heiligen Sache zu stellen. Indessen hatte die persische Regierung eingesehen, daß es mit der rein hierarchischen Organisation nicht ging, Nehemia wurde daher zum persischen Statthalter ernannt und mit Machtvollkommenheiten versehen, die ihn über den verweltlichten Hohenpriester stellten. Ausgerüstet mit allen staatlichen Vollmachten, die ihm der Einfluß des mächtigen Judentums verschaffte, begab er sich nach Jerusalem und setzte es allen Schwierigkeiten, die der Gegner, unterstützt und veranlaßt durch die weltliche Partei, ihm in den Weg legte, zum Trotze durch, Jerusalem mit einer Mauer zu umgeben, um damit der Hierarchie in ihr das Mittel zu bieten, den Einfluß der Nachbarn auszuschließen und so der im Innern mit ihnen in Verbindung stehenden Bevölkerungsbestandteile Herr zu werden.

Nehemia soll zwölf Jahre die Angelegenheiten in Jerusalem geleitet haben und dann an den Hof nach Susa zurückgekehrt sein. Allein kaum hatte er den Rücken gedreht, so wurde die Herrschaft der Orthodoxie wieder in Frage gestellt; er mußte zurückkehren, wenn nicht auf die Verwirklichung des religiösen Idealstaats verzichtet werden sollte. Wieder griff er mit all der Macht, die der Einfluß seiner Sekte ihm gewährte, ein, um die Widerspenstigen zu zwingen, und bekehrte sie mit Drohungen und Gewalt zur Anerkennung der strengen Forderungen ihrer Religion. Selbst die Hohepriesterfamilie mußte erkennen, daß Israel keinen Verstoß gegen seine Satzungen duldete. Der Ammoniter Tobia, der mit dem Hohenpriester El-jashib verwandt war, wurde aus dem Tempelbezirke verwiesen; ein Enkel des Hohenpriesters, der mit einer Tochter von Sin-uballit (Sanballat), wahrscheinlich dem Fürsten von Moab, nicht, wie gewöhnlich angenommen, Samaria, verheiratet war, wurde aus Jerusalem verjagt. Die Orthodoxie regierte mit aller Strenge. Das Buch Rut scheint eine Streitschrift der verweltlichten Hohenpriesterfamilie gegen die Unduldsamkeit der Orthodoxie in der Frage der Ehe mit Fremden zu sein.

e) Der Priesterkodex.

Die neue Ordnung der Dinge, wie sie Esra und Nehemia im Versuchsstaat einzuführen wünschten, erhielt ihre gesetzliche Festlegung durch die Veröffentlichung des Gesetzbuches, das die Satzungen des Judentums zusammenfaßte, des Priesterkodex (S. 188). Was über die Äußerlichkeiten der feierlichen Veröffentlichungen durch Esra mitgeteilt wird, ist gleichgültig; selbstverständlich weiß er nur von eitel Freude und Eifer des dadurch beglückten Volks zu berichten. Durch die Erzählung der überwundnen Schwierigkeiten ist für den Historiker genugsam für die richtige Auffassung gesorgt. Anzunehmen, daß in dieser Veröffentlichung irgendwie ein bedeutsames Ereignis in der Entwicklung des Judentums zu sehen sei, wäre verkehrt. Das Gesetz ist weder ein Werk Esras und Nehemias, noch haben sie es zum geltenden Gesetze des Judentums erhoben. Es ist längst die Fahne, um die sich das Judentum im Reiche draußen

schart; und die Einführung in Jerusalem bedeutet nichts, als die Verpflichtung des mit den Mitteln des Judentums hergestellten Idealstaats, dieses Gesetz, dessen Vollkommenheit zu erweisen er eben gegründet war, zu halten. Die eigentliche Entwicklung des Judentums hat sich nicht auf dem Boden Palästinas vollzogen; das Gesetz ist nicht eine Frucht der Weiterbildung einer, wenn auch noch so kleinen, in der Staatenentwicklung stehenden politischen Gemeinschaft, sondern einer außerhalb des Kampfes ums Dasein der Völker stehenden religiösen Sekte.

Das Gesetz selbst, das also für das Judentum im Reiche längst geltend ist, ist seinem Geiste nach genugsam bekannt: es ist der seitdem herrschend gebliebne und nur in seiner Starrheit noch mehr ausgebildete Geist, den das Judentum bis auf den heutigen Tag behauptet hat.

K. Die persische Herrschaft.

Sind die Nachrichten über diese Zeit der kräftigen Bethätigung des neuen, in seiner Entwicklung abgeschloßnen jüdischen Geistes schon unklar und dürftig, so gilt das noch mehr von der Folgezeit der persischen Herrschaft. Indessen können wir das ohne allzu großes Bedauern hinnehmen. Die Hierarchie, die hier geschaffen war, bietet in keiner Beziehung eine für die Geschichte der Menschheit wichtige Erscheinung. Sie ist nicht einmal im Bereiche des Altertums etwas Einzigartiges: daß ähnliche Gebilde auch auf dem Boden „heidnischer" Religionen möglich waren, beweist z. B. der Priesterstaat in Comana in Kappadokien. Den jüdischen Staat können wir sehr wohl dem ehemaligen Kirchenstaate gleichsetzen: beider Verhältnis zu ihrer „Kirche" ist dasselbe, und beider Bedeutungslosigkeit im Verhältnisse zu der Weltmacht ihrer Religion ebenfalls.

In der Perserzeit geht die hierarchische Durchbildung ihren Weg. Obgleich Esra und Nehemia eine Art weltlicher, vom Hof übertragner Macht ausübten, also gewissermaßen Statthalter waren, und obgleich man anfangs auch an der bis dahin anerkannten Königswürde des Davidreichs hatte festhalten wollen, so wird allmählich die Macht immer mehr in der Hand des Hohenpriesters vereinigt. Der persische Hof sah dieser für ihn ungefährlichen und durch das einflußreiche Judentum beschützten Entwicklung ruhig zu. Einen Versuch, sich an dem syrischen Aufstande gegen Artaxerxes Ochos zu beteiligen, mußten die Juden durch Verpflanzung eines Teils der Einwohnerschaft nach Hyrkanien büßen; der Satrap Bagoas soll damals gezeigt haben, daß auch Persien keine Widerspenstigkeit dulde. Streitigkeiten, die dabei in der hohenpriesterlichen Familie geherrscht und zur Ermordung des eignen Bruders durch den Hohenpriester im Tempel geführt haben sollen, hängen wohl mit den Parteiungen zusammen, sind aber schließlich nicht bedeutungsvoller als etwa die Feindschaft zwischen ein paar Kardinälen des Mittelalters.

L. Die Diadochenzeit.

a) Ägyptische Einflüsse.

Als Persien zusammenbrach, sollen sich die Juden von vornherein klug und geschmeidig die Gunst Alexanders gesichert haben. Von hier an haben wir indessen Nachrichten, die noch mehr als die der persischen Zeit von jüdischer Selbstzufriedenheit beeinflußt sind; Josephus Flavius ist ein unzuverlässiger und in seiner Selbstgefälligkeit widerwärtiger Zeuge.

Der Kampf der Diadochen trennte Ägypten von Babylonien. Syrien ist der Zankapfel, kommt dann aber zunächst unter ägyptischen Einfluß (vgl. Band IV, S. 147). Mit der Blüte

Ägyptens unter den Ptolemäern sehen wir dort auch das Judentum mächtig und blühend, eine willkommne Hilfe für die Regierung in allen Angelegenheiten des Handels und der Verwaltung.

Zweifellos ist das Judentum nicht erst damals in Ägypten emporgekommen. Ebenso wie ein Teil der hierarchischen Partei von Nebukadnezar nach Babylonien geführt worden war, so hatte sich ein anderer nach Ägypten gerettet; unter andern wurde bei einem spätern Aufstandsversuch auch Jeremia (als Chaldäerfreund) gewaltsam dahin geschleppt. Mit der weitern Entwicklung des Judentums hatten diese Flüchtlinge und neu dazukommende dort, wie überall im Reich, an Bedeutung gewonnen und ebenfalls eine Rolle gespielt. Es war jedoch ganz selbstverständlich, daß die eigentliche Macht des Judentums da saß, wo überhaupt die Regierungsgewalt des Orients war, d. h. in Persien und Babylonien. Jetzt war der Orient getrennt, und sofort sehen wir zwei Mittelpunkte des Judentums: in Babylonien-Syrien und in Ägypten: auch dieses wieder ein Fingerzeig, daß sich die Weiterbildung des Judentums nicht in Palästina abspielt. Am Ptolemäerhofe kommt jetzt ein hellenisches Judentum zur Geltung, das sich die Errungenschaften dieser Blüte des dem Orient aufgepfropften hellenischen Geistes schnell anzueignen und seinen Bedürfnissen geschmeidig anzupassen weiß. Mehr durch diese Verlegung des Machtmittelpunkts des Judentums von Persien und Babylonien nach Ägypten, als durch die politische Zugehörigkeit zur Ptolemäerherrschaft kommt der jüdische Staat unter den Einfluß des ägyptischen Hellenismusses. Ein Erzeugnis des ägyptischen Judentums ist die Septuaginta-Übersetzung, zunächst für das Bedürfnis derer bestimmt, welche die heiligen Schriften nicht mehr in der Ursprache zu lesen verstanden.

b) Antiochos III und IV.

Gegen Ende des dritten Jahrhunderts gewinnen in dem Kampfe zwischen Seleukiden und Ptolemäern die erstern die Oberhand, und Juda kommt unter syrische Oberhoheit. Antiochos III. wurde zunächst mit offnen Armen von den Juden empfangen: man leistete sogar Beistand bei der Belagerung der ägyptischen Besatzung in der Akra, der Zwingburg von Jerusalem. Antiochos soll sich dem entsprechend zunächst gütig gezeigt und namentlich einen Steuererlaß verfügt haben, der allerdings geeignet sein mußte, ihm die Herzen zuzuwenden, da man eigne Volksgenossen als sehr energische Steuererheber im Dienste der Ptolemäer bereits kennen gelernt hatte. Als dann aber des Antiochos Macht durch die Schlacht bei Magnesia (190) gebrochen war, schien der größere Vorteil doch wieder aus einer Verbindung mit Ägypten zu erhoffen. Antiochos war, um die Kriegsentschädigung zu zahlen, wohl genötigt, aus seinen Unterthanen alles herauszupressen, was er nur irgend konnte; anderseits wird der Einfluß der ägyptischen Judenschaft, auf deren Unterstützung man ja angewiesen war, mächtig gewesen sein.

Inwieweit der allezeit rege Unternehmungsgeist von dem Pharaonenlande bereits nach dessen gewaltiger Beschützerin am Tiber hinübergriff, wissen wir nicht; sehr viel später dürfen wir aber die Anfänge einer jüdischen Kolonie in Rom kaum ansetzen. Kurz, die einflußreichen und zahlungsfähigen Mitglieder des Judentums mußte man immer mehr in Ägypten und im Westen suchen, als im Osten, der jetzt unter der Partherherrschaft überhaupt von der Zivilisation losgerissen war; demgemäß mußte das auf die Unterstützung der Glaubensgenossen angewiesne Juda auch in seiner Politik mehr nach Westen neigen, als zu dem seinem Ende entgegengehenden Seleukidenreiche.

Alter Überlieferung entsprechend, war es wieder die orthodoxe Partei, die nach Ägypten neigte. Die Seleukiden versuchten, durch Unterstützung der dem Hellenentume geneigten

Elemente in Jerusalem, sich Judas zu sichern. Der Bruder des Hohenpriesters Onias, Jason, wurde durch Antiochos IV. begünstigt. Eine Zeitlang ging es in Jerusalem recht attisch zu: Theater und Palästra lockten die Judenjünglinge an, die sich bemühten, ihre griechischen Ideale nachzuäffen, und sogar nicht vor schmerzhaften Mitteln zurückscheuten, um beim gymnastischen Spiele die Folgen der Beschneidung zu verdecken. Die innern Zänkereien der Hohenpriesterfamilie mit den Hauptvertretern des Philhellenismusses, den Tobiaden, sind hier belanglos. Wodurch es nach dem Scheitern der philhellenischen, seleukidenfreundlichen Bestrebungen zum offenen Bruche mit Antiochos IV. gekommen ist, sagt uns die Überlieferung nicht; sie läßt eben Israel, wie immer, unschuldig leiden. Den Grund zum Einschreiten des Antiochos werden wir darin zu sehen haben, daß thatsächlich die orthodoxe Partei die Oberhand hatte und mit Ägypten (und Rom) sympathisierte. Als Antiochos (168) von dem siegreich begonnenen und durch Rom so plötzlich unterbrochnen Zuge gegen Ägypten (vgl. Band IV, S. 152) zurückkehrte, da zog er die Juden energisch zur Verantwortung: sie werden recht gut gewußt haben, wofür. Jerusalem wurde gestürmt, geplündert, verwüstet, die Mauern niedergerissen, die Einwohnerschaft niedergemacht und versprengt. Nur die „Abtrünnigen" blieben und wurden durch heidnische Ansiedler verstärkt; was sich retten konnte, floh — nach Ägypten.

Mit der Zerstörung Jerusalems war es aber nicht genug. Antiochos wußte recht gut, daß die Macht des Judentums nicht in seiner Existenz als politischer Staat beruhte; er ging gegen das gesamte Judentum in seinem Lande vor und wird dafür in der That tiefere Gründe gehabt haben als seinen Philhellenismus. Nicht die jüdische Religion wollte er ausrotten, wie es die Überlieferung darstellt, sondern die Gemeinschaft in seinen Staaten sprengen, die im Feindeslande den Sitz ihrer Macht hatte und deshalb naturgemäß einer Vereinigung mit diesem günstig sein mußte. Nicht dem Jahvekult und dessen frembartigen Erscheinungen galt eigentlich sein Ingrimm, nicht für Zeus eiferte er; beide waren nichts als Palladien, deren Anerkennung die Erklärung für Syrien oder für das Judentum (in Ägypten und Rom) bedeutete. Nicht gegen die jüdische Religion schritt Antiochos ein, sondern gegen die Juden, die in seinem Reiche mit Ägypten liebäugelten und in ihrer Religion ein Band hatten, das sie fest zusammenhielt. Es ist kein Zufall, daß die orthodoxe und die philhellenische Partei im Judentume zusammenfielen: das war in der Verteilung von seinen Machtverhältnissen bedingt.

c) Die Makkabäer.

Mit seinem gewaltsamen Einschreiten stieß Antiochos auf den Widerstand, den rohe Gewalt bei Ideen immer findet und zumal beim zähen Judentume stets gefunden hat. Die Makkabäerbücher erzählen von den Blutzeugen ihres Glaubens, deren manche ihre poetische Verherrlichung bis auf unsere Tage gefunden haben. Je gewaltsamer Antiochos vorging, um so zäher ward der Widerstand und fand schließlich seinen Ausdruck in der landesüblichen Weise, in der Bildung einer Bande, die sich im Gebirgsland aus kleinen Anfängen zu einer schließlich nicht leicht zu unterwerfenden Macht entwickelte. Der berühmte Aufstand der Makkabäer ist zu einem Ruhmesdenkmale jüdischer Heldengröße gestempelt worden durch die uns nun sattsam bekannte Darstellungsweise unserer Quellen; er ist durchaus nichts Außergewöhnliches und hat seine Parallelen zu Hunderten in der orientalischen wie der Geschichte anderer Völker. Held David war auch so eine Art Judas Makkabäus gewesen, aber ein erfolgreicherer.

Der Verlauf des Aufstands war nach der uns vorliegenden Darstellung des ersten Makkabäerbuches folgender. In einem Orte Modein, zwischen Jerusalem und dem Meere, widersetzte

sich ein Priester Mattathias aus dem Geschlechte der Hasmonäer den gewaltsamen Hellenisierungsmaßregeln der Syrer und brachte allmählich eine Schar zusammen, die von den Frommen Zulauf bekam und sich im Gebirge behauptete. Er starb bald (166), und die Führung übernahm sein Sohn Judas Makkabäus; diesem gelang es, die gegen ihn ausgesandten syrischen Truppenabteilungen zu schlagen. Antiochos war mittlerweile auf seinen Partherzug ausgezogen, in dessen Verlauf er starb. Statt des zum Vormunde seines Sohnes (Antiochos V. Eupator) von ihm bestimmten Philippos riß Lysias die Reichsverweſung an sich. Dieser schickte jetzt ein größeres Heer gegen Judas aus, dem Truppenbefehlshaber von Philistäa, Gorgias, zu Hilfe; allein es gelang Judas, durch Überfall auch dieses zu schlagen (165). Als Lysias selbst heranrückte, hatte er im selben Jahre das gleiche Schicksal. Judas konnte jetzt das verheerte Jerusalem wieder besetzen, mit Ausnahme der Akra, die von einer syrischen Besatzung behauptet wurde. Tempel und Gottesdienst wurden wieder eingerichtet; und im Namen des wahren Gottes konnte man nun gegen die „Abtrünnigen", die Syrergenossen, wüten. Von deren Martyrium meldet indessen der Bericht nichts.

Lysias unternahm zwei Jahre lang nichts, und Judas herrschte als Haupt der orthodoxen Partei unumschränkt. Das Land scheint das, wie leicht erklärlich, durchaus nicht als einen Segen empfunden zu haben: es kam zu zahlreichen Widerstandsversuchen (in unserer Quelle natürlich: schnöden Räubereien) gegen die Tyrannei einer Minderheit. Aus den Berichten geht hervor, daß das Land noch immer durchaus nicht jüdisch war, und daß die „Befreiung" durch Judas thatsächlich eine durch Waffen aufrecht erhaltne Gewaltherrschaft war, die darum nichts von ihrem Charakter verliert, weil sie vom Standpunkt unserer orthodoxen Quelle aus das Recht verfocht. Ein Volksaufstand ist das Unternehmen des Judas Makkabäus nicht gewesen.

Es kam Judas zu statten, daß Antiochos IV. auf seinem Zuge gestorben (164) und Lysias durch die Ordnung der Verhältnisse offenbar in Anspruch genommen war. So ging er daran, die Akra, bis dahin eine Zuflucht der syrischen Anhänger, zu belagern. Damit wurde die Frage des Einschreitens für die Regierung drängend. Lysias brach daher mit einem angeblich großen Heer, in Begleitung seines Pfleglings, des jungen Königs Antiochos V., auf und rückte von Süden her gegen Jerusalem vor. Er schlug Judas im Felde bei Bet-Zacharja, eroberte Bet-sura und belagerte Jerusalem, wo man sich auf dem Tempelberg verschanzt hatte. Nach langem Widerstande wurden Verhandlungen begonnen, auf die Lysias einging, da er sich wohl in Syrien gegen Philippos wenden wollte, der mittlerweile dort auf den Thron Ansprüche erhoben hatte. Der Inhalt der Verhandlungen ist nicht bekannt. Da aber Lysias bald den bis dahin von ihm anerkannten Hohenpriesterkandidaten Menelaos hinrichten ließ, so darf man wohl annehmen, daß die orthodoxe Partei Bürgschaften ihrer Treue geboten hatte und die Zuverlässigkeit von Menelaos zweifelhaft geworden war.

Bald darauf (162) wurden Lysias und Antiochos V. durch Demetrios I. gestürzt; dieser scheint im allgemeinen den Juden in Jerusalem freie Hand gelassen zu haben. Er hatte alle Ursache, es mit Rom nicht zu verderben; dennoch machte sich vielleicht schon die Macht des allgegenwärtigen Judentums geltend. Daß er als „Ethnarchen" aus dem Geschlechte der Hohenpriester Alkimos einsetzte, ist ein Beweis dafür, daß die Macht des Judas durch Lysias thatsächlich eingeschränkt worden war. Alkimos, durch ein Heer unter Bakchides eingeführt, wurde ohne Widerstand aufgenommen; da er jedoch ein Vertreter der syrischen, hellenistischen Partei war, so müßte es wunderbar zugegangen sein, wenn er nicht sehr bald die Unzufriedenheit der Orthodoxen erregt hätte. Natürlich ist nach der Darstellung unserer Quellen Alkimos der

Störenfried gewesen; vielleicht darf man aber die Ursache auch ein wenig bei den Makkabäern suchen, die bei seiner Einsetzung Jerusalem sicher nicht freiwillig hatten verlassen müssen. Sobald daher das syrische Heer abgezogen war, brachen die Orthodoxen los, und Alkimos mußte wieder fliehen. Er wurde durch ein Heer unter Nikanor zurückgeführt: freudig wurden beide in Jerusalem aufgenommen. Die Makkabäer jedoch schlugen Nikanor bei Adasa, in der Nähe von Bet-Horon (161). Das Land mußte in Judas wieder einmal den „Befreier" erkennen, bis Bakchides selbst mit einem angeblich sehr großen Heer anrückte und Judas, dessen ganze Anhängerschaft sich nur auf 800 Mann belief (danach beurteile man die Stellung der „Nation" zu ihm) nach tapferer Gegenwehr bei einem sonst unbekannten Orte, Elasa, vernichtete. Judas selbst fiel. Damit war den Hasmonäern ihr kriegerischer Führer, der an sich und seine gute Sache glaubte, genommen.

Die syrische Partei war nun die Segnungen der orthodoxen Freiheit wieder los, und Alkimos wurde in Jerusalem eingesetzt. Der Religionsübung wurden keinerlei Schranken auferlegt, und die Frommen hätten nicht den geringsten Grund zur Unzufriedenheit gehabt, wenn sie eben nicht die Herrschaft für ihr alleiniges Vorrecht angesehen hätten. Bakchides stellte die Ordnung im Lande her und hob die makkabäischen Räuberbanden auf. Ein Teil davon behauptete sich jedoch unter Führung von Jonathan, einem jüngern Bruder des Judas, und hauste als Banditenbande in der Wüste Thekoa. Aus diesen Zuständen heraus: dem Kampfe zwischen den religiösen Fanatikern und den vergeblichen Bemühungen einer aufgeklärten Partei, die Juden zu unbedingten Mitgliedern der hellenistischen Gesellschaft zu machen, ist das merkwürdigste Buch entstanden, das der biblische Kanon aufgenommen hat, der „Prediger Salomo", eine Schrift, die dem Pessimismus eines wohlmeinenden Mannes Ausdruck gibt, der sich in einer führenden Stellung bemüht hat, sein Volk zum besten zu leiten, aber zuletzt verzweifelt die Hände in den Schoß fallen läßt. Die Vermutung drängt sich auf, daß der Hohepriester Alkimos selbst der Verfasser gewesen und das Buch nach seinem Tode, mit einigen Zusätzen in seinem Sinne versehen, ausgegeben worden sein möge. Bei der Aufnahme in den Kanon, die man dem Werk eines Hohenpriesters nicht verweigern konnte, wurde es später in frommer Rechtgläubigkeit mit abschwächenden Gegenbemerkungen ausgestattet.

Alkimos starb 159. Als Bakchides bald darauf abzog, machten sich auch die Makkabäer wieder lästig. Man sandte daher von Jerusalem um Hilfe an Bakchides. Aber da ein Handstreich auf die Burg Jonathans mißlang, schloß Bakchides mit diesem Frieden und erkannte ihn als Hohenpriester an. Deutlich hat bereits Jonathan die orthodoxe Politik Judas aufgegeben und ist nur darauf ausgegangen, sich die Herrschaft zu sichern. Seine Anerkennung bedeutet also weder einen Sieg der Orthodoxen noch eine Preisgebung der hellenistischen Partei durch die Syrer. Jonathan war kein Eiferer mehr für den Glauben und die Interessen des (ägyptischen und internationalen) Judentums, sondern kämpfte für die Gründung einer hasmonäischen Hausmacht. Um diesen Zweck zu erreichen, hörte er auf, „Jude" zu sein und machte seinen Frieden mit den Seleukiden. In den Kämpfen zwischen Demetrios I. und Alexander Balas (vgl. Band IV, S. 153) und unter Demetrios II. (145—138) gelang es Jonathan, sich zu behaupten und schließlich, trotz seines Einschreitens gegen die Syrerpartei, doch die Anerkennung von Demetrios II. zu finden. Dann hielt er es mit Tryphon. Als Ergebnis aller seiner Winkelzüge brachte er es schließlich so weit, daß er den Einfluß der syrischen Partei mit Hilfe seiner orthodoxen Gefolgschaft beseitigte und die Billigung des Hofes dafür zu haben schien. Endlich scheint der Einfluß des Judentums bei Tryphon doch gebrochen worden zu sein: dieser

rückte mit einem Heer in Palästina ein; Jonathan stellte sich jetzt zur Rechenschaftsablegung in Akko und wurde festgenommen.

An seiner Stelle führte sein Bruder Simon Makkabäus die Geschäfte. Als Tryphon gegen ihn einschreiten wollte, gelang es ihm, alle Anschläge des griechischen Heers, auch einen Versuch zum Entsatze der Akra, zu vereiteln und jenes glücklich zum Lande hinauszumanövrieren. Dadurch, daß er die verlangten Geiseln in Gestalt der Söhne seines Bruders gab, beseitigte er obendrein alle Nebenbuhler. Nachdem die Syrer das Land verlassen hatten und mittlerweile die Mauern von Jerusalem hergestellt waren, konnte er sich ungehindert als Fürsten Judas betrachten. Mit ihm ist das Fürstentum der Hierarchie Juda, d. h. das Hohepriestertum, anerkanntermaßen auf die Hasmonäer übergegangen. Simon schlug Münzen in seinem Namen und datierte nach seinem Regierungsantritte (Jahr 1 = 142). Die syrische Partei war damit niedergeworfen, und die Orthodoxie konnte das Volk nach ihrer Weise beglücken. Die Überlieferung weiß denn auch nur von Ruhe und Glück im Lande zu melden. Das wird auch insofern richtig sein, als Juda thatsächlich durch die Selbständigkeit gegenüber Syrien und dessen Unfähigkeit, einzugreifen, eine Zeitlang Ruhe hatte.

Simon wurde (135) von seinem Schwiegersohne, der selbst nach der Herrschaft trachtete, ermordet; es gelang jedoch seinem Sohne Johannes Hyrkan, sich vor diesem Jerusalem und die Regierung zu sichern. Der schnell fortschreitende Verfall des Seleukidenreiches war ihm günstig; so konnte er seine Unabhängigkeit behaupten. Als es ihm dann gelungen war, mit den Römern ein Bündnis abzuschließen, konnte er daran gehen, die Herrlichkeit des neuen Reichs zu erweisen und das politische Ideal seiner Religion zu verwirklichen: der Wiederherstellung des Davidreichs durch Eroberung. Sein verhältnismäßig kleines Gebiet dehnte er durch glückliche Unterwerfung von Sichem, von Samaria (durch römisches Eingreifen) und von Edom aus. Es versteht sich, daß dabei die wahre Religion mit Gewalt verbreitet wurde: in Idumäa wurde alles Männliche beschnitten. Johann Hyrkan ist eine Idealgestalt für die jüdisch-orthodoxe Überlieferung; in der That hat sie unter diesem Hasmonäer den Ansatz zu einer politischen Bedeutung ihres Idealstaats gesehen.

Auf Hyrkan folgte sein Sohn Judas Aristobulos, der seine Herrschaft nach orientalischem Brauche (man sieht, wie weit die versittlichenden Lehren der Religion reichten) durch Mord in der Familie sicherte. Er starb nach einem Jahre. Seine Witwe Salome wandte durch Heirat die Herrschaft seinem ältesten, von ihm gefangen gehaltnen Bruder Jannaios (d. h. Jonathan) Alexander (104—78) zu. Dieser sicherte sich zunächst durch Ermordung eines seiner beiden Brüder und ging dann an die Fortsetzung der Eroberung Palästinas. Als er Akko belagerte, wurde er durch Eingreifen Ägyptens an der Weiterverfolgung seiner Pläne gehindert und nur durch Aufbieten des jüdischen Einflusses bei der Mutter von Ptolemaios Lathuros, Kleopatra, vor härtern Folgen seiner Unternehmungslust bewahrt (100). Er hat dann noch Raphia und Gaza erobert und das Ostjordanland sich gesichert. Hier stieß er aber auf einen ihm gewachsnen Feind, das nordarabische Reich der Nabatäer; in Gilead wurde Jannaios von ihrem König Oboda geschlagen. Als er ohne Heer nach Jerusalem zurückkehrte, kam es zu einem Aufstande der Orthodoxie, der Pharisäer, der nach langem Hin und Her mit einem Siege des von den Aufständischen herbeigerufenen Demetrios Eukairos über Jannaios endete (88). Allein in den Bergen gelang es dem unermüdlichen Hasmonäer, eine neue Macht um sich zu sammeln und nach dem Abmarsche von Demetrios Jerusalem aufs neue zu besetzen. Er wütete dort, wie ein Orientale bei Parteikämpfen eben wütet (87). Nachdem sich Jannaios so wieder

befestigt hatte, begann er den Kampf gegen den Nabatäerkönig Oboda von neuem; allein als dieser mittlerweile Koilesyrien für sich gewonnen hatte, unterlag Jannaios und mußte seinen Frieden machen. Er hat dann noch im Ostjordanlande seine Herrschaft befestigt und starb hier auf einem Feldzug. Er hat, wie sein Vater, die jüdische Herrschaft ausgedehnt, ohne deshalb Palästina vollkommen besessen zu haben. Die Karte dieses für die Kleinstaaterei geschaffnen Landes hat auch unter ihm bunt genug ausgesehen.

Jannaios hat sich stets auf die nunmehr entwickelte Partei der Sadduzäer gestützt, welche die unerträglichen Fesseln des Judentums einigermaßen mit den Anforderungen des Lebens in Einklang zu bringen suchte. Ganz von selbst ergab sich daraus eine Annäherung an das Griechentum, dessen Kultur eben den Orient beherrschte. Auch äußerlich kam das bei Jannaios zum Ausdruck, und wir können daraus ersehen, was die Pharisäer zum Aufstande getrieben hat. Er nennt sich auf seinen mit griechischer Aufschrift versehnen Münzen nicht mehr Hoherpriester, sondern König Alexander. Gestützt hat er seine Macht auf ein fremdes Söldnerheer. Das Haus der Hasmonäer, das einst für die Religion in den Kampf gezogen war, ist also eine reine orientalische Herrscherfamilie geworden, die sich den Anforderungen der Religion gerade so weit fügt, wie sie es für ihre Zwecke muß. Selbst die Nachkommen eines Judas Makkabäus hatten nicht vermocht, ihr Ideal zu verwirklichen.

Nun war aber der ganze Staat überhaupt nur gegründet, eben um das Ideal einer Hierarchie im Sinne des „Gesetzes" zu verwirklichen, aber nicht, um einen Staat wie so viele andere Reiche auch mit einer jüdischen Religion ins Leben zu rufen. Die ganze Unternehmung hatte von Anfang an nur durch die Unterstützung des seine Satzungen im Auslande streng wahrenden Judentums bestehen können und bezog von dort immer wieder neue Lebenskräfte. Daher ist immer, sobald der Staat zu verweltlichen droht, d. h. sobald er sich den Entwicklungsgesetzen der Menschheit zu fügen beginnt, die Orthodoxie, gestärkt und stets aufrecht erhalten durch den materiellen und ideellen Beistand des gesamten Judentums, heftig bemüht, ihn zu seinem hierarchischen Zwecke zurückzuführen. Solange dieser Staat besteht, wird er stets von ihr wieder auf die Bahn zurückgebracht, die er verlassen will, bis diesen Versuchen durch Titus und Hadrian ein Ende gemacht wird.

Jannaios hatte sich den Forderungen der Orthodoxie nicht gefügt und nicht zu fügen vermocht, wenn er nicht den Anforderungen der Wirklichkeit zuwider handeln wollte; er hatte sich mit Hilfe eines Söldnerheers behauptet. Mit seinem Tode trat der Umschwung ein. Seine Frau Salome-Alexandra, die ihm die Herrschaft zugewandt hatte, soll der Pharisäerpartei ergeben gewesen sein. Wir thun gut, der im Geiste der Orthodoxie gehaltnen Überlieferung in den Angaben von Ursache und Wirkung nicht immer zu ängstlich zu folgen; es ist aber auch gleichgültig, ob Salome nunmehr die Pharisäer oder diese sie ans Ruder brachten. Jedenfalls kam nunmehr eine Zeit der Herrschaft für die Frommen. Salome übernahm in Wirklichkeit die Regierung, die ihr angeblich von Jannaios bei seinem Tod übertragen worden war. Als Hoherpriester wurde ihr Sohn Hyrkan II., ein Schwachkopf, der vollkommen in ihren Händen war, eingesetzt, während sein fähiger Bruder Aristobulos beiseite geschoben wurde. Das dauerte neun Jahre (78—69). Währenddessen schalteten die Pharisäer nach ihrem Herzen und legten sich in keinerlei Weise Zwang auf. Selbst die Königin geriet schließlich an die Grenzen ihres Könnens. Nach außen hin hat man durch kluge Politik und Zahlungen ein Unheil zu vermeiden versucht; so wurde die drohende Gefahr durch rechtzeitige Geldopfer abgewendet, als Tigranes von Armenien heranrückte und Akko belagerte (69).

Allzulange konnte das Land indessen die Pharisäerherrschaft unmöglich ertragen, und Aristobulos gewann immer mehr an Anhang. Während ihm das Land allmählich zufiel, starb Salome, nachdem sie sich noch geweigert hatte, die von den Orthodoxen geforderten strengen Maßregeln gegen ihren Sohn und dessen in ihren Händen befindliche Angehörigen auszuführen. Sie, die angebliche Pharisäerverehrerin, scheint also doch mehr von diesen geschoben worden zu sein, als freiwillig sich ihnen angeschlossen zu haben. Sie ist natürlich ebenfalls eine Idealgestalt der Überlieferung. Nach ihrem Tode konnte kein Zweifel mehr sein, wem das Reich gehörte. Die Pharisäer hatten keinerlei Anhang im Lande. Sie versuchten Widerstand und führten ihre Puppe Hyrkan mit dem Söldnerheer Aristobul entgegen. Allein bei Jericho, wo es zum Kampfe kam, gingen ihre Truppen zu diesem über, und er konnte ohne große Schwierigkeiten Jerusalem besetzen. Er wurde als Hoherpriester und König anerkannt, Hyrkan in Ruhestand versetzt.

Allein die Ruhe dauerte nicht lange. In Idumäa hatte Jannaios als Statthalter einen zum Judentum übergetretnen Einheimischen, Antipater, den Vater von Herodes, eingesetzt; dieser liebäugelte selbst nach der Krone Judas. Er verfolgte eine eigne Politik und war dabei im Einverständnisse mit dem Könige der Nabatäer, Hareth III. Er fand in dem abgesetzten Hyrkan ein passendes Werkzeug für seine Pläne und bewog ihn, zu Hareth zu fliehen, um von diesem seine Wiedereinsetzung zu verlangen. Dieser war einverstanden. So kam es zu einem Zuge gegen Aristobulos; dieser verteidigte sich im Tempel, während Jerusalem zwischen den beiden Brüdern schwankte (65). Die sich lange hinziehende Belagerung wurde durch römisches Eingreifen beendet. Pompejus, mit der Ordnung der orientalischen Verhältnisse beschäftigt, sandte seinen Legaten Scaurus ab, um in Judäa Ruhe zu schaffen. Bei diesem that Aristobul das höhere Angebot, so daß die Araber von Jerusalem abziehen mußten und Aristobulos vorläufig über Hyrkan triumphierte, obwohl dieser einen Teil des Landes für sich hatte. Als dann (63) Pompejus selbst nach Palästina kam, entschied er sich nach vielen Winkelzügen der beiden Parteien schließlich doch gegen Aristobulos. Dieser selbst wurde festgenommen; seine Anhänger warfen sich in den Tempel und verteidigten sich tapfer gegen die stürmenden Römer, bis sie schließlich erlagen und der Tempel mit Gewalt genommen wurde. Die Herrschaft der Hasmonäer war damit zu Ende. Aristobul wurde gefangen mit nach Rom geführt. Pompejus „triumphierte" über diesen Sieg, und hatte dafür manchen Spott zu erdulden, darunter auch den des Konsuls M. Tullius Cicero.

Judäa ward Bestandteil der römischen Provinz Syrien; die eroberten Teile wurden wieder abgetrennt, so namentlich Samaria, so daß als jüdisch nur Judäa und Peräa blieben. Kultfreiheit ließ Pompejus den Juden, und bestätigte Hyrkan als Hohenpriester. Die Orthodoxie war voll des Preises des großen Römers, der ihre Religion so respektiert und ihr Heiligtum achtungsvoll behandelt hatte: sie wollte lieber kein selbständiges Juda, als ein nichtpharisäisches. Die neue Provinz, und damit Judäa, erhielt als Prokonsul zunächst Ämilius Scaurus (63—57), dann Sabinius (57—55); dieser zweite war bemüht, die von den Eroberungen der Hasmonäer noch in Trümmern liegenden Städte wieder aufzubauen. Es folgte Crassus und nach dessen Tod auf dem Partherzuge Cassius (52), bis durch die Schlacht bei Pharsalos Caesar Herr vom Osten und Westen wurde. Er ließ den Juden ihre Religionsfreiheit und bestätigte Hyrkan einmal wieder als Hohenpriester. Als Prokurator setzte er dessen Beschützer Antipater, den Idumäer, ein, der sich unentbehrlich zu machen verstand; vergebens hatte Antigonos Anerkennung seiner Rechte zu erlangen gesucht. Josephus weiß viel von Senatsbeschlüssen und Briefen des großen Caesar zu gunsten der Juden mitzuteilen; wenn er nur ein

weniger unzuverlässiger Zeuge wäre! Auch in Ägypten wurden die Privilegien der mächtigen Judenschaft durch Caesar bestätigt. Antipater als Prokurator war der thatsächliche Herr von Judäa und handelte als solcher. Er setzte in Judäa seinen Sohn Phazael und in Galiläa Herodes ein, und führte ein geordnetes Regiment zum Entsetzen der Zeloten, denen ein Idumäer, ein Halbbekehrter, natürlich noch weniger als Herr gefallen konnte. Durch Cassius wurde dann Herodes zum Präfekten von Koelesyrien ernannt. Diesem gelang es, in den nun folgenden Wirren sich stets zur rechten Zeit noch auf die Seite des Siegers zu schlagen, so daß er sich auf seinem Throne behauptete. Durch Antonius wurden er und Phazael zu Tetrarchen und Herren von Judäa ernannt.

Da kam es für ein paar Jahre noch einmal durch das Eingreifen der von Republikanern gegen die Triumvirn herbeigerufnen Parther zu einer kurzen Herstellung der Hasmonäermacht. Der eben erwähnte Antigonos hatte sich zu den Parthern geschlagen und wurde von ihnen als Hoherpriester eingesetzt; er regierte ein paar Jahre unter dem Namen Mattathia. Phazael war gefangen genommen worden und wurde nach Ktesiphon geschleppt; Herodes entkam und suchte bei seinem Beschützer Antonius, der ihn als guten Zahler kannte, Beistand. Er fand das Gewünschte, wurde vom Senate zum Könige der Juden erklärt und schließlich durch römische Legionen nach mancherlei Winkelzügen wieder nach Jerusalem zurückgeführt. Mattathia wurde gefangen und auf des Herodes Veranlassung durch Antonius hingerichtet. Herodes war also mit Waffengewalt als Herr über ein Volk gesetzt, das für ihn, den Idumäer, keine Sympathien haben konnte; am allerwenigsten konnte seine sich auf Rom stützende Regierung den Orthodoxen willkommen sein. Er hat es bis an seinen Tod verstanden, sich allen Anfeindungen und Wechselfällen der Politik zum Trotze zu behaupten. Seine von Josephus mit allem Klatsch geschilderte Regierung ist ein lehrreiches Beispiel des Lebens eines orientalischen Tyrannen der damaligen Zeit; aber weder für die Geschichte des Judentums noch die der übrigen Welt hat sein Erfolg oder Mißerfolg irgend welche Bedeutung. So sehr er sich auch bemühte, sich mit der Orthodoxie auf guten Fuß zu stellen, und trotzdem, daß er der Wiedererbauer des Tempels war: das Judentum schließt keinen Frieden. Des Herodes Todestag war ein Freudentag in der Reihe der jüdischen Feste.

Einer Seite seiner Regierungsthätigkeit ist noch zu gedenken. Er hat nicht nur den Tempel von Jerusalem neu erstehen lassen, sondern überall im Land eine großartige Bauthätigkeit entfaltet. Die Stadt Caesarea an Stelle vom alten „Stratonsturm" (d. h. Migdal Abdashtoret), als Hafen bestimmt, um das ungünstige Jaffa zu ersetzen, wurde von ihm erbaut; und das Kaisarion, der Tempel des Augustus und der Roma, war eines der schönsten Denkmäler hellenistischer Baukunst. Herodes fühlte sich nicht als Jude, sondern als Hellenist. Aus seinem stets reichgefüllten Säckel hat er überall in griechischen Landen die Mittel zur Herstellung öffentlicher Bauten gewährt. In Antiocheia, Rhodos, Chios, Actium, Athen und Sparta erhoben sich Denkmäler seiner Freigebigkeit; Inschriften melden uns noch heute den Dank der Beschenkten an den Judenkönig. So hat Herodes den Ruhm erlangt, wonach er strebte, und den Haß des Judentums, das er verachtete.

Nach seinem Tode kam es zu Streitigkeiten zwischen seinen Söhnen, die naturgemäß vor Augustus ausgefochten wurden, und zu einem Aufstand in Jerusalem gegen die römische Besatzung. Das Ergebnis war schließlich, daß das Reich des Herodes unter seine drei Söhne Archelaos, Philipp und Antipas geteilt wurde. Archelaos jedoch, der Judäa erhalten hatte, konnte sich nicht lange behaupten. Den wahren Grund seiner Absetzung darf man wohl nicht

in dem Unwillen des Kaisers gegen seine im Geiste seines Vaters gehaltne Regierung suchen, sondern man hat darin den Einfluß der größern Macht zu erkennen, die Juda als ihren Staat ansah, und deren Bestrebungen nur im Geiste der Orthodoxie gehalten sein konnten. Die Arme des Judentums reichten weit: wie es am persischen und ägyptischen Hofe die Geschicke Judas lenkte, so zeigte es jetzt seine Macht in der Weltbeherrscherin Rom. Augustus nahm nun Judäa, auf Wunsch der Judenschaft selbst, in eigne Verwaltung und unterstellte es einem römischen Prokurator, der unter dem Legaten von Syrien stand. Des Archelaos beide Brüder regierten: Philippos in Caesarea-Paneas bis 34 n. Chr., Antipas, der Landesherr von Christus, zu Tiberias in Galiläa bis 39 n. Chr. Beide Gebiete wurden dann ebenfalls eingezogen.

Die neue Ordnung der Dinge, die das Judentum im Hasse gegen die ungehorsame idumäische Dynastie durchgesetzt hatte, mußte sich natürlich ihm selbst sehr bald am empfindlichsten bemerkbar machen; denn daß eine römische Verwaltung, und wenn sie in den Händen des aufgeklärtesten und nachgiebigsten Mannes lag, den Anforderungen des orthodoxen Judentums genügt hätte, die selbst die auf sein Wohlwollen angewiesnen einheimischen Fürsten beim besten Willen nicht hatten erfüllen können, das war von vornherein ausgeschlossen. So mußte denn die Unzufriedenheit mit den herbeigeführten Zuständen immer wachsen. Die unaufhörlichen Reibereien und Klagen über „Unterdrückung" durch die Prokuratoren äußern sich schließlich in Aufständen. Im Jahre 66 kam es zu einem größeren Ausbruche gegen Gessius Florus. Als der Legat von Syrien Jerusalem besetzte, wurde er gezwungen, die Stadt und das Land zu räumen. Nero schickte Vespasian mit starkem Heere zur Niederwerfung der Aufständischen; dieser drängte in mehreren blutigen Gefechten die Verzweifelten und Fanatisierten endlich nach Jerusalem zurück. Zum Kaiser ausgerufen, überließ er die Vollendung des Kriegs seinem Sohne Titus.

Bisher hatten die Aristokraten die Führung in Händen gehabt. Nachdem der Aufstand im Lande niedergeworfen war, hatte sich alles nach Jerusalem gezogen. Nun gerieten die Orthodoxen unter Führung von Johannes von Gischala, eines der Führer des Aufstands im Lande, mit den Aristokraten aneinander, denen sie Lauheit vorwarfen und Bereitwilligkeit, mit den Römern zu unterhandeln. Es kam zum Kampfe; die Orthodoxen wurden dabei im Tempel eingeschlossen. Sie schickten ins Land um Beistand gegen die „Verräter" und erhielten wirklich, namentlich aus Idumäa, Zuzug, mit dessen Hilfe sie ihre Gegner vernichteten. So war Johannes von Gischala Herr der Stadt, die sich seiner Gewaltherrschaft fügen mußte. Man rief gegen ihn einen gewissen Simeon Bar-Giora von Gerasa zu Hilfe, der sich schon früher beim Überfall Jerusalems durch den Legaten von Syrien ausgezeichnet hatte. Ihm gelang es, noch vor Einschließung der Stadt durch Vespasian (Frühjahr 69) in die Stadt einzudringen und an der Spitze der Bürgerschaft Johannes, zwischen dessen Anhängern es sogar vorübergehend noch zu einer besondern Spaltung kam, wieder im Tempel einzuschließen.

So gab es in Jerusalem zwei Parteien, die sich zwei Jahre lang befehdeten. Ostern 70, als die Stadt mit Pilgern angefüllt war, erschien Titus und schloß sie ein. Bald wütete der Hunger, und die Römer gingen zum Sturm über. Die Belagerten wehrten sich verzweifelt und schlugen die ersten Angriffe zurück. Als die Burg genommen war, ließ Titus noch einmal durch Josephus Flavius, den Geschichtschreiber und Parteigänger der Römer, zur Ergebung auffordern, allein vergeblich. So wurde die Stadt, deren Verteidiger durch den Hunger bereits kampfunfähig waren, stückweise erobert. Stadt und Tempel gingen in Flammen auf. Es dauerte noch einige Zeit, bis auch die letzten Reste des Aufstands im Lande unterdrückt waren; an einigen Stellen wurde noch Widerstand bis auf den letzten Mann geleistet.

Der Aufstand hatte nicht nur lokale Ursachen gehabt: im römischen Reiche war das Judentum bereits mächtig geworden. Man erkennt aus den nun verfügten Bestimmungen, daß nicht nur der im Lande niedergeworfne Gegner getroffen werden sollte. Jerusalem sollte in Trümmern bleiben; der Mittelpunkt des Kultes wurde also aufgehoben. Die Kultsteuer aber, wodurch die Judenschaft des Reichs bis dahin ihrem Idealstaate das Dasein ermöglicht hatte, sollte von nun an dem Jupiter Capitolinus, d. h. dem Kaiser, gezahlt werden.

So war der Versuch der gewichtigen Judenschaft, unternommen im Gefühle des Einflusses am persischen Hofe, weitergeführt durch den Einfluß im ptolemäischen Ägypten und im übrigen Oriente, beendet worden durch den Willen Roms, dem das Judentum lästig ward. Der Herd der Unruhen war damit beseitigt; das Judentum blieb. Sein Fortbestehen in Palästina wird durch die Änderung der Dinge nicht berührt. Der jüdische Staat war ja immer nur zu einem Teile jüdisch gewesen, und die religiöse wissenschaftliche Weiterbildung der jüdischen Disziplin konnte hier, wie im Reich, auch ohne den Schein einer nationalen Existenz vor sich gehen. Dadurch, daß dieser Schein beseitigt war, tritt nunmehr nur im Land ebenfalls klar zu Tage, was es draußen immer gewesen war: der Träger des Judentums war nicht der Staat Judäa, sondern eben nur die Religion gewesen. Jetzt ist der Träger des jüdischen Gedankens im Lande das Pharisäertum; am Judentum ist dadurch nicht die geringste Änderung zu bemerken.

Noch einmal kam es zu einem Aufflackern der religiösen Leidenschaft, als Hadrian auf der Stelle des in Trümmern liegenden Jerusalems die Kolonie Älia Capitolina erbaute. Der begeisterte Führer des Aufstands, Bar-Kochba, als Messias selbst von einem Rabbi Akiba anerkannt, behauptete sich eine Zeitlang, bis er den britannischen Legionen unter Führung von Julius Severus erlag. Es soll an eine halbe Million Menschen dabei umgekommen sein.

Seitdem hat das Judentum keinen Versuch mehr gemacht, den Traum eines Davidstaats zu verwirklichen. Von Anfang an hatte diesem Streben keinerlei politische Bedeutung innegewohnt; ernst genommen, hatte er nur von außen her unterhalten werden können, um doch immer wieder auf den „Abweg" natürlicher Entwicklung zu geraten. Um so stärker und erfolgreicher hat sich das Judentum selbst weitergebildet. Wir sind mit Urkunden über die Zeit seines Emporkommens, die Zeit des Exils, zu wenig versehen, um bis jetzt Klarheit über die Verhältnisse zu gewinnen, unter denen es sich in so ungeahnter Weise ausbreitete. Anschauungen und Anregungen hat es aus dem babylonischen Leben empfangen, im Anschluß an die damalige orientalische Kultur und unter ihrem Einflusse. Wenn wir einmal schärfer blicken werden, so wird sich zweifellos herausstellen, daß ihm durch babylonische Zustände und Lehren der Boden in ähnlicher Weise vorbereitet war, wie es seinerseits dem Christentume vorgearbeitet hat. Nur so erklärt es sich, wenn in der kurzen Zeit des Exils die ganze zivilisierte Welt vom Judentume durchsetzt worden ist; überall, wo sich ihrer Thätigkeit ein lohnendes Gebiet eröffnet, finden wir Juden. Eine gewichtige Rolle spielen solche schon in Babylonien selbst und dann am persischen Hofe sofort vom Beginne der Perserherrschaft an. Am klarsten bezeugt ist uns später ihr Verhältnis zu den Ptolemäern. Josephus weiß nicht genug Rühmens von ihrem Einflusse bei Hofe zu machen. Weniger genau können wir ihren Einfluß im dritten Machtmittelpunkt, in Rom, verfolgen, wo sie mit der Verschiebung der politischen Macht ihren Einfluß geltend machen; aber auch dort treten die Verhältnisse in Einzelerscheinungen klar zu Tage. Die Bewegung gegen die Mörder des gefeierten Caesar fand eine starke Stütze bei der durch seinen Tod in ihren Interessen hart getroffnen Judenschaft; wie in Susa und Alexandreia, so

war auch im weltbeherrschenden Rom das Judentum eine politische Macht geworden, mit der man gar sehr rechnen mußte.

Nur aus der Ausbreitung des Judentums über die ganze zivilisierte Welt erklärt sich das rasche Heranwachsen des Christentums. Wir sind über dessen Anfänge in historischer Hinsicht ebensowenig genau unterrichtet wie über die des Judentums selbst. Nur das eine können wir aus seinen Lehren entnehmen, daß es die Reaktion der Bedürfnisse der antiken, in ihrer Auflösung begriffnen Welt gegen die Starrheit der Anschauungen einer innerhalb einer größern Gemeinschaft bestehenden Sekte bildet. Es ist das für die Bedürfnisse der Allgemeinheit erweiterte Judentum, das nicht nur den innerhalb seiner religiösen Gemeinschaft im Kampf ums Dasein unterstützten Juden, sondern alle umfassen will.

Wir haben ein paar Zeugnisse von der Bedeutung des Judentums im Oriente, die uns beweisen, daß der künstlich und mühsam unterhaltne Versuch des Idealstaats in Palästina auch sonst im Osten aus der ökonomischen Übermacht des Judentums heraus Nachahmungen gefunden hat, die freilich noch weniger als jener das Ideal verwirklichen konnten. Es ist noch an andern Stellen zur Erhebung des Judentums zur offiziellen Religion gekommen. So nahmen im Herodeischen Zeitalter die Herrscher des Königreichs der Adiabene, das einen großen Teil des Gebiets vom alten Assyrien und Mesopotamien umfaßte, die im Judentume berühmte Königin Helene und ihr Sohn Monobazos das Judentum an; und in den ersten Jahrhunderten nach Christus finden wir im südarabischen Sabäa vor dem Aufkommen des Christentums ebenfalls jüdische Könige. Ganz Arabien aber, auch der Norden, ist vom Judentum überzogen und bereitet hier im Kampfe gegen das Christentum dem Islam den Boden. Natürlich hat es sich dabei nicht um den Versuch wirklicher Durchführung der orthodoxen Forderungen gehandelt, wie sie immer wieder in Palästina geltend gemacht wurden. Wir haben uns das Verhältnis des zur Staatsreligion erhobenen Judentums und den Einfluß seiner Lehren auf die Bevölkerung nicht anders vorzustellen als die eines orthodoxen Christentums auf das moderne Völkerleben. Ebensowenig wie das „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" im modernen Völkerleben durch die Religion verwirklicht ist, ebensowenig kann dies der Fall gewesen sein mit den Anforderungen des orthodoxen Judentums. Das konnte vielleicht, und auch hier nur im steten Kampfe mit den Bedürfnissen des Lebens, in Jerusalem geschehen, nie aber in einem größern, innerhalb der allgemeinen Volksentwicklung stehenden Staatswesen.

13. Arabien vor dem Islam.

Arabien haben wir als das Ländergebiet angesehen, das die Heimat der Semiten war, ehe sie in die Kulturländer Vorderasiens eindrangen, um dort die Rolle zu spielen, die der Geschichte des uns bis jetzt bekannten alten und ältesten Orients ihr Gepräge verliehen hat (vgl. oben, S. 5). Nichts ist natürlicher als die Erscheinung dieser Auswanderungen und als die Richtung, die sie genommen haben. Die an Flächeninhalt ungefähr dreimal Deutschland umfassende Halbinsel (s. die Karte bei S. 328) stellt sich, im ganzen betrachtet, als eine gewaltige Hochebene dar; sie gehört wegen der Wasserarmut und der gewaltigen Wüsten ihres Innern von vornherein zu den Ländern, die zu allen Zeiten eine Heimat von Nomaden gebildet haben. Kulturansätze und Staatenbildungen sind nur denkbar bei ausreichender Bewässerung; wo diese sich in Arabien findet, zeigen sich auch jene. Die gebirgige Natur des Landes macht aber ein

anderes Erfordernis der Weiterentwicklung menschlicher Ansiedelungen zu großen Kulturgebieten unmöglich: es fehlte die Leichtigkeit des Verkehrs. Die arabischen Wasserläufe sind Gebirgsflüsse, im Winter anschwellend, im Sommer eintrocknend; schiffbar ist keiner. So mußte Arabien immer das Bild aller Gebirgsländer bieten: das der Zerrissenheit in zahllose Stammesgebiete.

Als Heimat der Semiten kennzeichnet es sich wie kein anderer Teil der Welt. Es hat diesen Völkern seinen Stempel fest aufgedrückt; alles, was uns als kennzeichnendes Merkmal semitischen Geistes erscheint, ergibt sich ungezwungen als Erbteil der alten Heimat. Die öde Geistesdürre, der vollkommene Mangel an Phantasie erklären sich leicht bei Völkern, deren Eigenart sich in endlosen Wüsten, auf kahlen Gebirgshöhen entwickelt hat; öde wie die Wüste ist semitisches Denken immer geblieben. Dagegen stählen dieselben Erscheinungen zum Kampf ums Dasein. Bedürfnislos ist der Sohn der Wüste und in Beweglichkeit dem Bewohner gesegneterer Landstriche in unglaublicher Weise überlegen. Die Gefahren der Wüste schärfen seine Sinne, indem sie ihn zwingen, unter unabläßigen Mühen sich das notdürftig zu verschaffen, was dem Bewohner fruchtbaren Landes von selbst zufällt. Regt die Wüste die Phantasie nicht an, so schärft sie die Sinne für den Kampf ums Dasein: als klare Köpfe in Bezug auf alles, was der materielle Vorteil erheischt, haben sich alle die Völker erwiesen, deren Ursprung wir in Arabien suchten. Bringt die Wüste nicht selbst Ausreichendes hervor und zwingt ihren Bewohner, in glücklichern Gebieten nach Beute zu suchen, so ist es ein Kennzeichen aller Semiten, daß sie die Kulturerrungenschaften anderer an sich rissen, sie zu ihrem Vorteile zu verwenden verstanden, aber in deren Weiterbildung nie Wesentliches geleistet haben. Diese innere Natur ist dem Semiten auch beim Leben in der Kultur geblieben, so sehr sich auch die physische Beschaffenheit der Rasse dort geändert hat. Denn den physischen Typus des Semiten müssen wir in dem sehnigen Araber mit seinen scharfgeschnittenen, kühnen Zügen erblicken, nicht in dem uns gewöhnlich als „semitisch" erscheinenden, wie ihn der heutige Jude oder der Assyrer in seinen Denkmälern so scharf ausgeprägt zeigt (s. die Tafel bei S. 201).

Im Norden stößt das Wüsten- und Steppenland an die fruchtbare und reiche Euphratniederung. Traten nun in Arabien Verhältnisse ein, unter denen das Land einen Teil seiner Bevölkerung nicht mehr ernähren konnte — was im Nomadenleben sehr oft der Fall ist —, so war dort das natürliche Abflußgebiet für die überschüssige Bevölkerung. Dort fand zunächst der Nomade Nahrungsmittel in Überfluß; dort lockten ihn, der neben dem Viehzüchten das Beutemachen als einzige Beschäftigungsart kannte, die märchenhaften Schätze einer Kultur, wie sie der moderne Orient nicht mehr kennt. Noch im Islam spricht es der Araber klar und nüchtern aus, welche Beweggründe diesen Teil der orientalischen Geschichte bestimmt haben: Nahrung suchen und Beute machen. Seiner nüchternen Denkungsart ist nie das Bedürfnis gekommen, jene Erscheinungen mit einem poetischen Schleier zu verhüllen, wie europäische Völker das bei ihren Wanderungen gethan haben.

So haben wir aus Arabien die vier großen Völkerwanderungen (S. 8) kommen sehen, die Vorderasien seine semitische Bevölkerung brachten. Begreiflicherweise wäre es von größter Wichtigkeit, die Verhältnisse in der großen semitischen Völkerheimat geschichtlich zu verfolgen; allein in ihrem Nomadenleben hinterlassen die Völker keine geschichtlichen Nachrichten. Deshalb ist Arabien in der Zeit, wo es noch nicht durch die große islamische Eroberung in einen engern, wenn auch durchaus nicht etwa „staatlichen", Verband mit der orientalischen Kulturwelt trat, für uns noch immer geschichtlich ein so wenig bekanntes Land, wie es im Zeitalter, wo unser Planet dem Menschengeschlechte zu eng zu werden droht, auch geographisch ist. Wir dürfen

wohl annehmen, daß man im alten Babylonien, als es auf seiner Kulturhöhe stand, besser über die innern Verhältnisse Arabiens unterrichtet war, als es jetzt Europa ist. Aus der bis jetzt noch ganz lückenhaften Überlieferung aber lassen sich nur vereinzelte Nachrichten sammeln, die eine auch nur einigermaßen zusammenhängende Darstellung nicht ermöglichen. Ein paar zerstreute Mitteilungen über die älteste Zeit, für welche die Vergleichung mit den Verhältnissen späterer, klarer vor uns liegender Jahrhunderte das Mittel zum Verständnisse bilden muß, das ist alles bis auf die letzten Jahrhunderte der assyrischen Geschichte, wo uns die ausführlichern Berichte über die Kriege eines Sargon, Sanherib, Assarhaddon und Assurbanipal bei aller Dürftigkeit doch verhältnismäßig mehr gewähren. Von da an geht Arabien wenigstens dem Gesichtskreise nicht mehr ganz verloren, wenn es auch immer ein unbekanntes Fabelland geblieben ist und um so mehr wurde, je weiter die Kultur ihren Schwerpunkt vom Osten nach dem Westen verlegte. Der abenteuerliche Versuch, unter Augustus Arabia felix durch einen Feldzug zu erschließen, zeigt in allen Punkten eine vollkommne Unbekanntschaft Roms mit den eigentlichen Verhältnissen Arabiens.

Was den welterobernden römischen Waffen die Natur des Landes unmöglich machte, das bewirkte die geistige Bewegung, die den Orient beherrschte und sich die klassische Kultur unterwarf. Zuerst breitete sich das Judentum über den ganzen Orient aus; dann fand das Christentum Eintritt in ganz Arabien. Beide unterwarfen sich die kultivierten Teile und hielten für deren Bevölkerung einen geistigen Verkehr mit der übrigen Kulturwelt rege, der, eine Begleiterscheinung von Handels- und politischen Erscheinungen, uns einen genauern Einblick in die damaligen Verhältnisse ermöglichen — würde, wenn aus byzantinischen Archiven mehr als ein paar dürftige Nachrichten auf uns gekommen wäre. Selbst über die Verhältnisse der Araber der syrischen Wüste, die an der syrischen Grenze von Byzanz aus und an der babylonischen von den Sassaniden als Grenzwache gehalten wurden, finden sich nur dürftige Nachrichten bei den byzantinischen Chronikenschreibern. In die gleiche Zeit reicht die arabische Überlieferung zum Teile hinein; doch ist mit deren Nachrichten noch weniger anzufangen. Alles, was hier überhaupt glaubhaft ist, beschränkt sich auf die Reste vorislamischer Dichtung, in islamischer Zeit gesammelt, und kommt für größere geschichtliche Ereignisse kaum einmal in Betracht. Was man sonst an geschichtlicher Überlieferung aus den letzten Jahrzehnten vor dem Islam gerettet hat, namentlich über Südarabien, ist entstellt und wird nur geschichtlich verwendbar, sobald anderweitige Nachrichten das Wahre vom Märchenhaften zu scheiden gestatten.

Arabien ist von der Kultur nicht unberührt geblieben: im Norden hat es in Anlehnung an die babylonisch-assyrische, später die syrische Kultur Ansätze zu Staatenbildungen gesehen, die geschichtliche Denkmäler hinterlassen haben. Was von solchen bis jetzt bekannt ist, gehört jedoch (mit Ausnahme einer der ersten Perser- oder der späten Assyrerzeit angehörigen Inschrift aus Teima; s. Fig. 11 u. 12 der Tafel bei S. 232) erst der Zeit um Christus an und rührt von dem nabatäischen Reiche her; an seine Blüte schließt sich dann der Glanz Palmyras an, das schon mehr im Bereiche syrischer Kultur liegt. Man darf durchaus nicht annehmen, daß damit die Hoffnung aufzugeben sei, in der Zukunft einmal auch im nördlichen Arabien geschichtlich verwertbare Urkunden zu finden, die in ein höheres Altertum hinaufreichen. Man hat sich überhaupt das Nomadenleben der in Arabien lebenden Stämme nicht als von aller Kultur entblößt zu denken. Wie wir im Süden eine hochentwickelte Kultur finden werden, so hat auch der von der Natur weniger günstig behandelte Norden doch die verschiedenartigsten Übergangsstufen und Ansätze zu einer seßhaften Lebensweise gezeitigt. Auch Beduinenstämme haben feste Mittelpunkte

gehabt und Städte besessen. Überall in Arabien hat der Durchgangshandel größere Städte geschaffen, die in den Zeiten seiner Blüte auf hoher Kulturstufe gestanden haben müssen.

Das Emporkommen des Islams fällt in eine Zeit der wirtschaftlichen Verödung Arabiens. Wir sind geneigt, uns die arabischen Städte nach dem Bilde, das die islamische Überlieferung von dem Mekka und Jathrib (Medina) der Zeit des Propheten entwirft, vorzustellen. Allein erstens hat diese Überlieferung überall das Bestreben, die Zustände nach der Vielfachheit des Beduinenlebens darzustellen; zweitens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die arabischen Stämme (Kuraish in Mekka, Auz und Chazradsh in Jathrib), die damals in den Städten saßen, diese erst seit kurzem, eben infolge des Niedergangs von ältern und höher entwickelten Zuständen besetzt hatten. Der Name von Mekka (Macoraba, den Ed. Glaser treffend als das sabäische-minäische Wort makrâb = Heiligtum erklärt) und seine auch vom Islam anerkannte Bedeutung als Heiligtum der Araber beweisen ein jahrhundertelanges Bestehen als Stadt; der Name von Jathrib wird uns in frühen Jahrhunderten durch minäische Inschriften bezeugt: es war also bereits damals eine wichtige Handelsstadt, und zur Zeit, als Mohammed dort eine Zuflucht suchte, deutlich von dieser Höhe herabgesunken, so daß es den Auz und Chazradsh in die Hände fallen konnte. Von Teima endlich, das uns schon in assyrischen Inschriften bezeugt ist, haben wir bereits der aramäischen Inschrift gedacht, die durch ihren Inhalt: Bestimmungen über Grundbesitz von Tempeln, Verhältnisse erweist, wie sie denen der übrigen orientalischen Kulturwelt und besonders denen, die wir noch in Südarabien kennen lernen werden, vollkommen gleichstehen. Also nicht aus der Verödung Arabiens, die erst die islamische Bewegung und die große Auswanderung in Fluß gebracht hat, darf man die von der Zukunft zu erwartende geschichtliche Ausbeute beurteilen, sondern nach der Thatsache, daß jene angeblich so armseligen Haufen von Lehmhütten einmal Städte gewesen sind, die in ihrer Art und Bedeutung durchaus neben die uns durch ihre Ruinen bekannten südarabischen oder etwa syrischen gestellt werden können, und deren Boden irgendwie Denkmäler der früheren Größe bergen kann. Und was von diesen gilt, wird auch noch von mancher andern Stätte gelten, die bis jetzt noch keines Europäers Fuß betreten hat.

Eine wirkliche Kultur, die auf mehr als dem durch Handel und Beutemachen Erworbnen beruhte, hat sich in Arabien nur in dem südwestlichen Teile, dem sogenannten Jemen, entwickelt. Auch ihre Blüte beruht zum größten Teil auf Handel: zum Teile mit dem im Oriente so geschätzten Räucherwerke, zum Teil auf Durchgangshandel mit Indien; die dadurch erworbnen Reichtümer sind aber so groß gewesen, daß es hier, in größerer Entfernung von den großen Kulturländern und in einem durch reichere Bewässerung ertragfähigern Lande zu einer selbständigern Kultur gekommen ist. Freilich die verschiednen Stufen menschlicher Entwicklung, welche die großen Kulturländer am Euphrat und Nil bereits hinter sich haben, wenn sie aus dem Dunkel der frühesten Zeit hervortreten, hat das „glückliche Arabien" nicht zurückgelegt: es ist kein von der Bodenkultur allein lebendes, die Formen seßhaft gewordner Völker zeigendes Land. Die Natur des Landes ist doch zu gut arabisch, um das im Norden vorwiegende Beduinenleben vollkommen zu überwinden. So offenbart uns der Süden die Zustände des Völkerlebens, welche das die Schätze der Kultur an sich reißende Beduinentum entwickelt, wenn es nicht, wie in den großen Kulturländern, seinerseits der Kultur selbst unterworfen wird. Südarabien zeigt eine hohe Bodenkultur, Staatswesen groß genug, um gewaltige Bauten aufzuführen, mächtige Städte zu gründen, Wasserwerke (vgl. den berühmten Damm von Mareb) auszuführen, die das Wasser der im Winter reichlich strömenden Flüsse für die Dürre des

Sommers aufspeichern; trotzdem hat es nie die Daseinsformen der menschlichen Gesellschaft entwickelt, welche die Folge und Bedingung einer auf die Künste des Friedens allein gegründeten Kultur sind. Politisch und gesellschaftlich zeigt es Zustände, die man als einen aus der Stammesorganisation der Beduinen hervorgegangnen und auf dessen Anschauungen gegründeten Feudalismus bezeichnen darf, gegenüber der auf der Einzelfamilie beruhenden Zivilisation der Kulturländer.

Im Jemen herrscht der Beduinenstamm als Ganzes über die unterworfne, in Kasten geteilte Bevölkerung, der die Künste des Friedens obliegen, während der herrschende Stamm seine alten Nomadengewohnheiten, wenn auch in einer den Verhältnissen entsprechenden Form verfeinert, beibehält und dem Handel, dem Kampf und der Beute lebt. Das Leben in einer höhern Kultur, der Besitz fester Städte und Burgen, bringen naturgemäß die Übergänge von der gesellschaftlichen Organisation des Beduinenlebens zu der eines Staatswesens hervor; es gibt hier einen König und ein Beamtentum. Aber noch steht die herrschende Kaste, der Adel, im Stammesverband untereinander, wie ihn das Beduinenleben hervorbringt, und fühlt sich innerhalb dieses Stammes, nicht innerhalb der Familie, als eins. Der Stamm Hamdan oder seine Unterabteilungen, die Hashid und Bakil handeln als Ganzes: sie leisten oder weigern dem Könige die Heeresfolge, unter Führung ihres nach den Satzungen des Beduinentums anerkannten Oberhauptes; nicht aber kommt der einzelne Adlige seinen staatlichen Verpflichtungen nach. Ebensowenig wie im Beduinenleben ein von der Gemeinsamkeit nicht gebilligtes Handeln von Stammesmitgliedern im größern Umfange denkbar ist, wie dort gemeinsame Anschauungen zu engerm Zusammenhalten führen als der Zwang irgendwelcher Organisationen des zivilisierten Lebens, so stehen auch hier die Stämme noch als geschloßnes Ganze mit voller Wirksamkeit aller Anschauungen und Bethätigungsformen des Beduinenlebens. Selbst in das Familienleben der minäischen Adelsgeschlechter, welche Inschriften in einer grammatisch ausgebildeten Sprache und in technisch tadellos ausgeführter Schrift setzen, sind die Formen des Hordenlebens noch lebendig: man kennt dort noch Polyandrie. So hohe technische Vollendung daher auch uns die Denkmäler des südarabischen Altertums, seine Bauten und Inschriften zeigen, so steht doch sein staatliches Leben, ähnlich etwa dem der altamerikanischen Kulturreiche (vgl. Bd. I, S. 287), noch auf einer niedrigen Stufe. Und der Übergang zur Zivilisation aus den letzten Stufen des Barbarentums ist nie vollzogen worden.

Die unvergleichlich höhere Entwickelung, der große, sprichwörtlich gewordne Reichtum Südarabiens hat eine weit größere Anzahl von Denkmälern auf uns kommen lassen als das übrige Arabien. Wenn wir uns aber aus diesem immerhin noch von Nachforschungen größern Umfang versprechen konnten, so ist das vom Süden bereits erwiesen. Trotzdem auch für dessen Erforschung nicht mehr geschehen ist als für die der übrigen Halbinsel, so ist doch bereits durch wenige Reisende, die naturgemäß nur das an der Oberfläche Liegende nehmen konnten, bereits eine solche Fülle von Stoff (siehe die beigeheftete Tafel „Phönikische, sabäische und aramäische Inschriften") gefunden worden, daß wir uns von einer gründlichen Erforschung des Gebiets der altjemensischen Kultur Aufschlüsse versprechen dürfen, die uns in stand setzen werden, die Geschichte jener Gegenden vollkommen wieder herzustellen und das alte Märchenland des Weihrauchs ebenso der Wissenschaft zu erschließen, wie es mit den Euphratländern und Ägypten der Fall gewesen ist. Wenn wir von den weniger ertragsfähigen Reisen und dem, was der Handel mit Altertümern nach Europa gebracht hat, absehen, so kommen hauptsächlich die Forschungsreisen von Joseph Halévy und Eduard Glaser in Betracht. Halévy brachte von

Erklärung zu den umstehenden Inschriften.

1—8. Sechs und zwei Bruchstücke von 2 Bronzeschalen mit Widmungen von Statthaltern der tyrischen Besitzung Qart-chadaſt (Karthago), d. i. Kition auf Cypern. Gefunden in Larnak (Kition). (Original im Louvre zu Paris.)

1—6. . . . . ? s k n q r t ch d s h t ʿb d ch r m m l k ç d n m ʾz j t n l b ʿl l b n[n] ʾd n j b r ʾs h t n ch s h t	. . . . . (Eigenname), Statthalter von Qart-chadaſt (Neuſtadt), Diener Hirams (das kann nur der Erſte, ein Zeitgenoſſe Salomos, oder der Zweite, ein Zeitgenoſſe Tiglat-Pileſers III., ſein), Königs der Sidonier. Was er geſchenkt hat (Weihgeſchenk) dem Baʿal vom Libanon aus beſtem Erz.
7 und 8. . . . t h b s k n q r t ch d s h t	. . . -thab (Reſt des Namens), Statthalter von Qart-chadaſt . . . .

9. Bronzeplatte aus Amran in Südarabien. (Nach dem Original im Britiſchen Muſeum zu London.)

Sabäiſche Weihinſchrift:

R j b^{m} w ʾch h w b n w m r th d^{m} w sh‘ b h w dh ‘m r n h q n j w sh j m h m w ʾl m q h dh h r n m s n d n h g dh t w q h h m w b m sʾ ʾl^{m} b dh t h w f j h m w ʾl m q h ç r b sh f t h m w dh b h w k w n m j r n th m n b r^{m} b dh h b n b b l t t^{m} r dh j^{m} b ch r f ʾm k r b b n s m h k r b n h z f r^{m} dh t th w r^{m}	Rijâb und ſeine Brüder, die „Söhne Marthad“, und der Stamm „von ʿAmrân“ haben geweiht ihrem Schutzpatron ʾAlmaqah von Hirrân dieſe Inſchrift, weil er ſie erhörte bei Bitten, indem ſie begnadete ʾAlmaqah mit der Ernte, welche er ihnen ſchenkte, nachdem geſtanden hatte das Korn im Preiſe des Weizens in der Saatzeit. . . . . Im Jahre des ʿAmmu-karib, Sohnes von Sumhu-karib, Sohnes von Hazfir von Tathwâr.

10. Nabatäiſche Grabinſchrift aus Hedſhra in Nordarabien.

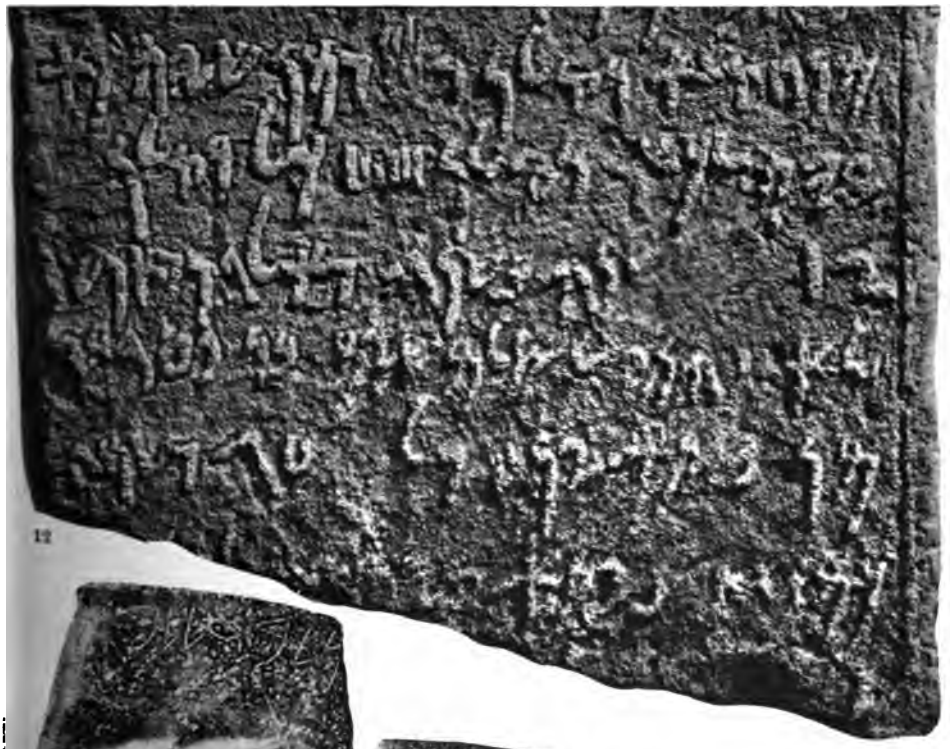
D n â q b r â d î ʿb d ʿj d û b r k h j l û b r [2.] ʾl k s j l n f s h w j l d h w ʾch r h w l m n d î j n f q b j d h [3.] k t b t q f m n j d ʿj d û q j m l h w l m n d î j n t n w j q b r b h [4.] ʿj d û b ch j w h j b j r ch n î s u s h n t t s‘ l ch r t t m l k [5.] n b t û r ch m ʿm h w lʿn w d û sh r â w m n w t u u q j s h h [6.] k l m n d î j z b n k f r â d n h ʾw j z b n ʾw j r h n ʾw j n t n ʾw [7.] j w g r ʾw j t ʾl f ʿl w h j k t b k l h ʾw j q b r b h ʾn ô s h [8.] l h n l m n d î ʿl â k t î b w k f r â w k t b h d n h ch r m [9.] k ch a l î q t ch r m n b t û w s l m û l ʿl m ʿl m î n.	Dies iſt das Grab, welches erbaut hat ʿAidû, Sohn Kuhailûs, Sohn von [2.] El-kaſi (Alexios?) für ſich und ſeine Kinder und Nachkommen, und für jeden, der beibringt in ſeiner Hand [3.] ein gültiges Schriftſtück von der Hand ʿAidûs, mit Anführung von ihm und jedem, dem ſo geſtattet hat, darin zu begraben [4.] ʿAidû bei ſeinen Lebzeiten. — Im Monat Niſan, des Jahres 9 von Harith, König der [5.] Nabatäer, der ſein Volk liebt (42 n. Chr.). Es mögen verfluchen Dûſarâ und Manawat und Qaiſû [6.] jeden, der verkauft dieſes Grab, oder es kauft, oder verpfändet, oder verſchenkt, oder [7.] vermietet, oder darüber einen Vertrag irgend welcher Art ſchließt, oder darin jemand begräbt [8.] mit Ausnahme der oben bezeichneten. Dieſe Grabhöhle und dieſe Inſchrift ſollen heilig ſein [9.] wie die Beſchaffenheit des Heiligtums der Nabatäer und Salamier in Ewigkeit der Ewigkeiten.

Phönikische, sabäisch
(Nach dem Corpus Inscriptionum

7

10

8



12

4

1

2

aramäische Inschriften.

rum, Band I, 1; II, 1 und IV, 1.)

11 und 12. Stele aus Teima in Nordarabien. (Nach dem Original im Louvre zu Paris.)

Die Stele zeigt auf der Schmalseite (Fig. 11) in 2 Feldern das Bild des Gottes Çalm von Hagam in assyrischer Gewandung mit darüber schwebender (assyrischer) geflügelter Sonnenscheibe. Darunter der Errichter der Stele mit der Inschrift: „Çlmshzb kmrâ: Çalm-ushezib, der Priester". Die Breitseite der Stele trägt eine Inschrift von 23 Zeilen, deren oberer Teil abgerieben und bis auf wenige Buchstaben unleserlich ist. Fig. 12 gibt nur die letzten 6 Zeilen der Inschrift wieder. Zeit des Denkmals: späte Assyrerzeit, also 7. vorchristliches Jahrhundert. Inschrift:

[Im Monat .... des Jahres 21 [des Königs ..... (zerstört). [8—17.] ... Diese Stele hat errichtet Çalm-ushezib, Sohn von Puthu-saraj [im Heiligtum des Çalm] von Hagam. Denn die Götter von Teima [haben geweiht] Çalm-ushezib, Sohn von Puthu-saraj und seine Nachkommenschaft für den Tempel des Çalm von Hagam. Wenn aber jemand diesen Tempel zerstört, dann sollen die Götter von Teima ihn und seine Nachkommenschaft vertilgen aus Teima. Und folgendes ist das (Tempel-) Einkommen, welches gewährt haben Çalm von Mahram, Sangala und Ushira, die Götter von Teima, dem Çalm von Hagam:

[18.] mn chqlâ dqln 16 wmn shîmtâ [19.] zî mlkâ dqln 5 kl dqln [20. 21.] .. shnh bshnh w 'lhn w 'nsh [21.] lâ jhn [pq] çlmshzb br Pthsrj [22.] mn bjtâ znh wl[zr]'h wsmh [23.] km[rjâ bb] jtâ znh [l'lmâ].

[18.] vom Felde (d. h. ihrer Tempel) Dattelpalmen 16 und vom Ärar [19.] des Königs Dattelpalmen 5, im ganzen Dattelpalmen [20. 21] [und das] alljährlich. Und Götter und Menschen [21.] sollen nicht vertreiben Çalm-ushezib, Sohn von Puthu-saraj [22.] aus diesem Tempel, noch seine Nachkommen, noch seinen Namen. [23.] Priester sollen sie sein in diesem Tempel in Ewigkeit.

einer 1869/70 unter den schwierigsten Verhältnissen durchgeführten Forschungsfahrt (er reiste als armer orientalischer Jude verkleidet) Kopien von 683 Inschriften nach Hause; Glaser hat auf vier langjährigen Reisen (1883; 1885/86; 1887/88; 1892) die Zahl seiner Inschriften auf etwa 2000 gebracht, worunter die meisten seines Vorgängers in zuverlässigen Abdrücken und Abschriften begriffen sind. Freilich ist dieses reichhaltige Material, das zum Teile sehr umfangreiche Inschriften enthält, vorläufig bis auf ganz verschwindende Teile noch nicht veröffentlicht, sondern befindet sich fast ausschließlich noch im Besitze seines Entdeckers. Sobald als es aber einmal vorliegen wird, wird die Erforschung des südarabischen Altertums Stoff genug besitzen, um eine eigne Wissenschaft zu bilden. Bis dahin gilt allerdings von unserm Wissen auch über diesen Teil Arabiens ungefähr dasselbe wie über den Norden.

Ist demnach die Geschichte des Nordens und des Südens Arabiens kein vollkommnes Unbekannt mehr, so müssen wir uns über den Osten bis jetzt noch gänzlich bescheiden. Hier scheint das Gebirgsland Jemama einmal der Sitz einer Art Kultur gewesen zu sein, die zum mindesten eine mit der nordarabischen gleiche Höhe besessen haben dürfte; aber noch ist kein Europäer dorthin gedrungen und hat Kunde von dort gebracht. Der Assyrerkönig Assarhaddon ist auf einem seiner Züge vermutlich dorthin gedrungen und berichtet von „Königreichen", die ihm dort Tribut zahlen mußten (vgl. oben, S. 171); die bis zu einem gewissen Grade durch Erkundigungen Eduard Glasers bestätigten Nachrichten arabischer Geographen wissen von alten Inschriften dort zu berichten. Daß es auch hier Ansätze zu staatlichem, dem von Mekka und Medina gleichartigen Leben gegeben hat, beweist eine Nachricht aus der Zeit des Abschlusses der altarabischen Geschichte. Neben Mohammed weiß die arabische Überlieferung noch von zwei andern „Propheten" zu erzählen: dem einen im Jemen, dem andern in Jemama. Sehen wir in diesen „Propheten" wie in Mohammed nichts als die Begründer von Gemeinwesen, von Raubstaaten, die sich der Mittel bedienten, welche die wirtschaftliche und die geistige Verfassung der Bevölkerung Arabiens erforderten, um den wenigen herrschenden Stämmen die Macht zu entreißen, so können wir, da ja für zwei dieser Bewegungen die Mittelpunkte der alten Kulturen bezeugt sind, nicht fehlgehen, wenn wir im dritten, in Jemama, etwas Ähnliches sehen. Eine solche Bewegung muß und kann nur im Bereich einer gewissen Kultur entstehen; in der Steppe ist sie undenkbar. Alles spricht sogar dafür, daß Jemama dem Westen überlegen war: aus der entstellten islamischen Überlieferung läßt sich noch immer erkennen, daß sich Mohammed mit seinem Rivalen im Osten — Musailima, „den kleinen Moslim", nennt ihn spöttisch diese Überlieferung — vertragen hatte, und daß dieser bereits im Besitz einer Macht war, als sich Mohammed erst eine solche gründete. Offenbar war er ein Nachahmer von jenem; nicht umgekehrt, wie es natürlich die islamische Legende hinstellt. Jedenfalls beweist schon der Begriff des Prophetentums, daß, wie im Westen und Süden, auch hier Judentum und Christentum Wurzel gefaßt haben mußten. Also hat auch im Osten, mit seinem Mittelpunkte Jemama, eine ähnliche Entwicklung stattgefunden wie an den übrigen geeigneten Stellen Arabiens. Dieser uns noch völlig unbekannte Teil ist ebenso von der orientalischen Kultur berührt worden wie jene und wird daher auch dereinst in deren Würdigung eine Stelle einzunehmen haben.

A. Die Zeiten vor der vierten großen Wanderung.

Als Heimat der vier großen semitischen Wanderungen (vgl. oben, S. 8) ist für Arabien ein Teil seiner Geschichte, namentlich soweit er von Wichtigkeit für die Allgemeinheit ist, von vornherein bestimmt. Freilich wissen wir davon nicht mehr als die allgemeine Thatsache der

Auswanderung und die durch die Natur des Landes und der Lebensverhältnisse gegebnen Bedingungen. Die geschichtlichen Einzelheiten fehlen uns noch gänzlich, so wichtig es auch sein würde, den Anlaß zur Auswanderung in den Heimatsitzen der Auswanderer kennen zu lernen und von dem Arabien, das der Tummelplatz der spätern „babylonischen Semiten", der „Kanaanäer", der Aramäer war, etwas zu erfahren. Wir müssen uns daher auf die paar Erwähnungen Arabiens und arabischer Beziehungen zur Kulturwelt beschränken.

Des babylonischen Kultureinflusses Ausbreitung und Einfluß auf das Ausland dürfen wir nicht nach der Spärlichkeit der bis jetzt bekannten Nachrichten bemessen; im Gegenteile haben im höchsten Altertum oft Beziehungen zu fernern Ländern bestanden als in geschichtlich besser bekannten Zeiten (z. B. den der Blüte Assyriens). Naram-Sin hat Eroberungszüge nach Arabien hinein unternommen; in derselben Periode bezog Gudea von dort Steine und Holz für seine Statuen (vgl. oben, S. 10 und 11). Der Handelsverkehr und die politischen Beziehungen müssen also damals rege gewesen und können erst später — etwa durch die Umwälzungen infolge der „kanaanäischen" Einwanderung — abgebrochen worden sein. „Magan" und „Melucha" bezeichnen im Altbabylonischen Arabien; Melucha den westlichen Teil, die Sinaihalbinsel und die Teile am Roten Meere. Von hier bezog Gudea Holz. Ob unter Magan, das als Ziel der Eroberungszüge von Naram-Sin und als Herkunftsort von Gudeas Steinen genannt wird, in erster Linie die östlichen Teile oder auch der Jemen mit einbegriffen werden, muß dahingestellt bleiben.

Ein Einfluß Ägyptens auf die zunächst gelegnen Teile, vor allem also die Sinaihalbinsel, ist von vornherein anzunehmen und auch bezeugt. Bereits im alten Reiche sind dort Kupferbergwerke ausgebeutet worden, wovon noch die Denkmäler vorhanden sind. Wenn Ägypten nach Palästina hinübergriff, so konnte es das nicht, ohne die Stämme der Steppe im Zaume zu halten. Und für den Herrn von Nordpalästina und Syrien lag von vornherein die Notwendigkeit vor, die Beziehungen zu den jeweiligen Herren der syrischen Steppe zu regeln, sei es durch Vertrag, sei es durch Gewalt. Zu allen Zeiten haben dort dieselben Verhältnisse bestanden: man schränkte die Beutegier der Beduinen durch Zahlungen und Züchtigungen ein. Eine Schilderung der Zustände der in Betracht kommenden Gegenden von ägyptischer Seite bildet der sogenannte Roman des Sinuhe (Saneha), eines ägyptischen Großen, der vom Hofe flüchten muß und eine Zuflucht bei den Beduinen findet, bis sich die Verhältnisse wieder günstig für seine Rückkehr gestaltet haben: ein typisches Ereignis, das sich in diesen Gegenden oft wiederholt haben mag.

Die „kanaanäische" Wanderung um die Mitte des dritten bis zur Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ist mit allen Einzelheiten für uns noch ebenfalls in Dunkel gehüllt. Wie sie aber Babylonien und Palästina eine neue Bevölkerung gegeben hat, so stellt sie für uns wenigstens insofern einen erkennbaren Zusammenhang mit Arabien her, als man auf den ersten Blick sieht, daß die gebräuchliche Namensgebung bei den Neuankömmlingen in Babylonien und Palästina (also auch bei Israeliten und sonstigen alttestamentlichen Völkern) in den wesentlichen Bestandteilen und Formen dieselbe ist, wie in den minäisch-sabäischen Inschriften Südarabiens. Treten uns die „babylonischen Semiten" schon stark „babylonisiert", d. h. durch den Einfluß der sumerischen Kultur in ihrem Wesen und ihrer Religion stark umgemodelt entgegen, so haben wir hier die Zusammengehörigkeit der verschiednen Zweige in augenfälligster Weise bezeugt.

Die aramäische Wanderung ist uns in den assyrischen Inschriften wenigstens insoweit bezeugt, als sie das Euphratthal betroffen hat, und als wir beim Emporkommen Assyriens unter

den Pudu-il, Ramman-nirari I., Salmanassar I. (S. 53 unten) die aramäischen Horden um 1300 in derselben Rolle treffen, wie sie heutigestags noch die arabischen Beduinen in denselben Gegenden spielen. Mit den Aramäern zusammen haben wir die Suti (S. 54) genannt gefunden; seit der Mitte des zweiten Jahrtausends sind diese die Herren der syrischen Wüste und damit also auch Nordarabiens, d. h. sie sind das, als was uns später die „Araber" selbst entgegentreten. Sie sind Ägyptern wie Babyloniern als solche bekannt, und Suti bedeutet soviel wie „Beduinen". Wir können aus den babylonischen Inschriften belegen, wie sie von Aramäern, Chaldäern und Arabern aus der Steppe herausgedrängt werden, bis schließlich noch einige Reste unter Sargon zwischen Tigris und medischem Randgebirge gefunden werden. Aber ihre Kämpfe in Arabien selbst und ihr Verhältnis zu den arabischen Kulturen und Sitzen sind uns ebenfalls noch unbekannt.

Hieran würden sich von Völkerschaften, die nach dem Euphratthale hin vorrückten, die Chaldäer reihen. Über ihr Wesen sind wir freilich wenig im klaren, da alles, was wir von ihnen hören, bereits ihrer babylonischen Zeit angehört und keinen rechten Schluß auf ihren Volkscharakter zuläßt. Da es aber immerhin das Wahrscheinlichste ist, daß sie Semiten waren, und da anderseits ihr Vorrücken in Babylonien deutlich vom Persischen Golfe her stromaufwärts erfolgt (vgl. oben, S. 23), so müssen wir ihre Heimat im östlichen Arabien, über das wir sonst nichts erfahren, suchen; eine spätere Überlieferung kennt die arabische Hafenstadt Gerrha am Persischen Meer als chaldäisch. Die Insel Bahrein, bereits in ältester Zeit dem Bereiche der babylonischen Kultur angehörig, würde von ihnen besetzt worden sein; eine Inschrift in altbabylonischer Schrift mit einer Widmung an den aus babylonischen Listen bekannten „Nebo von Dilmun (= Bahrein)" Inzag ist dort gefunden worden.

B. Die Anfänge der vierten Wanderung.

Der Name Arabien (Aribi) haftet ursprünglich nicht an der ganzen Halbinsel, sondern bezeichnet in den assyrischen Inschriften, wo er zunächst begegnet, nur den nordwestlichen Teil: im wesentlichen die syrische Wüste und die daran anstoßenden Gegenden, also das Gebiet, das von den mit den Bewohnern der Euphratländer und Syriens in Berührung kommenden Nomaden besetzt war (vgl. S. 12, oben). Dort läßt sich nach 1000 v. Chr. die vierte große Wanderung feststellen: die der Araber (Aribi) selbst, nach denen das Land von da an genannt worden ist. Wenn wir bisher von „Arabien" gesprochen haben, so war das also eine Vorwegnahme späterer Zustände, gerade so, wie die Benennung der „kanaanäischen" Völkergruppe erst von ihren spätern Wohnsitzen genommen werden konnte. Was „Arab" bedeutet, ist eine ziemlich müßige Frage: die ursprüngliche Bedeutung von Völkernamen ist meist nicht mehr festzustellen. In den sabäischen Inschriften wird „Araber" in späterer Zeit in gleichem Sinne wie „Beduinen" gebraucht, wenn von den „Arabern vom Gebirge und Meeresstrande" gesprochen wird. Hier handelt es sich jedoch deutlich um eine spätere Entwicklung der Bedeutung, indem die Araber als Beduinen ihren Namen als allgemeine Bezeichnung hergeben mußten, gerade wie in den Tel-Amarna-Briefen „Suti" schon anfängt, allgemeine Bezeichnung zu werden.

Die syrische Steppe greift im Hinterlande von Nordpalästina am weitesten nach Norden hinauf; hier, östlich und südlich von der Landschaft von Damaskus, war eine der geeignetsten Angriffsstellen für arabische Stämme. Hier finden wir denn auch zum erstenmal Araber erwähnt. Zu dem großen Heere, das im Jahre 854 Bir-idri von Damaskus (S. 119) gegen Salmanassar II. ins Feld brachte, hatte auch der „Araber Gindibu" (der Name ist in der

arabischen Form Djundub [Gundub] sehr gebräuchlich) seine Abteilung stellen müssen; wir haben in ihm einen arabischen Scheich zu sehen, der im Bereiche von Bir-idris Macht wohnte und in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu ihm stand, das uns von da an häufig wieder begegnen wird. Diese Erwähnung bedeutet den Beginn der arabischen Einwanderung in jene Gegenden, also den Anfang derselben großen Bewegung, die in der Ausbreitung des Islams ihren Gipfelpunkt gefunden hat. Die Araber, die auf die Aramäer folgen, machen sich jetzt bemerkbar; die aramäische Wanderung ist also zunächst zu Ende. Wir hören vorläufig nichts mehr von Arabern, da die Assyrer mit ihnen fürs erste nicht zusammenstoßen konnten. Solange das Reich von Damaskus bestand und Assyrien Palästina noch nicht besaß, also bis auf Tiglat-Pileser II., konnte es hier in keine engere Berührung mit Arabern kommen. Ebenso war es an der Euphratgrenze durch die vorgeschobnen Vasallenstaaten und Provinzen (Laki, Suchi, Chindanu), die Assurnasirpal unterworfen hatte, fürs erste vor Beunruhigungen seines Gebietes durch die Beduinen gesichert. Das innereuphratensische Gebiet, dessen Aramäisierung und darauf folgende Unterwerfung durch Assyrien soeben vollendet war, war also zunächst vor neuen Einwanderern sicher. Das hat für uns leider den Nachteil, daß unsere einzige Quelle für diese Zeit, die assyrischen Inschriften, nichts von Arabern erzählen.

Das wird anders, sobald als unter Tiglat-Pileser III. Assyrien darangeht, das Bollwerk Syriens, Damaskus, das ihm so lange den Weg zum Mittelmeere versperrt hatte, niederzuwerfen. Seitdem in Damaskus ein assyrischer Statthalter sitzt (732; S. 64, 121 u. 202) und Palästina bis an die Grenze der Steppe, bis nach Gaza, unter assyrischer Oberhoheit steht, mußte auch das Verhältnis zu den beutegierigen Söhnen der Wüste, wie zu den Vermittlern des südarabisch-indischen Handels geregelt werden. Wie später Persien und Byzanz, so mußte, an Stelle von Damaskus und den dortigen Kleinstaaten, jetzt Assyrien darauf bedacht sein, die Stämme bis nach Zentralarabien hinein durch Güte oder Gewalt von der Beunruhigung des Kulturlands abzuhalten. So unternahm Tiglat-Pileser III. Züge nach Arabien, auf denen er den ganzen Hedschas durchzog und die Stämme bis nach Mekka hin zur Tributzahlung zwang. Er kennt im Norden, in der syrischen Steppe, ein „Königreich" Aribi, das unter Königinnen (z. B. Zabibi) steht, die Tribut gezahlt haben; ihre Unterthänigkeit, gelegentlich wieder durch neue Züchtigungen erzwungen, ist unter Sargon, Sanherib, Assarhaddon bezeugt.

Weiter westlich, in dem Lande Mußri, das an das südphilistäische Gebiet anstößt und etwa den Hedschas umfaßt, setzte Tiglat-Pileser III. einen Beduinenscheich als assyrischen „Aufseher" ein. Das Gebiet, das bis dahin vermutlich unter südarabischer (minäischer) Herrschaft gestanden hatte, wird also ein assyrisches Vorland unter einheimischen, aber von Assyrien eingesetzten Fürsten. In dem Durchgangslande für die Karawanen, die vom Jemen kommen, um in den philistäischen Städten, namentlich Gaza, ihre Waren zu verladen, hier handelt es sich um mehr als um bloße Grenzsicherung: hier muß der Handel mit Südarabien geschützt, oder hier kann er ausgebeutet werden. Für unternehmungslustige Beduinenfürsten (einem Beduinen ist Raub dasselbe wie Ausübung seines Rittertums) ist ein solches Gebiet ein Eldorado. Der assyrische „Aufseher" Idibil scheint sich nicht lange behauptet zu haben; denn bereits unter Sargon gibt es wieder einen besondern Verwalter von Mußri, der nicht mehr von Assyrien eingesetzt, sondern vom „Könige von Melucha" abhängig ist: damit kann nur der südarabische König von Ma'in gemeint sein. Im übrigen verfolgt dieser Pir'u von Mußri eine vollständig eigne Politik und ist der ständige Widersacher Assyriens. Er hat seine Hand bei jedem Aufstand in Palästina im Spiele; mit ihm hat man in Jerusalem, in Gaza, Asdod, Moab gerechnet (vgl.

S. 206). Manches Wort judäischer Propheten geht auf ihn und die von ihm gemachten Versprechungen. Und zu ihm blicken die Könige (z. B. Hanno von Gaza; vgl. S. 66), deren Aufstand mißglückt. Als Sanherib im Jahre 701 in Südpalästina steht, da rückt ein Entsatzheer des „Königs von Melucha" und der Mußräer heran und wird bei Eltheke geschlagen. Auf ihn gehen die Warnungen Jesajas vor dem Helfer, der kein Helfer ist; nur faßte die spätere Überlieferung, die den Landesnamen nicht mehr kannte, Mußri als Mißraim, und darum wurde bis auf unsere Zeit immer Ägypten statt Arabiens verstanden. Wir haben hier also im 8. Jahrhundert einen Staat, wie den Mohammeds in seiner ersten Zeit. Der Form nach abhängig von dem damals noch blühenden Reiche von Ma'in, ist er eine Erscheinung, die früher sicher schon oft bestanden hat und in einer den veränderten Umständen angepaßten Form im Nabatäerstaate wiederkehrt.

Als Land der umherschweifenden Beduinen gewährt Arabien der zu einer höhern Kulturstufe und zur Ansässigkeit in den Städten übergegangnen Bevölkerung weniger Sicherheit und ruhigen Genuß des Errungnen als die Kulturländer. Sind schon diese der Eroberung und Einwanderung der habgierigen Söhne der Steppe häufig ausgesetzt, so gilt das natürlich in viel höherm Grade von Arabien selbst, wo der Gegensatz zwischen Beduinen und ansässiger Bevölkerung nie zu gunsten der letztern unterdrückt wird. Das semitische völkerreiche Arabien erzeugt immer neue Völkermassen, welche die früheren Eroberer wieder verdrängen, so daß ein fortwährendes Erobern der Städte, eine sich stets wiederholende Neubildung von Staaten halb beduinischer Natur stattfindet. Denn die dem Beduinenleben zu Grunde liegende Stammesorganisation wird nicht so schnell aufgegeben, wie die Städte erobert werden; und ehe hier ein Stamm zu den Gesellschaftsformen der Ansässigkeit übergehen kann, ist er schon wieder verdrängt und vernichtet. Immer tauchen neue Völker auf, welche die uns bekannten Landstriche besetzt halten. Die Natur des Landes mit dem Mangel an Wasser und natürlichen Verkehrsstraßen ist der Entfaltung einer das Nomadenleben gänzlich aufhebenden Kultur nicht günstig.

Bis zum Jahre 670 war nur das Königreich Aribi in fester Abhängigkeit von Assyrien erhalten worden. Im Anschluß an seine ägyptische Politik hat damals Assarhaddon versucht, Arabien gänzlich in seine Gewalt zu bringen. Weitausschauende Pläne müssen seinen Zügen bis in die unbekanntesten Gegenden Arabiens zu Grunde gelegen haben; dabei ist zu beachten, daß nach assyrischer (wie nach frühhellenischer) Anschauung von der Gestalt der Erde Äthiopien und Indien zusammenhingen. Mit dem Besitze von Ägypten und Arabien würde er das Rote Meer in ein assyrisches Binnenmeer verwandelt haben. Da der Persische Meerbusen seit dem zweiten Jahrtausend für babylonische Schifffahrt verschlossen war und jetzt durch Elam beherrscht wurde, so war der indische Handel über Land gegangen und hatte das Aufblühen Südarabiens gezeitigt (vgl. unten, S. 246). Hatten Tiglat-Pileser und seine Nachfolger sich darauf beschränkt, im Norden für den Durchgangshandel sichere Zustände zu schaffen, so ging Assarhaddons Bestreben zweifellos darauf, auch den Jemen und damit den indischen Handel, soweit er nach Palästina und Westasien zu Lande, nach Ägypten und dem Westbecken des Mittelmeers durch das Rote Meer ging, in seine Hand zu bekommen. Was ihn zu seinen arabischen Unternehmungen veranlaßt hat, bildet die treibenden Beweggründe der Geschichte der Mittelmeerländer im Mittelalter. Sein Ziel suchte er auf zwei Wegen zu erreichen: indem er im Anschluß an die ägyptischen Unternehmungen den Hedschas unterwarf und südlich bis in die Gegend von Mekka gezogen sein muß; und indem er im Osten über Jemama vorzudringen suchte (vgl. oben, S. 71). Er ist zu früh gestorben, um sein Ziel erreichen zu können; im Süden hatte sich um diese Zeit eine Umwälzung vollzogen (vgl. unten, S. 245).

Der Zwiespalt zwischen Assyrien und Babylonien, der durch den Sieg der Militärpartei und die Thronbesteigung Assurbanipals entschieden wurde (vgl. S. 30 und 73), vernichtete alle diese im Geiste des Babyloniertums errungnen Erfolge. Shamash-shum-ukin suchte Hilfe gegen Assyrien, wo er sie fand, und holte die Beduinen ins Land, die so lange an den Grenzen im Zaum gehalten worden waren. Andere Stämme und Völker unter ihren „Königen" treten uns jetzt als Bundesgenossen der Babylonier entgegen. Neben dem Königreich Aribi, das eine weniger angreifende Rolle spielt, sind es namentlich die Kedar, der Form nach ein Vasallenvolk von Aribi, und von diesen aus westlich, wo bisher der assyrische „Aufseher" oder der ma'initische Statthalter von Mußri geboten hatte, die Nebajot der Bibel oder Nabajati der Keilinschriften. Das Emporkommen dieses Volks ist eine deutliche Folge des mittlerweile erfolgten Sturzes des Reichs von Ma'in, dessen nördlicher Besitz dadurch freigegeben wurde. Die Nabajati besetzen die syrische Wüste bis an die assyrischen Provinzgrenzen; sie beunruhigen die an der Grenze der Steppe gelegnen Vasallenstaaten (Moab, Edom) und schweifen nördlich bis an die Damascene. Durch Assurbanipals Züge wurden sie zwar gezüchtigt und vom Kulturlande zurückgetrieben (vgl. oben, S. 76); daß aber ihre Zurückhaltung nicht länger dauern konnte als die Furcht vor einer jeden Übergriff sofort ahndenden Macht, liegt in der Natur der Verhältnisse. Als daher mit Assurbanipals Tod und der Unabhängigkeitserklärung Nabopolassars der Anfang vom Ende hereinbrach, hatten die Araber goldne Tage. Natürlich drangen sie sofort wieder vor. Nach einer Angabe im Buche des Propheten Jeremia, die auf eine Mitteilung der judäischen Königsannalen zurückgeht, hat Nebukadnezar einen Streifzug gegen die Kedar unternommen und sie durch Verwüstung ihrer Festung Chaßor gezüchtigt.

Der Mangel an einheimischen Nachrichten aus der Perserzeit läßt uns auch Angaben über das Verhältnis zu Arabien vermissen; die wenigen Anhaltspunkte, die wir haben, genügen jedoch wenigstens, um uns das Bild zu bestätigen, das wir uns nach der Vor- und Folgezeit machen müssen. Solange das Perserreich fest organisiert war und nach außen hin mit Nachdruck auftrat, mußten auch die Araber ihren Gelüsten Zügel anlegen. Später wurden sie dann mehr durch Güte und Zahlungen zurückgehalten. Als Kambyses nach Ägypten zog, mußten sie ihm, wie einst dem Assarhaddon bei seinen Unternehmungen gegen Nordarabien und Ägypten, die Hilfsmittel zum Marsche durch die Wüste, vor allem die Kamele, stellen. Dareios nennt Nordarabien (das assyrische Aribi) unter den ihm unterworfnen Ländern; da es jedoch unsicher ist, ob einige andere Namen von unterthänigen Völkern auf Mittel- und Ostarabien zu deuten sind, so wissen wir nicht, wie nahe er dem von Assarhaddon verfolgten und kurz vor dem Islam von den Sassaniden teilweise erreichten Ziele, der Beherrschung Jemens, gekommen sein mag. Jedenfalls machte das unter Assurbanipal und Nebukadnezar begonnene Vordringen der Kedar gegen Palästina weitere Fortschritte: unter Dareios ist Edom bereits in den Händen eines „Arabers" Gesem (des Gosham der Bibel). Im Jemen blüht jetzt das Reich der Sabäer; im Norden vermitteln den Handel Staatenbildungen nach Art der Aribi, Kedar und Nabajati. Wann diese Völker durch andere ersetzt worden sind, wissen wir nicht; schließlich ist es auch gleichgültig, wie jene Scheichs hießen, die mit den persischen Beamten Beziehungen unterhielten. Die Herrschaft über die wilden Söhne der Steppe sicherte ihnen diese Verbindung wohl; und dennoch blieben sie in allem ihrem Fühlen und Denken, was ihre Volksgenossen waren: Beduinen. Freilich darf man sie nicht mit dem Beduinenscheich vergleichen, der sich vom armen Stammesgenossen, einem „Bruder", nur durch das Mehr an Besitz von Herden unterscheidet; sie hatten sich schon recht hübsch zivilisiert, soweit es galt, einzuheimsen.

Die Inschrift aus Teima (s. Fig. 11 und 12 der Tafel bei S. 232), die der persischen oder der neubabylonisch-assyrischen Zeit angehört, ist zwar die einzige bedeutende Urkunde aus jenen Tagen, genügt aber, uns das Leben und die Organisation der nordarabischen Städte und Staaten mit ihren Heiligtümern vorzustellen. Sie gleichen viel mehr dem Bilde, das uns etwa die palästinensischen und israelitischen Städte der Königszeit bieten, als dem, das sich die spätere islamische Überlieferung von den Zuständen der vorislamischen Zeit gemacht hat. Da ist ein Stadtheiligtum mit einem gesicherten Grundbesitz, der zur Pflege des Kultes und seiner Priester bestimmt ist. Allezeit bereit, neuen Gottheiten die Thore des Tempels zu öffnen, muß die Priesterherrschaft dann aber Maßregeln für deren Pflege treffen. Die erforderlichen Mittel werden teils aus dem Tempeleinkommen entnommen, teils aus den königlichen Einkünften; auch der König hat demnach seinen eignen „fiskalischen" Grundbesitz. Die Sprache der Inschrift ist nicht arabisch (das wurde bis auf Mohammed nicht geschrieben), sondern aramäisch. Man hat also diese Kulturerrungenschaft aus Assyrien oder Babylonien, wo ja Aramäisch die Verkehrsschrift und -Sprache war, entlehnt; das Bild des Oberpriesters Çalm-ushezib zeigt assyrische Ausführung, und er selbst trägt einen babylonisch gebildeten Namen. Mit der Schriftsprache hat man auch deren Bezeichnungen für die nicht minder schätzbaren Kulturerrungenschaften eines gesicherten Bodenbesitzes und Steuerwesens entnommen, für die der unzivilisierte Beduine nicht die durchgebildeten Begriffe und Worte hat: die Worte für „Tempeleinkommen" und „Krongut" sind die entsprechenden babylonisch-assyrischen, wie sie das Aramäische der Euphratländer aufgenommen hatte.

C. Das Königreich der Nabatäer.

Der Sturz des Perserreichs wäre für Araber eine willkommne Gelegenheit gewesen, über die Kulturländer herzufallen, wenn ihnen nicht in den hellenistischen Staaten bald energischere Gegner erstanden wären. Zudem hatte die Kultur bereits in diesen Gegenden etwas festern Fuß gefaßt: die Anfänge, welche die Reiche von Aribi mit seiner Inschrift von Teima uns zeigen, sind in der hellenistischen Zeit zu dem Königreiche der Nabatäer (s. die Karte bei S. 88) ausgewachsen, das nun für etwa drei Jahrhunderte als ein merkwürdiges Gebilde nordarabischer Mischkultur, durchaus mit Innehalten seines arabischen Nationalcharakters, an der Grenze der einst orientalischen, jetzt vom Hellenismus neu befruchteten Kultur besteht.

Über diese Nachfolger der Kedar und Nabajati (mit denen sie übrigens nichts zu thun haben: die Namen sind nur scheinbar ähnlich) sind wir ziemlich fortlaufend unterrichtet. Während der Zeit der Seleukiden bilden sie den Staat, der den Handel mit Jemen vermittelt, und entwickeln dadurch eine hohe Blüte. Im Süden ist ihr Haupthafen Leuke Kome: sie besitzen also das Land bis fast an Medina heran. Den Landverkehr beherrschen sie damit ganz; den Seeverkehr, der von Jemen direkt nach Ägypten geht, suchen sie durch Seeräuberei so nutzbringend wie möglich für sich zu gestalten. Weit in das Innere hinein erstreckt sich ihr Gebiet, so daß sie als Erben des ehemaligen Aribi gelten können. In Hidschr namentlich, etwa halbwegs zwischen Medina und Teima, sind viele ihrer Gräber und Inschriften gefunden worden. Ihre Hauptstadt ist Petra, wo noch bedeutende Ruinen und in die Felsen gehaune Gräber mit Inschriften von der einstigen Blüte dieser eigentümlichen Kultur zeugen. Weiter hinauf hat sich ihr Gebiet bis an die Damascene erstreckt: Damaskus selbst haben sie kurz vor Christus und ganz gegen Ende ihrer Selbständigkeit besessen.

Wir kennen die Reihe ihrer Könige und sind über ihre Berührungen mit den Nachbarn des Kulturlands ziemlich unterrichtet. Die Könige führen meist die Namen Hareth (Aretas) und Oboda, bekannt aus den Makkabäerbüchern und der Geschichte der Hasmoniden (vgl. S. 224).

Unter den Seleukiden verstanden sie sich zu behaupten; unter den Parthern wuchs ihre Macht, da jene sich um den Handel nicht kümmerten und die weitausschauenden Pläne der Assyrer und Perser nicht verfolgten. Durch die Trennung des Orients in eine parthische und anfangs hellenistische, dann römische Hälfte konnten sie nur gewinnen. In Herodes, der als „Idumäer" (vgl. oben, S. 225) ein halber Araber war und jedenfalls mehr Arabisch-Nabatäisches in seinem Charakter zeigte als Jüdisches, war ihnen ein gefährlicher Nebenbuhler erstanden, mit dem sie manchen Strauß auszufechten hatten.

Seitdem Rom in Palästina herrschte, suchten sie sich als kluge Araber mit diesem möglichst gut zu stellen. Als Augustus die Politik eines Assarhaddon wieder aufnehmen wollte und die ins Märchenhafte übertriebnen Schätze Jemens in seine Hände zu bekommen suchte, d. h. den durch die Parther versperrten Weg nach Indien über Südarabien den Römern sichern wollte, waren die Nabatäer, wie ihre Vorgänger für Assarhaddon, seine natürlichen Bundesgenossen. Nur mit ihrer Hilfe konnte der für europäische Truppen unerhörte Marsch bis nach der Sabäerhauptstadt Mareb unter Aelius Gallus ausgeführt werden; wenn sie nicht durch den Königsstellvertreter Sylläus unterstützt worden wären, so wäre kein Römer wieder herausgekommen. Die vollkommne Unkenntnis des Landes und der Schwierigkeiten hatte Aelius Gallus an das Unternehmen gehen lassen; nachdem es ohne Erfolg verlaufen war, brauchte man einen Sündenbock: den mußte Sylläus abgeben. Er, der gehofft hatte, durch seine treuen Dienste gegen Judäa Vorteile davonzutragen und selbst die Königskrone der Nabatäer zu gewinnen, wurde in Rom angeklagt, durch Verrat den erfolglosen Ausgang und die schweren Opfer des Zugs verschuldet zu haben, und hingerichtet. Das nabatäische Reich hat als „Bundesgenosse" Roms noch bis auf Trajan bestanden; dann wurde es, nachdem es schon eine zweideutige Haltung beim judäischen Aufstand unter Titus gezeigt hatte, eingezogen und zur römischen Provinz Arabia gemacht.

Die nabatäische Kultur spricht zu uns in reichen Überresten, von denen uns wenigstens ein Teil bekannt geworden ist. Namentlich sind die Grabhöhlen von Petra und Hidshr mit teilweise umfangreichen Inschriften versehen. Auch sie sind in aramäischer Sprache geschrieben. Die aramäische Schrift (s. Fig. 10 der Tafel bei S. 232) weist bereits den Charakter mit dem Stift oder Pinsel geschriebner kursiver Buchstaben auf; während sie sich für die monumentale Verwendung in Steininschriften wenig eignet, verbürgt sie die Entwicklung eines ausgedehnten Schreibwesens und einer Litteratur. Sie bildet eine Vorstufe der altgriechischen Schrift und des spätern „kufischen" Alphabets, worin zuerst arabisch geschrieben worden ist.

Die römische Verwaltung ist eine Zeit hoher Blüte für das ehemalige Nabatäerreich gewesen, wenigstens für seine nördlichern, in enger Berührung mit dem alten Kulturlande gelegnen Teile; was südlich von Petra lag, war für die Verwaltung eines Volks, das keine Beziehung zum Nomadentume hatte, nicht geeignet. Namentlich in der Damascene hat sich eine reiche, blühende Kultur auch unter römischer Herrschaft behauptet. Der Hauran, jetzt eine wenig kultivierte Gebirgslandschaft, war damals mit blühenden Ansiedlungen bedeckt; die östlich davon gelegnen, jetzt völlig wüsten Lavalandschaften waren bebaut. Nabatäische Inschriften wie auch solche in eigner Sprache und eignem Alphabet zeigen, daß die jetzt öden Landstriche eine Bevölkerung ernährten, welche die unerschöpfliche Völkerkammer Arabien gegen das Kulturland immer wieder abschob. Die „eignen" Inschriften zeigen ein anderes als das bis dahin in Nordarabien übliche aramäische Alphabet. Es ist augenscheinlich vom südarabischen „Sabäisch" abgeleitet und mag somit bestätigen, was die für geschichtliche Feststellungen sonst unbrauchbare nachislamische Überlieferung von einer Wanderung südarabischer Stämme nach dem Norden erzählt.

D. Palmyra.

Mittlerweile hatte die Einziehung Nabatäas die Blüte eines neuen arabischen Handelsstaats zur Folge, der nunmehr die Vermittlerrolle zwischen den Kulturländern und dem innern Arabien, das für den Kulturmenschen unzugänglich blieb, übernahm. Bereits der Babylonier Kadashman-charbe hatte einst den Weg durch die Steppe nach Damaskus hin sicher zu stellen gesucht (S. 19). Damals schon muß er Palmyra mit in seine Etappenstraße aufgenommen haben. Wenngleich sich eine Erwähnung der Stadt, die einen Knotenpunkt bildet für die Karawanenstraßen nach Damaskus und Hamath in Syrien sowie nach Thapsakus und Hît, wo der Euphrat überschritten wird, im höhern Altertum nicht findet (die vermeintliche Erwähnung in der Bibel unter Salomo ist ein Abschreiberfehler), so muß sie doch schon in den Tagen babylonischer Kultur geblüht haben; denn noch in diesen Zeiten, wo sich hellenistisches und arabisches Wesen in ihr berührt, hat sie altbabylonische Kulte bewahrt und zeigt in ihrem Aramäisch Worte, die sich aus babylonischer Zeit her erhalten haben müssen. Berühmt (das Ziel zahlreicher Touristenausflüge) sind die von Damaskus in drei bis vier Tagen bequem zu erreichenden, mitten in der Steppe liegenden Ruinen mit den Resten des großartigen „Sonnentempels", mehr ein Erzeugnis griechischer als arabischer Baukunst. Palmyra hat sich als alte Kulturstadt leichter als das Nabatäerreich griechisches Wesen angeeignet. Es ist mischsprachig: Griechisch und Aramäisch sind beide gleichberechtigte offizielle Schriftsprachen, wie es in einem Staate sein muß, der zwischen dem hellenistischen Orient und dem aramäisch schreibenden Arabien vermittelt. Die aramäische Schrift der zahlreichen Inschriften steht der aus Babylonien stammenden sogenannten Quadratschrift der Hebräer nahe, worin die Bibel geschrieben ist.

Die Parther haben auf ihre Westprovinzen wenig Gewicht gelegt, und die Römer waren nicht im stande, die Steppe zu beherrschen. Das sind die politischen Verhältnisse, die dem Staate von Palmyra eine Rolle ermöglichten, die eine Zeitlang über die eines Handelsstaats und bloßen Vermittlers des Verkehrs hinausging. Wie gewöhnlich sind wir auch hier erst von der Zeit an unterrichtet, wo es zum Zerwürfnisse mit dem Großstaate kam: seinen Annalen verdanken wir die Nachrichten. Nach Valerians Vernichtung durch die Perser und unter der Anarchie während der Regierung Galliens (260—268) war Odaenath von Palmyra Herr der Sachlage im Orient. Er nahm Mesopotamien den Persern, die es wohl ebensowenig wie die Parther behaupten wollten, wieder ab und herrschte von der arabischen Steppe bis an die Ufer des Balich; er wurde von Gallien als Mitkaiser für den Orient anerkannt. Nach seiner Ermordung wird seine Gemahlin Zenobia Regentin; unter ihrer Regierung behauptet Palmyra seine Stellung, bis der Krieg mit Rom ihr für immer ein Ende macht. Aurelian (270—275) schlägt Zenobia bei Antiochia und Edessa, belagert sie in Palmyra und zerstört die Stadt. Damit war wieder ein Staat beseitigt, der geeignet war, gegen das Andringen der Beduinen einen Damm zu bilden.

Von neuem liegt den Sarazenen, wie seitdem mit einer babylonisch-aramäischen, vermutlich von den Palmyrenern übernommnen Bezeichnung die steppenbewohnenden Araber gewöhnlich bezeichnet werden, das Kulturland offen, so oft als die römische Gewalt nicht im stande ist, die Grenzen mit fester Hand zu schützen. In den Kriegen der Römer, Byzantiner und Sasaniden spielen sie eine bedeutende Rolle als Herren der Steppe und als wichtige Bundesgenossen im Kampf um die von ihnen leicht durchflognen weiten Landschaften am Euphrat.

Man war in Byzanz wie am Sassanidenhofe nicht im stande, die Grenzen weiter vorzuschieben, als das alte Kulturland reichte, und mußte den Sarazenen ihr Gebiet überlassen, wie

es Assyrer und Perser ihnen überlassen hatten. Wie stets hat man sich damit begnügt, die Scheichs der angrenzenden Stammesgebiete zu gewinnen und in ein festes Verhältnis zum Reiche zu bringen. Wie Idibil von Mußri von Tiglat-Pileser eingesetzt wird (S. 236), wie die Nabatäer die Bundesgenossen der Römer sind, so wurden jetzt von Byzantinern und Persern an ihren Grenzen die Bildung von Araberstaaten begünstigt, deren „Könige" durch ihre Anlehnung an die Großmacht und mit Titeln, die diese ihnen verlieh, die Herrschaft über die Söhne der Wüste führen; mit ihrer den Beduinen überlegnen Organisation bilden sie Persern wie Byzantinern einen Schutz gegen das Nachdringen weiterer Stämme. So haben an den byzantinischen Grenzen in Syrien das Fürstenhaus der Ghassaniden, an den babylonischen unter persischer Oberhoheit die Lachmiden in der Hauptstadt Hira als Mittelglied und Scheidewand zwischen Kulturland und Steppe gewaltet. In steten Kämpfen untereinander, auf eigne Faust und im Dienst ihrer Lehnsherren, in unablässigen Scharmützeln und Beutezügen, von denen die ältesten uns bekannten Dichter der Araber zu singen wissen, erfüllten sie diesen Beruf, bis sich die zurückgedämmte Gewalt des Völkerschwalls im Innern Bahn brach und unter der Fahne des Islams wieder einmal die Kulturländer überschwemmte, der „arabischen Einwanderung" zum Durchbruch und Siege verhelfend und zugleich die letzte Welle der Semiten herbeiführend, welche die Weltgeschichte kennt. Im 9. Jahrhundert v. Chr. haben wir die ersten Araber an den Grenzen des Kulturlands hinter den Aramäern herdrängend gefunden; im 7. Jahrhundert n. Chr., also zwölf Jahrhunderte später, überflutet die islamische Bewegung den Orient. Weitere zwölf Jahrhunderte später stehen wir selbst und können noch keine neue Bewegung in der Völkerwiege der Semiten wahrnehmen.

E. Die arabische Küste des Persischen Meerbusens.

Ehe wir zum Jemen, dem Ziele der weiterblickenden römischen und assyrischen Politik, gehen, sei das Wenige vergegenwärtigt, was wir über den Osten mit den Küstenländern am Persischen Meerbusen und dem noch völlig geheimnisvollen Mittelpunkte Jemama feststellen können. Die Chaldäer oder Kasdim, denen wir im Kulturlande zuerst in Südbabylonien begegnen, sind wohl von hier aus in das Licht der Geschichte getreten (vgl. oben, S. 325), gleichzeitig und also einen Nebenzweig bildend mit der aramäischen Einwanderung. Soweit sie zu Babyloniern geworden sind, beschäftigen sie uns hier nicht mehr (vgl. oben, S. 24 f.). Aber wie die bereits von „Arabern" besetzten westlichen Gebiete noch in der Zeit Assurbanipals die Spuren ihrer frühern aramäischen Bewohner erkennen lassen, ebenso ist zu vermuten, daß auch von den Kasdim Reste in Arabien selbst blieben, bis sie von den nachdrängenden Arabern aufgesogen wurden. Die Bibel kennt arabische Kasdim, die im Osten, also nach Jemama hin zu suchen sind; in ihnen dürfen wir wohl die erste Schicht der großen Einwanderung erblicken. In später Zeit werden sie in der Einleitung des Buches Hiob auf Grund alter Überlieferung mit den Sabäern als die Beherrscher vom innern Arabien angesehen.

Ein Teil der Kasdim muß die arabischen Küstenländer des Persischen Meers besetzt haben. Wie die Chaldäer des südbabylonischen Meerlands das, was noch von babylonischer Schiffahrt und Verkehr auf dem Persischen Meere geblieben war, beherrschten, so müssen auch diese Chaldäer die in alten Zeiten mit Babylonien in enger Verbindung stehende Insel Dilmun-Bahrein besetzt haben. Unter Sargon knüpft ihr König Uperi nach der Eroberung Babylons (S. 28) mit dem Assyrer die Verbindungen an, die er bis dahin mit dem Könige des „Meerlands" und Babylons, Merodach-Baladan, unterhalten hatte; ob dieser König schon ein Araber

oder noch ein Chaldäer gewesen ist, muß dahingestellt bleiben. Assarhaddon erzählt seinen Zug in das innere Ostarabien, von ihm Bazu, biblisch Bûz, genannt; es kann kaum wo anders als in Jemama gesucht werden. Acht „Könige" und Königinnen werden aufgezählt, deren „Städte" erobert worden seien. Wenn einmal aus diesem noch unerforschten Fleck Erde Kunde zu uns dringen wird, werden wir auch dort die Spuren einer Kultur kennen lernen, von der sich noch in arabischen Schriftstellern Nachrichten finden.

Nach ältern Quellen weiß auch Strabon von Chaldäern am Meere zu berichten, deren Haupt- und Hafenstadt Gerrha der Knotenpunkt des Verkehrs mit dem Innern bildete. Als Antiochos der Große nach dem Aufstande Molons die östlichen Provinzen seines Reichs wieder gesichert und die freundschaftlichen Beziehungen zu den indischen Königen wieder aufgenommen hatte, bestätigte er auf einem nach den Küstenstrichen des Persischen Meers unternommenen Zuge gegen ein recht erhebliches „Geschenk" (vgl. Band IV, S. 150) den für den Verkehr auf dem Persischen Meer und mit dem innern Arabien maßgebenden „Gerrhäern" ihre Unabhängigkeit (im Jahre 205 v. Chr.).

Unter der Herrschaft der Parther, die sich um dergleichen Kleinigkeiten wie Herrschaft zur See und Handel nicht kümmerten, entstand ein Nachfolger des ehemaligen chaldäischen „Meerlands" in dem Staate von Messene oder Maißan, der in den Jahrhunderten um Christus herum das Mündungsland von Euphrat und Tigris sowie die angrenzenden Küstenstriche und damit den Handel, soweit er eben noch auf dem Persischen Meere nach Babylonien hinein bestand und nicht über Jemen ging, beherrschte. Aus einigen Nachrichten klassischer Schriftsteller und aus Münzen kennen wir eine Reihe von Königen Maißans, die unter dem Einflusse von Hellenismus und Parthertum standen, vorwiegend aramäische Unterthanen hatten, aber doch wohl als Araber in Anspruch zu nehmen sind. Vielleicht ist das Haupt der Dynastie ein Hadadnadin-ach gewesen, dessen Inschrift in Telloh, der Stadt der altbabylonischen Könige und Patesis von Lagash (S. 10), gefunden worden ist: dort hatte er also seinen Palast gebaut. Die Inschrift ist zweisprachig: aramäisch und griechisch, abgefaßt.

F. Die Südwestecke Arabiens.

Die wichtigste Rolle als Sitz einer eigenartigen Kultur hat im Altertume der Süden, besser die Südwestecke Arabiens gespielt, das „glückliche Arabien" (wie es vielleicht ursprünglich nur auf Grund eines Mißverständnisses heißt, das die arabische Bezeichnung des Jemen, des rechts von dem nach Osten blickenden Araber gelegnen Lands, im Sinne des Zeichendeuters faßte, dem die rechte Seite die glückbringende war). Das Land, ein hohes Gebirgsplateau mit einzelnen höhern Erhebungen und besser bewässert als der Norden, wenn auch nur durch Gebirgsflüsse, ist in den Zeiten, von denen uns die Inschriften berichten, stets sorgfältig bebaut gewesen. Die Flüsse haben auch hier den Menschen gezwungen, Vorkehrungen zu treffen, um das kostbare Naß in Zeiten der Hochflut einzudämmen und für die Zeit der Dürre aufzubewahren. Der Damm von Mareb, dessen Ruinen noch erhalten sind (vgl. S. 231 unten), ist den Arabern der Steppe als eine Art Wunderwerk erschienen.

Zahlreiche Ruinenstätten sind bereits entdeckt, deren alte Namen noch heute zu Tage liegende Inschriften nennen; aber wenig ist geschehen, um nur das zu Tage Liegende der Wissenschaft auszuliefern, geschweige denn das unter der Erde Verborgne, von dem jene Reste Zeugnis ablegen. Wo von den Inschriften selbst nur flüchtig unter Gefahren angefertigte Abschriften eines mutigen Reisenden vorliegen, da kann man sich von den übrigen Ruinen kein Bild machen; und die Tempel und

Bauten, von denen die Inschriften erzählen, und deren Stätte sie angeben, bestehen für uns nur dem Namen nach. Die zahlreichen Inschriften, die dort gefunden worden sind (über zweitausend), sind bis jetzt nur zum geringen Teil in verläßlicher Gestalt zugänglich; hier steht man vor Rätseln mit dem Gefühle, daß sie gelöst werden könnten, wenn dem Forscher der Stoff zu Händen wäre.

a) Ma'in.

Viele Einzelheiten werden uns über Bauten und Weihungen berichtet; doch ein zusammenhängendes Bild der staatlichen Entwicklung zu geben, ist vorderhand unmöglich. Die ältesten Inschriften, die wir haben, gehören einer Epoche an, die im 8. und 7. Jahrhundert zu Ende geht; diese muß jedoch, wie die Zahl der uns bereits bekannten Königsnamen erweist, viele Jahrhunderte gedauert haben, so daß wir ihren Beginn kaum nach 1500 vor Christo ansetzen können. Das ist das Reich der Könige und des Volkes von Ma'in, der Minäer, die ihren Sitz in dem nördlich von San'a gelegenen Gebirgslande, dem Dschof, hatten. Ihre wichtigsten Städte waren Jathil (Ruinen von Berakisch), Neshk, Karnau. Ihr Reich bildet die Herrschaft eines Volks. Wann sie begonnen hat, welche Veränderungen in ihr vorgegangen sind, was sie ihrerseits vorgefunden hat, darüber wissen wir nichts.

Daß die Kultur dieser Zeit noch nicht die Anfänge menschlicher Seßhaftigkeit und damit verbundner Fortschritte in diesen Gegenden bedeutet, und daß von hier aus bereits früher Fäden zu den großen Kulturländern gesponnen sein müssen, das beweist allein der Charakter der Schrift. Diese Buchstabenschrift, die aus dem gemeinsemitischen Alphabet entwickelt worden ist, mit Erfindung von einigen Zeichen mehr für den reichern Lautbestand dieser südarabischen, ma'initischen oder minäischen Sprache, vertritt in der Durchbildung ihrer Formen einen vollkommen selbständigen Trieb (s. Fig. 9 der Tafel bei S. 232) gegenüber dem nordsemitischen Alphabete der Aramäer und Kanaanäer (Phöniker), deren älteste Urkunden nicht über das 8. und 9. Jahrhundert hinaufreichen. Die Buchstabenschrift ist in Babylonien erfunden worden (S. 170). Dort haben sie Kanaanäer und Aramäer kennen gelernt; von dort aus ist sie auch nach dem Jemen gedrungen, in einer Zeit, wo wohl noch keine Minäer herrschten. Keine Urkunde berichtet uns darüber; die Thatsache allein aber beweist schon, daß in jenen Zeiten derselbe oder ein noch regerer Verkehr mit dem Kulturland am Euphrat herrschte als in Zeiten, die allmählich durch die Inschriften erhellt werden. Die Andeutungen dieses Verkehrs haben wir in den altbabylonischen Inschriften eines Gudea und Naram-Sin gefunden, die von ihren Beziehungen zu Magan und Melucha berichten. Ebensolche Völkerströmungen, wie sie vom Süden der Halbinsel bis in die Kulturländer des Mittelmeers während der islamischen Zeit verfolgt werden können, haben damals stattgefunden, als die „Kanaanäer" und später die Aramäer den Orient überfluteten.

Melucha, von dem das älteste Babylonien spricht, und zu dem es in engern Beziehungen steht, als die später uns besser bekannte Assyrerzeit, ist die Bezeichnung von Westarabien, das gegen Ende des zweiten und in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends unter der Herrschaft der Minäer steht. Auch Sargon, Sanherib und Assarhaddon wissen von ihm zu erzählen. Sie kennen den Fürsten oder Statthalter von Mußri (S. 236) als Lehnsmann des Königs von Melucha, zu ihrer Zeit noch des Königs von Ma'in; zu ihrer Zeit erhofft Palästina von einer Unterstützung dieser Südaraber die Befreiung von assyrischer Herrschaft. Die minäische Herrschaft ist auch in Nordarabien nicht ohne Spuren geblieben: in el Öla, unweit von Hidschr (S. 239), sind zahlreiche minäische Inschriften gefunden worden, die aus der Zeit minäischer Größe herrühren. Im Kampfe mit Assyrien haben die Minäer einen natürlichen Gegner in

dem nordarabischen, an ihre Provinz Mußri sich östlich anschließenden Reiche von Aribi gehabt, das unter assyrischer Oberhoheit stand; eine Inschrift weiß denn auch von einem Kriege zwischen dem „Herrn des Südens" und dem des „Nordens" zu berichten.

b) Saba.

Bereits unter Tiglat-Pileser III. und Sargon wird der Stamm der Sabäer (Saba) erwähnt, der sich vor Assyrien beugt. Er ist von den dort genannten der am weitesten südlich wohnende. Der Anschluß an Assyrien bedeutet deshalb Feindschaft gegen die Herren des Jemen, die Minäer: in der eben erwähnten minäischen Inschrift begegnen sie uns in dieser Rolle. Nach Sanherib und Assarhaddon, der noch bei seinem Vordringen in das innere Arabien einen „König von Melucha" gefangen genommen hat, verschwinden solche Könige sowie ihre nördliche Provinz Mußri aus den assyrischen Inschriften. Seitdem an der Stelle von Mußri die „arabischen" Kedar und Nabajati sitzen, haben die Assyrer ihre Arme nicht mehr bis nach dem Süden ausstrecken können. Im Norden sind also „Araber" anstatt der Minäer Herren des Lands geworden: mit infolge der assyrischen Kämpfe war die minäische Macht, die bis dahin noch philistäische und palästinensische Staaten unterstützt hatte, gebrochen worden. Gleichzeitig erwähnen auch im Süden die Inschriften Angriffe von „Arabern". Diese Inschriften sind aber nicht mehr in der Sprache der Minäer abgefaßt, sondern in einer dialektisch verschiednen. Diese neuen Herren des Südens sind dasselbe Volk, das wir soeben als Bundesgenossen der Assyrer kennen gelernt hatten: die Sabäer. Ungefähr zu Assarhaddons Zeit, vielleicht infolge der Gefangennahme des „Königs von Melucha" und von den Assyrern begünstigt, sind die Sabäer statt der Minäer Herren des Lands geworden. Für ein halbes Jahrhundert begegnen uns nun „Könige von Saba" als Herren des Jemens und seiner Kultur.

Von da an gehören die „Schätze Arabiens" in der Anschauung des Orients den Sabäern; Sabäer begegnen uns von nun an in den hebräischen Nachrichten statt der Minäer, und statt der minäischen Provinz Mußri sorgen jetzt für die Verbindung mit dem Süden die Kedar. Man sieht, Assyrien hatte die Völkermassen Arabiens noch einmal zu seinem Vorteil getrennt: an die Stelle des Großstaats Ma'in, der Süden und Norden beherrschte und über die Straßen bis nach den Häfen des Mittelmeers verfügte, waren jetzt zwei Völker verschiedner Abstammung — die Kedar sind „Araber", die Sabäer keine — getreten, die im Gegensatze zu einander sich die Wage hielten und Assyrien das Herrschen erleichterten. Assarhaddon hatte sich hier, in Verbindung mit seiner ägyptischen Politik, als einen der feinsten orientalischen Staatsmänner erwiesen; wenn schließlich nicht die „assyrische" Politik über die „babylonische" gesiegt hätte (S. 73), so hätte der Handel Arabiens unter der Kontrolle Assyriens stattgefunden. Der Kampf zwischen Assyrien und Babylon vernichtete das alles; denn wenn auch die Kedar gezüchtigt werden konnten, so wurde doch jeder Einfluß auf den Süden verloren. Die Sabäer konnten sich dieser assyrischen Bevormundung entziehen und sich selbständig entwickeln. Das Reich von Saba hat seine wichtigsten Städte südlich von dem Dschof der Minäer liegen. Die Hauptstadt ist Mareb, wie es scheint bis zur himjarischen Eroberung. Rein sabäisch ist das Reich mehrere Jahrhunderte geblieben. Dann haben sich andere Völker in den Besitz der Herrschaft gesetzt, und ihre Herrscher haben sich „Könige von Saba" genannt.

Die Zeit der Ma'in und Saba, von etwa 1500—300 v. Chr., ist die der höchsten Blüte des Jemens gewesen; so lange hat er den Handel mit Indien beherrscht. Babylonien ist damals durch die Chaldäer vom Persischen Meer abgeschlossen, Ägypten nicht im stande, das

Rote Meer zu behaupten, und so blüht der Zwischenhandel, der durch Arabien hindurch vom Jemen zu Lande nordwärts nach den Philisterstädten geht, oder von den westarabischen Häfen hinüber nach den Häfen Ägyptens. An der Karawanenstraße, die von Kosseir (Leukos Limen) am Roten Meere nach Theben und Koptus führte: der Hauptverkehrslinie der Thebais nach dem Meere, sind außer den zahlreichen ägyptischen Inschriften auch minäisch-sabäische in die Felsen gemeißelt worden, Denkmäler der einstigen Handelsgröße Südarabiens. Auch Abessinien ist besetzt worden und hat seine semitische Bevölkerung damals erhalten. Sabäische Inschriften zeigen, wie dort die „äthiopische" Sprache, als sie durch das Christentum eine Litteratur erhielt, die vorherige Schriftsprache: das nahe verwandte Sabäisch, erst verdrängen mußte; vermutlich infolge einer Volkserhebung der Gêezstämme gegen die vorher herrschenden Sabäer, oder wie sie sich sonst nannten. Während die Sabäer für ihren Verkehr nach Palästina und den Euphratländern auf die Vermittlung der nordarabischen Kedar, später der Nabatäer angewiesen waren, hatten die Minäer unmittelbar bis an jene Gebiete herangereicht: in Warka (Uruk; vgl. S. 9) in Südbabylonien ist ein Denkmal jener Beziehungen in einer minäischen Inschrift gefunden worden.

Als der Orient wieder unter eine Herrschaft kam, die den alten Kulturbesitz Babyloniens umfaßte und zugleich im stande war, statt der persischen Feudalwirtschaft die babylonischen Bestrebungen wieder aufzunehmen, da änderten sich die Verhältnisse zu ungunsten Südarabiens. Alexander hatte sich in Babylon zum Könige der asiatischen Kulturwelt krönen lassen; von Babylon aus ging er daran, die alten Überlieferungen babylonischer Weltherrschaft zu neuem Leben erstehen zu lassen. Alten Nachrichten folgte er wohl, wenn er den Seeweg um Arabien herum wieder aufnehmen wollte; seine Absicht war zugleich die, den geraden Handelsweg nach Indien freizulegen. Beides ist durch seinen Tod verhindert worden. Sonst wäre Babylon, wenn nicht Sitz einer neuen weltbeherrschenden Dynastie, so doch wieder des weltbeherrschenden Handels geworden, und die Sabäer hätten dadurch ihre Rolle als Vermittler des indischen Handels eingebüßt. Schwere Nachteile muß es ihnen gebracht haben, daß die Ptolemäer den Seeweg um Arabien herum wirklich freilegten, ihn also auch für den Handel benutzt haben müssen, während die Seleukiden mit Nabatäern und Gerrhäern (S. 243) als Zwischenhändlern rechneten. Ptolemaios II. Philadelphos ist bei seinen Kriegen mit den Seleukiden um Arabien herumgefahren und hat einen Einfall in die seleukidischen Besitzungen am Persischen Meere gemacht. Er und sein Nachfolger haben an der Westküste des Persischen Meers bis zur Straße von Bab-el-Mandeb ägyptische Kolonien gegründet, die den Verkehr der Sabäer nach Abessinien und Ägypten unterbanden; zweifellos bildeten diese Kolonien auch Stationen für einen direkten indischen Handel. In Adulis (Zulah), wo der Verkehr zwischen Sabäa und Habesch herüber und hinüber ging, hat Ptolemaios III. Euergetes eine seiner Siegesinschriften errichten lassen. So ist nicht ein wiedererstandnes Babylon Alexanders die Beherrscherin des indischen Handels und der Ruin Sabas geworden, sondern Alexandria.

In das 3. oder 2. vorchristliche Jahrhundert müssen wir die innern Erschütterungen setzen, denen das Reich von Saba ausgesetzt war. Sie brachten ein anderes Volk zur Herrschaft: die Himjaren, die ursprünglich in der Südwestecke der Halbinsel gesessen hatten und um diese Zeit die Hauptstadt besetzen. Ihre Könige nennen sich ebenso wie ihre Vorgänger „Könige von Saba", fügen aber diesem Titel ein „und von Raidan" hinzu, den Namen ihrer himjarischen Stammburg. Es herrschen also jetzt nicht mehr Sabäer, sondern Himjaren in Saba.

Zugleich oder bald darauf beginnen mit dem Nachlassen der ägyptischen Macht die Herren Abessiniens, wohin einst Sabäer ihren Überschuß an Menschen abgestoßen hatten, über das

Meer zu greifen. Vom wiederbesetzten Adulis aus, wo einer ihrer Könige seine Inschrift neben die von Ptolemaios Euergetes ritzen ließ, gehen sie nach Arabien hinüber und fassen zunächst an der Küste festen Fuß. Hier haben sie schon im 1. Jahrhundert v. Chr. Besitzungen; d. h. den Herren von Saba ist das Meer oder wenigstens der Verkehr nach Abessinien gesperrt, und sie sind ständigen Angriffen der abessinischen Statthalter ausgesetzt. Derselbe König, der sich in Adulis neben Ptolemaios verewigte, hat dann die ganze arabische Küste bis nach Leuke Kome, dem ehemaligen Hafenplatze der Nabatäer, und den Jemen unterworfen, soweit ihn der allmählich umfangreicher gewordne sabäische Königstitel beanspruchte. Sabäa steht von da an: dem 2. oder 3. Jahrhunderte n. Chr., unter abessinischer Oberhoheit.

Diese Herrschaft ist nicht ohne Widerstand geblieben; die südarabischen Himjaren haben manchen, zeitweise erfolgreichen Versuch gemacht, die Abessinier aus dem Lande zu werfen. Es ist nämlich für längere Zeit gelungen, die Selbständigkeit wieder zu erringen unter der Fahne des — Judentums, das in den letzten Jahrhunderten vor Christus (S. 228) Arabien erobert und hier im Jemen zu einem neuen Aufschwunge des alten Staats geführt hat. Unsere Nachrichten reichen nicht aus, um die politischen Parteiungen und Strömungen zu erkennen, aus denen sich die neue Blüte entwickelt hat; aus der Natur der Dinge heraus läßt sich jedoch die allgemeine Sachlage einigermaßen erkennen. Das Judentum, das damals in allen großen Kulturreichen eine Macht ist, mit der man rechnen mußte, das in dem Reiche der Nabatäer eine wichtige Rolle spielte und besonders im ägyptischen Geschäftsleben herrschte, ist bei dem damals noch vorhandnen Bestreben, Proselyten zu machen, durch die Geschäftsverbindungen nach Südwestarabien getragen worden, wohin die Kulturreiche mit ihren Armeen nicht kommen konnten, obwohl ihr Trachten so oft dahin gestanden hatte, nach dem Lande, dessen Besitz ihnen den indischen Handel überliefert haben würde. Die herrschende Religion war dort die der alten Sabäer. Zu diesem Heidentume traten die gewandten jüdischen Geschäftsleute in einen Gegensatz: während der grundbesitzende herrschende Adel zunächst an der alten Religion festhielt, fanden die Missionare des Judentums gerade dort Anklang, wo man die Wahrheit ihrer Glücksverheißungen am eignen Leibe zu würdigen verstand: bei dem Teile der Bevölkerung, der Handel und Gewerbe betrieb. Im Gegensatze zum Adel muß es also die städtische Bevölkerung gewesen sein, die das Judentum angenommen hat. Diese Bevölkerung erhielt durch den Anschluß an das Judentum neue Kräfte; der grundbesitzende Adel verlor gegenüber dem zunehmenden Reichtum und Einfluß der Handeltreibenden mehr und mehr an Einfluß. Schließlich sah sich das Königtum, wie z. B. auch in Adiabene (S. 228), sei es durch friedliche, sei es durch gewaltsame Umwälzung genötigt, mit dem „Bürgertume" statt mit dem Adel zu gehen und das Judentum anzunehmen, das heißt: die Organisation des durch die himjarische Eroberung gebildeten Feudalstaats war in die eines handeltreibenden Bürgertums übergegangen. Durch diese Neuorganisation wurde der Jemen in stand gesetzt, die Abessinier aus dem Lande zu treiben. Ein paar Jahrhunderte lang herrschen nun jüdische Herrscher als „Könige von Saba".

Mit dieser Selbständigkeit war aber den Interessen der Großstaaten nicht gedient. Der Versuch der Römer unter Augustus, sich des Jemens zu bemächtigen, war bereits in eine Zeit der Ohnmacht der Himjaren gefallen, aber doch verunglückt. Das Judentum hatte zu einer neuen Erstarkung geführt: da war der geistigen Macht nur eine geistige entgegenzusetzen, und diese bildete das Christentum. Auch die Herrschaft des Judentums im Jemen hatte ihre Schattenseiten und mußte einem Verfall entgegengehen. Das Christentum, die Religion der Armen, die ihm auf dem Fuße folgte, konnte hier einen fruchtbaren Boden finden. Wie einst das

Judentum die Fahne gebildet hatte, unter der sich gegen eine herrschende Klasse, die nicht mehr ihren Aufgaben gewachsen war, die lebenskräftigen Volksbestandteile zusammenfanden, so scharte sich jetzt unter dem Zeichen des Kreuzes zusammen, was von der Herrschaft ausgeschlossen war.

Christliche Heiligenlegenden wissen von furchtbaren Menschenopfern zu berichten, welche die Bewegung gegen die herrschende Klasse gekostet hat. Trotz alles Eiferns der Christen in den Kulturländern konnte sie aus eigner Kraft nicht zum Siege kommen. So mußte man es auf Umwegen versuchen. Etwa seit dem 4. Jahrhundert war Abessinien dem Christentume von Ägypten aus gewonnen. Die Beziehungen der Ptolemäer waren wieder aufgenommen worden und wurden durch die Kirche aufrecht erhalten, da Abessinien seinen Bischof stets vom Patriarchen in Alexandria erhielt. Weil Ägypten byzantinisch war, so standen die Könige von Abessinien in freundschaftlichem Einvernehmen mit dem Hofe von Byzanz, und beide fanden sich in dem gemeinsamen Verlangen nach den Schätzen im Jemen. Da man in Byzanz die einst Augustus erteilte Lehre nicht vergessen hatte, so konnte man nur durch die ehemaligen und vom Judentume vertriebnen Eroberer zum Ziele gelangen: man suchte diese zu neuem Angriffe zu bewegen. Im Jahre 525 fiel, nach tapferer Gegenwehr des in den christlichen Märtyrerlegenden als Scheusal hingestellten, aber von der sonst trüben islamischen Überlieferung besser gewürdigten letzten jüdischen Königs Joseph dhu Nuas, das jüdisch-sabäische Reich. Der Jemen wurde wieder abessinisch und stand unter einem abessinischen Vizekönige, der übrigens sehr selbständig war. Die Überlieferung kennt ihrer vier, von denen der eine inschriftlich bezeugt ist. Die Dauer dieses Zustands hat ungefähr siebenhundert Jahre betragen.

Das jüdische Königtum war damit gestürzt, aber der alte Adel noch nicht vernichtet. Dieser mußte seine Hoffnung naturgemäß auf die Gegner der Byzantiner, die Perser, setzen. Ein Abkömmling der Adelsfamilien begab sich zunächst nach Babylonien und dann an den persischen Hof, um Hilfe von dort zu erwirken. Chosrav Anuschirwan rüstete wirklich eine Expedition aus; diese setzte nach Arabien über und vertrieb die Abessinier (um 575; vgl. S. 286). Der Jemen wurde persisches Vasallentum, dann überhaupt Provinz unter persischen Statthaltern. Das Christentum und Byzanz waren also hier zurückgeworfen. Damit gewann unter persischer Herrschaft noch einmal der alte Adel und das Heidentum eine kurze Renaissance, bis nach etwa einem halben Jahrhundert die große Einigung von ganz Arabien unter dem Islam zu stande kam.

Auch beim Entstehen der Macht Mohammeds sind die in diesen Verhältnissen wirkenden Gegensätze zu erkennen: man kann die Fäden, die bis Byzanz und an den Sassanidenhof liefen, auch in Mekka aufnehmen. Der mekkanische Adel, der den Handel der wichtigen Karawanenstation beherrscht, steht in enger Beziehung zu dem Jemen. Noch bis tief in die islamische Zeit hinein ist das zu erkennen an dem Gegensatze der Süd- und Nordaraber (S. 255): jene gehen mit der Familie Abu Sufjans (S. 260) zusammen, des Führers der mekkanischen Adelspartei, aus dessen Haus die Omejjaden stammen; Mohammed aber sucht Rückhalt gegen diese durch das jemenische Heidentum gestützte Partei, nachdem er ihn beim Judentume nicht gefunden hatte, bei den Abessiniern, die auch damals noch Besitzungen an der arabischen Küste hatten. Erst als er sich auf gutarabische Weise durch Räuberei in Medina eine Macht gegründet hat, bricht er mit dem Christentum und geht auf eigne Faust vor. Aber über den Eroberer und seine Banditen hinaus dauern die alten Kulturkräfte und Kulturgegensätze. Die Partei des Adels gelangt auf den Thron; und der Gegensatz von Nord- und Südarabien, von Kelb und Kais, tritt in der Geschichte der nächsten Jahrhunderte immer wieder zu Tage.

II. Westasien im Zeichen des Islams.

Von

Dr. Heinrich Schurtz.

1. Mohammed und die Entstehung des Islams.

A. Arabien: Land und Leute.

Während in den nördlichen Gebieten Westasiens ungeheure Reiche entstanden und vergingen, während die Perser hier ihre Weltmacht gründeten, dann das Reich Alexanders des Großen sich erhob und endlich Roms siegreicher Aar seine Fittiche über Kleinasien und Syrien breitete, lag die massige arabische Halbinsel unbeachtet abseits in der sicheren Hut ihrer Sandwüsten und öden Bergketten, ein armes, aber freies Land, nicht begehrt und nicht gefürchtet. Wohl finden sich überall, wo die dürre Hochebene des Innern in Terrassen zum Meere hinabsteigt und die Winde ihre Feuchtigkeit niederzuschlagen vermögen, fruchtbare Striche; und im Südwesten, der den frischeren Hauch des Indischen Ozeans empfängt, breitet sich das Kulturland des „glücklichen Arabien" aus. Aber jene Fruchtländer an der Ost- und Westküste, denen auf der Hochebene selbst noch die mittlere Landschaft Nedschd zuzurechnen ist, sind zu unbedeutend, um fremde Eroberer zum Zuge durch die glühenden Wüsten zu locken; und der reiche Jemen liegt den Bahnen der Welteroberer gänzlich entrückt. Der Armut des Landes aber entspricht seine geringe Volkszahl, die, über weite Gebiete zerstreut, lange Zeit hindurch kaum der ernstern Beachtung wert erschien.

Dennoch ist es seltsam, daß ein Steppen- und Wüstengebiet wie das arabische so lange ohne entschiedene Einwirkung auf die fruchtbaren Nachbargebiete geblieben ist. Überall, wo der leichtbewegliche Steppenbewohner in der Nähe ackerbauender Länder und reicher Siedelungen haust, reizt ihn früher oder später die verlockende Beute zum Angriff. Und mag der kecke Versuch noch so oft mißlingen, einmal kommt doch die Zeit, wo innerer Zwist oder Verweichlichung die Kraft der Angegriffenen lähmt und den Steppensöhnen die Herrschaft überliefert. Die Geschichte Chinas ist voll von Kämpfen mit den mongolischen und türkischen Wüstenvölkern, die Persiens weiß von denselben Nöten zu erzählen, und noch im Mittelalter stießen die nomadischen Horden Hochasiens bis Westasien und Osteuropa vor. Daß von Arabien erst verhältnismäßig spät, dann freilich um so gewaltiger, ein Angriff ausging, das erklärt sich zum guten Teil aus dem Charakter des arabischen Volkes.

Ein tiefer Riß, der aus der Beschäftigung und dem wirtschaftlichen Leben der Einzelnen entspringt, und selbst in der Zeit der Eroberung nur flüchtig überdeckt wird, geht durch die Bevölkerung Arabiens. Der freie Nomade, der Beduine, der unter leichtem Zelte die Weidegründe der Steppe bewohnt, und dessen Reichtum seine Herden sind, blickt mit Verachtung und Haß auf den Ackerbauer hinab, der das spärliche Fruchtland der Halbinsel ausbeutet, gleich einem Sklaven den Pflug mit eigner Hand führt und sich mit Handwerkern und niederem Gesindel in den Städten zusammendrängt; der Städter aber, an Bildung und Volkszahl den Beduinen überlegen, gibt dem räuberischen Steppennomaden ein vollgerüttelt Maß des Hasses

zurück. Und doch kann Arabien nur dann kraftvoll nach außen wirken, wenn beide Elemente ihren Zwiespalt vergessen, wenn irgend eine höhere Kraft sie zur Einheit zwingt.

Von den Beduinen konnte keine einigende Macht ausgehen; ihr ganzes Streben zwingt sie zur Zersplitterung. Die Armut des Gebietes hindert sie, sich zu großen Massen zusammenzuschließen. Das lebhafte Stammesgefühl, das alle anderen Triebe und Empfindungen an Stärke übertrifft, läßt keinen Begriff eines gemeinsamen Volkstumes entstehen; beständige Fehden schärfen die Gegensätze und hindern alle friedliche Verständigung. Selbst die Möglichkeit, daß einmal der Säbel einer ehrgeizigen Herrschernatur die zersplitterten Stämme zusammenzwingt, ist gering; denn jeder Versuch dieser Art hätte mit dem Selbstgefühl des Beduinen zu rechnen, dem sklavischer Gehorsam unbekannt ist, und mit der Übermacht der allgemeinen Stammesinteressen, vor denen die Persönlichkeit verschwindet. Auf den Gedanken aber, die Religion und den von ihr erzeugten Fanatismus als Bindemittel zu benutzen, konnte bis zu Mohammeds Zeit kein Beduine verfallen. Sicher treten bei wenigen Völkern Westasiens die religiösen Gefühle so völlig zurück, wie bei den Bewohnern der arabischen Steppe. Darin bilden sie einen merkwürdigen Gegensatz zu ihren semitischen Stammesgenossen in Palästina, den Juden, und zu jener alten semitischen Bevölkerung Babyloniens, die gerade auf Grund ihrer hohen religiösen Entwicklung in den Ländern der sumerischen Kultur Einfluß und zuletzt die Übermacht erlangt zu haben scheint (vgl. oben, S. 39). Von einer ausgebildeten Mythologie war in Arabien keine Rede. Nur ein Kultus roher Götterbilder, der wohl auf Ahnenverehrung zurückführt, eine Verehrung gewisser Gestirne, Bäume, Steine ist nachzuweisen, daneben ein unbestimmter Glaube an ein höchstes Wesen, Allah. Noch heute ist der echte Beduine in Glaubenssachen äußerst lässig und alles andere als ein Fanatiker; die Verbote und Satzungen des Korans scheinen für ihn kaum vorhanden zu sein.

Diese geringe Entwicklung der Religion, diese unbezwingliche Indifferenz beruht auf einer anderen Eigenschaft des Arabers, auf seiner Phantasiearmut, die auch der späteren arabischen Kultur unverkennbar ihren Stempel aufgeprägt hat. Leidenschaftliche Glut, der Hang zu romantischer Ungebundenheit, endlich die Gabe glänzender Dialektik verhüllen im Araber leicht den Mangel jener schöpferischen Kraft des Geistes, die das kostbarste Erbteil der arischen Völker Europas ist, ihr Leben bereichert und ihre beständigen Fortschritte erzeugt. Hier liegt im tiefsten Grunde die trennende Schranke, die den Osten vom Westen scheidet: Auf der einen Seite das unruhige, in immer neuem Streben nach irdischer Macht und ewiger Wahrheit sich verzehrende Europa, das Land der Erfindungen und Entdeckungen, des schrankenlosen Fortschrittes, des Schwankens zwischen Siegesstolz und Verzweiflung; auf der andern der islamische Orient in seiner unzerstörbaren Ruhe und Selbstgenügsamkeit, der Arbeit und Kampf nicht um ihrer selbst willen kennt, sondern nur als Mittel, sinnliche Genüsse und ungestörte Lebensfreude zu erwerben, das Land der Träumerei, aber nicht der schöpferischen Träume, die zu Thaten herausfordern, sondern des wollüstigen Nachklanges einstiger Genüsse. So verbirgt der Orientale, und vor allem der Araber der Steppe, hinter dem Schleier der Romantik eine trockne Nüchternheit, die er nie überwindet. Die einzige Kunst, die in der Wüste gepflegt wird, die der Dichtung, ist nicht der unseren gleich. Niemals wird sich ein arabischer Dichter in jenen freien, phantasievollen Erfindungen ergehen, wie sie außer dem Europäer auch der arische Inder und Perser kennt. Die Gegenwart hält ihn fest; sie in kühnen Gleichnissen und Bildern darzustellen, ist sein höchster Ruhm, Gewandtheit im Handhaben von Rhythmen und Reimen seine unerläßlichste Eigenschaft. Die Kraft des arabischen Geistes liegt in der Dialektik; und

diesem Zuge folgt auch die Dichtkunst. Der Dichter ist ein Krieger auf geistigem Gebiete; mit beißenden Vergleichen und Bildern, mit satirischen Wortspielen fällt er seinen und seines Stammes Gegner an, triumphierend stellt er den Ruhm seines Volkes dar und spornt durch sein Lob und seinen Spott die Krieger zu heldenmütigen Thaten. In diesem Sinne war zu Mohammeds Zeiten die Poesie fast Gemeingut der Araber und dem Ehrgeizigen so unentbehrlich wie sein Schwert und seine Lanze; diese Blüte der Beduinendichtung, die schon einen Schritt zur spätern Einigung des gesamten arabischen Volkes bedeutet, begann erst etwa ein Jahrhundert vor der Geburt Mohammeds.

B. Mohammed.

In einem Volke, wie dem der nomadischen Beduinen, konnte unmöglich eine große, alles fortreißende geistige Bewegung entstehen; und doch war nur diese im stande, das Arabertum zu einer Gefahr für die umliegende Welt zu machen. Die materiellen Bedingungen waren dagegen gegeben. Seit Jahrhunderten hatten sich arabische Stämme in die Steppen Syriens und Mesopotamiens vorgeschoben; und die zunehmende Verödung dieser alten Kulturländer war ihrer Ausbreitung günstig gewesen. Überall standen jetzt ihre Vorposten: am Euphrat, Tigris und Jordan, kleine nomadische und gelegentlich räuberische Haufen dem Anscheine nach, aber furchtbar, wenn eine kräftige Faust sie zur zerschmetternden Masse zusammenballte. Sie waren nicht unberührt von der Kultur ihrer neuen Wohnsitze geblieben. Jüdische und christliche Propaganda hatte unter ihnen Fortschritte gemacht, wie ja auch im Jemen nach jüdischen Fürsten eine Zeitlang die christlichen Abessinier geherrscht haben; und es schien möglich, daß allmählich diese Einflüsse sich verstärkten und endlich das Arabertum engern Anschluß an die westliche Kultur suchte. Diese Hoffnungen aber sollten sich nicht erfüllen. An dem einzigen Orte, der als eine Art Mittelpunkt der arabischen Welt gelten konnte, entzündete sich eine zunächst religiöse, bald aber nationale Bewegung, die das Volk Arabiens auf Jahrhunderte zum Herrschertume Westasiens berufen hat. Dieser Ort war Mekka, der Stifter der Bewegung Mohammed.

a) Mekka und Medina.

Die Entstehung des Islams ist aufs engste mit der Natur und Geschichte zweier Städte verknüpft, die beide im Stufenlande Westarabiens liegen: die eine, Mekka, nicht allzufern der Meeresküste, die andere, Medina, tiefer im Innern des Landes und nahe der Hochebene, beide durchaus voneinander verschieden, von der Natur schon zur Gegnerschaft bestimmt. Nur in Mekka konnte Mohammeds Lehre entstehen, nur durch die natürliche Feindschaft zwischen Mekka und Medina konnte sie vom Untergange gerettet werden.

Mekka war das Rom Arabiens, der Mittelpunkt des schwach pulsierenden religiösen Lebens der heidnischen Stämme. In einem öden Trockenthale, das nur selten einmal eine Regenflut zerstörend durchbraust, lag ein uraltes Heiligtum, der würfelförmige Tempel der Kaaba, der den „schwarzen Stein", einen Meteoriten, umschloß. Die spätere, von Mohammed aufgenommene Sage nennt den Tempel das älteste Haus Gottes, das Abraham erbaut oder nach der Sündflut wiederhergestellt haben soll. Lange Zeit mag dieser heilige Platz, wie so viele andere in Arabien, nur gelegentlich von den umwohnenden Beduinen besucht worden sein, bis dann endlich eine kleine Siedelung entstand, deren Dasein in der trostlosen Gegend wahrscheinlich durch die Auffindung eines Brunnens, des Zemzem, ermöglicht wurde. Dieser Brunnen, nachmals ein großes Heiligtum der islamischen Welt, ist gegenwärtig zwar trinkbar, aber stark

durch mineralische Bestandteile verunreinigt. Vielleicht hat er ursprünglich als eine Art Heilquelle gedient; aber es ist auch denkbar, daß jetzt nur die durch die ringsum gebaute Stadt verschuldeten Verunreinigungen den sehr wechselnden Gehalt an fremden Bestandteilen veranlassen.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. riß unter Führung Kusais der Stamm der Kuraisch, ein Zweig des Beduinenstammes der Kinâna, die Aufsicht über das Heiligtum an sich und siedelte sich um die Kaaba an, die längst das Wallfahrtsziel vieler arabischer Stämme war. Aus dem unruhigen, räuberischen Beduinenstamme der Kuraisch entwickelte sich ein Geschlecht, das in der Bewirtung der Pilger reichen Verdienst fand, die alten nomadischen Neigungen aber im Handelsverkehre nützlich zu befriedigen wußte. Bald nämlich mußte die Gunst der Lage zum weitern Aufschwunge der Stadt führen. Die Pilgerfahrten nach der Kaaba, in der zuletzt 360 Stämme ihre Nationalheiligtümer unter der Hut des schwarzen Steines aufgestellt hatten, waren schon früh die Veranlassung gewesen, daß einige Monate des Jahres (der erste, siebente, elfte und zwölfte) als heilige Monate galten, in denen jede Fehde ruhen mußte und die Pilger unbelästigt nach den Stätten der Verehrung ziehen konnten; damit aber war zugleich dem Binnenhandel und dem geistigen Verkehre der getrennten Stämme die Bahn geöffnet. Lange bevor Mekka gegründet war, versammelten sich die Pilger in der heiligen Zeit an bestimmten Orten, um Markt zu halten, nicht nur mit materiellen Gütern, sondern auch mit den Erzeugnissen des Geistes. Zu Okaz vor allem fand eine weitberühmte Messe statt. Wenn auch das Aufblühen Mekkas den Handelsverkehr dort verkümmern ließ, so strömten doch noch in den Tagen Mohammeds dort die Tapfersten und Beredtesten aus allen Stämmen Arabiens zusammen, um ihre Gedichte vorzutragen, in edlem Wetteifer das Lob ihres Stammes und die Thaten ihrer Volksgenossen zu singen oder in feurigen Liebesgedichten um den Preis zu werben; die Stammeshäupter unter dem Vorsitz eines Dichterkönigs waren die Richter dieses Wettstreites, der in den Friedensmonaten an die Stelle der blutigen Fehden trat, und dessen Ausgang ganz Arabien mit Spannung erwartete.

So richtete sich in der Zeit der Wallfahrt die Aufmerksamkeit der gesamten Halbinsel auf das Gebiet der heiligen Stätten, deren man außer Mekka noch einige andere zu besuchen pflegte. Als dann die Stadt Mekka kraftvoll alle Strahlen in einem Brennpunkte vereinigte, als die Bewohner selbst die Gunst der Verhältnisse benutzten und durch Handel beträchtlichen Reichtum erwarben, da war thatsächlich Mekka das Herz Arabiens geworden, die einzige Stelle, von der aus eine Einigung des bis aufs äußerste zersplitterten Volkes möglich und wahrscheinlich war. Mancherlei Anzeichen lassen vermuten, daß im Laufe der Zeit eine monotheistische Religion, die jüdische oder die christliche, sich allmählich des heiligen Ortes bemächtigt und die Pilgerfahrten, ohne sie zu beseitigen, mit einem neuen Inhalt erfüllt haben würde; daß dies nicht geschehen ist, sondern an Stelle einer auswärtigen eine zwar aus fremden Anklängen erwachsende, aber in ihrem Wesen doch echt arabische Religion in Mekka ihren Ursprung genommen hat, gab den Verhältnissen eine überraschende Wendung, die dem bis dahin ohnmächtigen Arabertume die Herrschaft über ein unermeßliches Reich gesichert hat.

Von ganz anderem Schlag als Mekka war die Stadt Medina; der tiefste Gegensatz des arabischen Lebens, der zwischen Nomaden und Ackerbauern, ist in den beiden Städten verkörpert. Mekka war eine von Beduinen begründete Ansiedlung in unfruchtbarem Gebiete; seine Bewohner hatten zu dem alten Beduinenhochmut noch den Stolz auf ihre Aufsicht über das Heiligtum und ihre rasch wachsenden Reichtümer gefügt. Sie waren keine Städter gewöhnlichen Schlages, sondern gehörten noch immer zu jener Stammesgruppe, die ursprünglich die echten

Nomaden umfaßte und unter dem Namen der Mahaditen (Ma'aditen) in der Geschichte erscheint. Die Mediner dagegen waren ein Teil der feindlichen Gruppe der seßhaften Araber, der Jemeniten, wie sie nach ihrem wichtigsten Wohngebiet genannt wurden. Das Gebiet von Medina ist eine quellenreiche Oase an der innersten Stufe der Hochebene, reichlich bewässert von den umliegenden Bergen, mit einem nicht unfruchtbaren Boden, der die besten Datteln Arabiens hervorbringt und den Anbau von Gerste und Weizen an vielen Stellen gestattet. Dieses Fruchtland ist der ursprüngliche Reichtum der Stadt und die Ursache ihres Bestehens; die Mediner waren fleißige Bauern, die selbst den Pflug führten und ihre Dattelhaine bewässerten, Viehzucht aber und Handel nur in sehr geringem Maße trieben. Zu diesem materiellen Gegensatze gegen die Mekkaner trat ein geistiger, der die Feindschaft verschärfte. Mehrere in der Umgebung Medinas seßhafte Stämme hatten sich dem Judentume zugewandt; und wenn auch die Hauptmasse der Bevölkerung Medinas an dem alten animistischen Glauben festhielt und sich an der Pilgerfahrt nach Mekka beteiligte, so blickten doch die auf ihren Einfluß eifersüchtigen Mekkaner mit um so größerer Besorgnis nach der Nachbarstadt, als sich selbst in ihrer eignen Mitte Spuren jüdischer Propaganda gezeigt hatten. Freilich erwiesen sich die Mediner wenigstens darin als echte Araber, daß zwischen den beiden Hauptstämmen, die die Stadt bewohnten, häufige Fehden herrschten, die alles einheitliche Wirken nach außen unmöglich machten; erst der Einfluß Mohammeds beendete diese Zwietracht — ein Vorspiel der Einigung Arabiens.

In der mit Mohammeds Auftreten beginnenden religiös-kriegerischen Bewegung handelt es sich zuerst in der Hauptsache um einen großartigen Zweikampf zwischen den beiden Städten, während die echten Beduinen nur als räuberische Zuschauer oder als Hilfskräfte auf dem Plan erscheinen, niemals aber die Entscheidung in der Hand haben. Zum Teil erklärt sich das aus dem Umstande, daß alle höhere Intelligenz in den Städten vereinigt war, die somit zu den geistigen Führern des Landes werden mußten; aber mindestens ebenso wichtig ist die Zahl ihrer Bewohner, die freilich dem Europäer der Gegenwart lächerlich gering erscheinen mag, aber in ihrer straffen Zusammenfassung den zerstreuten Beduinenhorden gegenüber unbedingte Überlegenheit verbürgte. Nach der Größe des Aufgebots zu schließen, das bei dem Angriffe der Mekkaner sich unter Mohammeds Fahnen stellte, dürfte die Bewohnerschaft Medinas und seines unmittelbaren Gebietes kaum die Zahl von 16,000 überschritten haben; es mag das ungefähr der Volkszahl entsprechen, die das Fruchtland der Stadt zu ernähren vermag, da auch heute trotz der Begünstigung durch die Pilgerzüge schwerlich mehr als 20,000 Einwohner gezählt werden. Mekka, das sein Bestehen bereits damals ausnahmsweisen Umständen verdankte, war anscheinend etwas stärker bevölkert. Von andern Städten des Hedschas scheint nur Taif im Südosten von Mekka noch eine gewisse Bedeutung gehabt zu haben. Mohammed hatte es sogar zuerst statt Medinas als Zufluchtsort ins Auge gefaßt; indessen scheiterte der Plan an der entschiedenen Feindseligkeit der Bewohner.

b) Der Prophet.

Mohammeds Geburt fällt ungefähr in das Jahr 570. Er entstammte einer der besten Familien des mekkanischen Adels, die aber gerade damals in den Hintergrund getreten und verarmt war. Mohammeds Vater Abdallah, der zwei Monate nach der Geburt seines Sohnes starb, hinterließ nur ein sehr bescheidenes Vermögen; und als auch die Mutter des zukünftigen Propheten, Amina, nach einigen Jahren aus dem Leben schied, war der Knabe in der Hauptsache auf das Mitleid seiner Verwandten angewiesen, unter denen sich sein Oheim Abu Talib

am kräftigsten seiner annahm. Lange Zeit gelang es Mohammed nicht, in günstigere Verhältnisse zu kommen. Er mußte sich als Hirt verdingen und scheint auch, als er später in den Dienst der reichen Kaufmannswitwe Chadidscha trat, zunächst eine sehr bescheidene Stellung eingenommen zu haben. Während über frühere Handelsreisen Mohammeds nach Syrien und Südarabien in Gesellschaft seiner Oheime die Meinungen geteilt sind, unterliegt es keinem Zweifel, daß er seit seinem 25. Jahr im Auftrage Chadidschas einige Karawanenzüge unternahm, die ihn möglicherweise in nähere Berührung mit den Anhängern entwickelterer Glaubensformen gebracht haben. Indes hat er die Anregung zu seiner Lehre wohl hauptsächlich in Mekka selbst erhalten, wo es an jüdischen Proselyten nicht fehlte, und wohin Keime des Christentums, freilich in sehr entstellter Form, durch Händler und Sklaven aus Südarabien und Äthiopien übertragen worden waren (vgl. S. 247). Auch als Kaufman schien Mohammed, dem die nötigen Eigenschaften fehlten, das Glück nicht sonderlich zu blühen, bis eine unerwartete Wendung ihn seinen materiellen Sorgen entriß: Chadidscha, obwohl bedeutend älter als er, wählte ihn zu ihrem Gatten und setzte trotz des Widerstands ihrer Verwandtschaft ihre Absicht durch. Bis zu seinem vierzigsten Jahre lebte nun Mohammed als ruhiger Bürger in Mekka, wobei sich unter seiner Verwaltung das Vermögen seiner Frau nicht eben vermehrt zu haben scheint. Wie wenig er in dieser Zeit an einen Kampf gegen die arabische Vielgötterei dachte, wird schon dadurch bewiesen, daß er einem seiner Söhne den Namen Abd Manâf, d. h. Knecht des (Götzen) Manâf, beilegte. Es mag gleich hier bemerkt werden, daß die zahlreichen Kinder, die Mohammed von seinen Frauen hatte, mit Ausnahme einer Tochter sämtlich vor seinem Tode verstorben und für die islamische Geschichte ohne Bedeutung sind.

Endlich indessen schlug in Mohammed, dessen grübelnder Geist begierig die jüdischen und christlichen Anregungen aufgenommen und erwogen hatte, die Überzeugung Wurzel, daß er berufen sei, die arabische Götzendienerei zu beseitigen, die Kaaba, an der er als echter Mekkaner mit unzerstörbarer Treue festhielt, in einen Tempel des einzigen Gottes zu verwandeln und aus den ihm zufällig bekannt gewordenen Bruchstücken jüdischer und christlicher Lehren eine neue, dem phantasiearmen arabischen Wesen angepaßte Glaubensform, einen reinen Monotheismus zu bilden. Seine Thätigkeit war also mehr auf Vereinfachung und dialektische Neubegründung des Gegebnen, als auf eine schöpferische Neugestaltung gerichtet, zu der ihm als Araber die Vorbedingungen fehlten. So ist seine Lehre im ganzen trocken und klar wie die Wüstenluft; alles aber, was von phantastischen Schilderungen, von seinen Reisen nach den Wonnestätten des Paradieses oder von den Schrecken der Hölle sich darin findet, ist ein verworrener Nachklang aus den Erzählungen und Mythen anderer Völker, die er zum Teile deshalb aufnahm, um dem Koran eine Art historischer Grundlage zu geben, wie sie das Alte Testament besitzt. Bezeichnend ist die spöttische Behauptung ungläubiger Mekkaner, Mohammeds Gesichte seien nichts als ungeschickte Nachahmungen jener märchenhaften persischen Geschichten, die später den Kern der Sammlung „Tausendundeine Nacht" bildeten und bereits damals nach Arabien gedrungen waren. Im übrigen betreffen die Offenbarungen des Propheten meist Dinge des praktischen Lebens und der bürgerlichen Moral; in der That ist die einfache Sittenlehre des Korans der beste und wirksamste Teil der islamischen Glaubensform.

Als Mohammed im vierzigsten Jahre seines Lebens jene entscheidende Vision erhielt, in der ihm der Erzengel Gabriel seine Sendung offenbarte, war bereits ein Teil der mekkanischen Bevölkerung durch den Verkehr mit Juden und Christen für eine Reform des Glaubens vorbereitet; aber die Person des neuen Propheten erweckte zunächst wenig Vertrauen. Seine

Familie, das Wichtigste im Dasein jedes Arabers, hatte zwar einen guten Namen, war indessen verarmt. Mohammed selbst aber, obwohl von imponierender Gestalt und wohlwollendem Charakter, hatte die Eigenschaften nicht, die den größten Eindruck auf den Araber machen: er war ein schlechter Dichter; und wie wenig er sich kriegerischer Tugenden rühmen konnte, hat er in der Folge zur Genüge bewiesen. „Konnte Gott denn keinen bessern Propheten finden als dich?" rief man ihm zu, als er in Taif zum erstenmal auftrat. Daß er endlich doch siegreich durchdrang, verdankt er einzig der mystischen Veranlagung seiner Seele, die im Grund auf ein körperliches Leiden, eine Art Epilepsie, zurückzuführen sein mag, von ihm aber offenbar mit ehrlicher Überzeugung als eine Gabe des Himmels hingenommen und verkündet wurde. Er war der erste Gläubige seiner Gesichte und Visionen, in denen sich sein grübelndes Nachdenken über den rechten Glauben plastisch verkörperte. Durch Fasten und stundenlanges Gebet wußte er diese Zustände zu steigern, aus denen seine an sich schwache Natur jene Zähigkeit und unverwüstliche Überzeugung schöpfte, die ihn unwiderstehlich machten und immer neue Anhänger um seine Fahne versammelten. Von bewußtem Betrug ist im Anfang keine Rede, während in der Folge sich die innere Stimmung oft genug den äußern Absichten des Propheten merkwürdig gefügig zeigte und ihn dadurch mehrmals in die unangenehme Lage brachte, eigne Aussprüche widerrufen zu müssen. Aber es wäre dennoch falsch, in dem Mohammed der spätern Jahre einen abgefeimten Betrüger zu sehen. Er war damals nicht mehr ein Prophet schlechthin, sondern der Herrscher eines weltlichen, immer wachsenden Reichs; und die wechselnde Not des Tages zwang ihn zu einer halb unwillkürlichen Mischung von Wahrheit und Verstellung, wie sie allen Führern der Menge endlich zur zweiten Natur wird. Seine Visionen waren auch später mit ernsten körperlichen Anfällen verbunden, die er schwerlich erheuchelt hat. „Plötzlich", erzählt seine Gattin Aischa bei einer derartigen Gelegenheit, „fiel der Gesandte Gottes in Ohnmacht, wie dies gewöhnlich vor einer Offenbarung der Fall war; man hüllte ihn in sein Gewand und legte ein ledernes Kissen unter seinen Kopf ... Als Mohammed endlich wieder zu sich kam, setzte er sich aufrecht und trocknete die Schweißtropfen von seiner Stirne, die wie Perlen herabrollten, obwohl es an einem Wintertage war."

Das lederne, mit Palmfasern ausgestopfte Kissen wird öfter als ein wichtiges Stück des Hausrats von Mohammed erwähnt, als ein Beweis der Einfachheit oder richtiger Dürftigkeit, in der er freiwillig bis an sein Ende gelebt habe. In der That war der Prophet äußerst bedürfnislos, abgesehen von seiner leidenschaftlichen Sinnlichkeit, die ihn die Zahl seiner Frauen beständig vermehren ließ und ihm manche Beschämung bereitete. Glücklicherweise ist der Araber wie die meisten Orientalen in diesem Punkte nachsichtig. Während ihm die Einfachheit in Speise und Trank, für die er viel mehr Verständnis besitzt als etwa der Nordeuropäer, stets imponiert, flößt ihm die Enthaltsamkeit in sexueller Beziehung oder gar die Ehelosigkeit eher Verdacht als Zutrauen ein; und das christliche Mönchtum ist ihm wenig sympathisch.

c) Die Lehre.

Es war natürlich keine fertige Lehre, mit der Mohammed zuerst hervortrat. Längere Zeit stand er dem Christentume wie dem Judentume, die er ja beide nicht gründlich kannte, unentschieden gegenüber oder hielt sie für identisch mit seiner Lehre; ja vorübergehend zeigte er sogar Neigung, aus rein äußerlichen Gründen die Hauptgötter der Mekkaner wenigstens als eine Art vermittelnder geistiger Wesen anzuerkennen, ein Zugeständnis, das er freilich sehr bald wieder zurückzog. In Wahrheit war der Kern seiner Lehre von Anfang an der reine Monotheismus,

verbunden mit einer einfachen, aber sehr eindrucksvollen Unsterblichkeitslehre; zweifellos hat die glühende Schilderung der Paradiesesfreuden und der Höllenstrafen auf die heidnischen Araber, deren Begriffe über das Leben im Jenseits äußerst dürftig waren, den tiefsten Eindruck gemacht. Indem Mohammed mit diesen visionären Berichten aufs engste seine unschwer zu befolgende Morallehre und jene unerläßlichen Gebote des Ritus verknüpfte, die vorzüglich dazu dienten, seine Anhänger in beständiger Spannung zu erhalten und mit dem Gefühle der Gemeinsamkeit zu erfüllen, gelang es ihm, eine Religion zu schaffen, die in ihrer Einfachheit und Bestimmtheit durchaus geeignet war, halbkultivierte Völker zu gewinnen und gewissermaßen zu disziplinieren. Der Koran, der als fester Pfeiler des religiösen Gebäudes nach und nach entstand, ist nicht von Mohammed selbst niedergeschrieben, ja es ist zweifelhaft, ob der Prophet überhaupt die Kunst des Schreibens verstand; erst nach seinem Tode wurden die Fragmente zu einem Buche vereinigt.

Seine ersten Anhänger fand Mohammed, den eine angeborne Schüchternheit lange vom öffentlichen Auftreten abhielt, in seiner eignen Familie. Seine Gattin Chadidscha, seine Töchter und sein Neffe Ali, dann sein Sklave Zeid und endlich ein Freund des Propheten, der redliche Abu Bekr, waren die ersten Bekehrten, denen sich dann weitere Anhänger, wie der spätere Kalif Othman und vor allem Omar, der eigentlichste Vertreter der islamischen Kampfpolitik, anschlossen. Erst im vierten oder fünften Jahre nach seiner ersten Offenbarung entschloß sich Mohammed, seinen Stammesgenossen zu predigen, freilich mit äußerst geringem Erfolg; indessen schützte nach arabischem Brauche die Familie den Propheten wenigstens vor Mißhandlungen, von denen der kühne Neuerer, der den Götterkultus und damit den Lebensnerv der Stadt angriff, beständig bedroht war. Um so schlimmer ging es der Mehrzahl seiner Anhänger, die sich meist aus den niederen Ständen und den Sklaven rekrutierten, durch herausforderndes Auftreten den Zorn der Mekkaner reizten und anscheinend mit die Ursache waren, daß sich die vornehmen Stände Mohammeds Lehre gegenüber kühl und ablehnend verhielten. Vorübergehend wanderte ein Teil der Bekehrten nach dem christlichen Abessinien aus, was vielleicht nicht ohne Einfluß auf Mohammeds spätere Lehren und Ansichten blieb. Der Prophet selbst, obwohl vor dem Ärgsten geschützt, war in der unangenehmsten Lage; besonders peinlich war ihm das Verlangen der Spötter, er solle seine Sendung durch Wunder beweisen, oder der anscheinend wohlmeinende Vorschlag, einen berühmten Arzt kommen zu lassen, um ihn vom Wahnsinn zu heilen. Der Tod Chadidschas und seines Oheims Abu Talib machten endlich seine Stellung unhaltbar; er mußte sich nach einer Zufluchtsstätte umsehen, deren Bevölkerung seinen Lehren nicht grundsätzlich feindlich gegenüberstand.

d) Die Flucht nach Medina.

Mohammeds Wahl fiel, nachdem ein Versuch in der benachbarten Stadt Taif gescheitert war, auf die eifersüchtige Nebenbuhlerin Mekkas, Jathrib, das später von ihm den Namen Medina erhielt. Wie aus den meisten anderen Teilen Arabiens zogen auch aus Jathrib alljährlich Pilger zur Kaaba. Mohammed, der von mütterlicher Seite Verwandte in Medina besaß, hatte Verbindungen mit einigen Pilgern angeknüpft und fand bei diesen, die durch jüdischen Einfluß teilweise schon dem Götzendienst entfremdet und nicht wie die Mekkaner durch eigennützige Interessen in ihrer Unbefangenheit gestört waren, freundliches Gehör. Eine islamische Gemeinde bildete sich in Medina, die bald die mekkanische an Zahl weit übertraf; und endlich faßte der Prophet selbst den Entschluß, mit seinen Gefährten nach dieser Stadt auszuwandern,

deren Einwohner ursprünglich ihm wie jedem echten Mekkaner verhaßt und verdächtig waren. Damit geschah der erste große Schritt zur Einigung des Arabertums. Die Religion siegte über das Stammesgefühl; und indem sich Mahaditen und Jemeniten vereint unter das Banner des Propheten stellten, wurde die Periode der arabischen Weltherrschaft eröffnet. Es entspringt einem sehr richtigen Gefühl, wenn die Mohammedaner mit dem Jahre der Flucht (622) ihre Zeitrechnung beginnen.

Die Zahl der waffenfähigen Ausgewanderten, die nach und nach in Medina eintrafen, mochte 100 kaum übersteigen; aber der Zutritt der meisten Mediner, die sich als „Hilfsgenossen" (ansâr) unter Mohammeds Befehle stellten, hob seine Macht mit einem Schlag und mußte ihm, wenn er die Zersplitterung seiner Feinde geschickt benutzte, den endgültigen Sieg verbürgen. Auf grundsätzliche Gegner stieß er in Medina kaum; aber ebensowenig konnte er ohne weiteres über alle Kräfte der nur lose zusammenhängenden Gemeinde, die kein eigentliches Oberhaupt besaß, verfügen. Er mußte sich zunächst begnügen, den Zwist der beiden Stämme, in die sich die Bewohnerschaft teilte, durch seinen Einfluß beizulegen und durch Erbauung einer großen Moschee einen ersten Mittelpunkt des islamischen Glaubenslebens zu schaffen. Dagegen mißlangen seine Versuche, die jüdischen Stämme der Umgegend, von denen er viel erwartet hatte, zu der neuen Lehre zu bekehren; selbst das anfänglich bewilligte Zugeständnis, daß die Betenden ihr Gesicht nach Jerusalem statt nach Mekka richten dürften, blieb ohne Wirkung, bis dann endlich die Zuneigung des Propheten in Haß umschlug und er den Untergang der jüdischen Stämme beschloß.

e) Der Kampf gegen Mekka.

Zunächst nahm der Zwist mit Mekka die ganze Aufmerksamkeit Mohammeds in Anspruch. Mekka, den geistigen Mittelpunkt Arabiens, mußte er um jeden Preis unterwerfen, wenn er auf die weitzerstreuten arabischen Stämme, die nur zur Zeit der mekkanischen Pilgerfahrt in den Mauern der heiligen Stadt ihre Fehde vergaßen (S. 254), entscheidenden Einfluß gewinnen wollte. Der Umstand, daß Mekka als künstliche Schöpfung von seinem Handelsverkehr und der Zufuhr von Lebensmitteln abhängig war, gab Mohammed die Möglichkeit, ganz im Stil arabischer Fehdelust durch Wegelagerei und unvermutete Angriffe auf Karawanen seine ungläubigen Landsleute zu ängstigen und zu schädigen. Viel Glück hatte er anfangs damit nicht; und als er einen Raubzug in einem der heiligen Monate unternehmen ließ, erregte er selbst den Unwillen seiner Anhänger, die erst durch neue Offenbarungen beruhigt werden mußten. Endlich kam es, als Mohammed die syrische Karawane der Kureischiten abzufangen suchte, statt dessen aber auf ein zum Schutze des bedrohten Handelszuges ausgerücktes Aufgebot der Mekkaner stieß, zu einem blutigen Treffen bei dem Brunnen von Bedr. Trotz ihrer Minderzahl siegten die Gläubigen, und Mohammed, der aus vorsichtiger Ferne dem Kampfe zugesehen hatte, sandte reiche Beute und triumphierende Siegesbotschaften nach Medina (624).

Das Ansehen und die Beute, die ihm das Treffen bei Bedr einbrachten, setzten Mohammed nunmehr in die Lage, seine Stellung in und bei Medina mit Entschiedenheit zu festigen und vor allem mit den unbekehrbaren jüdischen Beduinenstämmen der Umgegend abzurechnen. Zuerst mußten die Kainuka, die 700 Bewaffnete ins Feld stellen konnten und ein festes Schloß in der Nähe von Medina besaßen, den Zorn des Propheten fühlen; vergebens beriefen sie sich auf ihr Schutzverhältnis zu dem einen der medinischen Stämme, nur freier Abzug nach Syrien wurde ihnen gestattet, ihre Besitzungen fielen den Moslemin zu. Im Herbste des Jahres 624

gelang es auch endlich, eine mekkanische Karawane abzufangen, die nach Babylonien bestimmt war. Aber schon im Frühling des nächsten Jahres gelangte die bedenkliche Kunde nach Medina, daß ein kuraischitisches Heer, verstärkt durch einige Beduinenstämme und ungefähr 3000 Mann zählend, gegen die Stadt heranrücke, an ihrer Spitze der angesehene Mekkaner Abû Sufjân, den seine Landsleute stillschweigend als Führer anerkannten, und der fest entschlossen war, die Schmach des Gefechtes von Bedr im Blute der Moslemin abzuwaschen. Gern hätte Mohammed den drohenden Sturm hinter den Wällen Medinas abgewartet, aber die Ungeduld der Einwohner, die ihre Felder verwüstet sahen, zwang ihn bald, an der Spitze von 1000 Bewaffneten gegen die Mekkaner zu ziehen. Am Berg Uhud traf der Prophet, den beim Anblick der feindlichen Übermacht ein Teil seiner Leute im Stiche ließ, auf die Gegner. Der Kampf endete verhängnisvoll für die Moslemin, und der Prophet, der sich, mit einem doppelten Panzerhemd und einem eisernen Helm angethan, diesmal selbst in das Getümmel gewagt hatte, entging nur durch einen glücklichen Zufall der Gefangenschaft. Die „Schlacht" hatte 70 Glaubenskämpfern und 20 Kuraischiten das Leben gekostet, aber trotz ihrer Geringfügigkeit den Nimbus des Propheten arg geschädigt. Die Mekkaner begnügten sich mit ihrem Triumphe und kehrten alsbald nach ihrer Stadt zurück.

Mohammed, den in dieser Zeit noch verschiedene Unfälle trafen, suchte den gesunkenen Mut seiner Anhänger durch einen Angriff auf den jüdischen Stamm Nadir wieder zu heben. Unter einem fadenscheinigen Vorwande begann er die Fehde, und da er unedlerweise die Fruchtbäume des feindlichen Gebietes vernichten ließ (ein bei den damaligen Arabern unerhörter Frevel), mußten sich auch die Nadir zum Abzuge nach Syrien entschließen. Jetzt war der Prophet auch im stande, die treuen „Geflüchteten" mit Grundbesitz zu beschenken; sie hatten Zeit, sich in ihren Besitzungen einzurichten, da im nächsten Jahre wegen der ungewöhnlichen Dürre der geplante neue Kriegszug der Mekkaner nicht zur Ausführung gelangte. Aber dieser Aufschub gab nur dem unermüdlichen Abû Sufjân Gelegenheit, einen gefährlichen Bund gegen Medina zu begründen, dem selbst Beduinenstämme von Innerarabien beitraten in richtiger Erkenntnis der ihrer Freiheit drohenden Gefahr und aufgereizt durch die rachedürstenden Juden. Der religiöse Einfluß Mekkas kam hierbei den Kuraischiten unbedingt zu statten. Die Kuraiga, der letzte jüdische Stamm bei Medina, waren ebenfalls im Einverständnis. Diesmal fand die Absicht Mohammeds, in der Verteidigung zu bleiben und nur die Stadt zu halten, keinen Widerspruch; die einzige zugängliche Seite Medinas wurde auf den Rat eines persischen Freigelassenen durch einen breiten Graben abgesperrt, und hinter ihm lagerte Mohammed mit den 3000 Mann seines Aufgebots. Die primitive Befestigung, dergleichen man in Mittelarabien noch nie gesehen hatte, genügte vollkommen, das dreifach stärkere feindliche Heer von allen ernsteren Unternehmungen abzuschrecken, und der einbrechende Winter zwang endlich die Belagerer zum ruhmlosen Abzug. Sie waren kaum verschwunden, als Mohammed hervorbrach und über den jüdischen Stamm Kuraiga herfiel, der bald zur Ergebung genötigt wurde; diesmal ließ der Prophet die Männer, 700 an der Zahl, zusammenhauen, die Weiber und Kinder verkaufen. Der Glaubensstaat von Medina stand nunmehr als furchtbare Macht dem heidnischen Arabertume gegenüber, dessen gesammelte Kraft vor der Stadt des Islams zur Umkehr gezwungen worden war.

Indes Mohammed war und blieb im Grunde seines Herzens Mekkaner. Wohl war es sein Ziel, dem reinen Gottesglauben zum Siege zu verhelfen, aber er erkannte richtig, daß es für die Zukunft seiner Sache besser sei, die im Heiligtume von Mekka gegebenen Anfänge eines

gemeinsamen arabischen Kultus nicht zu zerstören, sondern sie umzudeuten und für seine Zwecke zu benutzen; vor dem Gedanken, Mekka zu vernichten und Medina zum Mittelpunkt des neuen Glaubens zu machen, was an und für sich nahe genug lag, schreckte er schon aus Heimatsliebe zurück. Daraus erklärt es sich zur Genüge, daß er immer das Ziel im Auge behielt, sich Mekkas auf friedlichem Wege zu bemächtigen und zunächst das Recht zu erlangen, an der allgemeinen Pilgerfahrt der arabischen Stämme zur Kaaba mit seinen Moslemin teilnehmen zu dürfen. Anfang 628 zog Mohammed in einem Friedensmonat mit einem kleinen Heere vor die feindselige Vaterstadt, aber umsonst verlangte er für diesmal Einlaß in das Heiligtum. Dennoch war der Erfolg des Zuges entscheidend: die Mekkaner, der Belästigungen ihres Handels müde, schlossen einen Frieden auf zehn Jahre mit dem Propheten und gewährten ihm, wenn er nur jetzt sich zurückzöge, die Erlaubnis, im nächsten Jahre mit seinen Anhängern die Kaaba zu besuchen. Damit war der erste Schritt zur friedlichen Unterwerfung Mekkas gethan, der Widerstand der stolzen Kuraischiten in dem wichtigsten Punkte gebrochen.

Die Waffenruhe benutzte Mohammed zu weiterer Ausbreitung seiner Macht. Das reiche Oasengebiet von Cheiber, etwa 100 km nördlich von Medina, in das sich ein Teil der vertriebenen Juden zurückgezogen hatte, wurde erobert und das fruchtbare Land an Mohammeds Anhänger verteilt, zu denen sich jetzt auch die nach Abessinien Ausgewanderten wieder gesellten. Die Zahl der Gläubigen nahm nunmehr beständig zu, das wachsende Selbstgefühl des Propheten aber äußerte sich darin, daß er die Zeit gekommen glaubte, an alle mächtigen Herrscher der benachbarten Reiche Briefe zu senden, in denen er sie aufforderte, sich ihm zu unterwerfen und den Islam zu bekennen. Die Boten fanden sehr verschiedene Aufnahme, einen Erfolg hatte der Aufruf natürlich nirgends. Um so wichtiger war es, daß die Wallfahrt nach Mekka im Jahre 629 thatsächlich zu stande kam. Die Kuraischiten räumten auf einige Tage die Stadt, in der Mohammed die herkömmlichen Gebräuche vollzog, um dann ungestört nach Medina heimzukehren. Mehr und mehr zeigte es sich jetzt, daß Mohammeds beständig anwachsender Macht auf die Dauer niemand in Arabien zu widerstehen vermochte, ein Beduinenstamm nach dem anderen unterwarf sich, und schon richtete der Prophet seine Blicke auf Syrien, dessen Araberstämme durch die Nähe des griechischen Reiches einen Anstrich höherer Kultur erhalten und sich hie und da zu kleinen Staaten zusammengeschlossen hatten. Gegen einen der arabischen Kleinfürsten im Süden des Toten Meeres wurde ein Heer ausgesandt; dies erlitt aber, da griechische Truppen dem Angegriffenen zu Hilfe kamen, bei Muta eine schwere Niederlage. Die Zeit der Eroberungen außerhalb Arabiens war noch nicht gekommen.

Mekka dagegen fiel nunmehr dem ausdauernden Propheten als reife Frucht kampflos in den Schoß. Ein unbedeutender Zwischenfall genügte ihm, den Frieden mit den Kuraischiten plötzlich aufzuheben; in kurzer Zeit sammelte er das für arabische Verhältnisse ungeheure Aufgebot aller seiner Anhänger und erschien im Januar des Jahres 630 vor der überraschten Stadt. An Widerstand war nicht zu denken; bald standen die vornehmsten Mekkaner Gnade flehend vor dem Sieger und sprachen die herkömmliche Formel aus, in der sie sich als Anhänger des Islams bekannten. Vernünftige Erwägungen und die unzerstörbare Liebe zur Heimat drängten den Propheten zu dem Entschlusse, den Gedemütigten milde Bedingungen zu gewähren. Dem Führer der Mediner, der jauchzend verkündete, daß der Tag der Rache gekommen sei und niemand verschont werden sollte, nahm er zornig die Fahne ab und befahl, daß, mit Ausnahme einiger ihm persönlich tief verhaßter Gegner, allen Kuraischiten Verzeihung gewährt sein solle. Die Kaaba öffnete sich nun dem Sieger, der mit seinem Stabe die Götzenbilder zerschlug und nur

den schwarzen Stein gewissermaßen als Symbol des einzigen Gottes an seiner Stelle ließ; scharenweise aber drängten sich die Mekkaner hinzu, um die Formel des Glaubensbekenntnisses auszusprechen und in die Reihen der Anhänger des Propheten zu treten. Mochten sie doch jetzt erkennen, daß es Mohammed nicht auf die Vernichtung, sondern allein auf die Erhöhung der heiligen Stadt abgesehen hatte.

Mit der Einnahme und Reinigung der Kaaba war das Werk Mohammeds als Propheten gekrönt, die Dauer seiner Lehre wenigstens in Arabien gesichert, da er den Mittelpunkt des altarabischen religiösen Lebens in ein Heiligtum des neuen Glaubens verwandelt hatte; früher oder später mußten alle Stämme seines Volkes ihm zufallen, und auch sein Tod konnte die Bewegung nicht mehr hemmen.

f) Letzte Erfolge und Tod Mohammeds.

Nachdem Mekka gefallen war, unterwarf Mohammed, diesmal schon von einem Aufgebot der Mekkaner unterstützt, auch die umliegenden Landschaften. Bei einem Kampfe mit dem Beduinenstamme der Hawâzin, dessen Ausgang eine Zeitlang sehr zweifelhaft war, benahm sich der kuraischitische Heerhaufen ziemlich zweideutig, denn noch war bei den meisten Mekkanern von einer aufrichtigen Bekehrung nicht die Rede; Mohammed aber beschämte seine alten Stammesgenossen aufs neue durch seine Großmut, indem er sie bei der Verteilung der Beute reichlicher bedachte als alle anderen. Die Stadt Taif, die den Propheten schon einmal durch den Starrsinn ihrer Bewohner gekränkt hatte, widerstand auch diesmal tapfer allen Angriffen und Anerbietungen; erst im nächsten Jahre zwang ihre vollständige Vereinsamung unter den bekehrten Nachbarstämmen die Taifiten zur Unterwerfung. Ihre Gesandten versuchten auf alle Weise, besonders günstige Bedingungen von Mohammed zu erlangen, und sprachen überdies den merkwürdigen Wunsch aus, ihre Göttin Allât noch ein Jahr behalten und verehren zu dürfen. Der Prophet hätte beinahe diese erniedrigenden Zugeständnisse unterschrieben, wenn nicht Omar, der energischste und jähzornigste seiner Anhänger, sich in die Verhandlung gemischt und den schmachvollen Vertrag gehindert hätte; die Taifiten mußten ohne Erfolg abziehen, und ihr Götterbild wurde unter dem Wehegeheul der Frauen und Kinder zerstört.

In seiner Laufbahn hatte der Prophet nicht nur gegen die Waffen seiner Feinde, sondern auch gegen die satirischen Reime ihrer Dichter zu kämpfen. Wie sehr ihn gerade diese Angriffe erbitterten, beweist das Todesurteil, das er bei der Einnahme Mekkas gegen eine Sängerin Sara aussprach, deren spöttische Gesänge die Kureischiten in ihrem Haß gegen ihn bestärkt hatten. Es kam sogar vor, daß die Bekehrung eines Stammes durch eine Art Sängerkrieg eingeleitet wurde, wobei für Mohammed, dem es an Stimme und Dichtergabe fehlte, die besten Dichter unter seinen Anhängern eintreten mußten. Ein solcher seltsamer Wettkampf fand im Jahre 630 mit den Gesandten der Beni Tamina statt, die vor die Wohnung des Propheten zogen und ihn förmlich zum Dichterstreit herausforderten, aber endlich, nachdem die Sänger Mohammeds ihre Prahlereien mit noch größerem Bombast übertrumpft und überschrien hatten, beschämt eingestanden: „Dein Redner ist besser als der unsrige, dein Dichter ist größer als wir, und auch ihre Stimmen sind lauter als die unsrigen.“ Sie legten alsbald das Glaubensbekenntnis ab, und ihr Stamm unterwarf sich dem Propheten. Allmählich vereinigten alle Sänger des Landes ihre Stimmen zum Preise Mohammeds, und nur aus den Lagerzelten entfernter Beduinenstämme wurde noch zuweilen einer jener giftigen Liederpfeile gegen ihn geschnellt, deren Wunden mehr schmerzen als die Stiche des Dolches oder der Lanze.

Die zunehmende Altersschwäche des Propheten, der seinen Wohnsitz wieder in Medina aufgeschlagen hatte, gestattete ihm nur noch einmal, an einem Kriegszuge teilzunehmen. Bezeichnenderweise wandte er sich abermals gegen das Gebiet, das die arabische Halbinsel mit dem übrigen Westasien verbindet und die eigentliche Ausfallspforte des Landes ist, gegen das südliche Syrien. Der Zug, der noch im Jahre 630 unternommen wurde, hatte keinen größeren Erfolg, abgesehen von der Unterwerfung einiger Grenzstämme. Die Wallfahrt im nächsten Jahre wurde nicht von Mohammed geführt, sondern von Abu Bekr, aber doch bedeutet sie einen weiteren Schritt in der Islamisierung des Landes: der Prophet ließ feierlich in der Kaaba verkünden, daß von nun an kein Heide mehr an der Wallfahrt teilnehmen dürfe, sondern jeder, der sich dem Heiligtum nähern wolle, zuvor das Bekenntnis des Glaubens abzulegen habe. Dieser Befehl beweist, wie sicher bereits Mohammed seiner Sache war. In der That hatte damals ganz Arabien, abgesehen von den entlegensten Gebieten, wenigstens äußerlich seine Herrschaft anerkannt, auch die kleinen Fürsten des „glücklichen Arabiens" und der persische Statthalter, der nach der Vertreibung der Abessinier durch ein persisches Heer dort im Jemen so gut wie selbständig einen Teil des Landes beherrschte, hatten ihre Unterwerfung angezeigt, und zahlreiche Häuptlinge von der syrischen Grenze thaten desgleichen.

Seine letzte Wallfahrt nach Mekka, deren Zeremonien für alle späteren Zeiten vorbildlich geworden sind, unternahm Mohammed im Jahre 632. Feierlich umschritt er an der Spitze zahlloser Gläubigen die Kaaba, vollbrachte gewissenhaft die übrigen Bräuche und richtete endlich eine Predigt an das Volk, in der er die Sittengesetze des Islams endgültig zusammenfaßte und feststellte. Folgenreich für die weitere Geschichte der Araber waren auch einige Worte, mit denen er seinen Neffen und Liebling Ali, gegen den sich allerlei Klagen erhoben hatten, seinen Gefährten empfahl: „Wer mich liebt, der wähle auch Ali zum Freunde (maula). Gott stehe dem bei, der ihn beschützt, und verlasse den, der ihn anfeindet." Da das Wort maula zugleich Freund und Gebieter bedeuten kann, stützen sich die Behauptungen der Schiiten, die nur Ali als berechtigten Nachfolger des Propheten gelten lassen, vor allem auf diesen Ausspruch.

Drei Monate nach seiner Rückkehr aus Mekka erkrankte der Prophet, wie es scheint, am Fieber; die quellenreiche Gegend Medinas, die der Malaria günstig ist, und deren den Bewohnern des trockenen Mekka schädliche Luft schon manchem der „Geflüchteten" das Leben gekostet hatte, ward auch der Gesundheit des Propheten verderblich, dessen Körper ohnehin durch die Aufregungen seiner nunmehr 24jährigen Laufbahn geschwächt war. Nur kurze Zeit widerstand der Kranke dem schleichenden Übel; am 8. Juni des Jahres 632 oder am 12. Tage des dritten Monats im Jahre 11 der Hedschra erlag Mohammed, den seine Anhänger für unsterblich hielten, und der selbst wohl vorübergehend diese Hoffnung genährt hatte, im Hause seiner Lieblingsgattin Aischa seinem Leiden.

Verwirrung faßte die Getreuen des Propheten, und alsbald erhob der Aufruhr ringsum sein Haupt; aber das Werk des Toten war nicht mehr zu zerstören, an die Stelle des Visionärs trat das Arabertum in seiner jugendlichen Kraft, und Länder, in denen niemand etwas von dem Propheten zur Zeit seines Lebens vernommen hatte, fielen seinen Erben als Beute zu.

C. Der Koran.

Der feste Stab, an dem die wankende Pflanze des neuen Glaubens ihre Stütze fand, waren die Aussprüche des Propheten, die, von seinen vertrautesten Anhängern niedergeschrieben, zunächst nur in einzelnen Stücken und Abschriften verbreitet waren und erst auf

Befehl des ersten Kalifen, Abu Bekrs, von dem Schreiber Mohammeds zusammengestellt und geordnet wurden. Die 114 Kapitel oder „Suren" des Korans (Qorans), wie das heilige Buch nun genannt wurde (s. die beigeheftete Tafel: „Die erste Hälfte der 1. Sure des Qorans"), zerfallen, wenn man sie chronologisch ordnet, in die beiden Gruppen der mekkanischen und der medinensischen Suren, und geben in ihrem Inhalt, der in vielen Fällen an die Schicksale des Propheten anknüpft und Schwierigkeiten unter seinen Anhängern zu beseitigen trachtet, und in ihren häufigen Widersprüchen und Wiederholungen einen sehr merkwürdigen Kommentar zur dornenvollen Laufbahn Mohammeds und seinem schließlichen Triumphe. Stil und Wesen der Offenbarungen ändern sich im Laufe der Zeit bedeutend; die frühesten, in kurzen gereimten Zeilen und in der dunkeln Sprache des Propheten verfaßt, erheben sich zuweilen zu dichterischer Kraft und geben Zeugnis von der aufrichtigen Begeisterung des Verfassers, die späteren sind weitschweifiger, nüchterner, in langgezogenen Verszeilen verfaßt und offenbar unter dem Einflusse kluger Berechnung entstanden. Der Grund ist leicht zu erkennen: In seiner mekkanischen Periode bekämpft der Prophet die Vielgötterei und tritt für die Einheit des göttlichen Wesens mit klaren und wuchtigen Beweisen ein, wie sie seiner einfachen und wenig gebildeten, aber glühenden und sinnreichen Seele ungezwungen zuströmten; in Medina dagegen nimmt er die schwierige Polemik gegen Juden und Christen auf und muß alle Kraft des Geistes anwenden, die kriegerische Gemeinde, die sich um ihn sammelt, zu ordnen und zu leiten.

Gerade diese letzte Aufgabe aber zwang ihn, ein dauerndes Werk in seiner Sitten- und Rechtslehre zu schaffen, die neben dem Ritus mit seinen Gebeten, Waschungen und Enthaltsamkeitsgeboten den festen Halt, gewissermaßen das Knochengerüst der islamischen Weltreligion bildet. Die einfache, nicht eben tiefe, aber doch im ganzen achtenswerte Morallehre des Islams ist denn auch das wertvollste Geschenk, das die Nachfolger Mohammeds unkultivierten Völkern gebracht haben. In der Hauptsache baut sich diese Lehre auf altarabischen Bräuchen auf, die aber unter dem Einflusse der jüdisch-christlichen Gebote veredelt sind. Manche tiefgreifende Vorschrift beruht auf persönlichen Neigungen des Propheten; so ist z. B. die ungünstige Stellung, die er dem Weib anwies, und die nicht eigentlich der arabischen Anschauung entspricht, aus seiner sinnlichen, eifersüchtigen Seele entsprungen. Löblicher ist es, daß er alsbald die bei den Beduinen tief eingewurzelte Sitte des Kindermords verbot. Er hatte auch in volkswirtschaftlichem Sinne ein Recht, so zu handeln. Das Töten überzähliger Kinder entsprang ja ursprünglich dem Wunsche, die Übervölkerung des dürftigen arabischen Weidegebiets zu verhindern; indem aber Mohammed seinen Landsleuten den Weg nach den reichen Nachbarländern wies, hat er diese Gefahr auf lange Zeit beseitigt.

Aus der Lage des Propheten in Medina erklärt sich ein anderer, für die Folge sehr wichtiger Zug seiner Religion: die enge Verbindung nämlich, in die er seine Unsterblichkeitslehre mit dem Gebot des Glaubenskriegs zu bringen wußte, und der starke Fatalismus, den er unter anderen Verhältnissen schwerlich in dieser Weise hervorgehoben hätte, ja dem ältere Stellen des Korans direkt widersprechen. Die glühenden Schilderungen, die dem Glaubenskämpfer alle Wonnen des Paradieses verhießen, haben es zwar nicht verhindert, daß so manches islamitische Heer schmachvoll davonlief, aber sie erwiesen sich doch als ein vortreffliches Mittel, einfache Gemüter zu fanatisieren und namentlich unter den Neubekehrten, denen der Islam im ganzen noch sehr unklar sein mochte, rasch eine glühende Begeisterung für den Kampf zu entfachen. Das war um so wichtiger, als die Araber bei ihrer geringen Zahl sehr bald genötigt waren, die waffenfähigen Männer der eroberten Gebiete mit ins Feld zu stellen und die eignen Kräfte zu schonen.

Die erste Hälfte der 1. Sure des Qorans.

Die Rückseite des 2. Blatts der dem 16. Jahrhundert entstammenden, 295 Blätter in Großfolio enthaltenden Pracht-Qoran-Handschrift (Mss. orient. fol. 36) der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Umschrift:

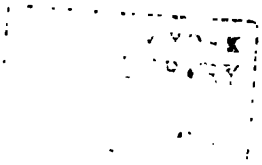
bismi-llâhi-rraḥmâni-rraḥîm! alḥámdu lillâhi rábbi-l'ālamîn^{a}, arraḥmâni-rraḥîm', mâliki jâûmi-ddîn'. 'ijjâka ná'budu wa'ijjâka [nasta-'în^{a}. îhdinā-ṣṣirâṭa-lmustaqîm^{a}. aṣṣirâṭa-lladîna 'an'ámta alâihim, ġâira-lmaġḍûbi 'alâihim walā-ḍḍāllîn^{a}.]

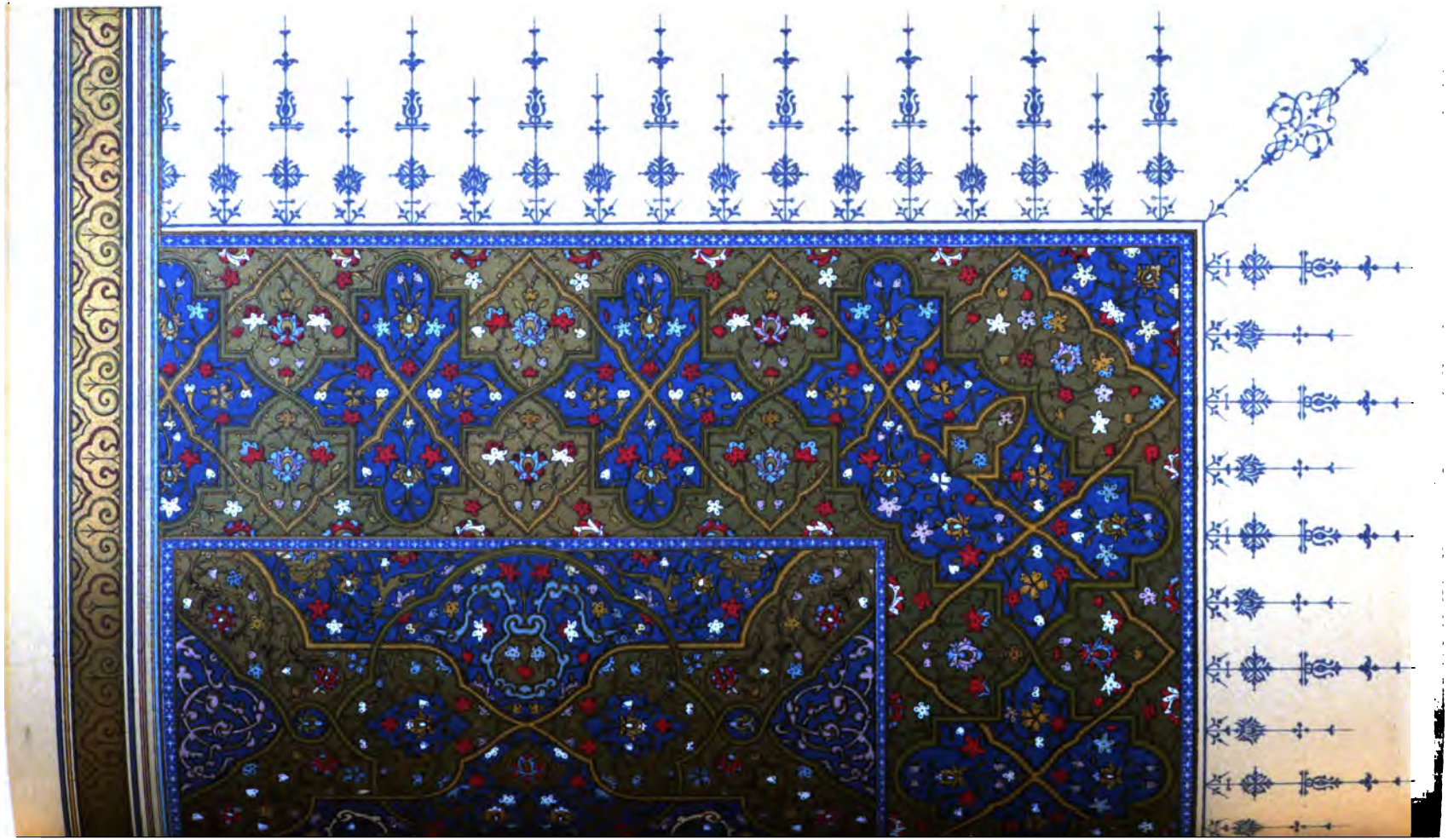
Die über die Zeile gesetzten Vokale sind beim Lesen zu übergehen; dies geschieht des Reims wegen.

Übersetzung:

Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers! Der Preis ist Gottes, des Herrn der Welten, des barmherzigen Erbarmers, des Herrschers am Tage des Gerichts. Dich beten wir an und von Dir [erflehen wir Hilfe. Führe uns auf dem geraden Pfade, dem Pfade jener, denen Du Gnade schenkst, denen Du nicht zürnst, und die nicht in der Irre wandeln!]

Die zweite Hälfte dieser 1. Sure, des „Vaterunsers der Mohammedaner", ist in einer Wiedergabe, die der unsrigen an Genauigkeit und Schönheit nur wenig nachsteht, dem 1. Bande des von A. Müller 1885 geschriebnen „Islam im Morgen- und Abendland" (Oncken II, 4) beigegeben. Die Handschrift selbst ist von W. Ahlwardt im 1. Bande seines „Verzeichnisses der arabischen Handschriften" (Der Handschriften-Verzeichnisse der Königl. Bibliothek zu Berlin 7. Band; Berlin 1887) unter Nr. 3711 aufs genaueste beschrieben.





بسم الله الرحمن الرحيم
الحمد لله رب العالمين

So wurde denn allmählich der Koran das allgemein anerkannte Banner, um das sich die Gläubigen scharten, und der Mittelpunkt des geistigen Lebens für alle Völker, die sich seinen Geboten unterwarfen. Seine Wirkungen zeigten sich nicht unmittelbar, man kann sogar sagen, daß die islamische Welt so lange jugendfrisch blieb und zum Fortschritt der Menschheit beitrug, als ihr der Koran noch nicht völlig in Fleisch und Blut übergegangen war und alle Fähigkeit zu selbständigem Denken zerstört hatte. Je mehr sich aber die Gelehrten des Islams dem Studium des heiligen Buchs widmeten, desto größer mußten die Meinungsverschiedenheiten über die zweifelhaften Stellen und offenbaren Widersprüche des Werks werden, und eine Zersplitterung der Gläubigen in allerlei Sekten war die notwendige Folge. Freilich trugen zu dieser Zersplitterung, die sich sehr früh geltend machte, zunächst noch andere Umstände bei, vor allem die Frage, wer als der berechtigte Nachfolger des Propheten zu gelten habe.

D. Der Streit um die Nachfolge.

Das einzige seiner Kinder, das den Stifter des Islams überlebte, war seine Tochter Fatima, die Gattin Alis, der als Neffe und vielleicht frühester Anhänger sich der besondern Zuneigung Mohammeds von jeher erfreut hatte, und auf den ein unbestimmter Ausspruch des Propheten (S. 263) als seinen Nachfolger hinzuweisen schien. Siegte dieser Bewerber, dann war zugleich die erbliche Monarchie begründet, während im anderen Falle zunächst ein Wahlreich entstehen mußte, wie es dem altarabischen Geiste mehr zusagte. Die Verhältnisse lagen günstig genug für Ali, aber sie fanden einen Mann, der sie nicht zu nutzen wußte; Ali hat im weiteren Verlaufe seines Lebens immer von neuem bewiesen, daß er bei aller Tapferkeit im Kampfe von untergeordnetem Geist und schwachem Charakter war, daß er beständig geschoben wurde, wenn er selbst zu schieben glaubte. Auch diesmal versäumte er die Zeit mit nichtigen Geschäften und verlor das Ziel, dessen er allzu gewiß zu sein glaubte, gänzlich aus den Augen.

Da die Wahl der Nachfolger des Propheten von den Verhältnissen Arabiens abhing, wie sie beim Tode des Propheten sich gestaltet hatten, so ist ein Blick auf diese Zustände unerläßlich. Obwohl Mekka wieder zu Gnaden angenommen und sein Tempel als Hauptheiligtum anerkannt war, und obwohl der größte Teil der Araber sich wenigstens äußerlich dem neuen Glauben zugewendet hatte, unterlag es doch keinem Zweifel, daß Medina der Mittelpunkt der islamischen Macht und folgerichtig auch der Ort war, wo die Wahl eines Nachfolgers stattzufinden hatte. Auf diese Weise mußte wenigstens ein Teil der schroffen Gegensätze, die das arabische Volkstum zerklüfteten, für diesmal ohne Einfluß auf die Entscheidung bleiben, da in der Hauptsache die ursprünglichsten und treuesten Anhänger des Propheten die Wahl in der Hand hatten; aber diese „Geflüchteten" und „Verteidiger" hätten keine echten Araber sein müssen, wenn nicht das Trennende, das zwischen den einzelnen Gruppen lag und durch Mohammeds Einfluß nur oberflächlich verwischt war, sich mit erneuter Kraft geltend gemacht hätte.

Der Prophet hatte kaum die Augen geschlossen, als bereits die ausgewanderten Mekkaner einerseits, die Mediner anderseits daran dachten, auf eigne Faust einen Nachfolger, einen Kalifen, zu ernennen und damit den entscheidenden Einfluß in die Hand zu bekommen. Ali, auf den sich vielleicht die meisten Stimmen vereinigt hätten, war nicht zur Stelle, und so erhoben die „Ausgewanderten" den alten Freund Mohammeds und Vater seiner Lieblingsgattin Aischa, Abu Bekr, auf den Schild, während die Mediner einen ihrer einflußreichsten Führer, Saad ibn Ibada, ins Auge faßten. Die Entschlossenheit und Klugheit Abu Bekrs, der die alte Feindschaft zwischen den beiden medinischen Stämmen geschickt zu benutzen wußte, beseitigte die gefährliche

Nebenbuhlerschaft, und das sehr zur rechten Zeit; hatte schon die Nachricht von der Erkrankung des Propheten genügt, um hie und da Aufstände hervorzurufen, so loderte bei der Kunde von seinem Tode ganz Arabien in hellen Flammen auf, und das Lebenswerk Mohammeds schien rettungslos verloren. Aus allen Gegenden der Halbinsel langten die Getreuen des Propheten, die als Statthalter und Heerführer in die Provinzen entsandt waren, flüchtend in Medina an; hier aber fehlte es zunächst an Truppen, da Abu Bekr, einem letzten Befehle Mohammeds folgend und vielleicht auch, um sich von einem Teile der unzufriednen Mediner zu befreien, gleich nach seiner Wahl ein Heer nach der syrischen Grenze entsandt hatte.

E. Die Empörung der Araber.

Die Aufstände in Arabien spiegeln bei alledem den tiefen Eindruck wieder, den das Auftreten Mohammeds auf das Volk seiner Heimat hervorgebracht hatte. Es ist nicht mehr das reine Heidentum, das sich gegen ihn und seine Nachfolger empört, sondern die gefährlichsten Rebellen stehen unter der Führung neuerstandner Propheten, die ihr Vorbild nachäffen oder zu übertrumpfen suchen, Pseudomohammeds, wie man Mohammed selbst wieder einen Pseudochristus nennen könnte. Dem sterbenden Gründer des Islams war noch die Kunde gebracht worden, daß sich im Jemen Abhala der Schwarze als Prophet erhoben, dank seiner glühenden Beredsamkeit und seinen Reichtümern ein mächtiges Heer gesammelt und fast das ganze Gebiet unter seine Gewalt gebracht hätte. Bald darauf entfaltete Musailima, ein anderer Prophet, in Jemama das Banner des Aufruhrs, und in Nedschd sammelten sich die Stämme ebenfalls um einen Propheten ihrer Rasse, Tuleiha. Selbst in der Umgegend Medinas brachen Unruhen aus, so daß man einen Überfall auf die Stadt fürchtete; denn auch dort, wo kein Führer der eben genannten Art an die Spitze trat, genügte der Widerwille gegen die neuen Verhältnisse und vor allem gegen die Steuern, die auf Mohammeds Befehl alle Gläubigen zu zahlen hatten, um den Aufruhr zu entfesseln.

Abu Bekrs hervorragendste Eigenschaft war der unerschütterliche Glaube an die Zukunft des Islams. Er war der einzige, der niemals am Propheten gezweifelt hatte, und gerade deshalb erwies er sich jetzt als allen Gefahren gewachsen, während selbst die mutigsten seiner Anhänger verzagten. Das Glück kam ihm zu Hilfe. Es verstand sich von selbst, daß die verschiedenen Gruppen der Aufständischen nicht gemeinsam handelten, sondern sich gegenseitig befehdeten; der gefährlichste der Gegner, der Prophet im Jemen, wurde von seinen Anhängern ermordet, die dann den Kalifen anerkannten. Auch kleine Unternehmungen Abu Bekrs gegen die Aufständischen bei Medina waren von Erfolg; und als dann das Heer, das unter Führung Usamas die Araberstämme an der syrischen Grenze beruhigt hatte, nach Medina zurückgekehrt war, konnte er an die Wiederunterwerfung Arabiens denken. Chalid, den Mohammed selbst als „das Schwert Gottes" (Saifallah) bezeichnet hatte, ein Mann von gewaltiger Thatkraft, aber zweifelhaftem Charakter, erhielt den Oberbefehl und warf sich zuerst auf Tuleiha, den Propheten von Nedschd. Nach blutigem Kampfe zwang Chalid seinen Gegner und dessen Heer zur Flucht und vernichtete mit schonungsloser Härte alle, die ihm zu widerstehen wagten oder auf der Flucht in seine Hände fielen. Dann wandte er sich nach der Landschaft Jemama im südlichen Nedschd, wo sich ein noch furchtbareres Heer von Rebellen um Musailima gesammelt und schon zwei islamische Heerhaufen besiegt hatte. Der Kampf war äußerst hartnäckig, und Chalid würde schwerlich einem verhängnisvollen Schicksal entgangen sein, wenn es ihm nicht durch ein unedles Mittel gelungen wäre, den Propheten von der Hauptmasse seiner Anhänger zu trennen,

ihn zum Rückzug in ein ummauertes Grundstück zu nötigen und dort, nachdem die Thür gesprengt war, ein grauenvolles Blutbad unter der dichtgedrängten Menge der Feinde anzurichten. Noch nie war so viel arabisches Blut in einer Schlacht geflossen, wie diesmal. Auch von den Moslemin waren so viele gefallen, daß damals Abu Bekr den Entschluß gefaßt haben soll, den Koran zusammenstellen zu lassen, ehe noch mehr der alten Gefährten des Propheten, die seine Aussprüche im Gedächtnis bewahrten, zu Grunde gingen.

Während Chalid die arabische Hochebene von neuem unterwarf, hatten andere Truppenabteilungen des Kalifen die Landschaften am persischen Golfe, Bahrein und Oman, zum Gehorsam zurückgebracht und die islamitische Herrschaft im Jemen und in Hadramaut wieder hergestellt. Schonungslos wütete das Schwert der Gläubigen gegen die Abgefallenen, ganze Stämme wurden ausgerottet, bis ein lähmender Schrecken ganz Arabien ergriff. Der Islam hatte vollkommen gesiegt. Kaum aber hatte Abu Bekr die Zügel wieder fest in der Hand, als er abermals das Ziel ins Auge faßte, das Mohammed in seinen letzten Jahren bereits verfolgt hatte: die Ausbreitung des Islams und der arabischen Macht über die angrenzenden Länder und die Weltherrschaft der neuen Religion.

F. Die Zeit der Eroberungen.

In der nun beginnenden Zeit der Eroberung machten sich Kräfte und Einflüsse wieder geltend, die zu Mohammeds Zeit vorübergehend beseitigt oder versöhnt schienen. Der Zwiespalt der alten und neuen Verhältnisse erfüllt so sehr den folgenden Zeitraum, daß niemand, der nicht über diese oft unter der Decke spielenden Wirkungen im klaren ist, die großen Ereignisse der islamischen Heldenzeit verstehen kann.

Mohammed hatte die alten arabischen Stammesbeziehungen und -Fehden zwar zurückgedrängt, aber nicht ausgerottet. Noch immer bewahrten die einzelnen Stämme ihre Erinnerungen und ihren gegenseitigen Haß, und die große Kluft zwischen Ackerbauern und Hirten, zwischen Jemeniten und Mahaditen, die durch die Verbrüderung der mekkanischen Flüchtlinge mit den Mediner Ackerbürgern überbrückt schien, trat alsbald mit Entschiedenheit wieder hervor. Hatte doch selbst Mohammed seinen angebornen Widerwillen nur mühsam unterdrückt und noch in Medina beim Anblick eines Pfluges sich zu den Worten hinreißen lassen: „Niemals kommt solch ein Gerät in ein Haus, ohne daß die Schande zugleich mit einzieht."

Zu diesen alten Gegensätzen gesellten sich neue. Der Stammesadel der Araber sah plötzlich einen neuen Adel über sich, der den Anspruch auf die Obergewalt erhob und soeben noch allen Widerstand niedergeschlagen hatte: es waren das die Getreuen des Propheten, die „Ausgewanderten" und die „Verteidiger", die Auslese der Frommen, die es an geistlichem Hochmut und an Herrschsucht wahrlich nicht fehlen ließen. Daß sie selbst nicht unter sich einig waren und beinahe einen Kampf um die Beute begonnen hätten, ist schon erwähnt; die Ansprüche Alis und die gegenseitige Eifersucht der ausgewanderten Mekkaner und der Mediner waren eine Quelle fortgesetzter Beunruhigung.

Natürlich waren die kriegerischen Frömmler bei den freiheitsliebenden Beduinen nur wenig beliebt. Als ihre gefährlichsten Nebenbuhler aber zeigten sich bald die Bewohner Mekkas, die stolzen Kuraischiten, die als Hüter der Kaaba einen unzerstörbaren Einfluß auf das gesamte Arabertum besaßen und sich allmählich von der Demütigung, die ihnen Mohammed beigebracht hatte, zu erholen begannen. Seitdem sie es aufgegeben hatten, den Islam zu bekämpfen, strebten sie um so erfolgreicher dahin, nunmehr an die Spitze der religiösen Bewegung zu

gelangen. So sehr sich auch die ersten Kalifen bemühten, den Adel von Mekka, dessen Führung die Familie der Omejjaden übernommen hatte, im Hintergrund zu halten und von der Regierung des islamischen Reichs auszuschließen, so drang doch das alte Ansehen der Mekkaner und ihrer heiligen Stadt unwiderstehlich durch, und bald sehen wir die Männer, die zu Mohammeds Lebzeiten den Propheten mit Haß und Hohn überhäuft hatten, an der Spitze islamitischer Heere und Provinzen. Dem Volke waren die ritterlichen, freigebigen Adligen von Mekka, die es mit den Geboten der Religion nicht allzu genau nahmen und die Ideale altarabischen Lebens hochhielten, weit sympathischer als die finsteren Fanatiker Medinas; während diese Gläubigen vom reinsten Wasser die Hand nach der Weltherrschaft ausstreckten, sammelte sich bereits unheildrohendes Gewölk über ihren Häuptern, und der Segen des Propheten ward ihnen endlich zum Fluche. Zunächst indessen öffnete sich den Getreuen Mohammeds ein unendlicher Ausblick auf Sieg und Beute. Die Heere Abu Bekrs verließen das unter blutigen Greueln beruhigte Arabien, um sich auf die reichen Besitzungen der Perser und der Byzantiner zu werfen, die ihrer geschlossenen Kraft auf die Dauer nicht zu trotzen vermochten.

2. Westasien bis zum Beginne des Kalifats.

Als nach dem Tode Mohammeds die Araber ein Weltreich begründeten, dessen Mittelpunkt in Westasien lag, da glückte es ihnen vorübergehend, fast alle Gebiete dieser Ländermasse in derselben Weise zu einigen, wie es einst den Herrschern des alten Perserreichs und zuletzt ihrem Überwinder und Erben, Alexander dem Großen, gelungen war. Zwischen dem Ausklang der alexandrinischen Epoche aber und dem Beginn der arabischen Eroberungen liegt eine ganz andere Zeit. Während die Mittelmeerländer, Kleinasien und Syrien, durch griechische Kultur und römische Waffenkunst eng mit den europäischen und afrikanischen Gestaden des Mittelmeers verbunden werden und des eigenartigen Lebens fast entbehren, erkämpfen sich die Völker Irans das Recht der Selbstbestimmung zurück, knüpfen an die großen Überlieferungen der Achämenidenzeit an und stellen die Glaubenslehre Zarathustras der griechischen Götterwelt und dem Christentum, persische Reiterschwärme den römischen Legionen entgegen. Der Gegensatz zwischen Persien und Rom beherrscht viele Jahrhunderte die Geschichte Westasiens; das Gebiet dagegen, das einst eine blühende Kultur entstehen sah, als noch ringsum die Nacht der Barbarei lagerte, das Gebiet, das lange als die Kornkammer von Westasien galt, das Mesopotamien und Babylonien umfassende Stromland des Euphrat und Tigris, verfällt immer mehr einer jammervollen Verödung und wird, jedes selbständigen Lebens beraubt, der Tummelplatz der immer erneuten Kriege zwischen den Kaisern Roms und den Dynastien der Arsakiden und Sasaniden, bis es in der Kalifenzeit noch einmal zu vorübergehender Blüte gelangt.

Dieses traurige Schicksal des alten babylonischen Kulturlands ist nur ein einzelner Zug jenes großen weltgeschichtlichen Bildes, das eine umfassende Betrachtung der Schicksale Westasiens bietet; es ist der Kampf zwischen Nomadismus und Ackerbau, zwischen roher Freiheit und am Boden haftender Kultur, zwischen mühsamem Aufbau und plötzlicher Zerstörung, der sich in unzähligen verwirrenden Wiederholungen abspielt. Daß gerade Westasien der Schauplatz dieser Kriege werden mußte, liegt in seiner natürlichen Beschaffenheit und in den schroffen Gegensätzen seiner Natur begründet. Der größte Teil des Gebietes gehört jener Steppen- und Wüstenzone an, die sich von Hochasien her über Persien, Syrien und Arabien nach Afrika hinüberzieht, diesem großen Wanderfeld nomadischer Stämme mit seinem unermeßlichen Horizont, dieser

Brutstätte erobernder und zerstörender Völker; den schweifenden Nomaden scheint auch das westliche Asien verfallen, und immer wieder haben sie ihren Anspruch in wildem Ansturme durchzusetzen gesucht. Aber nicht allenthalben breiten sich Steppen und Wüsten aus. Gebirge mit tiefen Thälern und grünenden Wäldern umranden die Hochebenen Irans und die Steppengebiete des inneren Kleinasien, sie erfüllen das armenische Land, sie steigen bis zur Grenze des ewigen Schnees am Rande jener tiefen Senkung empor, die Syrien durchzieht und im Salzsee des Toten Meers endet; von diesen Bergen aber stürzen die Bäche und Ströme hinab in die dürren Ebenen, und wo sie erscheinen, grünt es am Ufer empor, und der Ackerbauer schöpft das belebende Naß für seine Felder oder leitet Kanäle durch das durstige Land, das solche Sorgfalt mit tausendfachem Ertrage lohnt. In den fruchtbaren Auen erstehen dann blühende Städte, und im Schutze ihrer Mauern gedeiht das Gewerbe und entfalten sich Wissenschaft und Kunst. So wird das Gebiet der Nomaden von Kulturzonen durchschnitten, ihre Wanderlust gehemmt, ihre Kraft gebrochen. Dann aber durchbricht wieder einmal eine furchtbar anschwellende Völkerwoge alle Dämme, Lanze und Säbel der Steppenreiter wüten unter dem ansässigen Volke, die Städte versinken in Feuer und Blut; wieder breitet sich dann ein ödes Steppenland aus, wo einst Tausende emsiger Menschen sich regten, und die Herden der Wanderhirten suchen ihre spärliche Nahrung auf den einsamen Triften.

Das Ergebnis der immer erneuten Verheerungen ist nunmehr, daß Westasien, einst die Wiege der Kultur, in kläglicher Verkommenheit dem blühenden Europa gegenüberliegt, unfähig, aus eigner Kraft sich empor zu raffen. Es hat wahrlich einer langen Zeit und furchtbarer Schläge bedurft, um dieses Schicksal herbeizuführen, und wohl kann man sagen, daß kein Gebiet der Erde so Unsägliches erlitten hat wie Westasien; aber die große Leidenszeit des Landes beginnt doch erst mit der arabischen Eroberung, die auf lange Zeit die nationale Kraft des persischen Volkes brach und damit den Steppenvölkern Hochasiens den Eingang in die oft vergeblich umlagerten reichen Länder des Westens öffnete. Die niedergehende Macht der Oströmer hielt dann den Sturm nicht auf, und die entarteten Kalifen der spätern Zeit vermochten die Geister nicht mehr zu bannen, die ihre Vorgänger gerufen hatten. Wohl hat das Perserreich zur Zeit seiner Blüte selbst Unheil genug über Westasien gebracht; dennoch liegt die Bedeutung Irans in der Zeit nach Alexander dem Großen und den Diadochen vor allem darin, daß es sich als ein mächtiger Riegel vor das unruhige Hochasien schiebt und eine Schutzwehr der westlicher gelegenen Gebiete ist. Freilich war das persische Volk dieser Aufgabe nur gewachsen, indem es selbst sich gewissermaßen mit dem Nomadismus verbündete, die rohe Kraft der Steppenvölker ausnutzte und hochasiatische Elemente immer wieder in seinen Volkskörper aufnahm, so daß endlich das Persertum der Römerzeit oft eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Wesen der echten Raubhorden Innerasiens gewinnt: die Raub- und Mordzüge arsakidischer und sasanidischer Reiterheere nach Syrien und Kleinasien erinnern lebhaft an die schauerlichen Großthaten mongolischer und türkischer Scharen, und turanisches Blut und Temperament läßt sich an so manchem arsakidischen Herrscher nicht verkennen. Dennoch gehörte die Hauptmasse des persischen Volkes den Ackerbauern an, in blühenden, meist aus der Zeit Alexanders stammenden Städten fand die Kultur ihre Pflege, und die Lichtreligion Zarathustras war in ihrer Art und Wirkung die Glaubensform eines seßhaften, arbeitsamen Volkes, das nicht durch wilde Eroberungszüge seine Macht ausbreitet, sondern mit dem Pfluge und der Schrift neue Gebiete erwirbt.

Richtet sich demnach der Blick zuerst und am aufmerksamsten auf das Hochland Irans, so kann es uns nicht entgehen, daß dieser geographische Begriff Gebiete von sehr verschiedner

Beschaffenheit in sich vereinigt, und ferner, daß die Lage Irans zu den umgebenden Ländern von tiefstem Einfluß auf die Geschichte der Heimat des zoroastrischen Kultus sein muß. Im Innern Persiens breitet sich ein ödes Wüsten- und Steppengebiet aus, das keinen Ackerbau duldet und nach Nordosten hin nur durch verhältnismäßig unbedeutende Gebirge von dem turanischen Steppenlande getrennt ist. Dieses niedere Bergland aber ist für Iran von höchster Wichtigkeit; hier, wo immer wieder der Nomadismus seinen Einbruch versuchte, zwischen dem Südufer des Kaspischen Meers und den afghanischen Gebirgen, liegt die Provinz Chorasan, das eigentliche Bollwerk Irans, von dem aus in glücklichen Perioden die iranische Macht bis zum Oxus und selbst zum Jaxartes hin ihre Posten vorschob, das aber oft genug dem Ansturm der Steppenreiter erlag. Dem Osten Irans mit dem gewaltigen afghanischen Gebirgsmassive gibt der Umstand, daß er von den westlichen Provinzen durch das wüste Hochland des Innern scharf getrennt ist, eine Selbständigkeit, die oft in der politischen Geschichte ihre Wirkung geäußert hat; äußere Gefahr dagegen droht von Osten nicht, liegt doch jenseit des Gebirgswalls das unkriegerische Indien, dessen Bewohner wohl häufig Eroberer von den iranischen Bergzinnen in ihr Wunderland niedersteigen sahen, aber nie einen Angriff nach außen wagen mochten. Nur die Eroberzüge, die sich gegen Indien richteten, berührten notwendig stets das östliche Iran, das die Pässe nach dem Industhal beherrscht.

Fast ohne Bedeutung für Iran ist die Südgrenze, die hafenarme, durch schroffe Gebirge vom Hinterlande getrennte Küste des Indischen Ozeans und des Persischen Golfes. Dagegen sind die mächtigen Gebirgszüge, die hier beginnen und den Westen Persiens erfüllen, der eigentliche Kern des Landes, der Sitz der tüchtigsten Bevölkerung und zugleich ein mächtiger Schutzwall nach Westen hin gegen Mesopotamien, auf dessen Ebenen sie drohend hinabschauen. Die kriegerischen Stämme dieser Gebirge waren immer gefährliche Nachbarn der babylonisch-assyrischen Kultur. Wie einst die Elamiten von den westpersischen Bergen herabstiegen und ihre Herrschaft in Babylon für Jahrhunderte begründeten (vgl. S. 20 und 95 ff.), wie später Kyros von dort aus das neubabylonische Reich in den Staub warf, so machten auch die parthischen und sasanidischen Herrscher den Römern das mesopotamische Tiefland erfolgreich streitig. Das alte Kulturgebiet am Euphrat und Tigris ist nach seinem rettungslosen Niedergange für lange Zeit nur ein Anhängsel des persischen Reichs gewesen.

Schwieriger für Persien lagen die Verhältnisse im Nordwesten. Hier bricht das iranische Gebirgsland nicht schroff gegen eine Ebene ab, sondern geht in die Berglandschaft Armeniens über, die ihrerseits mit dem kleinasiatischen und mit dem kaukasischen Gebirgssystem in enger Verbindung steht. Hier fehlt jede natürliche Grenze, und überdies hatte das Volk der Armenier, das sich aus ursprünglich sehr verschiedenen Elementen unter dem Einfluß eines arischen Kriegerstammes gebildet hatte, zwar die iranische Kultur willig aufgenommen, aber doch seine Eigenart und seine Sprache zu bewahren gewußt; südlich vom Kaukasus gar saß eine Anzahl freiheitsliebender kriegerischer Völkchen, an deren dauernde Unterwerfung kaum zu denken war. So bildete denn Armenien und mit ihm die südkaukasischen Staaten, unter denen Iberien am wichtigsten war, bald einen selbständigen oder nominell abhängigen Pufferstaat, bald den Zankapfel zwischen Rom und dem Perserreich, ja einmal, bevor die römische Eroberung ihr Werk vollendet hatte, nahm Armenien eine Großmachtsstellung ein, von der es freilich bald gründlich herabgestürzt wurde. Besondere Gründe zwangen die Perser, neben Armenien auch den kaukasischen Verhältnissen ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Bildete doch nicht nur Chorasan eine Einbruchsstelle für die asiatischen Nomaden, auch über die kaukasischen Pässe brodelte zuweilen die Flut

des überschäumenden Hexenkessels und bedrohte das Herz des iranischen Reichs. Höchstwahrscheinlich ist aus persischen Militärkolonisten, die am Kasbek zum Schutze der Paßstraße angesiedelt wurden, das Völkchen der Osseten entstanden, das bis auf den heutigen Tag seine iranische Mundart treu bewahrt hat.

Die Nordgrenze Persiens ist großenteils durch das Kaspische Meer gedeckt. Hier, zwischen dem mächtigen Elbrusgebirge und der Küste, ziehen sich die Landschaften Gilan und Masenderan hin, fruchtbare und reichbevölkerte Gebiete. Die Gebirgsprovinzen des Elbrus aber, Deilem und Tabaristan, gehören zu den Kernländern des Iraniertums, in denen es sich stets am zähesten hielt. Im Innern sind überall die Stufenländer, die von den westlichen Gebirgen und vom Elbrus nach der Steppe hinabführen und von dem Wasserreichtum der Berge ihren Anteil empfangen, seit alter Zeit dem Ackerbau gewonnen. Da lagen und liegen die Residenzen und wichtigsten Städte Irans: Pasargadae, Persepolis und Ekbatana, Teheran, Ispahan und Kaschan. Nur wenn das Perserreich erobernd über die Grenzen Irans hinausgriff, wurden auch die Sitze der Herrschaft nach Westen verlegt: nach Susa am Westabhange der Gebirge von Chusistan zur Achämenidenzeit, nach Ktesiphon am Tigris unter den Arsakiden und Sasaniden.

Durch den Feldzug Alexanders des Großen war das persische Volk urplötzlich von seinem Herrscherthrone herabgestoßen, in seiner nationalen Eigenart aufs tiefste erschüttert und von dem siegreichen Griechentume völlig in den Schatten gestellt worden. Auch die Seleukidenherrschaft, die das Erbe Alexanders in Westasien antrat, ruhte auf hellenistischer Grundlage und fand ihre kräftigste Stütze in den gräzisierten Städten Mesopotamiens und Syriens; in Iran aber zeigte sich die eigentümliche Erscheinung, daß die griechische Kultur im östlichen Bergland an der Pforte nach Indien, in Baktrien, festere Wurzel faßte als in den alten westlichen Stammländern des Persertums. Die Seleukiden hatten bald die Unmöglichkeit erkannt, ihr ungeheures Reich zusammenzuhalten. Sie faßten den verhängnisvollen Entschluß, den Schwerpunkt ihrer Macht nach Westen (vgl. Band IV, S. 147) zu verlegen, und versäumten so die Gelegenheit, das von neuem aufstrebende Iraniertum zu gewinnen und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Auch der Vorposten griechischer Kultur in Baktrien war ihnen von geringem Nutzen, da die Statthalter dieses Gebietes ihr Heil nicht im Anschluß an die fernen Seleukiden, sondern in der eignen Kraft zu suchen begannen.

Ganz hatte es der iranischen Kultur und Religion, die nun wieder siegreich hervortraten, auch in den trübsten Zeiten nicht an einer Zufluchtsstätte gefehlt. Im Gebirgslande des Nordwestens, dort, wo der Urumiasee in die Bergmassen eingebettet liegt, hatte sich ein kleines iranisches Staatswesen erhalten, Atropatene. Im Sturme der Alexanderzeit war das Gebiet übersehen oder wohl absichtlich verschont worden, da es allem Anscheine nach kein weltlicher Staat war, sondern ein dem persischen Priesterstande zugewiesenes geheiligtes Gebiet, eine Art iranischer Kirchenstaat, den Alexander nicht zu zerstören wagte. Auch später blieb das Land unbehelligt. Ein noch im Jahre 220 geplanter Handstreich des Antiochos III. wurde durch eine rein äußerliche Unterwerfung glücklich abgewendet; in stillem Frieden konnten die Priester das heilige Feuer verehren und die teuren Überlieferungen ihres Volkes treu auf eine bessere Zeit bewahren.

a) Das Reich der Parther unter den Arsakiden.

Diese Zeit kam mit dem Niedergange des Seleukidenreichs. Bezeichnenderweise scheint es kein Mann iranischen Stammes gewesen zu sein, der den Grund zum nachmaligen Staate der Parther legte, sondern ein Turanier, ein Abkömmling nomadischer Horden, von denen sich

manche schon früh Wohnsitze in den Steppenländern des innern Persiens gewonnen hatten. Die Nomaden sind nun einmal die gebornen Herrschervölker. In ihnen wohnt eine staatenbildende Kraft, vor der die kleinlichen Grenzschranken zersplitterter Ackerbaugebiete zusammenbrechen; sie besitzen jenen weiten Umblick, wie ihn der unermeßliche Horizont der Steppe gewährt, auch im geistigen Sinn. Aber nur als Ferment leisten sie Großes, wie das die Geschichte der Parther beweist; wo sie in unzählbarer Masse hereinbrechen, ist ihr Wirken zerstörend, und auch das hat das spätere Westasien bis zum gräßlichsten Übermaße zu erfahren gehabt. Das turanische Herrscherhaus, das an die Spitze der Iranier trat, hat übrigens bald oder hatte vielleicht schon vor seiner Erhöhung iranische Sitte und Kultur angenommen; ja es trat mit Bewußtsein in die Spuren seiner großen iranischen Vorgänger, indem es seine Herkunft auf den Achämeniden Artaxerxes II. zurückführte.

Unbedeutend sind die Anfänge des Partherreichs, so unbedeutend, daß die gleichzeitigen griechischen Geschichtschreiber sie kaum beachtet und nur dürftige Angaben hinterlassen haben. Da überdies alle parthischen Könige bei der Thronbesteigung den Namen Arsakes annahmen, so sind häufige Verwechselungen der Personen vorgekommen, die jetzt kaum mehr richtig gestellt werden können. Wahrscheinlich hat sich der erste Arsakes, der Gründer der Dynastie (um 250 v. Chr.), nur kurze Zeit der errungnen Herrschaft erfreut. Im Jahre 248 hat er seinem Bruder und Nachfolger, Arsakes II. Tiridates I., Platz gemacht, der nun, da die Seleukidenkönige die östlichen Provinzen ihres Reichs damals fast ganz sich selbst überließen, weiter um sich zu greifen vermochte. Leider ist nicht einmal das ursprüngliche Gebiet der Parther mehr mit Sicherheit festzustellen. Nur daß es im nordöstlichen Persien lag, ist zweifellos; und daß es wenigstens zum großen Teile der Steppenzone angehört haben muß, beweist die Zusammensetzung der parthischen Heere, die in ihrem Kern aus Reiterei bestanden. Echte Iranier sind die Parther jedenfalls nicht gewesen, zum mindesten ist ein starker Zuschuß turanischen Bluts wahrscheinlich; aber die Sprache und Kultur ihres Reichs ist doch die iranische.

Tiridates I. fügte die Provinz Hyrkanien, die den größten Teil vom heutigen Chorasan umfaßte, und deren Bewohner den Parthern besonders nahe standen, seinem Reiche hinzu. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Statthalter des benachbarten Baktriens, dieses merkwürdigen Griechenstaats auf iranischem Boden, zu dem neuen Reiche Stellung nahmen. Zunächst geschah dies in unfreundlicher Weise. Mit Hilfe des baktrischen Statthalters oder richtiger Königs Diodotos I. (vgl. Band IV, S. 149) vertrieb Seleukos Kallinikos im Jahre 238 den Tiridates aus seinem Land; aber Diodotos II., der Nachfolger von Diodotos I., änderte seine Politik, verband sich mit Tiridates (vgl. Band IV, S. 157) und zwang nunmehr den Seleukos zum Rückzuge. Seit dieser Zeit konnte das Partherreich als fest begründet gelten.

Auch das Gebirgsland des Westens fiel teilweise den Parthern zu, und die alte medische Hauptstadt Ekbatana kam in ihren Besitz. Nunmehr dürfte auch der Priesterstaat von Atropatene in enge Beziehungen zu dem neuen Nationalreiche getreten sein, ohne freilich völlig mit ihm zu verschmelzen; es ist später sogar vorgekommen, daß dieses seltsame Staatswesen gelegentlich in schroffen Gegensatz zu den persischen Herrschern trat (die doch nie für rechte Iranier galten) und sich mit den Römern verbündete. Daß nach Beendigung der Wirren, die der Aufstand des medischen Statthalters Molon (222—220 v. Chr.) hervorgerufen hatte, Antiochos III. einen Zug gegen Atropatene plante, beweist immerhin, wie gefährlich ihm dieser früher so harmlose Kleinstaat jetzt erschien, nachdem das Iraniertum gegen den Hellenismus in die Waffen getreten war, und der anfangs rein religiöse Einfluß der atropatenischen Priesterschaft sich in einen

politischen zu verwandeln begann. Der damalige Herrscher Artavasdes kam 220 v. Chr. durch rechtzeitige Unterwerfung (vgl. Band IV, S. 149) dem Sturme zuvor. Auch der Partherkönig, damals Arsakes III. Artabanos I. (214—196), mußte die Oberherrschaft der Seleukiden wieder anerkennen, als Antiochos im Jahre 209 mit einem gewaltigen Heer in das Innere Irans eindrang und den Widerstand der Parther und der Baktrer niederwarf, ja sogar bis Indien vorrückte (vgl. Band IV, S. 150); aber diese Anerkennung war nicht viel mehr als eine Form, und der Kriegszug des Antiochos war für längere Zeit der letzte Versuch der Seleukiden, ihr Ansehen im Osten aufrecht zu erhalten.

Immerhin hinderte doch zunächst das kräftige Auftreten des Antiochos auf der einen, das Aufblühen des baktrischen Reichs auf der andern Seite eine weitere Ausbreitung des parthischen Staats. Erst unter Arsakes VI. Mithradates I., der im Jahre 174 den Thron bestieg, gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, und Mithradates war der Mann, der sie zu nutzen wußte. Während im Seleukidenreiche heillose Verwirrung herrschte, warf er sich an der Spitze seiner Reiterschwärme auf die westlichen Randlandschaften Irans, auf Medien und die Persis, brach alsdann durch die Pässe vor, bezwang die Elymäer, die den südwestlichen Abhang der iranischen Gebirgsketten bis an den Tigris hinab bewohnten, und erschien zum erstenmal in den weiten Ebenen Mesopotamiens, die noch so oft der Tummelplatz parthischer Reitermassen sein sollten. Aber auch im Osten gab der Niedergang des baktrischen Reichs Gelegenheit zu glücklichen Feldzügen, deren Ergebnis gewesen zu sein scheint, daß Baktrien einige Provinzen verlor und die Oberhoheit des parthischen Königs anerkannte (vgl. Band IV, S. 158). Ein Versuch des Seleukiden Demetrios II. Nikator, dem Mithradates das westliche Iran wieder zu entreißen, endete nach anfänglichen Erfolgen mit der Gefangennehmung des Königs (139 v. Chr.).

Wie kühne Pläne schon damals die parthischen Fürsten zu fassen wagten, läßt sich daraus erkennen, daß Mithradates den Demetrios mit einer seiner Töchter vermählte und darauf ausging, ihn als Vasallen der Parther auf den Thron des Seleukidenreichs zu setzen. Zwar glückte dieser Versuch nicht, aber ebensowenig gelang es den Seleukiden, die verlornen Provinzen zurückzugewinnen; das ungeheure Heer, das Antiochos VII. im Jahr 130 zusammenbrachte, wurde in seinem Winterquartier in Mesopotamien von der aufs äußerste gebrachten Bevölkerung überfallen und fast ohne Hilfe der Parther größtenteils aufgerieben (129 v. Chr.; vgl. Band IV, S. 154). Damit endet die Zeit der Kämpfe zwischen Seleukiden und Parthern. Die einen beschränkten sich auf ihre westlichen Provinzen, bis sie den Römern erlagen (vgl. Band IV, S. 154); die andern mußten neuen Gegnern die Stirn bieten.

Schon oben sind die beiden gefährdeten Fronten jedes iranischen Reichs erwähnt worden: die westliche, die der europäischen und später der arabischen Kulturwelt gegenüberliegt, und die nordöstliche, an der das Volk Irans gegen die Steppennomaden Innerasiens die Wache hält. Jetzt blies wieder einmal ein scharfer Sturmwind durch das Völkerthor von Chorasan. Arsakes VII. Phraates II., der als Nachfolger des Mithradates den Kampf mit Antiochos VII. aufnehmen mußte, hatte zur Verstärkung seines Heers skythische, also wohl türkische Reiterscharen angeworben; da sie aber zu spät auf dem Kampfplatze erschienen, sollten sie ohne Sold und Beute in ihre turanische Heimat zurückkehren. Das behagte dem kriegslustigen Haufen schlecht; mit Ungestüm warf er sich auf die Parther, die ihrerseits ihr Heer durch die Gefangnen aus dem Feldzuge gegen Antiochos zu verstärken suchten. Dieser unglückliche Einfall rächte sich schwer. Mitten im Gefecht gingen die Kriegsgefangnen zu den Skythen über; das Partherheer zerstreute sich in wilder Flucht, und König Phraates lag erschlagen auf dem Schlachtfelde (127 v. Chr.).

Nun zogen zwar die Skythen mit Beute beladen nach ihren heimischen Weideplätzen zurück; doch ein neues, noch furchtbareres Unwetter erschien gleich darauf am Horizonte.

In Hochasien hatte wieder einmal eine jener großartigen Völkerverschiebungen stattgefunden, wie sie sich in diesem grenzenlosen Gebiet immer von neuem in unfruchtbarem Wechsel abspielen. Das Nomadenvolk der Yuětshi, wohl ein türkisch-mongolischer Mischstamm, war im Anfange des 2. Jahrhunderts v. Chr. aus seinen Wohnsitzen im Norden Chinas durch die Hiungnu verdrängt worden und hatte sich größtenteils nach der heutigen Dsungarei geworfen, wurde aber von dort wieder durch die Usun, ein ebenfalls von den Hiungnu aufgestörtes Volk, weiter nach Süden gescheucht. Die Ebenen Turkistans durchziehend, warfen sich die Yuětshi nunmehr auf das östliche Iran, wo das baktrische Reich in seinem Verfall eine leichte Beute des raublustigen Steppenvolks wurde (um 126 v. Chr.; vgl. Band IV, S. 158). Damit war auch dem Partherreich ein furchtbarer Nachbar entstanden, gegen den alle Kräfte aufgeboten werden mußten.

Die Gefahr ging diesmal nicht so rasch vorüber, wie der Skythensturm, dem Phraates II. erlegen war; denn die Yuětshi wußten ihre Macht zu befestigen und durch die Eroberung Segestans im Süden, des nördlichen Industhals im Westen und eines Teils von Turkistan im Norden sich die Volkskraft weiter Gebiete dienstbar zu machen. Es war die Lebensaufgabe des vielleicht bedeutendsten aller Partherkönige, Arsakes IX. Mithradates II. oder des Großen, dieses Ungewitter zu beschwören und mit kräftiger Faust die Versuche der skythischen Eroberer, auch den Westen Irans zu unterjochen, immer und immer wieder zurückzuweisen. Im Westen konnte er infolgedessen wenig thätig sein; aber es spricht für seine politische Einsicht, daß er den parthischen Einfluß über das aufstrebende Armenien auszudehnen suchte. In die Kriege des pontischen Königs Mithradates VI. Eupator gegen die Römer, vor deren Legionen allmählich die Macht Vorderasiens in den Staub sank, hat er sich nicht eingemischt: die Yuětshi waren, ohne es zu wollen und zu wissen, wertvolle Verbündete des römischen Reichs.

Als im Jahre 76 v. Chr. der thatkräftige Mithradates II. ins Grab gesunken war, zeigte sich in verhängnisvoller Weise, wie sehr die Kämpfe im Osten das Partherreich schwächten und seine westliche Stellung gefährdeten. Die Könige Armeniens griffen, gestützt auf ihr damals noch kriegerisches Volk, gewaltig um sich, rissen das nördliche Mesopotamien an sich und bemächtigten sich sogar des heiligen Gebiets von Atropatene und damit auch des Einflusses, der von dort über ganz Iran ausging. Tigranes von Armenien (s. Fig. 4 der Tafel bei S. 133 des IV. Bands) fühlte sich damals stark genug, jenen Titel eines Königs der Könige zu beanspruchen, der als hochgehaltne Erbschaft aus der Achämenidenzeit auf die parthischen Arsakiden übergegangen war; mit andern Worten: Armenien schickte sich an, die Führung des iranischen Volkstums an Stelle der Parther zu übernehmen (vgl. unten, S. 294). Indem sich Tigranes von Armenien in die Kriege des Mithradates von Pontus verwickeln ließ, führte er die Zerstörung seines Reichs herbei, gewiß zur Freude der Parther, die sogar vorübergehend als Verbündete der Römer erschienen. Als dann Pompejus die Verhältnisse Vorderasiens ordnete, kam es wiederholt zu Mißhelligkeiten mit dem Partherkönig Arsakes XII. Phraates III., der den Euphrat als Grenze seines Reichs beanspruchte. Die Mäßigung der Römer und die Wirren, die nach der Ermordung des Phraates (60 v. Chr.) durch seine Söhne Mithradates III. und Orodes ausbrachen, verhüteten indes vorläufig einen größern Zusammenstoß. Auch die Übergriffe der Parther, die ihre geraubten Provinzen wieder an sich zu reißen suchten, gegenüber Armenien, führten nicht zum Bruche. Im Jahre 54 fanden die Thronstreitigkeiten in Parthien mit der Niederlage und dem Tode des Mithradates ihr Ende; dem nunmehrigen Alleinherrscher Orodes aber fiel die

schwere Aufgabe zu, zum ersten gewaltigen Waffengange mit dem Weltreiche der Römer in die Schranken zu treten.

Daß Rom diesen Kampf nicht auf die Dauer siegreich zu beenden vermochte, daß die römischen Legionen nicht über die Gebirgsschranken Westirans den Weg nach Indien zu finden wußten, den ihnen das Makedonenheer Alexanders gezeigt hatte, ist eine Thatsache von unermeßlicher geschichtlicher Bedeutung. Die westliche Kultur, deren Banner Alexander der Große bis an den Indus getragen hatte, hat sich für länger als ein Jahrtausend nicht mehr gebend und empfangend mit der so ganz anders gearteten Welt des Ostens berührt, nachdem auch die kleine Flamme griechischen Geistes, die vereinsamt in Baktrien geleuchtet hatte, jählings erloschen war. Wohl leben die Anregungen der griechischen Kunst in Indien noch eine Zeitlang fort, bis sie entarten und von der maß- und grenzenlosen Phantasie der Bewohner des Indus- und Gangesthals überwuchert werden; wohl klingen im Westen die Lehren indischer Weisheit in der Gedankenwelt mystischer Sekten und philosophischer Schulen nach. Aber die gemeinsame Kulturarbeit ist unterbrochen. Persien war nicht eines jener nur körperlichen Hemmnisse, die wenigstens den Strahlen geistigen Lebens den Durchweg gestatten; breit und massig lagert sich das Land zwischen die Welt des Ostens und Westens, stolz auf seine Eigenart und vor allem auf seine Religion, deren Bekenner in den heidnischen Griechen und später den Christen wie in den Brahmagläubigen und Buddhisten nur hassenswerte Gegner erblicken konnten. Dem persischen Volke gedieh freilich diese Abschließung auf die Dauer nicht zum Heile: die Blüte der persischen Dichtung hat sich erst entfaltet, nachdem die arabische Eroberung die starren Schranken niedergeworfen und Westasien vorübergehend unter der Fahne des Propheten vereinigt hatte.

Auch der Handel, der so viele Widerstände durch seine Zähigkeit zu überwinden weiß, konnte seine großen Kulturaufgaben im Partherreiche nicht so recht erfüllen. Schuld daran ist gewiß nicht mangelnder Handelsgeist der Perser, die ja im Gegenteil seit alter Zeit als Kaufleute berühmt waren und auch zur Partherzeit z. B. mit größter Zähigkeit das Monopol des chinesischen Seidenhandels festhielten, sondern eher ein Übermaß dieses Handelsgeistes, der die Perser an der gewinnreichen und sichern Rolle des Zwischenhändlers, der allen unmittelbaren Verkehr getrennter Völker zu hindern weiß, größeres Gefallen finden ließ, als an der des Karawanenführers, der unter Mühen und Gefahren entfernte Handelsplätze aufsucht. So kommt es, daß zwar auf den mesopotamischen Märkten die Erzeugnisse Indiens, Hochasiens und selbst Chinas zum Verkaufe standen, aber nur in den seltensten Fällen römische Kaufleute Parthien durchzogen und Kunde von den jenseits liegenden Ländern nach der Heimat brachten, oder daß gar Perser den Westen besuchten.

Als sich das Reich der Parther zum Kampfe mit den Römern rüstete, mochte wohl niemand voraussehen, daß die römische Macht am Tigris scheitern und am Ende selbst der Euphrat die Grenzlinie römischen Einflusses sein würde. Das Land, das dem Großkönige gehorchte, war groß und volkreich, aber durchaus kein straffer Einheitsstaat, sondern ein Konglomerat oberflächlich verbundener kleiner Reiche, die nur durch die eiserne Faust des Großkönigs und allenfalls durch die gemeinsame Religion zusamengehalten wurden; denn der „König der Könige" war zugleich der Oberpriester aller Anhänger Zarathustras. Überall, besonders in den Gebirgsländern, hatten sich kleine Dynastien erhalten, die zum Teil noch aus der Achämenidenzeit stammten und vielfach, da jeder Eroberer mit ihnen rechnen mußte und sich mit ihrer formellen Unterwerfung begnügte, alle Stürme der alexandrinischen Periode glücklich überstanden hatten. Diese Kleinfürsten, denen das eigne Volk eine viel treuere Anhänglichkeit

entgegenbrachte als dem fernen Großkönige, nahmen oft eine sehr selbständige Stellung ein und hatten beim Kampfe der Seleukiden und der Parther um das westiranische Bergland oft die Entscheidung in Händen; in den Römerkriegen traten sie mehr zurück, da der Kriegsschauplatz meist in der mesopotamischen Ebene lag.

Das bedeutendste, oft von Persien unabhängige Fürstenhaus war das armenische. Hier wie auch in einigen andern Fällen war es den Arsakiden gelungen, Mitglieder der eignen Familie auf den Thron zu bringen und neue arsakidische Dynastien zu bilden. Indes die Anhänglichkeit dieser Herrscherhäuser an das parthische Reich war damit doch nur unvollkommen verbürgt. Sehr bemerkenswert ist es, daß auch im östlichen Iran, nachdem es durch die Yuëtshi niedergeworfen worden war, bald wieder arsakidische Dynasten erschienen und die Herrschaft des Großkönigs anerkannten. So wenig Genaueres auch leider über diese Vorgänge bekannt ist, das eine scheint sicher, daß sich hier dasselbe ereignet hat, was so oft anderwärts und besonders in China geschehen ist: die Ansässigen haben den Eroberern durch die Überlegenheit ihrer Kultur erst die Eigenart und schließlich die Herrschaft entrissen, bis endlich die Parther, deren Kämpfe mit den Yuëtshi geschichtlich festgestellt sind, den morschen Bau über den Haufen warfen und durch Einsetzung eines arsakidischen Herrscherzweiges den Osten wieder an das übrige Iran angliederten. Dieser Erfolg dürfte auch die Ursache sein, daß die parthischen Großkönige den Römern mit der Gesamtkraft ihres Reichs entgegentreten konnten.

In Persien gab es noch andre arsakidische Kleinreiche, über die freilich nur unbestimmte Angaben vorliegen. Wie es scheint, hatte die Familie der Arsakiden beim Antritt der Königsherrschaft sich über die Teilung der Beute geeinigt, und während dem einen Zweige die erbliche Königswürde zufiel, wurden die andern durch die Verleihung halbselbständiger Herrschaften abgefunden, die meist, den ersten Besitzungen der Parther entsprechend, im nördlichen Persien lagen. Auch bestimmte erbliche Ämter scheinen diesen Königsverwandten eigen gewesen zu sein; der Titel Suren namentlich, dessen Träger (Σουρήνας) als Feldherr 53 v. Chr. gegen Crassus auftritt, und dem auch sonst wichtige Funktionen zukamen, scheint zugleich ein Amt und einen Familiennamen zu bedeuten, ungefähr in dem Sinne, wie der Name Arsakes (Arsaka, Arsak) von allen Großkönigen als Titel wie als Eigenname angenommen wurde. Im allgemeinen mögen diese Verwandten der herrschenden Dynastie eine gute Stütze des Großkönigs gewesen sein, eine bessere jedenfalls, als die Prinzen der königlichen Linie selbst, denen der Thron zu verführerisch nahe stand, als daß sie nicht oft genug und zuweilen mit Erfolg versucht hätten, den Besitzer von ihm zu verdrängen.

Dem lockern Gefüge des Partherreichs entsprach es vollkommen, daß auch die Heerverhältnisse schlecht geordnet waren und sich kaum über die primitiven Anfänge hinaus entwickelt hatten, die schon zur Achämenidenzeit bestanden. Die Lehren der alexandrinischen Kriege waren auf schlechten Boden gefallen; noch immer wurden im Kriegsfalle die einzelnen Völker des Reichs aufgeboten und sammelten sich in unbehilflichen Massen, verschieden an Bewaffnung und Kampfesweise, nur locker durch den Einfluß des Oberbefehlshabers oder des Großkönigs verknüpft, immer bereit, beim Falle des Heerführers sich in wilder Flucht zu zerstreuen. Vom iranischen Fußvolk ist denn auch wenig Gutes zu berichten. Den Kern des Heers bildete die parthische Reiterei, die oft durch turanische Söldner verstärkt wurde, und sie ist es auch, vor der die römischen Legionen trotz ihrer einheitlichen Bewaffnung, ihrer herrlichen Taktik und Mannszucht immer wieder zurückweichen mußten: Bogenschützen, die mit ihrem Geschoßhagel die feindlichen Massen erschütterten, bildeten die Hauptmacht dieser Reiterei, und hinter ihnen

standen schwerbewaffnete Lanzenreiter zum Einbruch in die gelockerten Scharen des Gegners bereit. Ein Glück für die Parther war es dabei, daß die Entscheidungskämpfe in den mesopotamischen Steppen ausgefochten wurden, in denen die iranischen Reiterschwärme einen unendlichen Tummelplatz und das vorzüglichste Feld für ihre Kampfesart fanden. Wirkungslos verlor sich der schwere Stoß des erprobten römischen Fußvolkes in der unermeßlichen Ebene: gegen die zerstäubenden parthischen Geschwader, die fliehend die Legionen mit einem Hagel sicher treffender Pfeile überschütteten und zurückkehrend von allen Seiten die schwerfälligen Massen umdrängten, wie die vom Sturme gepeitschten Meereswogen das dem Untergang geweihte Schiff, war das plumpe Pilum und das kurze Schwert des römischen Soldaten machtlos. Der glühende Sonnenbrand der wasserlosen Ebene aber war der beste Verbündete der Parther, der ihnen so manchen Heerhaufen fast wehrlos in die Hände spielte und ihre eigne Steppenreiterei nur wenig schädigte. Es waren also die echten Waffen des Nomadismus, mit denen die Parther in einem dazu geschaffnen Gebiete kämpften und siegten.

Indessen fehlte es den Römern nicht ganz an Freunden und Verbündeten im alten mesopotamischen Kulturlande, das allmählich wieder dem Nomadismus zufiel. Noch war ein Rest der alten Fruchtbarkeit und Fülle an den wasserreichen Strömen erhalten. Zur Zeit Alexanders war hier eine Reihe blühender, von Griechen besiedelter Städte entstanden, deren Bewohner sich nur unwillig vor den rohen parthischen Großkönigen beugten. Solange die Seleukiden über Mesopotamien geboten, waren diese Städte die festeste Stütze ihrer Macht gewesen; ja es schien damals, als solle das ganze Land hellenisiert und dauernd mit der Kultur des Westens verknüpft werden. Nach dem Falle der Seleukiden waren die Römer die Vertreter der westlichen Welt, freilich den Griechen weniger sympathisch als die stammverwandten Seleukiden, aber doch den verhaßten Iraniern weitaus vorzuziehen. Wenn die Römer wenigstens im nördlichen Mesopotamien festen Fuß zu fassen vermocht haben, so verdanken sie das zum guten Teile den griechischen Städten.

Der Zusammenstoß zwischen Römern und Parthern konnte, nachdem diese Völker Grenznachbarn geworden waren, nur eine Frage der Zeit sein, wie denn auch Julius Caesar einen Krieg für unvermeidlich hielt; der Ausbruch des ersten Kriegs war indessen durch nebensächliche Umstände bedingt. M. Licinius Crassus war im Jahre 55 Konsul geworden und hatte vom Senate den Auftrag erhalten, die Angelegenheiten der morgenländischen Provinzen zu ordnen. Diese wichtige, aber verhältnismäßig bescheidene Aufgabe genügte dem Ehrgeize des 60jährigen Crassus so wenig, wie sie seiner Habgier entsprechende Beute verhieß; war doch ohnehin seine Entsendung nach Asien nicht viel anderes als eine Entschädigung, die ihm seine Verbündeten Caesar und Pompejus für die klägliche Rolle, die er im übrigen spielte, zugestanden hatten, und die er nun aufs äußerste auszunutzen gedachte. Die Großthaten des Lucullus, der mit unermeßlichen Schätzen aus Asien zurückgekehrt war, reizten den eitlen Mann zur Nacheiferung, und bald spiegelte ihm seine lüsterne Phantasie einen zweiten Alexanderzug, eine Ausplünderung des fernen Indiens vor.

Ungünstig lagen die Verhältnisse für Crassus durchaus nicht, als er in Asien ans Land stieg. Die Thronstreitigkeiten zwischen Arsakes XIII. Mithradates III. und Arsakes XIV. Orodes I. waren eben erst durch die Ermordung des erstern beendigt worden, und der neue Großkönig hatte kaum Zeit gefunden, sich auf dem unsichern Throne zu befestigen; König Artabazos I. (Artavazd) von Armenien stellte sich freiwillig auf die Seite der Römer, die mesopotamischen Städte begrüßten Crassus als ihren Befreier. Aber der unfähige Konsul wußte die

Vorteile seiner Lage nicht zu nutzen. Zwar überschritt er, ohne viel nach einem Vorwande zu suchen, im Jahre 53 den Euphrat, trug eine Reihe von Vorteilen über die überraschten Parther davon und besetzte eine Anzahl von Städten, die kaum einen Widerstand versuchten; dann aber ging er im Herbst über den Strom zurück, um ruhige Winterquartiere zu suchen, und übergab die eroberten Städte der Hut schwacher Besatzungen. So ließ er dem Großkönig Zeit, die Heeresmacht seines Reichs aufzubieten und den Kriegsschauplatz nach Mesopotamien zu verlegen, wo er seine Reitermassen zu entfalten vermochte. Sehr zu statten kam ihm die hochmütige Verblendung des Crassus, der den Rat des armenischen Königs, durch das gebirgige Armenien und westliche Iran vorzudringen, achtlos verschmähte und den Zug gegen Seleukia-Ktesiphon, die Doppelstadt am Tigris und Residenz des Orodes, zu unternehmen beschloß, vor allem deshalb, weil er dort die Schätze der Arsakiden zu erbeuten hoffte. Ein weiterer glücklicher Umstand für den Partherkönig war es, daß Crassus in unbelehrbarer Vertrauensseligkeit den Ratschlägen eines arabischen Häuptlings folgte, der im geheimen Einverständnisse mit den Parthern stand und das römische Heer auf dem kürzesten Wege mitten durch Mesopotamien nach Seleukia zu führen versprach. Der Weg, auf dem kleine Handelskarawanen wohl zu verkehren vermochten, war schlecht geeignet für ein mächtiges Heer, das großer Mengen von Proviant und Wasser bedurfte, und führte überdies durch ein kahles Steppenland, das für die Reiterkünste der Parther wie geschaffen war. Orodes teilte sein Heer: den größten Teil des Fußvolkes nebst weniger Reiterei führte er selbst gegen Armenien und hinderte so den König dieses Landes, dem Crassus das versprochene Hilfsheer zu schicken; die Hauptmasse der Reiter aber rückte unter der Führung des Surena in die mesopotamische Ebene, um hier eine günstige Gelegenheit zum Kampfe gegen die Römer zu erwarten.

Jenseit der Stadt Charran (Karrhae) am Bilikhflusse stieß der parthische Feldherr auf das Heer des Crassus, das siegesgewiß die heranstürmenden Reiterschwärme erwartete. Aber das Römerschwert war machtlos gegen den Regen von Pfeilen und Wurfspeeren, der auf die dichtgedrängten Legionen niederprasselte, wie sie im glühenden Sonnenbrande vorwärts zogen; umsonst sandte Crassus seinen Sohn mit einem leichtgerüsteten Heerhaufen und der Reiterei zum Angriffe vor: die Schar war alsbald umringt und zusammengehauen, und triumphierend zeigten die Parther dem verzweifelten Vater den Kopf des gefallnen Sohnes. Die völlige Zerrüttung des Geistes, in die dieser Schlag den unglücklichen Feldherrn versetzte, vollendete das Verderben. Nach zweitägigem Gefechte rettete sich der Rest des Römerheers hinter die Mauern von Charran; als dann Crassus den Versuch machte, den Rückzug fortzusetzen, wurde er verräterischerweise bei einer Unterhandlung getötet, seine Truppen aber, soweit sie nicht gefallen waren, streckten die Waffen (9. Juni 53 v. Chr.). Die Römer hatte der unglückliche Feldzug mehr als 30,000 ihrer besten Soldaten gekostet, von denen gegen 10,000 lebend in die Hände der Parther gefallen waren und im östlichen Iran angesiedelt wurden.

Ungeheuer war der Eindruck des parthischen Siegs in ganz Westasien, und nur der Umstand, daß der Großkönig den errungenen Sieg nicht benutzte, rettete die Römer vor schweren Verwicklungen. König Orodes fand es im Geiste echt orientalischer Despotie geratener, den Surena aus dem Wege zu räumen und sich seines besten, aber eben deshalb verdächtigen Feldherrn zu berauben, als seine Kräfte zu einem neuen Schlage gegen die Römer zu sammeln. So fiel zunächst nur Mesopotamien den Parthern zu. Erst im Jahre 51 rückte ein starker parthischer Heerhaufen unter dem Thronerben Pakoros über den Euphrat gegen Antiochien; aber der erste Eindruck der Niederlage des Crassus war schon verwischt, Antiochien hielt sich,

und auf seinem Rückzug erlitt Pakoros noch eine empfindliche Schlappe. Daß dem Könige der eigne Sohn verdächtig wurde, lähmte vollends die weitere Kriegführung und hinderte die Parther auch, den Krieg zwischen Caesar und Pompejus für ihre Zwecke zu benutzen, obwohl sie von den Pompejanern als Verbündete gewonnen wurden. Dem Plane Caesars, das Unternehmen des Crassus mit besserem Bedachte zu wiederholen, schob die Ermordung des genialen Mannes einen Riegel vor. In die nunmehr ausbrechenden Kämpfe griffen auch die Parther ein, da syrische Kleinfürsten ihre Hilfe gegen Antonius anriefen und Q. Labienus, der an den Hof des Großkönigs geflüchtet war, diesen zur Ausnutzung der günstigen Lage reizte. Gleich einem Heuschreckenschwarme warfen sich parthische Reitermassen unter Pakoros auf Syrien, unter Labienus auf Kleinasien; Pakoros drang nach Phönikien und Palästina vor, Labienus bis Lydien.

Aber diesen scheinbaren Erfolgen entsprach der innere Wert nicht. Der römische Feldherr Ventidius Bassus war im Jahre 38 kaum im Felde erschienen, als auch Labienus in fluchtartiger Eile Kleinasien räumen mußte und Pakoros, der in Gefahr war, abgeschnitten zu werden, sich eilends über den Euphrat zurückzog. Überall, wo sie mit den Römern zum Gefechte gekommen waren, hatten die Parther empfindliche Verluste erlitten. Als dann im nächsten Jahre Pakoros zurückkehrte, verleitete ihn Ventidius bei Gindaros in Syrien zu einem übereilten Angriff auf das römische Lager, der mit dem Tode des Pakoros und der völligen Niederlage seines Heers endete (38 v. Chr.). Der Tod des parthischen Kronprinzen war ein schwerer Schlag für die Sache des Großkönigs, denn der Verstorbene hatte nicht nur Feldherrngeschicklichkeit gezeigt, sondern vor allem die bei Parthern seltene Gabe, die Herzen der Unterworfnen zu gewinnen, so daß viele syrische Fürsten ihm aufrichtig ergeben waren. Bald darauf (37 v. Chr.) fiel auch König Orodes durch Meuchelmord, und Arsakes XV. Phraates IV., sein Sohn und Mörder, bestieg den Thron, den er durch Niedermetzelung seiner nähern Verwandten zu sichern bestrebt war.

Gegen diesen neuen Herrscher richtete sich der groß angelegte Feldzug des Antonius im Jahre 35; wieder einmal endete er mit einem kläglichen Mißerfolge. Antonius hatte offenbar die Absicht, den Kampf in den Ebenen zu vermeiden und durch einen Angriff auf das iranische Gebirgsland die Überlegenheit seines Fußvolkes zur Geltung zu bringen, aber er versäumte es, die nötigen Vorkehrungen für die Ernährung seines ungeheuern Heers zu treffen. Als er nach Atropatene vorgedrungen war, begann er mit ungenügenden Hilfsmitteln die Belagerung der Stadt Phraaspa, mußte aber endlich froh sein, sich nach schweren Verlusten wieder aus dem Gebirge nach Armenien retten zu können. Die Treulosigkeit der Armenier, die die zugesagten Hilfstruppen nicht geschickt hatten, trug viel zum Mißerfolge der Römer bei, die dann auch den armenischen König Artavazd bald darauf (30 v. Chr.) gefangen wegführten. Da sich kurz nach der Niederlage des Antonius der Unterkönig Mediens mit dem Großkönig entzweite, hatte der Schlag, den die Römer erlitten hatten, keine weitern Folgen; Antonius konnte sogar ein Bündnis mit dem Meder schließen.

Phraates IV. hatte in den nächsten Jahren alle Mühe, sich gegen Empörer zu behaupten; den Römern gegenüber zeigte er sich infolgedessen nachgiebig, und im Jahre 20 erhielt Kaiser Augustus zu allgemeiner Befriedigung des römischen Volkes sogar die von den Parthern bei Charran erbeuteten Feldzeichen und Gefangenen zurück. Selbst in die Kriege, die die Römer mit den Armeniern führten, mischten sich weder Phraates (gest. 2 v. Chr.) noch seine nächsten unbedeutenden Nachfolger mit Entschiedenheit ein. Mehrere parthische Prinzen wurden in Rom erzogen; freilich nicht zu ihrem Glücke. Denn als einer von ihnen, Vonones I., den Thron bestieg, machte ihn seine Vorliebe für römisches Wesen bald so verhaßt, daß er einem Nebenbuhler weichen

mußte, dem Arsakes XIX. Artabanos III. (16 n. Chr.). Artaban aber war kaum glücklicher als sein Vorgänger; seine Bemühungen, Armenien wieder in Abhängigkeit zu bringen, scheiterten, eine mächtige Partei seines Volkes trat mit Unterstützung der Römer gegen ihn auf und zwang ihn endlich zur Flucht nach den östlichen Provinzen. Zurückgekehrt, schloß er Frieden mit Kaiser Caligula, mußte dann nochmals flüchten, starb aber doch als Großkönig im Jahre 40 n. Chr. Auch unter seinen Nachfolgern dauerten die Bürgerkriege fort; Wirren in Armenien und im Osten erschütterten das Reich. In den Jahren 58—60 maßen sich wieder einmal Römer und Parther, bis es dann endlich gelang, die armenische Frage gütlich beizulegen: der parthische Prinz Tiridates begab sich nach Rom (62) und wurde hier von Kaiser Nero feierlich mit Armenien belehnt.

Der Zerfall des Partherreichs machte in der folgenden Zeit weitere Fortschritte, ohne daß es möglich oder nützlich ist, die einzelnen Ereignisse aufzuzählen. Offenbar erlahmte die Kraft des parthischen Volkes, und die einzelnen iranischen Provinzen und Fürstentümer gewannen an Selbständigkeit, ja zuweilen scheint das Reich in mehrere unabhängige Teile zerfallen zu sein. Das von Eroberungen übersättigte Rom, dessen allmählich sich entvölkerndes Kernland Italien nicht mehr jene Kolonien auszusenden vermochte, die sonst allenthalben die Macht und die Kultur des Römerreichs befestigt hatten, Rom, das bereits in den Germanen seine gefährlichsten Gegner zu erkennen begann, zeigte lange keine Neigung, diese Wirren zu seinem Vorteile zu nutzen. Erst Kaiser Trajan nahm im Jahr 114 die Eroberungspolitik der Zeit Caesars wieder auf, wozu die Verhältnisse Armeniens wieder einmal den Vorwand geben mußten. Wie sehr das parthische Reich geschwächt war, zeigte sich an der lahmen Verteidigung des damaligen Großkönigs Arsakes XXVI. Chosroes I.; fast nur die Kleinfürsten an der Grenze leisteten Widerstand, als Trajan nach der Eroberung des nördlichen Mesopotamiens den Tigris überschritt, dann südwärts mit Hilfe einer rasch erbauten Flotte bis Ktesiphon vordrang, wo der goldne Thron des Partherkönigs in seine Hände fiel, und selbst den Persischen Golf erreichte (116). Bedenkliche Unruhen in dem neugewonnenen Gebiete nötigten indes den siegestrunkenen Kaiser bald zu einem vorsichtigen Rückzuge, nachdem noch feierlich, aber natürlich ganz erfolglos, ein parthischer Prinz von ihm zum Großkönig ernannt worden war.

Der Tod Trajans im Jahr 117 war zugleich das Ende seiner unfruchtbaren Unternehmung; denn sein Nachfolger Hadrian beeilte sich, die römischen Truppen aus Armenien und über den Euphrat zurückzuziehen und so die alte Grenze wiederherzustellen (s. die Karte von Westasien bei Seite 328). Hadrian erkannte richtig, daß die Zeiten der großen Eroberungen vorüber seien. Erst als zur Zeit Mark Aurels der Partherkönig Arsakes XXVIII. Volagases III. (Walagas; 148—191) wieder gegen Rom losbrach, aber nach anfänglichen Erfolgen eine furchtbare Niederlage erlitt und selbst Ktesiphon räumen mußte (162—165), wurde Mesopotamien dauernd besetzt und die Grenze des Römerreichs bis an den obern Tigris vorgeschoben. Zu ihrem Unheile mischten sich später einige der kleinen Grenzfürsten des parthischen Reichs in die römischen Thronstreitigkeiten, und die Folge waren die Feldzüge des Kaisers Severus („Parthicus"), die in der abermaligen Eroberung und Plünderung Ktesiphons im Jahr 198 gipfelten. Der elende Zustand des zerfallenden parthischen Reichs verlockte endlich auch Kaiser Caracalla, durch einen hinterlistigen Überfall des ahnungslosen Großkönigs Arsakes XXXI. Artabanos V. billige Lorbeeren zu ernten (216); sein Nachfolger Macrinus aber mußte sich mit der Behauptung Mesopotamiens begnügen (217). Kurz darauf trat ein völliger Umschwung der Verhältnisse im iranischen Reich ein: die Dynastie der Arsakiden mußte dem Hause der Sasaniden den Platz räumen.

b) Die Sasaniden.

Es ist bedauerlich, daß wir Parthien immer nur von seiner westlichen Seite her schwach vom Lichte der Geschichte erleuchtet sehen, während das Innere und der Osten im tiefen Dunkel liegen. Was abgesehen von der Schwäche der Großkönige und den Menschenverlusten, die das parthische Herrschervolk in den beständigen Kriegen erlitt, die tieferliegenden Ursachen des Dynastiewechsels gewesen sein mögen, läßt sich höchstens vermuten. Zweifellos war die neue Dynastie der Sasaniden, wie sie in der Folge gezeigt hat, ein echterer Vertreter des iranischen Stammes als die der Arsakiden, deren turanische Stammverwandtschaft sie den wahren arischen Iraniern immer fremd erscheinen lassen mußte. Daß es sich aber beim Sturze der Arsakiden thatsächlich um eine mehr oder weniger bewußte Reaktion des Iraniertums gehandelt hat, das scheint auch aus der ganz andern Wichtigkeit hervorzugehen, mit der von den sasanidischen Herrschern die religiöse Frage behandelt und das Banner der Glaubenseinheit erhoben wird; war doch die Religion Zarathustras das reinste Erzeugnis iranischen Geisteslebens und das wahre Palladium jenes Bruchteils der arischen Rasse, der in längstvergangener Zeit die persischen Lande besiedelt hatte. Die parthischen Großkönige haben in ihrem Verhältnisse zu den Römern nie die geringste Neigung zu religiöser Propaganda gezeigt; die Sasaniden dagegen sind fanatische Verfechter ihres Glaubens.

Wenn sich das Iraniertum mit wachsender Begeisterung um die Fahne seiner alten Religion scharte, so zeigte es damit nur, daß es auch an seinem Teile sich nicht jener Zeitströmung entziehen konnte, die im römischen Reiche die Glaubensfragen immer mehr in den Vordergrund schob und zu politischen Machtfaktoren gestaltete. Das Christentum begann damals das Geistesleben der antiken Welt bis ins Innerste zu erschüttern, und die Wellen der Bewegung überfluteten bereits die Grenzen Irans; schlug der neue Glaube hier wie im Westen feste Wurzeln und gelangte er endlich zum Siege, dann war es auch mit der abgeschlossenen Eigenart Irans vorbei, dann wurde es ein Glied der westlichen Kulturwelt, wie es später durch den Islam zu einem Teile des islamitischen Weltreichs thatsächlich geworden ist. Schon vorher war das Judentum in Iran eingedrungen, in Babylonien befanden sich starke jüdische Kolonien, und um das Jahr 57 n. Chr. war sogar der König von Adiabene, das einen Teil des alten Assyriens umfaßte und von Parthien abhängig war, zum mosaischen Glauben übergetreten (vgl. oben, S. 228 und 247); gegen Ende des 1. Jahrhunderts griff dann das Christentum in Mesopotamien um sich, und auch im iranischen Hochlande mögen damals die ersten Sendboten erschienen sein (vgl. Band IV, S. 208 unten). Mit Ingrimm sahen die Priester des Lichtkultus dieses Vordringen der neuen Lehre, die von Westen her ihr Machtbereich angriff, während im Osten schon seit Jahrhunderten der Buddhismus am Werke war, den zarathustrischen Glauben zurückzudrängen. Der Fall der Partherfürsten, die mit Gleichgültigkeit diesen Vorgängen zugesehen hatten, mag vielleicht nicht unmittelbar dem Einflusse der Priesterschaft zuzuschreiben sein, aber daß er ihr hochwillkommen gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Gleich den ersten Sasanidenherrscher lernen wir als religiösen Fanatiker kennen, dessen Thronbesteigung besonders die Juden mit Schrecken erfüllte, und der denn auch alsbald mit einigen scharfen Edikten gegen das Judentum hervortrat. In der folgenden Zeit wird die Lichtreligion immer mehr der unverwüstliche Kitt der Reichseinheit, ihre Ausbreitung erscheint als höchste Pflicht der Herrscher, und die heiligen Feuer flammen als die Wahrzeichen des echten, von der Außenwelt abgeschlossenen iranischen Volkstums, bis sie unter dem Wogenschwall der islamitischen Eroberung verlöschen.

Der Gründer der Sasanidendynastie, Ardaschir Papekan (Artaxerxes, Sohn des Papak), stammte aus dem Kernlande des alten Irans, aus der Persis; er gehörte einer Familie an, die von einem mythischen Ahnherrn Sasan abstammte und, wie es scheint, die erbliche priesterliche Funktion ausübte. Sein Vater Papak scheint bereits ein kleines Reich in der Persis gegründet und die Gebiete anderer Kleinfürsten an sich gerissen zu haben, was ja bei den Zuständen des parthischen Staates nichts Unerhörtes war. Auch als Ardaschir mit erhöhter Energie diese Eroberungspolitik fortsetzte, ließ ihn Artabanos V. (gestorben 224) längere Zeit gewähren, bis dann doch die wachsende Macht und wohl auch die Hoffnungen, welche die iranische Priesterpartei auf den Emporkömmling setzte, den Großkönig zu feindlichen Maßregeln gegen den allzu selbständigen Vasallen nötigten. Es war indes zu spät: Ardaschir besiegte und tötete den letzten Arsakiden Volagases V. in der Ebene Hormujan (227).

In kurzer Zeit wurde Ardaschir von den westlichen Provinzen Irans und von Armenien als König der Könige anerkannt, bald unterwarf sich auch der Osten; die letzten Arsakidenprinzen, die hier Widerstand geleistet hatten, flohen nach Indien. Andere Zweige des arsakidischen Hauses söhnten sich mit dem neuen Herrscher aus und behielten ihre Besitzungen. Mit dem Auftreten des ersten Sasaniden kommt ein neuer frischer Zug in die persische Geschichte, die alten Überlieferungen der Achämenidenmacht werden wieder aufgenommen, das Nationalgefühl hebt sich. Ardaschir hatte kaum sein Reich begründet, als er bereits den Blick nach Westen richtete, durch eine pomphafte Gesandtschaft die Abtretung ganz Vorderasiens von den Römern verlangte und mit Heeresmacht zunächst die verloren gegangenen Besitzungen in Mesopotamien zurückzugewinnen suchte (230). Kaiser Alexander Severus mußte den Kampf mit den Persern, wie die Iranier nach dem alten zu neuer Kraft gelangten Herrschervolke nunmehr im Westen wieder genannt werden, wohl oder übel aufnehmen; indes führte dieser erste Waffengang zu keinen entscheidenden Ergebnissen (231). Im Innern des Perserreichs aber erwachte, von der siegreichen Priesterschaft gestützt, die iranische Kultur zu frischem Leben, neue Städte wurden gegründet, Feuertempel und Schulen allenthalben erbaut, Rechtspflege und Heeresverfassung neu geordnet; man sieht, wie das echte iranische Wesen sich erst jetzt wieder ganz zu entfalten vermag. Bald fühlte es sich kräftig genug, seine alten Ansprüche auf die Oberherrschaft in Westasien mit Entschiedenheit wieder aufzunehmen.

Die große Epoche des persisch-römischen Kampfes eröffnet Shapur I. (Sapor), der nach dem Tode seines Vaters Ardaschir im Jahre 241 den Thron bestieg. Schon 242 brach er los, drang bis Antiochien vor und wurde erst nach blutigen Kämpfen an den Tigris zurückgedrängt; Kaiser Gordian scheint ihm Armenien und Mesopotamien abgetreten zu haben, um angesichts der verworrenen Verhältnisse in Rom sich des gefährlichen Gegners zu entledigen. Bis 258 wurde der Frieden gehalten. Dann drang der Großkönig von neuem in Syrien ein, nahm den Kaiser Valerian, der ihm im Jahre 260 entgegentrat, mitsamt seinem Heere gefangen, eroberte Antiochien und zog endlich mit unermeßlicher Beute triumphierend in sein Land zurück. Nur die aufstrebende Macht Palmyras, dessen König Odänathos den Krieg gegen Persien aufnahm und mit seinen Reiterscharen bis vor die Thore Ktesiphons drang, schützte das unglückliche Syrien vor weiterer Verwüstung, da Shapur eine Wiederholung seines Zuges nunmehr nicht wagte.

Die Zustände im Innern Irans mögen damals Shapur als eifrigen Anhänger Zarathustras ebenfalls von den äußeren Angelegenheiten abgezogen haben. Wie alle großen Weltreligionen an der Grenze ihrer Verbreitung das Entstehen von Nachahmungen und Mischformen hervorriefen, wie z. B. dem Auftreten Mohammeds sofort das anderer Propheten und

Nebenbuhler folgte, so hatte sich auch im persischen Reich ein Religionsgründer eingefunden, der den Versuch machte, die altiranische Glaubenslehre mit christlichen und jüdischen Elementen zu einer neuen Einheit zu verschmelzen. Es war dies Mani, der Gründer der manichäischen Sekte, dessen erstes Auftreten in das Jahr 238 fallen dürfte. Über das Verhältnis Manis, der bald zahlreiche Anhänger gewann, zu Shapur sind sehr verschiedene Angaben erhalten; wahrscheinlich hat Shapur (gestorben 272) dem Reformator zunächst ein gewisses Wohlwollen gezeigt, bis ihn das Eingreifen der Priesterschaft zu strengen Maßregeln veranlaßte und Mani zur Flucht nach dem Osten gezwungen wurde. Als Mani dann im Jahre 274 zurückkehrte, ließ ihn der damals regierende Sohn Shapurs, Vararan I. (Bahram oder Varanes), ergreifen und hinrichten; seine Anhänger aber wurden zur Flucht genötigt. Die Gefahr einer iranischen Religionsspaltung war damit glücklich abgewendet. Iran war sich selbst wiedergegeben, aber auch für die Zukunft isoliert und auf die eigne Kraft gestellt.

Über die nächsten Nachfolger Shapurs I., die zum Teil nur kurze Zeit auf dem Throne blieben, ist wenig zu berichten. Der Feldzug, den Kaiser Carus im Jahre 283 wohl nur deshalb unternahm, weil ihm die Wirren im Sasanidenreiche für einen Angriff günstig schienen, fand durch den plötzlichen Tod des Kaisers sein Ende, nachdem das römische Heer bereits bis Ktesiphon vorgedrungen war. Erfolgreicher war der Kriegszug des Galerius im Jahre 297, der nach einer Niederlage der Römer mit einem glänzenden Sieg über den Großkönig Narses (Narsahe) endete und den Römern 298 einen sehr günstigen Frieden einbrachte: Armenien wurde römischer Vasallenstaat, und einige Distrikte jenseit des Tigris wurden den Siegern abgetreten.

Die verworrenen Verhältnisse des Perserreichs gewannen erst wieder festere Gestalt, als Shapur II., der im zartesten Alter zur Herrschaft gelangt war und 72 Jahre lang, von 309—380, über das Reich geboten hat, die Zügel der Regierung ergriff; mit ihm trat wieder eine echt orientalische Herrschernatur, ein geborner Heerführer an die Spitze des Staates. Ohne wichtige Entscheidungen verliefen die Kriege mit Kaiser Constantius, deren erste Periode mit der vergeblichen Belagerung der Stadt Nisibis, des römischen Hauptbollwerkes im östlichen Mesopotamien, im Jahre 350 endete; als dann 359 die Kämpfe wieder begannen, nahm Shapur das feste Amida nach langer und verlustreicher Belagerung. Der Tod des Constantius brachte wieder eine Persönlichkeit an die Spitze des Staates, die noch einmal die Überlieferungen Alexanders des Großen aufzunehmen beschloß, den Erneuerer des Heidentums, Julian. Im Jahre 363 brach er mit einem erprobten Heere von Antiochien auf und gelangte ohne Schwierigkeit bis vor Ktesiphon; dann aber zwang ihn der Mangel zum Rückzug, Shapurs Hauptmacht bedrängte ihn. Als Julian bei einem Gefechte tödlich verwundet worden war, mußte sein Nachfolger Jovian, den die Soldaten aus ihrer Mitte gewählt hatten, einen demütigenden Frieden schließen, um nur sich und sein Heer zu retten. Shapur erhielt das östliche Mesopotamien mit Nisibis und konnte nun, im Besitz einer günstigen strategischen Stellung, seine Aufmerksamkeit wieder den Verhältnissen Armeniens zuwenden.

Gerade Armenien war der Hauptschauplatz des religiös-politischen Kampfes, der damals auf der ganzen westlichen Grenze des Perserreichs entbrannt war, des Kampfes zwischen Christentum und Lichtkultus, römischem und persischem Einfluß. Als mit der Thronbesteigung Konstantins des Großen der Sieg des christlichen Glaubens im Römerreich entschieden war, da hatten sich auch die Herrscher Armeniens und Iberiens beeilt, offen das Christentum anzunehmen, natürlich nicht ohne Widerstand der Anhänger des Alten, die alsbald die Unterstützung der Perser zu gewinnen suchten, während die Christen ihren Rückhalt an Rom fanden.

Die Ausnahmeerscheinung Julians des Abtrünnigen kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Kampf zwischen Rom und Persien immer mehr zugleich ein Glaubenskrieg wird, und ebenso klar ist es infolgedessen, daß das Perserreich bis zu seinem Untergange trotz glänzender äußerer Erfolge doch immer nur abwehrend, nicht erobernd auftritt. Der Sieg des Christentums im Westen schnitt die Möglichkeit, dort die iranische Religion zugleich mit der persischen Oberherrschaft dauernd zur Geltung zu bringen, vollständig ab; es mußte den Großkönigen genügen, durch blutige Christenverfolgungen, mit denen Shapur II. den Anfang machte, die Gefahr wenigstens vom eignen Land abzuwehren. Dies ist denn auch im Grunde die Ursache, warum die siegreichen Züge der Perser ins römische Gebiet so unfruchtbar bleiben: es sind Ausfälle aus einer belagerten Festung, Raubfahrten im großen Stile, aber keine Eroberungskriege. In Armenien gelang es Shapur nach langen Kämpfen und Bemühungen, die fast den Rest seines Lebens ausfüllten, die Anerkennung der persischen Oberherrschaft durchzusetzen; aber die Beseitigung der christlichen Religion glückte ihm nicht. Unter einem seiner Nachfolger einigte man sich endlich über die Teilung Armeniens in eine römische und eine persische Hälfte, deren jede von einem einheimischen Fürsten regiert werden sollte (388). Über die schweren Kriege, die Shapur an seiner anderen gefährdeten Front, im Nordosten, auszufechten hatte, ist wenig Bestimmtes bekannt; doch sie beweisen, daß das Volk Irans dort beständig auf der Grenzwache gegen jene Nomaden Hochasiens zu stehen hatte, deren unruhiges Hin- und Herfluten immer wieder einmal eine gefährliche Völkerwelle gegen die Schutzwehren der persischen Kulturwelt warf.

Unter den Nachfolgern Shapurs ist zunächst Yezdegerd I. (Yazdejird; 399—420) zu erwähnen, der Böse, wie ihn sein Volk genannt hat; der anfangs scheinbar dem Christentume geneigte Herrscher wurde in seinen letzten Lebensjahren wieder ein gläubiger Anhänger der Lichtreligion und ein fanatischer Verfolger der Christen. Als Nachspiel dieser Christenverfolgung entstand unter Yezdegerds Nachfolger Vararan V. (420—438) ein Krieg mit den Römern, der 422 beendet wurde. Märchenhaft sind dagegen die orientalischen Berichte über einen Kampf Vararans mit dem Kaiser von China, da es sich schwerlich um etwas anderes gehandelt hat, als um einen jener so oft erwähnten Grenzkriege gegen turanische Nomaden. Immerhin läßt sich vermuten, daß damals die Grenze des iranischen Einflusses weiter nach Transoxanien hinein verlegt worden ist, und daß überhaupt das Iraniertum an dieser gefährdeten Stelle wacker bei der Arbeit war, seine Kultur und Religion unter den Turaniern zu verbreiten und sie in derselben Weise zu zähmen, wie das China seinen nomadischen Nachbarn gegenüber so ausgezeichnet erreicht hat. Bei der arabischen Eroberung fand sich ein Reich mit zarathustrischer Religion im heutigen Buchara, das kraftvollen Widerstand leistete und vorher einen vorgeschobenen Posten des Persertums gegen den Nomadismus gebildet haben muß.

Allmählich waren die Großkönige auch gezwungen, den Kaukasuspässen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; schon waren alanische und hunnische Scharen durch sie in Iran eingebrochen, da die Kaukasier den Durchzug nicht immer hindern konnten oder wollten. Es war eine wichtige That Yezdegerds II. (442—459), daß er sich des Passes von Derbent am Kaspischen Meere bemächtigte und ihn durch starke Befestigungen sperrte; leider ließ er sich gleichzeitig zu dem unglücklichen Versuche hinreißen, das Christentum in Armenien zu unterdrücken, der zu verderblichen Kämpfen führte und auf die Dauer doch erfolglos blieb. Jedenfalls waren sich die persischen Fürsten der Wichtigkeit der kaukasischen Stellung bewußt, wie denn der Großkönig Peroses (Peroz) selbst von den Byzantinern Beiträge zur Erhaltung der Paßbefestigungen verlangte, da die Sperrung des Kaukasus im gemeinsamen Interesse beider Völker läge. Peroses kämpfte mit Glück

gegen die im Westen des Kaspischen Meers heranbringenden Nomaden, hatte aber schwere Kriege gegen das Reich der Kuschan und der Hephtaliten zu führen, das damals in Turan entstanden war, und fand dabei seinen Tod (484).

Eine sehr merkwürdige Erscheinung auf dem Throne der Großkönige ist Kobad I. (Kawat, Qobad), der von 488—531 die Herrschaft geführt hat. Unter ihm, und zwar zunächst von ihm begünstigt, entwickelte sich eine neue reformierende Sekte der Lichtreligion, die arge Verwirrung über das Reich brachte. Mochte auch durch die Unterdrückung der Manichäer eine Umgestaltung des alten Glaubens zunächst gehindert worden sein, so wirkte doch in der Stille das Beispiel des Christentums und der Widerwille gegen die Priesterschaft weiter, und wie fast immer verknüpften sich auch hier endlich Umsturzpläne radikalster Art mit religiösen Reformgedanken, die dann beide in der Lehre Mazdaks ihren entschiedensten Ausdruck fanden. Die rein religiösen Lehrsätze des Reformators, die in der Hauptsache eine Fortbildung manichäischer Anschauungen sind, haben geringere Wichtigkeit als die von ihm geplante soziale Umwälzung, die auf einen religiös angehauchten Kommunismus aller Güter und selbst der Frauen hinauslief und beim Volke begeisterten Anhang fand. Kobad scheint eine Zeitlang gehofft zu haben, in der neuen Lehre ein Kampfmittel gegen den Feudalismus seines Reichs und gegen den übermächtigen Einfluß der Priesterschaft zu finden; daß alle kommunistische Volksbeglückung im Stile Mazdaks nur zersetzend, aber nie aufbauend wirken kann, erkannte er erst später zu seinem Schaden. Mazdak selbst war anscheinend einer jener Idealisten, die stets das Gute wollen und das Böse schaffen; seine Lehre, die für Mustermenschen berechnet war, artete unter seinen Anhängern furchtbar aus, und die Feinde der Reformation fanden somit bald Gelegenheit, eine erfolgreiche Gegenbewegung ins Werk zu setzen. Der Großkönig Kobad selbst wurde gefangen genommen und mehrere Jahre von der Regierung ferngehalten. Mit Hilfe eines Nomadenvolks des Nordens erzwang er sich endlich wieder seine Anerkennung, mußte aber alle in mazdakitischem Sinn erlassenen Gesetze widerrufen.

Kobads zweite Regierungsperiode ist in der Hauptsache dem Kriege gegen die Römer gewidmet, in dem er ein gutes Mittel sehen mochte, die Aufmerksamkeit seines Volkes von den inneren Verhältnissen abzulenken, und zu dem ihm die Weigerung der Römer, zur Befestigung der Kaukasuspässe die herkömmlichen Beiträge zu zahlen, einen genügenden Vorwand bot. Nach Beilegung dieses ersten Streites folgte bald ein zweiter, und noch am Ausgange seines Lebens mußte Kobad nochmals das Schwert ziehen, um das wichtige südkaukasische Reich Lasistan, dessen König sich zum Christentume bekehrt und infolgedessen an Byzanz angeschlossen hatte, dem persischen Einflusse zu erhalten. Der Krieg, dessen Hauptereignis ein Sieg Belisars im Jahre 531 war, verlief im ganzen ohne entscheidende Ergebnisse; indessen gelang es den Persern zuletzt, Iberien zu besetzen.

Nach dem Tode Kobads entstanden die üblichen Thronstreitigkeiten, indes bestieg doch endlich Chosrav I. Anushirwan (Xusrau, Χοσρόης; „mit unsterblicher Seele"), den Kobad als den tüchtigsten seiner Söhne erkannt hatte, und den er einmal sogar vom römischen Kaiser adoptieren lassen wollte, um ihm das Reich zu sichern, im Jahre 531 den Thron. Er war der Vertreter des echten Altpersertums, ein Freund der Priester und der entschiedenste Gegner der noch immer mächtigen mazdakitischen Reformer, deren Kandidat ein anderer Sohn Kobads gewesen war. An äußerem Glanz erreichte unter ihm das Perserreich den Gipfel; auch im Innern war die Regierung Chosravs I. „des Gerechten" segensreich und kraftvoll. Aber zugleich bedeutet diese Periode den entschiedenen und endgiltigen Sieg der starren konservativen

Anschauung, das Aufhören jeder fortschreitenden Entwicklung, und alle blendenden äußern Erfolge täuschen über diese Thatsache nicht hinweg, deren Folgen hundert Jahre später plötzlich und verhängnisvoll hervortreten sollten.

Chosrav schloß zunächst Frieden mit den Römern, die zur Befestigung der kaukasischen Pässe, mit der Chosrav nunmehr in großartigem Maßstabe begann, einen bedeutenden Beitrag zahlten, Lasistan aber zurückerhielten. Außer der kaukasischen Pforte versuchte der neue Großkönig auch die noch gefährlichere im Nordosten seines Reichs nach chinesischem Vorbilde durch Erbauung einer großen Mauer zu schließen, während er gleichzeitig seine alten Ansprüche auf Teile des nordwestlichen Indiens mit Waffengewalt geltend machte. Aber bald wandte er seine Blicke mit wachsender Besorgnis nach Westen, wo unter der Herrschaft Kaiser Justinians I. das byzantinische Reich in überraschender Weise neue Kräfte gewann, die vandalische Herrschaft in Afrika niederwarf und die Goten in Italien vernichtete. Schon der Eindruck, den diese Ereignisse auf die christlichen Bewohner seiner Vasallenstaaten machen mußten, zwangen Chosrav zu Verteidigungsmaßregeln, als deren beste er nach bewährter Methode einen plötzlichen Angriffskrieg betrachtete, dem nicht einmal eine Kriegserklärung vorausging (Frühjahr 540). Die Römer hatten den Persern kein Heer entgegenzustellen. Chosrav, dem es um keine dauernden Eroberungen zu thun war, plünderte auf seinem Zuge möglichst viele syrische Städte oder erpreßte von anderen ein ungeheures Lösegeld, nahm endlich auch das schlecht verteidigte Antiochien und entschloß sich erst zum Rückzuge, nachdem ihm von Byzanz aus eine große Geldsumme gezahlt worden und ein jährlicher Tribut versprochen war. In den nächsten Jahren waren die Erfolge Chosravs geringer, und im Jahre 545 wurde ein längerer Waffenstillstand geschlossen.

Nur um Lasistan wurde auch fernerhin mit wechselndem Erfolge gekämpft, denn Chosrav legte hohen Wert auf den Besitz dieses pontischen Küstenlandes und träumte sogar davon, dort eine Flotte erbauen zu lassen, um Byzanz zu Wasser anzugreifen; die Römer dagegen betrachteten sich als die natürlichen Verbündeten des christlichen Gebirgsvolkes und Lasistan als eine Vormauer ihres Reichs gegen die unruhigen kaukasischen Stämme und die jenseit des Gebirgswalles lauernden Alanen und Hunnen. Die Kämpfe endeten zum Nachteile der Perser: Lasistan wurde im Jahre 556 den Byzantinern abgetreten. Chosrav hatte dem lasischen Kriege zuletzt nur wenig Aufmerksamkeit mehr schenken können, da die Vorgänge in Hochasien wieder einmal ein drohendes Gesicht annahmen: das Reich der Hephtaliten in Transoxanien erlag dem Ansturme der Türken, die, aus Ostturkistan hervorbrechend, um 555 ein gewaltiges Reich begründeten. Nur der geschickten Politik Chosravs ist es zu danken, daß Persien von diesem Sturme nicht getroffen wurde, sondern selbst an der Teilung der Beute teilnehmen konnte.

An der Westgrenze ruhten längere Zeit die Waffen. Aber der geistige Kampf zwischen Feuerkultus und Christentum dauerte fort. Wie sehr Chosrav auch in diesem Sinne die persische Sache vertrat, lehrt sein Eingreifen in die Verhältnisse Jemens, wo das Christentum mit Hilfe der Abessinier siegreich durchgedrungen war: unter dem Beistand eines persischen Heers wurden die Abessinier vertrieben (um 575) und eine persische Schattenregierung in einem Teile des Landes bis zur Zeit Mohammeds aufrecht erhalten. Gegen Ende der Regierung Chosravs brach dann wieder der Krieg mit den Römern aus, persische Truppen schweiften bis Antiochien, und in Armenien wurde ohne Entscheidung gekämpft.

Unter Chosravs Nachfolger Hormizd IV. (578—590) zog sich der Grenzkrieg jahrelang hin; es war eine Folge des beständigen Kriegszustandes, daß endlich einer der Feldherren es wagen konnte, den höchst unbeliebten, anscheinend geisteskranken Hormizd zu stürzen und an

Chosrav II. von Persien auf seinem künstlichen, mit Kreuz und Taube geschmückten Throne.

Chosrau II. von Persien auf seinem künstlichen Throne.

(Die Ergänzungen nach Ludwig Weilands Ausgabe der Sächsischen Weltchronik im 2. Bande der Deutschen Chroniken.)

Urschrift.

In deme 612. jare van unses herren bort Eraclyus quam an dat rike unde was daran 27 jar ... In den tiden koning Cosdras van Persya gewan Damask unde Kartaginem unde dede grote not deme Romischen rike. He gewan oc Jerusalem unde nam dat hilege cruce unde vorde it mit eme in Persyam. Desse Cosdras was so homudich, dat he sprach, he were got; he gebot oc, dat men ene vor enen got anbedede. He verstorede de cristenheit unde brande kerken unde clostre. De keyser Eraclyus sande dar to eme, he scolde vrede mit eme maken. Dat dochte deme koninge Cosdra versmelik, unde enbot ime, wolde he Christum verlochnen, so wolde he eme enen vrede geven. He let met groter list maken en werk lic deme himele van golde unde van silvere unde van edelen gesteine; he let darinne maken sunnen unde manen unde de sterren, unde dat it darvan regnede unde donrede. Dit werk togen under der erde heimlike perede unde andere dier de dar starke noch to waren. Dat ging umme also de hemel doth mit der sunnen unde den manen unde den sterren. Hir boven satte he sinen stol unde bi sic dat hilege cruce, alse it ime gesibbe were, unde schop dar sine wonunge, alse he got were. Dat rike let he sime sone Cosdre. Eraclyus vor do mit groteme here in Persyam unde streit mit deme jungen koninge Cosdra, unde sloch vele lude; he vieng oc twintich dusent unde makede ledich manegen cristenen man. Dit dede he dries. Cosdras besamnede sic do mit groteme here und besat Constantinopole an deme mere unde uppe deme lande. De keiser Eraclyus werede sic manlike; Cosdras vor do wider to lande. Darna besamnede aver Cosdras en grot here unde quam an de Donowe.

Übersetzung.

In dem 612. Jahre nach unsers Herren Geburt kam Heraklios auf den Thron und regierte 27 Jahre... In diesen Zeiten gewann König Chosrau (II.; 591—628) von Persien Damaskus und Karthago und brachte das Römische Reich in große Not. Er eroberte auch Jerusalem, nahm dort das heilige Kreuz* und führte es mit sich nach Persien. Dieser Chosrau war so hochmütig, daß er sagte, er wäre Gott; er gebot auch, man solle ihn wie einen Gott anbeten. Er beunruhigte die Christenheit und brannte Kirchen und Klöster nieder. Der Kaiser Heraklios sandte da zu ihm, er solle Frieden mit ihm machen. Das deuchte dem König Chosrau verächtlich, und er entbot ihm, wenn er Christus verleugne, so werde er ihm Frieden geben. Er ließ mit großer Schlauheit ein Werk gleich dem Himmel anfertigen aus Gold, Silber und Edelsteinen; darinnen ließ er die Sonne, den Mond und die Sterne anbringen, und daß es davon herabregnete und donnerte. Dies Werk zogen unter der Erde verborgene Pferde und andere Tiere, die stark genug dazu waren. Es lief um, wie der Himmel thut mit der Sonne, dem Mond und den Sternen. Darauf setzte er seinen Thron, neben sich das heilige Kreuz, als ob es ihm verwandt, und schuf dort seine Wohnung, als ob er Gott wäre. Das Reich hinterließ er seinem Sohne Chosrau. Heraklios zog da mit einem großen Heere nach Persien; er kämpfte mit dem jungen König Chosrau und erschlug viele Leute; er nahm auch 20,000 gefangen und befreite manchen Christenmenschen. Dies that er dreimal. Chosrau versammelte da ein großes Heer und belagerte Konstantinopel zu Wasser und zu Lande. Der Kaiser Heraklios wehrte sich tapfer; Chosrau zog da wieder ab. Darnach aber versammelte Chosrau ein großes Heer und kam an die Donau.

Über dem oberen Bild ist der Name „Cos-dras", über dem unteren links: „Heraclius" (c und l sind zu einer Ligatur verschmolzen), rechts „Cosdras" angebracht; beides von einer Hand der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, also aus derselben Zeit, in der auch der Text niedergeschrieben worden ist.

* Das vermeintlich von der Kaiserin Helena aufgefundene Kreuz Christi ist sofort geteilt worden: ein Teil blieb in Jerusalem, der andere kam nach Konstantinopel. Während das zweite Stück in der griechischen Hauptstadt bis 1204 blieb und bei der Eroberung der Stadt mit anderen Reliquien in das christliche Abendland zerstreut wurde, fiel das erste Stück dem König Chosrau von Persien in die Hände. Dieser ließ sich einen Thronhimmel bauen, auf dem er selbst als Gottvater saß, während das Kreuz neben ihm den gekreuzigten Christus und die weiße Taube auf seiner linken Schulter den heiligen Geist darstellen sollte. Nach der späteren Überlieferung der sogenannten Legenda aurea, die die Auffassung des 13. Jahrhunderts wiedergibt, hätte Chosrau neben sich und das Kreuz einen Hahn in den Thronhimmel gesetzt. Der oströmische Kaiser Heraklios aber besiegte die Perser und brachte das heilige Kreuz nach Jerusalem zurück, wo es mit dem zweiten Bruchstück vereinigt wurde. Hier wurde es im Jahre 1099 wieder aufgefunden; im Jahre 1187 aber fiel es durch die Schlacht von Hittin in die Hände Saladins, dessen Nachfolger erst im Jahre 1221 die Reliquie den Christen zurückgab.

Clipérab II. von Perſien auf ſeinem kühnflichen Clyrone.

(Die Ergänzungen nach Ludwig Mellados Ausgabe der Sächſiſchen Weltchronik im 2. Bande der „Deutſchen Chroniken.“)

Überſetzung.

In deme drie jare van unſes Herren bort Crachus quam an dat rike unde was darna 17 jar. In den tiden koning Cradas van Perſia gewan Damask unde Kartagenen unde dede grote not deme Romiſchen rike. He gewan oc Jeruſalem unde nam den dat hilge cruce unde vorde it mit ome in Perſyam. Dese Cosdras was so homudich, dat he sprack he were got; he gebot oc dat men ene vor enen got anbedede. He vertorerde de cristen heil unde brande kirken und cloſtre. De leyte Eraclyus sande do to ime dat he ime enes wrede gave. Dat vermande deme koninge Cosdra, unde gebot ime, wolde he Cristus verlucken, so wolde he eme enen wrede geven. He let mest grotes rikes en werk lichtlichte dinch van golde unde van salyere unde van edelme gesteine; he let darinne maken sunnen unde manen unde de sterren, unde dat it darvan regenede unde donrede. Dit werk togen under der erde heimlike perede unde andere dier de dar stark noch to waren. Dat ding nande also de hemel doth mit der sunnen unde den manen unde den sternen, hir overe satte he sieben troun unde bi se dat rike cruce. also it ime gesibbe were und schop dar sine wonunge, also he got were. Dat rike let he sine sone Cosdre. Heraclius vor do mit groteme here in Perſyan he strot mit deme jungen koninge Cosdra, unde sloch iuwes vele he vang oc vlüch dusent unde maſede iedlich manegen cristenen man. Dit dede he dare. Cosdras besammede sic do mit grotsme here und besat Constantinopole an deme mere unde uppe deme lande. De keiser Eraclyus wrevede sic manlik Cosdres vor do weder to lande. Darna aver samnede Cosdras grot here unde quam uppe de Donowe.]

Hier vor oberen Stift in der Stadt „Cos-dras“, hier dem unteren linke: „Heraclius“, r und l sind zu rote einander verschmolzen) rechts „Cosdras“ angebracht; beides von einer Hand der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts also aus derselben Zeit, in der auch der Text niedergeschrieben worden ist.

Übertragung.

[In dem 17. Jahre nach unſres Herren Tode hub ſich Heraclius empor an das Reich und was darauf 17 Jahre... In den Tagen König Cradas von Perſien gewann Damask und Karthagena und that große Not dem Römiſchen Reiche. Er gewann auch Jeruſalem und nahm das heilige Kreuz und führte es mit ſich in Perſien. Dieſer Cosdras war ſo hochmüthig, daß er ſagte, er wäre Gott; er gebot auch, man ſolle ihn mit einem Gott anbeten. Er verheerte die Chriſtenheit und brannte Kirchen und Klöſter nieder. Der Kaiſer Heraclius ſandte zu ihm, daß er ſolle Frieden mit ihm machen. Das erzürnte den König Cosdras ſehr, und er entbot ihm, wenn er Chriſtus verleugnen, ſo wolle er ihm Frieden geben. Er ließ mit großer Schlauheit ein Werk machen von Himmel und Erden, von Gold, Silber und Edelſteinen; darinnen ließ er die Sonne, den Mond und die Sterne anbringen, und daß es darum herum[regnete und donnerte. Dies Werk unter der Erde verborgene Pferde und andere Thiere, die hart genug dazu waren. Es hat nun, wie der Himmel thut mit der Sonne, dem Monde und den Sternen. Darauf ließ er seinen Thron machen, daß das heilige Kreuz, als ob es ihm verwandt, und ihm zu seiner Wohnung, als ob er Gott wäre. Das Reich hinterließ er seinem Sohne Cosdras. Heraclius zog da mit einem großen Heere nach Perſien; er kämpfte mit dem jungen König Cosdras und erſchlug viele Leute; er nahm auch 30,000 gefangen und bekriegte manchen Chriſtenmenſchen. Dies that er vornehmlich. Cosdras sammelte da ein großes Heer und belagerte Konſtantinopel in Thrakien und zu Lande. Der Kaiſer Heraclius machte ſich tapfer; Cosdras zog da wieder ab. Darnach aber verſammelte Cosdras ein großes Heer und kam an die Donau.]

[1] Des von Eilhart hier benutzte ungenaue Fremdwort Kartagenere (statt Cypern) mag Eilhart in seiner Quelle vorgefunden haben, oder es ist ihm durch Verwechslung mit Karthago und Karthagena (Spanien) entstanden. Cypern war damals Kronland der Templer, die es 1191 an Richard Löwenherz verkauften, der es 1192 an Guido von Lusignan weiterverkaufte. Dieser machte es zum Königreich, das es bis 1489 blieb. Es ist also möglich, daß Eilhart mit Cypern Zielländer der Kreuzfahrer meinte, die das erste Ziel des Kreuzzuges waren. Auch der Ausdruck Kartagenien für Cypern kommt vor. Die Stadt Karthago ist 698 n. Chr. von den Arabern zerstört worden. Während des zweiten Teiles der Kreuzzüge (1189—1192) war Akkon Residenz des Königs von Jerusalem, der seinen Titel nach dem Verluste der Stadt (1187) beibehielt. Akkon blieb bis 1291 in den Händen der Christen. Der Name Akkon wird in Deutschland meist Akers geschrieben. Die Form Akkon ist aber auch bezeugt. Akkon ist in Eilharts Gedicht Tarsia genannt, wo es mit dem zweiten Namen Akkon Tarsia erscheint. Akkon ist auch in Eilharts Gedicht Tarsia genannt, wo es mit dem zweiten Namen Akkon Tarsia erscheint. Akkon ist auch in Eilharts Gedicht Tarsia genannt, wo es mit dem zweiten Namen Akkon Tarsia erscheint.

seine Stelle dessen Sohn Chosrav II. zu setzen, der aber selbst zunächst vor einem anderen aufständischen Feldherrn, Bahram, aus dem Lande weichen mußte. Mit Hilfe der Byzantiner, die natürlich nicht umsonst gewährt wurde, gelang es Chosrav II. endlich, den Usurpator zu vertreiben. Die Freundschaft mit Byzanz hielt freilich nicht lange vor; ja die Wirren in Konstantinopel gaben Chosrav, nachdem er sich auf seinem Throne befestigt hatte (Aparwez, „der Sieghafte"), einen erwünschten Vorwand, sich für die unterlegne Partei zu erklären und verwüstend über Mesopotamien und Syrien herzufallen. Diese Raubzüge, die im Jahre 604 begannen und immer gewaltigere Ausdehnung annahmen, haben den Persern wenig Nutzen und unermeßliche Menschenverluste gebracht, sind aber von entscheidender Bedeutung für die Schicksale Westasiens in der folgenden Zeit; durch sie wurde die Widerstandskraft der syrischen und mesopotamischen Besitzungen der Römer gebrochen, das Arabertum der Steppe aber, das beiden kriegführenden Mächten je nach Laune Beistand leistete, an Krieg und Plünderung gewöhnt und in eine gärende Unruhe versetzt, bis dann die Lehre Mohammeds diese wirren Kräfte zum zerschmetternden Schlage zusammenschloß.

Ihren Höhepunkt erreichten die persischen Erfolge in den Jahren 614—622. Damaskus wurde 614, Jerusalem (s. die beigeheftete Tafel „Chosrav II. von Persien auf seinem künstlichen Throne") und ganz Palästina 615, Ägypten 616 genommen und geplündert; dann wendeten sich die persischen Heere gegen Kleinasien, und endlich lagerten persische Scharen im Angesichte Konstantinopels am Bosporus, während gleichzeitig ein alanisches Heer die Stadt auf der europäischen Seite bedrängte. Da endlich entschloß sich Kaiser Heraklios, durch einen verzweifelten Gegenstoß sich Luft zu schaffen. Der Plan glückte vollkommen: durch Armenien drang der Kaiser in das heilige Gebiet von Atropatene vor, zerstörte die Feuertempel und zwang Chosrav zur schleunigen Flucht (623), hielt auch in den nächsten Jahren die Perser in Schach, bedrohte 627 Ktesiphon und erreichte endlich, daß Chosrav von seinen eignen, über die unerhörten Kriegslasten erbitterten Unterthanen im Stiche gelassen wurde. Das Heer, das bis dahin noch immer Konstantinopel bedroht hatte, kehrte nun in vollem Aufruhr nach Persien zurück, fand aber Chosrav bereits abgesetzt und getötet (Frühjahr 628). Daß sich der Großkönig gezwungen gesehen hatte, zuletzt selbst Weiber in sein Heer einzustellen, beweist die furchtbaren Verluste an kriegstüchtigen Männern, die der Ehrgeiz und die unersättliche Habsucht Chosravs herbeigeführt hatten und die noch nicht verwunden waren, als der Kampf auf Tod und Leben mit den Scharen des Islams begann.

Chosravs Nachfolger Kobad II. (Kawat mit dem Nebennamen Sheroë), der nur sieben Monate (Februar bis September 628) regierte, schloß sogleich Frieden mit Heraklios. Ihm folgten in kurzer Zeit mehrere Herrscher (Ardaschir III. u. a.), darunter in Ermangelung männlicher Prinzen selbst zwei Töchter Chosravs, und endlich ein Enkel dieses Königs, der letzte der Sasaniden, Yezdegerd III. (632—651). Schon in den ersten Regierungsjahren Yezdegerds begannen die Kämpfe mit den Arabern und damit der unaufhaltsame Zusammenbruch des Reichs.

Wie sehr die Erschöpfung des Perserreichs, eine Folge der unaufhörlichen Kriege mit den Byzantinern, zum Siege der Araber beigetragen hat, ist schon erwähnt; daß aber Persien so rasch und so gründlich den Bekennern der neuen Lehre erlag, das rührt im Grunde doch von der bewußten Isolierung her, in der sich das Volk und die Fürsten des Landes gefielen, von der Starrheit, mit der sie an einer überlebten Religion und Kultur festhielten. Die glänzenden Kriegszüge eines Shapur II. oder Chosrav II. lassen die geistige Öde Irans nur um so greller zu Tage treten. Was an fortschrittlichen Ideen in den Lehren des Mani und Mazdak sich gezeigt

hatte, war gewaltsam zertreten und beseitigt worden, in einer Zeit der tiefsten religiösen Bewegungen war der zarathustrische Glaube völlig verknöchert und zeigte sich wohl fähig, Iran mit einer chinesischen Mauer zu umziehen, aber außer stande, Anhänger im Auslande zu werben und im Geisteskampfe erobernd aufzutreten. Armselig waren die Leistungen der Kunst und der Wissenschaft: als Chosrav II. eine Stadt zu erbauen beschloß, die das halbzerstörte Antiochien an Glanz übertreffen sollte, konnte er nichts thun, als aus Bruchstücken römischer Bauten ein groteskes Zerrbild herzustellen; die heidnischen Philosophen aber, die am persischen Hofe Zuflucht und Verständnis suchten, kehrten bitter enttäuscht auf römisches Gebiet zurück. Es ist das schwerste Unheil in der Geschichte Westasiens, daß sich Persien nicht als lebendiges Glied an die westliche Kulturwelt anschloß, sondern eigensinnig seine Eigenart wahrte, um sie endlich gezwungen mit einer minderwertigen Religion und Kultur zu vertauschen. Wie weit das Christentum ohne die hemmende iranische Schranke seinen Siegeslauf hätte fortsetzen können, beweisen die großen Erfolge der einzigen christlichen Sekte, die von den Großkönigen geduldet und manchmal selbst begünstigt wurde, der Nestorianer, in Hochasien und China. Gerade der Umstand, daß die Nestorianer sich von der großen kirchlichen Gemeinschaft getrennt hatten und im römischen Reiche bedrückt und verfolgt wurden, hatte ihnen die Sympathie der persischen Herrscher gewonnen, aber aus demselben Grunde waren die Ergebnisse der nestorianischen Propaganda in Hochasien, hinter der keine politische Macht stand, ohne Dauer; durch die Perser und später die Anhänger des Islams von der christlichen Welt gesondert, gingen die nestorianischen Gemeinden im Innern Asiens allmählich zu Grunde (vgl. Band IV, S. 214).

c) Das römische Westasien bis auf Mohammed.

Mit der persischen Geschichte, soweit sie sich auf das Verhältnis zum römischen Reiche bezieht, ist bereits ein guter Teil der Geschichte des römischen Westasiens gegeben, das nach den entscheidenden Feldzügen des Pompejus sein politisches Selbstbestimmungsrecht verloren hatte. Aber so völlig nichtssagend ist das Sonderdasein Westasiens und vor allem Syriens denn doch nicht, daß es nicht eine eigne Schilderung verdiente, und was ferner die „Pufferstaaten" Armenien und Iberien betrifft, so dürfen diese eigenartigen politischen Gebilde keinesfalls achtlos beiseite gelassen werden, da ihre Zustände vor wie nach dem Beginne der islamitischen Periode von größter Wichtigkeit für die Geschicke Westasiens sind.

Die beiden Landschaften Kleinasien und Syrien bildeten den Kern des römischen Gebietes in Asien, der bis zum Araberſturm ungeschmälert erhalten blieb, und an den in günstigen Zeiten Teile Mesopotamiens, Armeniens und der südkaukasischen Länder angegliedert wurden. Unter ihnen ist Kleinasien das ruhigste, am besten vor Angriffen geschützte und innerlich am gleichmäßigsten organisierte Gebiet. Von selbständigen Staatswesen war fast nichts zurückgeblieben; in den Landschaften und Städten aber herrschte jene beschränkte Selbstverwaltung, wie sie die Römer gern den Unterworfenen ließen. Die größeren Siedelungen der Halbinsel waren fast sämtlich hellenischen Ursprungs; dichtgesäet an der westlichen Küste und in den Flußthälern, die dort einmündeten, sparsam verteilt und vielfach erst unter römischem Einfluß entstanden auf den Hochebenen und in den Bergen des innern Landes, bildeten sie die Ausgangspunkte jener Hellenisierung, die schon früher begonnen hatte, von den Attaliden mit Bewußtsein gefördert worden war und zur Römerzeit ungestört fortzuschreiten vermochte. Als Rom die Halbinsel in Besitz nahm, wiesen ganze Provinzen kaum eine Spur hellenischen Einflusses auf, andere, wie Lykien und Pamphilien, hatten auf griechischer Grundlage eine eigenartige Kultur entwickelt;

recht im Herzen des Landes aber saß ein echtes Keltenvolk, die Galater, die ihre Sprache und kriegerische Tüchtigkeit bewahrt hatten und zur Kaiserzeit den besten Teil der kleinasiatischen Rekruten stellten. Nach und nach indessen traten alle diese Besonderheiten zurück, überall verbreiteten sich Sprache und Bildung der Griechen mit jenem leichten Zusatz italischen Wesens, wie sie den östlichen Teilen des römischen Reichs eigentümlich waren, und endlich entsandte selbst das bäurische Kappadokien wißbegierige Studenten nach Athen, über deren ungeschliffenen Dialekt die feingebildeten Professoren freilich verzweifelt die Hände rangen.

In die erste Kaiserzeit fällt das Verschwinden der wenigen politischen Sonder- und Kleinstaaten, die sich über die Eroberungszeit hinaus gehalten hatten oder, wie eine Anzahl Kleinfürstentümer im ehemaligen Reiche des Mithradates, als vorläufige Einrichtungen erst damals geschaffen worden waren. Das galatische Königtum hörte schon 25 v. Chr. auf, das Land wurde zur römischen Provinz; Tiberius machte dem selbständigen Dasein Kappadokiens kurz nach seiner Thronbesteigung ein Ende (17 n. Chr.), das Gebiet des lykischen Städtebundes wurde unter Kaiser Claudius einverleibt (43), die pontischen Fürstentümer im Jahre 63. Der faulste Fleck im römischen Kleinasien blieben die Taurusländer Isaurien und Kilikien mit ihrer unbändigen, in ihrer wilden Heimat kaum besiegbaren Bevölkerung, die dort, wo ihre waldreichen Gebirge ans Meer stießen, auch das Gewerbe der Seeräuberei mit unausrottbarer Vorliebe trieb, und deren Land der Lieblingszufluchtsort aller verzweifelten und gescheiterten Existenzen war. Die Unternehmungen der Römer gegen die Piraterie galten immer zuerst den kilikischen Raubnestern, aber weder die Republik noch die erste Kaiserzeit machten dem Unwesen ein Ende oder bändigten die Bergbewohner, denen in diesem Sinn auch ein Teil der Pisidier zuzurechnen ist. Die zunehmende Besiedelung des Landes milderte endlich auch hier die Sitten und nötigte die Bergstämme, Frieden zu halten. Aber es bedurfte nur einer Zeit politischer Wirren, um sie ihrer alten Lebensweise zurückzugeben. In der That traten die Isaurier unter den spätern Kaisern und im byzantinischen Reiche wieder als gefürchtete Räuber und Piraten auf, während dann wieder die Handfestesten der wilden Rotte gelegentlich zu der Ehre gelangten, als Leibwache den oströmischen Herrscher zu umgeben, und endlich gar zwei der ihrigen (Zenon und Leo III.) auf dem byzantinischen Kaiserthron erblickten.

Das übrige Kleinasien war unter den römischen Kaisern ein blühendes Land mit einer teilweise sehr dichten, hochkultivierten Bevölkerung. Verwaltet wurde das Gebiet vom Senat und zerfiel in vier Statthalterschaften, von denen indes nur zwei (Asien im engeren Sinn und Pontus nebst Bithynien) auf dem Festlande lagen, während Kypern und Kreta, mit dem auch das afrikanische Kyrene vereinigt wurde, aus rein administrativen Gründen zu Kleinasien geschlagen waren. Später ist die Einteilung oft geändert worden; und in der byzantinischen Zeit, als auch Kleinasien beständig von Angriffen bedroht war, zerfiel das Land in eine ganze Anzahl militärisch verwalteter Bezirke (Themen) von sehr verschiedenem Umfange. Die Angriffe von außen begannen zur Zeit der Perserkriege: im Jahre 609 erschienen die Perser zuerst in Kappadokien, durchzogen in den folgenden Jahrzehnten mehrmals die ganze Halbinsel und bedrohten endlich jahrelang von der Ostküste des Bosporus aus Konstantinopel. Es waren das die ersten jener vernichtenden Schläge, denen endlich doch die herrliche Kultur Kleinasiens erliegen mußte.

Durchaus verschieden von denen der kleinasiatischen Halbinsel waren die Verhältnisse Syriens. Wenn Kleinasien nur in seinem östlichsten Teil ein Grenzland des römischen Reichs bildete und auch dort von den Pufferstaaten Armenien und Iberien gedeckt war, grenzt dagegen

Syrien teils an jene mesopotamischen Gebiete, um deren Besitz der ewige Kampf zwischen Römern und Persern tobte, teils an die grenzenlose arabische Wüste mit ihren freiheitsliebenden Beduinenstämmen, über die eine sichere Herrschaft niemals zu gewinnen war. Das Land selbst aber begünstigt durch seine Beschaffenheit das Dasein ethnographischer und politischer Besonderheiten in ausgezeichneter Weise, wie es denn noch heutzutage einer unerhörten Zahl verschiedener Volkselemente und Glaubensformen Zuflucht bietet.

Zwei der merkwürdigsten politischen Gebilde waren schon früh auf syrischem Boden entstanden: der phönikische Städtebund im schmalen, langgestreckten Küstenland am Mittelmeer und der israelitische Gottesstaat in den Bergen Palästinas. Die Zeit beider war vorüber, als Rom seine Hand auf Syrien legte, am gründlichsten die der phönikischen Freiheit, wenn auch nicht der phönikischen Kultur, soweit sie Erwerb und Verkehr betraf. Noch lagen blühende, gewerbfleißige Städte an der Küste, noch regte sich der Handel und sammelte sich der Reichtum in den Gewölben der Kaufherren; aber die geistige Herrschaft gehörte dem Hellenentume, das in der Seleukidenzeit in Syrien unter der Gunst der Herrscher sich allenthalben verbreitet und in der Stadt Antiochia einen alles überstrahlenden Mittelpunkt seiner Kultur geschaffen hatte. Das nördliche Syrien war, so wenig auch die ursprünglichen Bevölkerungsschichten verdrängt oder gänzlich helleniſiert worden waren, zur Römerzeit doch ein vorwiegend griechisches Land. Dem echten Hellenismus gereichte freilich seine Mischung mit orientalischer Üppigkeit und Verweichlichung wenig zum Heile, Antiochia war im schroffen Gegensatze zu dem auf ägyptischem Kulturboden erwachsenden Alexandrien nichts als eine Stadt des Vergnügens und der Sinnlichkeit, und seine üppigen, spottlustigen Bewohner haben jammervoll wenig an den Fortschritten der Gesittung mit gearbeitet; aber doch lag in Syrien lange Zeit der *Schwerpunkt der östlichen Hälfte des Römerreichs*.

War das nördliche Syrien infolge der Seleukidenherrschaft und der Hellenisierung den Römern als ein ziemlich einheitliches Gebiet zugefallen, dessen Verwaltung keine großen Schwierigkeiten verursachte, und das in der Folge kein eigenartiges Leben geführt hat, so waren im Gegenteil die *südlichen* Landschaften eine Musterkarte zahlreicher *Kleinstaaten*, deren politische Ansprüche sich vielfach kreuzten. Im Libanon, der immer ein Zufluchtsort versprengter Volkselemente gewesen ist, bestand eine Anzahl mehr oder weniger selbständiger Fürstentümer, an den Grenzen der Wüste lag das Reich der Nabatäer, arabische Kleinstaaten erhielten sich in der Steppe und an der mesopotamischen Grenze.

Am verworrensten waren die Verhältnisse in *Palästina*. Die Römer hatten es zunächst sogar in ihrem Interesse gefunden, die Zahl der kleinen Herrschaften noch zu vermehren, um jeden einheitlichen Widerstand des Gebiets zu hindern. Politische, nationale und religiöse Ansprüche wirkten hier seltsam gegeneinander. Die immer nach Unabhängigkeit ringende und ihrer Behauptung doch nicht gewachsene Priesterherrschaft zu Jerusalem durfte nicht als machtloser Kleinstaat behandelt werden, da die Römer mit dem schon damals weitverbreiteten, an vielen Orten gefährlich zahlreichen Judenvolke zu rechnen hatten, das in jeder Verletzung seines alten Heiligtums einen Angriff auf das eigne Dasein sehen mußte. Auch war der religiöse Einfluß der Juden im Steigen begriffen, denn der beginnende Zerfall des Heidentums führte zahlreiche Proselyten in ihre Reihen, die gern aufgenommen wurden; vorübergehend mochte es sogar scheinen, als ob dem Judentume die Überwindung des griechischen Götterglaubens gelingen sollte, bis dann das Aufblühen des Christentums der Entwicklung eine andere Wendung gab. Aber bei aller Vorsicht, mit der die römische Regierung das jüdische Gottesreich behandelte,

mußte doch der Gegensatz zwischen den Ansprüchen des politischen Lebens und dem engherzigen Formalismus der Priesterschaft immer wieder zu Verwicklungen führen. Caesar hatte dem Idumäer Antipatros als Nachfolger des makkabäischen Königshauses die Herrschaft über Judäa unter Bedingungen verliehen, wie sie günstiger kaum gewährt werden konnten, ohne doch die zahlreichen Vertreter des jüdischen Nationalgefühls irgendwie damit zu befriedigen; als beim Einfall der Parther die neue Dynastie vorübergehend flüchten mußte, sah sich Herodes, der Sohn und Erbe des Antipatros, bei seiner Rückkehr gezwungen, die eignen rebellischen Unterthanen mit Waffengewalt zu unterwerfen. Die Periode des großen Zweikampfs zwischen Augustus und Antonius überstand Herodes mit Glück, aber die Zuneigung des jüdischen Volks gewann er sich nicht (vgl. S. 225); seine grausame Energie, mit der er vor allem in seiner eignen Familie aufräumte, schadete ihm dabei weniger als seine fremde Herkunft und seine Zuneigung zum Hellenismus.

Nach des Herodes Tode (4 n. Chr.) wurde sein Land, das ihm das Wohlwollen des Augustus durch Zuweisung kleiner Fürstentümer beträchtlich erweitert hatte, unter seine drei Söhne geteilt: Galiläa und Peräa fielen dem Herodes Antipas zu, das batanäische Gebiet, südlich von Damaskus, dem Philippus; den Süden, Judäa, Samaria und Idumäa, erhielt Archelaos. Die beiden nördlichen Fürstentümer hatten längeren Bestand, wurden von Agrippa II., einem Urenkel des Herodes, zu einem Staate vereinigt und erhielten sich bis zur Zeit Trajans. Im Süden aber brach das Judentum alsbald in offene Empörung aus, Archelaos erwies sich als unfähig, und so war denn Augustus schon zwei Jahre nach dem Tode des Herodes genötigt, Palästina in eine römische Provinz zu verwandeln und Cäsarea zum Sitze des Statthalters zu bestimmen. Offenbar beabsichtigte er, auch diesmal die jüdische Empfindlichkeit zu schonen, aber an eine aufrichtige Versöhnung der Anhänger des jüdischen Gottesstaats, deren Ansprüche mit der wachsenden Aussichtslosigkeit ihrer Hoffnungen eher zunahmen als sich minderten, war nicht zu denken. Das aufkeimende Christentum zeigte einen Ausweg aus der Verranntheit, der notwendig das Verderben folgen mußte; doch unter den echten Juden fand es nur wenige Anhänger. Bei diesen zeigen sich zwar die nationalen Hoffnungen zunächst stark; aber diese Anhängerschaft wird allmählich ausgerottet. Insofern hatte das Christentum überhaupt für die politische Geschichte Palästinas noch lange Zeit keine Bedeutung.

Allmählich nahm die Verstimmung zwischen den römischen Kaisern und den Juden zu; daß auch die ausgewanderten Juden sich wenig Sympathien erworben hatten, zeigte der gegen sie gerichtete furchtbare Aufruhr in Alexandrien zu Caligulas Zeit, der erste antisemitische Ausbruch im römischen Reich. Unglücklicherweise traf die kaiserliche Regierung nicht von vornherein die Maßregeln, die eine Empörung in Palästina unmöglich machen oder im Keim ersticken konnten, sondern ließ in fahrlässiger Gleichgiltigkeit die Ereignisse an sich herankommen. Aufständische Banden waren schon seit dem Jahre 44 immer zahlreicher aufgetaucht, die Ermordungen römischer Soldaten und Beamten häuften sich beständig, eine dumpfe Unruhe bemächtigte sich der jüdischen Bauern und Städter. Im Jahre 66 brach offener Aufstand in Cäsarea, bald darauf in Jerusalem los, furchtbare Metzeleien ließen den Ernst der Empörung erkennen; bald war ganz Judäa in offener Rebellion. Der von Rom entsandte kaiserliche Legat Vespasian hatte in mehrjährigem schweren Kriege das ganze Land aufs neue zu erobern, wobei den Juden die Wirren im römischen Reiche, die endlich Vespasian selbst den Thron verschafften, zwar sehr zu statten kamen, blinder Fanatismus und Uneinigkeit im eignen Lager aber alle Vorteile vereitelten; im Jahre 70 brachte Vespasians Sohn und Nachfolger Titus

Jerusalem zu Fall, und die Flammen des Tempels beleuchteten den Verzweiflungskampf der letzten Verteidiger des jüdischen Gottesreichs.

Jerusalem blieb in Trümmern liegen, bis Kaiser Hadrian auf der Stätte eine römische Kolonie begründete. An dem großen Judenaufstande zur Zeit Trajans hat Palästina selbst verhältnismäßig wenig Teil gehabt; bezeichnenderweise wurde der letzte große Judenaufruhr im heiligen Lande durch jene gutgemeinte Neubegründung einer Stadt auf den Trümmern Jerusalems, die Hadrian angeordnet hatte, hervorgerufen. Unter dem Priester Eleazar und dem Banditen Bar-Kochba erhob sich damals die Judenschaft noch einmal zu zähem verzweifelten Widerstande; die Folge aber war eine gründliche Verödung des Landes, das nunmehr selbst seinen Namen Judäa mit der neuen Bezeichnung Syria Palästina vertauschen mußte.

Ein ruhiger Nachbar und später Unterthan der Römer war das Reich der Nabatäer, das vom Roten Meere nordwärts den größten Teil der östlich vom Jordan gelegenen Landschaften umfaßte und in seiner Blütezeit auch Damaskus mit einschloß (vgl. oben, S. 239). Das nabatäische Stammvolk war höchstwahrscheinlich einer Mischung arabischer und hamitischer oder doch syrischer Elemente entsprungen. Angeregt durch seine Sitze am nordöstlichen Ausläufer des Roten Meers und an einer Kreuzungsstelle wichtiger, von der Natur vorgeschriebener Karawanenstraßen, hat es früh den Handel gepflegt und eine Kultur errungen, die es in ganz anderer Weise zur Bildung eines Staates befähigte, als die Beduinen der benachbarten Steppen ihre große Freiheitsluft und Tapferkeit. Mittelpunkt des nabatäischen Reichs und Residenz der Könige war Petra, im felsigen Hochlande zwischen dem Toten Meer und dem Golfe von Akaba gelegen. Der Staat unterwarf sich Kaiser Augustus und blieb, trotz kleiner Mißverständnisse, ungestört bis zur Zeit Trajans, unter dessen wichtigsten politischen Thaten die Beseitigung der meisten syrischen Kleinstaaten zu nennen ist. Im Jahr 106 wurde das Nabatäerreich aufgelöst, Damaskus zu Syrien geschlagen, das übrige Land als „Provinz Arabien" unter unmittelbare römische Verwaltung gestellt; nicht zu seinem Schaden, wie noch heute die Reste seiner blühenden Städte beweisen. Die Provinz umfaßte nur einen Teil des Nordrands der arabischen Wüste, war aber von einem Kranze halb unabhängiger Beduinenstaaten umgeben, deren Einfluß und Gebiet zunahm, sobald in späterer Zeit die römische Macht zu erschlaffen begann.

Weitaus das wichtigste und wegen seines jähen Schicksalswechsels merkwürdigste syrisch-arabische Grenzreich aber war Palmyra (vgl. S. 241). Ziemlich früh, nicht erst seit der Besetzung Syriens durch die Römer, hatte sich im Oasengebiete von Palmyra ein blühendes Gemeinwesen entwickelt, das den Karawanenverkehr zwischen Syrien und dem mittlern Euphrat, im weitern Sinn also einen wichtigen Zweig des indischen Handels vermittelte. In der ersten Kaiserzeit war die Stadt dem römischen Reiche beigetreten, bewahrte aber schon infolge ihrer Lage und ihrer wichtigen Stellung zwischen parthischem und römischem Gebiet eine gewisse Freiheit und zugleich eine nicht unbedeutende Macht. Die Notwendigkeit, die Karawanenstraßen zu decken, zwang zur Entfaltung militärischer Kraft, und die Zwistigkeiten mit den räuberischen Beduinenstämmen, die zuletzt immer zum Vorteile der Palmyraner endeten, hatten eine beständige Erweiterung des palmyranischen Gebiets zur Folge, das endlich den größten Teil des Winkels zwischen dem mittlern Euphrat und der syrischen Grenze umfaßte. Hier war einer der Fälle, wo das festgegliederte Volkstum der Oase die Wüstenvölker in Abhängigkeit brachte; nicht die Sprache der schweifenden Araber herrschte in Palmyra, sondern das Syrisch der ackerbauenden und städtebewohnenden Klasse. Ursprünglich mochte die Stadt republikanisch organisiert sein; aber der Einfluß der Römer, die aus einem der eingebornen Geschlechter einen

Oberbefehlshaber zu ernennen pflegten, schuf die fürstliche Macht, die endlich erblich zu werden begann. In der Hand eines solchen Fürsten war keine geringe Gewalt vereinigt: eine in beständigem Kleinkriege geübte Truppenmacht, das Aufgebot der Wüstenstämme, die angesammelten Reichtümer einer wohlbefestigten, durch die Wüste geschützten Oasenstadt mußten früher oder später den Ehrgeiz eines dieser Fürsten reizen, im Grenzkriege zwischen Rom und Persien die Entscheidung in die Hand zu nehmen und auf Kosten der Hadernden eine neue Großmacht zu begründen.

Nie war die Gelegenheit solchen Plänen günstiger als zur Zeit des ersten großen Sasanidenherrschers, Shapurs I. Kaiser Valerian war nach verlorner Schlacht in die Hände des Persers gefallen, Antiochia hatte seine Thore den Verwüstern geöffnet, das Land mit Ausnahme weniger fester Plätze stand den persischen Scharen offen, die beuteluſtig die blühenden Gefilde durchstreiften. Palmyra lag unbeachtet beiseite; als aber Shapur in überstürzter Eile den Rückzug antrat, brachen die Reiter des palmyrener Fürsten Odaenath (S. 241) hervor, hieben ganze Haufen des ungeordneten Heers zusammen und brachten unermeßliche Beute nach ihrer Wüstenstadt zurück. Odaenath wußte das Ansehen, das ihm dieser kühne Handstreich brachte, mit großer Klugheit zu nutzen; indem er sich bei dem Streit um den römischen Kaiserthron entschieden auf die Seite des Gallienus stellte, dessen Gegner im Osten besiegte und überall dem neuen Herrscher Anerkennung schaffte, wurde er thatsächlich das Oberhaupt Syriens und von dem dankbaren Gallienus als Statthalter des Ostens anerkannt. Alsbald stellte der thatkräftige Fürst überall die Ordnung her, verstärkte seine Truppen durch die Trümmer der römischen Legionen und die syrischen Hilfsmannschaften und ging zum Gegenangriff gegen die Perser vor; nachdem er das römische Mesopotamien gesäubert und das belagerte Edessa entsetzt hatte, erschien er zweimal vor den Mauern Ktesiphons.

Als Odaenath durch einen Verwandten ermordet worden war, ergriff seine Gattin Zenobia (Bat Zabbai) im Namen ihres unmündigen Sohnes die Zügel der Herrschaft. An Thatkraft that es die neue Königin dem Verstorbenen gleich, aber ihr fehlte das feine Taktgefühl, mit dem Odaenath den Schein der römischen Oberherrschaft aufrecht erhalten und seine gefährliche Stellung erfolgreich behauptet hatte. Als „Regentin des Ostens" beanspruchte sie Kleinasien und Ägypten, bemächtigte sich mit Gewalt des Nilthals und schickte Truppen nach der kleinasiatischen Halbinsel — Grund genug für den neuen Kaiser Aurelian, den Kampf aufzunehmen, ehe es zu spät war und der letzte Rest der Zentralgewalt sich im Osten verflüchtigt hatte. Ägypten wurde im Jahre 270 wiedergewonnen, freilich erst nach harten Kämpfen, und im nächsten Jahr erschien Aurelian selbst mit den erprobten Legionen des Westens in Syrien. Bei Antiochia und Hanesa erlitt das Heer der Zenobia entscheidende Niederlagen; aber noch blieb der Königin das feste Palmyra, das schwer zu erreichen, noch schwerer zu belagern war. Als dann Aurelian auch dies Wagnis unternahm, sank endlich der Königin der Mut: im Schutze der Nacht entfloh sie nach dem Euphrat hin, um sich auf persisches Gebiet zu retten, vielleicht mit Hilfe eines Perserheers ihre Stadt zu entsetzen. Aber bald folgten römische Reiter ihrer Spur; sie ward ergriffen. Darauf gab denn auch Palmyra allen Widerstand auf. Damit war das Reich Palmyra gefallen. Bald sollte ihm die Stadt folgen. Ein Aufruhr der Bürger im Jahre 273 endete mit der völligen Zerstörung Palmyras, das sich nie wieder aus seinen Trümmern erhoben hat. Wie ein Spiegelbild der Wüste hatte sich dies wunderbare Reich am östlichen Horizonte der römischen Welt plötzlich gezeigt, um dann rasch und spurlos zu verschwinden.

Dauerhafter, aber auch weit unbedeutender waren eine Anzahl Fürstentümer in Mesopotamien, deren Herrscher durch die Eifersucht zwischen Rom und Persien vor der Vernichtung

bewahrt wurden, da beiden Reichen an der Erhaltung kleiner Zwischenstaaten etwas gelegen war. Verhältnismäßig am wichtigsten ist Edessa, das unter der Herrschaft einer arabischen Dynastie immer eine gewisse Selbständigkeit behauptet hat und noch zur Zeit der Kreuzzüge als ein eigenartiges und merkwürdig unabhängiges Gemeinwesen erscheint.

d) Armenien und Iberien.

Noch bleibt es übrig, einen Blick auf das wilde Bergland zu werfen, das die Zwillingsströme Euphrat und Tigris hinab in die Ebene sendet, auf die zerrissenen Thäler und eisigen Schneegebirge Armeniens. Aus alten alarodischen Volkselementen hatte sich hier durch Zumischung iranischer Eroberscharen ein kriegerischer, freiheitsliebender Stamm entwickelt; wenig einheitlich mochte anfangs dieses Volk gewesen sein, und in zahllose kleine Feudalherrschaften zersplittert sein Gebiet, das mit seinen trotzigen Schlössern, seinen Schluchten und Waldverstecken so recht ein Land der Fehden und des Strauchrittertums, eine Heimat der Räuber und Flüchtlinge bildet. Der Einfluß iranischer Kultur und Religion milderte mit der Zeit die wüsten Verhältnisse, das Vorbild des persischen Großkönigs rief das armenische Königtum ins Leben, weckte damit aber zugleich den armenischen Nationalsinn zu unerwartet kräftigem Gedeihen. Der Fall des Achämenidenreichs und bald darauf das Ende der Weltmacht Alexanders des Großen gaben das wenig anlockende Land sich selbst zurück und entzogen es völlig der Hellenisierung, die damals Syrien und Mesopotamien so gründlich umwandelte.

Eine Zeitlang schien es, als ob Armenien bestimmt sei, die Führung der iranischen Stämme zu übernehmen. Überraschend schnell und machtvoll breitete sich unter Tigranes (s. Fig. 4 der Tafel bei S. 133 des IV. Bands) das armenische Reich aus; wie den Parthern der Osten, so schien den Armeniern der Westen des Seleukidenstaats als Erbschaft zuzufallen. Aber die Eifersucht der drei iranischen „Großkönige", die damals nebeneinander standen und bald zum Kampfe gegen Rom in die Schranken gefordert wurden, trug ihre bitteren Früchte. Mit kalter Gleichgiltigkeit ließ Tigranes seinen großen westlichen Nachbar, Mithradates von Pontus, sich im verzweifelten Kampfe verbluten, und mit demselben Gleichmute sah der Partherkönig wieder dem Schauspiele zu, wie das Reich des Tigranes dem Stoße der römischen Legionen erlag und der aus allen Himmeln seines aufgeblasenen Hochmuts herabgestürzte Armenier knieend seine Krone in die Hände des Pompejus legte.

Seitdem war es mit allem armenischen Großmachtsdünkel gründlich vorüber. Wenn das Land nicht völlig römisch oder persisch wurde, so hatte es das nur dem Umstande zu danken, daß die beiden streitenden Mächte lieber das ungastliche Bergland in der Hut einheimischer Fürsten ließen, als es mit unverhältnismäßigen Mitteln in unmittelbarer Unterthänigkeit zu halten suchten. Häufig zerfiel Armenien in einen östlichen und westlichen Teil, so schon vorübergehend zur Seleukidenzeit und später wieder, als sich das oströmische Reich und die Perser über eine Teilung ihres Einflusses einigten, im übrigen aber wimmelte es von Besitzungen kleiner Adelsgeschlechter, die je nach Laune bald den König anerkannten, bald ihm in ihren Felsenschlössern trotzten und fremde Hilfe gegen den eignen Fürsten nicht verschmähten.

Es lohnt kaum, die unaufhörlichen Wechselfälle des Kriegs und die beständigen Verschiebungen der Lehnsherrschaft Roms und Parthiens aufzuzählen, die die Geschichte Armeniens erfüllen; wohl aber ist es wert, zu berichten, daß unter all diesen Wirren das armenische Nationalbewußtsein nicht erschlaffte, sondern immer kräftiger daran arbeitete, das eigne Volkstum geistig selbständig zu machen und vor allem die Versuche der Iranier, mit Hilfe der

zarathustrischen Glaubenslehre und ihrer Priesterschaft die Führung im Lande zu gewinnen, durch Herausbildung einer rein armenischen Kultur zu vereiteln. Die wirksamste Waffe gegen den iranischen Einfluß bildete seit dem Anfange des 4. Jahrhunderts das Christentum, das im Jahre 323 durch den offenen Übertritt des Königs Tiridates die Landesreligion Armeniens wurde (vgl. Band IV, S. 215). Die Sasaniden haben verzweifelte Anstrengungen gemacht, die neue Glaubenslehre auszurotten, ehe sie dauernde Wurzeln schlug, aber ganz vergeblich. Neben der weltlichen Fürstenmacht entstand in Armenien eine geistliche, deren Vertretern es nach und nach gelang, das Volk mit leidenschaftlichem Eifer für den christlichen Glauben zu erfüllen, es gewissermaßen mit ihm zu identifizieren, so daß alle Bekehrungsversuche der iranischen Priester, deren einmal 300 an der Spitze eines Perserheers einrückten, ebenso scheiterten wie später alle Lockungen des Islams. Der heilige Georg, der halb sagenhafte Glaubensbote und Bekehrer der Armenier, war der erste „Katholikos" und der Stifter dieser geistlichen Dynastie. Als dann in jener ruhigen Periode, die mit Shapurs II. Tode begann, eine eigne armenische Schrift geschaffen und die Bibel ins Armenische übersetzt worden war, konnte die Trennung des armenischen Volks von der iranischen Sache als vollzogen gelten.

Das Beispiel Armeniens wirkte auch weiter im Norden. Hier saßen im Süden des Kaukasus westlich die Iberer, denen griechische Pflanzstädte der Küste und die langjährige Zugehörigkeit zum pontischen Reich eine gewisse Kultur gegeben hatten, ostwärts die roheren Albaner (oder Alanen); erstere mehr Ackerbauer und Gebirgshirten, letztere vor allem Herdenbesitzer in den weiten Ebenen am untern Kur und als räuberische, leichtbewegliche Nachbarn den Persern lästig. Die Iberer waren schon früh staatlich geeinigt und richteten sich in ihrem politischen Verhalten gern nach den mächtigern Armeniern; aber schwächer als diese und von der Seeseite Angriffen ausgesetzt, mußten sie sich in der Regel als Vasallen der Römer bekennen. Dies Verhältnis zu Rom wurde nur noch inniger, als fast gleichzeitig mit den armenischen Fürsten auch die Iberiens zum Christentum übertraten; die Gegenbestrebungen der Perser kamen auch hier zu spät, nur vorübergehend gelang es ihnen im 6. Jahrhundert, den römischen Einfluß zurückzudrängen. Mit um so größerer Energie breiteten die persischen Herrscher im Osten ihre Macht bis zu den kaukasischen Pässen aus; denn der Besitz dieser Einfallspforten war in der That eine Lebensfrage für ihr Land. Hielten persische Heere die Bergpforten besetzt, dann konnten höchstens Bruchteile der im Norden des Kaukasus hausenden Nomadenschwärme als Söldner gelegentlich das Gebirge überschreiten. Entglitt aber in einer schwachen Stunde der Schlüssel der Thore einmal den Händen der Großkönige, dann mahnten sie bald genug die Flammen der Dörfer und der Jammer des bedrängten Volks an ihre Pflicht.

Die Verhältnisse Armeniens und Iberiens zeigen, daß es sich bei dem jahrhundertelangen Zweikampfe zwischen Rom und Persien doch immer nur um geringe Verschiebungen des Machtgebiets gehandelt hat. Der geistig-religiöse Kampf, der neben den kriegerischen Zusammenstößen herging, war auf die Dauer von wichtigern Folgen als alle Feldschlachten, die ohne dauernden Erfolg für den einen wie den andern blieben. Nur das eine hatten zuletzt die Kriegführenden erreicht, daß ihre Kräfte bis aufs äußerste verbraucht, die Widerstandsfähigkeit ihrer Länder gebrochen war. Atemlos, mit zerhauenen Waffen, aus klaffenden Wunden blutend standen sich beim Tode des großen Verwüsters Chosrav II. das römische Reich und Persien gegenüber, endlich bereit, die Hand zum Frieden auszustrecken. Da aber erschien ein neuer Feind auf dem Kampfplatze, der mit gleicher Gewandtheit die Waffen des Kriegs und des Geistes führte und in wildem Ansturme die tödlich erschöpften Gegner danieder warf.

3. Die arabischen Eroberungen und das Kalifat.

A. Von Abu Bekr bis Ali.

Es war nicht ausschließlich die Erschöpfung der Oströmer und Perser, die den Anhängern des Islams den Sieg verschafft hat: wäre nur dies der Grund gewesen, dann hätte sich schwerlich das neue Glaubensreich dauernd erhalten, den Feuerkult vernichtet und dem Christentum weite Provinzen entrissen, dann hätte vielmehr bald genug ein Gegenstoß der neugestärkten Feinde der Herrlichkeit ein Ende gemacht. In Wahrheit bedeutet der Sieg der Araber die offene Proklamierung einer weltgeschichtlichen Thatsache, die bis dahin kaum beachtet, geschweige in ihrer Wichtigkeit erkannt worden war: das Arabertum nimmt Länder in Besitz, in denen es allmählich die Übermacht der Volkszahl erlangt hatte, und gestaltet von dieser sichern Grundlage aus die politischen und religiösen Verhältnisse ganz Westasiens um. Hätten in der That nur die Stämme des eigentlichen Arabiens in Waffen gestanden, Stämme von geringer Kopfzahl und durch die Bürgerkriege beim Tode des Propheten noch mehr geschwächt, so wäre der Sieg des Islams vollkommen rätselhaft. Aber das Wohngebiet der Araber war längst nicht mehr auf die Halbinsel beschränkt.

Seit undenklicher Zeit schon waren die beweglichen Nomaden in die syrische Wüste vorgerückt, die ja nichts als eine breite Fortsetzung Arabiens ist; längst schon weideten im Jordanthal arabische Herden, in der Nähe von Damaskus wie auf der Sinaihalbinsel standen die Zelte der Beduinen, das nabatäische Reich war ein Staat von wesentlich arabischem Charakter. Der Niedergang Babyloniens und Assyriens hatte dann neue Gebiete eröffnet: der Euphrat hinderte es nicht, daß arabische Stämme in das öde Steppenland zwischen seinem mittlern Laufe und dem des Tigris einrückten. Überall zogen dort, wo in Kriegsnot die Städte zerstört, die Kulturländer vernichtet wurden, die Nomaden als lachende Erben ein; selbst über den Tigris drangen sie vor und erfüllten den südwestlichen Winkel Persiens, der heute noch den Namen Arabistan führt. So wenig wie auf der heimatlichen Halbinsel strebten die Beduinen in den neuen Wohnsitzen nach staatlicher Einigung, niemals traten sie geschlossen auf die weltgeschichtliche Bühne. Wenn Römer und Parther zum ewig unentschiedenen Kampfe gegeneinander zogen, dann stellten sich wohl einzelne Scharen in den Dienst der einen oder der andern Macht; aber die Masse der arabischen Stämme zog sich in ihre unangreifbaren Öden zurück, vollkommen zufrieden, das Glück einer dürftigen Freiheit zu genießen und allenfalls in planloser Raubluft aus der allgemeinen Verwirrung hier und da ein Beutestück zu erhaschen.

Immerhin hatte sich gezeigt, daß die immer stärker anschwellende arabische Bevölkerung Mesopotamiens und Syriens, die allmählich auch seßhafte Kolonien in den fruchtbareren Strichen zu bilden begann, keine ganz zu verachtende politische Macht war. Das Beispiel der benachbarten Staatsgebilde blieb nicht ohne Einfluß auf die Araber. Noch mehr mochte die Verschmelzung mit der ansässigen Bewohnerschaft des Fruchtlandes auf sie wirken, so daß denn endlich auch arabische Staaten sich zu bilden begannen. Das nabatäische Reich im Ostjordanland ist schon genannt; ihm entsprach im südlichen Mesopotamien das Reich von Hira, das allerdings im Jahre 614 von den Persern eingezogen wurde, wie ja auch der Staat der Nabatäer von den Römern zur Provinz Arabia umgewandelt worden war. Zu Trajans Zeit traten ferner die Beduinen im nördlichen Mesopotamien unter der Führung eines gewissen Mannus auf. Ein arabisches Reich war auch das von Edessa, ursprünglich wohl eine Gründung der Nabatäer,

das sich in allen Stürmen der Perserkriege leidlich aufrecht hielt; König Tigranes von Armenien hatte durch zwangsweise Ansiedlung arabischer Stämme dieses Reich noch mehr befestigt und seinen nationalen Charakter verstärkt.

In allen diesen Staaten war natürlich das Heerwesen besser geordnet und auf höherer Stufe als im eigentlichen Arabien. Besonders nach den letzten schweren Kämpfen zwischen Chosrav II. und Heraklios fehlte es gewiß nicht an geübten Kriegern, die auf der einen oder der anderen Seite in Dienst gestanden hatten und die Kampfweise der Römer und der Perser kannten. War doch schon ein großer Teil der Truppen Palmyras aus Arabern gebildet gewesen! Gelang es den Führern der islamischen Bewegung, die Begeisterung für den neuen Glauben unter den Arabern in Syrien, Irak (dem alten Babylonien) und Mesopotamien zu entzünden, dann standen ihnen mit einem Schlage zahlreiche, zum Teil wohlgeübte und gutbewaffnete Heeresmassen zur Verfügung; und die Bewohner der Städte und des Kulturlands konnten der plötzlich von allen Seiten hereinbrechenden Flut nicht widerstehen. Mohammed selbst hatte dies sehr wohl erkannt, als er mit merkwürdiger Zähigkeit immer wieder die Scharen der Gläubigen nach der Gegend des Toten Meers, der Kernprovinz des alten Nabatäerreichs, aussandte und noch in seinen letzten Lebenstagen einen neuen Zug dahin vorbereitete.

Nachdem Abu Bekr die Aufstände in Arabien niedergeworfen hatte, schickte er sich an, die Politik des Propheten mit allen Kräften wieder aufzunehmen. Daß er indessen den ersten Stoß diesmal nicht gegen Syrien, sondern gegen Persien zu richten beschloß, ist natürlich genug. Mohammeds Gesichtskreis war im wesentlichen doch auf Westarabien beschränkt geblieben; die Verhältnisse Syriens waren die einzigen, über die er einigermaßen unterrichtet war. Abu Bekrs Blick dagegen umfaßte nunmehr die ganze Halbinsel mit ihren Grenzländern, und es konnte ihm keineswegs entgehen, daß die ungemein dichte arabische Bevölkerung im Irak, die natürlich die Vorgänge in Arabien mit Spannung verfolgt hatte, einen ganz andern Boden für erfolgreiche Propaganda bot als die Bewohner der syrischen Grenze. Die Irakaner waren, obwohl sie unter den vorhergehenden Kriegen infolge ihrer Lage unmittelbar weniger gelitten hatten, der drückenden persischen Herrschaft schon längst herzlich müde; mit Vorliebe war ihr noch immer fruchtbares, durch den indischen Handel bereichertes Land der Aussaugung verfallen, wenn die Kassen des Staates wieder einmal erschöpft waren, namentlich seit ein persischer Satrap den König von Hira ersetzt hatte. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um hier die Perserherrschaft über den Haufen zu werfen.

Im März des Jahres 633 brach der islamische Feldherr Chalid mit seinem erprobten Heere von Innerarabien aus gegen das Zweistromland auf, nachdem schon das Aufgebot eines arabischen Stammes als Vorhut vorausgesandt war. Zunächst trat den islamischen Truppen, deren Zahl bald auf 18,000 Mann anschwoll, nur Hormuz, der militärische Oberbefehlshaber des irakanischen Obollah, an der Spitze eines rasch zusammengerafften Heers entgegen, nachdem er die Ermahnung Chalids, den Islam anzunehmen, mit einer Herausforderung zum Zweikampf erwidert hatte. Da es Chalid gelang, seinen Gegner im Angesichte beider Heere niederzustrecken, lief nach alter orientalischer Unsitte die persische Macht fast ohne Kampf auseinander („Schlacht der Ketten"). Planlos wurden dann von den einzelnen Befehlshabern andere Haufen den Arabern entgegengeführt, um alsbald ein ähnliches Schicksal zu erleiden. Die festen Städte leisteten nunmehr wenig Widerstand. Hira (in der Nähe des heutigen Hilleh) und andere Plätze wurden genommen, das Gebiet westlich vom Euphrat von den Persern gesäubert; den Strom zu überschreiten hatte Chalid noch nicht gewagt, als er im nächsten Jahr abberufen und an die Spitze des syrischen Heers gestellt wurde.

In Syrien kam Chalid sehr zur rechten Zeit an. Abu Bekr hatte, sobald er aus den Truppen, die von den Schauplätzen des arabischen Bürgerkriegs zurückgekehrt waren, ein neues Heer bilden konnte, unverzüglich den Angriff gegen die palästinensischen Grenzlande befohlen und durch mehrmals nachgesandte Verstärkungen die syrische Armee auf 36,000 Mann gebracht. Aber war schon der Widerstand, den die einzelnen Truppenkörper überall fanden, unerwartet groß, so lähmte die Zwietracht der Feldherren, die bereits die Statthalterschaften Syriens unter sich verteilt hatten, aber zu keinem gemeinsamen Handeln zu bewegen waren, vollends alle Unternehmungen. Chalid gelang es, die Zwietracht zu beendigen und in einer überaus blutigen Schlacht am Jarmuk unweit des Sees von Genezareth ein an Zahl überlegenes griechisches Heer aufs Haupt zu schlagen.

Die Siegesboten hatten ihre Berichte und Trophäen bereits einem neuen Kalifen zu übergeben. Nur zwei Jahre (632—634) hatte der alte Freund und gläubigste Anhänger des Propheten, dem angesichts der Unfähigkeit und Zwietracht der alidischen und medinischen Partei die Herrschaft zugefallen war, sein schweres Amt auszuüben vermocht; Abu Bekr war in dieser Zeit geblieben, was er gewesen war, ein einfacher, wohlwollender Mann von exemplarischer Frömmigkeit, das Muster eines Gläubigen nach dem Herzen Mohammeds und ein blinder Verehrer aller Aussprüche und Befehle des Propheten. Sein ganzes Verhalten während seiner kurzen Regierung ist nichts als eine Ausführung dessen, was der Verstorbene begonnen hatte; der Geist des Propheten wirft durch ihn noch einen Schatten in die diesseitige Welt. Viel wichtiger als alles, was Abu Bekr nach eignem Ermessen gethan hat, ist das, was durch seine Wahl verhindert wurde: die Partei Alis, die ein erbliches Reich anstrebte, erlitt durch ihn ihren ersten Schlag, von dem sie sich nie erholt hat, und das Kalifat blieb auch unter seinen nächsten Nachfolgern ein Wahlreich mit all seinen Vorzügen und Gebrechen.

Vorläufig überwogen noch die Vorzüge: Abu Bekr setzte es vor seinem Ende durch, daß der thatkräftigste unter den alten Anhängern Mohammeds, der zum Führer eines erobernden Staats geschaffene Omar, als sein Nachfolger anerkannt wurde. Die Wahl war nicht ohne Widerspruch erfolgt. Aber sobald Omar die Zügel ergriffen hatte, konnte von keinem ernstlichen Widerstande mehr die Rede sein; auch Ali, der sich seiner eignen Unfähigkeit bewußt war, solange er nicht von seiner Partei aufgestachelt wurde, fügte sich mit guter Miene in die neue Zurücksetzung. In Wahrheit trat Omar die Herrscherrolle jetzt öffentlich an, die er bei Lebzeiten Mohammeds und Abu Bekrs bereits thatsächlich gespielt hatte; die kriegerische Politik des Propheten war in der Hauptsache sein Werk gewesen, ein großer Teil der Gesetze und Aussprüche des Korans geht auf seinen Einfluß zurück. Für seinen Charakter ist nichts bezeichnender als die Worte, die er beim Antritte seiner Herrschaft an seine Umgebung richtete: „Bei Gott, der Schwächste unter euch wird mir als der Stärkste erscheinen, bis ich ihm sein Recht verschafft, den Stärksten unter euch aber werde ich als den Schwächsten behandeln, bis er sich dem Rechte fügt.“ Er hat bewiesen, daß es ihm Ernst mit diesen Worten war. Bei aller Autorität des Alleinherrschertums, an der er festhielt, verleugnete sein Auftreten niemals jenen schlicht-demokratischen Zug, der den ersten Vertretern des Islams als Erbschaft beduinischen Freiheitssinns eigen und ein Geheimnis ihres Erfolgs war. Ebenso unzweideutig, wie in den ersten Tagen seiner Regierung, sprach er diese Gesinnung später in jenem Brief aus, in dem er seinem Statthalter Saad gebot, den von diesem nach dem Muster des persischen Königsschlosses erbauten Palast zu Kufa niederzureißen: „Ich habe gehört“, schreibt er, „Du wolleſt einen Palast bauen nach dem Modell des Schlosses der Dynastie Chosravs und sogar ihre Pforte dazu gebrauchen.

Willst Du sie etwa auch wie jene mit Wachen und Pförtnern besetzen, die den Leuten, die ein Anliegen zu Dir führt, den Zutritt versagen? Willst Du so von der Sitte unseres Propheten abweichen und die Bahn der persischen Kaiser wandeln, die in die Hölle hinabgestiegen sind trotz aller Pracht ihrer Lusthäuser?"

Ebenso wichtig indessen als Omars Gerechtigkeitsliebe war zunächst sein Herrschergeist und das unleugbare Talent, das er als Organisator der kriegerischen Macht Arabiens zeigte. Aus dem Fünftel aller Beute, das dem Kalifen zustand, wurde ein öffentlicher Schatz angesammelt. Daß Omar die in Arabien noch seßhaften Christen und Juden nunmehr sämtlich zum Übertritt oder zur Auswanderung zwang, war kein blinder Fanatismus, sondern entsprang nur dem Wunsche, die Halbinsel zu einer durchaus zuverlässigen Operationsbasis umzuschaffen. Seine fernere Sorge mußte sein, die arabischen Truppen, die namentlich den Persern gegenüber zunächst einen harten Stand hatten, nach Möglichkeit zu vermehren. Das war nicht leicht, da an eine Rekrutierung in unserem Sinne gar nicht gedacht werden konnte und bei allem Eifer für den Glaubenskrieg die alten islamischen Landschaften keine unbegrenzte Zahl von Kriegern stellen konnten und wollten; drei Tage lang hatte in seinem ersten Regierungsjahr Omar von der Kanzel von Medina herab Freiwillige für den persischen Krieg aufgeboten, aber erst am vierten Tage hatte sich einiger Erfolg gezeigt. Alle frommen Bedenken mußten da schwinden. Auch die abtrünnigen, von Abu Bekr mühsam gebändigten Stämme, alle die ehemaligen Anhänger der falschen Propheten, die Abu Bekr streng von seinen Heeren ausgeschlossen hatte, wurden nun ins Feld geschickt, mochte bei ihnen auch die lockende persische Beute mehr gelten als die zweifelhaften Wonnen des Paradieses. Omar sorgte aber auch dafür, daß sich nicht etwa infolge dieses wenig glaubensfesten Zuzugs der religiöse Schwung des Heers verlor, indem er den Truppen eine größere Zahl von Predigern beigab, die im Schlachtgetümmel Aussprüche des Propheten rezitieren und die Begeisterung der Kämpfer entflammen sollten. Im übrigen ließ Omar die natürliche Gliederung der Heere in die Aufgebote der einzelnen Stämme unverändert und ernannte nur die Führer der größern Heereskörper, da in der That eine Änderung dieser einmal vorhandenen und dem arabischen Charakter einzig angemessenen Organisation weder wünschenswert noch möglich war.

Der Perserkrieg nahm lange Zeit Omars ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach dem Abzuge Chalids war sein Nachfolger Mothanna völlig in die Verteidigung gedrängt worden, da inzwischen die innern Wirren Persiens, die den Angriff der Araber so sehr begünstigt hatten, einigermaßen geschlichtet waren und in der Person Rustams ein Reichsfeldherr an die Spitze der persischen Heere trat. Zwar gelang es den Arabern, nachdem Abu Obaid mit Hilfstruppen angelangt war, zwei vorgeschobene Abteilungen der Perser zu schlagen; als sie aber siegestrunken über den Euphrat setzten und, den Fluß im Rücken, den Persern eine Schlacht anboten, erlitten sie eine blutige Niederlage, in der Abu Obaid selbst mit einem großen Teile des Heeres fiel. Indes die Thronstreitigkeiten in Ktesiphon hinderten die Sieger an der Ausnutzung ihres Erfolgs, so daß Mothanna sich am Euphrat halten, 634 eine persische Heerschar vernichten und Streifzüge in das Land zwischen Euphrat und Tigris unternehmen konnte. Erst als Yezdegerd III. den Thron bestiegen hatte und im Vereine mit Rustam alle Kräfte seines Landes zusammenraffte, mußten die Araber bis an die Grenze der Wüste zurückgehen; Boten über Boten erschienen um Hilfe bittend in Medina; es schien, als ob alle bisherigen Eroberungen verloren seien.

Allein Omar hatte mit unermüdlichem Eifer inzwischen neue Scharen von Glaubensstreitern auf die Beine gebracht und zur Erhöhung der Begeisterung sich angeschickt, selbst an die

Spitze des Heers zu treten, zuletzt aber Saad, einen alten Gefährten des Propheten, zum Oberfeldherrn ernannt. Diesmal kam es bei Kadesia (Qadesiah) am rechten Ufer des Euphrat in der Nähe des heutigen Bagdad zur Schlacht. Drei Tage währte das Gewirr von Einzelkämpfen, das Durcheinander der Angriffe und Rückzüge, noch in der vierten Nacht, der „Nacht des Geheuls", wie sie arabische Chronisten nennen, rangen hier und da arabische und persische Haufen miteinander; ein Zufall, der Tod des Feldherrn Rustam, vielleicht auch die Hilfe des Windes, der die Reihen der Perser mit beißendem Staub überschüttete, entschied endlich das Treffen zu gunsten der Araber, die hier bereits das persische Reichspanier erbeuteten (636). Der Sieg gab ihnen das Land westlich vom Tigris in die Hände, und sie beeilten sich, durch Gründung der Stadt Basra am Schatt-el-Arab den Flußverkehr und den indischen Handel für die Perser zu sperren.

Im folgenden Jahre räumte Yezdegerd III. seine bereits von den arabischen Reitern umschwärmte Hauptstadt Ktesiphon und zog sich auf seine zweite Verteidigungslinie, das medisch-persische Gebirgsland, zurück, nicht ohne auf der Flucht durch die verfolgenden Feinde schwere Einbuße zu erleiden. Allein zu seinem Unglück hatte er zunächst kein Heer, um die Pässe zu decken, und es gelang den Arabern, sich der wichtigsten Gebirgsstraßen und eines Teiles der Provinz Chusistan im ersten Anlaufe zu bemächtigen. Auf Yezdegerds Ruf strömten noch einmal die Scharen der Iranier in Medien zusammen, um den letzten Kampf für ihre so lange gehütete Eigenart und ihren Glauben zu wagen. Die durch das Vordringen der Araber abgeschnittenen Provinzen im Süden, Chusistan und Farsistan, setzten unterdessen ebenfalls den Widerstand fort. Hormuz, der Statthalter von Chusistan, bedrohte das neubegründete Basra; es bedurfte eines schwierigen Feldzugs, um ihn endlich in Schuster einzuschließen und nach halbjähriger Belagerung gefangen zu nehmen (640). Durch List sicherte er sich die Verzeihung Omars. Das Reichsheer kam zu spät heran, um noch von dem Widerstande des Chusistaners Nutzen zu ziehen; zwei Monate lang lag es im Gebirgslande südlich von Hamadan bei Nehavend dem arabischen Heere gegenüber, das ihm entgegengerückt war, bis endlich ein strategischer Fehler des persischen Oberfeldherrn Firuz die Seinen unter ungünstigen Umständen zur Schlacht zwang (641). Die Niederlage der Perser entschied endgiltig über das Schicksal des Sasanidenreichs. Trotzdem bedurfte es zur Niederwerfung der einzelnen Provinzen noch mehrjähriger Kämpfe. Yezdegerd entwich nach Chorasan, wo er hoffen mochte, aus türkischen Söldnern noch einmal ein Heer zu bilden. Doch das Glück war von den Sasaniden gewichen. Unter den Dolchen elender Meuchelmörder endete November 651 der letzte Großkönig des ruhmvollen persischen Reichs, ein glückloser Mann („Wabbacht", der Unglückliche: so lautet sein Beiname) im Leben wie im Tode.

Noch kläglicher war inzwischen die Macht der Byzantiner in Syrien und Palästina zusammengebrochen. Nachdem der syrische Landsturm nach der Schlacht am Jarmuk auseinander gelaufen war, leisteten fast nur noch die größern Städte Widerstand, natürlich auf die Dauer erfolglos; es war ohne großen Einfluß auf den Gang dieses Belagerungskriegs, daß Omar als islamischer Puritaner den siegreichen Chalid, der zwar das Schwert des Islams, aber zugleich ein Wüstling bedenklichster Art war, sofort beim Antritt seiner Regierung abberufen hatte. Im Jahre 635 fiel Damaskus. Da ein Teil der syrischen Truppen kurz darauf gegen die Perser verwendet wurde, gewann Kaiser Heraklios, der persönlich nach Jerusalem geeilt war, eine kurze Frist, die ihn aber nur überzeugte, daß mit den Mitteln seines völlig erschöpften Staats der Feind nicht aufzuhalten, ein neues Heer in Syrien nicht zu bilden sei. Als er im Jahre 636 das Land verließ, da nahm der bereits todkranke Kaiser das teuerste Heiligtum der Christenheit, das Kreuz Christi, aus Jerusalem mit weg: ein erschütterndes Anzeichen der traurigen Lage

seines Landes und seines Glaubens (vgl. dazu die Tafel bei S. 287). Einiger Jahre bedurfte es immerhin noch, bis der Widerstand der syrischen Städte gebrochen war; mehrere dieser Mittelpunkte des christianisierten Hellenentums wehrten sich bis aufs äußerste, während die aramäische Landbevölkerung thatenlos die Ereignisse hinnahm. Zunächst fielen die Städte im Norden, Emesa, Haleb, Antiochia, dann die festen Plätze Palästinas. Nicht leicht wurde den Moslemin die Eroberung Jerusalems, das endlich nur dem Kalifen persönlich, der nicht ungern zum triumphierenden Einzuge herbeikam, seine Thore öffnete. Noch hartnäckiger verteidigte sich die Hafenstadt Cäsarea, deren Fall im Jahre 640 erfolgt sein dürfte. Inzwischen war auch das nördliche Mesopotamien erobert worden, Edessa genommen und erst in den Bergen Armeniens und am Taurus der arabische Vorstoß ins Stocken geraten.

Diesen märchenhaft raschen Erfolgen reihte sich ein neuer, noch größerer an. Ägyptens geringe Widerstandskraft gegen äußere Angriffe hatte sich bereits in peinlicher Weise gezeigt, als das Land im Jahre 616 von einem persischen Heere durchzogen und geplündert worden war, ohne daß sich die Bevölkerung, in ihrem innersten Wesen den Griechen feindlich und durch christliches Sektentreiben ihnen vollends entfremdet (vgl. Band IV, S. 216), mit den byzantinischen Heerführern zur Abwehr des Reichsfeindes verbunden hätte. Die arabische Gefahr hatte man dort wohl erkannt: der ägyptische Statthalter war der einzige gewesen, der Mohammeds Sendschreiben mit vorsichtiger Höflichkeit beantwortet hatte. Nirgends war der kirchliche Zwiespalt, der Fluch der oströmischen Völker, so tief gewurzelt und so eng mit den nationalen Gegensätzen verwachsen, wie im Nilthale; umsonst hatte Heraklios wieder einmal durch Einführung einer versöhnenden Glaubensformel die monophysitischen Ägypter mit den „monotheletischen" Griechen zu versöhnen gesucht, der unter der religiösen Decke gärende Nationalhaß vereitelte die gutgemeinte Bemühung. Schon die Perserkönige hatten mit Bewußtsein Monophysiten und Nestorianer begünstigt und in ihren Kriegen gegen die Byzantiner den größten Vorteil von dieser Politik gezogen; indem der Kalif Omar denselben Weg einschlug, gelang ihm mit verblüffender Schnelligkeit, während noch in Persien und Syrien gekämpft wurde, die Unterwerfung Ägyptens. Mit nur 4000 Mann brach der Feldherr des Kalifen, Amru ibn Aaß, nach dem Nilthal auf. Einige glückliche Gefechte setzten die Araber in den Besitz des rechten Nilufers, die Ankunft von Verstärkungen gestattete ihnen dann, den Strom zu überschreiten; noch war im Grunde für die Christen nicht viel verloren, als der massenhafte Abfall der eingebornen Monophysiten allen Widerstand der byzantinischen Generale lähmte: ein glänzender Erfolg der Diplomatie Amrus und der arabischen Politik überhaupt, deren Grundgesetz die vorsichtige Schonung der Besiegten war.

Was die griechischen Heerführer an Festungsbesatzungen zusammenraffen konnten, warfen sie den Arabern entgegen, aber bald genug sahen sie sich auf die Mauern der Hauptstadt des Hellenismus, Alexandrias, beschränkt. Der sterbende Heraklios hatte noch alles gethan, um diesem letzten Bollwerke der byzantinischen Macht zur See Hilfe zu senden, und in der That schien es, als ob sich das arabische Heer vor den Wällen der gewaltigen Seefestung verbluten sollte. Als indessen nach dem Tode des Heraklios elendes dynastisches Gezänk den Kaiserhof in Byzanz erfüllte, da blieben die ersehnten Schiffe mit Hilfstruppen und Proviant gänzlich aus, bis die Kraft der Belagerten nach vierzehnmonatiger Bedrängnis erlahmte. Was durch Reichtum oder Bildung hervorragte, verließ zu Schiffe die unglückliche Stadt; der Rest der Bevölkerung aber ergab sich dem arabischen Feldherrn (Dezember 641). Auch diesmal wurden die Besiegten verhältnismäßig mild behandelt; Unordnungen kamen wohl vor, aber das angebliche systematische Wüten der Moslemin gegen die Schätze der Kunst und Wissenschaft ist längst als Fabel erwiesen. Als

Hauptstadt des Landes wurde nicht nach griechischem Vorbild Alexandria gewählt, sondern am rechten Ufer des Nils nahe dem Beginne des Deltas Fostat gegründet, das spätere Kairo, das in seiner geographischen Bedeutung ungefähr dem alten Memphis entspricht. Schon dieser eine Zug läßt erkennen, daß die neuen Herrscher des Landes sich in ganz anderer Weise in Ägypten häuslich einzurichten gedachten, als dies die Römer und ihre Nachfolger vermocht oder auch nur versucht hatten.

Übrigens genügte die Eroberung des Nilthales den Arabern nicht, die als echte Steppensöhne von den unfruchtbaren Strichen Nordafrikas in ihrem Vordringen kaum behindert wurden; in raschem Vorstoß unterwarf Amru die Pentapolis, und selbst Tripolis wurde von der überraschten Besatzung übergeben.

Während all dieser Kriege war der Kalif Omar fast ununterbrochen in Medina geblieben. Diese Zurückhaltung mag dem feurigen, thatkräftigen Manne nicht leicht geworden sein. Aber sie war die richtigste Politik, die er in seiner Lage einzuschlagen vermochte, und sie trug die besten Früchte für die Zukunft des Islams, der in seiner stürmischen Jugendzeit eines festen Mittelpunkts nicht entraten konnte. Statt selbst ins Feld zu ziehen, begnügte sich Omar mit der bescheidenern Aufgabe, die Siege vorzubereiten, Verstärkungen aufzubringen und die Staatskasse mit den Beutegeldern und dem Tribut der besiegten Länder zu füllen. Er organisierte ferner die neuerworbenen Gebiete, so besonders Irak, wo er die Stadt Kufa am Rande der Wüste nahe dem rechten Euphratufer als Mittelpunkt der islamischen Bevölkerung zu begründen befahl, während das ohnehin halb arabische Damaskus die Hauptstadt Syriens wurde; es ist charakteristisch, wie diese Städte, zu denen auch Fostat zu rechnen ist, schon in ihrer Lage zur arabischen Halbinsel, deren Randstädte sie gewissermaßen gleichzeitig sind, den Einfluß der Zentralgewalt bekunden. Die Ansiedlung seiner arabischen Truppen in den eroberten Ländern begünstigte übrigens Omar nicht, da er eine beständige Fortsetzung des Glaubenskriegs bis zur völligen Unterwerfung der Heiden und Christen als seine Lebensaufgabe und das Heerlager als die wahre Heimat seiner Stammesgenossen betrachtete.

In seinen letzten Lebensjahren nahm die Sorge Omars für die Staatsfinanzen übertriebene Formen an, wie die merkwürdige Korrespondenz mit Amru beweist, dessen Geldsendungen aus Ägypten den Erwartungen des Kalifen nicht entsprachen. War Omar gegen den verdienten Feldherrn weder gerecht noch höflich, so machte sich auch in der Behandlung der Unterworfenen der Geiz unangenehm geltend; diese Kleinlichkeit war die Ursache, daß der Herrscher Westasiens und der größte unter den Nachfolgern Mohammeds endlich in einem armseligen Handel zu Grunde ging. Ein christlicher Handwerker aus Kufa, der vergebens nach Medina gewandert war, um eine Herabminderung der ihm auferlegten unverhältnismäßigen Steuer zu erflehen, stieß rachedürstend den Kalifen in der Moschee nieder, als er eben das Morgengebet beginnen wollte (November 644). Omar hatte noch Kraft genug, über die Wahl seines Nachfolgers zu bestimmen; da Abd ur Rahmân, den er zunächst ins Auge faßte, nicht zur Annahme des schweren Amtes zu bewegen war, berief er die sechs ältesten Gefährten Mohammeds zu Wahlmännern, die aus ihrer Mitte den neuen Kalifen ernennen sollten: eine Verlegenheitsmaßregel, die üble Folgen haben sollte.

Wieder einmal stand jetzt Ali, der nebst Othman, Abd ur Rahmân, Zubeir, Talcha und Saad ibn Wakaß dem Wahlkollegium angehörte, an der Spitze der Kandidatenliste, und abermals erlebte er eine bittere Enttäuschung. Neben ihm strebten Zubeir und Talcha nach der Herrschermacht; die gegenseitige Eifersucht hinderte jede vernünftige Einigung, und das Ergebnis

war schließlich, daß die Wahl auf den ungeeignetsten der sechs fiel, auf den 70jährigen gutmütigen Greis Othman, der einer der ältesten Anhänger des Propheten, im übrigen aber eine vollständige Null war. Als er zum erstenmal in seiner neuen Würde zum Volke reden sollte, erlebte man das klägliche Schauspiel, daß er nach einer peinlichen Pause die Worte murmelte: „Aller Anfang ist schwer" und seufzend von der Kanzel herabstieg. Das war nicht der Mann, dem gärenden Parteitreiben zu steuern, das von der gewaltigen Faust Omars niedergepreßt worden war und nun schäumend und tobend sich Bahn zu brechen suchte, aber ebensowenig konnten seine schwächlichen Versuche gelingen, die streitenden und aufs tiefste erbitterten Gruppen des arabischen Volks zu versöhnen. An die Stelle der rein persönlichen Einflüsse traten unter ihm wieder die unzerstörbaren Gegensätze der Stämme und Länder, nur noch vermehrt durch die neuen Feindschaften und Rivalitäten, die sich in der Eroberungszeit herausgebildet hatten; die handelnden Personen des mit Othmans Regierung beginnenden Zeitabschnittes müssen mit diesen Gegensätzen rechnen oder werden, oft ohne es zu wissen, von ihnen bewegt und bestimmt.

Noch hatten die alten Genossen Mohammeds, die „Ausgewanderten" und die „Verteidiger" (vgl. S. 265), die Macht in den Händen; aus ihrer Mitte gingen die Feldherren und die Statthalter der Provinzen hervor, und ein großer Teil der in den Kriegen erpreßten Summen hatte sich in ihren Kisten und Koffern angesammelt. Daß man sie nicht liebte, wußten sie wohl, aber solange sie die Besetzung des Kalifats als ihr Recht beanspruchen konnten, schien ihr Einfluß schwer zu erschüttern. Jetzt indessen hatte die Uneinigkeit ihrer Führer, die den schwachen Othman an die Spitze des Staats brachte, ihnen einen verhängnisvollen Schlag versetzt, der ihr Verderben herbeiführen sollte. Othman war freilich einer der Ihrigen, ein „Ausgewanderter" wie sie; aber er war zu schwach und zu gutmütig gewesen, um völlig mit den alten Erinnerungen zu brechen und rückhaltlos in der neuen Gemeinschaft fanatischer Gläubigen aufzugehen, die sich um Mohammed scharte. Sein Herz hing nur zu sehr an seinen alten mekkanischen Stammesgenossen, schon zu Mohammeds Zeit war er gern für sie eingetreten, und bei der Einnahme Mekkas verdankten mehrere der am schwersten Kompromittierten seiner Fürsprache das Leben. Nun ihm das Kalifat übertragen war, sah er sich bald von den zurückgesetzten Adligen Mekkas wie von hungrigen Fliegen umschwärmt, einer nach dem andern wußte ihm einen Statthalterposten, eine Offizierstelle, dies oder jenes fette Ämtchen abzuschwatzen. Mit wachsendem Grimme sahen die Altgläubigen diese Eindringlinge sich einnisten, deren Väter noch den Propheten mit den Waffen bekämpft und mit den Pfeilen giftiger Satire verwundet hatten, diese Mekkaner, deren Glaubenstreue und Lebensführung zudem mehr als verdächtig war. Mit finsterem Grolle richteten sich ihre Blicke auf den Kalifen, und enger scharten sie sich um Ali, dessen Zeit endlich gekommen schien, der aber nicht einmal in diesem günstigen Augenblicke die volle Einigkeit seiner Partei herzustellen vermochte.

Der Gegensatz zwischen Ausgewanderten und Mekkanern war nicht der einzige Riß, der die arabische Welt durchsetzte. Noch glimmte die alte Feindschaft zwischen Nomaden und Ackerbauern, den Mahabitten und Jemeniten (S. 255), unter der Asche fort, um später wieder in helle Flammen auszubrechen; wichtiger aber waren für den Augenblick die großen geographischen Gegensätze, die durch Omars Eroberungen geschaffen worden waren und nach dem Tode dieses kraftvollen Herrschers erst klar an das Licht kamen. Für Omar war Arabien noch der Mittelpunkt und das Herz des islamischen Reichs gewesen; alle seine Maßregeln hatten darauf hingezielt, diese Zentralstellung zu verstärken und die militärische Kraft des Landes zu entwickeln. Aber nachdem die großen arabischen Nebenländer Syrien und Irak islamisiert

waren, ließ sich diese Politik nicht mehr fortsetzen: an Volkszahl übertrafen die neuen Gebiete weitaus die wüstenhafte Halbinsel, die höhere Kultur ihrer Bewohner machte langsam, aber sicher ihr Übergewicht geltend. In der That ist ja, wie vorgreifend bemerkt sein mag, Arabien schon früh und eigentlich ohne rechten Widerstand von seiner Herrscherstellung herabgesunken und zum fast bedeutungslosen Anhängsel des übrigen Westasiens geworden. Aber die beiden nunmehrigen Hauptglieder des Islams, Syrien und Irak, traten alsbald in feindseligen Wettbewerb um die Macht. Ihre Bewohner liebten einander nicht: der ernste, entschlossene Beduine Syriens blickte mit Haß und Verachtung auf die verweichlichten, unruhigen Irakaner, auf die Kufaner vor allem, die alle übeln Eigenschaften überkultivierter Völker in sich zu vereinigen schienen, diese echten Großstädter mit dem allezeit schlagfertigen Mundwerk und der Scheu vor mutigen Thaten. Wer die einen dieser Rivalen für sich gewann, der konnte mit Sicherheit darauf rechnen, die andern im feindlichen Lager zu finden; daß die Omejjaden während der Bürgerkriege sich auf die Syrer stützten, hat ihnen den Sieg verschafft über Ali und die Seinen, die den wankelmütigen Irakanern vertrauten.

Zunächst wurde indessen unter Othmans Regierung das neue Weltreich befestigt und erweitert. Ein Versuch der Griechen, von Alexandria aus, dessen Wiedereinnahme ihnen gelungen war, Ägypten aufs neue zu gewinnen, wurde vereitelt und Alexandria hart gezüchtigt, ebenso wurden Empörungen in Persien niedergeschlagen. In dieser Zeit entstand auch mit überraschender Schnelligkeit an der phönikischen Küste eine islamische Kriegsflotte, die bald den Byzantinern höchst gefährlich wurde und zunächst Kypern eroberte. In Nordafrika wurden die Kämpfe ebenfalls mit Erfolg fortgesetzt, die Griechen verloren das karthagische Gebiet; auf der andern Seite drang der Omejjade Muawija, dem Othman ein Heer anvertraut hatte, verwüstend in Kleinasien ein. Im Sinne der Eroberungspolitik war also die Zeit Othmans kein unwürdiges Nachspiel der siegreichen Jahre der Herrschaft Omars.

Selbstverständlich versöhnten diese äußern Erfolge die grollenden Altgläubigen nicht, die vielmehr mit wachsender Erbitterung Leute wie Muawija, den Sohn der Hind, einer Todfeindin des Propheten, kriegerische Lorbeeren und reiche Beute gewinnen sahen. Zu seinem Unglück gab ihnen Othman endlich eine Waffe in die Hand, wie sie diese heiligen Männer brauchten, indem er eigenmächtig eine Revision des Korans veranstaltete und die neue Ausgabe den Gläubigen aufzuzwingen suchte; statt des tragikomischen Jammers um verlornen Einfluß gellte ihm jetzt aus den Reihen der „Ausgewanderten" und „Verteidiger" der Wutschrei entgegen, daß er die Worte des Propheten gefälscht habe. Ali war diesmal entschlossen zu handeln; in allen Provinzen wühlten seine Sendlinge, sie ließen die Goldstücke rollen, die der Neffe des Propheten als tröstenden Ersatz seiner politischen Nullität im Übermaß aufgespeichert hatte, und wurden nicht müde, Ali als den einzigen echten Vertreter der islamischen Überlieferung zu preisen. Aber das Idol der verhaßten Frömmlerpartei wurde trotz alledem nicht populär; die Aufstände, die hier und da ausbrachen, führten nicht zum Ziele. Da tauchten in den Gassen Medinas verdächtige Gestalten auf, Banden käuflicher Beduinen, die sich um das Haus Othmans sammelten und mit wilden Drohungen seinen Rücktritt forderten. Als der schwache Greis diesmal energisch Widerstand leistete, da stürmten sie sein Haus und hieben den Unglücklichen nieder (656).

Die mekkanischen Adligen, die ihn allein zu verteidigen gesucht hatten, flohen aus der Stadt, und die Mediner, deren keiner eine Hand für Othman gerührt hatte, erkannten bereitwillig Ali als Kalifen an. So warf denn endlich Ali den ersehnten Kalifenmantel um die Schultern, aber das Gewand war schmutzig und von Blut besudelt; ein Sturm der Empörung

und des Abscheues ging durch die islamische Welt. Und nicht einmal unter den Genossen der blutigen That blieb die Eintracht erhalten; denn abermals traten jetzt Zubeir und Talcha mit ihren Ansprüchen hervor, aufs kräftigste unterstützt von der Lieblingsgattin des Verstorbenen, der ränkevollen und herrschsüchtigen Aischa, die seit langer Zeit mit Ali tödlich verfeindet war. Es zeigte sich bald, daß zwischen den beiden Gruppen der Altgläubigen nur das Schwert entscheiden konnte. Auf die Provinzen konnten beide zunächst nicht rechnen, am wenigsten auf Syrien, wo der Omejjade Muawija in den letzten Lebensjahren Othmans die Statthalterschaft erlangt hatte und nun ganz geneigt schien, mit Hilfe der ihm völlig ergebenen Syrer den Tod des Kalifen zu rächen; der von Ali zu seinem Ersatz gesandte Statthalter mußte schon an der Grenze der Provinz umkehren. Ali blieb nichts übrig, als sich nunmehr in die Arme der Irakaner zu werfen, die er hauptsächlich durch das Versprechen gewann, die Residenz der Kalifen nach Kufa zu verlegen und damit Irak zum Kernlande des islamischen Reichs zu machen.

Auch die Rebellen hatten sich, da für sie in Syrien so wenig etwas zu hoffen war wie für Ali, nach Irak gewendet und Basra besetzt. Als dann Ali von Kufa her mit Übermacht heranzog, knüpften sie Unterhandlungen an; aber durch ein Mißverständnis entbrannte der Kampf, der mit dem Tode Zubeirs und Talchas und der Gefangennehmung Aischas endete. Bis zuletzt hatte die fanatische Witwe Mohammeds, in einer Sänfte auf dem Rücken eines Kamels sitzend, die Ihrigen zu verzweifeltem Widerstand angespornt, weshalb das Gefecht von den arabischen Annalisten als die „Schlacht des Kamels" bezeichnet zu werden pflegt. Ali war nun Herr von ganz Irak. Auch Arabien war für ihn, und in Ägypten wurde er wenigstens formell anerkannt; aber die Schlacht hatte vielen seiner besten Anhänger das Leben gekostet. Und in Syrien rüstete sich Muawija, der jetzt offen nach dem Kalifat zu streben begann, zum entscheidenden Kampfe.

Muawija war der typischste Vertreter der mekkanischen Adelspartei, leutselig und von ritterlicher Tapferkeit, ein geborner Führer des Volks, das er mit Mut und Klugheit zu leiten verstand, dabei beseelt von brennendem Ehrgeiz und innigem Haß gegen die bigotten Gefährten des Propheten. Letztere erwiderten seine Abneigung mit noch giftigerem Groll: war doch Muawija der Sohn jener Hind, die nach der Schlacht am Uhud sich auf den Leichnam des Glaubenskämpfers Hamza geworfen und in fanatischer Wut die Leber des Toten mit ihren Zähnen zerfleischt hatte, dieses Weibes, das allen guten Moslemin als Vorbild alles Verabscheuenswerten erscheinen mußte. Und dieser „Sohn der Leberfresserin" strebte nach dem Kalifate. Sein Name genügte, um noch einmal alle Gefährten des Propheten samt ihrem Anhang um Ali zu vereinigen.

Auch der Irakaner war Ali jetzt, da es gegen die Syrer ging, einigermaßen sicher. Es bedurfte ohnehin nur eines Vorwands, um die beiden Völker gegeneinander in die Waffen zu bringen; war doch schon Othmans verhängnisvolle Revision des Korans nur deshalb vorgenommen worden, weil Irakaner und Syrer in den islamischen Heeren drauf und dran waren, sich wegen verschiedener Lesarten des heiligen Buches gegenseitig die Köpfe blutig zu schlagen. Aber trotz alledem war das Heer, das Muawija in Syrien auf die Beine brachte, von ganz anderem Geiste beseelt, als das Aufgebot der schlaffen Irakaner, und Ali, dessen Ungelenkheit und Mangel an Menschenkenntnis nie so grell zu Tage traten wie diesmal, war nicht der Mann, um die Seinen mit der nötigen Begeisterung zu erfüllen. Gewohnt, immer geschoben zu werden, statt zu schieben, war er das erlesene Opfer jener skrupellosen Ehrgeizigen, die in dem beginnenden Kampfe sich möglichst teuer zu verkaufen gedachten und, während sie den kurzsichtigen Kalifen umdrängten, schon die begehrliche Hand nach dem Golde Muawijas ausstreckten. So fand die

Schlacht, die nach langen Verhandlungen und Gefechten endlich bei Siffin am rechten Euphratufer entbrannte und dank der fanatischen Begeisterung der Altgläubigen für Ali schon so gut wie gewonnen war, ein tragikomisches Ende. Während seine Reiter unter Siegesgeschrei auf die flüchtenden Syrer einhieben, brach im Zelt Alis der offene Aufruhr los: die Partei, die im heimlichen Einverständnis mit Muawija war, zwang den hilflosen Kalifen, seine Truppen von der Verfolgung zurückzurufen und sich selbst einem Schiedsgerichte zu unterwerfen, dessen Beisitzer ganz offenbar seinen Ansprüchen entgegen waren. Der größte Teil seines Heers lief darauf auseinander; der Kern der Truppen sagte sich völlig von Ali los und wählte einen neuen Kalifen, und nur mit Mühe gelang es Ali, wenigstens diese Aufsässigen, auf die noch zurückzukommen ist, zu zerstreuen. Daß er sie nicht völlig vernichtet hatte, sollte er alsbald erfahren: am 21. Januar 661 erlag er dem Dolchstoß eines dieser Fanatiker.

Mit Alis Tode brach vollends die schon halb verlorne Sache der Altgläubigen zusammen, die nunmehr, nachdem ihnen von dem unermüdlichen Muawija bereits Ägypten und Arabien entrissen waren, auch in Irak bedroht wurden und nicht einmal einen Führer hatten, dem sie vertrauen konnten. Da Ali einer der Vertreter des erblichen Kalifats gewesen war, gingen seine Ansprüche naturgemäß auf seinen Sohn Hasan über. Aber die Fortsetzung des Kampfes zwischen Mekkanern und Hilfsgenossen wie zwischen Syrern und Irakanern konnte nicht wohl in unfähigere Hände gelegt werden. Mutloser Lüstling wie er war, konnte Hasan mit dem Heere, das sich ihm zur Verfügung stellte, nichts beginnen; um sie los zu werden, schickte er endlich die eifrigsten Verfechter seiner Sache unter dem tapferen Kais gegen die Syrer aus. Als sie geschlagen zurückkamen und in ihrer Erbitterung ihn mit Vorwürfen und Drohungen überhäuften, beeilte er sich, seinen Frieden mit Muawija zu machen.

B. Die Omejjaden.

Mit der Macht und dem Einfluß der alten Anhänger des Propheten war es nun gründlich zu Ende, als die stolzeste Adelsfamilie Mekkas, die der Omejjaden, das Kalifat als erbliche Würde in Besitz nahm. Zugleich mit der neuen Dynastie durften sich die Syrer des Sieges freuen: das verhaßte Irak lag am Boden, und Damaskus wurde zum Schmerze der ehrgeizigen Kufaner die Hauptstadt des islamischen Weltreichs.

Aber zur Ruhe kam dieses Weltreich noch immer nicht: während die alten Gegensätze zwar nicht verschwunden, aber durch den entschiedenen Sieg der einen Seite wenigstens vorläufig zurückgedrängt waren, entwickelte sich eine neue, von wildfanatischem Geist erfüllte Partei, die eben noch in der Ermordung Alis und einem gleichzeitigen Attentat auf Muawija ein erschreckendes Zeichen ihres Daseins gegeben hatte, eine Partei, wie sie allerdings unter den damaligen Verhältnissen fast mit Sicherheit entstehen mußte: sie verkörperte in sich nichts anderes als den demokratischen Islamismus, der in religiöser Hülle dem aristokratischen gegenübertrat. Der echte Beduine Arabiens kennt ja im Grunde weder eine Adelsherrschaft noch ein Fürstenregiment, er ist vielleicht ein Sklave seiner Stammesüberlieferung, aber nicht gewohnt, sich vor Personen zu beugen, die auf unbedingten Gehorsam Anspruch zu haben glauben. Die ganze bisherige Entwicklung der islamischen Bewegung aber war ein Hohn auf den beduinischen Freiheitssinn; mit souveräner Willkür wählte die Mediner Oligarchie aus ihrer Mitte die Kalifen, ohne auch nur der Form nach die große Masse der Gläubigen zu befragen, und wenn mit dem Auftreten Muawijas die verhaßte Herrschaft der Altgläubigen zusammenbrach, so war damit nur ein neuer Adel an die Stelle des gestürzten getreten. Aber auch vom Standpunkte

der Religion hatten die Demokraten Ursache zur Klage, wenn sie die zunehmende Üppigkeit und Prachtliebe der führenden Gruppen beobachteten und mit den einfachen Lebensgewohnheiten und den bestimmten Vorschriften des Propheten verglichen. Man kann also die Sekte, die sich während der Kämpfe Alis gegen Muawija bildete, Ali einen neuen Kalifen entgegensetzte und die Mordanschläge gegen die beiden Rivalen wenigstens mittelbar veranlaßte, als demokratisch-puritanische Partei bezeichnen; ihre für die Machthaber bedenklichste Forderung war, daß jeder Araber an der Kalifenwahl teilnehmen und sich selbst um das Kalifat bewerben dürfe. Der Hauptsitz der neuen Partei der Charidschiten, wie sie gewöhnlich genannt wird, war die Stadt Basra; ihren Kern bildeten altgediente beduinische Veteranen, vielleicht die sittlich tüchtigsten Bekenner des Islams. Den omejjadischen Kalifen bereiteten diese opfermutigen Fanatiker noch manche schwere Stunde.

Auch nach einer anderen Richtung hatte Muawija die Augen offen zu halten: Ali, der im Leben überall zu spät gekommen war, erwies sich im Tod als gefährlicher Gegner. Solange er an der Spitze der altgläubigen Partei stand, hatte sein eigensinniger und schwacher Charakter die Seinen ins Verderben geführt, seine eignen Anhänger hatten ihn ungestraft betrogen und verraten, jetzt aber, da er nur noch in der Erinnerung lebte, wurde sein Name der Schlachtruf der Altgläubigen und der mit ihnen verbündeten Irakaner, sein trauriges Schicksal eine Quelle des Fanatismus. Die üppig wuchernde Legendenbildung sorgte dafür, daß aus dem braven, aber geistig unbedeutenden Mann eine Glorienerscheinung wurde, daß an seiner Reinheit, seiner Tugend und seinem Edelmute fortan kein Zweifel mehr bestand. War er aber selbst von dieser Erde genommen, so lebte doch noch ein Sohn, der seiner würdig zu sein schien, Husain, der feurige Bruder des unwürdigen Hasan; auf ihn, als auf ihre letzte Hoffnung, richteten sich die Augen der alten Prophetengenossen und der grollenden Irakaner. Indes Muawija hatte einen Mann gefunden, der mit den Bewohnern Iraks und vor allem den frondierenden Kufanern fertig zu werden vermochte, seinen Halbbruder Zijad. Diese eiserne Persönlichkeit war noch nicht lange Statthalter der grollenden Provinz, als das Kufaner Maulheldentum kaum noch zu murren wagte und alle Ironien und Satiren gegen die Omejjadenherrschaft kläglich im Keim erstickten. Auch nach dem Tode Zijads, den Muawija anscheinend zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, saß den Irakanern der Schreck noch so tief in den Knochen, daß Husains Auftreten keine rechte Begeisterung mehr erwecken konnte. Immerhin war das erbliche Kalifat der Omejjaden noch keineswegs gesichert. Es kostete Muawija außerordentliche Mühe, noch bei seinen Lebzeiten die Anerkennung seines Sohnes Jezid als des gesetzmäßigen Nachfolgers durchzusetzen. Der leichtlebige, unbesonnene Charakter Jezids ließ aber in der Zukunft noch manche Verwicklung und Schwierigkeit erwarten; und nur der Umstand, daß die Syrer auch an ihm mit Begeisterung hingen, sicherte ihm seine Macht.

Gegenüber den innern Zuständen war der Krieg gegen die Ungläubigen, obwohl er während der Regierung Muawijas beständig fortdauerte, von geringerer Bedeutung, am wichtigsten noch im Osten, wo die arabischen Heere bis über den Oxus und bis in das Industhal vordrangen und zum erstenmal mit den türkischen Stämmen, die noch eine so gewaltige Rolle in der islamischen Geschichte spielen sollten, in Berührung kamen. Auch in Afrika wurden die Eroberungen fortgesetzt und auf altkarthagischem Boden die Stadt Kairuan als Mittelpunkt der arabischen Macht gegründet. Die Byzantiner endlich wurden nach Alis Tode zu Lande und zu Wasser angegriffen, Teile Kleinasiens wurden verwüstet, und arabische Schiffe streiften bis vor Konstantinopel, ohne indessen entscheidende Erfolge zu erfechten; immerhin hatten diese Kämpfe

den Vorteil, daß sich Jezid, der auf Wunsch seines Vaters an ihnen teilnehmen mußte, gelegentlich auszeichnen und die Herzen seiner Soldaten gewinnen konnte.

Als Muawija im Jahre 680 starb, war in der That die Dynastie der Omejjaden fest genug begründet, um den alsbald sich erhebenden Widerstand niederzuschlagen. Es waren vor allem die alten Gefährten Mohammeds, jetzt meist ehrwürdige Greise, aber von zahlreicher ehrgeiziger Nachkommenschaft umgeben, die an der Forderung festhielten, daß von ihnen und aus ihrer Mitte der Nachfolger des Kalifen gewählt werden müsse, und die in dem leichtfertigen, die Satzungen des Korans unbekümmert übertretenden Jezid nur einen frechen Thronräuber erblicken konnten. In Mekka sammelten sich die Unzufriedenen um Husain, eine Partei, reich an großen Namen, aber arm an Soldaten. Mit um so größerer Freude empfing Husain eine umfangreiche, von unzähligen Unterschriften bedeckte Bittschrift der Kufaner, die ihn in ihre Stadt einluden und ihm das Kalifat antrugen. Das alte Bündnis zwischen Prophetengenossen und Irakanern drohte abermals den Omejjaden gefährlich zu werden. Aber ehe Husain in Irak ankam, hatte bereits Jezid in der Person Obaidallahs, eines Sohns des furchtbaren Zijad, einen neuen Statthalter geschickt, der die Art, mit Kufanern umzugehen, von seinem Vater aus dem Grunde gelernt hatte. Als sich Husain den Thoren Kufas näherte, rührte sich keine Hand für ihn in der eingeschüchterten Stadt: nur die Truppen Obaidallahs rückten ihm entgegen; da er sich weigerte, sich bedingungslos zu unterwerfen, wurde sein schwaches Gefolge auseinandergesprengt und er selbst mit den meisten der Seinen getötet (10. Oktober 680).

Die Niedermetzelung des leiblichen Enkels des Propheten zeigte den Gefährten Mohammeds, was ihrer wartete; das alte Arabertum, wenn es auch äußerlich am Islam festhielt, war in Waffen gegen die Partei der Frommen. Nur die heiligen Städte schienen noch eine unzerbrechliche Zuflucht der Gläubigen zu sein. Vor ihren Mauern mußte die Flut zurückweichen; und vielleicht konnte es dennoch gelingen, von ihnen aus das ursprüngliche Glaubensreich wiederherzustellen. In Mekka erhob Abdallah, der Sohn des einstigen Kalifatskandidaten Zubeir, Anspruch auf die höchste Würde und trotzte im Schutze der unverletzlichen Kaaba den Gesandten Jezids. Als kurz darauf eine Gesandtschaft aus Medina, die am Hofe Jezids mit Grauen die Leichtfertigkeit des Kalifen und seiner Genossen beobachtet hatte, ihren Landsleuten in leidenschaftlichem Unwillen Bericht erstattete, da brach auch in dieser Prophetenstadt der helle Aufruhr los. Von Abdallah ibn Zubeir wollte man hier nichts wissen, sondern setzte eine provisorische Regierung ein, um wenigstens den sofortigen Ausbruch von Uneinigkeiten zu verhüten. Das Weitere mußte sich mit der Zeit finden; daß Jezid mit den Waffen gegen die alten Prophetengenossen oder die heiligen Städte einschreiten würde, glaubte man bei allem Abscheu vor seiner Gottlosigkeit nicht.

Die Unglücklichen erwartete eine furchtbare Enttäuschung. Ein syrisches Heer rückte in Westarabien ein unter der Führung eines Mannes, der wie geschaffen war, für alle die blutigen Siegeszüge Rache zu nehmen, durch die der Prophet und seine Nachfolger den widerstrebenden Wüstensöhnen den neuen Glauben aufgezwungen und sich selbst zu ihren Herren gemacht hatten; Moslim, der Feldherr Jezids, war in seiner Gesinnung und seinem Aberglauben ein vollkommener Heide, ein Mann von rohem, wildenergischem Charakter, kurz, ein echter Beduine der alten Schule, ohne einen Schimmer von Ehrfurcht vor den heiligen Erinnerungen an die Zeiten des Propheten und zum Überfluß als Verwandter des ermordeten Kalifen Othman entschlossen, dessen Tod zu rächen. Was war unter seiner Leitung von den rohen syrischen Nomaden zu erwarten, die in oberflächlichster Weise dem Islam gewonnen, in den Augen der gläubigen Mediner

nicht viel besser als Heiden waren und die Verachtung der Altgläubigen mit dem glühendsten Haß erwiderten? Die Mediner ahnten endlich, als das syrische Heer vor ihren Mauern erschien, was ihnen drohte. Kaum jemals vorher war mit so fanatischer Wut gekämpft worden, als diesmal vor den Thoren Medinas, wo die entscheidende Schlacht entbrannte. Schon sank der Fahnenträger Moslims unter den Hieben der wütenden Mediner, schon wankten die syrischen Reihen, als ein von Verrätern eingelassener Haufe der Syrer in die Stadt eindrang und den Kämpfern in den Rücken fiel (26. August 683). Das Schicksal der Besiegten war schrecklich: der größte Teil der waffenfähigen Mannschaft fiel unter den Streichen der omejjadischen Truppen, die Frauen wurden geschändet, die Stadt geplündert; von den Stufen der Moschee Mohammeds floß das Blut seiner greisen Gefährten, und der heilige Raum diente den barbarischen Syrern als Stall ihrer Rosse.

Von Medina, wo der schwerkranke Moslim seinen Leiden erlag, wandte sich das syrische Heer gegen Mekka. Schon schleuderten die Wurfmaschinen der Belagerer mächtige Steine auf die Stadt, schon flogen Feuerbrände auf das Dach der Kaaba und setzten das Heiligtum in Flammen, als für diesmal die Wirren, die dem Tode Jezids folgten, die Eingeschlossenen retteten, ja Abdallah ibn Zubeir noch einmal die Aussicht auf Verwirklichung seiner Wünsche boten. Für Medina kam der vorübergehende Umschwung zu spät. Was von Männern übriggeblieben war, suchte Zuflucht in Afrika; die meisten von ihnen standen bei jenem Heere, das unter der Führung Musas Spanien eroberte, und dieses Land war in der Folge die letzte Freistatt der Prophetengenossen und ihrer Nachkommen, für die in ihrer Heimat kein Raum mehr war.

Es war weit gekommen mit dem Islam. Noch war er nicht im Herzen der Araber festgewurzelt, noch wußte die Masse der Beduinen kaum über den Kern der Glaubenslehren Bescheid, und schon mochte es scheinen, als ob das Werk Mohammeds im Kampfe der Parteien elend zusammenbrechen sollte. Wahrlich, was das Auge der Gläubigen sehen mußte, war grauenvoll und trostlos genug. Die ehrwürdigen Greise, die einst sich um den Propheten geschart hatten, tot oder heimatlos umherirrend, die heilige Kaaba und die Moschee zu Medina halb zerstört und geschändet, das Volk in Parteien und Sekten gespalten, an der Spitze endlich ein Kalif, der nicht einmal zum Scheine die Gesetze Mohammeds befolgen mochte und mit seinem ruchlosen Lebenswandel zu prunken schien. Wer sich dies Bild vergegenwärtigte, konnte nicht wohl zweifeln, daß der Islamismus rettungslos dem Untergange verfallen sei. Aber nichts zeigt unwiderleglicher die Macht des Geistes und des Gedankens über die irdische Welt als die Geschichte dieser merkwürdigen Glaubensform: wie ein Schimmer der Sonne auf der Meeresflut liegt der Hauch des Idealismus und der Religion über den wüsten Wogen der Politik und des Krieges; oft scheint er in dem wilden Schwalle wie gänzlich vernichtet, nur einzelne Funken zucken noch hier und da empor, — aber sobald sich der Sturm legt und die Wellen sich glätten, glühen sie abermals im Widerscheine des unsterblichen Lichts. Mag der Islam auch im Vergleiche mit anderen Weltreligionen zurückstehen müssen, er vertritt doch eine Idee und damit eine Kraft, die keine irdische Waffe zu zerstören vermag.

Der plötzliche Tod Jezids im November des Jahres 683 hatte Mekka und den Kalifen Abdallah gerettet; aber er stürzte das Reich in die äußerste Verwirrung. Der Sohn Jezids, Muawija, der schon nach einigen Monaten starb, hat überhaupt die Regierung nicht eigentlich angetreten, und bei seinem Tode sah sich die omejjadische Partei für den Augenblick ganz ohne Führer. Das genügte vollkommen, um unter den syrischen Arabern die alten wilden Stammesgegensätze wieder aufleben zu lassen, die während der Eroberungszeit zurückgetreten und von

Muawija I. aufs sorgfältigste geschont und abgelenkt worden waren Im Nu standen sich die jemenitischen und die mahaditischen Stämme bis an die Zähne bewaffnet gegenüber; und wer etwa als Bewerber für das erledigte Kalifat aufzutreten wagte, mußte darauf gefaßt sein, nicht nach seiner persönlichen Tüchtigkeit, sondern nach dem Grade seiner Verwandtschaft mit der einen oder der anderen Stammesgruppe beurteilt zu werden. Die Irakaner, statt von dem Streit unter den syrischen Rivalen Vorteil zu ziehen, vergnügten sich in ihrer Weise. An Stelle der Stammesfehden, die bei ihnen weniger hervortraten, tobten die Streitigkeiten der Sekten, unter denen sich die Charidschiten ebenso bemerkbar machten wie die Partei der Anhänger Alis, die allmählich unter dem Einfluß iranischer Elemente ein ganz eignes, unarabisches Gesicht gewann. Von Einigkeit war nirgends die Rede. Doch wenigstens entstand in allen Provinzen eine starke Bewegung gegen die syrischen Statthalter und Beamten, die sich eben auch, wie früher die Prophetengenossen, als Herren geberdet und allenthalben Mißstimmung erweckt hatten.

In der allgemeinen Verwirrung richteten sich endlich die Blicke der meisten auf den mekkanischen Prätendenten Abdallah ibn Zubeir, den letzten Vertreter der altislamischen Partei, der sich zwar als Heuchler und Schwätzer gezeigt hatte, aber doch den Streitenden lieber sein mußte, als ein Mann aus den Reihen ihrer jedesmaligen Gegner. Wäre Abdallah ein wahrhaft kluger Mann gewesen und nicht ein kleinlich-pfiffiger Charakter, so konnte er das gefährliche Spiel diesmal gewinnen. Die Kunde vom Tode Jezids war kaum in das Lager des Heers gelangt, das vor Mekka stand, als auch schon dessen Führer Husain sich mit Abdallah zu verständigen suchte; die mahaditischen Stämme Syriens stellten sich in ihrem Hasse gegen die Jemeniten auf seine Seite, Ägypten erklärte sich für ihn, und auf eine starke Partei in Irak durfte er mit Sicherheit rechnen. Allein gleich die erste politische That Abdallahs zeigte seine ganze Unfähigkeit, die Gunst der Lage zu benutzen: er weigerte sich entschieden, Husain und seinen Truppen Straflosigkeit für die Zerstörung Medinas zu versprechen. Indem er nur mit dem Grolle der sinkenden Partei der Frommen rechnete, gab er die Möglichkeit aus der Hand, an der Spitze eines mächtigen Heers in Syrien aufzutreten und an diesem wichtigsten Punkte seine Sache zum raschen Siege zu führen.

Husain marschierte also ohne Abdallah nach Syrien ab und fand hier endlich einen Omejjaden, Merwan, der bereit war, die aufs äußerste gefährdete Stellung seiner Familie mit Entschlossenheit zu verteidigen und das Kalifat zu übernehmen. Da sich die Mahaditen oder Kaisiten, wie sie nach ihrem wichtigsten syrischen Zweige damals meist genannt wurden, erst für Abdallah entschieden und nachher Dhachhak, den Statthalter von Damaskus, als Bewerber aufgestellt hatten, so mußte Merwan seine Stütze bei den Jemeniten oder Kelbiten suchen, die sich erst nach langem Zögern und unter harten Bedingungen für ihn erklärten. Ursprünglich hatten sie einen andern Omejjaden, Chalid, ins Auge gefaßt, der mehr jemenisches Blut in den Adern hatte als Merwan. An der Spitze der kelbitischen Stämme schlug darauf Merwan die Kaisiten auf der Wiese Rahit bei Damaskus in einer äußerst blutigen Schlacht aufs Haupt (684). Dhachhak floh zu Abdallah, den er nunmehr als Kalifen anerkannte; die Kaisiten zogen sich nach dem nordöstlichen Syrien zurück. Merwan erfreute sich seins Siegs nur kurze Zeit. Es war eine der Bedingungen des Vertrags mit den Kelbiten gewesen, daß er die Mutter des anfangs von ihnen erwählten Chalid heiraten und ihren Sohn zu seinem Nachfolger ernennen sollte; als er nach dem Siege sein Wort brach und seinen Sohn Abdelmelik zu seinem Erben einsetzte, fiel er unter dem Dolche des racheglühenden Weibes (im April 685).

Der Mörderin nützte ihre That nichts; Abdelmelik folgte seinem Vater fast ohne Widerstand der Syrer und sah sich nun der schweren Aufgabe gegenüber, Abdallah zu besiegen und in

dem aufs tiefste zerrütteten Reiche die Ordnung wiederherzustellen. Zunächst galt es, Irak wiederzugewinnen. In diesem reichbevölkerten üppigen Lande war inzwischen ein Hexensabbath der schlimmsten Art ausgebrochen, ein wildes Gewirr von Kämpfen zwischen den verschiedenen Sekten und Stämmen. Die Gemäßigten hatten sich von den Omejjaden losgesagt und erkannten den Kalifen von Mekka als ihren Herrscher an; aber Abdallah rührte sich nicht aus seiner vermeintlich sicheren Freistätte und entsandte nur seine Statthalter, die anfangs mit äußerst geringem Erfolge gegen die verschiedenen Empörer zu Felde zogen.

Am furchtbarsten war der Aufstand der Charidschiten. Lange Zeit hatten diese schwärmerischen Demokraten sich ruhig verhalten. Doch ihr bloßes Dasein unter den verweichlichten Irakanern genügte vollkommen, um den allgemeinen Haß auf sie zu lenken; bereits unter dem letzten Statthalter Muawijas hatte eine Ketzerverfolgung im großen Stile begonnen. Die Charidschiten ließen sich mit der Gelassenheit von Märtyrern haufenweise hinschlachten, einmal indessen ging auch ihre Geduld zu Ende. Während der Wirren, die dem Tode Muawijas folgten, schlugen sie plötzlich los. Nun bewiesen sie ihren Peinigern zu deren Entsetzen, daß sie ebensogut zu kämpfen und zu verwüsten wie zu sterben verständen. In ihrer Not warfen sich die orthodoxen Irakaner nunmehr völlig dem Kalifen Abdallah in die Arme; doch der von ihm entsandte Statthalter fiel alsbald unter den Streichen der wütenden Sektierer. Der Schrecken vor diesen unerbittlichen Kämpfern war so groß, daß gelegentlich einmal zweitausend Irakaner vor einem Haufen von vierzig Charidschiten zurückwichen; es schien in der That, als ob alle die feurige Begeisterung und die todesverachtende Tapferkeit, die Mohammed den Seinen hatte einflößen wollen, jetzt nur in den Reihen der Sektierer zu finden wären. Der Kampf tobte hauptsächlich um die Stadt Basra, die beständig von den Aufständischen bedroht und nur durch den heldenmütigen Widerstand des Feldherrn Mohallab vor dem Ärgsten bewahrt wurde.

Wenn die Basraner vor den Charidschiten zitterten, so wurden inzwischen die Kufaner nicht weniger durch die Anhänger Alis, die Schiiten (Sektierer), wie man sie kurzweg zu nennen pflegt, in Schrecken gesetzt. Das Auftreten dieser neuen Sekte ist im höchsten Grade bemerkenswert; in ihr zeigt sich zum ersten Male wieder der neuauflebende Geist des iranischen Volkes. Bisher hatten die Perser durch gelegentliche Aufstände nur bewiesen, daß sie geneigt wären, das arabische Joch zugleich mit der aufgezwungenen neuen Religion wieder abzuschütteln; als Anhänger Alis und Husains dagegen und als Vertreter einer schismatischen Richtung im Islamismus suchten sie nunmehr die neue Glaubenslehre ihren nationalen Anschauungen anzupassen und eine iranische Form der mohammedanischen Religion zu begründen. Ihrer alten Vorliebe getreu waren die Schiiten im Gegensatze zu den Charidschiten, mit denen man sie fälschlicherweise oft verwechselt hat, Anhänger des erblichen Despotismus; wie sie einst an ihren arsakidischen und sasanidischen Großkönigen die legitime Abstammung von dem mythisch verklärten Stammvater des Herrscherhauses über alles geschätzt und zur Bedingung ihres Gehorsams gemacht hatten, so forderten sie jetzt das erbliche Kalifat der Nachkommen Mohammeds und erklärten Ali, den Neffen und Schwiegersohn des Propheten, für den ersten wirklichen Kalifen, seine Vorgänger dagegen sowie die Omejjaden und den mekkanischen Kalifen als Usurpatoren. Aber diese religiösen und politischen Forderungen verhüllten nur den nationalen Kern der schiitischen Bewegung, die unter persischen Freigelassenen und Sklaven ihre glühendsten Anhänger fand und tief nach Persien hinein ihre Verbindungen unterhielt.

Unter der Führung eines schlauen und ehrgeizigen Arabers, Mokthar, bemächtigten sich die Schiiten der Stadt Kufa selbst und begründeten hier ein Schreckensregiment. An ihrem

verzweifelten Widerstand und dem Verrate kaisitischer Hilfstruppen scheiterte der erste Versuch Abdelmeliks, Kufa zurückzugewinnen, bis es statt seiner dem Bruder des Kalifen Abdallah, Moßab, endlich gelang, den Führer der Schiiten zu töten und Kufa im Namen Abdallahs zu besetzen (687). In Wahrheit hatte Moßab nur dem syrischen Kalifen den Weg gebahnt. Abdelmelik, der inzwischen mit den Kaisiten Frieden geschlossen hatte, führte ein neues Heer nach Irak; im raschen Anlaufe warf er trotz des abermaligen Verrats kaisitischer Häuptlinge das Heer der Irakaner über den Haufen. Moßab fiel im Kampf, und Kufa öffnete widerstandslos seine Thore, ebenso Basra, wo Mohallab bei aller Tapferkeit den wankelmütigen Charakter seiner Landsleute nicht verleugnete. In kurzer Zeit war somit die mächtigste Provinz des Reichs dem mekkanischen Kalifen entrissen, der seinerseits erbärmlich genug war, über den Tod seines wackern Bruders eine heimliche Genugthuung zu empfinden und, statt kräftiger Maßregeln, sich begnügte, dem Gefallenen eine wohlgesetzte Leichenpredigt zu halten. Nunmehr aber sollte auch an diesen thatenlosen Schwätzer die Reihe kommen.

Mochte auch Arabiens Bedeutung für die weltliche Macht des Kalifentums bereits tief gesunken sein, so war doch der moralische Einfluß nicht zu unterschätzen, den Abdallah als Herr der heiligen Stätten noch immer auf die zahlreich nach Mekka strömenden Pilger auszuüben vermochte. Schon deshalb mußte sich Abdelmelik entschließen, seinen Nebenbuhler zu vernichten. Der Feldherr, den er gegen Mekka schickte, Haddschadsch, war ein würdiger Nachfolger des furchtbaren Moslim, dessen Scharen das heilige Medina verwüstet hatten; im November 691 schloß er mit seinen Truppen Mekka ein und begann die Stadt schonungslos mit seinen Wurfgeschützen zu beschießen, ohne viel danach zu fragen, ob die hineingeschleuderten Felsblöcke etwa die Kaaba mit ihren Heiligtümern beschädigten. Monatelang hielten die Mekkaner stand, dann aber flohen sie, da keine Hilfe zu erwarten war, scharenweise aus der Stadt. Der Kalif Abdallah endete edler als er gelebt hatte: mit dem Reste seiner Getreuen stürmte er auf die Belagerer ein und fand den Tod an der Spitze der Seinen.

Der Tod des letzten Kalifen der Altgläubigen ging fast wirkungslos an der islamischen Welt vorüber; nur im fernsten Nordosten, in Chorasan, leistete einer der von ihm eingesetzten Statthalter noch Widerstand, bis er durch List und Gewalt beiseite geschafft wurde. Mit dem Jahre 693 war das ganze Weltreich der Kalifen dem omejjadischen Haus unterworfen. Allein von wirklicher Ruhe war dennoch keine Rede. Wie im Trichter eines Geisers kochte und brodelte es beständig im Land Irak und in Persien, und immer von neuem verkündeten furchtbare Explosionen das Wüten des unterirdischen Feuers; selbst das Gewaltregiment des Haddschadsch, dem der Kalif die Statthalterschaft der ewig unruhigen Provinz Irak übertragen hatte, vermochte der Empörungen nicht Herr zu werden, die immer und immer wieder in dem Völkergewirr des alten zerrütteten Kulturlands ausbrachen. Der Kalif selbst aber hatte alle seine Klugheit und im Notfalle seine grausame Energie aufzubieten, um den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Kelbiten und Kaisiten abzuschwächen, der seine treuesten syrischen Anhänger in zwei feindliche, mit dem giftigsten Haß erfüllte Heerhaufen teilte. Unter seinen eignen Verwandten und Nachkommen gab es Freunde der einen wie der andern Partei; es kam vor, daß die Anhänger eines kelbitisch gesinnten Prinzen unter dem Vorwand einer Steuereintreibung alle kaisitischen Beduinen niedermetzelten, deren sie habhaft werden konnten, worauf die Kaisiten furchtbare Vergeltung übten. Abdelmelik war an und für sich kelbitisch gesinnt und hatte das mehrfach gezeigt. Aber der Übermut seiner Partei zwang ihn allmählich, sich den Kaisiten zu nähern und diese, die freudig die günstige Gelegenheit zum Emporkommen benutzten, gegen die

Kelbiten auszuspielen; gehörte doch auch der dem Kalifen fanatisch ergebene Haddschadsch, dem dieser vor allen andern den Schutz seines Nachfolgers und der Dynastie anvertraute, dem kaisitischen Stamm an.

So kam es, daß beim Tod Abdelmeliks (Oktober 705) der Einfluß der Kaisiten entscheidend wurde und der neue Kalif Welid an ihnen seine beste Stütze fand. Hatte Abdelmelik fast beständig mit inneren Unruhen zu thun gehabt und sogar im Anfange seiner Regierung vorübergehend einen demütigenden Waffenstillstand mit den Byzantinern schließen müssen, so konnte nun Welid die Eroberungspolitik, die nun einmal dem ursprünglichen Wesen des Kalifats am meisten entsprach, mit Entschiedenheit wieder aufnehmen. An Soldaten fehlte es nicht: besonders aus Irak und Persien, wo Haddschadsch mit eiserner Faust die gärenden Leidenschaften niederhielt, strömten die unruhigen Elemente unter die Fahnen des Kalifen, um im auswärtigen Kriege Ruhm und Beute zu suchen. Auch in der Wahl seiner Feldherren hatte Welid entschieden Glück.

So ist denn die Zeit Welids die glänzendste des omejjadischen Kalifats. Unter ihm erreichte das islamische Weltreich seine größte Ausdehnung (s. die Karte bei S. 328) und seinen höchsten Glanz. An der nordöstlichen Grenze Irans übernahm Kuteiba die Führung des Kriegs, der die Eroberung Transoxaniens und die Unterwerfung der dort wohnenden iranischen und türkischen Völker zum Zwecke hatte; nach schweren Kämpfen glückte hier im Jahre 709 die Eroberung der Stadt Buchara, drei Jahre später die von Samarkand, und im Jahre 715 drangen die arabischen Scharen bereits gegen Kaschgar vor, als der Tod Welids die weitern Unternehmungen lähmte. Zugleich mit diesen Kriegen wurde ein Vorstoß nach Indien unternommen; unter der Führung des Mohammed ibn Kasim drang ein syrisches Heer in das Industhal und bemächtigte sich nach langer Belagerung der Stadt Multan im Herzen des Fünfstromlands, nutzte indessen die erlangten Vorteile nicht weiter aus. Der Feldherr sah sich sogar zu dem Zugeständnis an die Inder genötigt, daß ihre Religion ebenso wie die christliche und die jüdische neben dem Islam geduldet werden sollte.

Während so im Osten siegreich gekämpft wurde, sahen sich auch die Byzantiner von den Heeren des Kalifen aufs ärgste bedrängt, nicht ohne eigne Schuld, da wieder einmal Thronstreitigkeiten in der Hauptstadt die Kräfte des Staates lähmten, die ohnehin durch die Bulgarenkriege aufs äußerste erschöpft waren. So kann es nicht wundernehmen, daß arabische Heere Kleinasien ungestört durchzogen und endlich Konstantinopel gegenüber erschienen, während gleichzeitig die Flotten des Kalifen in das Marmarameer einliefen; aber wenn Welid glauben mochte, daß nunmehr das Ende des oströmischen Kaiserreichs nahe sei, so täuschte er sich über die Zähigkeit dieses merkwürdigen Staatswesens, daß noch mehrmals eine fast unverwüstliche Lebenskraft zeigen sollte.

Um so entscheidender waren die Erfolge in Nordafrika, wo Musa in hartnäckigem Kampfe mit den Berberstämmen, die anfangs den Arabern gegen die Byzantiner beigestanden hatten, nun aber um die eigne Freiheit rangen, die Nordküste bis an den Atlantischen Ozean besetzte und von der afrikanischen Seite der Meerenge von Gibraltar beuteluſtige Blicke nach der Pyrenäischen Halbinsel warf. Wie dann Tarik den Gotenkönig im Jahre 711 vernichtend schlug, wie Musa selbst mit frischen Truppen ihm folgte, wie in kurzer Zeit ganz Spanien dem Kalifen unterworfen wurde und die arabischen Scharen über die Pyrenäen bis tief nach Frankreich hinein streiften, darüber wird an andrer Stelle berichtet (Band IV, Abschnitt VIII). Damals zitterte Europa vor dem anscheinend unwiderstehlichen Siegeslauf der Feinde des Christentums, die gleichzeitig an die Thore Konstantinopels pochten und ihre Rosse in den Fluten

der Loire tränkten, während ihre Flotten die Inseln des Mittelmeers bedrohten. Aber es zeigte sich nun auch, daß der Bogen bis aufs äußerste gespannt war. Bald genug kam die weitere Ausdehnung ins Stocken, und der Zerfall des Riesenreichs war nur eine Frage der Zeit.

Welid war eine der seltenen Herrschernaturen, die weniger durch eigne Vorzüge und Vielgeschäftigkeit, als durch verständige Benutzung genialer und tüchtiger Menschen sich auszeichnen und dabei doch die Gabe haben, im Mittelpunkte des Ganzen zu stehen und die Ergebenheit ihrer Helfer sich zu sichern. Sein Bruder und Nachfolger Suleiman (715—717), ein schwacher, mißtrauischer Charakter, besaß diese Gabe nicht, und ein so klägliches Schauspiel auch seine krasse Undankbarkeit gegen die großen Heerführer und Staatsmänner seines Vaters gewährt, so muß man doch billigerweise zugestehen, daß er nicht gut anders konnte, als die Werkzeuge beiseite zu werfen, mit denen seine schwache und ungeschickte Hand nichts zu beginnen vermochte. Haddschadsch, in dem die Seele der innern Politik Welids verkörpert war, hatte die Zukunft längst vorausgesehen und nur den einen Wunsch gehegt, vor Welid zu sterben; daß er dies Glück thatsächlich hatte, bewahrte ihn vor einem schmachvollen Ende. Der Feldherren, die beim Tode Welids zum Teil noch an der Spitze ihrer Heere standen, wartete ein schlimmeres Los: Musa, der Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt und zur Zahlung unerschwinglicher Summen verurteilt, endete als Bettler; Mohammed, der Eroberer des Pandschab, ward in Ketten nach Damaskus geschleppt und im Kerker zu Tode gequält. Kuteisa, der ein gleiches Schicksal erwarten mochte, suchte seine Truppen vergeblich zum Aufstande zu bewegen und fiel alsbald unter den Streichen der Getreuen des neuen Kalifen, die seinen Kopf nach Damaskus sandten.

Bei aller Niedrigkeit des Charakters Suleimans wäre die Grausamkeit seines Vorgehens, von der hier nur einige Proben gegeben sind, kaum erklärlich, wenn nicht seine Thronbesteigung gleichzeitig wieder einmal einen Umschwung im Einflusse der großen arabischen Stammesgruppen bedeutet hätte: die Kaisiten, die unter Welid eine goldene Zeit gehabt hatten, waren bei dem Versuche gescheitert, einen ihnen genehmen Prinzen auf den Thron zu heben. Indem sich nunmehr Suleiman naturgemäß auf die Kelbiten oder Jemeniten stützen mußte, hatte er sich zugleich den blutigen Gelüsten dieser racheschnaubenden Parteigänger gefügig zu zeigen. An der Spitze der Jemeniten stand damals Jezid, ein Sohn des frühern irakanischen Feldherrn Mohallab und Todfeind Haddschadschs. Er erlangte fast unbegrenzten Einfluß, führte auch einen glücklichen Krieg in Persien gegen die letzten Verteidiger iranischer Freiheit, die sich im Gebirge am Südostrande des Kaspischen Meers hielten, brachte sich aber durch seine unerhörte Prachtliebe und Gewinnsucht in den übelsten Ruf.

Nach außen hin waren die Unternehmungen Suleimans wenig glücklich: die Byzantiner, die sich durch die Erfindung des berühmten griechischen Feuers eine furchtbare Artillerie geschaffen hatten, fanden jetzt in Kaiser Leo dem Isaurier einen thatkräftigen Führer (717). Das arabische Heer, das Konstantinopel bedrängte, erlitt eine vernichtende Niederlage. Auch die arabische Flotte wurde zerstört; und Kleinasien verblieb für diesmal den Byzantinern. Wie es scheint, erlebte Suleiman diese Niederlage nicht mehr. Aber auch sein Nachfolger Omar II., ein schlichter und frommer Mann im alten Stile, vermochte dem Unheil nicht zu steuern und regierte zu kurze Zeit (717—720), um Bedeutendes zu erreichen oder seinen Lieblingsplan, durch systematische Bekehrung der Andersgläubigen in den unterworfenen Ländern die Zahl der Mohammedaner zu vermehren, entschieden zu fördern. Es gereicht Omar II. zum besonderen Ruhme, daß er weder für Kaisiten noch Kelbiten Partei nahm, sondern über den Streitenden zu stehen suchte. Unter seinem Nachfolger Jezid II., der mit Leib und Seele den Kelbiten

zugehörte, machte sich sofort der innere Hader wieder geltend. Der Namensvetter Jezids, der Sohn Mohallabs, verschanzte sich in Basra und rief die Irakaner, deren alter Haß gegen die Syrer unter den Stammesstreitigkeiten durchaus nicht abgenommen hatte, zum Kampfe gegen den Kalifen auf, wurde indessen besiegt; gleichzeitig brach in Afrika ein Aufstand aus, und die spanischen Araber schienen alle Lust zu haben, sich ganz auf eigne Faust in ihrer neuen Heimat einzurichten. Die kurze Regierung des leichtlebigen Jezid II. (720—724) bedeutet einen schweren Rückgang der Reichsmacht und der Oberherrschaft des Kalifats.

Unter dem nächsten Kalifen, Hischam, der seine Aufgabe ernster auffaßte, hielt dieser Rückgang zunächst nicht an. Nicht ohne Klugheit wußte Hischam sich zwischen Kelbiten und Kaisiten einigermaßen neutral zu halten; ja man darf bei seiner Regierung bereits etwas an das parlamentarische Schaukelspiel Englands denken, das bald die Liberalen, bald die Konservativen an die Spitze des Staats bringt. Der Vergleich ist nicht so weit hergeholt, wie es scheint. Da nämlich im Laufe der Zeit abwechselnd bald die kaisitischen, bald die jemenitischen Führer und Staatsmänner ans Ruder kamen, so hatte sich bei beiden Parteien eine gewisse Staatskunst entwickelt, die es schon mit einiger Sicherheit vorhersagen ließ, nach welchen Prinzipien die einen oder die anderen ihre Ämter verwalten würden. Die Kaisiten gehörten der Schule des Hadschadsch an, des Bändigers der Irakaner; scharfes Anziehen der Zügel, übermäßiger Steuerdruck, ausschließliche Begünstigung des arabischen Wesens und Mißachtung der Neubekehrten anderer Rassen waren die Grundsätze ihrer Politik. Es war denn auch bekannt, daß niemand so gewaltige Steuersummen aus einer Provinz zu ziehen vermöge, wie ein kaisitischer Statthalter. Dem gegenüber vertraten die Jemeniten liberalere Anschauungen, legten mehr Wert auf diplomatische und schonende Behandlung der Unterworfenen, suchten auch nicht, wie die Kaisiten mit Vorliebe thaten, von den Neubekehrten noch immer die Kopfsteuer zu erpressen, die sie als Andersgläubige vor ihrer Bekehrung gezahlt hatten; kurz, sie stellten der kaisitischen Gewaltpolitik die der Versöhnung gegenüber. Feste Grundsätze lagen diesen Anschauungen kaum zu Grunde; es genügte eben für einen echten Kelbiten vollkommen, die Kaisiten etwas thun zu sehen, um das Gegenteil anzustreben.

Hischam, der die Finanzkraft der Staatsgewalt heben wollte oder, wie es bei dieser rein persönlichen Regierungsform genannt zu werden pflegte, von unersättlicher Habsucht erfüllt war, hatte bald in den Kaisiten die Leute herausgefunden, die seinen Zwecken am besten dienten; überall wurden die kelbitischen Statthalter, die Hischam anfangs begünstigt hatte, durch kaisitische Scharfmacher ersetzt. Zum ersten Male bekamen die spanischen Araber, die fast ausschließlich aus Jemeniten bestanden, einen kaisitischen Statthalter, und in Afrika erpreßten Obeida und nach ihm Obeidallah ungeheure Summen. Die Folge war ein furchtbarer Aufstand der Berberbevölkerung Nordafrikas, in der gleichzeitig charidschitische Missionare endlich die Leute nach ihrem Herzen gefunden hatten, so daß auch hier die Empörung über den maßlosen Steuerdruck mit religiös-demokratischen Ideen vermischt und zu fanatischer Höhe gesteigert war. Die Berber haben nie unter Führern ihrer eignen Rasse Großes geleistet; unter der geistigen Leitung fremder Denker dagegen zeigen sie einen bemerkenswerten Opfermut und eine Tapferkeit, der schwer zu widerstehen ist. Im Jahre 740 brach in der Gegend von Tanger der Aufruhr aus. Der Feldherr Chalid, den Obeidallah gegen die Rebellen entsandte, wurde erschlagen, mit ihm eine ungemein große Zahl arabischer Adliger („Schlacht der Edlen"). Jetzt mußte der Kalif wohl oder übel tief in seine geliebten Geldkisten greifen und aus den besten syrischen Truppen ein Heer bilden. Dies ging unter dem Befehle der Feldherren Kolthum und

Baldsch nach Afrika ab; und dort vereinigte sich das Aufgebot der Araber mit ihm. Doch der Kampf mit den Berbern endete abermals unglücklich; das Fußvolk der Armee wurde größtenteils aufgerieben, und Kolthum fiel. Nur Baldsch rettete sich mit der Reiterei nach Tanger; von hier aus erreichte er dann nach mancherlei Abenteuern Spanien, um dort, wie an andrer Stelle berichtet wird (Band III, Abschnitt VIII), noch eine große Rolle zu spielen. Hischam erlebte das Ende des afrikanischen Aufstands nicht.

Auch in Irak, das unter dem jemenitischen Statthalter Chalid leidlich ruhig gewesen war, brach nach Einsetzung eines Kaisiten eine Empörung los. Noch wirrer ging es in Chorasan zu, wo Kelbiten und Kaisiten sich offen bekriegten, sowie im benachbarten Transoxanien, dessen Bevölkerung sich durchaus nicht in das Schicksal der Besiegten finden konnte. Da die kaisitischen Statthalter ihr Amt gewöhnlich mit der Einkerkerung und Ausplünderung ihrer jemenitischen Vorgänger begannen, so genügte die Ankunft eines kaisitischen Gouverneurs in Chorasan, um die Kelbiten zum offenen Aufruhr zu treiben und sie zu veranlassen, sich mit den Türken zu verbünden; erst die Entsendung eines kelbitischen Statthalters und eine allgemeine Amnestie stellten in dem wichtigen Grenzgebiet einigermaßen die Ruhe wieder her. Wenn Chorasan, das damals das ganze nordöstliche Iran nebst Transoxanien umfaßte, wie schon zur Perserzeit, als Grenzland gegen die Nomadenstämme Hochasiens eine unverhältnismäßige militärische Bedeutung erlangte und etwas an die von kampfbereiten Legionen geschützten Randgebiete des Römerreichs erinnerte, so bildete sich auch aus den südlich vom Kaukasus gelegenen Gebirgsländern, die den Eingang der kaukasischen Pforten beherrschen, eine wichtige militärische Provinz heraus, in der die Kämpfe bald mit Armeniern, Alanen und Iberern, bald mit den über die Pässe dringenden Chazaren nicht enden wollten. Gegen die Byzantiner endlich wurde mit wechselndem Glücke gekämpft. Noch immer hofften die Araber, durch einen Stoß gegen das Herz des Reichs den Krieg zu entscheiden; Kleinasien wurde wiederholt durchzogen, bis endlich Kaiser Leos glänzender Sieg bei Akroinon in Phrygien den Verheerungen ein Ziel setzte.

Als Hischam im Jahre 743 starb, hinterließ er seinem Neffen und Nachfolger Welid II. ein Reich, das zwar durch den ungestillten afrikanischen Aufstand etwas erschüttert, aber dank der sparsamen Finanzwirtschaft des Kalifen und seiner geschickten Behandlung der arabischen Parteien noch immer voll Lebenskraft war. Ausgeglichen freilich waren die inneren Gegensätze keineswegs. Zwar mußte mit der Zeit der alte arabische Stammesgegensatz zurücktreten, und es fehlte schon nicht an Leuten, die in unbedingter Hingabe an den Herrscher ihr eigentliches Lebensziel sahen und den Keim einer rein dynastischen Partei bildeten; der Stamm Rabia, der seit alter Zeit zwischen Mahaditen und Jemeniten als neutral galt, und dessen Angehörige deshalb gern in schwierigen diplomatischen Fällen verwendet wurden, konnte als Ansatzpunkt der Kristallisation dienen. Aber die Eifersucht zwischen den Syro-Arabern und den iranisch beeinflußten Irakanern beruhte auf zu tiefen Gegensätzen, als daß sie so leicht verschwinden konnte. Ja man dürfte im Gegenteil sagen, daß die Irakaner, je mehr das Volk Persiens wieder hervorzutreten und Einfluß zu gewinnen begann, sich immer entschiedener von den Syrern abwandten und dank ihrer ohnehin überlegenen und durch den Zutritt der islamisierten Perser beständig zunehmenden Zahl endlich die Obergewalt an sich reißen mußten.

Hier lag die schwerste Gefahr für das Haus Omejja: von den Syrern auf den Thron erhoben, standen und fielen die Omejjaden mit diesen ihren getreuesten Anhängern. Sobald als der Schwerpunkt des Reichs nach Irak verlegt wurde, war es mit den Kalifen von Damaskus zu Ende. Durch die bloße Entwicklung der Thatsachen, durch den Stillstand Syriens,

dessen arabische Bewohner die Schlachten der Kalifen schlugen und an Zahl infolgedessen natürlich nicht zunahmen, und durch die wachsende Menge und den Reichtum der Irakaner war die Stellung der Omejjaden unterhöhlt. Schon im Laufe der Regierung Hischams waren die Totengräber der Dynastie emsig an der Arbeit, und es war nur die Frage, wer in dem Wettbewerb um die Gunst der Irakaner und der übrigen Bewohner der Ostprovinzen den Preis davontragen würde.

Daß auch in diesem Falle die nationalen Bewegungen wieder in den religiösen Mantel gehüllt auftraten, verstand sich von selbst. Mochte man immerhin streiten, ob die ersten Kalifen ihre Würde mit Recht erlangt hatten, ob Abu Bekr oder Ali der rechte Nachfolger des Propheten gewesen sei: darüber, daß die Omejjaden als unwürdige Usurpatoren zu gelten hätten, herrschte unter allen Sektierern die wünschenswerteste Einigkeit; nur wer sie ersetzen sollte, war so leicht nicht zu sagen. Auf die Nachkommen Alis, die von Zeit zu Zeit hervortraten und immer Anhang unter den Irakanern fanden, schien sich das Ungeschick und Unglück des ewigen Kalifatskandidaten vererbt zu haben, und die wenigen, die von den Nachkommen der alten Prophetengenossen sonst noch übrig waren, hatten sich nach dem fernsten Westen, nach Afrika und Spanien, zurückgezogen. So konnte es kommen, daß eine mekkanische Adelsfamilie, die sich näherer Verwandtschaft mit dem Propheten rühmen konnte als die Omejjaden, die als erbliche Wächter des heiligen Zemzembrunnens bekannten Abbassiden, endlich die Führung der Unzufriedenen zu übernehmen vermochte. Unter Hischam bereits hatten ihre Wühlereien sich in bedenklicher Weise bemerkbar gemacht; unter seinen schwachen Nachfolgern traten sie offen hervor.

Welid II. beeilte sich, die von seinem Vorgänger gesammelten Schätze zu verschleudern, gewann sich aber mit seiner maßlosen Freigebigkeit keine wahren Freunde und stieß durch den Versuch, seine unmündigen Söhne zu Nachfolgern ernennen zu lassen, die übrigen omejjadischen Prinzen vor den Kopf. Schon im Jahre nach seiner Thronbesteigung wurde er von Jezid III., dem Führer der von ihm mißhandelten jemenitischen Partei, gestürzt und erschlagen. Sofort entstanden dumpfe Unruhen in Irak und Chorasan. Merwan aber, der omejjadische Statthalter von Armenien und Aserbeidschan, rückte an der Spitze seiner tapfern Grenztruppen gegen Damaskus, das ihn nach dem plötzlichen Tode Jezids und einer schweren Niederlage eines von den Jemeniten gesammelten Heers als Regenten im Namen der Söhne Welids II. anerkennen mußte. Diese wirren Ereignisse genügten, um die Herrschaft der Omejjaden gänzlich zu erschüttern; Merwan II., obwohl ein wahrhaft tüchtiger Fürst, konnte den Untergang nicht mehr aufhalten. Durch ihre schweren Verluste erbittert, waren alle Jemeniten seine Feinde und damit das syrische Volk wieder einmal hoffnungslos gespalten gerade in dem Augenblicke, wo der ganze Osten nur auf das Zeichen wartete, um sich gegen die Omejjaden und die Syrer zu erheben. Schon hatten die Aliden in Persien offen die Fahne des Aufruhrs entfaltet. In Irak standen die Charidschiten wieder einmal unter den Waffen. Von den westlichen Provinzen war kein Beistand zu erwarten: in Afrika war der Berberaufstand noch nicht zu Ende; und in Spanien tobte der Bürgerkrieg zwischen Kaisiten und Kelbiten, die auch in diesem fernen Land ihren Stammeshaß nicht vergessen konnten.

Der entscheidende Schlag fiel in Chorasan. Hier entfaltete im Frühling des Jahres 747 Abu Muslim das schwarze Banner der Abbassiden und warf den omejjadischen Statthalter Nasr, der schon beständig von andern Rebellen bedrängt worden war, aus seiner Provinz. Umsonst suchte Nasr wenigstens im westlichen Persien stand zu halten; auch diese Landschaften gingen nach und nach verloren. Und im Sommer des Jahres 750 erschienen die abbassidischen

Heerhaufen vor Kufa, das alsbald den Rebellen seine Thore öffnete. Es hatte Merwan nichts genützt, daß er das damalige Familienhaupt der Abbassiden, den ränkevollen Ibrahim, verhaften und töten ließ. An die Stelle des Hingerichteten traten seine Söhne, und die ganze Bewegung, die im Grund ihre Wurzel nicht im Ehrgeize der abbassidischen Familie, sondern im Hasse der Iranier und Irakaner gegen die Syrier hatte, ging unbeirrt ihren Gang weiter. Merwan sammelte sein Heer an der Südgrenze seiner alten Provinz unweit Mossul, und hier, am Großen Zab, trafen die abbassidischen Scharen mit den an Zahl überlegenen Truppen des Kalifen am 25. Januar 750 in heißer Schlacht zusammen. Selbst in diesem entscheidenden Augenblicke ruhte der beduinische Stammeshaß nicht: die jemenitischen Stämme ließen, als die Schlacht schon für die Omejjaden gewonnen schien, den Kalifen treulos im Stich. Die Folge war die völlige Niederlage Merwans. Fliehend suchte sich der Kalif vergebens in Damaskus zu halten, flüchtete dann nach Ägypten und fiel hier bei dem fruchtlosen Versuche, den Widerstand gegen die Abbassiden zu organisieren. Siegreich flatterte statt des weißen Banners der Omejjaden die abbassidische schwarze Fahne über den Wällen von Damaskus, und mit ihr *triumphierte* endlich das Volk der Irakaner über die verhaßten Bewohner Syriens, *der Osten über den Westen*.

C. Die innern Zustände des islamischen Westasiens während der Eroberzeit.

Für das Kalifenreich beginnt damit eine neue Zeit kurzen Glanzes und langen kläglichen Verfalls. Viele Änderungen, die sich in der Stille angebahnt haben, treten jetzt ans Licht, und vieles verschwindet, was in der omejjadischen Periode die Geschicke des Reichs bestimmt hat. Da ist es wohl an der Zeit, einen Blick rückwärts auf die *innern Zustände* des Staats zu werfen, der mit so märchenhafter Raschheit aus dem Nichts emporgeblüht war, und dessen Grenzen von den Pyrenäen und den Fluten des Atlantischen Ozeans bis an den Indus und Jaxartes reichten. Die gewaltigen Leistungen der Eroberzeit sind nicht ohne eine breite wirtschaftliche Grundlage denkbar, die Fortschritte des Islams anderseits nicht verständlich ohne die Kenntnis der Kultur, die sich mit der neuen Religion zugleich über Westasien und Nordafrika verbreitete und selbst auf die arischen Völker Europas nicht ohne tiefen Einfluß blieb.

Die Beduinen, die aus dem Innern Arabiens hervorbrachen, hatten freilich die altkultivierten Bewohner Westasiens wenig zu lehren, aber eins brachten sie mit: Einfachheit des Lebens und eine schlichte Größe der Gesinnung und des Wollens. Hier sahen die verweichlichten Syrer und Perser wieder einmal Männer, die, den sinnlichen Genuß verachtend, für eine Idee zu kämpfen und zu sterben wußten; ein besserer, männlicher, oft heldenhafter Geist durchweht zum ersten Male seit langer Zeit wieder die Geschichte der westasiatischen Länder, der stolze Hauch *beduinischer Freiheitsliebe* verjagt vorübergehend die stickige Sumpfluft des dumpfen, trägen Despotismus, die immer von neuem aus diesen üppigen Gefilden wie aus ihrem mütterlichen Nährboden emporsteigt. Es war kein dauerhaftes Geschenk, was Arabien seinen Nachbarländern bot: nie wird ein Eroberer die Natur der besiegten Länder und den Geist der Bewohner, der ihr entspringt, auf die Dauer ändern, sondern er selbst wird dieser Natur und diesem Geiste verfallen; aber es genügte doch, um neue Blüten aus dem unfruchtbar gewordenen Boden zu locken und ein Bild frischen und kräftigen Lebens hervorzuzaubern.

Aber es wäre unrecht, in den Arabern der Prophetenzeit nichts anderes als rohe Beduinen zu sehen, so sehr auch die Masse des Volks diese Bezeichnung verdienen mag. Die fleißigen Ackerbürger Medinas oder gar die weitgereisten wohlhabenden Kaufleute Mekkas standen auf einer höhern Stufe der Kultur als die einfachen Wüstenstämme; im Jemen waren von der

einstigen Blüte des Handels und der Gesittung noch beträchtliche Reste erhalten, und die Araber endlich, die halb seßhaft an den Grenzen des römischen und persischen Reichs hausten, waren der höhern Bildung ihrer Nachbarn gegenüber nicht völlig teilnahmlos geblieben. Aus diesen allen rekrutierten sich die Bewohner der arabischen Städte, die zum Teil von den Kalifen neu begründet wurden und die Brennpunkte der islamischen Kultur in den einzelnen Provinzen bildeten. Die echten Beduinen haben an der fortschreitenden Gesittung dieser Gruppen des Arabertums wenig teilgenommen, ihre leidenschaftliche Liebe für das ungebundene Leben der Steppe war unüberwindlich. Niemand hat das so überzeugend ausgesprochen, wie die Mutter des Kalifen Jezid I., die durch ein Gedicht endlich ihren Gatten bewog, sie wieder zu ihrem Stamm in die Wüste zu entlassen. „Ein Zelt", sagt sie darin, „das der Wind durchstreift, ist mir lieber als ein hohes Schloß .... Ein Stück Brot in der Ecke meines Zeltes schmeckt mir besser als die feinsten Leckerbissen. Nach meiner Heimat sehne ich mich, kein Fürstenhaus kann sie mir ersetzen."

Selbstverständlich konnten die Eroberungskriege der arabischen Kalifen zunächst nicht kulturfördernd wirken; aber die Zerstörungen und Menschenverluste wenigstens in den zuerst angegriffenen und rasch unterworfenen Gebieten sind vergleichsweise unbedeutend gewesen, obwohl es sich doch um Religionskriege handelt, in denen erfahrungsgemäß am unbarmherzigsten gewütet zu werden pflegt. Die Schonung, womit Mohammed die Angehörigen des christlichen und des jüdischen Glaubens behandelt wissen wollte, die Leichtigkeit, mit der sich durch bloßes Aussprechen der Glaubensformel der Übertritt zum Islam vollziehen ließ, haben ebenso wie die Rücksicht auf die Staatsfinanzen größere Metzeleien meist verhindert. Die meisten der Anhänger Zarathustras allerdings, die als Heiden galten, mußten sich zur Annahme des Islams wohl oder übel bequemen. Das ist denn auch die Ursache, warum der Feuerkult so gründlich bis auf wenige kümmerliche Reste untergegangen ist. Christen und Juden dagegen saßen in Syrien, Irak, Nordafrika und Spanien ungestört wie bisher. Und da die Kopfsteuer, die den Andersgläubigen auferlegt war, die Haupteinnahmequelle des Staats bildete, hatten die Kalifen gar keine Ursache, durch eifrige Propaganda des Islams diese Quelle selbst zu verstopfen. Der fromme Omar II., der die Glaubenseinheit seines Reichs für wichtiger hielt als die Ergiebigkeit der Steuern, steht vereinzelt da. Die Abnahme des Christen- und Judentributs, die natürlich doch im Laufe der Zeit eintrat, war um so bedenklicher, als in diesem Falle die Mohammedaner schärfer besteuert werden mußten, was natürlich nicht zur Beliebtheit der Regierung beitrug. Ursprünglich war von Mohammed seinen Anhängern nur die sogenannte Armensteuer auferlegt worden, die nur der öffentlichen Wohlthätigkeit dienen und einen gewissen Ausgleich des Besitzes innerhalb der islamischen Religionsgemeinschaft herbeiführen sollte, aber natürlich sehr früh schon ihrem Zwecke teilweise entfremdet wurde. Das Fünftel aller Kriegsbeute, das in die öffentliche Kasse floß, war namentlich im Anfange der Eroberzeit ein sehr wichtiger Teil des Staatseinkommens, konnte aber nicht als Grundlage einer soliden Finanzwirtschaft dienen.

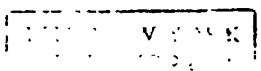
In der Hauptsache flossen die großen Mittel, über die thatsächlich die Kalifen verfügten, aus den wirtschaftlich blühendsten Provinzen ihres Reiches, aus Irak und Ägypten, die zwar beide von ihrer alten Kulturhöhe herabgesunken, aber noch immer von überquellender Fruchtbarkeit waren und unter arabischer Verwaltung zunächst einen neuen Aufschwung nahmen. Der demokratische Zug des arabischen Charakters hat überall die Entstehung von Latifundien verhindert oder die Aufteilung des Großgrundbesitzes und die Entstehung eines gesunden Bauernstands begünstigt. Die Sklaverei bestand in so milder Form, und die Zahl der Freigelassenen war so groß, daß

diese Entwicklung dadurch kaum gehindert wurde. So war die erste Kalifenzeit für einen großen Teil der unterworfenen Gebiete eine neue Periode der Blüte. Die alten Bewässerungsanlagen, die notwendige Voraussetzung der kleinbäuerlichen Wirtschaft im Orient, wurden vielfach wiederhergestellt, manches schon der Kultur verlorene Fruchtland wieder erobert, hier und da, wie in Spanien, die intensive Ausnutzung des Bodens erst wirklich eingeführt. Unter den Machthabern war wenig Neigung vorhanden, die angesammelten Schätze durch Zusammenkaufen von Grundstücken festzulegen; lieber ließ man das bare Geld, das wenigstens im Notfalle vergraben oder geflüchtet werden konnte, ertraglos liegen, oder verschaffte sich, indem man es freigebig verteilte, die Gunst der Menge. Wer auf Vermehrung seines Vermögens bedacht war, den mußte zunächst der Handel locken, der nach der Eroberung der wichtigsten Teile Westasiens in den Händen der Araber und ihrer neuen Unterthanen einen gewaltigen Aufschwung zu nehmen begann.

In der That war die großartig begünstigte Stellung zum Welthandel, die das Kalifenreich einnahm, eine höchst bedeutsame Quelle seiner Macht und seines Glanzes. Die wichtigsten Straßen des großen Handelsverkehrs zwischen dem Osten und Westen, zwischen Indien und Europa, waren mit einem Schlag in die Hand der Nachfolger Mohammeds gefallen, kein Körnchen der indischen Gewürze konnte mehr die westliche Welt erreichen, ohne die Zollstätten der Kalifen zu passieren, die Bestimmung des Preises lag im Belieben dieser Herrscher. Früher hatte der Handel je nach den Umständen die eine oder die andere der Straßen begünstigt; übermäßige Zölle in Ägypten vertrieben ihn aus dem Roten Meer, und der Weg durch den Persischen Golf und das Euphratthal nach Syrien belebte sich. Der Unsicherheit des Meeres vermochte der Kaufmann auszuweichen, wenn er seine Karawanen über Land durch Persien und Mesopotamien schickte. Bald machten die Waren aus dem fernsten Osten, die chinesische Seide vor allem, ihren Weg durch Iran, bald durch Transoxanien über das Kaspische Meer nach Südrußland oder gingen zu Wasser nach Ceylon und schlossen sich dem Strome des indischen Handels an. Jetzt waren alle diese Pforten und Schlupflöcher von einem einzigen Volke besetzt; und der Ertrag der Zollstellen von Basra und Alexandrien, von Buchara und Multan floß in der Reichskasse zu Damaskus zusammen.

Mit dem Reichtume hob sich die geistige Kultur, die indessen ihre Blüte erst unter den Abbassiden erreichte. Solange die syrischen Beduinen das Reich beherrschten, blieb der arabische Geist mit seinen Vorzügen und Fehlern maßgebend, und die Dichtung stand in höherm Ansehen als die Gelehrsamkeit. Für die theologischen Zweifelsfragen, die immer wieder die Bewohner Iraks in gärende Aufregung versetzten, haben die Syrer niemals großes Verständnis gezeigt. Von den Unterworfenen zu lernen, hatten sie wenig Neigung; die Lage der Hauptstadt Damaskus am Rande der Wüste, das Festhalten der arabischen Bewohner des Landes an ihrer halb- oder ganznomadischen Lebensweise leisteten diesen Gesinnungen Vorschub. Die omejjadischen Herrscher selber waren teils zu fromm, teils zu sehr Lebemänner, um an ernsten wissenschaftlichen Studien Geschmack zu finden. Erst der Sieg des irakanischen Teils der Bevölkerung und seines Volkstums änderte die Lage vollkommen.

Dasselbe gilt auch von der Verfassung des Heers, die unter den Omejjaden im ganzen dieselbe geblieben war wie in der ersten Zeit des Kalifats. Stehende Truppen gab es so gut wie gar nicht, die Leibwache der Kalifen, durch deren Einexerzierung Haddschadsch zuerst den Blick Abdelmeliks auf sich gezogen hatte, wird selten erwähnt und hat keinesfalls besondere Bedeutung gehabt, ganz im Gegensatze zur abbassidischen Zeit. Die eroberten Länder wurden durch



Musikanten und Standartenträger eines sarazenischen Heeres auf dem Marsche.

Aus einer arabischen Handschrift im Besitz von Charles Schefer in Paris.

(Nach G. Schlumberger, Un empereur byzantin au dixième siècle.)

Militärkolonien gesichert; denn in der Regel blieben die Heere, die ein Gebiet dem Islam gewonnen hatten, gleich als Ansiedler im Land und standen mit dem Aufgebot ihrer waffenfähigen Mannschaft zur Verfügung der Statthalter. Die politische Bedeutungslosigkeit Arabiens, die so überraschend schnell nach der Zeit der ersten Kalifen hervortritt, ist die natürliche Folge dieser massenhaften Auswanderung. Die feste Stammesorganisation der Araber brachte es mit sich, daß die Krieger jedes Stamms zugleich einen brauchbaren Truppenkörper bildeten, der aber unter seinen natürlichen Führern stehen mußte, wenn er etwas leisten sollte; alle Versuche, aus Angehörigen verschiedener Stämme Regimenter zu bilden oder auch nur einen Stamm unter einen Führer fremder Abkunft zu stellen, sind sehr übel ausgefallen. Die Organisation war also, so vortrefflich sie unter einfachen Verhältnissen sein mochte, gar keiner Entwicklung fähig, die Errichtung stehender Truppenkörper aus Arabern so gut wie unmöglich. Hier aber liegt die Wurzel des Unheils, das endlich über das Arabertum hereinbrechen und rohen, hochasiatischen Nomadenstämmen die Zügel der islamitischen Welt in die Hände geben sollte. Aus fremden Söldnern bildeten die Abbassiden notgedrungen ihre Leibwachen und stehenden Heere, und diese Söldner wurden endlich zu Herrschern.

Die Kriegskunst der Araber war in der ersten Zeit schwerlich bedeutend, aber sie genügte doch, um die erschöpften Byzantiner und Perser niederzuwerfen. Der alte Ruhm der arabischen Pferdezucht führt leicht zu der irrtümlichen Vorstellung, daß die Truppen der ersten Kalifen ausschließlich aus Reiterei bestanden hätten, aber in Wahrheit ist die Zahl der brauchbaren Pferde in Arabien nie sehr groß gewesen, und infolgedessen setzte sich die Hauptmasse der arabischen Heere aus Fußgängern zusammen oder aus Kamelreitern (s. die beigeheftete Tafel „Musikanten und Standartenträger eines sarazenischen Heers auf dem Marsche"), die im Gefechte doch meist zu Fuß kämpften. Den Kern der Truppen bildeten die vollständig gerüsteten Reiter mit Stahlhelm und Kettenpanzer, Lanze und Säbel; die meisten Kämpfer aber waren, namentlich im Anfang, viel unvollkommener bewaffnet, und die erwünschteste Beute waren ihnen damals die Waffen der Besiegten. Bogenschützen bildeten schon zu Mohammeds Zeiten einen nicht unwichtigen Teil des Heers. Die Taktik war sehr einfach, die Aufstellung eines Zentrums mit zwei Flügeln und allenfalls noch einer Reserve die Regel; Umgehungen und Hinterhalte werden wohl angewendet, meist aber bestehen die Schlachten aus einem Gewirr von Einzelkämpfen, und die besondere Heldenthat eines Tapfern entscheidet oft den Sieg. Die Gewohnheit der orientalischen Massenheere, beim Falle des Feldherrn auseinanderzulaufen, war den Arabern nicht in dem Maß eigen, wie z. B. den Persern, offenbar weil die Stammesorganisation, die den Truppen eine große Zahl tüchtiger und angesehener Unterbefehlshaber gab, eine rasche Zersetzung hinderte; mancher wichtige Erfolg der Araber ist sicherlich diesem glücklichen Umstande zu danken. Die Belagerungskunst stak in den Tagen Mohammeds, der durch einen einfachen Graben Medina vor jedem Angriffe zu schützen vermochte, noch ganz in den Kinderschuhen; einige 60 Jahre später bewiesen den Bewohnern Mekkas die auf die Kaaba niederprasselnden Geschosse der Wurfmaschinen, daß die syrischen Araber von ihren oströmischen Nachbarn bereits allerlei gelernt hatten.

Daß sich auch die islamische Seemacht, offenbar mit Hilfe der zum Dienste gepreßten syrischen Küstenbewohner, überraschend schnell entwickelt hat, ist schon erwähnt worden (S. 304). Zum Glück für das christliche Abendland gab die Erfindung des furchtbaren „griechischen Feuers", dessen Geheimnis die Araber lange umsonst zu erforschen suchten, den Admiralen der Oströmer eine überlegene Waffe in die Hand, die vielleicht Byzanz vor dem vorzeitigen Untergang gerettet hat.

Das Zeitalter der ersten Kalifen und der Omejjaden ist die Heldenzeit des Islams, rauh, aber kraftvoll und von gesunder Eigenart. Einer festen und herben Frucht gleicht damals das Wesen der islamischen Welt, einer Frucht, der noch die Säfte in frischer Fülle zuströmen, die noch nicht von dem Mutterstamme, der sie erzeugt hat, völlig geschieden ist. In den Tagen der abbassidischen Herrscher wird die Frucht reif und süß, und weithin verbreitet sich ihr würziger Duft; aber fast unmerkbar zuerst, dann rasch vorschreitend zeigen sich zugleich die Spuren der Fäulnis und Verwesung, die endlich alle die märchenhafte Herrlichkeit in kläglichen Moder verwandelt und ihre letzten Reste unter die Füße barbarischer Eroberer wirft.

4. Die Abbassiden und der Niedergang des Kalifats.

A. Politische Geschichte bis auf Harun.

Was Irakaner und Perser in ihrem Kampfe gegen die Syrer und gegen die omejjadische Dynastie geeinigt hatte, das war nicht die Liebe zu einem tapferen Führer oder zu den Nachfolgern des Propheten, die bessere Ansprüche auf das Kalifat hatten als die Herrscher in Damaskus, sondern ausschließlich der Haß. An Kandidaten für den erledigten Thron war kein Mangel; in erster Linie aber standen wieder einmal die zahlreichen Nachkommen Alis, die nie in ihrer Wühlarbeit gegen die Omejjaden aufgehört hatten, und für die sich wahrscheinlich der größte Teil des Heers zu schlagen glaubte, das die Truppen Merwans am Großen Zab über den Haufen warf. Aber der Fluch, der auf diesem Geschlecht ewiger Prätendenten zu liegen schien, bewährte abermals seine verhängnisvolle Macht: an die Stelle der siegestrunkenen Aliden drängten sich die ränkevollen Enkel des Abbas und hielten, als sie die Maske der Verstellung abwerfen durften, mit eiserner Faust die ersehnte Beute fest.

Abbas war ein Oheim des Propheten gewesen, ein angesehener, aber von Charakter zweideutiger Mann, der mit Geschick und eiserner Stirn seinen Neffen erst bekämpft und dann, als die Wage sich zu gunsten des Geächteten neigte, begeistert als Gesandten Gottes anerkannt hatte. Auf diesen Ahnherrn, dessen Geist sich auch in seinen Nachkommen nicht verleugnete, stützten die Abbassiden ihre Ansprüche auf das Kalifat, nach arabischem Rechte nicht ohne Grund, da ja auch in der omejjadischen Familie nicht der Sohn, sondern der Bruder eines Fürsten als sein berechtigter Nachfolger galt, und da überdies Mohammed keine männlichen Nachkommen hinterlassen hatte, sondern nur eine Tochter, die Stammfrau der Aliden. Ob die Ansprüche der einen oder der anderen Familie durchdrangen, das hing wesentlich von den Persönlichkeiten ab, die sich an die Spitze stellten, und in diesem Sinne waren die Abbassiden den Aliden, die keine entschlossene Politik zu verfolgen wußten, weit überlegen.

Abdallah Abul-Abbas, mit dem ehrenvollen, angeblich von ihm selbst herrührenden Beinamen Al-Saffah (der Blutmensch), war gerade der rechte Mann, der mit List und Gewalt der abbassidischen Sache zum Siege verhelfen konnte und in charakteristischer Weise die neue Periode der islamischen Geschichte einleitete. Als die Partei der Haschimiten, wie man die Gegner der Omejjaden und Anhänger der echten Nachfolger Mohammeds zusammenfassend zu nennen pflegt, sich Kufas bemächtigte, war Abdallah sofort bei der Hand und wußte die Führer des Heers für seine Sache zu gewinnen; der Feldherr der Chorasaner Aufständischen, Abu Muslim, war ohnehin abbassidisch gesinnt, andre, deren Gesinnung verdächtig schien, wurden durch offene Gewalt oder Meuchelmord aus dem Wege geräumt. In Syrien angekommen,

beeilte sich Abdallah, alle Angehörigen der omejjadischen Familie, die er an sich locken oder sonst gefangen nehmen konnte, niedermetzeln zu lassen, und in sinnloser Grausamkeit ließ er selbst die Gräber der verstorbenen Kalifen öffnen und die Leichname schänden. Umsonst brachen nun in Irak die Aliden, in Syrien die Anhänger der Omejjaden los; als nach nur vierjähriger Regierung der Blutmensch starb, war das ganze Kalifenreich für die Abbassiden gewonnen mit einziger Ausnahme des fernen Spaniens, das damals für immer von den Herrschern des Ostens abfiel (vgl. S. 325 unten).

Der wahre Begründer der abbassidischen Dynastie war Abu Muslim, der Chorasan insurgiert hatte und jetzt diese wichtige Provinz mit ihren Militärkolonien und ihrer kriegsgewohnten Bevölkerung beherrschte, ein durch seine bigotte Erziehung zum blutgierigen Fanatiker gewordener Mann, der erst kurz vor seinem Ende, wie ein merkwürdiger Brief beweist, die schauerlichen Folgen seines blinden Glaubenseifers erkannte und bereute. Es konnte nicht fehlen, daß der übermächtige, in seinen Gesinnungen sehr unabhängige Chorasaner bald genug das Mißtrauen des Kalifen erregte, der mehrfache heimtückische Versuche machte, ihn zu beseitigen. Als nach dem Tod Abdallahs unter seinen Brüdern ein Kampf um die Erbfolge ausbrach, eilte Abu Muslim herbei und entschied mit seinen Truppen den Sieg zu gunsten des Abu Dschafar Manßur. Aber er sollte nicht in seine Provinz zurückkehren; der neue Kalif beeilte sich, sobald er festen Boden unter sich fühlte, das politische Testament seines Vaters zu verwirklichen: Abu Muslim wurde an den Hof gelockt und vor den Augen Manßurs zusammengehauen. Nach seinem Tode brach in Chorasan ein Aufstand zu gunsten der Aliden aus, während sich das damalige Haupt dieser Familie, Mohammed, gleichzeitig in Medina erhob; allein Arabien war nicht mehr der Boden, dem neue Dynastien entsprießen konnten, Mohammed fiel im Kampf, und nun ward auch der Chorasaner Aufruhr bald unterdrückt.

Unter Manßurs Regierung traten erst alle die Folgen hervor, die der Sturz der Omejjaden und der syrischen Vormacht notwendig haben mußte. Schon Abdallah hatte seine Residenz nach Irak verlegt; Manßur aber erwählte nicht die Randstadt Kufa zum neuen Mittelpunkte seines Weltreichs, sondern erbaute recht im Herzen des Zweistromlands, dort, wo Euphrat und Tigris sich am meisten nähern, um dann noch einmal weit auseinander zu treten, am Tigrisufer die Stadt Bagdad (s. die Karte bei S. 328). Es war anfangs nicht seine Absicht, hier die Großstadt aus dem Boden zu zaubern, die bald an dieser Stätte emporwuchs; er hatte eine Militärstadt schaffen wollen, eine Art Potsdam, oder richtiger noch ein verschanztes Lager, das mit seinen Söldnern das unruhige Irak im Zaume halten sollte. Aber Manßur konnte seine lieben Irakaner nicht los werden; das in Ungnade gefallene Kufa verödete rasch, schon nach kurzer Zeit waren die Mauern Bagdads zu eng für das herbeiströmende Volk, Vorstädte entstanden um sie her, am linken Ufer des Tigris erhob sich ein neuer glänzender Stadtteil, kurz, wollend oder nicht mußte der Kalif eine Weltstadt um sich entstehen sehen, die ein Abglanz der alten Riesen Babylon und Ninive zu sein schien.

Der Versuch, ein Militärlager inmitten des Landes zu gründen, das von den abbassidischen Kalifen zum Mittelpunkte des islamischen Reichs erhoben wurde, beweist allein schon, daß sich das Verhältnis der Herrscher zu ihren Unterthanen zu ändern begann. Die Omejjaden wohnten in Damaskus recht in der Mitte einer echt arabischen, der Dynastie treu ergebenen Bevölkerung, die nur dann, wenn der unselige Stammeshaß sie zerklüftete, für den Kalifen gelegentlich zur Gefahr wurde; von dem Völkergemisch Iraks, dessen einzelne Bestandteile in gärender Unruhe beständig gegeneinander wüteten, war die gleiche Treue nicht zu erwarten, nicht einmal von

den arabischen Bewohnern, die schon längst zu entarten und zu erschlaffen begonnen hatten. So war denn bereits Manßur gezwungen, die kleine Schar der Leibwache, wie sie die Omejjaden bereits besessen hatten, zu einem größeren Truppenkörper auszugestalten, dessen Kern weder Syrer noch Irakaner, sondern Grenztruppen aus Chorasan und türkische Söldner bildeten. Zum ersten Male stolzierten jetzt die rauhen, raubluſtigen Söhne Hochasiens in der bunten Tracht der Leibgarde in den Straßen Bagdads umher und warfen lüsterne Blicke auf die unermeßlichen Schätze der „Hauptstadt der Welt". Bald kannte man in den Steppen Turkestans die märchenhafte Pracht Bagdads, und begierig lauschten die kriegerischen Nomaden an den Lagerfeuern, wenn die Heimgekehrten von der Üppigkeit der Weltstadt und der Feigheit und Uneinigkeit ihrer Bewohner erzählten. Man brauchte nicht mehr zu werben und zu locken, um türkische Söldner für den Dienst des Kalifen zu erhalten, es meldeten sich schon selbst mehr als genug.

Daß der Schwerpunkt des Kalifenreichs nach Osten rückte, war zum guten Teil eine Folge der anziehenden Kraft, die allmählich das wieder erstarkende, mit dem Islam ausgesöhnte Volkstum Irans zu üben begann. Unter den Omejjaden wäre es fast undenkbar gewesen, daß ein Perser zu Ansehen und Einfluß im Staate gelangte; unter den Abbassiden dagegen rückten Iranier in immer wachsender Zahl in die höchsten Stellen ein. Mit ihnen kam ein neuer, dem echten Arabertum fremder und feindlicher Geist am Hofe zur Herrschaft. War den Arabern die eigentümliche Mischung von Aristokratie und Demokratie eigentümlich, wie sie in dem einfachen nomadischen Dasein entstehen mußte, so hatten die Perser von jeher bewiesen, daß die despotische Regierungsform ihnen einzig gemäß war, daß unter ihnen jene Neigung zur blinden Vergötterung des Fürsten herrschte, der ein Araber von altem Schlage verständnislos gegenüber stand. Die Abbassiden entzogen sich diesem neuen Geiste nicht: die Herrscher ihres Hauses beginnen alsbald, sich von der Berührung mit dem Volke mehr und mehr zurückzuziehen und jenen unmittelbaren, fast kameradschaftlichen Verkehr mit den Unterthanen aufzugeben, an dem die Omejjaden wenigstens ihren treuen Syrern gegenüber festgehalten hatten.

Nunmehr wurde es auch notwendig, zwischen dem vergötterten Kalifen und dem Volk eine Mittelsperson einzuschieben, den Wezir, dessen bedeutsames Amt Manßur zuerst ins Leben rief. Aus dieser Entstehung des Wezirates geht schon hervor, daß man es nur sehr mit Vorbehalt etwa mit der deutschen Reichskanzlerschaft oder dem Amte des ersten Ministers in europäischen Staaten vergleichen darf: der Wezir ist nicht in erster Linie Berater des Fürsten, sondern der Stellvertreter seiner Person nach außen, er vollzieht nur die Beschlüsse seines Herrn, des Kalifen, dessen tiefe Weisheit im Grunde doch alles entscheidet, der aber viel zu erhaben ist, um persönlich in die Ereignisse des Tages einzugreifen. So ist das Wezirat eine jener Stellungen, deren wahre Bedeutung völlig durch die Eigenschaften derer, die sie einnehmen, oder des Fürsten, der über ihnen steht, entschieden wird; bald ein bedeutungsloser Statist, bald ein Freund und Berater des Herrschers, bald selbst der wahre Herr des Reichs, in dessen Händen der Kalif nicht viel mehr als eine Puppe ist, erscheint fortan der Wezir in wechselnder Beleuchtung auf der Bühne der orientalischen Geschichte.

Fügten sich in diesem Falle die Abbassiden gern den Forderungen des iranischen Geistes, so waren sie dagegen einem anderen, mit dem eben geschilderten eng verwandten Zuge des iranischen Charakters gegenüber zur äußersten Vorsicht genötigt. Es ist schon erwähnt worden, daß die haschimitische Bewegung, die in mächtig anschwellender Woge die Abbassiden auf den Gipfel des islamischen Weltreichs gehoben hatte und in der Hauptsache von den Persern erregt und

gefördert worden war, zunächst nur den Zweck gehabt hatte, die omejjadische Dynastie zu beseitigen und an ihrer Stelle die rechten Erben und Nachkommen Mohammeds auf den Thron zu bringen, und daß es die Abbassiden mehr ihrer List und Gewandtheit als der allgemeinen Anerkennung ihrer Rechte verdankten, daß ihnen der Preis zugefallen war. Grollend, aber durchaus nicht entmutigt, standen die Nachkommen Alis noch immer bereit, von neuem ihre Ansprüche zu erheben. Wie viel mehr im Grunde die Enkel des vergötterten Schwiegersohns und Neffen des Propheten Anhang im Volke hatten als das Haus des verschmitzten Abbas, das wußten die Abbassiden selbst nur zu gut, oder wenn sie es nicht wußten, bewiesen es ihnen die immer aufs neue entstehenden alidischen Unruhen handgreiflich genug. Mochten also auch die Abbassiden den Haschimiten und Schiiten den Thron verdanken und mochten sie sich in ihrer Prätendentenzeit als noch so eifrige Schiiten bewährt haben, nach ihrer Erhebung mußten sie sich wohl oder übel von ihrer Partei lossagen und mit den Orthodoxen verständigen, zu denen vor allem der Kern der arabischen Bevölkerung gehörte. Dem Kalifen Manßur, der entschlossen diesen Weg einschlug, mag der erste Schritt nicht leicht geworden sein; und in der That vermehrte er zunächst die Gefahren seiner Lage. Auf die Dauer aber konnte und mußte die *Verständigung des Despotismus mit der Staatskirche* nicht anders als günstig für die Zukunft seiner Dynastie wirken.

Gerade die Stellung zur Orthodoxie war für die Abbassiden von höchster Bedeutung. Als Kalifen waren sie ja nicht nur die Herrscher eines ungeheuren weltlichen Reichs, sondern zugleich und eigentlich in erster Linie die geistlichen Oberherren aller Bekenner des Islams, sie waren Beschützer und Mehrer des Staats sowohl wie des Glaubens. Zur Omejjadenzeit hatten sich diese beiden Aufgaben fast völlig gedeckt: überall, wo die neue Lehre sich verbreitete, wurde auch die weltliche Obermacht des Kalifen anerkannt. Die Abbassiden dagegen sahen bald ein, daß sie in dem übermäßig ausgedehnten Weltreich ihre Doppelstellung nicht allenthalben zu behaupten vermöchten, daß sie aber in ihrem religiösen Einflusse noch ein Mittel besäßen, den gänzlichen Zerfall des Staats zu verhüten und auch dort, wo ihr bewaffneter Arm nicht mehr gefürchtet wurde, wenigstens dem Namen nach bis auf bessere Zeiten ihre *geistliche Autorität* zu behaupten. Auf der andern Seite hatten die Abtrünnigen die Wahl, ob sie durch Aufstellung eines neuen Kalifen sich gänzlich von den Herrschern in Bagdad lossagen, oder ob sie vorsichtig lavierend nur den weltlichen Einfluß des Kalifats ablehnen, der geistlichen Oberherrschaft dagegen sich unterwerfen wollten. Für die Abbassiden nun mußte es unter diesen Umständen von höchster Wichtigkeit sein, die Orthodoxie auf ihrer Seite zu haben und damit zugleich das Vertrauen des arabischen Stammes, der trotz aller Machtverschiebungen noch immer die Führung der islamischen Welt behauptete.

Ganz erhalten blieb trotz der klugen Politik Manßurs die Reichseinheit schon unter seiner Regierung nicht. Während das Machtzentrum des Staats nach Osten rückte, fiel die äußerste westliche Provinz, das blühende Spanien, völlig vom Reich ab, und zwar wurde diesmal das weltliche und das geistliche Band zugleich durchschnitten. Vergebens hatte der „Blutmensch" Abdallah die gesamte Familie der Omejjaden zu vernichten gesucht; ein Abkömmling des gestürzten Herrscherhauses, *Abd ur Rhaman*, war unter mannigfachen Abenteuern nach Afrika und endlich nach *Spanien* entkommen, wo damals nach langen Fehden zwischen Kaisiten und Kelbiten der kaisitische Führer Yusuf die Herrschaft an sich gerissen und die Sendboten der Abbassiden verjagt hatte. Als Abd ur Rhaman landete, gelang es ihm nach kurzer Zeit mit Hilfe der Kelbiten Yusuf zu stürzen. Nun begründete er nicht allein eine selbständige Herrschaft, sondern nahm

zugleich als Sproß der zu Unrecht vertriebenen omejjadischen Dynastie den Titel eines Kalifen an (756). Alle Versuche Manßurs, den verhaßten Nebenbuhler zu beseitigen, waren vergeblich. Im allgemeinen war die Regierungszeit Manßurs von Empörungen der Aliden und anderen Unruhen im Innern so ausgefüllt, daß von Unternehmungen nach außen wenig die Rede sein konnte; der Kalif mußte zufrieden sein, die Grenzen des Reichs zu behaupten und hier und da um ein weniges vorzuschieben. Jedenfalls hat Manßur den Thron der Abbassiden gründlich befestigt. Vielleicht war eine kalte, berechnende und treulose Natur wie die seine nötig, um in dieser Zeit und mit Hilfe der unzuverlässigen Irakaner die Herrschaft zu behaupten.

Die goldene Zeit der abbassidischen Dynastie begann erst, als nach Manßurs Tode seinem Sohne Mahdi die Würde des Kalifats zufiel (775), sehr gegen den Willen der Oheime des neuen Herrschers, die nach arabischem Brauch in erster Linie auf die Nachfolge Anspruch erheben durften. Die immer wiederkehrende Neigung der regierenden Kalifen, diese herkömmliche Art der Thronfolge umzustoßen und die eignen Nachkommen zu begünstigen, führte indessen diesmal zu keinem ernsteren Konflikte. Der freigebige und lebenslustige Mahdi war ganz das Gegenstück seines Vaters, aber so recht ein Fürst, wie ihn die Irakaner schätzten; unter ihm begann Bagdad das zu werden, als was es noch in der Erinnerung und Sage lebt, die glänzendste und genußfreudigste Stadt der Welt, aber zugleich auch der Mittelpunkt der östlichen Dichtkunst und Gelehrsamkeit.

Daß trotzdem auch unter Mahdis mildem Zepter keine Ruhe in Irak herrschte und der alte Streit der Sekten und Parteien bald hier, bald da zu einem Ausbruche führte, versteht sich bei dem Charakter des Volks von selbst. Ebenso war das kriegerische Chorasan, dessen tapfere Bewohner zwar die Abbassiden auf den Thron erhoben, aber den Abfall der Dynastie von der schiitischen Lehre mit Unwillen bemerkt hatten, eine beständige Quelle der Beunruhigung. Der furchtbare Aufstand, den der Prophet Almukanna (der Verschleierte) in Transoxanien erregte, konnte erst im Jahre 780 völlig überwältigt werden. Als ob es mit den bisherigen Sekten nicht genug sei, erhoben sich in Irak arabische Empörer, die einen republikanischen Islamismus predigten. Ihre Grundsätze dürfen wir vielleicht als den schroffsten Protest der arabischen Volksseele gegen den überhandnehmenden iranisch gefärbten Despotismus der Abbassiden ansehen. Unter den Persern aber tauchte der alte Kommunismus der Mazdakiten, der den letzten sasanidischen Herrschern das Leben sauer gemacht hatte, unter islamischer Hülle wieder auf (Zendikismus). Die iranischen Anhänger Alis endlich erreichten in der Vergötterung ihres Idols allmählich den Gipfel der Abgeschmacktheit; sie waren im besten Zuge, die abbassidischen Kalifen als Nachfolger des Propheten ebenfalls für göttliche Wesen zu erklären, bis nach dem Abfalle der Abbassiden zur Orthodoxie ihre Verehrung in wütenden Haß umschlug. Es unterliegt keinem Zweifel, daß weitaus die meisten der wirren Sektenbildungen von den Persern ausgingen, und daß sich in ihnen wie durch eine Krankheit der schwere Übergang des Iraniertums zum Islam und die Verschmelzung der persischen und der arabischen Weltanschauung aussprach. Die Bekanntschaft mit indischen Religionsformen, besonders der Lehre von der Seelenwanderung, die in Chorasan vielen Beifall fand, trug außerdem dazu bei, die Verwirrung zu vergrößern.

Trotz der innern Wirren konnte Mahdi einige glückliche Feldzüge gegen die Byzantiner unternehmen, ohne daß es ihm indessen gelang, sich in Kleinasien festzusetzen. Ein Heer, das der Kalif nach Spanien schickte, wurde von dem omejjadischen Kalifen vernichtet. Schon hatte dieser den Plan gefaßt, seinerseits in Syrien zu landen und die alten Anhänger seines Hauses

zum Kampfe gegen die Abbassiden aufzurufen, als zum Glücke für Mahdi der Angriff Karls des Großen auf Spanien diese Pläne hinderte.

In seinen letzten Lebensjahren hatte sich Mahdi fast ganz von seiner ehrgeizigen Gattin Cheizuran leiten lassen, die es denn auch durchgesetzt hatte, daß ihre Söhne Hadi und Harun zu Nachfolgern bestimmt worden waren. Als indessen im Jahre 785 zuerst Hadi den Thron bestieg, mußte sie es erleben, daß ihr Sohn mit unerwartetem Nachdruck ihren Herrschergelüsten entgegentrat und sie aufforderte, sich mit weiblichen Arbeiten und dem Lesen des Korans zu beschäftigen. Als nun Hadi gar Miene machte, ihren Liebling Harun zu gunsten seiner eignen Kinder von der Nachfolge auszuschließen, war sein Schicksal besiegelt: eines Morgens fand man ihn vergiftet.

Ungehindert bemächtigte sich nunmehr Harun Arraschid der Herrschaft; ihre Zügel haben von 786—809 in seinen Händen geruht. Beim Volke war dieser Prinz von jeher beliebt gewesen; sein leutseliges und freigebiges Wesen hatte ihm nicht minder Sympathien verschafft, wie seine Kriegsthaten gegen die Byzantiner zur Zeit seines Vaters Mahdi. Im übrigen aber hatte er von den herkömmlichen übeln Eigenschaften der Abbassiden sein reichliches Maß geerbt: er hat sich mehr als einmal zweideutig und grausam gezeigt; und das Lob strenger Gerechtigkeit, das ihm die Überlieferung mit vollen Lungen spendet, bedarf zum mindesten starker Einschränkung. Aber er ist nun einmal der Liebling der Sage geworden und seine Residenz Bagdad, die unter ihm ihre höchste Blüte erreichte, der Inbegriff märchenhafter Pracht und jener traumhaft bunten Herrlichkeit, die der Reisende der Gegenwart im Orient erwartet, aber niemals findet. Um so enger ist der Name Haruns mit dem Bagdads verknüpft, als fast unmittelbar nach seinem Tode der Niedergang der Weltstadt beginnt und mit der Stadt zugleich der Glanz des Kalifats von Jahr zu Jahr mehr erblaßt und schwindet.

Im ganzen läßt sich wohl sagen, daß die Regierungszeit Haruns eine des Gedeihens im Innern und ruhmvoller Kämpfe nach außen war; die verderblichen Folgen des abbassidischen Systems der Herrschaft traten erst unter seinen Nachfolgern verhängnisvoll hervor. An vollkommene Ruhe im Innern war natürlich trotzdem nicht zu denken. Die irakanischen und persischen Sekten konnten unmöglich auf ihre Lieblingsbeschäftigung verzichten, immer wieder einmal ihre Herzenswünsche mit den Waffen zu vertreten; und in Syrien fielen nach alter guter Sitte Kaisiten und Kelbiten in unvermindertem Haß übereinander her. Die ewig unruhigen Chorasaner blieben auch nicht zurück. Und in Afrika endlich kam es so weit, daß, wenigstens in den westlichen Gebieten, die Autorität des Kalifen nicht mehr anerkannt wurde und eine alidische Dynastie daselbst zur Macht gelangte, die weder von dem weltlichen noch von dem geistlichen Einflusse der Abbassiden etwas wissen wollte.

Ruhmvoll, obwohl ohne dauernden Erfolg waren die Kriegszüge Haruns gegen die Byzantiner, die damals, von den Bulgaren aufs äußerste bedrängt, nur mühsam die Scharen des Kalifen abzuwehren vermochten und sich mehrmals zur Zahlung eines Tributs verstehen mußten. Mehr als große Raubzüge waren diese Einfälle in kleinasiatisches Gebiet, die Harun mehrfach persönlich leitete, damals nicht; das Kalifenreich war innerlich bereits zu morsch und zersetzt, um an die dauernde Gewinnung und Islamisierung neuer Provinzen denken zu können, und bald genug waren es nach Haruns Tode wieder die Byzantiner, die zum Angriffe vorgingen.

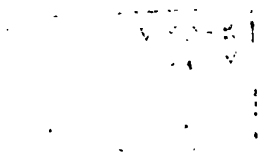
Die merkwürdigste Episode im Leben Haruns ist die von ihm befohlene Vernichtung der Barmekiden. Handelte es sich in diesem Falle nur um den Sturz ehrgeiziger oder verdächtig gewordener Feldherren oder Statthalter, um eine jener Blutszenen, wie sie in unendlicher

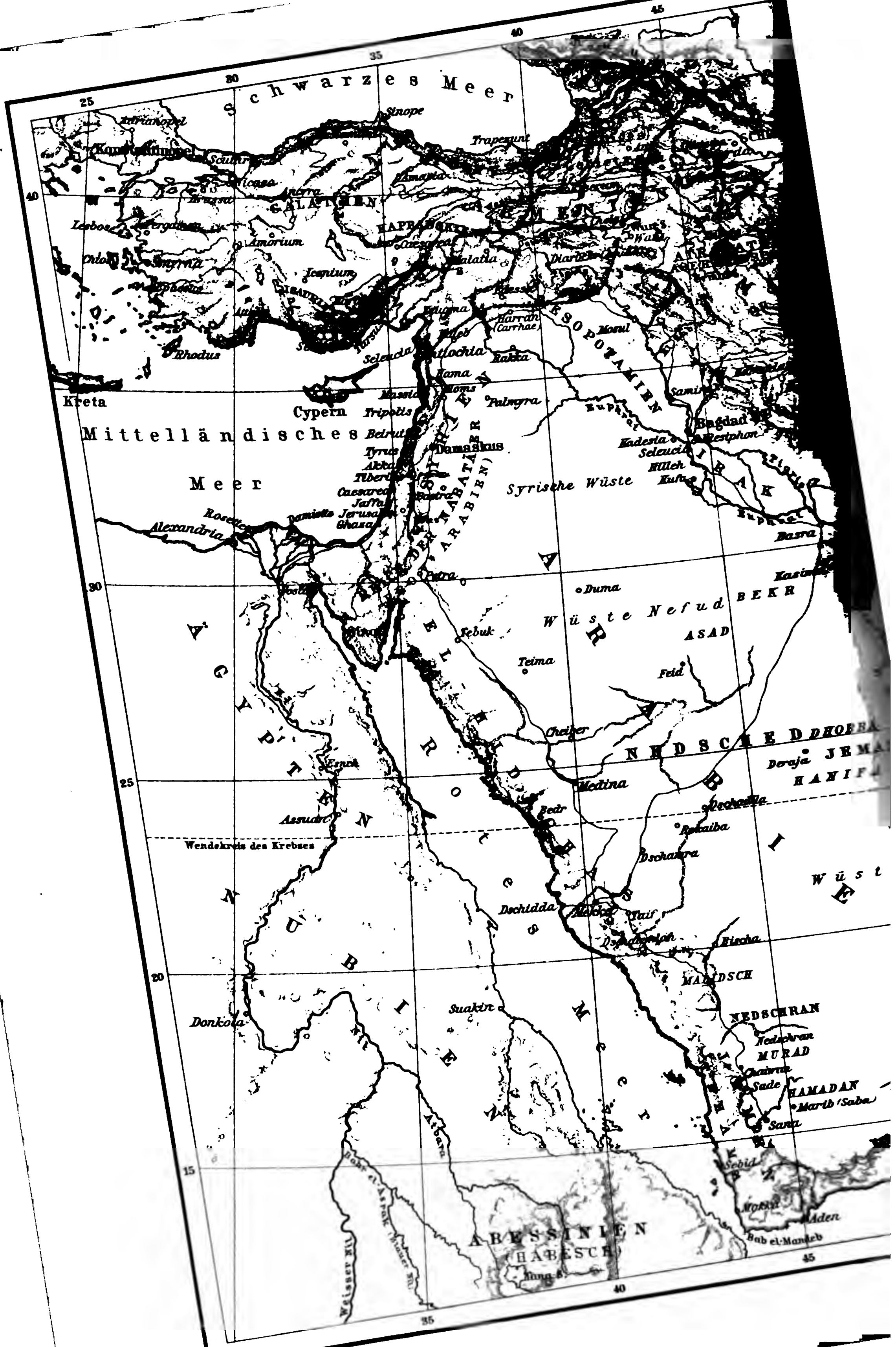
abstoßender Wiederkehr die Annalen der orientalischen Reiche füllen, so würde das Ereignis kaum eine Erwähnung verdienen. In Wahrheit ist die That mit ihrer Vorgeschichte ein charakteristisches Vorspiel kommender Verhältnisse; durch sie wurden die ersten Anfänge jenes Hausmeiertums, das den schlaff werdenden Despotismus zu stützen und zu ersetzen pflegt, vorläufig noch einmal beseitigt. Schon unter den Vorgängern Haruns war die Familie der Barmekiden zu hohem Ansehen gelangt; ihr Einfluß aber wuchs ins Ungemessene, als es einem unter ihnen, dem gewandten Yahya, durch sein rechtzeitiges Eingreifen gelang, Harun beim Tode Hadis den Thron zu sichern. Als es dann Dschafar, einem der Söhne Yahyas, infolge seines klugen und liebenswürdigen Wesens glückte, die persönliche Gunst des Kalifen in höchstem Maße zu gewinnen und er die Würde des Wezirats mit fast unbeschränkter Machtvollkommenheit bekleidete, da schien es in der That, als ob eine neue Herrscherfamilie neben die der Abbassiden getreten sei. Schon waren die Launen Dschafars den Höflingen wichtiger als die des Kalifen, schon sammelte sich ein unermeßlicher Reichtum in den Händen der begünstigten Familie an, als eine plötzliche Katastrophe die aussichtsvolle Entwicklung zerstörte und die Vernichtung der allmächtigen Günstlinge herbeiführte. Wäre es Einsicht in die drohende Gefahr gewesen, die Harun zum Einschreiten zwang, so ließe sich vieles zu seinen Gunsten sagen; daß es in Wahrheit eine schmutzige Haremsgeschichte war, die den Sturz Dschafars und der Seinen herbeiführte, läßt den Kalifen nicht im besten Licht erscheinen, und war auch die Ursache, daß das Ereignis unter dem Volke von Bagdad die tiefste Mißstimmung erregte (803). Grollend und erbittert verließ der alternde Harun die Stadt und residierte in seinen letzten Lebensjahren zu Rakka in Mesopotamien, eifrig, aber ganz vergeblich bemüht, durch umsichtige Bestimmungen über die Nachfolge den Ausbruch späterer Thronstreitigkeiten zu hindern.

B. Die Wirtschaft und die Geisteskultur im abbassidischen Kalifate.

Mit Harun hatte das abbassidische Reich an äußerer Macht (s. die beigeheftete Karte „Westasien zur Zeit der Kalifen") und an innerer Kultur den Gipfel erstiegen. Die Grundlagen des Ganzen waren im wesentlichen noch dieselben wie zur omejjadischen Zeit; aber die inneren Bezüge hatten sich verschoben. Jene äußere Umwandlung, die in der Verlegung des Reichszentrums von Damaskus nach Bagdad ihren Ausdruck findet, war von den tiefsten Folgen für das Leben und die Gesittung der islamischen Völker. Unähnlich der Pflanze, die, aus der trocknen, heitern Wüstenluft von Damaskus in die feucht-heiße Tiefebene Iraks versetzt, abstirbt, wucherte die Kultur des Kalifats üppiger unter dem neuen Himmel, glänzender und duftiger entfalteten sich ihre Blüten. Aber zugleich stiegen aus dem heißen, fieberschwangeren Boden giftige Dünste empor; geiles Unkraut entsproß ringsum in erstickender Fülle der Erde, bis die Blumen welkten, Stengel und Wurzel vermoderten und endlich der Huf heranstürmender Mongolenpferde den Rest der Herrlichkeit in den sumpfigen Boden stampfte.

Indem die Residenz des Kalifats in die reichste und am dichtesten bevölkerte Provinz des Reichs verlegt wurde, gewann die Herrscherwürde selbst neuen Glanz und wurde zugleich gänzlich der altarabischen Einfachheit entrückt. Wenn der Kalif unter den unzähligen reichen Kaufherren Bagdads, unter dieser gesamten prachtliebenden und anspruchsvollen Bevölkerung hervorstechen und seiner Würde gemäß auftreten wollte, dann mußte er seiner Hofhaltung einen ganz anderen Zuschnitt geben, als das die meisten der omejjadischen Herrscher gethan hatten. Großartige Paläste, Brücken und Moscheen, kunstvoll angelegte Gärten, Wasserleitungen und öffentliche Brunnen erregten das Staunen des Volks nicht minder, wie die




Schwarzes Meer
Sinope
Adrianopel
Konstantinopel
Scutari
Nicaea
Ancyra
Amasia
Trapezunt
Brussa
GALATIEN
Lesbos
Pergamon
Amorium
Caesarea
Chios
Smyrna
Iconium
Malatia
Diarbekr
Ephesus
Edessa
Harran
(Carrhae)
Mosul
MESOPOTAMIEN
Rhodus
Seleucia
Antiochia
Rakka
Hama
Homs
Palmyra
Euphrat
Kreta
Cypern
Tripolis
Bagdad
Ktesiphon
Mittelländisches
Beirut
Damaskus
Kadesia
Seleucia
Tyrus
Akka
Tiberias
Hilleh
Kufa
Meer
Caesarea
Jaffa
Syrische Wüste
IRAK
Rosette
Alexandria
Damiette
Jerusalem
Ghaza
ARABIEN
Basra
Petra
Duma
Wüste Nefud
BEKR
ASAD
ÄGYPTEN
Tebuk
Teima
Feid
Cheiber
NEDSCHED
DHOBBA
Esneh
Medina
Deraja
JEMA
HANIFA
Bedr
Dschedda
Assuan
Rekaiba
Dschabra
Wendekreis des Krebses
Rotes Meer
Wüst
Dschidda
Mekka
Taif
NUBIEN
Dschurdjah
Bischa
MADSCH
Suakin
Donkola
NEDSCHRAN
Nedschran
MURAD
Nil
Chaiwan
Sade
HAMADAN
Marib (Saba)
Sana
Atbara
Sebid
Mokka
Aden
ABESSINIEN
(HABESCH)
Bab el-Mandeb
Weisser Nil
Bahr el-Asrak (Blauer Nil)
25
30
35
40
45
15
20

WESTASIEN
ZUR ZEIT DER KHALIFEN.

Maßstab 1:17000000

0 100 200 300 400 500

Kilometer.

Grenze des römischen Reiches unter Diokletian.

Grenze des Khalifenreiches unter den ersten Abbasiden.

Grenze des byzantinischen Reiches zur Zeit der ersten Abbasiden.

Grenze des byzantinischen Reiches um das Jahr 1000.

Bin Leipzig.

Pracht der Waffen und Kleider, die der Kalif und sein Gefolge an festlichen Tagen entfalteten, oder die Fülle der Schätze, die sich im Palaste des Herrschers ansammelten, und die überreichen Spenden, die den Bettlern und Müßigen freigebig ausgeteilt wurden. Ein üppiges Wohlleben herrschte in der ganzen Stadt; wie einst im Rom der Kaiserzeit strömte nicht nur das Gold der Provinzen in ihr zusammen, sondern der Handel brachte auch die eigentümlichen Produkte der verschiedenen Himmelsstriche in Überfülle nach den Märkten Bagdads, wo die Seide Chinas und das Pelzwerk Sibiriens mit den Gewürzen Indiens und Arabiens und den farbigen Lederwaren Cordobas zusammentrafen, wo der Stapelplatz jener Welthandelsstraßen war, die von China nach der westlichen Welt, von Indien nach Byzanz und weiterhin nach dem Norden und Westen Europas führten.

Der Handel hatte damals, obwohl es an Gefahren und Mühen nicht fehlte, seine gute Zeit; die meisten Straßen waren in vortrefflichem Zustande, mit Meilenzeigern und Karawanseraien versehen und in bedenklichen Gegenden durch Garnisonen geschützt. Die großartigen Pilgerzüge, die alljährlich nach Mekka hin stattfanden und die Andacht mit dem Handelsgeist in schönster Weise vereinigten (s. die Tafel bei S. 373), trugen nicht wenig zur Hebung des Verkehrs bei, wie denn auch im übrigen der arabische Kaufmann bald den Spuren der kriegerischen islamischen Propaganda folgte, bald ihr voraufging und zugleich als Händler und Missionar thätig war. Der Sturm der Glaubenskriege hatte alle die Schranken niedergeweht, die sonst die Länder Westasiens gleich chinesischen Mauern umgeben hatten; überall fand jetzt der mohammedanische Kaufherr Landsleute und Stammesgenossen, die bereit waren, ihn aufzunehmen, zu schützen und in seiner Thätigkeit nach Kräften zu fördern. Aber auch das Meer war ihm nicht verschlossen. Die Schifffahrt auf dem Indischen Meere war längst in den Händen der Araber, die bereits damals bis zu den südchinesischen Häfen vordrangen und durch ihre Betriebsamkeit die vorher blühende chinesische Reederei völlig lahm legten. Im östlichen Mittelmeere hatten die Kriegsflotten des Kalifen die Byzantiner zurückgedrängt; im Jahre 826 schuf die Eroberung Kretas ein Bollwerk für islamischen Handel und Seeraub, das länger als ein Jahrhundert allen Angriffen der zur Verzweiflung gebrachten oströmischen Kaiser trotzte. So wenig wie das Meer hielt die Wüste den arabischen Kaufmann zurück, der mit ihren Schrecken vertraut war und die Mittel kannte, sie zu überwinden. Nordafrika war kaum erobert, als der Handel nach dem Sudan, der vorher nur ein dürftiger und wenig einträglicher Zwischenhandel gewesen war, einen unerhörten Aufschwung nahm: mächtige Karawanen durchkreuzten die furchtbare Öde, brachten die Erzeugnisse der Industrie Bagdads und Ägyptens zu den Völkern der dunkeln Rasse und kehrten mit den Schätzen Afrikas, Goldstaub, Straußenfedern und Negersklaven, in die Heimat zurück. Überall aber, wohin der arabische Kaufmann vordrang, entstanden jene kleinen Niederlassungen und Kolonien, die noch heute in Afrika die Vorläufer der Islamisierung und der arabischen Kultur zu sein pflegen.

Wären durch diesen Handelsverkehr, der das gesamte Reich der Kalifen erfüllte und bewegte, nur materielle Güter in Umlauf gebracht worden, so wäre die Erscheinung schon großartig und bedeutsam genug; in Wahrheit ist die geistige Umsetzung und Vermischung, die durch den Verkehr und die Herstellung der Reichseinheit ins Leben gerufen wurde, noch bei weitem mächtiger und folgenreicher gewesen. Bereits unter den Omejjaden hatten diese Vorgänge begonnen, aber erst nachdem das Kalifat nach dem großen ethnographischen Mischkessel, wie man Irak nennen darf, übergesiedelt war, erreichten sie ihre wahre Vollendung.

Die Bevölkerung Iraks war, als die Araber erobernd eindrangen, schon merkwürdig gemischt gewesen. Noch immer bildete wohl das uralte Volkstum der Babylonier den Kern der

seßhaften Bewohnerschaft und des Bauernstandes, während in den Städten ein starker Zuschuß griechischen Bluts vorhanden war und endlich die Juden sich in so großer Zahl angesiedelt hatten, daß zur Sasanidenzeit jahrelang jüdische Banden das Land in Schach halten konnten. Die lange Herrschaft der Parther und Sasaniden hatte natürlich dazu geführt, daß Iranier in beträchtlicher Menge eingewandert und zuletzt auch in ethnographischem Sinne die Vormacht geworden waren; die enge Verbindung, in der später gelegentlich bei Aufständen Irakaner und Perser erscheinen, beweist das zur Genüge. Wie dann endlich die Araber, die seit alter Zeit das Steppenland erfüllten, infolge der islamischen Bewegung den iranischen Einfluß über den Haufen warfen, sich durch Zuwanderung verstärkten und als Städtegründer auftraten, ist bereits früher geschildert worden (vgl. S. 319). Mit der Errichtung des islamischen Weltreichs war nun vollends der Weg zu schrankenloser Vermischung geöffnet. Als dann Bagdad der Mittelpunkt dieses Reichs und zugleich des Handels wurde, da gab es wohl keine Völkerschaft des Kalifenstaats und seiner Grenzländer, die nicht ihre Vertreter in Bagdad gehabt, keine Kultur, die nicht ihren Einfluß auf das Völkergewimmel der Weltstadt geäußert hätte. Hier, auf einem Boden uralter Gesittung, mußten notwendig Künste und Wissenschaften erblühen, hier war zum Lehren und zum Lernen der günstigste Ort der damaligen Welt. Leuchtete nun gar die Sonne der fürstlichen Gunst den Gelehrten und den Dichtern, lockte sie herbei, was in allen Gebieten des Reichs an Talenten zu finden war, dann war eine glänzende Zeit geistigen Aufschwungs zu erwarten.

Wer nur den gegenwärtigen Islam und die armselige Kulturstellung seiner Bekenner ins Auge faßt, dem wird es schwer, an die Möglichkeit eines so freien wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens zu glauben, wie es in der ersten Zeit der Abbassiden thatsächlich vorhanden war. Schon die unsinnige Forderung, daß jeder „Gelehrte" zunächst den Koran Wort für Wort auswendig lernen müsse, daß überhaupt fast alle geistige Thätigkeit in der Durchdringung dieses durch und durch phantastischen und im eigentlichsten Sinn unwissenschaftlichen Werks ihr Ziel und ihre Grenze zu finden habe, scheint allen Fortschritt gründlich zu lähmen. Aber diese verknöcherten Zustände sind erst ein Ergebnis langer Entwicklung. Wie die meisten europäischen Völker die Bibel, so haben die islamischen ihren Koran sich erst mit der Zeit völlig zu eigen gemacht; aber sie sind nicht wie diese im stande gewesen, die sittlichen Gebote von dem äußern Beiwerke zu scheiden und kühn die Schranken zu durchbrechen, mit denen kirchliche Engherzigkeit die freie Bahn des Geistes zu umgrenzen suchte und sucht. Zur Abbassidenzeit war der Koran noch keineswegs so ganz zur Richtschnur des Daseins geworden, seine Gesetze noch nicht so unumstößlich, seine Bekenner nicht so fanatisch-borniert wie heute: ohne vieles Bedenken überließ sich der Kalif Harun mit seinen Vertrauten dem Genusse des dem Propheten verhaßten Weins, kaum daß durch einen Vorhang das Ärgernis den Blicken entzogen wurde. Mit derselben Unbefangenheit begünstigte er Gelehrte und Philosophen, deren Ansichten jedem orthodoxen Moslim die Haare zu Berge jagen mußten. Er konnte auch nicht wohl anders; war doch Irak das klassische Land der Sekten. Der Kalif hätte kurzweg zwei Drittel seiner nächsten Unterthanen ausrotten müssen, wenn er der Rechtgläubigkeit zum Siege verhelfen wollte. Daß ohnedem die Abbassiden ursprünglich Anhänger der schiitischen Ketzerei und immer des Rückfalls verdächtig waren, wußte man in Bagdad und anderswo gut genug. Es war nicht geraten, die Sektierer, die immer zum Losschlagen bereit waren, allzusehr zu reizen.

Nur gegen die Kommunisten, die Zendikisten, wurde eine Art „Sozialistengesetz" erlassen und ein förmliches Inquisitionsgericht eingesetzt, das diese Nachzügler der alten mazdakitischen

Lehre vertilgen sollte. Dabei mochte der Kalif wohl des Beifalls der wohlhabenden Klassen sicher sein, die diesmal wie immer eine Bedrohung ihres Geldbeutels schwerer empfanden als alle sonstigen Angriffe der Ketzer auf die heiligsten Satzungen des Korans.

Das Sektenwesen war, so sehr es durch seine beständigen Unruhen und Aufstände die wirtschaftliche Entwicklung störte, dennoch durch die weitgehende Duldung, die es den Kalifen aufzwang, von größtem Vorteile für die geistige Kultur. Jede, auch die gewagteste Ansicht konnte hoffen, unter den feingebildeten höheren Klassen Bagdads nicht nur, sondern selbst im Volke Beifall und am Hofe Beschützer zu finden. Neben dem starren Orthodoxen und dem schwärmerischen Mystiker durften Zweifler und Skeptiker ihre Lehren öffentlich vertreten; und die zahlreichen Christen und Juden nahmen in ihrer Art lebhaft an der Kulturarbeit teil. Aber die Sekten und Religionen waren in den meisten Fällen nur der vergeistigte Ausdruck der Rassenunterschiede, die in der That der eigentliche Grund des raschen Aufschwungs der irakanischen Kultur sind; die Eigenschaften der verschiedenen Völker, die in Bagdad zusammenströmten, ergänzten sich in wunderbarer Weise. Der scharfe, etwas trockne Geist des Arabers vermählte sich zu guter Stunde mit der zügellosen, schöpferischen Phantasie des Iraniers, und eine Ahnung der Harmonie altgriechischen Lebens wie der mystischen Tiefe des indischen Denkens wurde durch die Vertreter dieser Gegenpole der arischen Kulturentwicklung in den Geistern erweckt.

Der Hellenismus gab zugleich in den unsterblichen Werken seiner großen Zeit die Grundlage der wissenschaftlichen Thätigkeit, und während das westliche Europa sie vergessen hatte, wurden die Schriften des Aristoteles zum Orakel der islamischen Welt. Freilich drangen die Erzeugnisse griechischen Geisteslebens nicht so rasch vorwärts, wie man erwarten sollte. Unmittelbare Übertragung griechischer Texte fand wohl erst unter dem Kalifate Mamuns statt (813—833); vorher mußten persische Übersetzungen, die noch aus der Sasanidenzeit stammten, der wachsenden Wißbegier genügen. In diesem Sinn ist die Regierung Harun Arraschids nicht der Gipfel der Entwicklung. Hier wie so oft im Laufe der Geschichte fällt die geistige Blüte nicht mit der politischen zusammen, sondern überdauert sie und entfaltet sich am glänzendsten gerade dann, wenn schon über den Boden, in dem sie wurzelt, die Stürme einer neuen Zeit dahinzubrausen beginnen.

Unter den Wissenschaften, die sich der Gunst und Pflege der Kalifen erfreuten, sind zunächst jene zu nennen, die dem arabischen Geiste besonders zusagten und deshalb auch sich am dauerndsten erhalten haben, also die dialektischen, den Scharfsinn mehr als die Erfindungskraft herausfordernden, wie Philologie und Grammatik, Logik und Rhetorik, religiöse Dogmatik und Jurisprudenz. Daß auch die Mathematik bei den Arabern lebhaften Beifall fand, versteht sich fast von selbst. Eine andre Eigenheit des arabischen Wesens, die Freude an der Stammestradition und an endlosen Geschlechtsregistern, brauchte nur unter dem Einflusse griechischer Vorbilder veredelt zu werden, um die Geschichte und mit ihr zugleich die Geographie zu erzeugen, die ja ohnehin durch den unermeßlichen Handelsverkehr zugleich angeregt und gefördert wurde. Es ist charakteristisch, daß sich von diesen beiden Schwesterwissenschaften die Geographie verhältnismäßig schön und ungestört entwickelte, während die Geschichte sich nie den Forderungen entziehen konnte, die von der Parteilichkeit der Fürsten und der Sekten erhoben wurden. Das Studium der Astronomie und der Naturwissenschaften konnte in der abbassidischen Zeit nie ganz die Fesseln des Aberglaubens abwerfen, die es in der Regel am Boden festhalten und selbst unter höher kultivierten Völkern eine unbefangene Forschung zu vereiteln pflegen. Mochte indessen die astronomische Wissenschaft noch so sehr durch das unvermeidliche und von obenher

natürlich stets begünstigte astrologische Beiwerk in ihrer Freiheit gehemmt werden, so war doch ihre enge Verbindung mit der Mathematik eine feste Stütze der gesunden Entwicklung. Bedenklicher war es, daß die Chemie nur ausnahmsweise um ihrer selbst willen gepflegt und meist als Weg zur Goldmacherei betrachtet wurde; dennoch hat auf diesem Gebiete die islamische Kultur mit ihr Bestes geleistet. Die Heilkunde endlich, durch Übersetzung der griechischen Meisterwerke gefördert, gelangte vielleicht nicht zu völlig freier Entwicklung, aber doch auf eine hohe Stufe.

Der Gedanke, daß nicht eine einzelne Wissenschaft ausschließlich betrieben werden dürfe, sondern durch Vereinigung mehrerer Wissenszweige eine allgemeinere Bildung anzustreben sei, war der damaligen islamischen Kultur nicht fremd; so bestand schon zu Manßurs Zeit eine Schule zu Bagdad, in der arabische Sprache, Dichtkunst und Astronomie gelehrt wurden, also eine Art Universität. Das wissenschaftliche Streben mit seiner Grundlage, der allgemeinen Bildung, blieb nicht auf Bagdad beschränkt. An den Höfen der Statthalter und in den blühenden Handelsstädten entstanden Brennpunkte der Intelligenz, der allgemein rege Verkehr sorgte für den Austausch auch der geistigen Güter, ja ein großer Teil der Gelehrten und Dichter führte ein wahres Wanderleben — stand ihnen ja doch die Welt offen und waren sie sicher, überall freudig aufgenommen und von Wißbegierigen eifrig umdrängt zu werden. Erst die Gegenwart mit ihren riesenhaften Verkehrsmitteln hat aus der europäischen Welt wenigstens äußerlich wieder eine Einheit gemacht, wie sie damals das arabische Weltreich darstellte; äußerlich nur, denn der große Vorzug einer überall verstandenen Sprache und Schrift stellt den Staat der Abbassiden dennoch über das europäische Kulturgebiet.

Unter den Künsten wurde die Musik eifrig gepflegt; doch verfügte keines der großen dem Islam gewonnenen Völker über hervorragende Begabung auf diesem Gebiete, dessen höchste Leistungen nun einmal nur den westlichen Ariern erreichbar scheinen. Was an Talent für bildende Kunst vorhanden war, mußte sich angesichts des Bilderverbots Mohammeds der Architektur oder dem Kunstgewerbe zuwenden; vielleicht geschah dies um so emsiger und inniger, da der Weg nach den größten Zielen verschlossen war. Die Vorliebe für eine verschwenderische und doch bis ins einzelste durchgearbeitete Fülle der Ornamentik ist eine Folge jenes Verbots, das nur ein Vertreter des nüchternen, dialektischen, phantasiearmen arabischen Stammes aussprechen konnte. Völlig ungehemmt vermochte sich im Kalifenreiche nur die Dichtung zu entfalten, ungehemmt wenigstens insofern, als sich die leichten Schöpfungen des dichterischen Geistes nicht ohne weiteres knebeln und hemmen ließen und noch immer als gefürchtete Waffen im Kampfe der Parteien und Sekten hin und her schwirrten. Aber die alte Unbefangenheit der arabischen Dichtkunst war zur Zeit Haruns bereits dahin, obwohl in seinen Tagen das Versemachen zur Manie wurde und die Dichter zum Hofprunk unentbehrlich waren. Das Dichten war damals für den eine brotlose Kunst, der nicht den Launen der Herrscher und der Reichen zu schmeicheln wußte, die Schmeichelei aber verlor sich nach ihrer Art, indem das übermäßige Lob immer noch mehr überpfeffert werden mußte, ins Absurde und Abgeschmackte. Daß zur Zeit Manßurs Regeln der Prosodie aufgestellt wurden und das zügellose Feuer beduinischer Poesie aus der Mode kam, war zwar ein Fortschritt, der später gute Früchte tragen sollte, begünstigte aber zunächst nur die öde Versklapperei der zahllosen Dichterlinge. Die Perser, deren reiche Phantasie ihnen später den Ehrenplatz in der Geschichte der orientalischen Dichtkunst verschaffen sollte, waren damals noch nicht wieder zu der Eigenart der Kultur gelangt, die nun einmal die unentbehrliche Grundlage der dauernden Poesie ist und sein wird, und ihre Nachahmungen arabischer Muster teilten mit diesen den Fluch der Verflachung und Geschmacklosigkeit.

Indessen ist das kein ernster Vorwurf; denn niemals hat eine Gruppe der Menschheit gleichzeitig auf allen Gebieten das Höchste geleistet. Trotz mancher Schwächen war doch die islamische Kultur der Kalifenzeit in einer Periode, in der Europa sich erst mühsam aus der Zerstörung der Wanderzeit emporzuringen begann, die Hüterin der Überlieferung besserer Tage. Ihr danken wir es, daß der Fortgang menschlicher Gesittung auch damals nicht völlig unterbrochen worden ist, als den Völkern Südeuropas die Hand erschlafft niedersank und die nordischen Barbaren mühsam und ungelenk, wenn auch mit frischer Kraft erst unter den Trümmern des Alten, das sie selbst im Übermut niedergeworfen hatten, wieder aufzuräumen begannen. Die Blüte Bagdads war ein flüchtiger, aber nicht unwürdiger Nachklang jener alten wunderbaren Zeit, in der jahrtausendelang einsam die Fackel der Kultur an den Ufern der Zwillingsströme geleuchtet hatte.

Europa blieb von der arabischen Kultur nicht unberührt; den wißbegierigen jungen Völkern des Mittelalters blieb der Glanz und die feine Sitte des Kalifenreichs nicht lange verborgen, mochte auch zunächst das Zusammentreffen allenthalben mehr feindlich als freundlich sein, wie bei der Eroberung Spaniens oder Siziliens durch die Sarazenen. Aber gerade die Eroberung der Pyrenäischen Halbinsel führte zu einem unmittelbaren Verkehr der mächtigsten Herrscher des Abendlandes, der fränkischen Könige, mit den Abbassiden. Waren ja doch die omejjadischen Kalifen in Spanien feindliche Nebenbuhler der abbassidischen Fürsten auf dem Gebiete der weltlichen wie der geistlichen Macht und somit die christlichen Staaten des Westens natürliche Verbündete der Kalifen zu Bagdad. Schon mit Pippin waren Gesandtschaften gewechselt worden. Einen besonders tiefen Eindruck auf das Abendland aber machte der Verkehr Karls des Großen mit Harun Arraschid, wenn auch die wirklichen Ergebnisse der Verhandlungen gering waren.

C. Der beginnende Zerfall.

Harun mochte voraussehen, daß der Abfall Spaniens nur den Anfang des Zerfalls bedeute. Vielleicht um mit Bewußtsein das Unvermeidliche wenigstens zum besten seiner Dynastie zu lenken, entschloß er sich kurz vor seinem Tode, die weltliche Macht des Reichs unter seine drei Söhne zu verteilen, während die geistliche allein dem ältesten zufallen und somit noch ein geistiges Band um das gesamte Reich schlingen sollte. Demgemäß wurde Emin das Kalifat nebst den Provinzen Irak, Südsyrien, Arabien und Afrika zugesprochen, Mamun sollte den gesamten Osten erhalten, Kasim Mesopotamien und Nordsyrien. Aber Harun war kaum auf einem Feldzuge nach Chorasan zu Tus gestorben, als auch seine gutgemeinten Bestimmungen von Emin über den Haufen geworfen wurden; an der Spitze der Truppen kehrte der Erstgeborne Haruns sofort nach Bagdad zurück und beanspruchte die absolute Oberherrschaft, während sein Bruder Mamun anfangs mit Vorsicht, dann offen sich von ihm lossagte und in Chorasan eine feste Stellung einnahm. In Wahrheit verbarg sich hinter diesem dynastischen Streite der Völkerzwist, der früher oder später das islamische Weltreich zersetzen mußte. Der Wezir Emins, der seinen Herrn völlig beherrschte, vertrat die arabische Partei der Rechtgläubigen, Mamuns Wezir dagegen war ein Perser und der schiitischen Lehre ergeben.

Wem der Sieg bleiben mußte, war vorauszusehen. Emin konnte als Abbassidе nie auf die Hilfe der Syrer rechnen; vielmehr empörten sich diese auf eigne Faust. Emin hatte als einzige Stütze die unzuverlässigen Irakaner und die Soldtruppen, die aber zum Unglücke größtenteils aus Chorasanern und Türken bestanden und in ihrem wachsenden Prätorianerbewußtsein für Emin gefährlicher waren als für seinen Gegner. Von Mamuns Feldherrn Tahir geschlagen,

kehrten sie wütend nach Bagdad zurück und konnten nur durch außerordentliche Zahlungen bewogen werden, fernerhin an der Sache Emins festzuhalten; aber auf die Dauer vermochten diese zuchtlosen Garden so wenig wie die feigen Irakaner dem heranrückenden Aufgebote der kriegerischen Chorasaner zu widerstehen. Nach vierjährigem Kampfe sah sich Emin auf seine Hauptstadt beschränkt und von den Generalen Mamuns, den Persern Tahir und Horthuma, aufs äußerste gebracht. Er ergab sich endlich an Horthuma, wurde aber, ehe er in Sicherheit gelangen konnte, auf Befehl Tahirs ergriffen und getötet (813).

Mamun war inzwischen ruhig in Merw geblieben und machte auch jetzt keine Miene, nach Bagdad überzusiedeln, obwohl seine Anwesenheit dort nötig genug gewesen wäre, da der Tod Emins die Verwirrung eher zu entfesseln als zu lösen schien. Die arabische Partei setzte den Widerstand gegen die Chorasaner entschlossen fort, die Aliden machten wieder einmal ihre Ansprüche mit den Waffen in der Hand geltend und bemächtigten sich Kufas und Mekkas. Endlich brach auch der Pöbel von Bagdad los, der wohl am meisten über die Abwesenheit des einträglichen Hofhaltes erbittert sein mochte, dem es aber an wohlklingenden Vorwänden für seine Empörung nicht fehlte. Der Kalif, von seinem persischen Wezir Fazl vollkommen beherrscht, erfuhr kaum etwas von diesen Vorgängen und überließ es Tahir, seine Autorität in Irak, so gut es eben ging, aufrecht zu halten. Auf den Rat Fazls unternahm er endlich den verspäteten Versuch, durch Verschmelzung des abbassidischen und des alidischen Geschlechts dauernd Ruhe zu schaffen: er machte einen Aliden zu seinem Schwiegersohn und ernannte ihn zum Nachfolger. Aber der gegenseitige Haß war zu tief eingewurzelt; die Familie der Abbassiden, aufs tiefste durch das Emporkommen ihrer Todfeinde beunruhigt, rief an Stelle Mamuns einen andern der Ihrigen zum Kalifen aus. Wenn auch Mamun, der endlich nach Bagdad eilte, den Rebellen bald besiegte, so ließ er doch den bedenklichen Versuch fallen: die grüne Fahne der Aliden, die schon triumphierend an der Spitze seiner Truppen geflattert hatte, mußte wieder dem schwarzen Abbassidenbanner weichen. Indem Mamun sich gleichzeitig seiner persischen Ratgeber durch List und Gewalt entledigte, gewann er sich das Vertrauen der Irakaner zurück, freilich nur, um rasch genug wieder seiner Vorliebe für die Perser freien Lauf zu lassen.

Doch der nationale Gegensatz war bereits zu lebhaft geworden, als daß er sich durch ein unwürdiges Doppelspiel verschleiern ließ. Die Chorasaner hatten sich dem Kalifen gebeugt, solange er in ihrer Mitte weilte und schiitischen Anschauungen huldigte; nach seiner Übersiedlung nach Bagdad dagegen war er ihnen gleichgiltig. Es gelang Tahir, der die Statthalterschaft seiner Heimatsprovinz erhielt, ohne Mühe, eine fast selbständige Herrschaft über Chorasan zu begründen. Im nördlichen Persien war gleichzeitig der Aufstand des Sektierers Babek ausgebrochen, der im Grund ebenfalls eine religiös verhüllte Reaktion des Iraniertums gegen Araber und Rechtgläubige bedeutete, und der dadurch doppelt furchtbar wurde, daß die Byzantiner im Einverständnisse mit Babek den Krieg an Mamun erklärten.

Während so der Osten vom Kalifenreich abbröckelte, ging auch der Westen mehr und mehr verloren. Schon Harun Arraschid hatte seine Oberherrschaft über die Nordküste Afrikas nur noch dem Namen nach aufrecht erhalten und es nicht hindern können, daß der Statthalter Ibrahim ibn al Aglab in Tunesien sich fast ganz unabhängig machte und die erbliche Herrschaft der Aglabiten begründete (800; vgl. Band IV, S. 246), nachdem schon früher (um 790; vgl. Band IV, S. 245) in Marokko die alidische Dynastie der Edrisiten entstanden war. Nun folgte auch in Ägypten ein Aufstand auf den andern, kaum daß Mamuns persönliches Eingreifen für einige Zeit die Ruhe wieder herstellte. Für den Islamismus als solchen war der

beginnende Zerfall des allzu ausgedehnten Kalifenreichs zunächst nicht durchaus schädlich: zur Zeit Mamuns gelang den Aglabiten die Eroberung Siziliens; und eben damals fiel auch Kreta in die Hände andalusischer Korsaren. Spanien insbesondere erreichte nach seiner Trennung vom Kalifat unter den Omejjaden seine schönste Blüte.

Für die Kultur der islamischen Welt war Mamuns Herrschaft von günstigem Einfluß. Als Verehrer der freieren schiitischen Lehren hatte er Sinn für die ernsthafte Behandlung wissenschaftlicher Fragen und trug durch seinen Einfluß viel dazu bei, daß eine große Anzahl griechischer Werke ins Arabische übersetzt wurde. Die ältere persische Litteratur, von der wir mittelbar eigentlich nur in dieser Periode etwas erfahren, scheint er besonders geschätzt zu haben. Sein Verständnis für Astronomie und Mathematik bekundete Mamun unter anderem dadurch, daß er die Schiefe der Ekliptik aufs neue bestimmen ließ und eine Gradmessung anordnete. Sicher ist es seiner Freigebigkeit zu danken, daß eine große Zahl Gelehrter den Sorgen des täglichen Erwerbs enthoben wurde; der Beifall dieser Wackern mochte ihn wohl über die Verstimmung der Dichter trösten, die er weniger zu schätzen wußte. Unbedingt ist Mamun, dem es übrigens an echt abbassidischen übeln Charakterzügen nicht fehlte, geistig die bedeutendste Erscheinung seines Hauses und in der Glaubenslehre wie der Wissenschaft der Vertreter einer Richtung, die dem freien Fortschritte die Bahn offen zu halten suchte. Sein Streben scheiterte an dem Widerstande der arabischen Orthodoxie, die mit der persisch-schiitischen Weltanschauung nie versöhnt werden konnte, und an dem innern Widerspruche zwischen Despotismus und unabhängiger Forschung. Es ging nunmehr rettungslos abwärts mit der geistigen wie der weltlichen Macht des Kalifats.

Den verzweifelten Ausweg, die eignen unsicheren Unterthanen durch ein stehendes Söldnerheer fremden Ursprungs im Zaum zu halten, schlug nach Mamuns Tode (833) sein Nachfolger Mutassim mit Entschlossenheit ein, obwohl er selbst bei seiner Thronbesteigung nur mit Mühe einen Militäraufstand gedämpft hatte. Allmählich wurden die meist aus Türken bestehenden Truppen auf 70,000 Mann gebracht. Schon war der türkische General Afschin der mächtigste Mann des Reichs, als es seinen Gegnern gelang, ihn zu stürzen. Mit Ingrimm sahen die Araber dieser Entwicklung der Dinge zu; in den arabischen Vierteln Bagdads war kein Söldner seines Lebens sicher. Als Mutassim an der Spitze seiner Truppen einen siegreichen Feldzug nach Kleinasien unternahm, entging er nur durch Zufall einer furchtbaren Verschwörung der arabischen Feldherren (838). Bald fühlte sich der Kalif in Bagdad nicht mehr sicher und verlegte seine Residenz weiter nordwärts nach Samira; immer schwankender wurde der Boden, auf dem der stolze Bau der Kalifenmacht sich erhob.

Es ist eine traurige und undankbare Aufgabe, den weitern Zerfall des islamischen Weltreichs zu schildern, die wüste und eintönige Reihe der Sektenaufstände, Militärunruhen und theologischen Zänkereien aufzuzählen und die vergeblichen Versuche, den kranken Reichskörper zu heilen, im einzelnen zu verfolgen. Der Kalif wird immer mehr zum Spielballe seiner Umgebung, während die Provinzen wieder zu selbständigem Leben erwachen und ein Statthalter nach dem andern eine erbliche Dynastie begründet. Es fehlt allerdings nicht an Versuchen der einzelnen Herrscher, bald auf die eine, bald auf die andre Weise dem Verzweiflungskampf um die weltliche und geistliche Obermacht eine bessere Wendung zu geben. In der That gelingt es zuweilen, dank der Zentralstellung des Kalifats und vor allem dank seinem religiösen Einflusse, Verlornes zurückzugewinnen oder doch den Verfall zeitweilig zu hemmen.

In diesem Sinne war es von Wichtigkeit, daß sich der Kalif Mutawakkil (847—861) wieder mit Entschiedenheit von den Schiiten und Aliden abwandte und den Orthodoxen oder

Sunniten, wie sie damals schon genannt wurden, anschloß. Die Sunna oder die Ergänzung des Korans durch glaubwürdige Traditionen war in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts entstanden und das Palladium der Rechtgläubigen geworden, während die Schiiten, deren allegorisch-mystische Deutung des Korans natürlich mit diesen Zusätzen der Orthodoxen nicht in Einklang zu bringen war, die Sunna gänzlich verwarfen. Mit seiner Begünstigung der Orthodoxie nahm Mutawakkil die ursprüngliche abbassidische Politik wieder auf; ja er ging über sie hinaus, indem er Juden und Christen gegenüber die alten strengen Bestimmungen Omars wieder anwandte. Mit dieser religiösen Schwenkung war natürlich der Versuch verbunden, wieder einmal mit Hilfe der Araber zu regieren und das Söldnertum zurückzudrängen.

Aber die unheilvolle Spaltung der Araber in zwei Parteien zeigte auch hier wieder ihre verhängnisvolle Macht: lieber verband sich der Jemenite mit den Persern und der Kaisite mit den Türken, als daß beide gemeinsam den verlornen Einfluß ihres Volks wiederhergestellt hätten. So wuchs denn die Macht der Söldner beständig. Sie wurde um so gefährlicher, je mehr sich das Gebiet des Reichs verringerte und damit die Summe der eingehenden Steuern abnahm. Der Versuch des Kalifen Muhtadi (870), die Bewohner Bagdads als bewaffnete Miliz zu organisieren und die übermütigen Türkenhaufen durch sie in Schach zu halten, schlug ebenso fehl, wie der andere, durch Einstellung christlicher Söldner und afrikanischer Sklaven die Übermacht der Türken im Heere zu brechen. Da mochte es wohl als ein besonderes Glück erscheinen, als im Jahre 930 aus einer Rauferei zwischen Reitern und Fußsoldaten der übermütigen Garden eine allgemeine Schlacht entbrannte, in der das Fußvolk schließlich fast ganz zusammengehauen wurde; aber zum Unglücke war keiner der Kandidaten, die sich damals um den Thron stritten, der rechte Mann, der von der günstigen Lage Nutzen zu ziehen wußte. Bald war das Übel ebenso schlimm wie vorher.

Es fehlte übrigens nicht an bessern Zeiten. Die Regierung Mutamids (870—892), an dessen Stelle in Wirklichkeit sein tüchtiger Bruder Muwaffak das Reich leitete, hob das bereits ganz gesunkene Kalifat wieder in den Augen der Welt und gewann mehrere der verlornen Provinzen zurück. Bis zum Tode des Kalifen Muktafi (908) hielt dieser Aufschwung an, um dann neuen Verwirrungen Platz zu machen. Schon damals war es wichtiger, was in den halb oder ganz selbständigen Provinzen geschah, als was in der Hauptstadt und der nächsten Umgebung des Kalifen vorging. Schließlich schien eine Kräftigung der Zentralgewalt nur noch dadurch möglich, daß sie sich mit einem fremden Einflusse verband oder vielmehr sich ihm unterwarf. Am frühesten und kräftigsten hatte sich der Wunsch nach Selbständigkeit und eigenartiger Entwicklung in Persien geregt (vgl. unten, S. 341). Allmählich war der Osten ganz unabhängig geworden oder erkannte höchstens formell die geistliche Oberherrschaft des Kalifen an. Im Jahre 876 war es schon so weit, daß der Saffaride Yakub ibn Laith gegen den Kalifen Mutamid selbst ins Feld zog und bis auf einige Meilen vor Bagdad vordrang. Erst das Aufkommen der loyaleren Samaniden sicherte wenigstens die Hauptstadt vor unangenehmen Überraschungen aus dem Osten.

Zu derselben Zeit, wo die Saffariden Bagdad bedrängten, war auch Ägypten in vollem Aufruhr. Hier hatte der Statthalter Ahmed ibn Tulun eine eigne Herrschaft begründet; und es hatte allen Anschein, als ob die Dynastie der Tuluniden zu dauernder Selbständigkeit gelangen sollte. Der Empörer, dem eine kluge Erkenntnis der Lage nicht abzusprechen ist, bemächtigte sich Syriens und der Euphratlinie; ja er machte bereits den Versuch, den Kalifen selbst in seine Gewalt zu bringen und somit ein Hausmeiertum der Tuluniden zu begründen (883).

Muwaffaks Eingreifen zerstörte den Plan. Nach Ahmeds bald darauf erfolgendem Tode ging Syrien verloren; und im Jahre 904 vermochten sich die Abbassiden aufs neue Ägyptens zu bemächtigen, das sie dann bis zum Auftreten der Fatemiden behauptet haben.

Auch in den Provinzen, die der Hauptstadt näher lagen, war die Autorität der Kalifen schwer erschüttert. Die demokratisch-religiöse Partei der Charidschiten, die eine unverwüstliche Lebenskraft bekundete, hatte im nördlichen Mesopotamien, wo das arabische Element überwog und die Abbassiden nie beliebt gewesen waren, einen förmlichen Staat mit Mossul als Mittelpunkt begründet. Als es um 894 endlich gelang, der Rebellen einigermaßen Herr zu werden, tauschte das Kalifat nur eine Gefahr für die andere ein: die Familie der Hamdaniden erhielt die Statthalterwürde in der Provinz und wußte sie nicht nur als erblichen Besitz zu behaupten, sondern riß auch einen Teil von Nordsyrien an sich. Zum Glücke für die Kalifen strebte sie zunächst nicht nach gänzlicher Unabhängigkeit und mußte auch, indem sie die Grenzwacht gegen die Byzantiner übernahm, einen völligen Bruch mit der Zentralgewalt, auf deren Hilfe sie im Notfall angewiesen war, möglichst vermeiden. Trotzdem war sie gelegentlich in offner Fehde mit den Kalifen, so 913 und 935.

Ihre glänzende Zeit hatten die Hamdaniden im zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts, als Saif ed-dauleh („Schwert des Reichs") sich Halebs bemächtigte und mit der größten Energie den Krieg gegen die Byzantiner aufnahm, während sein Bruder Hasan (Nasr ed-dauleh) in Mossul residierte. Saif war das echte Ideal eines Arabers oder Sarazenen, wie man damals auf christlicher Seite die Moslemin zu nennen begann, ein Mann von ritterlicher Tapferkeit und Großmut, dichterisch beanlagt und ein begeisterter Freund der Künste und der Wissenschaften, aber auch von glühender Herrschsucht beseelt und wilder Grausamkeit fähig. In ihm hatte das syrische Arabertum, das voll Zorn und Verachtung auf die Irakaner und ihren Kalifen blickte, wieder einen Leitstern und Vorkämpfer gefunden. Auf die Dauer freilich vermochten sich die Hamdaniden auf ihrem gefährdeten Posten zwischen Byzantinern, Irakanern und den von Süden andringenden Fatemiden nicht zu halten.

Die fatemidische Eroberung Ägyptens, die im angehenden 10. Jahrhundert stattgefunden hat, ist nur ein Teil, allerdings der wichtigste, einer großen religiös-politischen Bewegung, die in diesen gärenden Zeiten rasche Verbreitung gefunden hatte und in schroffen Gegensatz zu den wieder rechtgläubig gewordenen Kalifen trat. Die Sekte der Ismaeliten, wie sie in der Regel nach einem Urenkel Alis genannt wird, war im Grunde nur eine Abzweigung der schiitisch-alidischen Gruppe und wie diese unter den persischen Mohammedanern entstanden; daß sie aber mit Bewußtsein darauf ausging, durch Verschmelzung islamischer, zarathustrischer und christlicher Lehren eine neue Weltreligion zu schaffen, also gewissermaßen das große Werk Manis wieder aufnahm, sicherte ihr eine besondere Bedeutung und schaffte ihr unzählige Anhänger in einer Zeit, in der die rechtgläubige Form des Islams ihre werbende Kraft eingebüßt zu haben schien und durch das Bündnis mit den so vielfach verhaßten abbassidischen Kalifen das Vertrauen der Menge verloren hatte. Die allegorische Deutung des Korans, die schon von den Schiiten mit Vorliebe betrieben worden war, die Begünstigung mystischer Künste und die Behauptung, daß das wahre geistliche Oberhaupt der Gläubigen in der Verborgenheit lebe und nur durch seine Sendboten mit dem Volke verkehre, führten die verschiedensten Elemente der neuen Lehre zu, die ihre politische Spitze natürlich gegen die Abbassiden richtete. Ihre Gefährlichkeit lag darin, daß sie infolge ihrer großen Dehnbarkeit alle Arten von Unzufriedenen für sich gewinnen konnte und nicht etwa, wie der eigentliche Schiitismus, nur unter den Iraniern Propaganda machte.

Größere ismaelitische Aufstände fanden zuerst in Irak und Arabien statt; man pflegt die dort auftretenden Rebellen nach einem ihrer ersten Führer die Karmaten zu nennen. Zeitweilig fielen die heiligen Stätten in Arabien in ihre Hand; Bahrein und Jemama wurden erobert und von der letztgenannten Provinz aus Sendboten nach Afrika geschickt, die unter den Berbern Anhänger der neuen Lehre werben sollten. In Syrien und Irak wurden die karmatischen Unruhen um 906 einstweilen so ziemlich gestillt, aber der Funke, der nach Afrika hinübergeflogen war und anfangs fast erloschen schien, entzündete dort eine verderbliche Flamme. Um 900 waren die Aglabiten bereits genötigt, mit Waffengewalt den Ismaeliten entgegenzutreten, die unter den Berbern nach manchen Mißerfolgen endlich begeisterte Anhänger gefunden hatten und von dem karmatischen Sendboten Abu Abd Allah geführt wurden. Aber bald genug brach die durch inneren Hader geschwächte aglabitische Herrschaft zusammen: im Jahre 908 kapitulierte die Hauptstadt Kairuan.

Nun wurde ein Alide, Obeid Allah, als Prophet (Mahdi) ausgerufen und an die Spitze des neu entstehenden Reichs gestellt. Abu Abd Allah mochte gehofft haben, daß der von ihm ernannte geistliche und weltliche Herrscher sich mit einer Statistenrolle begnügen würde, sah sich aber bitter getäuscht; Obeid Allah ergriff mit fester Hand die Zügel, schlug allen Widerstand nieder und erweiterte sein Reich durch die Eroberung Marokkos. Als er im Jahre 934 starb, war die neue Dynastie der Fatemiden durch ihn vollkommen gefestigt. Seine Nachfolger bemächtigten sich im Jahre 968 Ägyptens, wo sich vorher schon (um 933) das Geschlecht der Ichschiden vom Kalifat fast unabhängig gemacht hatte. Seitdem residierte auch in Fostat oder Kairo ein Fürst der Gläubigen, der weder die Abbassiden zu Bagdad noch die Omejjaden zu Cordova anerkannte. Inzwischen waren von den Karmaten in Arabien, Irak und Syrien neue Aufstände erregt worden, die das Kalifat aufs äußerste schwächten; wiederholt geschlagen, hielten sie sich wenigstens in Bahrein und Jemama, immer bereit, aufs neue vorzubrechen.

Von den Provinzen des Kalifenreichs war keine einzige mehr in unmittelbarem Besitze der Herrscher, kaum daß die zunächst an die Hauptstadt grenzenden Teile Iraks ihnen noch gehorchten, in der Umgebung der Kalifen aber führten die Wezire und die türkischen Generäle das große Wort. So kam es denn endlich, daß sich die Abbassiden in die Arme einer neuentstandenen persischen Dynastie werfen mußten und damit zwar den Rest ihrer Selbständigkeit verloren, aber doch ihr Dasein weiterhin zu fristen vermochten. Diese Dynastie war die der Buyiden, die aus Tabaristan stammte und sich der Verwandtschaft mit den sasanidischen Herrschern rühmte. Die Buyiden hatten die wirren Verhältnisse in Persien benutzt, um sich des alten iranischen Kernlandes Farsistan zu bemächtigen und bald auch Chusistan zu besetzen (934), wodurch sie Bagdad bedenklich nahe rückten. In der Hauptstadt aber ging in den nächsten Jahren alles drunter und drüber; die Frage schien nur noch zu sein, ob die Anführer der Söldner, die Hamdaniden oder die Ichschiten die „Beschützung" der Kalifen an sich reißen und damit sich selbst an die Spitze des Reichs bringen sollten.

Die Buyiden, deren Oberhaupt damals Mo'izz ed-daulet war, wußten die Gunst der Lage zu nützen: während die Ichschiten und Hamdaniden sich bekriegten und in Bagdad der Aufruhr tobte, den die türkischen Garden nicht mehr bewältigen konnten, rückte ein buyidisches Heer gegen die Stadt. Der Wezir des Kalifen Mustakfi flüchtete; und Mo'izz setzte sich als weltlichen Regenten (Amir-al-umara) neben den Kalifen, dem nur die geistliche Oberherrschaft verblieb. Als Morgengabe brachten die Buyiden in diese neue Verbindung, die für die Kalifen kaum übler war als der bisherige Zustand, die Herrschaft über das südwestliche Iran

und ein ihnen ergebenes Heer mit; daß diese Mittel auf die Dauer nicht ausreichen würden, ihnen ihre Stellung zu sichern, ließ sich voraussehen.

Die blühendste Zeit der Buyidenherrschaft war die Regierung ʿAdhud ed-daulets, der den größten Teil Persiens und die Besitzungen der Hamdaniden in Mesopotamien und Syrien an sich riß. Mit seinem Tod (982) aber begann der Verfall, der durch Familienzwistigkeiten noch beschleunigt wurde. Der unglückliche Brauch, die Besitzungen des Hauses zu teilen, führte zu beständigen Reibungen und Thronwechseln, deren Einzelheiten zu berichten nicht der Mühe lohnt. So kam es, daß Mahmud von Ghazna (998—1030) den Buyiden ihre Besitzungen in Iran entreißen konnte, daß die Fatemiden sich Syriens bemächtigten, im nördlichen Mesopotamien und selbst mitten in Irak selbständige Herrschaften entstanden, und daß endlich Buyiden und Abbassiden zusammen wieder auf derselben Stufe der Erniedrigung ankamen, auf der sich beim Eingreifen der Buyiden das Kalifat bereits befunden hatte. In Bagdad bekämpften sich zum Überfluß die schiitischen Anhänger der Buyiden und die sunnitischen türkischen Söldner in allen Gassen. Endlich vernichteten dann die Seldschuken die Reste der buyidischen Herrschaft und nahmen ihrerseits die Vertretung des Kalifats nach außen hin in die Hand.

5. Persien zur Kalifenzeit. Die Ghaznawiden. Die Seldschuken.

A. Persien.

Ein harter Schlag war es für das Selbstgefühl der Perser gewesen, als ihr ruhmreicher Staat und zugleich ihre uralte Religion vor den Lanzen der Araber und den Lehren eines schwärmerischen Beduinen dahinsanken; um so härter war dieser Schlag, als er ganz unerwartet gekommen und von einem Volke geführt worden war, dem man bis dahin kaum Beachtung geschenkt, ja das man wegen seiner politischen Zerrissenheit und seiner Armut verachtet hatte. „Wir haben euch immer am wenigsten geschätzt", sagte noch der unglückliche Yezdegerd III. zu den Gesandten Omars; „Araber waren bis jetzt in Persien nur in zweierlei Art bekannt, als Kaufleute und Bettler." Bald darauf waren diese Bettler die Herren Irans; der größte Teil des persischen Volks mußte wohl oder übel sich der neuen Religion anbequemen, die übrigen, die noch viele Jahre lang hier und da den Widerstand fortsetzten, erreichten damit nur, daß manche Gebiete fast verödeten und die iranische Volkskraft tief herabgedrückt wurde. Am meisten hatte Farsistan, das alte Stammland der Achämeniden und Sasaniden, in diesen Kämpfen gelitten; dennoch war es nicht gelungen, hier die islamische Glaubenseinheit herzustellen: noch zur Abbassidenzeit waren zahlreiche Feuertempel vorhanden und wurden fleißig besucht. Den zähesten Widerstand aber leistete das rauhe Gebirgsvolk, das am Südufer des Kaspischen Meers das Alpenland von Deilem und Tabaristan bewohnte; erst Harun Arraschid vermochte hier wenigstens die äußerliche Anerkennung seiner Oberhoheit durchzusetzen.

Wenn es durch Jahrhunderte die große und segensvolle Thätigkeit des Perservolks gewesen war, die Pforten Hochasiens zu bewachen und der nomadischen Flut einen unzerbrechlichen Damm entgegenzusetzen, so hatte nun das Kalifenreich auch diese bedeutungsvolle Aufgabe zu übernehmen. In der That waren die Herrscher sich ihrer Pflicht früh bewußt geworden. Sie fanden das Grenzland Chorasan bereits kriegerisch organisiert und beeilten sich, indem sie den Grenzbewohnern den Tribut erließen und dafür Kriegsdienste forderten, diese wertvolle einheimische Miliz zu erhalten und zu vermehren. Außerdem aber wurden ganze arabische

Stämme nach Chorasan verpflanzt, wo sie sich teilweise bis zum heutigen Tage fast unvermischt erhalten haben. Endlich war immer die Möglichkeit gegeben, aus nomadischen Söldnern neue Truppenkörper zu bilden und mit ihrer Hilfe andere Nomadenvölker in Schach zu halten oder bis in ihre Steppen hinein zu verfolgen. Der militärischen Macht des Statthalters von Chorasan entsprach der Umfang seiner Provinz, der sich allerdings nicht immer gleich blieb, aber doch den größten Teil des östlichen Irans nebst Transoxanien umfaßte (s. die Karte bei S. 328). Nirgends war die Versuchung für einen ehrgeizigen Statthalter, eine unabhängige Macht zu begründen, so groß wie in Chorasan. Wenn die Bewegungen, die von hier ausgingen, trotzdem längere Zeit nicht eigentlich gegen das Arabertum und das Kalifat als solches gerichtet waren, so ist dies vor allem wohl dem Einflusse der arabischen Militärkolonisten zu danken.

Aber dieser Einfluß mußte mehr und mehr nachlassen, je kraftvoller sich das iranische Volkstum wieder erhob, und je mehr es unter der wohlthätigen Einwirkung der arabischen Gesetzgebung und Landpolitik auch wirtschaftlich zu erstarken begann. Mußte das iranische Volk sich auf politischem Gebiete geschlagen und auf lange hinaus ohnmächtig bekennen, so nahm es nunmehr den geistigen Kampf gegen die aufgedrungene islamische Lehre auf, nicht mehr freilich mit offenem Visier, sondern indem es die neue Religion seinem Wesen anzupassen und aus ihr etwas anderes, der iranischen Eigenart Entsprechendes zu bilden suchte. Der schlichten Nüchternheit des Islams und seines Stifters vermochte das phantasievolle, längst von indischer und griechischer Philosophie angeregte und von den großen Gedanken Manis und Mazdaks noch vielfach durchdrungene Volk der Perser keinen Geschmack abzugewinnen, so wenig wie es den halbdemokratischen, auf dem clanmäßigen Aufbau der Gesellschaft beruhenden Charakter der echten Araber verstehen und sich aneignen konnte. So finden wir denn früh schon die Perser als die Stütze aller Parteien, die den rechten Nachkommen des Propheten das Kalifat zu verschaffen suchten, sehen sie als fanatische Anhänger der alidischen Bestrebungen und dann wieder als die eigentlichen Sieger in dem Kampfe, der die Abbassiden auf den Thron der Kalifen hob.

Immer schärfer vollzog sich zugleich die religiöse Spaltung. Während die Araber, die Sunna zusammenstellend, dem Koran ein festes Lehrgebäude im alten Stil anfügten, verwandelte sich unter den Händen der persischen Theologen der Koran mehr und mehr in ein Buch der Geheimnisse, dessen Auslegung nur besonders begnadeten Personen möglich war, und aus dessen mystischer Tiefe selbst die seltsamsten Lehren ihre Beweise zu schöpfen vermochten. An völlige Übereinstimmung unter den so entstehenden iranischen Sekten war natürlich nicht zu denken; aber manche von ihnen entfalteten eine gewaltige werbende Kraft. Die Sekte der Ismaeliten, die in ihren sich weithin fortpflanzenden Wirkungen eine Kalifendynastie in Ägypten auf den Thron brachte, das Kalifat von Bagdad aufs tiefste erschütterte und als letzten Ausläufer die furchtbaren Assassinen (1100—1256) erzeugte, ist das großartigste Beispiel dieser Art.

Der Herausbildung der religiösen folgte die politische Sonderung, ebenfalls nicht plötzlich und überraschend, sondern allmählich, an die bestehenden Verhältnisse anknüpfend und aus ihnen heraus erwachsend. Als nach Harun Arraschids Tode Mamun mit Hilfe der Chorasaner und persischer Feldherren seinen Bruder Emin vom Throne gestoßen und erst nach langem Zögern sich entschlossen hatte, von Merw nach Bagdad überzusiedeln, da war es wohl die Erkenntnis gewesen, daß nur noch die Anwesenheit des Kalifen Chorasan dem Reich erhalten könne, die ihn so lange an der Ostgrenze zurückgehalten hatte. Indem er seinem verdienten Feldherrn Tahir die Provinz (mit der Hauptstadt Pushang) übergab und diesem gestattete, dort eine halb selbständige Dynastie zu gründen, wählte Mamun wohl den besten Ausweg aus der schwierigen

Lage, der noch zu finden war; die Tahiriden haben immer wenigstens die geistliche Obergewalt des Kalifats anerkannt und längere Zeit die Entstehung illoyaler Dynastien verhindert.

Teilung des Besitzes und Familienstreitigkeiten schwächten indes nach und nach die Macht der Tahiriden; sie mußten sich, als Yakub ben Laith in Sedschestan erst als Räuberhauptmann, dann als Herrscher der Provinz und endlich als kecker Eroberer auftrat, den Thatsachen fügen und erlagen endlich dem Emporkömmling, der vom Sohn eines Zinngießers sich zum unabhängigen Fürsten emporgeschwungen hatte und die Dynastie der Saffariden begründete (872). Der neue Herrscher war eine furchtbare Gefahr für das Kalifat und schien auch völlig entschlossen, mit den Abbassiden ein Ende zu machen. Vergebens versuchte der Kalif Mutamid alle Mittel, das Unheil fernzuhalten. Daß er Yakub freiwillig die Statthalterschaft des eroberten Gebiets übertrug, nützte ihm so wenig, wie die feierliche Verfluchung der Rebellen von allen Kanzeln des Reichs Eindruck machte; und als auch das Heer, das Bagdad schützen sollte, eine schwere Niederlage erlitt, da schien bereits das Schicksal Mutamids besiegelt. Der plötzliche Tod Yakubs (878) rettete den abbassidischen Herrscher. Yakubs Nachfolger Amru erkannte die Oberherrschaft des Kalifen an und führte das Heer zurück; damit aber war die Stunde des den Saffariden günstigen Schicksals versäumt.

Inzwischen hatte sich ein neues Herrscherhaus türkischer Abkunft in Transoxanien festgesetzt, das der Samaniden; der Kalif Mutamid brauchte sich nur mit diesem zu verbünden, um die Saffariden zu stürzen. Als Amru im Jahre 900 Schlacht und Reich an den Samaniden Ismael verloren hatte, trat dieser naturgemäß die Erbschaft des Gestürzten an, ohne es indessen zu einem Bruche mit dem Kalifat zu treiben. Im Gegenteile bestätigte der Kalif beim Tod Ismaels (907) dessen Sohn Ahmed II. als Nachfolger. Diesem gelang es, die Saffariden vollends aus Sedschestan zu vertreiben und auch einer alidischen Dynastie, die sich in Tabaristan festgesetzt hatte, ihr Gebiet zu nehmen. Um dieselbe Zeit kam im westlichen Iran das Haus der Buyiden oder Dailemiten zur Macht (vgl. oben, S. 338). Samaniden und Dailemiten beherrschten fortan etwa ein Jahrhundert lang den größten Teil Persiens, obwohl offenbar kleinere unabhängige Staaten daneben nicht fehlten. Die anfängliche Loyalität der Samaniden hinderte sie nicht, später die Kalifen offen zu bekämpfen, während die Buyiden im allgemeinen die Vasallentreue bewahrten und endlich, ohne allzuviel Gewalt anwenden zu müssen, sich als weltliche Nebenregenten des Kalifen in Bagdad einrichten konnten. Der Verfall des samanidischen Hauses gab ihnen bald auch Chorasan in die Hände.

B. Die Ghaznawiden.

a) Politische Geschichte.

Das ganze östliche Iran fiel gleichwohl den Buyiden nicht zu. Noch während die samanidische Dynastie blühte, hatte sich zu Ghazna in Afghanistan ein kleiner Staat unter der Herrschaft einer türkischen Familie gebildet, der nunmehr sich anschickte, Anspruch auf die Erbschaft der Samaniden zu erheben. Der kriegerische Sultan Mahmud, der im Jahre 998 den Thron von Ghazna bestieg, warf mit leichter Mühe die buyidische Herrschaft in Chorasan und Rai über den Haufen, so daß den Buyiden außer Irak nur Farsistan und Kerman verblieben. Mahmud setzte zunächst seine Eroberungen gegen Westen nicht weiter fort, da er es vorteilhafter fand, seine beherrschende Stellung an den Pforten Indiens zu Feldzügen nach diesem verlockenden Sonnenlande zu benutzen und dort durch gewaltsame Einführung des mohammedanischen

Glaubens seiner Herrschaft eine dauernde Grundlage zu schaffen. Dies ist denn auch der Hauptgrund, warum Mahmud von Ghazna in der Geschichte der Ausbreitung des Islams eine großartige Bedeutung gewonnen hat. Zu gleicher Zeit aber ist seine Regierung für das Wiedererwachen des iranischen Volkstums wichtig: mit ihm beginnt eine neue Stufe der persischen Kultur.

Unter den ersten abbassidischen Herrschern standen die indischen Besitzungen, die nie weit über das östliche Indusufer hinausreichten, in leidlich fester Verbindung mit dem Reich. In den beiden Haupthandelsstädten Multan und Manßurah war der Einfluß des Kalifen unbestritten, während man sich den Rest des islamischen Gebiets wohl als unter tributpflichtigen Fürsten stehend zu denken hat, die anscheinend durchaus nicht sämtlich der Lehre Mohammeds gewonnen waren. Während der saffaridischen und samanidischen Wirren hatte die Autorität der Kalifen natürlich keine Fortschritte gemacht. Es ist wohl anzunehmen, daß die Mohammedaner in Indien bereit waren, jeden ihres Glaubens zu unterstützen, der nur überhaupt fähig schien, wieder Ordnung in die zerfahrenen Verhältnisse zu bringen. Schon der Vater Mahmuds, Nasir ed-din Sabuktegin, hatte den wichtigsten der Pandschabfürsten, der damals sich auch der iranischen Pässe und des Thals von Kabul bemächtigt hatte, in zwei Feldzügen besiegt und war verheerend in das Industhal hinabgestiegen.

Mahmud begann alsbald nach seiner Thronbesteigung (998) diese Eroberungen zu erweitern. Nach den ungeheuern Heeresmassen, die ihm wiederholt entgegentraten, möchte man annehmen, daß ein großer Teil Nordindiens zugleich gegen ihn in Waffen gewesen wäre; in Wirklichkeit mag es sich doch jedesmal nur um das Aufgebot verhältnismäßig kleinerer Gebiete des volkreichen Landes gehandelt haben. So ist es eben nicht wunderbar, daß diese zusammengerafften unbehilflichen Massen vor dem Stoße der afghanischen Reiterei auseinander stoben. Mahmuds Eroberungszüge, die ihn ostwärts bis zur Dschumna und südlich bis Surate führten, sind für die fernere Geschichte Indiens von höchster Bedeutung, da es, wie schon bemerkt, Mahmud für seine Hauptaufgabe ansah, den Islam in den unterworfenen Gebieten zur Herrschaft zu bringen. In der That ist seit Mahmuds Zeit der größte Teil des nordwestlichen Indiens der Lehre Mohammeds gewonnen.

Mahmuds politische und religiöse Haltung legte auch in anderer Hinsicht den Grund zu mancher spätern geschichtlichen Entwicklung. So sehr auch die Zeit des größten Ghaznawiden einen mächtigen Schritt vorwärts in der Wiederbelebung des iranischen Volkstums bedeutet, so sehr ihm selbst ein Anteil an diesem Aufschwung zuzuschreiben ist — immerhin zeigt sich in seinem Verhalten, daß er kein echter Iranier ist, daß er das türkische Blut seines Stammes nicht ganz verleugnen kann. Als groß und einfach angelegte Natur, wie sie unter den Söhnen der Steppe so oft zu finden ist, war Mahmud kein Freund jener phantasievollen, mystisch-allegorischen Glaubenslehre, zu der in iranischen Köpfen sich der Islam umgebildet hatte, und ein abgesagter Feind der Reste des alten zoroastrischen Glaubens, dessen Vertreter in seinen Staaten noch immer zahlreich genug waren. Als entschiedener Anhänger der Orthodoxie, als Sunnite vom reinsten Wasser hat er sich immer gezeigt, folglich auch als Freund des Kalifats, dessen geistliche Oberherrlichkeit er willig anerkannte, ohne freilich in weltlichen Angelegenheiten sich von ihm abhängig zu fühlen. Damit aber hemmte er die Entwicklung des Schiitismus zu einer iranischen Sonderkirche, brachte die Ostiranier für alle Zukunft unter das Banner der Orthodoxie zurück und legte den Grund zu jener Spaltung Irans, die noch heutigestags andauert. So spricht sich auch in der Person und dem Schicksale dieses Fürsten ein Teil jener

merkwürdigen Entwicklung aus, die an Stelle der Wüstensöhne Arabiens die Nomaden der hochasiatischen Steppe an die Spitze der rechtgläubigen islamischen Welt gebracht und immer von neuem schweres Unheil über Iran heraufgeführt hat.

b) Das neue Geistesleben Irans unter den Ghaznawiden.

All der Glanz, den sein Eifer für den orthodoxen Glauben in den Augen der islamischen Welt auf ihn warf, all der Ruhm seiner blutigen Schlachten und Zerstörungen vergleicht sich vor dem Urteile des echten Menschentums nicht dem unsterblichen Verdienste, das sich Mahmud bei all seiner Kriegslust und seinen türkisch-sunnitischen Neigungen um die Pflege des iranischen Geisteslebens erworben hat. Wohl ist er nicht der erste und der einzige, dessen Name über den Pforten des iranischen Dichterparadieses steht, wohl hat der bittere Spott des größten seiner Sänger ihn schwer getroffen; dennoch wird ihm unvergessen bleiben, daß unter seinem Schutze sich die ersten strahlenden Blüten persischer Dichtung entfalten durften, und daß aus seinem Munde das erlösende Wort fiel, dessen Klang das alte iranische Heldenlied aus seinem Schlummer erweckte.

Als die Macht der arabischen Eroberer im Osten sank, da begann neben der Sprache der Sieger auch die des unterdrückten Persertums, die zeitweilig nur in den Hütten des niedern Volks und in den Schluchten der Berge eine Zuflucht gefunden hatte, wieder hervorzutreten und selbst an den Höfen der Statthalter und Fürsten Freunde zu gewinnen. Je mehr die Selbständigkeit des Ostens wuchs, je stolzer sich das Iraniertum seines alten Ruhmes erinnerte, desto lauter und freier erklang wieder die arische Sprache. Indem die Herrscher sich auf das Volk zu stützen und seiner Eigenart sich zuzuneigen begannen, gewahrten sie bald den Schatz herrlicher Überlieferungen und Sagen, den die einfachen Bewohner der Gebirge und Steppen seit alten Zeiten mit unerschütterlicher Treue bewahrt und den Nachkommen überliefert hatten, und der in seiner märchenhaften Pracht und Heldengröße das Herz ganz anders ergriff und erhob, als die langatmigen erzählenden Suren des Korans. War doch einst Mohammed selbst im Wettkampfe mit der persischen Heldensage unterlegen, als ein Kaufmann seines Stammes sie den Kuraischiten berichtete und alle Hörer, die vorher den Offenbarungen des Propheten gelauscht hatten, um sich versammelte, so daß Mohammed in einer besonderen Sure seinem Grolle Luft machte. Wie ganz anders noch mußten diese aus dem Geiste des eignen Volks gebornen Sagen den Perser ergreifen, der in ihnen die Sprache der Heimat und den alten Heldenruhm seines Stammes zugleich vernahm!

Aber wenn die iranische Dichtung jetzt mit frischer Kraft es unternahm, die uralten, in rauher Gestaltlosigkeit überlieferten Schätze in neue, edlere Formen zu schmieden und zu gießen, so mußte sie gerechterweise bekennen, daß sie nicht ohne Nutzen die Schule der Araber durchlaufen hatte, und daß sie die Fülle des Wohlklangs und der Kraft, die ihren Ruhm über die Erde verbreiten sollte, der Vermählung iranischer Phantasie und Bilderpracht mit arabischer Klarheit und Schärfe verdankte. Die persischen Dichter am Hofe zu Bagdad freilich hatten sich völlig dem arabischen Einfluß ergeben. Der Sitte der irakanischen Dichter, einige Zeit mit irgend einem Beduinenstamm in der Steppe umherzuschweifen, um die Reinheit der Sprache und das in den älteren Mustergesängen gepriesene Leben der Nomaden kennen zu lernen, huldigten auch sie; die Bilder und Formen der alten arabischen Poesie waren ihr einziger Leitstern, die Sprache des herrschenden Volks war auch die ihre. Aber im Osten Irans ward bald die Volkssprache den neuen Rhythmen angepaßt und aus einem schlichten Dialekte des täglichen

Lebens zum gefügigen Werkzeuge der Dichter und Denker erhoben. Am Hofe der Saffariden bereits hatte die neue nationale Dichtkunst mit der arabischen gewetteifert; auch die samanidischen Herrscher hatten ihr Gunst und Förderung geschenkt. Mahmud von Ghazna aber, der die Länder seiner Vorgänger in kriegerischem Ansturme gewann, erbte von ihnen auch die edelste Pflicht, den hoffnungsvollen Keimen heimischer Poesie Schutz und Schirm zu verleihen, mit freigebiger Hand die Dichter zu lohnen und an seinem Hofe die Besten zu freudigem Wettkampfe zu vereinigen. Keiner hat ihn in der Erfüllung dieser Pflicht erreicht oder übertroffen. Die Zahl der Sänger, die sich zu Ghazna um ihn scharten, soll bald vierhundert betragen haben; und indem Mahmud einen aus ihrer Mitte zum Dichterkönig erhob und ihm das Richteramt über die poetischen Kämpfe seiner Genossen übertrug, schuf er einen Mittelpunkt echten und freudigen Kunstlebens. Der glückliche Gedanke, unter allen Bewerbern den edlen und feinsinnigen Anßari zum Könige zu ernennen, der Einfluß ferner, den Mahmud diesem vortrefflichen Meister auf alle seine Entschlüsse gestattete, hob das Ansehen der Dichter und entzündete jenen Wetteifer edelster Art, der so selten in seiner Reinheit erscheint, dann aber auch die köstlichsten Früchte zeitigt.

Großes ist damals am Hofe des Ghaznawiden geschaffen worden; das Größte aber ist die Neubelebung des alten iranischen Heldensangs. Als tapferer und siegreicher Heeresfürst mußte Mahmud für die heroischen Sagen der Vorzeit dieselbe begeisterte Zuneigung empfinden, mit der sich einst der große Alexander den waffenklirrenden Gesängen Homers hingegeben hatte. Ihm, dem Helden, behagte mehr als die Ghaselen liebeskranker Dichter oder die trockne Spruchweisheit der Philosophen der gewaltige Bau der alten Heldensage Irans, dessen im wilden Sturme der arabischen Eroberung zerstreute und zerbrochene Trümmer er mit emsigem Eifer zu sammeln begann. Die Saffariden und Samaniden hatten bereits einen Grund dazu gelegt. Durch Ausschreibung hoher Belohnungen und eignes lebhaftes Bemühen vermochte Mahmud das Vorhandene zu ergänzen; so glückte es ihm denn auch, eine arabische Übersetzung des persischen Königsbuchs, das bei der Einnahme von Ktesiphon erbeutet worden war, für seine Bücherei zu erwerben.

Dann endlich faßte Mahmud den Gedanken, der des Gründers eines mächtigen Reichs würdig war, alle diese Bruchstücke, Mythen und halbhistorischen Berichte zu einem einzigen Riesenwerke vereinigen und umschmelzen zu lassen. Die Sprache, in der es geschrieben werden mußte, konnte nur die persische sein, die am Hofe Mahmuds bereits das Arabische selbst als Kanzleisprache verdrängt hatte. Nicht so leicht war es, unter der Dichterschar des Hofes den Meister zu finden, der sich der ungeheuern Aufgabe gewachsen fühlte. Keiner der zahlreichen Versuche fand den Beifall des Sultans, bis sich auch hier das Glück Mahmuds bewährte und ihm einen Dichter zuführte, unter dessen Hand sich der Trümmerhaufe der Sagen zu einem strahlenden, unvergänglichen Denkmal iranischen Heldengeistes gestaltete. Dieser Mann war Abul Kasim Mansur (Abū'l-qāsim Manṣūr; geboren 939 zu Tabaran bei Tus in Chorasan, gestorben 1020/30 in Tus), der unter seinem Beinamen Firdusi (der Paradiesische?) die Welt mit seinem Ruhm erfüllen sollte.

Firdusi war der erste und glänzendste Vertreter des wiedererwachenden Iraniertums, der arabischen und der persischen Sprache kundig, seit seiner Jugend ein glühender Verehrer der alten Zeit und ihrer Überlieferungen. Es scheint, daß er selbst den Entschluß gefaßt hat, die bereits unter den Saffariden von Deikiki, einem Anhänger des zarathustrischen Glaubens, begonnene Bearbeitung der Heldensage fortzusetzen und zu vollenden, und daß er in Mahmud den gegebenen Förderer seiner Pläne erkannte. Firdusi war gläubiger Muslim, und das

zu ſeinem Glücke, denn Mahmud hätte ſchwerlich einem Zarathuſtrier die Aufgabe übertragen mögen; genügten doch ſchon die ſchiitiſchen Anſichten Firduſis, um zwiſchen ihm und dem ſtreng ſunnitiſchen Fürſten langwierige Verſtimmungen hervorzurufen, die zuletzt in offenen Krieg ausbrachen. In ſeinem 71. Lebensjahre hatte Firduſi das Schahnameh, das Königsbuch, nach zwölfjährigen Mühen vollendet (1011). Mahmud, den die Botſchaft zu übler Stunde traf, gab ihm nur einen Teil des bedungnen Lohns; der Dichter aber, aufs tiefſte erbittert, wies das Geld zurück, entwich aus Ghazna und rächte ſich durch eine bittere Satire, die den wilden Grimm Mahmuds erregte. Nach langen Wanderungen ſtarb Firduſi im Dorfe ſeiner Eltern, gerade als der endlich verſöhnte Sultan ihm eine Karawane mit koſtbaren Geſchenken zuſandte. Wie klar ſich Firduſi deſſen bewußt war, was er durch ſein Werk für ſeine Heimat gethan hatte, das hat er ſelbſt in dem zorndurchglühten Gedichte gegen Mahmud ausgeſprochen, wenn er ſagt:

„Das alte Iran, lang von Staub bedeckt,
Hab' ich zu neuem Leben auferweckt . . .
Dies ſind die Helden, ſtark und mutbefeuert,
Von deren Ruhm die Kunde ich erneuert.
Sie alle ſtarben längſt, doch ich beſchied
Ein ew'ges Leben ihnen durch mein Lied."

Auch die Entſchiedenheit, mit der er im Eingange dieſes Gedichts ſeinen ſchiitiſchen Glauben betont, richtet ihre ſcharfe Spitze gegen den ſunnitiſchen Türkenſohn Mahmud, in dem der reinſte Vertreter iraniſchen Geiſteslebens doch noch immer den Sproß einer fremden, im tiefſten Grunde feindlichen Raſſe erkannte.

In Firduſis Werk war das alte, einſt bei Kadeſia verlorene Reichsbanner des iraniſchen Volks wiedergewonnen, die geiſtige Einheit angebahnt und damit, wie es ſchien, auch der politiſchen der Weg geebnet. Mahmud ſelbſt unternahm es in ſeinen letzten Lebensjahren, das ganze iraniſche Sprachgebiet unter ſeinem Zepter zu vereinigen. Er entriß den Buyiden die letzten Beſitzungen in Perſien. Und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß er auch dem buyidiſchen Hausmeiertum ein Ende gemacht und den „Schutz" der Kalifen übernommen hätte, wenn nicht durch ſeinen Tod alle dieſe Unternehmungen ſofort ins Stocken gekommen wären (1030). Mit Mahmud endete auch das Glück ſeiner Dynaſtie. Die erſten Hammerſchläge des Schickſals, das den ghaznawidiſchen Thron zu zertrümmern begann, erſchütterten bald die iraniſchen Teile des Reichs.

C. Die Seldſchuken.

a) Die Vorläufer des türkiſchen Zugs nach dem Weſten.

Aus ſeiner alten, nie verſiegenden Quelle, aus den Steppen Hochaſiens, brach auch diesmal das Unheil herein. Eine dumpfe Gärung, ein Zug nach Weſten ging durch die Türkenſtämme der hohen Tatarei und Turkiſtans, ſeit immer neue Haufen ihrer Landsleute als reißige Söldner der Kalifen nach Perſien und Irak gezogen waren, dort im wilden Übermute die Glaubensherrſcher zum Spielball ihrer Launen gemacht und die Schätze der reichſten Provinzen vergeudet hatten. Bald waren es nicht mehr Einzelne, die freiwillig oder als Sklaven den feſten Grenzwall von Choraſan überſchritten, nein, ganze Stämme kamen jetzt in Bewegung, vorwärts gedrängt durch die nachfolgenden Scharen und bereit, als Verbündete der Fürſten oder auf eigne Fauſt ſich neue Weideplätze zu erkämpfen. Mit Mühe nur hatte die gewaltige Hand Mahmuds den anſchwellenden Strom zurückgedämmt. Jetzt, als ſeine ſchwachen Nachfolger um die Krone haderten und lieber den Blick nach den üppigen Gefilden Indiens richteten, als

nach dem öden Steppenlande der Nordgrenze, jetzt durchbrach die Flut den mächtigen Damm, den die Arbeit der Jahrhunderte errichtet hatte, und die erste große Völkerwoge, der bald neue und immer neue folgten, brauste über Iran dahin.

Ursprünglich war Transoxanien, dieses in jahrhundertelanger unermüdlicher Arbeit von der iranischen Rasse kultivierte Land, die Vormauer Chorasans gewesen, und noch in den guten Zeiten der Kalifenherrschaft hatte der Ackerbauer und Städtebewohner hier die schweifenden Nomaden im Zaume gehalten. Als aber die Kalifenmacht dahinschwand und es zuletzt auch mit der samanidischen Dynastie zu Ende ging, da hatten bereits die türkischen Scharen von Ostturkistan herüber sich eingestellt und das reiche Land erobernd überschwemmt, bis sich dann endlich, da Mahmud von Ghazna mit den indischen Angelegenheiten beschäftigt war, Ilek Chan von Kaschgar der Hauptstadt Buchara bemächtigte und daneben noch mehrere kleinere türkische Herrschaften sich zu bilden begannen.

Bald setzten sich auch die türkischen Stämme in Bewegung, die nordwärts in den Steppen am Aralsee hausten. Ein Häuptling Seldschuk hatte sich mit seinem Stamme nach dem Gebiete von Buchara gewendet, gerade zur Zeit, als die letzten Samaniden gegen den vordringenden Ilek Chan sich nach Bundesgenossen umsahen. Als Freund der Samaniden erkämpfte sich Seldschuk ein Gebiet im westlichen Buchara und verstärkte nach der Sitte siegreicher Nomadenführer sein Volk durch Einverleibung anderer türkischer Stämme.

b) Das Ende der Ghaznawiden.

Mahmud von Ghazna bemerkte mit Unruhe, wie auch unter den nächsten Nachkommen Seldschuks die Macht und Zahl des gefährlichen Stammes beständig wuchs. Die Seldschuken ihrerseits aber, in Transoxanien von ihren türkischen Landsleuten zu Buchara und Chwaresm (Chiwa) hart bedrängt, blickten verlangend nach den Gefilden Chorasans hinüber. Kaum war der Hand des großen Mahmud der Zügel der Herrschaft entsunken, als auch schon die Vorposten der beweglichen Nomaden bei Merw erschienen und von hier aus durch verheerende Einfälle die Eroberung des persischen Grenzlands vorbereiteten. Der älteste Sohn Mahmuds, Namens Masud, hatte zunächst (1030) seinen zum Nachfolger bestimmten Bruder Mohammed vom Throne gestoßen, geblendet und eingekerkert. Nun wandte er sich mit aller Macht gegen die Seldschuken, die bereits Merw bedrängten. Doch alle seine Unternehmungen mißlangen, bis er denn selbst zur Wiedereroberung des inzwischen gefallenen Merw auszog und eine furchtbare Niederlage erlitt (1039). Auf dem Rückzug empörten sich seine Truppen und setzten den blinden Mohammed wieder auf den Thron (1040). Zum Glücke für die Ghaznawiden, deren Weltmacht so mit einem Schlage zusammengebrochen war, benutzten die Seldschuken den Besitz Chorasans, der ihnen freie Bahn nach Osten wie nach Westen gewährte, nicht zu ferneren Angriffen auf Ostiran und Indien, sondern wandten sich nach dem Westen hin. Aber die Nachfolger Mahmuds waren aus zu schlechtem Stoff, um dauernd den Rest ihrer Macht, der noch groß genug war, sich erhalten zu können. Der religiöse Eifer ihres Ahnherrn Mahmud, der aus dem Nordwesten Indiens ein fast ganz mohammedanisches Land gemacht hatte, kam den Enkeln zu gute, die den Schwerpunkt ihrer Herrschaft allmählich nach dem Pandschab verlegen mußten.

Als indessen im Jahr 1154 Ghazna an die den Bergvölkern Ostirans entstammende Dynastie der Ghoriden verloren ging, die schon lange vorher sich in ihren Thälern halb unabhängig gemacht hatte, da brach auch die indische Herrschaft bald zusammen; im Jahr 1186 wurde Lahore, die indische Residenz der Ghaznawiden (s. die Karte bei S. 328), von dem

Ghoriden Mohammed erstürmt und der letzte aus dem Herrschergeschlechte von Ghazna, Chusrau Malik, dem Henker überliefert. Von Bedeutung für die iranische Kultur ist die sinkende Dynastie in ihrem letzten Jahrhundert zwar noch immer gewesen; dennoch darf man sagen, daß sogleich mit Mahmuds Tode die Mitarbeit des Ostens am iranischen Geistesleben zu erlahmen begann und der Westen die Führung übernahm, nicht immer zum Vorteile des nationalen Wesens, das nun einmal im Osten reiner und frischer war als im allzusehr arabisierten westlichen Persien. Die religiöse Spaltung in schiitische Perser und sunnitische Afghanen schied dann die östlichen Völker immer schärfer von den übrigen, bis die alte Einfachheit und Roheit der Gebirgsstämme wieder völlig im Osten den Ton angab.

c) Toghril-Beg und Alp-Arslan.

Die tapferen Brüder, die zur Zeit Masuds an der Spitze der Seldschuken standen, Toghril-Beg (1037—63) und Dschaghri-Beg (gestorben 1060), wandten nach der Niederlage der Ghaznawiden und der Eroberung Chorasans, und nachdem sie sich noch durch die Niederwerfung der chwaresmischen Fürsten den Rücken gedeckt hatten, ihre Blicke dem Kalifenreiche zu, das trotz des Schutzes der schwach gewordenen Buyiden wieder einmal bis zur tiefsten Erniedrigung hinabgesunken war. Mochte es indessen Ehrfurcht vor der geistlichen Würde des Kalifats sein, die in den frischbekehrten Seldschuken noch lebendig war, mochten andere unbekannte Gründe mitspielen, jedenfalls wandten sich die türkischen Scharen zunächst nach dem Nordwesten Persiens, nach Aserbeidschan, und begannen von hier aus verheerende Angriffe auf die christlichen Armenier und Iberer. Die Byzantiner kamen ihren Bundesgenossen zu Hilfe, trugen aber unfreiwillig zum Ruhme der seldschukischen Waffen bei und bahnten dem ehrgeizigen Toghril-Beg den Weg zur höchsten Würde. Die ganze Welt des Islams jauchzte Beifall, als Toghril den römischen Kaiser zur Zahlung eines Tributs zwang. Bange richteten die wild hadernden Parteien in Bagdad ihre Blicke auf den aufgehenden Stern der Seldschuken, deren Führer denn auch nicht zögerte, die wunderbare Gunst der Lage zu nutzen.

In Bagdad hatte nach dem Tode des Kalifen Kadir im Jahre 1031 dessen schwacher Sohn Kaim die Schattenherrschaft übernommen, ohne auch nur in Bagdad selbst die Ordnung herstellen zu können. Neben ihm fristete der buyidische Sultan Dschelal ed-daulet Abu Tahir (1025—1043) eine kaum minder klägliche Existenz, während einer seiner Verwandten sich in den persischen Provinzen der Buyiden festgesetzt hatte und in den Straßen der Hauptstadt sich die sunnitischen türkischen Söldner des Kalifen mit den schiitischen Dailemiten, den Leibtruppen der Buyiden, ungestraft herumschlugen und gelegentlich wohl einmal den Sultan Dschelal aus Bagdad hinausjagten. Auf ein paar Jahre zwar trat nach dem Tode Dschelals leidliche Ruhe ein; aber alsbald brachen neue Wirren und neue Kämpfe zwischen Sunniten und Schiiten aus. Der Kalif wie sein buyidischer Sultan waren nur Puppen in den Händen ihrer Wezire. Der unglückliche Herrscher der Gläubigen war nicht einmal in seinem eignen Palaste vor Überfällen sicher. Es ist ihm kaum zu verdenken, daß er hoffnungsvoll seine Blicke auf den Seldschukenfürsten warf; waren doch ohnehin die rechtgläubigen Kalifen bei den sunnitischen Türken einer aufrichtigeren Ergebenheit sicher als bei den ketzerischen Buyiden mit ihren rücksichtslosen Leibwachen aus den Bergen Tabaristans. So gelang es denn Toghril-Beg, der unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Mekka sein Heer nach Irak geführt hatte, sich fast ohne Widerstand Bagdads zu bemächtigen und den Buyidensultan Malik Rahim gefangen zu nehmen (im Jahre 1055). Zwar eroberte, als Aufstände in Persien den Seldschuken abriefen, der buyidische

Wezir die Stadt zurück, rief an Stelle der abbassidischen Dynastie den damaligen fatemidischen Herrscher Ägyptens zum Kalifen aus und zwang Kaim zur schleunigen Flucht; aber bei der Rückkehr Toghrils brach aller Widerstand rasch zusammen (1059). Toghril erhielt von dem wieder zurückgekehrten Abbassiden den Titel „König des Ostens und des Westens" sowie nach längerm Sträuben auch die Hand der Prinzessin Saidah Chatun, der Tochter des Kalifen Kaim, starb aber bald darauf im Alter von 70 Jahren (1063).

So war denn das Kalifat wieder einmal künstlich aufgefrischt, sein Scheinleben verlängert. In ethnologischem Sinn ist die neue Wendung bedeutsam genug. Mit ihr tritt eine lange vorbereitete, in ihren Folgen nicht glückliche Machtverschiebung nunmehr offen und grell zu Tage: mit einem Schlage hatten die kleinen Türkenhorden, die sich im vorhergehenden Zeitraum unmerklich nach Westen vorgeschoben hatten, sowie die türkischen Militärkolonien der Kalifen ein gemeinsames Banner, um das sie sich scharen konnten, einen Herrscher ihrer Rasse und ihres Glaubens; die Perser aber, die schon im Begriffe schienen, die Führung der islamischen Welt zu übernehmen und als deren erste Vorkämpfer die Buyidensultane gelten durften, sahen sich plötzlich wieder von ihrer Höhe gestürzt und in ihrem eignen Stammlande von den Nomaden der Steppe überwältigt. Immerhin besaßen sie in ihrer wiedererwachenden Kultur, vor allem in ihrer Dichtung eine Waffe, der auf die Dauer schwerer zu widerstehen war als dem Pfeilhagel der türkischen Reiter. Hätten sie es nur mit den Seldschuken, diesem verhältnismäßig edlen und vielleicht bildungsfähigsten Zweige der innerasiatischen Stämme, zu thun gehabt, so wäre ihr Sieg kaum zweifelhaft gewesen; zeigten doch die Seldschukenfürsten bald genug lebendige Teilnahme am Geistesleben Irans, standen sie doch zuletzt kaum hinter dem größten der Ghaznawiden in dem Eifer zurück, mit dem sie die besten der Dichter an ihren Höfen versammelten. Aber durch die Pforte Chorasans zogen bald neue, wildere Scharen, bis endlich die innerste Steppe Asiens die rohen Mongolenhorden ausspie, deren grauenvoller Zerstörungswut zuerst Persien und endlich auch Bagdad, die Wunderstadt des Orients, erlag.

Der Einfluß der Seldschuken, die nunmehr den Schutz des Kalifen in die Hand genommen hatten, war zunächst von den besten Folgen für die eroberten Länder und namentlich für die Hauptstadt selbst. Es wurde das in dieser Zeit Nötigste alsbald gethan, Ordnung wurde geschafft, vielleicht etwas auf „türkische Manier", aber jedenfalls Ordnung, nach der alle nützlichen und thätigen Glieder des Reichs seit vielen Jahrzehnten umsonst verlangt hatten. Schon dies eine Verdienst der Seldschukenfürsten ist kaum genug zu schätzen. Gewerbe und Künste regten sich, von dem lastenden Drucke befreit, wieder in den Städten; die Landstraßen füllten sich mit den Karawanen der Kaufleute, der Ackersmann wandte sich den vernachlässigten Feldern wieder zu. In den Straßen der Hauptstadt endete das Gezänk der Sunniten und Schiiten, nachdem ein rechtgläubiger Türke statt eines Schiiten sich dem orthodoxen Kalifen zur Seite gestellt hatte, und von den Raufereien zwischen türkischen Soldaten und Dailemiten war nach der Vertreibung der Buyiden ebenfalls keine Rede mehr. Daß aber die Dichtung und die Wissenschaft bei diesem neuen Aufschwunge nicht zurückblieben, dafür sorgten bald genug die seldschukischen Fürsten in einem edlen Wetteifer, der von den Führern eines halbkultivierten Nomadenvolks kaum erwartet werden konnte. Indes mochte, was ihnen zunächst an Bildung fehlte, jener großmütige und ritterliche Sinn ersetzen, der bei aller ursprünglichen Rauheit den echten Sprossen des türkischen Stammes eigentümlich und gemeinsam ist und sie mit den ursprünglichen Arabern der Steppe vergleichen läßt. In der That ist die seldschukische Zeit in gewissem Sinn ein Nachspiel jener andern, in der sich die Araber zuerst über die Länder Westasiens verbreiteten.

Toghrils Nachfolger als „König des Ostens und Westens" war sein Neffe Alp-Arslan (1063—72). Unter ihm erreichte die Macht der Seldschuken ihre Höhe. Er entriß zunächst Haleb, dann ganz Syrien und Palästina den Fatemiden, auf deren Übergreifen in diese Gebiete noch zurückzukommen ist, errang aber seine reichsten Lorbeeren im Kampfe gegen die Byzantiner, die nunmehr, nachdem sie den ersten Ansturm der Bekenner des Islams mit dem Verluste Syriens und der afrikanischen Provinzen bezahlt hatten, auch ihr letztes asiatisches Land, Kleinasien, sich Schritt für Schritt entrissen sahen. Der Kaiser Romanos IV. Diogenes suchte umsonst durch einen Einfall in Syrien (1068—69) die Gefahr zu beschwören; als er im Jahre 1071 nach Armenien zog, um die ihm verbündeten christlichen Fürsten dieses Landes zu unterstützen, wurde sein Heer bei Manzikert zersprengt, er selbst gefangen genommen. Seitdem bedrohten nicht mehr vorübergehende Raubzüge das byzantinische Gebiet. Schon waren ganze Horden der Seldschuken in das Innere Kleinasiens vorgedrungen, wo sie in den Steppen um Ikonion zusagende Weidegebiete fanden. Umsonst machte das sinkende oströmische Reich verzweifelte Anstrengungen, den tödlichen Pfeil wieder aus seinem Körper zu reißen.

d) Kleinasien unter den Byzantinern.

Da mit dem Auftreten der Seldschuken das Schicksal Kleinasiens eine verhängnisvolle Wendung nimmt, so wollen wir hier des bisherigen Schicksals der Halbinsel unter den Byzantinern mit wenigen Worten gedenken. Kleinasien war in den Jahrhunderten nach der arabischen Erhebung das eigentliche Kernland des byzantinischen Reichs gewesen, das auch in gefährlichen Zeitläuften getreulich Steuern und Soldaten lieferte, wenn der Schwall der Bulgaren und anderer Barbarenvölker die europäischen Besitzungen überflutete und bis vor die Thore Konstantinopels seine schäumenden Wellen warf. Als Syrien, Mesopotamien nnd Kilikien in die Hände Omars fielen, hatten die Byzantiner hinter dem Gebirgskamme des Taurus Stellung genommen, in der Flanke gedeckt durch die christlichen Armenier, rückwärts gesichert durch mächtige Festungen, wie Cäsarea (Kaisart) in Kappadokien oder weiter im Innern das phrygische Amorion. Die Grenzbewohner, als streitbare Miliz organisiert, bewachten beständig die ewig gefährdeten Tauruspässe, unterstützt durch feste Garnisonen jener fremden Söldner, mit deren Hilfe Byzanz von jeher seine Kriege führte. Diese vorzügliche Verteidigungsstellung hat während der Blütezeit des Kalifats ihre Kraft bewährt und die kleinasiatischen Besitzungen der Byzantiner gerettet. Mochte sie auch zuweilen durchbrochen werden und die arabischen Scharen nach dem Innern der Halbinsel hineinfluten: dauernde Eroberungen waren hinter dem Bollwerke des Taurus nicht zu machen; und die sarazenischen Heerhaufen mußten sich nicht selten glücklich preisen, wenn sie die Pforte nicht hinter sich geschlossen und sich selbst hilflos dem Stoße der von Byzanz heranziehenden feindlichen Hauptmacht ausgesetzt fanden.

Als aber die Macht des Kalifats zu sinken begann, da schickten sich die oströmischen Kaiser alsbald an, die niemals aufgegebenen Ansprüche ihres Reichs auf Syrien und Mesopotamien mit Waffengewalt zu erneuern. Der heldenhafte Nikephoros II. Phokas eröffnete die Reihe glänzender Feldzüge mit der Eroberung Kilikiens, das inzwischen ein völlig arabisiertes Land geworden war und sich nun von neuem dem christlichen Glauben zu fügen hatte (964). Dann faßte er in Syrien Fuß und eroberte Antiochia (966). Seinen Nachfolgern gelang es, die alte römische Verteidigungslinie Amida — Nisibis — Edessa wieder zu gewinnen (975) und ihre Heere bis vor die Thore von Tyros und Damaskus zu führen (995). Die Kalifen und ihre

buyidischen Schirmherren konnten, nachdem die tapfere Dynastie der Hamdaniden untergegangen war, diesen Eroberungen nur schwächlichen Widerstand entgegensetzen.

Kleinasien hatte in dieser Periode Zeit, sich von den schweren Schlägen zu erholen, die ihm einst die Verwüstungszüge der Perser und dann die Einfälle der Araber beigebracht hatten. In Militärbezirke eingeteilt, gut verwaltet und durch die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens begünstigt, hob es sich wieder zu bedeutender Volkszahl und Kultur. Mochte auch der alte Glanz der griechischen Küstenstädte stark verblichen sein, so war dafür im Innern das gesamte Gebiet gleichmäßiger organisiert und besiedelt, die Einheitlichkeit der Verwaltung besser gesichert. Indessen erschien dem prüfenden Auge schon damals nicht alles im rosigsten Lichte. Die vorwiegende Berücksichtigung militärischer Gesichtspunkte sowohl wie das Bestreben der in den Städten reich gewordenen Geschlechter, ihre Schätze in umfangreichen Landgütern anzulegen, begünstigten das Entstehen eines feudalen Großgrundbesitzes, der hier wie überall von bedenklichen Folgen für die Kultur des Landes und die wirtschaftliche Gesundheit der Bevölkerung war. Umsonst hatten einsichtige Kaiser mit allen Mitteln dieser verhängnisvollen Entwicklung entgegengearbeitet und den neuen, für sie selbst nicht ungefährlichen Feudaladel zu unterdrücken gesucht; gerade die verheerenden Einfälle der Araber trugen dazu bei, daß sich in den verwüsteten Landstrichen kapitalkräftige und einflußreiche Personen ankauften und durch Geld oder Zwang ihre Besitzungen beständig erweiterten, während die eingeborne Bauernbevölkerung zu Hörigen herabsank und an Stelle der von den Moslemin getöteten oder weggeschleppten Bewohner Massen von Sklaven auf den Latifundien angesiedelt wurden. Sklaven aber lieferten, nachdem sich das Kriegsglück den Byzantinern wieder zugewendet hatte, in besonders großer Zahl das islamische Syrien und Mesopotamien. Es läßt sich denken, daß die Ansiedlung derartiger Elemente im Rücken der byzantinischen Verteidigungslinie die bedenklichsten Folgen haben konnte, um so mehr, als sich auch der verschuldeten und unterdrückten Bauernschaft Kleinasiens eine bittere Stimmung bemächtigt hatte. Der Feudalismus selbst ersetzte nur in sehr mangelhafter Weise die sinkende Volkskraft, da ihm in der Hauptsache die sympathischen Züge der abendländischen Ritterschaft fehlten und ihm mit dieser nur der Hang zu möglichst unabhängigem Auftreten und zur Widersetzlichkeit gegen den fürstlichen Absolutismus gemeinsam war.

Kaiser Basilios II. mußte das schwer empfinden, als sich im Jahre 987 sein General Bardas Phokas mit Hilfe kleinasiatischer Adelsfamilien gegen ihn erhob und vorübergehend fast die gesamte Halbinsel in seine Gewalt brachte; mit erneuter Thatkraft suchte deshalb dieser tüchtige Herrscher aus dem Hause der Komnenen die Macht des Adels zu brechen und nahm zu diesem Zwecke selbst die Hilfe der Kirche in Anspruch, die doch ihrerseits selbst immer die Neigung gezeigt hat, die Güter der Welt für ihre Zwecke in gefährlichem Maß anzuhäufen. Auch das Beamtentum, dessen hergebrachte Thätigkeit durch das anspruchsvolle Auftreten der vornehmen Großgrundbesitzer gestört und gehemmt wurde, hatte alle Ursache, die Bemühungen der Kaiser zu unterstützen. Trotzdem hatte die verhängnisvolle Entwicklung immer weiter um sich gegriffen. Als die Seldschuken sich mit Herden und Zelten, mit Weibern und Kindern über die Steppengebiete von Innerkleinasien ergossen, brach das unterwühlte Gebäude der byzantinischen Herrschaft überraschend schnell in sich zusammen.

e) Armenien um das Jahr 1000.

Von besonderer Wichtigkeit war der Umstand, daß die Seldschukenheere nicht durch die Pässe des Taurus vorbrachen, sondern von Aserbeidschan aus durch Armenien zogen, und daß

bei dieser Gelegenheit das christliche Armenien und selbst Iberien furchtbar verwüstet wurden. Die beiden Länder waren bisher eine vielleicht nicht ganz zuverlässige, aber unentbehrliche Stütze der byzantinischen Grenzstellung und zugleich die beliebtesten Werbegebiete der kaiserlichen Heere gewesen. Noch war ja das armenische Volk, das gegenwärtig durch die Not der Knechtschaft aller kriegerischen Tugenden beraubt scheint, wegen seiner Tapferkeit und Kraft ebenso berühmt wie wegen seiner treuen Anhänglichkeit an den christlichen Glauben. Von politischer Einheit war weder in Armenien noch in Georgien die Rede. Am Ende des 10. Jahrhunderts regierten in Armenien nicht weniger als neun kleinere Dynastien, die nur mit großem Vorbehalt den Vorrang des Hauses der Bagratiden, des mächtigsten unter ihnen, zugestanden; und Georgien zerfiel in fünf Kleinstaaten.

So gelang es denn den Seldschuken, an dieser Stelle durchzubrechen, während im Süden die Bollwerke der Byzantiner noch unerschüttert standen, aber freilich nunmehr aufs äußerste bedroht waren. Man sah es deshalb in Konstantinopel sehr gern, daß Armenier aus ihrer verwüsteten Heimat massenhaft nach Kilikien strömten und mit tapferem Mute das Land vor den Einfällen der Seldschuken und Sarazenen schützten. Aber die neuen Bewohner des abgeschnittenen Gebiets, die sich von den Byzantinern keiner wirksamen Hilfe mehr zu versehen hatten, sprengten endlich auch den äußerlichen Zusammenhang mit dem oströmischen Reich und begründeten das Königreich Kleinarmenien, als dessen erster Fürst der Armenier Rhupen (Ruben) im Jahre 1080 die Huldigung seiner Unterthanen empfing. Damit waren die Reste der alten Verteidigungslinie außerhalb Kilikiens für die Oströmer ebenfalls verloren, obwohl sich das von der See aus zugängliche Antiochia noch einige Jahre zu halten vermochte.

f) Kleinasien unter seldschukischen Fürsten.

Die Gründung eines festen seldschukischen Staatswesens in Kleinasien war nicht mehr durch Alp-Arslan erfolgt; an der Ostgrenze seines Reichs war dieser gewaltige Heeresfürst im November 1072 unter dem Dolch eines von ihm zum Tode verurteilten Empörers gefallen. Sein Sohn Melekschah, der die Schutzherrschaft über den Kalifen Kaim und seit 1075 über dessen Nachfolger Muktadi sowie die Regierung des gesamten Seldschukenreichs übernahm, kam ihm an Tüchtigkeit gleich und wußte die Ordnung und das materielle Gedeihen seines weiten Gebiets in ausgezeichneter Weise zu fördern. Vor allem räumte er mit der Zoll- und Schlagbaumwirtschaft, diesem Fluche der Kleinstaaterei, die in der Buyidenzeit übermächtig um sich gegriffen hatte, endlich von Grund aus auf. Der blühende Zustand der Finanzen machte es ihm auch möglich, mit glänzender Freigebigkeit das wissenschaftliche und künstlerische Leben zu fördern; Dichter und Gelehrte hatten wieder einmal eine goldene Zeit.

Und doch machten sich bereits, während das Seldschukenreich im Innern blühte und nach außen hin noch seine Grenzen erweiterte, die ersten Spuren der beginnenden Zersetzung bemerkbar. Melekschah selbst hatte sich entschlossen, den Eroberungskrieg in Kleinasien nicht mehr in eigner Person und mit der Hauptmacht des Reichs zu führen, sondern seinen Vetter Suleiman mit dieser Aufgabe zu betrauen und ihm zu gestatten, ein halb selbständiges Staatswesen in den Steppen der Halbinsel zu begründen. So war denn das neue Seldschukenreich „Rum“ (Ikonion), das seit 1073 unter Suleimans Leitung entstand, nur mit Vorbehalt als ein Teil des seldschukisch-abbassidischen Großstaats von Bagdad zu bezeichnen. Ebenfalls ohne sich viel um die Wünsche seines Sultans zu kümmern, hatte gleichzeitig der Seldschukenführer Ansiz sich Palästinas bemächtigt und die zurückweichenden Heere der Fatemiden im Jahre

1077 sogar bis Ägypten verfolgt. Erst als er seinerseits in Bedrängnis geriet und die Hilfe Melekschahs anrufen mußte, gelang es dessen Bruder Tutusch (gestorben 1095), den allzu unabhängigen Heerführer zu beseitigen und die unmittelbare Autorität des Oberherrschers in Syrien und Palästina zur Geltung zu bringen.

Das kleinasiatische Reich Suleimans gewann bald infolge verschiedener Umstände eine feste Grundlage. Vor allem verfuhr Suleiman nach der alten bewährten Überlieferung der islamischen Eroberer, indem er den Großgrundbesitz vernichtete und durch Verteilung des Bodens an das Volk einen gesunden, der neuen Herrschaft ergebenen Bauernstand schuf. Wie günstig die Verhältnisse für ein solches Vorgehen lagen, ist schon erwähnt worden (S. 350). Die Masse der Seldschuken hinderte diese Umbildung nicht, da sie sich überhaupt nicht fest ansiedelten, sondern die Weideflächen in Besitz nahmen und ihr gewohntes Leben als kriegerische Nomaden nicht aufgaben. Daß sie aber in Glaubenssachen weniger duldsam waren als einst die Araber und mit türkischer Energie die Islamisierung des Landes betrieben, verschaffte ihnen, mochten auch die Bekehrungen anfangs noch so oberflächlich sein, auf die Dauer doch einen Stamm zuverlässiger Unterthanen unter den einheimischen Ackerbauern und Städtebewohnern. Nur so ist die Schnelligkeit zu erklären, womit die Seldschuken in Kleinasien Fuß faßten, und die Vergeblichkeit aller Anstrengungen der Byzantiner, die Eingedrungenen wieder aus ihren neuen Wohnsitzen zu verdrängen.

Aber mochten zunächst die Bauern Kleinasiens nicht ungern die Vorteile der neuen Ordnung genießen, mochte die Bodenkultur sich hier und da sogar heben, in Wahrheit bedeutet doch die Niederlassung der Seldschuken im Innern der kleinasiatischen Halbinsel einen Schritt vorwärts in der Verödung Westasiens, einen abermaligen Sieg des Nomadismus über den Ackerbau, der Steppe über das Fruchtland. Je grimmiger die Byzantiner und bald auch die mit ihnen verbündeten Kreuzfahrer sich des verlornen Landes wieder zu bemächtigen strebten, je verwüstender die Kriegsfurie über die Hochebenen Kleinasiens dahintobte, desto rascher schwand die Zahl der Ansässigen zusammen, desto mehr fruchtbare Äcker wurden verlassen und wieder zu einem Teile des Weidelands der Steppe, dem sie einst in unermüdlicher Arbeit abgerungen worden waren, desto ungestörter breiteten sich die Herden der Nomaden über die verödeten Gefilde aus. Das Werk, das Osmanen und Mongolen vollendet haben, ist von den Seldschuken begonnen worden.

g) Der Beginn des Zerfalls der seldschukischen Macht.

Die merkwürdige Freiheit, die Melekschah seinen Vasallen im Westen ließ, zeigt schon zur Genüge, daß der Schwerpunkt der seldschukischen Macht damals in Iran lag. In der That legte der Sultan Wert darauf, nach Osten hin seine Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, bis dann endlich, als auch der Fürst von Kaschgar sich unterwarf, der seldschukische Einfluß bis zu den Grenzen Chinas reichte. Lange blieb der einheitliche Charakter des Reichs indessen auch in Iran nicht erhalten. Unmittelbar nach Melekschahs Tode (19. November 1092) brachen heftige Thronstreitigkeiten aus, die sich jahrelang hinschleppten und den Zerfall der seldschukischen Macht vorbereiteten. Erst vom Jahr 1104 an herrschte unter dem siegreichen Prätendenten Mohammed wieder Ruhe; doch sollte das nicht sehr lange dauern. Immer wieder gingen, wie zur Zeit der selbständigen Abbassiden, die Angriffe auf den zu Bagdad regierenden Sultan von Chorasan aus, wo die Seldschuken am festesten Fuß gefaßt hatten und aus der kriegerischen Bevölkerung schlagfertige Hilfstruppen ziehen konnten.

In den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts folgte ein Aufstand dem anderen, wobei sich besonders Dubais, der Lehnsfürst von Hilleh in Irak, als unermüdlicher Feind und Bedränger des damaligen Seldschukensultans Mahmud (1118—1132) bemerklich machte. In Dubais verkörperte sich noch einmal die Widerstandskraft der irakanischen Araber. Vielleicht wäre es diesem energischen Manne gelungen, indem er die einzelnen Seldschukenprinzen gegeneinander in die Waffen brachte, seinem Stamme wieder die Oberherrschaft zu gewinnen, wenn er sich mit dem damaligen tüchtigen Kalifen Mustarschid verbunden hätte, der natürlich ebenfalls bestrebt war, die drückende türkische Oberherrschaft zu beseitigen. Allein in echt arabischer Art haßten sich diese beiden Vertreter ihrer Rasse aufs bitterste. Endlich scheiterten beide in ihren Bemühungen.

Immerhin machte der Zerfall der seldschukischen Macht von nun an beständige Fortschritte. Mehrere Kalifen der folgenden Zeit konnten es wagen, eine selbständige Politik zu verfolgen und selbst an der Spitze ihrer Truppen auf Eroberungen auszuziehen. Während die Seldschuken sich gegenseitig schwächten und nur in Persien noch ihr Ansehen ungeschmälert aufrecht erhielten, hatten sich die Verhältnisse in Syrien von Grund aus verändert: das Abendland hatte mit gewaltiger Faust die heiligen Stätten Palästinas wieder an sich gerissen und eine Reihe von Feudalstaaten gegründet, die erst allmählich in blutigem Ringen von den Vorkämpfern des Islams wieder überwältigt und vernichtet wurden. Unter diesen Vorkämpfern aber erschienen die Kalifen von Bagdad und ihre seldschukischen Sultane nicht; es waren andere Mächte, die den schweren Kampf aufnahmen und den Preis davontrugen. Während in Irak und Persien die Thronstreitigkeiten der Seldschukenfürsten tobten, war es Ägypten, das die Führung der islamischen Welt gegen das Abendland übernahm, als die Kräfte der Syrer nicht mehr ausreichten. Damit aber entrollt sich ein ganz neues Bild, das einen Rückblick auf die Verhältnisse Syriens nötig macht.

6. Syrien und die Kreuzfahrer. Die Mongolenzeit.

A. Syrien.

Als unter den ersten Kalifen sich der Gegensatz zwischen Syrern und Irakanern herausbildete und endlich die ersteren in den Omejjaden ein ihnen genehmes Geschlecht auf den Herrscherstitz erhoben, da war es natürlich nicht die alteinheimische aramäische Bevölkerung Syriens oder die hellenisierte Bewohnerschaft der Städte, die in diesem politischen Kampfspiele hervortrat, sondern ausschließlich das arabische Element, das in den Steppengebieten um Damaskus, im alten Nabatäerreich, im Jordanthal und vereinzelt im eigentlichen Palästina seine Herden weidete oder den Acker bestellte. Die einheimischen Syrer kamen schon deshalb zunächst nicht in Betracht, weil der größte Teil von ihnen erst nach und nach zum Islam überging, ein beträchtlicher Rest aber, besonders in den Gebirgen und abgelegenen Strichen sowie in den Städten, am christlichen Glauben mit Zähigkeit festhielt. Die Kalifen hüteten sich aus Rücksicht auf ihre Finanzen in der Regel, diese hochbesteuerten christlichen Unterthanen in weniger belastete Bekenner des Islams zu verwandeln (vgl. S. 319), was ohnehin gerade in Syrien wegen des niemals ganz unterdrückten Handels mit dem Abendland und der beständigen Pilgerzüge frommer Christen nach Jerusalem schwieriger war als anderwärts.

Mit der Thronbesteigung der abbassidischen Dynastie sank die politische Bedeutung Syriens um so rascher, als auch dann noch die Zwistigkeiten zwischen kaisitischen und kelbitischen Arabern,

die den Untergang der Omejjaden herbeigeführt hatten, noch kein Ende nahmen. Obwohl naturgemäß nach und nach dieser Gegensatz sich abschwächen mußte und ein Teil der Araber sich mit der ursprünglichen Bevölkerung des Landes mischte, so entstand doch unter den Syrern kein rechtes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die Grundlagen zu einem selbständigen syrischen Staatswesen, dessen Entstehung beim Zerfall der Abbassidenmacht eigentlich zu erwarten gewesen wäre, wollten sich nicht bilden. Die Ursachen lagen damals wie im ganzen Verlaufe der Geschichte, die einen rein syrischen Staat nicht kennt, an der ungleichartigen geographischen Gestalt des Landes, das weite Steppengebiete, schneegekrönte Gebirge, anbaufähige Thäler und Ebenen und endlich eine langausgedehnte, in ihrem nördlichen Teile hafenreiche und vom Binnenlande durch steile Berghöhen getrennte Küste umfaßt, im Norden und Osten überdies durch keine scharfe Grenze bestimmt und gesichert wird und im Südwesten den mächtigen Staatsgebilden offen liegt, die im üppigen Fruchtlande des Nilthals entstehen. So war denn auch beim Niedergange des syrischen Kalifats das Schicksal der verschiednen Teile Syriens durchaus nicht gleichartig.

Im Norden griffen seit dem Anfange des 10. Jahrhunderts die Hamdaniden, deren Hauptbesitzungen im nördlichen Mesopotamien lagen, auf die benachbarten Landschaften Syriens über; vor allem nachdem sich der Größte dieses Geschlechts, Saif ed-dauleh, im Jahre 944 Halebs bemächtigt hatte und von hier aus mit anfänglich glänzendem Erfolge den Angriffskrieg gegen die Byzantiner führte. Viel früher schon war der Süden Syriens in die verschiedenen ägyptischen Wirren mit hineingezogen worden. Der abtrünnige Statthalter Ahmed Ibn Tulun drang vorübergehend bis an die Grenzen Mesopotamiens vor, und auch unter seinem Sohne gelangten ägyptische Heere bis über den Euphrat. Indessen brach die Herrlichkeit der Tuluniden bald wieder zusammen: im Jahre 904 übernahmen, nachdem Syrien schon vorher verloren gegangen war, abbassidische Statthalter aufs neue die Herrschaft in Ägypten. Während dieser letzten Kämpfe waren die Heerhaufen der Karmaten, die damals ganz Arabien an sich gerissen hatten (vgl. oben, S. 338), in Syrien eingefallen, bis sie durch eine schwere Niederlage im Jahre 906 zum Rückzuge gezwungen wurden. Die Schwäche des Kalifats veranlaßte natürlich bald wieder neue Unabhängigkeitsgelüste der ägyptischen Statthalter, unter denen Syrien ebenfalls zu leiden hatte; Mohammed aus Ferghana gründete die Dynastie der Ichschiden, bemächtigte sich alsbald auch Südsyriens und mußte schließlich im Jahre 940 vom Kalifen in diesem Besitze bestätigt werden, während der Norden des Landes, wie schon erwähnt, nach wechselnden Schicksalen größtenteils den Hamdaniden zufiel. Allein dies wackere Geschlecht konnte auf die Dauer nicht dem Andrange der Ichschiden, der Byzantiner und der Buyiden widerstehen. Zwar schlossen sich die Hamdaniden, als zwischen Ichschiden und Fatemiden um den Besitz Ägyptens gekämpft wurde, den ersteren an; aber sie erreichten nur, daß sie nach dem Siege der Fatemiden in diesen noch gefährlichere Grenznachbarn erhielten, und beschleunigten damit ihren Untergang.

Die ultraschiitische Bewegung in Iran, als deren Ausläufer einerseits die Karmaten, anderseits die Fatemiden erscheinen, ist schon geschildert worden (S. 338). Sie richtete sich naturgemäß gegen das Kalifat als solches und gegen alle, die sich mit dem Kalifat verbündeten, und blieb auch, nachdem sie in Ägypten als politische Macht Wurzel gefaßt hatte, in Verbindung mit den Schiiten des Ostens, die der ismaelitischen Sekte angehörten. Die Karmaten freilich, die auf demselben Boden erwachsen und in den Besitz des größten Teils der arabischen Halbinsel gelangt waren, bezeigten nicht die geringste Lust, sich den Fatemiden zu beugen, sondern machten ihnen den Besitz von Syrien streitig. Dagegen gelang es später, die persischen Ismaeliten zu

organisieren und die furchtbare Sekte der Assassinen als vorgeschobenen Posten der fatemidisch-ismaelitischen Bewegung im Rücken der Gegner zu begründen. Seit 974 zog sich jahrelang der Kampf um Syrien hin, wobei außer den Karmaten die Byzantiner und ein türkischer Feldherr, der sich in Nordsyrien eine selbständige Herrschaft zu begründen suchte, den Fatemiden entgegentraten; auch die Hamdaniden ergriffen zur Verteidigung des Restes ihrer Besitzungen die Waffen. Die Fatemiden behaupteten Syrien mit Ausnahme der nördlichsten Striche.

Unter dem Kalifen Hakim fehlte es nicht an Empörungen einzelner Statthalter. Doch blieb die Herrschaft seines Hauses über Syrien auch zu seiner Zeit (996—1021) unerschüttert und umfaßte, da sich die Hamdaniden ihm freiwillig unterwarfen, selbst das Gebiet von Haleb. Hakims Nachfolger Mustanßir schien sogar, als nach dem Abzuge des Seldschukensultans Toghril-Beg ein Aufstand zu seinen gunsten in Bagdad ausbrach (1059), alle Aussicht zu haben, seinen abbassidischen Kollegen ganz zu verdrängen, sah sich aber bald durch die Angriffe der Seldschuken belehrt, daß er mit einem sehr gefährlichen Gegner angebunden hatte. Da nun überdies in Ägypten, wo die Söldnerwirtschaft ebenso schlimm war wie in Irak, ein förmlicher Krieg zwischen Negertruppen und türkischen Söldnern ausbrach, mußte es Mustanßir geschehen lassen, daß nach und nach ganz Syrien und Palästina an die Seldschuken verloren gingen. Nur Akka hielt sich. Als der dortige Statthalter Bedr auf den Ruf des Kalifen sich nach Ägypten begeben und dort die Ruhe mit Hilfe seiner Truppen wiederhergestellt hatte, konnte wenigstens Palästina den Seldschuken wieder abgenommen werden, obwohl diese bereits einmal in Ägypten selbst eingefallen waren. So befand sich denn, als der Aufruf zum ersten Kreuzzug in Europa erscholl, Jerusalem nicht mehr im Besitze der Seldschuken, deren rauhes Auftreten gegen die christlichen Pilger zwar nicht den Anlaß, aber doch einen Vorwand zum Rachezuge des Abendlandes geboten hatte; der Schutz des Heiligen Landes fiel den Ägyptern zu, während die Seldschuken in Damaskus und Bagdad unthätig oder mit offener Schadenfreude das sich entwickelnde Drama beobachteten. Nicht der rechtgläubige Kalif der islamischen Welt, sondern sein schiitischer Nebenbuhler trat den christlichen Scharen entgegen.

In Wahrheit regierte an Stelle des Fatemiden in Kairo sein Wezir Alafdhal, der Sohn Bedrs, als die Heere der Kreuzfahrer sich durch Kleinasien gegen Syrien heranbewegten. Zuerst hatten die kleinasiatischen Seldschuken den furchtbaren Stoß der gepanzerten Ritterschaft des Abendlandes auszuhalten und bezahlten ihren Widerstand mit einer schweren Niederlage, von deren Folgen sie sich allerdings rasch erholten, da das christliche Heer alsbald weiter zog. Der Fürst von Kleinarmenien wußte sich mit seinen Glaubensgenossen gut zu stellen. Ebenso durften die Christen auf Sympathien in dem vielumstrittnen nordsyrischen Grenzlande rechnen, das ja erst seit wenigen Jahrzehnten wieder den Byzantinern entrissen worden war und eine starke christliche Bevölkerung beherbergte. So entstand denn im Gebiete der alten römischen Militärgrenze das Fürstentum Edessa; im Küstenlande wurden Antiochia und später auch Tripolis die Mittelpunkte kleiner christlicher Reiche. Es waren Besitztümer der Seldschuken, die damit in die Hände der Christen übergingen. Aber die Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse im Kalifenreiche brachte es mit sich, daß man in Bagdad kaum daran dachte, den halb selbständigen Statthaltern im Nordwesten Syriens zu Hilfe zu kommen, um so weniger, als sich nunmehr die Hauptmacht der Christen auf das eigentliche Palästina, das Eigentum der verhaßten Fatemiden, stürzte. Die Unterhandlungen zwischen Kreuzfahrern und Fatemiden blieben erfolglos. Während der Wezir Alafdhal noch mit der Ausrüstung seines Heers beschäftigt war, belagerten und erstürmten die Christen Jerusalem, das auch damals das Hauptbollwerk Palästinas war; die

Stadt, deren mohammedanische und jüdische Einwohner fast sämtlich dem Schwerte der Sieger erlagen, wurde später mit eingebornen Christen neu besiedelt. Als dann Alafdhals Heer anrückte, erlitt es im August des Jahrs 1099 eine vernichtende Niederlage. Auf den Trümmern der fatemidischen Macht in Palästina konnte nunmehr das Königreich Jerusalem errichtet werden.

Es ist schon erwähnt worden, daß sich die Fatemiden in ihrem Kampfe gegen das Kalifat und nunmehr auch gegen die christlichen Abendländer eine furchtbare Waffe in der Mördersekte der Assassinen geschaffen hatten, eine Waffe freilich, die bald der Hand der ägyptischen Herrscher entglitt. Ihre Blüteperiode hatte diese Sekte zur Zeit der Kreuzzüge; entstanden ist sie dagegen bedeutend früher. Wie aus einer Mischung des Islams mit verschiedenen anderen Glaubenslehren, vor allem aber den kommunistischen Anschauungen der Mazdakiten, die Ketzerei der Ismaeliten entstanden war, wie aus dieser Sekte zunächst die Karmaten und endlich das Kalifat der Fatemiden hervorgegangen waren, das ist bereits erzählt. Allmählich hatte sich der Ismaelitismus zu einer Geheimlehre entwickelt, deren begabteste Jünger stufenweise dem reinen Nihilismus, der Anschauung, daß alles gleichgiltig und also alles erlaubt sei, zugeführt wurden, während die große Menge der Anhänger in einem mystischen Respekte vor geheimnisvollen Oberen dahinlebte. In Kairo bestand eine förmliche Akademie dieser Lehre, von der Sendboten in die Länder der Abbassiden auszogen, um die Herrschaft der Fatemiden über die gesamte islamische Welt vorzubereiten, während die Ismaeliten Persiens hoffnungsvoll auf Ägypten blickten und von dort das Heil erwarteten.

So kam es, daß der ehrgeizige Sektierer Hasan-i Sabbah, der aus Rai in Nordpersien stammte, sich nach einem vergeblichen Versuch, am Hofe Melekschahs in Bagdad Einfluß zu gewinnen, an den Hof des fatemidischen Herrschers begab und dort den Plan faßte, in großartiger, der moralischen Skrupellosigkeit seiner Partei entsprechender Weise eine ismaelitische Schreckensherrschaft im Osten zu begründen. Diese Herrschaft sollte sich nicht auf umfassenden Landbesitz und große Heeresmassen stützen, sondern auf die unbedingte Hingabe und die fanatische Todesverachtung der Anhänger, als deren Zufluchtsstätte einzelne unbezwingliche Burgen zu dienen hatten; nicht der offene Krieg, sondern der Meuchelmord sollte die Macht der Sekte begründen und sichern. Als ersten Schlupfwinkel seiner Thätigkeit wählte Hasan jenes Gebirgsland im Südwesten des Kaspischen Meers, dessen Bewohner noch bis zur Abbassidenzeit den rechtgläubigen Mohammedanern als die Verkörperung heidnischer Verstocktheit gegolten hatten, und das mit seinen Kastellen und Felsennestern immer wieder der Zufluchtsort verwegener Rebellen gewesen war. Im Jahre 1090 fiel das feste Schloß Alamut im Bezirke Rudbar nordwestlich von Kaswin durch List in die Hände Hasans und seiner Ismaeliten. Damit beginnt die politische Thätigkeit der Mördersekte, deren Anhänger nach der Gewohnheit, sich durch Haschisch und andere narkotische Mittel in blutdürstige Ekstase zu versetzen, als Haschischin oder im Munde der Kreuzfahrer als Assassinen am bekanntesten geworden sind. Zwei Jahre später sank das erste wichtige Opfer unter den Dolchen der Assassinen, Nisam el mulk, der Wezir der ersten Seldschukensultane, einst der Freund und Jugendgefährte Hasans; er eröffnete die endlos lange Reihe der Unglücklichen, die den Versuch, die blutige Sekte zu unterdrücken, mit ihrem Leben zu büßen hatten.

Das lähmende Entsetzen, das die Mordthaten der Assassinen in der ganzen Welt des Islams erregten, hat in neuester Zeit ein schwaches Gegenstück in dem Grauen gefunden, mit dem die Kulturvölker Europas den Unthaten der anarchistischen „Propaganda der That" gegenüberstehen. In Wahrheit ist die Verwandtschaft zwischen Anarchisten und Assassinen größer, als

es auf den ersten Blick scheinen mag. Beiden Vertretern des politischen Meuchelmords ist die Grundlage absoluter sittlicher Gleichgiltigkeit gemein, die sich seltsamerweise ausgezeichnet mit dem blinden Gehorsam gegenüber den geistig überlegenen Führern verträgt, dieselbe Nichtachtung des Lebens anderer wie des eignen Daseins, die aus der planmäßig von den Oberen geförderten Vernichtung aller Furcht und aller Hoffnung entspringt. Diese Eigenschaften, die bei den Anarchisten der Gegenwart sich im ganzen nur gelegentlich und zufällig zu ihrer Höhe entwickeln, wurden von den assassinischen Führern in systematischer Weise jener Gruppe ihrer Anhänger anerzogen, die zum eigentlichen Mörderdienste bestimmt war. An allerlei plumpen Gaukeleien scheint es dabei nicht gefehlt zu haben. Aber die Hauptsache war doch die beständige durchdachte Beeinflussung, die natürlich bei Knaben und heranwachsenden Jünglingen, falls sie nur sorgsam anderen Eindrücken entzogen wurden, von unwiderstehlicher Wirkung sein mußte. Die blinde Ergebenheit der Sektierer für ihr Oberhaupt erreichte denn auch einen unglaublichen Grad. Wenn eine Mutter in Verzweiflung geriet, weil ihr Sohn von einer gelungnen Mörderfahrt unversehrt heimkehrte, statt für seinen Glauben zu sterben, wenn assassinische Wachen sich auf einen Wink ihres Meisters, nur um ihren Gehorsam zu zeigen, vom Turme herabstürzten, so ist es wohl zu begreifen, daß alle Mächtigen Westasiens und Ägyptens vor den Dolchen der todesverachtenden Meuchler zitterten und mit dem Oberhaupte der Sekte wie mit einer Großmacht verhandelten.

Hasan-i Sabbah verließ, solange er lebte, das Schloß Alamut nicht mehr; ja er soll nur zweimal aus seinem Zimmer herausgetreten sein. Als der „Alte vom Berge" leitete er getreu den Überlieferungen der ismaelitischen Sekte in geheimnisvoller Zurückgezogenheit das Mordwerk seiner Anhänger und die weitere Befestigung seiner Macht. Um das Jahr 1100 gelang es den Assassinen, eine Anzahl anderer fester Schlösser Irans in ihre Gewalt zu bringen. Gleichzeitig mit den Kreuzfahrern waren auch ihre ersten Sendboten in Palästina angelangt. Begünstigt von dem seldschukischen Fürsten Halebs, Riswan, setzten sie sich in den syrischen Gebirgen fest. Obwohl beim Tode Riswans furchtbare Verfolgungen über sie hereinbrachen, waren sie doch nicht mehr zu vertreiben. Ihr Dolch verbreitete bald Entsetzen unter ihren Gegnern. Der Tod des Sektenstifters Hasan Ende August 1124 hinderte die Ausbreitung der Assassinen nicht, da sein Nachfolger Kia Buzurg-umid mit gleicher Energie und Klugheit sein Werk fortsetzte. Das feste Banias in Syrien wurde 1128 erworben und zwölf Jahre später Maßiat, das fortan der Mittelpunkt der assassinischen Macht im Westen wurde. Von dem Einflusse der Fatemiden hatten sich damals die Assassinen längst frei gemacht; wie die abbassidischen Kalifen Mustarschid und Raschid, so fiel auch einer der fatemidischen Herrscher unter den Dolchen der mörderischen Sektierer. Auf die Christen des Heiligen Landes, denen im allgemeinen die Assassinen nicht als unbedingte Feinde gegenüberstanden, machte das Treiben der Sekte einen gewaltigen Eindruck; daß insbesondere der Templerorden assassinischen Einflüssen zugänglich, ja in manchen seiner Tendenzen eine Nachbildung des geheimnisvollen Bundes gewesen ist, scheint außer Zweifel. In seltsamer Weise verwirren die Eingriffe der Assassinen das Drama des gewaltigen Kampfs, der um den Besitz des Heiligen Landes zwischen den Kreuzfahrern und den Herrschern Ägyptens geführt wurde.

Die Seldschuken haben auch in der Folge an diesem Ringen zwischen Abend- und Morgenland verhältnismäßig wenig teilgenommen. Zum mindesten waren es nur einzelne Grenzfürsten, die in die Verhältnisse Palästinas eingriffen und die in Nordsyrien entstandenen christlichen Kleinstaaten bedrängten. Nur als Unruhen in Bagdad selbst ausbrachen, sah sich der Sultan Mohammed im Jahr 1111 genötigt, ein Heer nach Syrien zu senden. Im Jahr 1113

wurde in der That Balduin I., König von Jerusalem, bei Tiberias geschlagen. Doch kurz darauf fiel der Führer des seldschukischen Heers unter den Dolchen der Assassinen, denen er zufällig zu nahe getreten war; und die Folge waren langdauernde Zerwürfnisse unter den seldschukischen Statthaltern und Fürsten, die alle weiteren Erfolge hinderten. Erst als Zenki im Jahr 1127 zum Atabeg von Syrien und Mesopotamien ernannt und mit dem Kriege gegen die Christen beauftragt wurde, wandte sich wieder das Glück, obwohl Zenki sich nicht nur mit den Christen, sondern auch mit andern seldschukischen Fürsten herumzuschlagen hatte. Bis zu seinem Tode (1146) war er der gefährlichste Feind der Kreuzfahrer.

Sein Sohn Nur ed-din setzte den Kampf fort und bemächtigte sich 1153 auch der Stadt Damaskus, die Zenki vergeblich seinem Stammesgenossen Anaz zu entreißen versucht hatte. Die Erfolge Zenkis und seines Sohns erregten eine Begeisterung im ganzen Gebiete des Islams, die von größter Wichtigkeit für die Fortführung des Kriegs war und selbst die mißgünstigen Fürsten zwang, Nur ed-din durch Geld und Truppen zu unterstützen. Doch unwiderstehlich wurde die Macht Nur ed-dins und seiner Nachfolger erst, als es ihm durch einen glücklichen Zufall gelang, die fatemidische Herrschaft in Ägypten zu stürzen und das unermeßlich reiche Nilthal seinen Besitzungen hinzuzufügen. In Kairo stritten damals zwei Wezire um den Einfluß auf den schwachen Kalifen Aladhid. Der eine von ihnen, Shawer, flüchtete zu Nur ed-din und erreichte es durch weitgehende Verheißungen, daß ihm ein Heer unter dem tüchtigen Feldherrn Schirku zur Verfügung gestellt wurde. Da aber der Wezir, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, die Versprechungen nicht einhielt und die Hilfe des Königs von Jerusalem gegen Schirku anrief, geriet er mit Nur ed-din in einen Krieg, der nach verschiedenen Wechselfällen endlich dazu führte, daß Shawer verjagt wurde und mit Zustimmung Nur ed-dins erst Schirku und nach dessen bald erfolgendem Tod im Jahr 1168 dessen Neffe Salah ed-din Yusuf (Saladin) das Wezirat über den fatemidischen Kalifen übernahm.

Saladin (geb. 1137, gest. 1193) gelang es sehr bald, die Macht in Ägypten völlig an sich zu reißen, obwohl er den Fatemiden noch bis zum Jahr 1171 auf dem Throne ließ, wahrscheinlich schon deshalb, weil ihm diese Schattenfigur eine größere Selbständigkeit gegen Nur ed-din verbürgte. Fühlte doch Saladin, der alle guten Züge des türkischen Charakters, Tapferkeit, Edelmut und Entschlossenheit mit hoher Bildung vereinte, daß er vom Schicksale bestimmt sei, der Vorkämpfer des Islams gegen das Christentum zu werden. Nur ed-din erkannte bald, daß dieser Mann kein gefügiges Werkzeug seiner Pläne werden könne. Schon rüstete er sich zum Kampfe gegen den unbotmäßigen Vasallen, als sein plötzlicher Tod die Gefahr von Saladin abwendete, ja diesen befähigte, die syrischen Besitzungen dieses wahrhaft bedeutenden Fürsten den schwachen Nachfolgern zu entreißen. Streitigkeiten zwischen Salih, dem Sohne Nur ed-dins, und seinem Vetter Saif ed-din von Mossul sowie der Zwist verschiedener Hofleute, die das Wezirat oder richtiger die Herrschaft über den jungen Salih beanspruchten, bewogen Saladin, in Syrien einzurücken und Damaskus zu besetzen. Nach längeren Kämpfen gegen Salih, der sich mit Saif ed-din und christlichen Fürsten verbündete und selbst den Beistand assassinischer Mörder nicht verschmähte, mußte der Sohn Nur ed-dins alle Besitzungen bis auf Haleb abtreten. Saladin nahm nunmehr den Sultanstitel an (1176). Erst nach dem Tode Salihs bemächtigte sich Saladin im Jahr 1183 auch der Stadt Haleb und dehnte seine Herrschaft bis Mesopotamien und an die Grenzen Kleinarmeniens aus.

So war denn eine furchtbare Macht rings um die christlichen Besitzungen in der Hand eines Mannes vereinigt, der entschlossen war, der Herrschaft der Abendländer in Palästina ein

Ende zu bereiten. Das Geschick des Königreichs Jerusalem erfüllte sich rasch. Im Jahr 1187 erlag bei Hittin unweit Tiberias das christliche Ritterheer der Übermacht Saladins. Der König Veit selbst geriet in Gefangenschaft. Wenige Monate später war ganz Palästina einschließlich Jerusalems in den Händen Saladins; nur einige syrische Küstenstädte hielten noch stand, vor allem die Hauptorte der nördlichen Fürstentümer Tripolis und Antiochien. Die Ankunft neuer Pilgerheere unter den Königen von Frankreich und England brachte trotz verzweifelter Anstrengungen Saladins auch Akka wieder in die Gewalt der Christen (1191); aber Jerusalem wenigstens konnte er halten. Noch kurz vor seinem Ende schloß er einen Frieden, der den Christen das Küstenland von Tyros bis Jaffa und einige Striche im Innern beließ, ihm selbst dagegen das Binnenland Palästinas mit Jerusalem zusprach (1192).

Aber so glänzend auch Saladins Kriege gegen die Besitzungen der Abendländer verliefen, und obgleich die abendländischen Historiker naturgemäß geneigt waren, ihn nur im Lichte dieser Thaten zu sehen, so ist in ihnen doch nur ein Teil seiner Wirksamkeit enthalten, und für die Geschichte Westasiens vielleicht nicht einmal der wichtigste. Die christlichen Reiche in Palästina waren und blieben künstlich ernährte Gewächse, die keine Lebenskraft aus dem dürren Boden des Landes zu ziehen vermochten, sondern nur durch beständige Zuführung frischen Saftes mühsam zu erhalten waren: eine ernste Gefahr für den Islam, dem gleichzeitig der Säbel der Türken altes christliches Kulturland in Kleinasien für lange, vielleicht für immer gewann, waren diese Christenstaaten nicht; und wenn in ihrem Hinterlande sich ein stärkeres islamisches Reich bildete, war ihr Schicksal besiegelt. Daß er überhaupt einmal wieder ein mächtiges Reich zusammenraffte, ist allerdings ein Verdienst Saladins, mag sein Werk auch immerhin durch die Thaten Zenkis und Nur ed-dins vorbereitet worden sein.

Von größter Bedeutung aber für die Geschichte des Islams ist der Sturz der schiitischen Kalifen Ägyptens. An ihre Stelle traten die Nachkommen Saladins, die Ayubiden (Ejubiden), wie sie nach Saladins Vater Nedschm ed-din Ayub (Ejub) genannt zu werden pflegen. Damit war der Sieg der sunnitischen Orthodoxie im Westen entschieden; vielleicht mochte den Kalifen in Bagdad, die damals beim Zerfall der Seldschukenmacht wieder selbständig aufzutreten begannen, der schöne Traum eines islamischen Gesamtreichs wieder einmal vor der Seele erscheinen.

Daß sich aus Saladins Reich kein übermächtiger, dem Kalifate gefährlicher Großstaat entwickelte, dafür schien dieser sonst so einsichtige Fürst selbst sorgen zu wollen, indem er kurz vor seinem Ende (1193) das Reich nach übler seldschukischer Sitte unter seine drei Söhne teilte und anderen Verwandten zum Überflusse noch einzelne Städte und Landstriche verlieh. Die Folge war eine Reihe von Kämpfen, die endlich dahin führten, daß Saladins Bruder Aladil nahezu sämtliche Besitzungen in seiner Hand vereinigte (1200). Als indessen nach längerer ruhiger Regierung Aladil zu derselben Zeit starb, als ein furchtbarer Angriff christlicher Pilgerscharen auf Ägypten die äußerste Verwirrung hervorrief (1218), zerfiel das Reich alsbald wieder. Alkamil, der sich in Ägypten und Palästina behauptete, schloß in seiner Bedrängnis einen Vertrag mit Kaiser Friedrich II., der die Stadt Jerusalem wieder in die Hände der Christen brachte (1228). Es lohnt sich kaum, die Kämpfe der nächsten Jahrzehnte zu berichten, die immer darauf hinauslaufen, daß sich in Nordsyrien um Damaskus ein selbständiger Staat zu bilden sucht, während von den ägyptischen Ayubiden immer wieder verzweifelte Anstrengungen gemacht werden, mit Hilfe der Christen oder sonstiger Bundesgenossen, die der Zufall bietet, die Oberherrschaft über das ganze Reich Saladins festzuhalten. Seit 1250 aber vollzog sich in Ägypten wieder ein Thronwechsel jener Art, wie sie in orientalischen Staaten

so gewöhnlich sind: an die Stelle der Ayubiden traten, ohne sie zunächst ganz zu verdrängen, die Führer der Leibgarden. Damit begann jene Periode der Mamelukenherrschaft, die mit allerlei Unterbrechungen bis in das 19. Jahrhundert hinein gewährt hat.

B. Die Mongolen.

a) Der Zerfall des Seldschukentums.

Die Verhältnisse in Syrien und Ägypten hatten sich im 11. und 12. Jahrhundert ziemlich unabhängig von den Vorgängen entwickelt, die sich inzwischen im Osten des alten Kalifenreichs abspielten. Hier war die Macht der Seldschuken ebenso im Verfall wie im Westen. In Irak, Mesopotamien und Iran hatten sich, abgesehen von schon vorhandenen einheimischen Lehnsfürstentümern, die nun wieder zu größerer Unabhängigkeit gelangten, eine ganze Reihe von seldschukischen Kleinstaaten (Farsistan, Luristan, Aserbeidschan) gebildet, deren meist als Atabegs bezeichnete Fürsten oft nur dem Namen nach den Kalifen und den an seiner Seite herrschenden Sultan ihres Stammes als Oberherrn anerkannten, während überdies noch häufig der Sultansthron in Bagdad den Gegenstand heftiger Kämpfe bildete. So konnte es kommen, daß selbst die Kalifen wieder zu einiger politischer Macht gelangten und es hier und da wagten, ihren seldschukischen Beschützern oder den Kleinfürsten in der Nähe von Bagdad mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. In Persien konzentrierte sich damals die Macht der seldschukischen Sultane; schon drohten jedoch auch hier neue Gefahren. Mit den untergehenden Ghaznawiden zwar war leicht fertig zu werden, und die an ihre Stelle tretenden Ghoriden hatten mehr die Angelegenheiten Indiens als die Irans im Auge; aber im Grenzlande der hochasiatischen Steppen gärte es wieder einmal.

Transoxanien ging an türkische Stämme verloren, während sich in Chwaresm (Chwarizm = Chiwa) ein neuer mächtiger Staat bildete, dessen Fürsten bald erobernd nach Persien übergriffen. Sindschar, der seit 1132 die Würde des Sultans in Bagdad bekleidete, hatte bereits schwere Kämpfe mit diesen Gegnern zu führen, die drohend an dieselbe Pforte pochten, durch die einst die Seldschuken in die lachenden Gefilde Westasiens eingebrochen waren; bei seinem Tode fiel ein Teil Persiens den Chwaresmiern zu (1157). Eine wirre Zeit folgte auf diese Ereignisse: die Kalifen in Bagdad bestrebten sich, die Uneinigkeit unter den Seldschuken zu fördern, um von deren lästiger Vormundschaft befreit zu werden, die Seldschuken selbst machten sich den Sultansthron streitig, und die chwaresmischen Prinzen schlugen sich um die reiche Erbschaft ihres Hauses.

Als endlich der Kalif Nasir, der letzte energische Abbassíde, im Jahr 1180 die Herrschaft antrat, sah er sich zwar zunächst durch die Kämpfe zwischen Seldschuken und Chwaresmiern in den Stand gesetzt, sein Gebiet beträchtlich auszudehnen, mußte sich aber zuletzt bequemen, dem siegreichen Chwaresmier Tekesh-Chan dieselbe Beschützerrolle zu übertragen, die früher die Buyiden und nach ihnen die Seldschuken gespielt hatten (1197). Nach dem Tode Tekeshs (1199) versuchte Nasir dessen Nachfolger Mohammed gegenüber selbständig aufzutreten. Doch Mohammed, der kurz nach seiner Thronbesteigung die Ghoriden im östlichen Iran vernichtet und seine Herrschaft bis an den Indus ausgedehnt hatte, beschloß nunmehr, nicht nur seinen Einfluß wiederherzustellen, sondern die Abbassíden überhaupt zu beseitigen und einen Kalifen aus dem Geschlecht Alis in Bagdad einzusetzen. Nur der frühe Einbruch des Winters, der das chwaresmische Heer fast vernichtete, rettete den abbassídischen Glaubensherrscher. Ehe

noch Mohammed zu einem neuen Streich ausholen konnte, erschienen in seinem Rücken, von Nasir herbeigerufen, die Scharen des mongolischen Welteroberers Dschengis-Chan. Ein neuer Akt in der tragischen Geschichte Westasiens hatte damit begonnen.

b) Persien unmittelbar vor dem Mongolensturme.

Der erste Stoß der Mongolen, der rohesten unter den Nomadenvölkern Hochasiens, traf das unglückliche Persien. Noch immer war die wirtschaftliche und geistige Blüte dieses Landes nicht geknickt; vielmehr war die Bildung noch allgemeiner, das Interesse für Dichtung, Philosophie und Mystik noch regsamer geworden. Vor den türkischen Eroberern beugte sich die materielle Kraft des iranischen Volks, aber nicht sein Geist. Während Dichtung und Sprache der Araber den tiefsten Einfluß auf die persische Litteratur ausübten und die Poesie nur allzu viele arabische Worte zu verwenden begann, findet sich kaum jemals ein türkisches Wort in iranischen Gedichten. Die wahre Gesinnung der Gebildeten den rohen Eroberern gegenüber blieb immer die Mißachtung, der selbst der geschmeidige Hofdichter seldschukischer Fürsten, Enweri, gelegentlich Ausdruck gab:

„Euch Türken Esel und Hunde mit Recht man nennt,
Da außer Fraß und Genuß ihr nichts Höh'res kennt!"

Was blieb den kriegerischen Sultanen der Seldschuken, die in der Schlacht nicht zu weichen gewöhnt waren, anderes übrig, als vor der Kraft und Überlegenheit des iranisch-arabischen Geistes endlich die Waffen zu strecken? Ihre Höfe wurden bald der Sammelpunkt der Gelehrten und Dichter, ihre Zunge bequemte sich der persischen Sprache, ihre Schatzkammern standen den Meistern der Dichtkunst und der Wissenschaft offen. Einen Rest barbarischer Geschmacklosigkeit bewiesen diese iranisierten Türken nur noch in der allzugroßen Vorliebe für das ausschweifende Lob der Dichter, die denn auch dahin führte, daß schwülstige Preisgedichte und hyperbolische Verhimmelungen der Fürsten die besseren Erzeugnisse der Poesie zu verdrängen begannen und durch ihre sich immer gegenseitig überbietenden Steigerungen, die oft schon an Albernheit und Wahnsinn grenzten, den Stil und Ausdruck der persischen Dichtkunst verdarben.

Dem Übermaß auf der einen Seite entsprach alsbald eines auf der andern: die Dichter, denen es an den glänzenden Höfen der Großen nicht wohl war, und die es verschmähten, an dem unwürdigen Wettsingen um die Gunst der Fürsten teilzunehmen, wandten sich der Mystik zu, die seit jeher auf persischem Boden gedieh und aus dem benachbarten Indien immer neue Nahrung zog. Wie allenthalben entsproßten ihr auch in Iran unschuldige Lilien neben giftigen Blüten und fieberhauchenden Sumpfgewächsen; entsagende Derwische und schleichende Ismaeliten waren ihr gleichmäßig zugethan. Wenn die Mystik einem Spiegel gleicht, der das innerste Wesen des Menschen zu zeigen vermag, so wird sie den Reinen zu höherer Reinheit führen, den Verruchten aber in die tiefsten Abgründe der Verworfenheit hinablocken: ein Buddha zieht aus ihr ebensowohl seine Kraft und seine Liebe, wie ein Assassine seinen ehernen, unabwendbar treffenden Haß. In der Reihe der mystischen Dichter Persiens glänzt Dschelal ed-din Rumi als der größte und tiefste von allen; er erlebte noch das Unheil des Mongolensturms, glücklicherweise in sicherer Freistatt am Hofe der Seldschukenfürsten von Ikonion. Neben der Mystik und der höfischen Dichtung, als deren Meister Enweri galt, blühte auch die romantische Poesie und fand in Nisami ihren unübertrefflichen Vertreter. Enweri wie Nisami errangen die Gunst seldschukischer Fürsten wie den ungeteilten Beifall ihres Volks.

Chorasan und Transoxanien waren trotz mancher Schicksalsschläge bis zur Mongolenzeit die Hauptpflegestätten der persisch-islamischen Kultur. Die Fruchtbarkeit

und der Handelsreichtum des Landes, die frische Kraft der kriegstüchtigen Bevölkerung, die Einflüsse indischen und selbst chinesischen Geisteslebens sowie manche andere glückliche Zufälle hatten es bewirkt, daß Buchara und Samarkand Sammelpunkte der Gelehrten wurden und in gewissem Sinn als großartige Universitäten der ganzen islamischen Welt bezeichnet werden durften. Auch die Fürsten des benachbarten Chwaresmiens hatten sich dem Einflusse der transoxanischen Kultur nicht entziehen können und ließen sich, als sie auf kurze Zeit die Erbschaft der Seldschuken in Iran antraten, die Pflege der Wissenschaft und Dichtung angelegen sein. Ihr Volk freilich unterschied sich kaum von den rohesten Steppennomaden Innerasiens; und die gleichzeitigen persischen Berichterstatter sind zweifelhaft, ob sie den Chwaresmiern oder den Mongolen den Preis der größten Abscheulichkeit zuerkennen sollen.

c) Dschengis-Chan.

Die geringe Begeisterung für die Sache der chwaresmischen Fürsten, die in Iran herrschte, trug gewiß manches zum Siege der Mongolen bei, vielleicht mehr als die Thatsache, daß der Kalif Nasir selbst den furchtbaren Dschengis-Chan gegen seine Bedränger zu Hilfe gerufen hatte. Der Chwaresmier Mohammed (1199—1220), dem in jenem schicksalsschweren Augenblick, als das Mongolenheer sich gegen Transoxanien heranwälzte, die Verteidigung Westasiens zufiel, hatte nicht einmal die gesamte Volkskraft Irans, geschweige der anderen westasiatischen Länder hinter sich, als er seine Scharen zur Rettung der alten Kultur dieser Gebiete sammelte; zum Unglück zeigte er überdies in seinem Verhalten, daß er die Vorteile seiner festen Verteidigungsstellung in Transoxanien nicht zu würdigen wußte, indem er tollkühn den Mongolen in ihre Steppen entgegenzog und nach Verdienst eine vernichtende Niederlage erlitt (1219).

Die Folge war, daß ganz Transoxanien im nächsten Jahre verloren ging, verloren nicht nur politisch, sondern auch nach Kultur und Gesittung. In Feuer gingen die Bibliotheken von Buchara (1220) und Samarkand (1221) zu Grunde; erschlagen lagen die Lehrer der hohen Schulen, und ihre Schüler, soweit sie dem Schwert oder der Sklaverei entrannen, entflohen von den Stätten der Verwüstung. Mohammed aber, der auch sein Stammland Chwaresm aufgeben mußte, verlor gänzlich den Mut. Seine zweite, bei guter Verteidigung schwer zu überwindende Stellung in Chorasan gab er ohne Kampf auf und rettete sich nach Aserbeidschan, bis ihn bald genug die mongolischen Reitergeschwader, die bis Georgien vordrangen, auch von hier verscheuchten und zur Flucht nach einer kleinen Insel des Kaspischen Meers zwangen; hier ging er elend und verlassen zu Grunde. Sein Sohn Dschelal ed-din, der sich nach Afghanistan geworfen hatte, mußte vor dem anrückenden Dschengis-Chan nach Indien zurückweichen, brach aber dann wieder hervor und gewann vorübergehend einen Teil Irans zurück. Aber auch er scheiterte zuletzt an der Abneigung gegen die Chwaresmier, die selbst jetzt noch bei den Iraniern nicht zu beseitigen war. Neue mongolische Heerhaufen, die durch die offene Pforte von Chorasan hereinströmten, zerschmetterten endlich seine letzte Macht (August 1231).

So waren denn die blühenden Gefilde Irans einem wilden Steppenvolke preisgegeben, das wie der Geist der Zerstörung und Vernichtung über die Erde dahinbrauste und mit Blut und Flammen dem Nomadismus neue Gebiete eroberte. Auch diesmal noch zeigte sich die Kraft der iranischen Kultur, die kaum erst ihren friedlichen Sieg über Seldschuken und Chwaresmier gefeiert hatte. Ihre Blüte sank nicht sofort unter den Hufen der Steppenrosse dahin. Konnte doch die siegreiche Mongolenmacht, der bald der größte Teil der Alten Welt zu Füßen lag, weder jeden Winkel dieser Welt mit Mord und Brand heimsuchen, noch vermochte sie alle

heimischen Kleinstaaten schlechtweg zu vernichten und an ihre Stelle mongolische Satrapien zu setzen. Schonende Behandlung derer, die sich rechtzeitig unterwarfen, war ein Gesetz dieses Eroberervolks. So gelang es z. B. der klugen Voraussicht des Atabegs von Farsistan, der dem Mongolenkaiser schon aus der Ferne seine Unterwerfung ankündigte, sich selbst auf dem Thron und von seiner Provinz jede Verwüstung fernzuhalten. Darum fand denn auch die Schar der Gelehrten und Dichter noch immer sichere Freistätten. Ja, so wenig ließ sich der Aufschwung der Litteratur durch die politischen Ereignisse hemmen, daß gerade nach dem Mongolensturm eigentlich erst die höchste Höhe erreicht wurde. Aber nach und nach machten sich die Folgen der Zerstörung geltend und ward es merkbar, daß mit dem unaufhörlichen Einströmen fremder Rassen in Iran die alte Kultur zurückgedrängt und verschlechtert worden war. Noch trugen die alten Bäume Blüten und Früchte; aber der Nachwuchs war schwach und dürftig. Und wie statt der Fruchtgärten wieder die Weideplätze der Nomaden sich ausdehnten, so verarmte auch das Geistesleben des Landes und ward windig und dürr wie die Gräser der Steppe unter der Glut der sommerlichen Sonne.

d) Die Vernichtung der Assassinen.

Nach dem Tode Dschengis-Chans (August 1226) war Persien seinem vierten Sohne Tuli zugefallen; der starb indessen bald ebenfalls. Sein Erbe trat Hulagu an, nachdem Mangu zum Kaiser der Mongolen gewählt worden war. Erst im Jahre 1256 brach Hulagu mit einem mächtigen Heer erprobter Krieger nach Iran auf, wo inzwischen die Mongolen wenig Fortschritte mehr gemacht hatten, sein Erscheinen aber sofort die Autorität der Eroberer wiederherstellte. Hulagu hatte sich bei seinem Feldzug ein Ziel gesetzt, wie er es schwerlich besser wählen konnte, wenn er die Sympathien aller Westasiaten gewinnen wollte. Noch immer hing auf den Felsenzacken von Alamut das Wespennest der assassinischen Sektierer; noch immer bedrohten die Dolche der Fanatiker jeden, der ihren Zorn oder ihr Mißtrauen zu erregen wagte. Gegen diese Geißel der Menschheit wandte sich der mongolische Herrscher, als ob er zeigen wolle, daß es noch verderblichere Mächte gebe als die blutigen Eroberer seines Stammes, und daß die vertilgende Faust des Mongolen auch einmal im Dienst ewiger Gerechtigkeit ihr Werk thun könne. Seinem Aufruf an alle Fürsten Irans, Hilfstruppen zu diesem Kriege zu stellen, entzog sich nicht einer. Nur der Kalif in Bagdad entsprach dem Gesuche nicht und gab damit Hulagu einen willkommnen Vorwand, bald darauf mit ihm abzurechnen und der Herrschaft der Abbassiden ein Ende zu machen. Ohne es zu wollen, aber recht im Geist ihres Glaubens wurden so die Assassinen noch in ihren Todeszuckungen die Ursache, daß Bagdad in Blut und Flammen unterging und der letzte rechtgläubige Kalif aus dem Hause der Abbassiden unter den Säbeln der Mongolen verblutete.

Die Zeit war auch am Orden der Assassinen nicht ganz wirkungslos vorübergegangen. Die Mördersekte hatte, ohne sich in ihrem Kern allzusehr zu verändern, äußerlich mehrere eigentümliche Wandlungen durchgemacht. Im Zusammenhange damit hatte der syrische Zweig der Assassinen eine fast selbständige Stellung gewonnen. Ursprünglich war die Geheimlehre der Assassinen, die auf völlige sittliche Gleichgiltigkeit und Ungebundenheit und auf den reinen Atheismus hinauslief, nur den obersten Graden der Sekte bekannt gewesen, während die Mehrzahl der Anhänger durch eine mystische und verworrene Glaubenslehre in blindem Gehorsam erhalten wurde. Aber auf die Dauer ließ sich dieses System hier so wenig wie irgendwo anders aufrecht erhalten. Die Geheimlehre sickerte allmählich nach unten durch; und die Obern ließen

das, was sie nicht hindern konnten, um so lieber geschehen, als die Gewissenlosigkeit und Todesverachtung ihrer Jünger durch die allgemeine Verbreitung nihilistischer Ansichten eher erhöht als geschwächt wurden.

Aber nach außen hin war die Wirkung dieses Umschwungs bedenklicher. Bis dahin hatten die Vertreter des Ordens noch immer den Schein bewahren können, daß sie entschiedene Anhänger des Islams und wohl gar bessere Mohammedaner als die orthodoxen Kalifen seien: noch der Seldschukensultan Sandschar hatte auf seine Anfrage aus Alamut ein Glaubensbekenntnis erhalten, gegen das auch der Frömmste unter den Rechtgläubigen nichts einwenden konnte. Nun zerriß allmählich der täuschende Schleier, und die Antwort auf die offen eingestandenen ruchlosen Grundsätze der Assassinen war ein allgemeiner Wutschrei der islamischen Welt; jetzt erst galt von den Ismaeliten in Wahrheit das Wort, daß jedermanns Hand gegen sie war, wie ihre Hand gegen jedermann. Daß sie auf die Dauer der Unzahl der nunmehr erstehenden Feinde nicht Trotz bieten könnten, war zweifellos, eine neue Schwenkung war unumgänglich. So sehen wir denn plötzlich die Assassinen unter ihrem Großmeister Dschelal ed-din zur reinen Orthodoxie übergehen. Der „Alte vom Berge" verbrannte in Gegenwart mehrerer zu dem Zwecke nach Alamut geladener frommer Männer einen Haufen von Schriften, die angeblich die gottlose Geheimlehre der Assassinen enthielten; er sandte seine Gemahlin zu einer Wallfahrt nach Mekka, wo sie durch überreiche Almosen und sonstige gute Werke alle andern fürstlichen Pilger verdunkelte, er suchte endlich die benachbarten Lehnsfürsten in Aserbeidschan und Tabaristan durch Heirat mit seinem Hause zu verbinden.

Dieses letzte Bestreben deutet zugleich auf eine weitere Ursache des scheinbaren Glaubenswechsels: aus den ismaelitischen Besitztümern in Nordpersien hatte sich nach und nach ein weltliches Fürstentum zu entwickeln begonnen, dessen Herrscher, wenn sie sich behaupten wollten, wohl oder übel eine andere Politik einschlagen mußten, als die der Einschüchterung, des Mords und der heimlichen Propaganda. Statt bloßer Mörderbanden erschienen jetzt ismaelitische Truppen im Felde: im Jahr 1214 zog ein Heer Dschelal ed-dins nach Irak, um dem Kalifen gegen einen unbotmäßigen Statthalter beizustehen.

Ob die scheinbare Wandlung mit der Zeit zu einer wirklichen innern Umkehr geführt haben würde, ist müßig zu fragen; jedenfalls warfen die Assassinen, als Dschelal ed-din an Gift gestorben (November 1221) und sein neunjähriger Sohn Ala ed-din an seine Stelle getreten war, die Maske der Heuchelei bald wieder ab und bekannten sich offen zu den alten Grundsätzen ihrer Sekte und der bewährten „Propaganda der That". Ala ed-din, der zeitlebens schwachsinnig blieb, war nicht der Mann, die infolge dieser neuen Wandlung drohenden Gefahren zu beschwören. Als nach seiner Ermordung im Dezember 1255 sein Sohn Rokn ed-din die Leitung des Ordens übernahm, stiegen am Oxus bereits die Staubwolken des Mongolenheers auf, das zur Vernichtung der Assassinen bestimmt war. So verwegen und rücksichtslos sich die Ismaeliten seither gezeigt hatten, so ruhmlos war ihr Untergang. Nur ein einziges ihrer festen Schlösser hielt lange Zeit stand; die anderen ergaben sich. Es schien bereits, als ob die rasche Unterwerfung die Assassinen vor dem Ärgsten bewahren werde. Aber Hulagu hatte nur abgewartet, bis der letzte Widerstand erloschen war, um dann das Zeichen zur Metzelei zu geben; ihr fielen fast alle Ismaeliten Irans zum Opfer, mit ihnen der letzte Großmeister des Ordens (19. November 1256). Der syrische Zweig der Sekte hielt sich noch einige Jahre, bis Sultan Beibars von Ägypten die mutlos gewordenen Assassinen aus ihren Schlössern vertrieb (1271). Ganz ausgerottet wurden sie indessen weder in Syrien noch in Persien. Im 14. Jahrhundert

kam es noch vielfach vor, daß sich skrupellose Fürsten assassinische Meuchelmörder aus Syrien verschrieben; und bis zum heutigen Tage sind Reste der harmlos gewordnen Sekte im Libanon und dem südkaspischen Berglande zu finden.

e) Der Untergang des abbassidischen Kalifats.

Der Vernichtung der persischen Assassinen folgte bald der Untergang des abbassidischen Kalifats. Hulagu war in Wahrheit nicht nach Persien gekommen, um sich mit der Ausrottung der ismaelitischen Heuchler zu begnügen, so willkommen ihm auch der Vorwand sein mochte: sein Ziel war die Unterjochung ganz Westasiens, das jetzt, nachdem Persien gewonnen war, dem Sieger offen stand. Die wieder etwas erstarkte Kalifenmacht in Irak war das nächste Hindernis, das hinweggeräumt werden mußte. Mit innerer Genugthuung mag Hulagu die Verblendung des Kalifen begrüßt haben, der Hilfstruppen zum Assassinenzug verweigerte und damit dem Mongolen einen ausgezeichneten Vorwand bot, die Waffen gegen ihn selbst zu kehren. Hulagu konnte keinen günstigern Augenblick wählen, um die geistige Hauptstadt der islamischen Welt anzugreifen. Der Zerfall der seldschukischen Macht hatte das Kalifat seiner natürlichen Beschützer beraubt, nicht ohne Beihilfe der Kalifen selbst, die nun wieder eigne Politik zu treiben begannen, ihr Gebiet erweiterten und durch Söldnerheere sich in Irak und im westlichen Iran wieder einiges Ansehen verschafften. Solange man es mit den kleinen Lehnsfürsten und Atabegs zu thun hatte, ließ sich auf diese Weise in der That etwas erreichen. Selbst daß ein thatkräftiger und kluger Mann auf dem Kalifenthrone die verworrenen Verhältnisse zu seinen gunsten hätte lenken und die geistliche Oberherrschaft weithin wieder in eine weltliche verwandeln können, war nicht ausgeschlossen.

Zum Unglücke waren die Nachfolger Nasirs, der immerhin in seiner Politik ein festes Ziel gehabt und durch Ordnung der Finanzen und des Heers weitere Erfolge vorbereitet hatte, armselige Gesellen. Schon als Dschengis-Chan Persien durchzog, waren Mongolenhorden nach Irak vorgedrungen und hatten die drohende Gefahr gezeigt. Inzwischen vergeudete der Kalif Mustanßir die von Nasir angesammelten Schätze in prächtigen Bauten und frommen Stiftungen. Sein Nachfolger Mustaßim aber, der 1242 das Zepter des Kalifats ergriff, verfiel in das entgegengesetzte Extrem, einen schmutzigen Geiz, dem zuliebe er sein einziges Machtmittel, das Söldnerheer, nach Möglichkeit verringerte, und der ihn dann auch hinderte, mit Hilfe der aufgesammelten Schätze zu rechter Zeit wenigstens das schlimmste Unheil abzuwehren. Nach Art aller Schwächlinge vermochte er sich die drohende Gefahr nicht eher einzugestehen, als bis jeder Versuch der Rettung vergeblich war. Ob sein schiitischer Wezir Alkami, wie die Sunniten behaupten, mit bewußter Absicht den Verräter gespielt hat, oder ob er nur die Unentschlossenheit des Kalifen durch seine eigne vermehrte, kommt wenig in Betracht. Ebenso ist die Thatsache, daß der von Mustaßim beleidigte Astronom Nasir ed-din sich zu Hulagu begab und ihn in seinen Plänen gegen Bagdad bestärkte, den gegebenen Verhältnissen gegenüber von geringer Bedeutung. Das Volk, und nicht nur das des Orients, sieht in der Politik wie in der Natur überall nur Persönlichkeiten statt der großen treibenden Kräfte; es braucht Menschen für seine Liebe wie für seinen Haß. So trifft denn auch die Schuld für Bagdads Untergang in den Augen der Nachwelt die beiden Frevler Alkami und Nasir ed-din.

Indem er die Mongolen bald mit unzulänglichen Kräften angriff, bald durch schwächliche Unterhandlungen reizte, versäumte Mustaßim die letzten Möglichkeiten der Rettung. Noch blieb ihm die Stadt Bagdad, deren strategisch vorzügliche Lage an beiden Ufern des Tigrisstroms in

einem von Kanälen durchschnittenen Land eine Belagerung und Aushungerung aufs äußerste erschwerte. Außerdem war immerhin anzunehmen, daß die islamischen Fürsten des Westens den Glaubensherrscher in seiner Not nicht ganz und gar im Stiche lassen würden. Als indessen ein mongolischer Haufe bei Mossul den Tigris überschritt und die Westseite der Stadt bedrohte, schwand dem Kalifen jede Hoffnung. Er selbst begab sich ins Lager Hulagus; dieser sparte sich Mustaßim einige Zeit auf, um sich die aufgehäuften Schätze des Unglücklichen von ihm selbst zeigen zu lassen, und ließ ihn dann töten (21. März 1258).

Ein grauenvolles Schicksal wurde über die Stadt Bagdad verhängt: truppweise wurden die Einwohner herausgeführt und niedergemetzelt, bis sich der Tigris von den Strömen Blutes purpurn färbte, in den Straßen aber wüteten und plünderten vierzig Tage lang die Mongolen, bis ein großer Teil der Stadt, darunter die unschätzbaren Bibliotheken der Kalifen und die meisten Wunderwerke ihrer Baukunst, in Rauch und Flammen untergegangen war. Wohl blieben einzelne Quartiere der Stadt erhalten, die Gunst der Lage lockte neue Bewohner herbei, und Bagdad hat bis zur Gegenwart einen Rest seiner alten Bedeutung bewahrt; aber von unermeßlichen Folgen war die That Hulagus für die islamische Kultur. Bagdad war das Bindeglied gewesen zwischen den westlichen Reichen des Islams und Iran, in ihm hatten sich die Gelehrten Syriens, Ägyptens und Andalusiens mit denen Persiens und Transoxaniens zu gemeinsamem Streben zusammengefunden, so daß in der That die Stadt der Mittelpunkt der geistlichen wie der geistigen Macht der islamischen Völker war. Jetzt hatte der mörderische Stoß des Mongolen das Kulturleben des Orients so recht ins Herz getroffen. Niemals ist es seither in seinem alten Glanz erstanden, sondern in ödem Epigonentume verknöchert. Noch blühte zwar die persische Dichtung ein paar Jahrhunderte lang; aber sie fand im Westen keinen Widerhall mehr. Dann ist auch sie in ihrer Einsamkeit verstummt.

f) Die Blüte und der Zerfall des Mongolenreichs.

Hulagu setzte nach dem Falle Bagdads seinen Eroberungszug nach Westen weiter fort und warf sich zunächst auf das nördliche Syrien; er erstürmte Haleb (1260), zwang den Ayubiden Nasir ed-din zur Flucht aus Damaskus, durchzog Palästina und bedrohte Ägypten. Als er indessen von dem mamelukischen Reichsverweser Kotuz bei Ain Dschalut unweit Sichem eine schwere Niederlage erlitt, mußte er Syrien wieder räumen. Die kleinen ayubidischen Dynastien in Nordsyrien, die für die eine oder die andere Seite Partei nehmen mußten, gingen bei den wiederholten Zusammenstößen der Mongolen und Ägypter größtenteils zu Grunde. Wie unter diesen verheerenden Kämpfen Westasien mehr und mehr verödete, so wurde auch die politische Geschichte immer öder und unerfreulicher. Der Gegensatz zweier Großmächte bestimmte für längere Zeit diese Geschichte: in Persien und Irak herrschte fortan die mongolische Dynastie der Ilchane, in Ägypten und Syrien hatten die Mamelukensultane die Zügel in der Hand. Hier wie dort wurzelten die Herrscher nicht im heimischen Boden; das Wesen und Werden ihres Volks spricht nicht aus ihren Thaten. Mehr und mehr breitet sich der bleierne Himmel trostlosen Stillstands über Westasien aus, den nur von Zeit zu Zeit die Flammen neuer Eroberungsgreuel unheimlich röten. Das Werk, das Kotuz begonnen hatte, wurde von seinem Mörder und Nachfolger Beibars vollendet. Syrien mitsamt seinen ayubidischen Kleinfürsten wurde unter ägyptischen Einfluß gebracht, die Macht der Assassinen gebrochen, die der Christen erschüttert; die Fürsten von Ikonion und von Kleinarmenien, die sich den Mongolen gefügt hatten, erwehrten sich mit Mühe der ägyptischen Angriffe. Da auch der größte Teil Arabiens und

Mesopotamiens die Oberherrschaft Beibars anerkannte, so war beim Tode dieses in seinen Mitteln wenig wählerischen, aber thatkräftigen Sultans (1277) Ägypten der Mittelpunkt eines gewaltigen Reichs, das auch in der Folge, trotz aller Thronstreitigkeiten und Wirren im Innern, den Mongolen den Weg nach Westen hin erfolgreich verlegte.

Die Mongolenfürsten, die sich Persiens bemächtigt hatten, empfanden bald den Einfluß der iranischen Kultur und nicht weniger den des religiösen Glaubens ihrer neuen Umgebung. Bereits Hulagu, der seinen Sitz in der Provinz Aserbeidschan aufschlug, zeigte einigen Sinn für Wissenschaften und ließ durch jenen Nasir ed-din, dessen Name in so unheilvoller Weise mit dem Untergange Bagdads verknüpft ist, mit außerordentlichen Kosten eine große Sternwarte erbauen, die allerdings nie ganz vollendet wurde. Da die nachfolgenden Ilchane von Weziren und Hofleuten persischen Ursprungs umgeben waren, die meist ihren Ruhm in der Beförderung der Gelehrsamkeit und Dichtkunst suchten, da ferner die meisten der kleinen iranischen Fürstentümer erhalten geblieben waren und die Überlieferungen der Kultur zu pflegen fortfuhren, so litt das iranische Geistesleben zunächst nicht allzusehr unter den neuen Verhältnissen; der Untergang der transoxanischen Bildungsstätten und die Verwüstung Bagdads vernichteten doch nur die Außenwerke des Iraniertums, das in seinem Kerne noch immer stand hielt. Farsistan vor allem, das Herz Irans, war durch die Kriegsnot kaum berührt worden, seine Herrscherfamilie blieb erhalten; in Kleinasien aber blühte am Hofe zu Ikonion ein Ableger der iranischen Kultur in frischer Pracht. Während zu Ikonion der große mystische Dichter Dschelal ed-din Rumi Zuflucht fand (S. 361), durfte sein nicht minder großer Zeitgenosse Saadi zu Schiras in Farsistan sein Leben in Ruhe beschließen. Die Mongolenfürsten blieben bald in der Pflege der Dichtkunst und der Wissenschaften nicht hinter den einheimischen Dynastien zurück. Als endlich die Ilchane zum Islam übertraten und damit die Schranke zwischen sich und ihren Unterthanen völlig niederrissen, war der Sieg des iranischen Geistes über die Eroberer entschieden.

Nach Hulagus Tod im Jahre 1265 bestieg Abaka den Thron der Ilchane. Der beginnende Zerfall des mongolischen Weltreichs, der zu erbitterten Kämpfen der verschiedenen Fürsten und zu heftigen Angriffen der innerasiatischen Mongolen auf Persien führte, hinderte die weitere Ausbreitung der Mongolenmacht nach Westen hin. Unter den auf Abaka (gestorben 1282) zunächst folgenden Herrschern zerrütteten überdies Thronstreitigkeiten und andere Wirren das iranisch-mongolische Reich, bis dann noch einmal in der Person Ghazans im Jahre 1295 ein thatkräftiger und glücklicher Fürst das Zepter der Ilchane ergriff. Er war der erste Herrscher mongolischen Stammes in Persien, der sich zum Islam bekannte und damit unter seinen Stammesgenossen dieser Lehre zum Siege verhalf, sehr zur Enttäuschung der Christen, die von Anfang an in den Mongolen ihre natürlichen Verbündeten gegenüber den Mohammedanern gesehen und zur Zeit Abakas sogar stark auf eine Bekehrung des Groß-Chans gehofft hatten. Vielleicht noch bedeutsamer als die Bekehrung ist die Gesetzgebung Ghazans, die für die späteren Eroberervölker Westasiens, vor allem die Osmanen, vorbildlich geworden ist und in der That dem Verhältnis eines kriegerischen, unsteten Nomadenvolks zu den ansässigen ackerbautreibenden Bewohnern eine leidliche Form gibt.

Die Begründung dieser Gesetze, die einem schreienden Notstand abhelfen sollten, läßt uns einen Blick auf den unseligen Zustand thun, in den Persien zur mongolischen Zeit versunken war; davon hat es sich in der Folge nie ganz erholt. Der reichste Bezirk Farsistans, also der Provinz, die am wenigsten von der Kriegsnot gelitten hatte und durch den blühenden Pferdehandel nach Indien und die Perlenfischerei am Persischen Golfe noch ausnahmsweise

ergiebige Hilfsquellen besaß, zahlte zur Zeit Ghazans trotz verzweifelter Anstrengungen der Steuereintreiber nur noch den achten Teil der Summe, die er unter den Seldschuken mühelos aufgebracht hatte. Der Steuerdruck, durch das unselige System der Steuerverpachtung, das auch Ghazan nicht abschaffte, noch nach Möglichkeit verschärft, war schlechthin unerträglich geworden. Weite fruchtbare Striche lagen wüst und entvölkert; wen die Säbel der Eroberer oder die mongolischen Räuberheere, die plündernd die Provinzen durchzogen, nicht vertilgt hatten, der wich vor den unerbittlichen Steuerbeamten von der heimischen Scholle oder war bei mongolischen Wucherern, an denen es nicht fehlte, rettungslos verschuldet. Zum Überflusse wurde der Zehent alles Ertrags, der zur Erhaltung der mongolischen Krieger bestimmt war, in der planlosesten Weise eingebracht, so daß Ghazan durch Zuweisung fester Distrikte an die einzelnen Truppenkörper wenigstens der ärgsten Unordnung steuern mußte. Daß man von der wachsenden Erbitterung des iranischen Volks nichts Gutes erwartete, zeigt der Befehl zur Entwaffnung der einheimischen Bewohner Farsistans, der ebenfalls von Ghazan ausging. Unter einem der Vorgänger Ghazans war das allgemeine Elend noch durch den mißglückten Versuch vermehrt worden, nach chinesischem Vorbilde Papiergeld statt der klingenden Münze auszugeben; im Gegensatze dazu machte sich Ghazan durch die Einführung vollwertiger Münzen und fester Maße und Gewichte um seine Unterthanen zweifellos verdient.

Ob die neuen Gesetze die Zustände gründlich gebessert haben würden, steht dahin; jedenfalls hinderten die Wirren, die nach dem Tode Ghazans ausbrachen und bis zum Ende der Herrschaft der Ilchane andauerten, jede wirkliche Gesundung des kranken Volkskörpers. Nach außen hin erreichten die mongolischen Fürsten Persiens, seitdem Ghazans Feldzüge nach Syrien von 1300—1303 mit einem Mißerfolge geendet hatten, ebenfalls nichts mehr, bis dann im Jahre 1323 Bu Said, der letzte Ilchan, der noch die Alleinherrschaft seines Reichs behauptete, mit Ägypten Frieden schloß. Bald darauf zerfiel das Reich der Ilchane, zunächst in zwei Teile, Irak und Persien, während zugleich die Familie der Mozaffariden in Farsistan immer größere Unabhängigkeit erlangte (1. Sultan Mobariz ed-din 1313—58) und die Turkmenen „vom Schwarzen Hammel" in Kurdistan einen selbständigen Staat gründeten. Die zunehmende Macht Farsistans zeigt, daß sich damals das iranische Element zum Gegenstoße wider die sinkende Mongolenmacht aufraffte. Vielleicht hätte sich wieder ein persischer Nationalstaat gebildet, wenn nicht ein neuer furchtbarer Eroberungssturm alle hoffnungsvollen Keime nochmals vernichtet und der Sieg Timurs die Mongolenmacht verjüngt hätte.

C. Die Osmanen.

a) Kleinasien unter den letzten Seldschuken.

Als sich Timurs Scharen über Westasien und Indien ergossen, hatten sich die Verhältnisse in Kleinasien vollkommen verändert; an Stelle des untergehenden byzantinischen Reichs und des Sultanats von Ikonion war hier ein neuer Großstaat im Werden. Die Byzantiner, die so lange Kleinasien gegen den Islam gehalten hatten, waren nicht im stande gewesen, die eingewanderten Türken wieder aus dem Lande zu treiben, und ebensowenig hatten die Kreuzfahrer, von denen man sich in Konstantinopel Hilfe versprochen, mehr als vorübergehende Erfolge über die kleinasiatischen Seldschuken erfechten können. Die schlimmste Gefahr allerdings wurde durch den Beistand der rüstigen abendländischen Ritterschaft beseitigt, Nikäa zurückgewonnen und die westliche Hälfte Kleinasiens von den Türken gesäubert; aber aus den Steppenländern des Innern waren die nomadischen Horden, die beständig durch neue türkische

Einwanderer verstärkt wurden, nicht mehr zu verjagen. Wäre es gelungen, Armenien wieder zu kräftigen, nachdem durch die Entstehung des kleinarmenischen Staats in Kilikien und der christlichen Fürstentümer Edessa und Antiochien bereits die altrömische Militärgrenze wieder hergestellt war, dann wäre es vielleicht möglich gewesen, den Fremdkörper gewissermaßen einzukapseln und endlich zu assimilieren. Aber Großarmenien lag ebenso wie Georgien hoffnungslos am Boden und bildete das offne Thor, durch das von Osten her die turkmenischen Horden einzogen. Ein reiner Einheitsstaat war übrigens das Seldschukenreich von Ikonion oder Rum nur einmal unter thatkräftigen Herrschern, wie unter Izz ed-din Kilidsch Arslan (1152/3—90/1; gest. 1192), während es sonst unter dem Fluche der andern Seldschukenstaaten: Zerstücklung und Erbteilung, ebenfalls litt und Bruderkriege eine alltägliche Erscheinung waren.

Dennoch lebte es sich unter dem Seldschukensäbel anscheinend besser als unter der byzantinischen Büreaukratie, die, je kleiner das oströmische Reich wurde, um so schärfer die Steuerschraube anzog. Daß stellenweise die Bevölkerung der kaiserlichen Gebiete Kleinasiens in die seldschukischen Fürstentümer scharenweise auswanderte, war beängstigend für die Byzantiner. Als nun gar 1204 das oströmische Kaisertum den Kreuzfahrern erlag und im lateinischen Kaiserreiche der Feudalismus die Oberhand gewann, da war für die ansässige Bewohnerschaft Kleinasiens jede Ursache verschwunden, einer Turkisierung in der Hoffnung auf bessere Zeiten Widerstand zu leisten. Die Seldschuken ihrerseits, die lange Zeit ihre gewohnte Lebensweise als wandernde Viehzüchter beibehielten und zugleich den immer kampfbereiten Kriegerstand bildeten, begünstigten die Ackerbauer, die ihnen unentbehrlich waren, und deren Interessen die ihrigen in keiner Weise durchkreuzten. Die werbende Kraft des Türkentums aber wurde noch vermehrt, als in den Städten die persisch-arabische Kultur ihren Einzug hielt, deren berufenste Vertreter beim Beginne der Mongolenkriege Zuflucht in Kleinasien suchten und fanden, zumal da die seldschukischen Fürsten, wie der edle Ala ed-din Kai Kobad (1219—36), mit freudigem Verständnis die geistige Kultur ihres Volks förderten.

Ganz verschont vom Mongolensturm blieben freilich auch die kleinasiatischen Türken nicht, die es jetzt selbst büßen mußten, daß sie einst den eisernen Riegel Armeniens und Georgiens zertrümmert hatten; auf demselben Wege, den so viele Türkenstämme schon genommen hatten, sandte Dschengis-Chan von Aserbeidschan aus seine Scharen nach der Halbinsel, und nur die kluge Nachgiebigkeit der Angegriffenen wandte größeres Unheil ab. Für lange Zeit waren jetzt die Seldschuken Kleinasiens die treuesten Vasallen der Mongolen und als solche die natürlichen Feinde der Ägypter, deren Sultan Beibars durch einen glücklichen Kriegszug bis ins Innere der Halbinsel schweres Unheil über das Türkenreich von Ikonion brachte (1277). Die Ägypter zwar hielten noch leidliche Mannszucht; aber die heranziehenden Mongolen unter Abagha, die zu spät kamen, konnten sich die Genugthuung nicht versagen, wenigstens die befreundeten Einwohner des Sultanats Ikonion scharenweise niederzusäbeln oder in die Sklaverei zu schleppen: es stand auch für Kleinasien im Buche des Schicksals geschrieben, daß der Mongole vollends vernichten sollte, was der Türke noch verschont hatte.

b) Das Aufkommen der Osmanen.

Der gänzliche Zerfall des Seldschukenreichs in Kleinasien war die natürliche Folge der mongolischen Wirren; aber das Türkentum war bereits viel zu fest gewurzelt, als daß das inzwischen (1261) wieder hergestellte griechische Kaiserreich Vorteil von diesem Niedergange hätte ziehen können. An die Stelle der Seldschuken trat ein anderer türkischer Stamm. Während

der Mongolenkriege hatte sich eine Turkmenenhorde aus Transoxanien unter der Führung Suleimans nach Westen aufgemacht. Ein Teil dieser Horde, deren Leitung nach Suleimans Tode dessen Sohn Ertogrul übernommen hatte, war nach Kleinasien eingewandert. Der Seldschukensultan Kai Kobad wies den kriegerischen Ankömmlingen Weidegründe bei Angora an und sah es nicht ungern, daß sie auf Kosten der Byzantiner ihr Gebiet alsbald zu erweitern begannen. Ertogruls Nachfolger Osman (seit 1288) setzte die Eroberungen mit Glück fort, verstärkte sich durch andere Türkenstämme und schüttelte endlich die Oberherrschaft der Seldschukenfürsten gänzlich ab; nach ihm, dem ersten selbständigen Herrscher, nahm sein bunt zusammengewürfeltes Volk den Namen der Osmanen an. Kurz vor dem Tod Osmans (1326) wurde Brussa erobert und von seinem Nachfolger Orchan zur Hauptstadt des neuen Reichs erhoben. Für die Kultur Kleinasiens war dieser neue Staat, der wieder einmal die ganze kriegerische und zerstörende Kraft des nomadischen Türkentums zusammenfaßte und die zivilisierten Reiche der Seldschuken beseitigte, natürlich kein Glück. War es schon nur mit Hilfe persischer Gesittung gelungen, die Seldschuken zu zähmen, so versagte dem neuen harten Bissen gegenüber die noch vorhandene Kraft der Kultur. Damit war der Sieg des wilden Nomadensinnes über die Künste des Friedens und der Ansässigkeit auf Jahrhunderte hinaus entschieden. Unter Orchan und seinen Nachfolgern wurden teils die kleinen türkischen Fürstentümer Kleinasiens unterworfen, teils die europäischen Besitzungen der Byzantiner angegriffen, deren Herrscher nun wohl erkennen mußten, daß eine furchtbare Gefahr für sie heranzuziehen begann. Murad I. eroberte in Europa Adrianopel, in Kleinasien Angora, Kutahiah und andere Plätze. Sein Nachfolger Bayezid I. hatte sich bereits Kleinasien mit Ausnahme des Fürstentums Kastamuni und des Kaisertums Trapezunt unterworfen und bedrohte aufs ernstlichste Konstantinopel, als der siegreiche Angriff Timurs noch einmal den Aufschwung des osmanischen Reichs hemmte.

D. Das Zeitalter Timurs.

a) Westasien unmittelbar vor Timurs Einbruch.

Als Timur seinen alles zertrümmernden Vorstoß unternahm, hatten sich die Machtverhältnisse in Westasien, die etwa ein Jahrhundert lang durch den Gegensatz des mongolischen Reichs in Persien und des Mamelukenstaats in Ägypten bestimmt worden waren, bedeutend verschoben. Das Reich der mongolischen Ilchane war zerfallen, nur im nordwestlichen Iran hielt sich ein Rest der alten Macht; von einem Einflusse der Mongolen auf Kleinasien war nach dem Untergange der Seldschukenstaaten und dem siegreichen Vordringen der Osmanen natürlich nicht mehr die Rede. Um so mehr war Ägypten im stande gewesen, die Grenzen seines Machtbereichs auszudehnen. Gegen einen wirklich thatkräftigen Gegner würde der von mamelukischen Gardeoffizieren regierte, von ewigen Thronstreitigkeiten beunruhigte Staat schwerlich Erfolge erzielt haben: der kläglich dahinschwindenden Mongolenmacht gegenüber war dies immerhin möglich. Mit kluger Berechnung hatte sich überdies der ägyptische Sultan Beibars den Fall Bagdads und des Kalifats zu nutze gemacht, indem er in Kairo einen Abbassiden als Schattenkalifen einsetzte und damit den schwachen, aber nützlichen Nimbus der geistlichen Oberherrschaft über die islamische Welt auf Ägypten übertrug. Seine Nachfolger wußten diesen Vorteil zu schätzen. So hat eine Dynastie abbassidischer Kalifen neben den Mamelukensultanen bestanden, bis die osmanischen Herrscher die Mamelukenmacht brachen und die Würde des Kalifats auf sich selbst übertrugen. In Wahrheit haben diese Abbassiden natürlich nie irgend welchen Einfluß

gehabt; die wahren Herrscher Ägyptens und Syriens waren die Söldner, die teils aus geraubten und gekauften Kindern oder Sklaven zu Gardetruppen herangebildet waren (Mameluken) oder aus türkischen und mongolischen Reisläufern bestanden, aber selten unter sich einig waren, so daß kluge und energische Sultane allenfalls durch Ausspielen der verschiednen Gruppen gegeneinander sich den entscheidenden Einfluß sichern konnten.

Daß trotz dieser verworrenen Verhältnisse, trotz des Mangels einer festen nationalen Grundlage des Staats Ägypten sich lange Zeit als Großmacht behaupten konnte, liegt an der finanziellen Blüte, die von der günstigen Handelsstellung des Landes hervorgerufen und bedingt wurde; je mehr durch die unsichere politische Lage die östlichen Straßen des indischen Handels verödeten, desto ausschließlicher mußte der Weg über Ägypten benutzt werden, und desto reichere Abgaben flossen in die Zollstellen des Nillands. Dies künstliche Gedeihen täuschte über den Verfall der wahren Grundlagen des einheimischen Wohlstands, des Ackerbaues und der Industrie, hinweg, bis nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien der letzte täuschende Flitter von der hohläugigen Wirklichkeit herniedersank. Die äußere Politik Ägyptens war im wesentlichen eine Handelspolitik; als die Venetianer und Genuesen im Bunde mit dem Könige von Kypern einen neuen „Kreuzzug" unternommen und Alexandrien geplündert hatten, wurde der Friede bald wieder hergestellt, da die ägyptische Staatskasse das Wegbleiben der italienischen Händler und den Ausfall in den Zolleinnahmen nicht vertrug (1365). Sonst übten die Christen in Ägypten und Syrien keinen Einfluß mehr aus. Das letzte Bollwerk, Saint-Jean d'Acre (Akka), war 1291 gefallen; und im Jahre 1370 wurde auch das christliche Königreich Kleinarmenien, das seit langem ein fragwürdiges Dasein geführt hatte, von den Ägyptern in eine Provinz ihres Reichs verwandelt. In die Verhältnisse im Osten griffen dagegen die ägyptischen Herrscher nicht oder nur schwächlich ein. Selbst Sultan Nasir (1293—1341), dessen Regierung durch einige Folgerichtigkeit der Politik ausgezeichnet war, benutzte die günstige Gelegenheit nicht, die ihm die Wirren in Irak und Persien boten.

Schon war es mit Westasien und Ägypten so weit gekommen, daß jede Kraftentwicklung von eingewanderten Barbarenhorden oder Sklaven ausging, während die uransässige Bevölkerung, die alte Trägerin der Kultur und der Arbeit, von Stufe zu Stufe sank. Die Wunden, die der alternde Körper der westasiatischen Reiche erhielt, heilten immer langsamer oder überhaupt nicht mehr. Und nun brauste wieder einmal die Flutwelle der Eroberung Timurs über das unglückliche Land, nachdem zuvor wie ein düsterer Vorbote des Kommenden der „schwarze Tod" mit breiten Schwingen über Asien und Europa dahingezogen war und am längsten und schrecklichsten über den heißen Fluren des Nilthals geweilt hatte.

b) Timur.

Timurs Eroberungen in Westasien sind nur ein Teil seines großen Unternehmens, das Riesenreich Dschengis-Chans wieder aufzurichten; an Umfang werden sie von den Gebietserwerbungen in Hochasien und Osteuropa, an dauernder Bedeutung von denen in Nordindien übertroffen. Verderblicher aber waren diese neuen Mongolenzüge nirgends als in Westasien, wo man eben mühselig und zögernd begann, das im ersten Mongolensturme Zerstörte wieder aufzubauen, soweit nicht bereits hoffnungslose Verödung auf immer an die Stelle einstigen blühenden Lebens getreten war. Im Jahre 1380 erschien Timur, nachdem er ganz Transoxanien und Chwaresm genommen hatte, zum ersten Male mit Heeresmacht in Chorasan. Seine weiteren Züge folgten der alten Mongolen- und Türkenstraße südlich vom Elbrus nach

Aserbeidschan, Armenien und Georgien. Dann wurde das noch immer von den Mozaffariden beherrschte Farsistan angegriffen, Ispahan erstürmt und aus 70,000 Köpfen eine Reihe blutiger Trophäen errichtet: eine Probe dessen, was Timurs Eroberungen für Westasien bedeuteten. Nachdem die nationale Dynastie Farsistans entthront war (Schah Mansur, getötet 1392), wurde auch der Ilchan Ahmed ibn Owais, der sich nach dem Verlust Aserbeidschans in Irak behauptete, aus Bagdad vertrieben. Der 1398 beginnende indische Feldzug Timurs gab vielen der Geschlagnen Gelegenheit, ihre Gebiete wieder zu besetzen; das hatte nach der siegreichen Rückkehr den Mongolen neue Verwüstungen zur Folge.

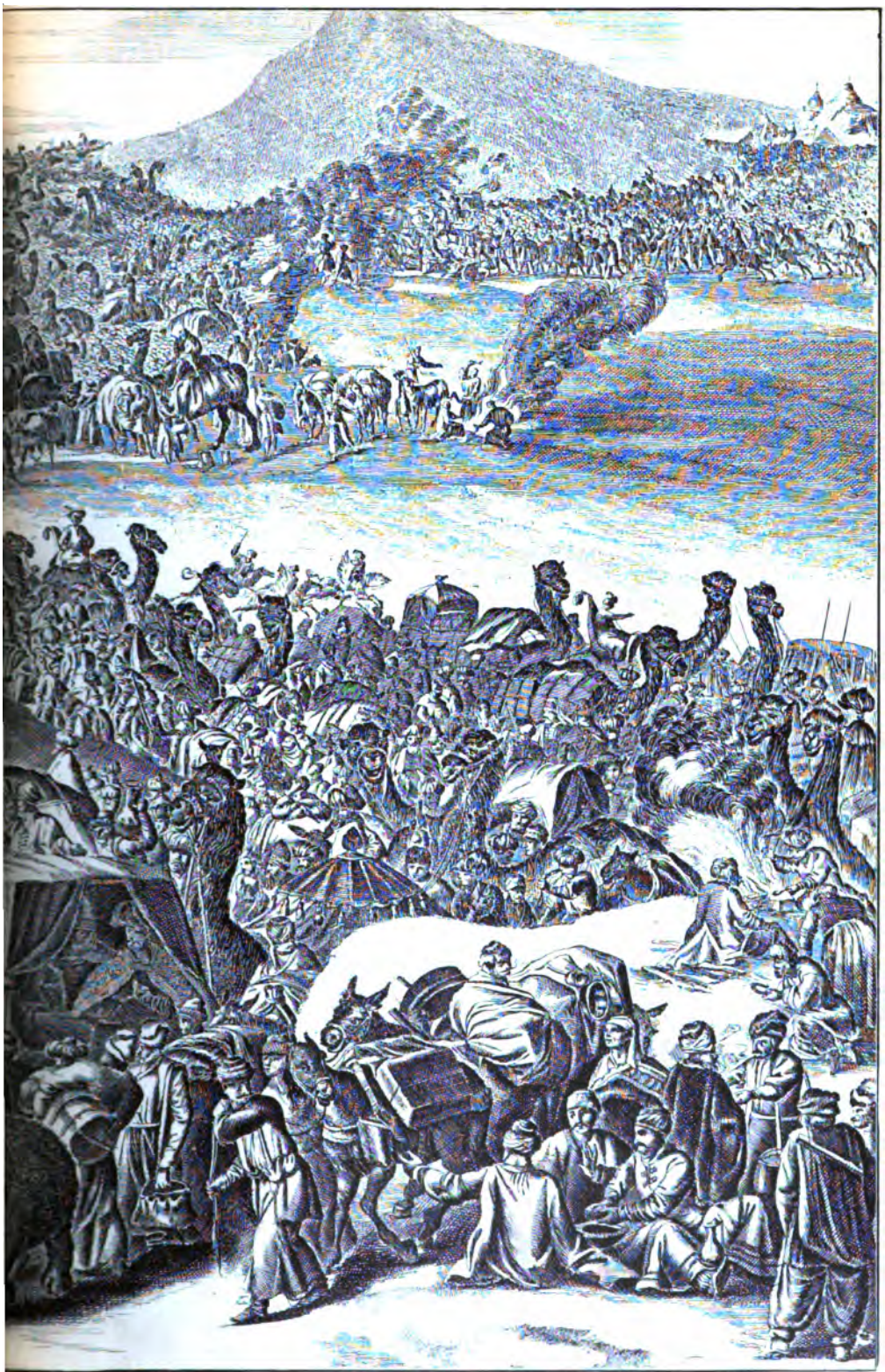
Die Verteidigung des bedrohten Westens fiel den Osmanen und den Ägyptern zu, die sich leider nicht zu gemeinsamem Handeln entschließen konnten. Der Osmanen-Sultan Bayezid II. unterstützte wenigstens die von Timur niedergeworfnen Armenier und Georgier sowohl wie den Ilchan in Bagdad und errichtete sich damit einen Schutzwall, der freilich nach der Rückkehr Timurs beim ersten Anprall zusammenbrach. Der Sultan Berkuk von Ägypten dagegen, der vor Verschwörungen seiner Mameluken fast mehr zu zittern hatte als vor den Mongolen, räumte unter Prahlereien Syrien nach kurzem Kampf und mußte die barbarische Vernichtungswut des mongolischen Heers sich im Blute der Bevölkerung berauschen lassen (1400). Im Jahre 1401 brach dann Timur in Kleinasien ein und brachte Bayezid, der bei dieser Gelegenheit selbst in mongolische Gefangenschaft geriet, eine furchtbare Niederlage bei. Nun wurde auch Kleinasien, das schon durch die Osmanen sehr gelitten hatte, ausgeplündert und ausgemordet; selbst die letzte der reichen Hafenstädte, die noch nicht in türkische Hände gefallen war, Smyrna, ward gänzlich zerstört. Das türkische Reich wurde ein mongolischer Lehnsstaat, ebenso wie Ägypten, dessen Herrscher durch schleunige Demütigung das schon gegen das Nilland erhobne Schwert Timurs sinken ließ.

Der Tod des furchtbaren Eroberers im Jahre 1405 brachte freilich nicht nur das Vordringen der Mongolen ganz zum Stillstand, sondern war auch das Losungswort zum beginnenden Zerfall des Reichs. In Irak setzte sich alsbald der Ilchan Ahmed wieder fest, in Kurdistan der Herrscher der Turkmenen vom Schwarzen Hammel, Kara Yusuf, der auch im Jahre 1411 den Ilchan besiegte, Bagdad nahm und der Herrschaft der alten, von Dschengis-Chan stammenden Mongolendynastie ein Ende machte; die Ägypter stellten ihren Einfluß auf Syrien wieder her, und die Osmanen schüttelten sofort das ihnen auferlegte Joch ab.

c) Der Ausgang der Timur-Zeit.

Nur Persien blieb nach mancherlei Kämpfen im Besitze des Schah Roch, des Nachfolgers Timurs, der während seiner langen Regierung nur mit den in Kurdistan hausenden Turkmenenhorden vom Schwarzen und Weißen Hammel (S. 373) in ernstere, aber für ihn im ganzen erfolgreiche Kämpfe verwickelt war. Die Bemühungen dieses Fürsten, das verwüstete Iran wieder zu heben und die glänzenden Reste iranischen Geisteslebens zu neuer Thätigkeit zu sammeln, wirken wie ein versöhnender Abschluß der grauenvollen Epoche Timurs. Aber wie die wirtschaftliche Kraft des Landes, so war auch die geistige in rettungslosem Niedergang. Fast gleichzeitig mit dem Untergange seiner Beschützer, der iranischen Muzaffariden in Farsistan, war der größte Dichter Persiens, Hafis, in Schiras gestorben; in ihm hatte das dahinsinkende iranische Volkstum noch einmal alle liebenswürdigen Gaben seiner Phantasie, allen Zauber seiner Sprache entfaltet. Der letzte bedeutende Dichter der Perser, der erst nach dem Tode Timurs geborne Dschami, fällt schon in jene Übergangszeit, in der endlich der trockne Geist des Türkenvolks

Der Auszug der Mekka
(Nach ***O. Dapper,*** *Naukeurige Beschry*



ne aus Kairo um 1670.
frikaensche Gewesten; Amsterdam 1671.)

den Sieg davonzutragen begann und die bombastisch-nüchterne Versedrechselei oder der überstiegene poetische Briefstil an die Stelle wahrer Dichtkunst traten.

E. Westasien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Wenn sich in Persien immer noch einige Kräfte regten und in Kleinasien das emporstrebende Osmanenvolk wenigstens kriegerische Tüchtigkeit bewies, so lagen dagegen Syrien und Mesopotamien völlig am Boden — das eine von den Emiren der ägyptischen Mamelukenherrscher kläglich mißregiert, das andere von rohen Horden geplagt, die noch ganz nach alter Weise das Kulturland als ein zur Plünderung bestimmtes Geschenk des Himmels an die Nomaden betrachteten. Diese Turkmenen zerfielen in die zwei Hauptstämme der Kara Koinlo oder Schwarzen Hammel und der Ak Koinlo oder Weißen Hammel (nach ihren ursprünglich wohl totemistischen Feldzeichen so genannt). Sie hatten nach und nach einen großen Teil Armeniens, Kurdistans, Mesopotamiens, Aserbeidschans und Ostkleinasiens in ihre Gewalt gebracht. Alle gesetzlosen und unseßhaften Schwärme Westasiens sammelten sich unter dem Banner der Turkmenenfürsten, nur durch die gemeinsame Hoffnung auf Beute vereinigt, Zerstörung bringend wie Hagelwolken, und ebenso rasch sich wieder zerstreuend. Als Kara Yusuf, der Führer der schwarzen Horden, zum Kriege gegen Schah Roch auszog, strömte ihm ein unzählbares Heer zu, das sich beuteluſtig gegen Persien heranwälzte. Aber auf dem Marsche starb plötzlich Kara Yusuf; noch an demselben Tage war das Heer in alle Winde zerstoben, und nur der Leichnam des Fürsten, nackt ausgeplündert und mit abgeschnittenen Ohren, deren goldene Gehänge die Habsucht gereizt hatten, lag unbestattet auf der zerstampften Erde des verlassenen Zeltlagers. Man konnte es noch für ein Glück ansehen, daß die schwarze Horde bald mit der weißen in tödliche Feindschaft geriet und die wilden Scharen sich gegenseitig aufzureiben begannen; aber ehe das erwünschte Ziel erreicht war, hatten die Verwüstungen einen furchtbaren Umfang angenommen. Die Horde vom Schwarzen Hammel, die sich Mesopotamiens und selbst Bagdads bemächtigt hatte, erlag endlich den Ak Koinlo, die vorübergehend unter Uzun Hasan ihre Säbelherrschaft über den größten Teil Persiens ausbreiteten und die Reste des Timuridenreichs zerstörten (1467). Etwa zwanzig Jahre lang blieb Persien in den Händen Uzun Hasans und seiner Nachfolger, bis dann endlich das iranische Volk nach langer Knechtschaft sich wieder auf sich selbst zu besinnen begann und eine heimische Dynastie zur Macht gelangte.

Angesichts dieser kläglichen Verhältnisse in Persien und Irak und außerdem begünstigt durch den Umstand, daß die osmanischen Sultane ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf Europa richteten, konnte der ägyptische Mamelukenstaat noch längere Zeit seine Großmachtsstellung behaupten. Immer ausschließlicher stützte sich dieses morsche Reich auf das Söldnerwesen und auf den Besitz des indischen Handels, der indessen nicht vernünftig gefördert, sondern nur bis zum Äußersten ausgebeutet wurde. Ihre Blütezeit feierte diese gedankenlose Geldwirtschaft unter dem Sultan Bursbey (1422—38), der nahezu alle wichtigeren Handelszweige zu Monopolen der Regierung zu machen suchte und durch übermäßige Steigerung des Pfefferpreises in ernste Konflikte mit den italienischen Seestädten geriet. Die Stadt Mekka, die damals unter ägyptischem Schutze stand, machte er durch außerordentliche Besteuerung der Pilger zu einer Goldgrube für den Reichsschatz, aber zu einer Hölle für die Wallfahrenden (s. die beigeheftete Tafel „Der Auszug der Mekka-Karawane aus Kairo").

Wenn sich das elend regierte Ägypten durch seinen Handel aufrecht hielt, wenn anderseits im nördlichen Kleinasien das schwache Kaisertum Trapezunt eine zähe Lebenskraft zeigte, nur

weil ein kleiner Teil des asiatischen Handelsverkehrs durch Nordpersien und Armenien seinen Weg an das Schwarze Meer fand, so war wenigstens zu hoffen, daß nach Wiederherstellung leidlich geordneter Zustände auch die altberühmte Handelsstraße vom Persischen Golf über Baßra und Bagdad nach Syrien wieder aufblühen werde, daß alsdann auch Ackerbau und Gewerbe in dem furchtbar mißhandelten Irak sich wieder regen könnten und von diesem natürlichen Mittelpunkt und Herzen Westasiens aus neues Lebensblut sich auch in die übrigen Teile ergießen werde. Wenn etwas sich trotz aller Zerstörungen unter einigermaßen normalen Verhältnissen immer wieder geltend macht, so ist es die natürliche Gunst der Lage. Aber *Bagdads alter Glanz ist nicht wiedergekehrt*. Noch ist die Stadt die größte in dem Sumpflande, das heute wieder wie einst vor dem Beginn altbabylonischer Kulturarbeit zwischen Euphrat und Tigris fieberhauchend liegt; noch fehlt es nicht ganz an rührigen Kaufleuten in ihren Bazaren. Aber keine reichbeladenen Karawanen aus Indien langen mehr an, keine Schiffe bringen die Waren des Sonnenlands nach dem ehemaligen Stapelplatze, keine Handelszüge brechen nach Westen hin auf, die kostbaren Güter den Völkern Europas zu übermitteln. Nur die persische Pilgerkarawane, die alljährlich auf dem Wege nach Mekka bei Bagdad den Tigris kreuzt, bringt Leben und Gewinn in die öden Straßen der Stadt.

Das Unheil, das dem niedergehenden Glücke Westasiens den letzten Todesstoß versetzte, kam diesmal nicht von den bogenspannenden Rennern der Steppe, nicht von den Türken, noch von den Mongolen; die Bewohner Westeuropas, zu kühnen Seeleuten herangewachsen, hatten die *neuen Wege des Welthandels* entdeckt, die nunmehr die alten Straßen Westasiens hoffnungslos veröden ließen. Während die Sultane Ägyptens die erpreßten Zölle in ihren Schatzkammern häuften und durch immer neue Monopole und Steuern die ewig geöffneten Hände ihrer Mameluken mit Gold zu füllen strebten, tasteten sich die Pioniere des portugiesischen Seehandels vorsichtig, aber unermüdlich an der Küste Afrikas hinab, bis endlich die Südspitze gefunden und umfahren war und die Wimpel Vasco da Gamas in den Häfen Indiens wehten. Die kriegerischen Kaufleute Portugals sorgten dafür, daß ihrer Entdeckung das Monopol des Handels als Lohn wurde. Ihre Kriegsschiffe sperrten den Handelsweg durchs Rote Meer im Jahre 1507; bald darauf fiel Ormus, die mächtige Zwischenstation des Seeverkehrs im Persischen Golf, in die Hände des Portugiesen Albuquerque. Zehn Jahre später erlag der ägyptische Mamelukenstaat, seiner künstlichen Stütze beraubt, dem Stoße der Osmanen.

7. Westasien in neuerer Zeit.

A. Die Osmanen unmittelbar nach der Eroberung Konstantinopels.

Das Kriegervolk der *Osmanen* hatte sich nicht sogleich von dem schweren Schlag erholt, den es durch Timur bei Angora erlitten hatte; Thronstreitigkeiten zerrütteten das Reich. Da überdies die Aufmerksamkeit der osmanischen Herrscher vorzüglich auf Europa gerichtet blieb, so vermochten die noch erhalten gebliebenen türkischen Fürstentümer Kleinasiens sich zeitweise fast ganz unabhängig zu machen. Erst Sultan Murad stellte im Jahre 1424 das Ansehen der Osmanen hier wieder her. Übrigens stand damals die kriegerische Tüchtigkeit der Osmanen auf einer hohen Stufe, da als Ergänzung der türkischen Reiterei nach ägyptischem Vorbild aus geraubten oder zwangsweise ausgehobnen Christenkindern, die militärisch erzogen wurden, die stehende Infanterietruppe der *Janitscharen* errichtet worden war. Später wurde diese Truppe eine ebenso große Gefahr für die Sultane wie die Mameluken Ägyptens für die dortigen

Herrscher. Zunächst aber bewährte sie sich durchaus. Eine neue Epoche für das Osmanenreich begann, als mit dem Falle Konstantinopels im Jahre 1453 der letzte Rest des zähen byzantinischen Staats verschwand und das Osmanentum nunmehr das Erbe dieser alten Großmacht und damit auch die Ansprüche weitausgreifender Vorherrschaft übernahm, die der Besitz der Riesenstadt am Bosporus dem Kühnen und Mächtigen verleiht.

Wenn die osmanischen Sultane gelegentlich sogar in Apulien einfielen, weil dieser ehemalige Bestandteil des byzantinischen Reichs ihnen von Rechts wegen gebührte, so war es noch weit natürlicher, daß ihre begehrlichen Blicke sich bald auf die Besitzungen der ägyptischen Mameluken richteten. Zu einem freundlichen Verständnisse zwischen den beiden Staaten war es nicht einmal in den bangen Tagen gekommen, als die Horden Timurs ganz Westasien unterschiedslos bedrohten; nach und nach aber wurde das Verhältnis immer gespannter. Die ägyptischen Sultane erkannten zuweilen wohl, daß die kleinen türkischen Staaten Kleinasiens, die bisher noch von der osmanischen Flut nicht weggespült waren, ihre beste Vormauer gegen die von Norden her drohende Gefahr bildeten. Besonders war es das Reich Karaman im Süden der Halbinsel, um das von Osmanen, Ägyptern und Turkmenen vom Weißen Hammel bald mit hinterlistigen Ränken, bald mit dem Schwerte gekämpft wurde. Als der osmanische Sultan Mohammed im Jahre 1473 endlich den turkmenischen Herrscher Persiens, Uzun Hasan, aus Kleinasien zurückgeschlagen hatte, fiel Karaman den Osmanen zu, da von Ägypten aus nichts zur Rettung des Landes geschah, vielmehr der damalige Sultan Kaitbey mit kurzsichtiger Freude zusah, wie Turkmenen und Osmanen sich gegenseitig befehdeten und schwächten. Auch späterhin wußten die Ägypter sich mit den türkischen Kleinstaaten nicht zu stellen. Als es endlich 1485 zwischen Ägypten und der Pforte zum Kriege kam, bewiesen die ägyptischen Mameluken immerhin, daß sie zu kämpfen verstanden. Dennoch entschloß sich Sultan Kaitbey im Jahre 1491 zum Frieden, da Ägypten trotz seiner glänzenden Einnahmequellen nicht im stande war, die Mittel für den Unterhalt des verwöhnten Heers und für die unverschämten Forderungen der Mameluken aufzubringen. Nach dem Tode des Sultans (1496) hemmten Empörungen und mehrfacher Herrscherwechsel jede Thätigkeit nach außen.

Als endlich in Kanßuweh Alguri wieder ein thatkräftiger Sultan den Thron bestieg (1501), zeigte sich nur zu klar, daß nur durch äußerste Anspannung der Steuerschraube und durch übermäßige Belastung des Handels mit Zöllen die Großmachtstellung nach außen hin behauptet werden konnte. Gerade damals aber begannen die Portugiesen den indisch-ägyptischen Handel rücksichtslos zu zertrümmern. Wenn nicht die plötzliche Ebbe in den Zollkassen den Sultan aufgeschreckt hätte, so würden ihn die Verzweiflungsrufe der gleichfalls bedrohten Venetianer und Genuesen auf das nahende Unheil aufmerksam gemacht haben. Jetzt zeigte sich auch, wie der engherzige Fiskalismus die Machtstellung Ägyptens im Roten und Indischen Meere hatte verfallen lassen; unter den größten Schwierigkeiten mußte eine Kriegsflotte neu geschaffen werden. Als endlich 1508 ein schwaches Geschwader auslaufen konnte, da ward es den Portugiesen nicht schwer, die ungeübten ägyptischen Seeleute mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Ehe aber eine neue Flotte das Kriegsglück noch einmal versuchen konnte, war bereits die Mamelukenherrschaft in Ägypten und Syrien schmählich zusammengebrochen.

Die Osmanen hatten sich in der Zwischenzeit mit dem wieder emporstrebenden Perserreiche gemessen und ihre Ostgrenze gesichert. Daß es nun zu einer Abrechnung mit Ägypten kommen mußte, war nur noch eine Frage der Zeit, da es an Vorwänden angesichts der schwierigen Grenzverhältnisse im südöstlichen Kleinasien nicht fehlte. Die üble Lage der ägyptischen Finanzen

hatte den Sultan Kanßuweh verhindert, sich rechtzeitig mit Persien zu verständigen und überhaupt die nötigen Vorkehrungen gegen die drohende Gefahr zu treffen. Als er endlich sein Heer im Norden Syriens zusammenzog, hatte der Osmanensultan Selim I. bereits eine überlegene Macht an der Grenze versammelt und überschritt, indem er die Ägypter durch Unterhandlungen täuschte, ungehindert die kilikischen Pässe (1516). In der Ebene Dabik nördlich von Haleb kam es dann zum entscheidenden Zusammenstoße, der trotz der Tapferkeit der mamelukischen Kerntruppen für die Ägypter unglücklich endete. Sultan Kanßuweh fiel in der Schlacht; der Rest seines Heers zog sich nach Ägypten zurück. Syrien fiel nun fast widerstandlos in die Hände des osmanischen Herrschers, der stellenweise sogar als Befreier vom Mamelukenjoche stürmisch begrüßt wurde. Im nächsten Jahre wurde dann auch Ägypten erobert und dem mutigen, aber aussichtslosen Widerstande des neugewählten Mamelukensultans Tumanbey bald ein Ende gemacht; Syrien und Ägypten wurden Statthalterschaften des osmanischen Reichs.

Als merkwürdigstes Beutestück führte Selim auch den abbassidischen Schattenkalifen mit nach Konstantinopel, der als letzter einer langen Reihe am Nil ein beschaulich-müßiges Dasein geführt hatte. Die osmanischen Sultane ließen der Posse noch einige Zeit ihren Lauf, bis sie endlich die überflüssig gewordene Einrichtung beseitigten und selbst die Kalifenwürde an sich rissen, was sie mit um so besserem Rechte thun durften, als mit Ägypten auch die heiligen Stätten Arabiens in ihre Macht gefallen waren. In der Hand der gefürchteten Osmanenherrscher gewann das Zepter der Kalifen wieder Ansehen in der islamischen Welt; nur die Perser wußten sich durch den offenen Übertritt zur schiitischen Lehre vor den Folgen des Ereignisses zu schützen.

Syrien hatte durch seinen Übergang in osmanischen Besitz weder gewonnen noch verloren, während Ägypten, dessen durch die verhängnisvolle Wendung des Handels ohnehin geschmälerte Einkünfte nunmehr größtenteils nach Konstantinopel abflossen, immer mehr zu verarmen und zu veröden begann. Das Interesse der osmanischen Herrscher blieb auch in Zukunft auf Europa gerichtet, wo sie in gigantischen Kämpfen zuerst die Hüter der abendländischen Kultur zurückdrängten, um dann selbst in verzweifeltem Ringen den Gegenangriff der christlichen Völker abzuwehren. Auf den Krieg gestellt blieb auch in Zukunft der Sinn der Osmanen. An eine Wiederaufrichtung der elend daniederliegenden Völker ihres ungeheuern Reiches dachten sie kaum; nur in den Künsten des Kriegs lernten sie von den Europäern: z. B. besaßen sie früh schon eine vortreffliche Artillerie. Im übrigen aber hielt sich ihr starrer und trockner Geist mit unzerbrechlicher Zähigkeit an das Altgewohnte und hinderte dort, wo er herrschte, jeden Aufschwung. So blieb das türkische Westasien in dem trostlosen Zustande der Verödung, in den es die Verheerungen Timurs nach so manchen früheren Greueln zuletzt gestürzt hatten. Wo sich wieder etwas Wohlstand zu regen begann, da sorgte das türkische Verwaltungssystem gründlich dafür, daß möglichst bald die alte jammervolle Armut wieder hergestellt wurde. Unbeachtet, vom Welthandel gemieden und unfähig, aus eigner Kraft zu neuem Leben zu erwachen, lagen fortan die osmanischen Gebiete Westasiens in dürftiger, hoffnungsloser Öde da.

B. Persien.

Glücklicher war das Schicksal Persiens, dessen Volk nach allen Schlägen des Schicksals bewies, daß noch genug Lebenskraft in ihm sei, um wenigstens ein nationales Staatsgebäude aufzurichten und zu stützen. Um die neuern Schicksale Persiens zu verstehen, ist ein Rückblick auf jene klägliche Zeit nötig, wo die rohe Turkmenenhorde vom Weißen Hammel den größten Teil Irans, Mesopotamiens und Armeniens unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatte.

In Aserbeidschan, also einem Gebiete, das nebst den benachbarten Ländern am Elbrusgebirge immer am längsten und zähesten seine iranische Eigenart bewahrt hatte, entstand die nationale Dynastie der Sefewiden, die freilich erst durch die Mischung mit türkischem Blut Einfluß und Kraft gewann: das reine Iraniertum mußte eben wohl oder übel mit dem türkischen Elemente rechnen, das unvertilgbar im Herzen Persiens hauste. Zugleich aber handelte es sich, wie das in Persien nun einmal die Regel war, um eine religiöse Bewegung, die aufs engste mit der nationalen zusammenfiel. Die Türken waren fast überall, wo sie in den Lichtkreis der islamischen Weltreligion traten, der orthodoxen oder sunnitischen Richtung der Glaubenslehre zugefallen, deren arabisch-einfacher Geist ihrem nomadischen Sinne besser zusagte als die phantastisch-symbolischen Grübeleien der Schiiten. Alles schiitische Sektenwesen ging dagegen von den Iraniern aus. Die Nachkommen Alis fanden immer gläubige Anhänger in Persien; selbst eine alidische Dynastie hatte sich hier lange in den Bergthälern Tabaristans gehalten.

So konnte Ismail el-Safi, der Stifter der Sefewiden, neben dem nationalen Banner zugleich das der schiitischen Lehre entfalten, ohne doch, da er mütterlicherseits von Uzun Hasan, dem Sultan der Weißen Horde, abstammte, auf die unversöhnliche Feindschaft des Türkentums zu stoßen: seine treuesten Anhänger waren schiitische Türken, die Kisilbaschen. So wurde es Ismail nicht schwer, sich zunächst in Ghilan festzusetzen und in verhältnismäßig kurzer Zeit den Nachkommen Uzun Hasans ihr Erbe zu entreißen, bis sich seine Herrschaft von Armenien und Irak bis nach Transoxanien erstreckte (1507). Die neue persische Großmacht erregte sofort die Eifersucht der Osmanen, um so mehr, als sich nun die schiitische Lehre wieder offen mit dem Iraniertum verband und den sunnitischen Türken auch auf religiösem Gebiete feindlich entgegentrat. Der Osmanensultan Selim zog mit echt türkischer Rücksichtslosigkeit die Konsequenzen der Lage, indem er eine großartige Schiitenverfolgung in seinem Reich anordnete und mit blutiger Härte diese natürlichen Verbündeten der Perser beseitigte. Ismail, der daraufhin in osmanisches Gebiet einfiel, mußte vor dem überlegnen Heere Selims weichen und wurde bei Tebris vollständig geschlagen (1514); der Verlust von Mesopotamien, Kurdistan und Westarmenien war die Folge. Der Sohn Ismails, Thamasp (1524—76), mußte auch Irak und Aserbeidschan an die Osmanen abtreten (1534); erst durch Schah Abbas I. (1586—1629) wurde die persische Grenze wieder nach Westen vorgeschoben (1623).

War das offene Eintreten für die schiitische Lehre auch ein Glück für die Wiederbelebung des iranischen Volkstums, so bildete doch diese Lehre zugleich ein unüberwindliches Hindernis der völligen Einigung. Durch sie wurde die Verschmelzung der türkischen Stämme mit dem arischen Grundstocke der Bevölkerung gehemmt und überdies, was noch viel schlimmer war, ein schroffer Gegensatz zwischen den westlichen und östlichen Iraniern geschaffen, da die Afghanen seit der Ghaznawidenzeit zu fanatischen Sunniten geworden waren und infolgedessen mehr Sympathie für die Türken hatten als für ihre schiitischen Volksgenossen. Das unglückliche Schicksal Irans seit dem Untergange der Sasaniden klingt auch in dieser religiösen Spaltung noch verhängnisvoll nach. Indes mit den Türken wenigstens vermochte das iranische Volkstum fertig zu werden, solange nur frischer Zuzug ausblieb: die Kisilbaschen, die den schiitischen Glauben und die persische Sprache angenommen hatten, sind ein Beispiel der beginnenden Verschmelzung. Freilich betrachteten sich die kisilbaschischen Stämme als die eigentlichen Herren des Landes. Erst Abbas I. gelang es, durch Bildung eines Stammes unbedingter Anhänger und durch Errichtung eines stehenden Heers persischer Infanteristen und Reiter den Einfluß der iranisierten Türken einzudämmen. Jedenfalls haben die Sefewiden das große Verdienst, die Pforte

von Chorasan wieder geschlossen und die unaufhörlichen Vorstöße der uzbekischen Türken gegen das östliche Iran erfolgreich abgewehrt zu haben. Die militärische Wichtigkeit Chorasans hatte auch jetzt wieder die Folge, daß diese Provinz eine sehr selbständige Rolle spielte, wie denn der bedeutendste der Sefewiden, Schah Abbas, dort noch zu Lebzeiten seines Vaters lange Jahre ganz unabhängig regierte, bis ihm endlich auch das übrige Iran zufiel.

Allmählich hob sich in dieser verhältnismäßig glücklichen Zeit der Sefewidenherrschaft das wirtschaftliche Leben Persiens wieder; durch Ansiedelung von Armeniern suchte Schah Abbas auch das Gewerbe neu zu beleben, durch den Bau von Straßen und Brücken den Handel zu fördern. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien hatte die Handelsstellung Persiens aufs tiefste beeinflußt. Als Durchgangsland des indischen Verkehrs kam Iran kaum mehr in Betracht; wohl aber war es nunmehr im stande, von seiner südlichen Küste aus in unmittelbaren Verkehr mit den europäischen Seevölkern zu treten, während im Norden über die Kaukasuspässe und das Kaspische Meer der Handel mit Rußland aufzublühen begann. Die bittere Feindschaft zwischen Persien und dem Osmanenreiche, das sich breit und sperrend im Westen vorlagerte, begünstigte diese Entwicklung. Persien war der natürliche Verbündete der Staaten Europas, die von der Türkengefahr bedroht waren: europäische Sendboten erschienen immer häufiger im Lande; Schah Abbas hatte bereits den Gedanken eines großen Völkerbundes gegen die Türken zu verwirklichen gesucht. Besonders suchten die Engländer bei ihren Bemühungen, den Besitz Indiens und des indischen Handels an sich zu reißen, Hilfe bei den Persern; sie erreichten es auch, daß persische Truppen im Vereine mit einer englischen Flotte das noch immer blühende Ormus den Portugiesen entrissen und in einen Schutthaufen verwandelten, sahen sich aber in ihren Hoffnungen auf eine großartige Entwicklung des persisch-englischen Handels arg enttäuscht. Die von Abbas begründete Hafenstadt Bender Abbas hat nie große Bedeutung erlangt.

Der wichtigste Ausfuhrartikel Persiens war damals die Seide. Aber dieser kostbare Stoff gelangte längst nicht mehr auf der altberühmten hochasiatischen Seidenstraße aus China über Transoxanien nach Iran, sondern wurde im Lande selbst erzeugt, nachdem schon zur Sasanidenzeit die Seidenraupe aus China nach den Oxusländern und bald weiterhin nach Westen gelangt war. Nur vorübergehend hatte indes Persien den Vorrang in der Seidenraupenzucht behauptet; nachdem die Byzantiner erst sich mit der neuen Industrie vertraut gemacht hatten, waren sie bald allen Wettbewerbern überlegen und die griechische Seide die beste. Schon zur Seldschukenzeit hatte Melekschah (1072—92) seiner Tochter Fatimah, die 1077 mit dem Kalifen Moktadi Billah vermählt wurde, als Hauptteil der Aussteuer 900 mit griechischen Seidenstoffen beladene Kamele mitgegeben. Der Untergang des byzantinischen Reichs und Wohlstands machte jetzt die persische Seide wieder zu einem wichtigen Artikel des Welthandels.

Aber indem in Persien die Wunden der jahrhundertelangen Verwüstungen allmählich heilten, wurde das Land auch wieder ein begehrenswertes Ziel nomadischer Raubzüge oder innerer Feinde. Die bittere Erfahrung der Vergangenheit hatte gelehrt, daß Persien angesichts seiner gefährdeten Zwischen- oder Nachbarlage, die in diesem Sinn einigermaßen mit der Deutschlands verglichen werden darf, nur zu gedeihen vermöge, wenn die Wehrkraft des Volks jederzeit bereit ist, die bedrohten Grenzen zu schützen. Schah Abbas hatte den Versuch gemacht, die türkischen Heereseinrichtungen, die damals in der That musterhaft waren, einigermaßen auf Persien zu übertragen und durch Errichtung einer stehenden Infanterie den Kern eines nationalen Heers zu bilden. Seine schlaffen Nachfolger ließen diese ungenügenden Anfänge vollends wieder verkommen, bis dann die Sefewiden ruhmlos dem Angriff neuer Gegner erlagen.

Diese Gegner waren die Afghanen, der östliche, sunnitische Zweig der Iranier. In ihrer günstigen Stellung zwischen Persien und dem mächtigen Reiche der timuridischen Großmoghule in Indien hatten sich die Afghanen eine verhältnismäßige Unabhängigkeit bewahrt, die Perser aber endlich genötigt, ein Heer nach Kandahar zu schicken, um das Ansehen des Schahs wiederherzustellen und die Grenzen gegen Indien zu decken. Das rücksichtslose Auftreten der persischen Truppen trieb die Afghanen zur Empörung. Da sie zugleich als Vertreter der sunnitischen Lehre die Waffen ergriffen, so erhoben sich auf ihr Beispiel hin bald zahlreiche türkische und kurdische Stämme gegen die schiitischen Herrscher Persiens; gleichzeitig brachen die Uzbeken in Chorasan ein. Mahmud, der Führer der Afghanen, drang endlich mit einem kleinen Heere verwegen gegen Ispahan vor, schlug die Perser und bemächtigte sich nach längerer Belagerung der Hauptstadt; Hosain, der letzte selbständige Herrscher aus dem Sefewidenhause, trat nach 32jähriger Regierung seine Würde an Mahmud ab (1722).

Scheinbar war nun das iranische Element zum vollkommnen Siege gelangt und der letzte Rest türkischer Herrschaft abgeschüttelt, den die Sefewiden noch geduldet hatten; aber die religiöse Spaltung hinderte jede aufrichtige Versöhnung zwischen West und Ost. Als Mahmud, der sich anfangs verständig gemäßigt hatte, in seiner gefährdeten Lage zu Ispahan den Kopf verlor und durch sinnlose Metzeleien sowie durch Einreihen raublustiger Kurden in sein schwaches Heer sich zu sichern suchte, da schwand jede Hoffnung auf gedeihliche Folgen der Afghanenherrschaft. Nach außen hin war das Reich schutzlos. Die Russen unter Peter dem Großen besetzten ungehindert die kaukasischen Pässe bei Derbent, und die Türken wurden nur durch den heldenmütigen Widerstand der Bewohner von Tebris von einem Einfall in das Innere Persiens abgehalten; schon war die Teilung von Nord- und Westpersien zwischen Rußland und der Türkei beschlossen. Aber zum Glücke für Aschraf, den Nachfolger Mahmuds, war im türkischen Volk und Heer der Krieg gegen die sunnitischen Afghanen ebensowenig populär wie das Bündnis mit dem christlichen Rußland. Indem Aschraf diese Stimmung geschickt benutzte und nach einem kleinen Sieg über die Türken, den er wie den bei Ispahan hauptsächlich seiner leichten Kamelsartillerie verdankte, die wohlwollendste Mäßigung zeigte, erreichte er einen leidlichen Frieden. Die westlichen Provinzen freilich blieben verloren; der osmanische Sultan mußte als geistliches Oberhaupt der Perser anerkannt werden.

Lange konnte sich die neue afghanische Dynastie nicht halten. Der sefewidische Prinz Thamasp hatte sich nach Masenderan geworfen; seine Truppen schlugen endlich unter der Führung des kisilbaschischen Türken Nadir die Afghanen völlig in die Flucht (1730). Aber nicht der allzu vertrauensselige Sefewide bestieg den Thron Persiens, sondern sein General; ohne Türken konnte nun einmal, wie es schien, Persien nicht mehr bestehen. Der Sieger, der in einigen glücklichen Feldzügen eine bessere Grenze gegen die Osmanen gewann und die Macht der Afghanen vollends niederwarf, hielt es, nachdem er die Sefewiden gänzlich beiseite geschoben hatte (1736), für richtig, auch den schiitischen Glauben abzulegen und sich zur Orthodoxie zu bekennen. Die Unzufriedenheit, die dieser Schritt erregte, wagte sich zunächst nicht hervor; die grausame Energie Nadir Schahs und der Glanz seiner siegreichen Feldzüge gegen die Nachkommen Timurs in Indien ließen allen Widerspruch verstummen. Durch die Besiegung der Afghanen waren die indischen Pässe in die Hand Nadirs gelangt, der diese Gunst der Lage zu nutzen wußte. Das Timuridenreich und sein damaliger Herrscher Mohammed Schah (1719—48) wurden gründlichst ausgeplündert (1738/39), der Indus als künftige Grenze Persiens festgesetzt; mit Beute bis zum Übermaß beladen kehrte das Heer nach der Heimat zurück. Der Millionensegen,

der über Persien hereinströmte und einen allgemeinen Steuererlaß als nächste angenehme Folge hatte, wurde mit Jubel aufgenommen, blieb aber natürlich ohne wirklichen Nutzen. Aber wenigstens erwies sich das von Nadir trefflich disziplinierte Heer auch künftig als brauchbar. Bald zeigte die Demütigung der transoxanischen Uzbeken und Chwaresmier, daß Persien aus eigner Kraft recht wohl im stande war, die Pforte von Chorasan nicht nur zu halten, sondern auch zu siegreichen Ausfällen gegen die Nomaden zu benutzen.

Leider verwandelte sich Nadir, wie so viele seiner Vorgänger im Orient, aus einem klugen und energischen Herrscher nach und nach in einen mißtrauischen, blutdürstigen Tyrannen, den die Sorge um seine Schätze und der Verdacht, daß die schiitische Bevölkerung ihn zu beseitigen wünsche, zu sinnlosen Grausamkeiten hinriß. Daß er auch die übermäßigen Besitztümer der Geistlichkeit einzog, war zwar unklug und einseitig, im ganzen aber wohl eher heilsam als schädlich. Überhaupt sind die Bemühungen Nadirs, die Staatseinkünfte zu vermehren und namentlich den Handel zu beleben, lobenswert, wenn auch oft höchst unpraktisch: z. B. ließ er das Holz zur Erbauung einer Flotte im Persischen Golf vom Elbrusgebirge herbeischaffen. Es zeigt sich in diesen Bestrebungen doch die Erkenntnis dessen, was den wahren Reichtum eines Staats ausmacht, eine Erkenntnis, wie sie den ihre Gold- und Edelsteinschätze hütenden Herrschern des Orients nicht eben häufig kommt.

Nach der Ermordung Nadir Schahs (20. Juni 1747) ging es mit dem Lande wieder abwärts. Ein afghanischer Heerführer machte sich sofort in Kandahar unabhängig und bereitete damit die dauernde Trennung Ostirans von Persien vor, während Persien selbst durch Thronstreitigkeiten zerrüttet wurde und endlich ganz zu zerfallen drohte. Zuletzt hielten sich die Nachkommen Nadirs nur in Chorasan. Die Verwirrung in Persien ließ eine Zeitlang nach, als ein Angehöriger des persischen Nomadenstamms Zend, Kerim Chan, die Oberherrschaft an sich riß und den Ansprüchen des Türkentums entgegentrat (seit 1751).

Nach seinem Tod im Jahre 1779 verfiel das Land abermals völliger Zerrüttung, bis es endlich 1794 Aga Mohammed Chan, dem Führer des schiitischen Türkenstamms der Kadscharen von Masenderan, nach heftigen Kämpfen gelang, eine neue Dynastie zu begründen, deren Nachkommen noch heute auf dem Throne Persiens sitzen. Daß wieder Türken das Reich beherrschten, zeigte sich schon in der Verlegung der Hauptstadt nach Teheran, das den Weidegebieten der Türkenstämme im Nordwesten und Norden näher liegt als Ispahan oder als Schiraz, die Residenz Kerim Chans, der charakteristischerweise die alte Persis zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Nunmehr wurde auch Chorasan, wo die Nachkommen Nadirs zu Meschhed einen kümmerlichen Rest ihrer Macht bewahrt hatten, wieder unterworfen und das unglückliche Georgien, das sich unter den Schutz Rußlands gestellt hatte, gräßlich verwüstet. Ein russisches Heer erschien darauf in Georgien und bedrohte Aserbeidschan; nur der Tod der Kaiserin Katharina, deren Nachfolger Paul die Truppen zurückrief, hinderte für diesmal einen Zusammenstoß, der für Aga Mohammed hätte verhängnisvoll werden können.

In Persien mochte damals eine erste Ahnung dessen auftauchen, was die große, beständig vordringende slawische Macht der Russen für Westasien bedeutete. Einige Jahrhunderte früher hatten noch persische Besatzungen an der Eisernen Pforte von Derbent nach den Staubwolken ausgespäht, die ihnen verkündeten, daß die ruhelosen Nomadenhorden der Steppe wieder einmal zum Angriff auf die blühenden Provinzen Persiens heranrückten; jetzt spiegelte sich die Sonne in den Bajonetten der russischen Bataillone, die unabwendbar wie das Schicksal über den Kamm des Kaukasus vordrangen, denen die Nomadenschwärme der Steppe unterlegen waren wie die

wilden Verteidiger der Zinnen des Gebirges. Zweimal versuchte es in der Folge Persien, die Vertreter der westlichen Kultur und des Christentums wieder über den Kaukasus zurückzuwerfen; aber mit dem traurigsten Mißerfolg: im Frieden vom 24. Oktober 1813 fiel der größte Teil der persischen Kaukasusländer in russische Hände, und nach dem zweiten Kriege mußte im Frieden von Turkmantschai (23. Februar 1828) auch das persische Armenien mit der Hauptstadt Eriwan abgetreten werden. Den weitern Kämpfen Rußlands mit den Kaukasusvölkern hat Persien thatenlos zugesehen. Und nun erschienen im Laufe des 19. Jahrhunderts die russischen Heere auch ostwärts vom Kaspischen Meer und in Transoxanien, dessen Staaten einer nach dem anderen die Überlegenheit der Eroberer anerkennen mußten, bis dann endlich die letzten freien Turkmenenstämme von Achal-tekke und Merw dem russischen Schwert erlagen. Von den Nomadenhorden Hochasiens droht nun keine Gefahr mehr. Die jahrtausendlange Wacht der Iranier gegen Turan ist überflüssig geworden: was jetzt an die Thore Chorasans pocht, ist die Kultur Europas. So ist der alte Zustand fast umgekehrt. Einst blühte in Iran die Gesittung und überwand immer wieder die einbrechenden Barbaren; jetzt liegt Persien in Barbarei versunken, und die große, gefährliche Aufgabe liegt vor ihm, sich mit der europäischen Kultur zu befreunden und abzufinden, ohne gänzlich von ihr verschlungen zu werden.

Die Kadscharen-Fürsten haben sich nicht völlig blind gegen diese Notwendigkeit gezeigt. Mußte doch die Lage ihres Lands sie endlich nötigen, der europäisch-asiatischen Entwicklung gegenüber Stellung zu nehmen, die ihren großartigsten Ausdruck in der wachsenden Eifersucht Rußlands und Englands findet. England hat sich schon früh aus Handelsinteresse bemüht, gute Beziehungen zu Persien zu unterhalten, bis es dann allmählich begann, Iran auch als Flankenschutz seiner indischen Stellung zu würdigen. Aber in dem diplomatischen Kampfe mit Rußland hat sich deutlich gezeigt, daß Englands wirkliche Machtmittel großen kontinentalen Fragen gegenüber versagen, sobald ein zäher Gegner im Besitz einer starken Landmacht den Streit aufnimmt. Alle Bemühungen, den englischen Einfluß in Teheran zur Geltung zu bringen, sind gescheitert. Selbst als sich Persien mit der europäischen Kultur zu befreunden begann, wandten sich die Herrscher nicht an England, sondern an die ungefährlichen Staaten Österreich und Frankreich, um Lehrer und Fachleute zu erhalten. Wie wenig England den Persern traute, bewies der Bruch nach der Besetzung der für Indiens Verteidigung wichtigen Stadt Herat durch persische Truppen, der am 1. November 1856 zu einer förmlichen Kriegserklärung führte. Durch Sperrung des Handels im Persischen Golfe wurde das iranische Reich zum Rückzuge genötigt (1857). Inzwischen aber hat das Vordringen der Russen bis Merw und Pendsch-Deh die Stellung von Herat ohnehin unhaltbar gemacht.

Von den Herrschern Persiens ist nicht viel zu sagen. Aga Mohammed wurde schon im Jahre 1797 ermordet. An seine Stelle trat Fath Ali, der bis 1834 auf dem Throne blieb; in seine Zeit fallen die unglücklichen Kämpfe mit Rußland. Mehmed Schah, der Enkel des vorigen, war ein kränklicher Mann ohne alle Initiative.

Um so wichtiger ist Mehmeds Sohn Nasr ed-din, der ihm im Jahre 1848 folgte, für die neuere Entwicklung Persiens geworden, obwohl ihm wahrhaft große Eigenschaften fehlten und seine vernachlässigte Erziehung immer merklich blieb. Mit Hilfe seines tüchtigen Großwezirs Mirza Taghi überwand der noch sehr junge Fürst die Schwierigkeiten, die bei seinem Regierungsantritt auf ihn einstürmten. Die letzten Nachklänge der Kämpfe um die Pforte von Chorasan fielen noch in die Zeit Nasr ed-dins. Merw wurde auf seinen Befehl erobert, konnte aber nicht gehalten werden; ein Angriff des Chans von Chiwa auf Meschhed endete unerwartet

damit, daß der Anführer einer Schwadron irregulärer persischer Reiter nachts in das Zelt des Chans eindrang und diesen nebst seiner nächsten Umgebung niedersäbelte. Noch zweimal (1860 und 1876) wurden vergebliche Angriffe auf Merw unternommen; dann machte das Vorrücken der Russen in Zentralasien dergleichen Grenzkämpfe unmöglich. Auch nach einer anderen Seite hin mußte Nasr ed-din seine Truppen entsenden. Nichts bezeichnet die ärmliche Stellung Persiens gegenüber dem Handel im Indischen Meere deutlicher, als die Thatsache, daß die Herrscher des arabischen Staats Oman sich an der gegenüberliegenden persischen Küste festgesetzt und selbst den Hafenplatz Bender Abbas an sich gerissen hatten; eine Zeitlang entrichteten sie einen gewissen Tribut dafür, bis sie auch das nicht mehr für nötig fanden. Die Erstürmung der Stadt Bender Abbas durch persische Truppen stellte endlich die Autorität des Schahs wieder her (1855). Ein drohender Krieg mit der Türkei wurde durch eine friedliche Grenzregulierung abgewendet. Groß war das Aufsehen in der westlichen Kulturwelt, als sich Nasr ed-din im Jahre 1873, wie später nochmals 1878, zu einer Studienreise nach Europa entschloß. Die Ergebnisse waren indessen dürftiger, als man erwartet hatte. Der Versuch Englands, mit Hilfe des Finanzmannes Baron Reuter ein persisches Eisenbahnnetz erbauen zu lassen, das natürlich den englischen Interessen dienen sollte, scheiterte gerade nach der Rückkehr des Schahs (Februar 1874). Seitdem hat die Entwicklung des Landes nur sehr langsame Fortschritte gemacht; am wichtigsten ist noch die Neuordnung des Heers durch österreichische Offiziere und die Errichtung zahlreicher Telegraphenlinien. Die letzten Regierungsjahre Nasr ed-dins, der am 1. Mai 1896 dem Dolch eines Fanatikers erlag, verliefen im ganzen ohne wichtigere Ereignisse.

C. Afghanistan.

Viel stärker als Persien war inzwischen Afghanistan, das natürliche Bollwerk Indiens im Westen, in das englisch-russische Ränkespiel hineingezogen worden. Dieses Land mit seinen nach Indien hinabführenden Pässen darf, solange England überhaupt seine indische Stellung zu behaupten sucht, weder in Rußlands Hände fallen, noch auch nur eine entschieden unfreundliche Haltung gegen die englische Regierung einnehmen. Da Afghanistan verhältnismäßig klein und von Indien aus immerhin angreifbar ist, so ist der diplomatische Krieg wiederholt in einen blutigen Waffentanz übergegangen.

Afghanistan hatte sich nach dem Tode Nadir Schahs alsbald wieder von Persien losgerissen; die sunnitischen Ostiranier fühlten sich durch keine innere Gemeinschaft mit den schiitischen Persern verbunden. Aber der neue Staat bewahrte nicht lange seine Einigkeit, so daß die Engländer endlich die gewünschte Gelegenheit fanden, sich in die Thronstreitigkeiten zu mischen, Hilfsgelder zu zahlen und die Afghanen damit zum Bündnis, oder richtiger zur Vasallenschaft zu bewegen. Als 1838 ein Nachkomme des Reichsgründers Ahmed, Schah Sudschah, die bewaffnete Hilfe Englands gegen den Prätendenten Dost Mohammed erbat, schien die Gelegenheit sehr willkommen, auch einmal mit imponierender Truppenmacht im afghanischen Bergland aufzutreten. Im Jahr 1839 drang ein anglo-indisches Heer nach Kabul vor, setzte Schah Sudschah als Herrscher ein und bezog zu seinem Schutz ein befestigtes Lager bei der Königsburg Balahissar. Aber die Engländer sollten hier eine bittere Erfahrung machen, die ihre Grenzpolitik auf lange hinaus bestimmt hat: die Afghanen erhoben sich im November 1841 gegen die verhaßten Fremden, die Pässe wurden von den Bergstämmen gesperrt; und von dem stolzen britischen Heer entkamen kaum einige Hunderte nach dem Industhal. Ein siegreicher Feldzug der Engländer im nächsten Jahre rächte zwar der Form nach diese neue sizilianische Vesper; aber es

wurde fortan davon abgesehen, mit Gewaltmitteln den englischen Einfluß aufrecht zu erhalten. Auch als nach Dost Mohammeds Tode (9. Juni 1863) das von ihm neu geeinigte Reich durch Thronstreitigkeiten zerrüttet wurde, bewahrte die englische Regierung ihre Zurückhaltung; dem endlich siegreichen Schir Ali Chan wurden im März 1869 Hilfsgelder zugesichert.

Nun aber begann das diplomatische Spiel mit Rußland, dessen für England wenig günstige Entwicklung endlich der britischen Friedenspolitik ein Ende machte. Schir Ali selbst, der inzwischen sein Heer nach europäischem Muster organisiert hatte, fühlte bald, daß er sein Dasein durch Anlehnung an eine der beiden asiatisch-europäischen Großmächte sichern müsse; er wandte sich zuerst an England, das ihn aber, getreu seiner bisherigen Politik, auf die bestehenden Verträge mit Rußland verwies, die ja die Unabhängigkeit Afghanistans gewährleisteten. Die Folge war, daß sich Schir Ali nunmehr völlig unter russischen Einfluß stellte. Darauf besetzten die Engländer im Februar 1879 Quetta im südlichen Afghanistan jenseit der Pässe und gewannen, Quetta sogleich durch eine Eisenbahn mit dem Industhale verbindend, eine drohende Flankenstellung. Der Bruch mit Afghanistan vollzog sich bald darauf; England mußte wohl oder übel seinen leichtsinnig verscherzten Einfluß mit den Waffen wieder herstellen. Ende November 1878 erfolgte der Einmarsch und die Besetzung der wichtigsten Punkte des Landes. Da Schir Ali auf der Flucht am 21. Februar zu Mazarascherif gestorben war, schloß sein Sohn Yakub Chan Frieden mit den Engländern (19. Mai 1879). Aber kaum waren die Briten abgezogen, als der englische Resident am 3. September 1879 in Khabul ermordet wurde und ein neuer Feldzug unternommen werden mußte.

Inzwischen war Gladstone in London ans Ruder gekommen, der Vertreter der Enthaltungspolitik. Hatte die konservative Regierung zunächst Afghanistan zu einem Vasallenstaate herabdrücken wollen, hatte sie nach der Ermordung des Residenten die Erwerbung von Kandahar ins Auge gefaßt, so beschloß das liberale Kabinett nunmehr die Räumung des Landes. Weder England noch Rußland mischten sich in die darauf folgenden Thronstreitigkeiten, aus denen endlich am 22. Juli 1880 Abd ur Rahman, ein Enkel Dost Mohammeds, siegreich hervorging. Auch die Politik der englischen Konservativen hat Afghanistan im allgemeinen aus dem Spiele gelassen, vielmehr in der Besetzung des von unabhängigen Stämmen bewohnten Gebirgswalls im Nordwesten Indiens Sicherheit gegen Rußland gesucht. Wie bedenklich selbst diese Politik ist, hat im Jahr 1897 ein furchtbarer, mit Mühe gestillter Aufstand der Grenzvölker, vor allem des Stamms der Afridi am Chaiberpasse, bewiesen. Rußland dagegen steht mit seinen Vorposten an der ganzen Länge der afghanischen Nordgrenze und ist durch die transkaspische Bahn in den Stand gesetzt, außerordentlich rasch Heeresmassen an diese Grenze zu werfen.

D. Armenien.

Viel trauriger als das Schicksal des ostiranischen Pufferstaats Afghanistan ist das des westiranischen Grenzlands Armenien gewesen, ein Schicksal, das schon wegen seiner eigentümlichen Wirkung auf die Bewohner Teilnahme und Aufmerksamkeit verdient. Seit den kurzlebigen Großmachtsbestrebungen des Königs Tigranes (vgl. S. 274 und 294) war Armenien nicht wieder ein völlig unabhängiges und einheitliches Reich geworden. Die gebirgige Beschaffenheit des Landes schützte es wohl einigermaßen vor feindlichen Angriffen, begünstigte aber nur zu sehr den Zerfall in kleine trotzige Lehnsreiche, die mit ihren beständigen Fehden äußeren Feinden immer Gelegenheit boten, sich in die Verhältnisse Armeniens einzumischen. Der Übertritt des Volks zum Christentum und die merkwürdige Treue, womit es am Glauben

festhielt, machte Armenien zu einem Bollwerke des byzantinischen Reichs, damit aber zu einem Lieblingsziel aller Angriffe, die darauf ausgingen, das oströmische Reich und das Christentum zu schwächen. Solange die Byzantiner die Tauruslinie hielten, Armenien und Georgien nur die Flanken zu decken hatten, vermochte sich das damals noch kriegerische Volk Armeniens trotz staatlicher Zerrissenheit erfolgreich zu behaupten. Erst als sich beim Niedergange der abbassidischen Kalifenmacht Türkenschwärme in Aserbeidschan und am unteren Kur niederließen und nicht nur Armenien beständig beunruhigten, sondern auch den Weg hindurch nach Kleinasien eröffneten, nahm das Verderben seinen Lauf. Aserbeidschan wurde jetzt der Lieblingssitz der Nomaden und ihrer Herrscher, Armenien ihr Raub- und Durchzugsgebiet. Auf die Seldschuken folgten die Mongolen Hulagus, auf diese die Schwärme Timurs; später zerrütteten die Kriege zwischen Turkmenen, Osmanen und Persern das unglückliche Land. Armenien war zu einer Hölle geworden, aus der nur die Flucht Rettung zu bringen vermochte.

Schon zur Seldschukenzeit hatte sich eine starke armenische Auswanderung südwärts nach Kilikien ergossen, das nach den Siegen des byzantinischen Kaisers Nikephoros Phokas von der mohammedanischen Bevölkerung geräumt worden war und mit seinen Felsenhöhen und Schluchten dem armenischen Feudaladel willkommene Schlupfwinkel bot. Aber dieses „Kleinarmenien", seit 1080 ein selbständiges Fürstentum (vgl. S. 351), seit 1198 ein Königreich unter christlichen Herrschern, war ja selbst ein Durchgangsland, um dessen Besitz die heftigsten Kämpfe tobten; bald waren es die Byzantiner oder die Kreuzfahrer, bald die Sultane von Ikonion, die Mongolen oder die Ägypter, die hier ihren Einfluß geltend zu machen suchten. Endlich eroberten im Jahre 1350 die ägyptischen Mameluken das Land, das sich zuletzt eng an das christliche Königreich Cypern angeschlossen hatte, und machten dem armenischen Nationalstaat ein Ende. Die Auswanderung aus Großarmenien dauerte auch in der Folgezeit fort, als nach der mongolischen Periode die Turkmenen vom Schwarzen und Weißen Hammel im armenisch-kurdischen Gebirgsland ihre Herrschaft begründeten; an die Stelle der abziehenden Armenier traten Kurden und türkische Stämme. Die persisch-osmanischen Kriege, bei denen immer die christlichen Armenier und Georgier den größten Teil der Kosten trugen, vollendeten das Unheil: kaum eine Million des Volks bewohnt gegenwärtig noch ihr Stammland. Bei weitem die Mehrzahl hat sich über Westasien zerstreut und ist selbst bis ins östliche Europa vorgedrungen.

In der politischen Not hat sich auch der Charakter des armenischen Volks verändert. Einst als tapfer und freiheitsliebend gefürchtet, sind die Armenier jetzt schlaue Geschäftsleute geworden; mit den Waffen der Unterdrückten: Verstellung, List und Trug, kämpfen sie um ihr Dasein. Aber zugleich ist ein Geist der Negation in das Volk gekommen; es ist zu einem Ferment der Zersetzung geworden, das wie ein gefährlicher Schmarotzer zerstörend im Leibe der westasiatischen Herrschervölker haust und seine unvergessenen Schmerzen durch hinterlistigen Angriff zu rächen sucht. So ist das Armeniertum eine willkommne Waffe für jene Mächte geworden, die in der fortschreitenden Auflösung des osmanischen Reichs ihr Ziel erblicken. In Schicksal und Charakter bietet das armenische Volk sonach eine merkwürdige und lehrreiche Parallele zum jüdischen Stamme mit seiner im Laufe der Jahrhunderte erworbnen kaufmännischen List, seiner zersetzenden Negation und Skepsis.

E. Kleinasien.

In Armenien hat die osmanische Regierung den Niedergang des Landes nicht aufzuhalten vermocht und nie auch nur ernstlich den Versuch dazu gemacht. Aber auch für das übrige türkische

Westasien bedeuten die verflossenen vier Jahrhunderte im ganzen eine Periode traurigen Stillstands, wie das freilich bei den Grundsätzen osmanischer Verwaltung nicht wohl anders sein konnte. Am besten sah es immerhin noch in Kleinasien aus. Die alte römisch-byzantinische Kultur war allerdings, von einigen Resten in den Küstenstädten abgesehen, gründlich beseitigt. Dafür hatte sich aber im Innern ein in seinem Kerne gesundes Bauern- und Kriegervolk türkischer Zunge gebildet, das die Urbevölkerung des Landes dank der Jahrhunderte seldschukischer Herrschaft größtenteils in sich aufgenommen hatte. Als „Türken" treten uns fortan die alten Phryger und Kappadokier, Bithynier und Galater entgegen, mag auch der Zusatz türkischen Bluts oft nur äußerst geringfügig sein; aus Kleinasien zieht das Osmanentum bis zum heutigen Tage seine Kraft, hier wird es am längsten dem Rückstoß der europäischen Kultur stand halten.

Der Hauptgrund dieser Erscheinung ist, daß hier das osmanische Volk nicht als bloße aristokratische Schicht die einheimische Bevölkerung überlagert, sondern sich völlig mit ihr verbunden hat, so daß an ein Wegschwemmen dieser Schicht, wie in Serbien oder Griechenland, gar nicht zu denken ist. Wie wenig verhältnismäßig das ritterliche Lehnswesen in Kleinasien entwickelt war, läßt sich schon daraus erkennen, daß aus den von Türken doch nur durchsetzten europäischen Provinzen Morea und Rumelien 80,000, aus dem großen und völlig turkisierten Kleinasien nur 50,000 Lehnsreiter, die Ritterschaft des feudalen Osmanentums, aufgeboten werden konnten. Das Vorherrschen der türkischen Sprache und des Islams bewahrte Kleinasien noch vor mancher anderen traurigen Begleiterscheinung der osmanischen Herrschaft. Die Willkür der Paschas war hier, nebenbei auch wegen der Nähe der Hauptstadt, nicht ganz so unbegrenzt wie etwa in Syrien oder Mesopotamien; die Aushebung der kräftigsten Christenkinder zum Janitscharenkorps, die stellenweise verhängnisvoll gewirkt hat, kam für Kleinasien wenig in Betracht, und die vorwiegend bäuerliche Bevölkerung wurde von der bald beginnenden Entartung der herrschenden Kreise kaum berührt. Die in der Blütezeit des Osmanentums ausgeführten Kulturarbeiten, die freilich wesentlich militärischen Charakter hatten, aber doch, wie z. B. Brücken- und Wegebau, auch dem Allgemeinwohle zu statten kamen, blieben nebenbei nicht ohne Nutzen für den Aufschwung der türkischen Bauern Kleinasiens; der darauf folgende Stillstand und Rückgang vermochte dagegen den im wesentlichen sich selbst genügenden Landgemeinden nicht allzuviel zu schaden.

Ein gefährlicherer Feind sind die Griechen der Küstenländer, die im friedlichen Kampfe die Türken zurückdrängen und das osmanische Kernland mit christlichen Dörfern durchsetzen.

F. Syrien.

Ganz anders war die Lage in Syrien, das durch die Eroberung Selims I. nur auf Augenblicke aus seinem stagnierenden Zustand aufgeschreckt worden war. Eine starke türkische Einwanderung hatte nicht stattgefunden. Den vor dem Eindringen der Osmanen anwesenden Mohammedanern stand eine starke Anzahl Andersgläubiger gegenüber, besonders Christen, die schon deshalb einen für die türkische Herrschaft bedenklichen Teil der Bevölkerung bildeten, weil die christlichen Staaten Europas seit der Zeit der Kreuzzüge ein gewisses Interesse an den syrischen Verhältnissen nahmen und die Schutzherrschaft über die dortigen Glaubensgenossen anstrebten. Weit vom Mittelpunkt entfernt, feindlichen Grenzen benachbart und mit der Hut über unsichere Bewohner der eignen Provinzen vertraut, führten die Statthalter Syriens und Mesopotamiens ein fast unabhängiges Dasein, über dem freilich immer das Damoklesschwert der kaiserlichen Ungnade schwebte. Daß sie auf eigne Faust Kriege führten, war nichts Unerhörtes;

wer von ihnen am Hof in Konstantinopel gute Beziehungen hatte und zur rechten Zeit mit Bestechungssummen zur Hand war, konnte sich lange halten und wurde zuletzt oft aus Gründen der Klugheit geschont. Von unbeschränkter Autorität der Paschas in ihren Bezirken war keine Rede, am wenigsten in Syrien, wo sich weder die Gebirgsvölker des Libanons noch die Araber der Steppe dem türkischen Joche bequemen wollten; außerdem bildete die Eifersucht zwischen den Paschas von Ägypten und Damaskus ein possenhaftes Nachspiel der alten Kämpfe der Ägypter und Westasiaten um den Besitz Syriens.

Eine Zeitlang schien es, als ob der Gebirgsstamm der Drusen ein selbständiges Reich in Nordsyrien gründen wollte. Diese Drusen waren eins jener merkwürdigen Flüchtlingsvölker, wie sie in fast allen Hochgebirgen sich zu bilden pflegen, ursprünglich aber aus einer Kolonie ismaelitischer Auswanderer entstanden, die um 1020 während der Wirren nach dem Tode des Kalifen Hakem in die Schluchten des Libanons zogen und sich dort im Laufe der Zeit durch andere Verfolgte verstärkten. Eine wunderlich entartete Religion, die islamische Nachklänge mit einzelnen Zügen des Christentums und Parsismus mengt, sondert die Drusen von den übrigen Bewohnern des Gebirges, besonders den christlichen Maroniten, die als Nachkommen monotheletischer Flüchtlinge seit noch längerer Zeit die Höhen des Libanon besiedeln. Mit den Resten der Assassinen haben die Drusen übrigens nichts zu thun. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts nahm die Volkszahl und Macht der Drusen in besorgniserregender Weise zu. Nur der Umstand, daß sie ganz nach altarabischem Stil in zwei sich befehdende Stammesgruppen zerfielen, die Jemenen (Jemeniten) und Kasen (Kaisiten), gab den Türken Gelegenheit, ihren Einfluß immer wieder geltend zu machen. Im Jahre 1585 wurde ein osmanisches Heer gegen sie geschickt, das trotz echt türkischer Mordbrennerei nur vorübergehende Erfolge erzielte. Seit 1599 aber trat in der Person Fachr ed-dins ein begabter Führer an die Spitze der Kasen, unterwarf oder vertrieb die Jemenen und faßte an der syrischen Küste Fuß. Diese Thaten erregten Aufsehen im Abendlande, besonders bei Ferdinand I. von Toscana, der ein Bündnis mit dem Drusenfürsten schloß und schon eine große Allianz zwischen dem Papst, Spanien, Toscana und den Drusen zum Zwecke der Wiedereroberung Jerusalems plante; Fachr ed-din kam sogar persönlich nach Florenz (1613); doch die große Idee trat nicht ins Leben. In Wahrheit konnte die drusische Macht nur durch beständige Unterstützung aus Europa und durch Bestechung einflußreicher Personen am Hofe zu Konstantinopel, die dann alle ernsten Unternehmungen zu hintertreiben wußten, aufrecht erhalten werden; als beide Stützen ihren Dienst versagten, brach sie rasch zusammen. Im Jahre 1633 sperrte eine türkische Flotte die Küste, ein Heer drang ins Gebirge ein. Im nächsten Jahre mußte sich Fachr ed-din ergeben; bald darauf (1635) wurde er in Konstantinopel enthauptet.

Neben diesem Versuch einer nationalen Herrschaft können die häufigen Empörungen türkischer Paschas, aus denen die neuere „Geschichte" Syriens hauptsächlich besteht, keinen Anspruch auf Beachtung erheben. Der Vorstoß Napoleons I. aus Ägypten hatte höchstens die Folge, daß die Christen in noch üblere Lage gerieten. Als Mehemed Ali von Ägypten die alten Ansprüche seines Landes auf Syrien vorübergehend zu erneuern vermochte (1833—40), hat der reformlustige Vizekönig nur wenig Gutes und Dauerndes gestiftet. Armselig und kleinlich blieb das Schicksal des einst so blühenden Syriens bis auf die Gegenwart, wenn auch der Aufschwung der europäischen Kultur die Randländer des Mittelmeers beeinflußt und namentlich die wirtschaftliche Hebung Palästinas Fortschritte gemacht hat. Aber an einen nationalen Aufschwung ist nicht zu denken; noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts (Mai—Oktober

1860) richteten die Drusen ein furchtbares Gemetzel unter den Maroniten an und veranlaßten dadurch die Franzosen, durch einen militärischen Spaziergang nach dem Libanon ihre alten Ansprüche auf die Schutzherrschaft über die syrischen Christen zu erneuern (1861). In neuester Zeit ist übrigens der größte Teil der Drusen ostwärts nach dem Hauran ausgewandert und lebt noch unabhängiger von den türkischen Paschas, als vorher.

G. Irak und Arabien.

a) Irak.

Die beiden Länder, die einst die Führung der islamischen Welt in Händen gehabt hatten, Irak und Arabien, waren zu armseliger Nichtigkeit herabgedrückt. Irak war immer eine halb künstliche Schöpfung gewesen: das großartige Kanalsystem wie die alte Handelsstraße von Indien und Persien nach dem Westlande verbürgten der babylonischen Tiefebene einen glänzenden Reichtum und die Vormachtsstellung in Westasien, bis die immer wiederkehrenden Verwüstungen und die verhängnisvolle Wendung des Welthandels aus dem alten Kulturgebiete wieder ein ödes, verpestetes Sumpfland werden ließen, das am wenigsten von allen die türkischen Paschas wieder zu heben verstanden.

b) Arabien.

Arabien war zu der Bedeutungslosigkeit zurückgesunken, die ihm seiner Volkszahl und Kultur nach in Wahrheit zukam. Wohl zogen noch die Pilgerkarawanen nach Mekka und brachten vorübergehend Leben und Reichtum in die Stadt des Propheten. Aber die herrschende Rolle, die Mohammed seinem trotz alledem geliebten Heimatsorte zugedacht hatte, war längst an andere Städte übergegangen: an Damaskus, an Bagdad, zuletzt an Konstantinopel; selbst der Segen des Propheten vermochte nicht die arabische Sandwüste in ein volkreiches Gebiet zu verwandeln oder auch nur die unbedingte Ehrfurcht vor seiner Geburtsstätte aufrecht zu erhalten. Schon in der Kalifenzeit war die Kaaba von Brand und Wurfgeschossen nicht verschont geblieben; die ismaelitischen Karmaten (vgl. S. 338), die im 10. Jahrhundert einen großen Teil Arabiens beherrschten, raubten sogar den heiligen „schwarzen Stein" und störten die Wallfahrten der Pilger. Fortan blieb Arabien lange sich selbst überlassen; sein Zerfall in kleine, sich befehdende Emirate wurde von den Kalifen nicht gehindert. Nur in Mekka und Medina suchten die Abbassiden, die Fatemiden und wer sonst auf die Spitze des islamischen Glaubensreichs Anspruch machte, wenigstens ihren Einfluß zu wahren und die Nennung ihres Namens im Kanzelgebete durchzusetzen. Die Pilgerfahrten (s. die Tafel bei S. 373) nahmen infolgedessen oft den Charakter förmlicher Kriegszüge an. Im Jahre 969 setzten es die ägyptischen Fatemiden durch, daß sie den Ehrenplatz erhielten; ihren Versprechungen und Drohungen kam der Umstand zu Hilfe, daß die Einwohner Mekkas auf die Zufuhr aus Ägypten angewiesen waren.

Nicht lange darauf gelang es einer alidischen Familie, den republikanisch-anarchischen Zuständen in der Wallfahrtsstadt ein Ende zu machen und das Großscherifat von Mekka zu begründen, das fortan als bald mehr, bald weniger selbständige Macht im mittleren Hidschas gebot. Der bedeutendste Großscherif war Qatadah (seit 1200), dessen Nachkommen bis zur Wahhabitenzeit über ihr kleines Reich herrschten. Die verschiedenen Einflüsse kreuzten sich in Mekka auch fernerhin. Selbst vom Jemen aus wurde, sobald dort einmal geordnete Zustände eintraten, regelmäßig der Anspruch auf die Oberherrlichkeit über Mekka erhoben. Als dann die Osmanen Ägypten eroberten, fiel ihnen Mekka ohne weiteres zu, während Jemen mit Waffengewalt

erobert werden mußte; der Streit um die Herrschaft unter den verschiednen Aliden nahm deshalb in der heiligen Stadt kein Ende. Die alte Handelsbedeutung Jemens war, seit die Osmanen dort Fuß gefaßt hatten, vollends gesunken. Dafür entstand am östlichen Vorsprung Arabiens an der alten Handelsstraße von Indien nach Irak das selbständige Sultanat Maskat, das nach Vertreibung der Portugiesen sich zu einer nicht unbeträchtlichen Seemacht entwickelte, an der persischen Küste und endlich in Sansibar Fuß faßte. Die Araber von Oman sind es gewesen, die das Erbe der alten Jemeniten angetreten und der ostafrikanischen Küste einen Anstrich arabischer Kultur gegeben haben.

Aus den mittlern Teilen Arabiens aber, deren Bewohner noch ganz nach alter Beduinenart dahinlebten, brauste um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Sturm hervor, der an die erste kriegerische Periode des Islams erinnert. Die reformierende Sekte der Wahhabiten, von Mohammed abd-el-Wahhab um 1745 gegründet, gab ihren Anschauungen mit Feuer und Schwert den gehörigen Nachdruck und eroberte endlich (1803) auch das schlecht verteidigte Mekka. Die Parallele, die das Auftreten des Reformators zu dem Mohammeds bildet, ist nicht bloß äußerlich: in der wahhabitischen Lehre protestiert das alte, seiner Heimat treu gebliebene Arabertum gegen das Zerrbild des ursprünglichen Glaubens, das allmählich die dem Islam gewonnenen Völker aus dem einfachen Lehrgebäude Mohammeds gemacht hatten, und gegen die Ausartungen des Luxus, die an den vom Pilgergelde gemästeten Bewohnern Mekkas vortrefflich zu studieren waren. Mekka blieb nicht lange in den Händen der Wahhabiten, da der ägyptische Vizekönig Mehemed Ali die Gelegenheit benutzte, Hidschas zu besetzen (1818). Mit dem Scheitern der ehrgeizigen Pläne Mehemed Alis kam Westarabien wieder unmittelbar unter türkische Verwaltung. Auch der Jemen, wo sich die Imam von Sana unabhängig gemacht hatten, wurde im Jahre 1872 von türkischen Truppen aufs neue besetzt.

H. Rückblick.

Es ist das Riesengemälde eines hoffnungslosen Untergangs alter und glänzender Kultur, das Westasien dem Beschauer bietet; eine unermeßliche Arbeit wird nötig sein, das Zerstörte zu erneuern, die verödeten Gefilde wieder wohnbar zu machen und das Volk für geistigen und wirtschaftlichen Aufschwung zu gewinnen. Nur Europa kann hier der Lehrmeister sein und einen Teil der Dankesschuld abtragen für die überreiche Erbschaft, die ihm die alten Völker Westasiens überliefert haben. Daß sich erst jetzt die Blicke der europäischen Kulturvölker Westasien zuzuwenden beginnen, beweist allein schon, wie völlig nichtssagend die Stellung dieses Gebiets den Ländern aktiver Kulturarbeit gegenüber geworden ist, und welches Hindernis gleichzeitig der starrgewordne Islam allen Versuchen entgegenstellt, auch nur die Gestadeländer des Mittelmeers der westlichen Gesittung zurückzugewinnen. Aber der Umschwung hat bereits begonnen. Der Kanal von Suez hat den Welthandel wieder in seine alte Bahn durch das Rote Meer geleitet; und schon sind es europäische Dampfer, die aus Indien und Persien die Pilger nach Mekka bringen. Von unendlich größerer Bedeutung für Westasien aber wird es sein, wenn erst der alte unvergleichliche Handelsweg vom Persischen Golfe nach den Häfen Syriens durch Erbauung einer Bahnlinie neu erschlossen sein und gleichzeitig von Konstantinopel aus durch Kleinasien der Schienenstrang den Euphrat erreicht haben wird. Dann wird ein neues Blatt in der Geschichte Westasiens beginnen; und wie einstmals siegt dann wieder der Ackerbauer über den Nomaden, das Schaffen über die Zerstörung.

III. Afrika.

Von

Dr. Heinrich Schurtz.

1. Afrika als Teil der bewohnten Erde.

A. Vorbemerkungen.

Massig und plump in seinen Formen, mit ungastlichen Küsten, großenteils verbrannt von den Strahlen der tropischen Sonne, lagert sich Afrika den Festländern der Alten Welt an, düster und rätselhaft, wie die Sphinx der ägyptischen Wüste. Und wie das Land, so ist sein Volk. Von den regsamen Rassen Asiens und Europas jahrtausendelang kaum gekannt, durch seine Farbe schon wie ausgestoßen aus der Reihe der edelgebornen Völker, hat es in sich abgeschlossen ungezählte Jahre durchlebt, ohne über die natürlichen Grenzen seines Wohngebiets hinauszuschweifen zu friedlichem Verkehr oder feindlichem Angriff. Selbst die Kultur Ägyptens, des einzigen afrikanischen Lands, das selbstthätig mitgearbeitet hat an dem großen Werke der Entwicklung der Menschheit, verleugnet nicht den starren, verschloßnen Geist der Heimat; sie blühte nicht höher auf damals, als die Schwesterkulturen Asiens und später Europas im Gefolge siegreicher Heere in das Nilthal drangen, sondern sie schwand, zusammenschauernd unter der fremden Berührung, langsam, aber unrettbar dahin.

So ist Afrika der unbekannteste der Erdteile geblieben, lange Zeit unbekannter als das neuentdeckte Amerika oder die unwirtlichen Polarländer. Erst unsre Zeit hat den Bann gebrochen, und ihre spähenden Blicke dringen bis ins innerste Herz des geheimnisvollen Landes. Und nun sehen wir wohl die Stämme, die das neuerschloßne Gebiet bewohnen, sehen ihre Gestalt und ihr Wesen, ihre Sitten und Bräuche; der Kaufmann eilt, ihnen seine Waren für die Schätze des Landes zu bieten, der Pflanzer sucht unter ihnen die Arbeiter für seine Plantagen, Missionare ziehen aus, Jagdgesellschaften vornehmer Müßiggänger schießen das Wild der Steppen ab, afrikanische Fragen beunruhigen die Politik Europas — aber kennen wir in Wahrheit die Völker Afrikas, die uns noch wie traumbefangen, aus tiefem Schlafe geschreckt, entgegenblicken? Immer mächtiger rüttelt sie Europas Kultur aus ihrer Versunkenheit auf, bald werden sie selbst über den neuen Wundern vergessen haben, was sie einst bewegte; wir aber, die wir sie ganz und in ihrer Ursprünglichkeit kennen und verstehen möchten, fragen uns, was vor den Zeiten der Entdeckung, vor allen diesen Störungen und Zerstörungen, die unsre Kultur mit sich bringt, geschehen sein mag, welche bunten Traumbilder vor dem Erwachen ihr Spiel getrieben haben. Denn wenn wir die Geschichte der Rassen Europas dem Wirken am sonnenhellen Tage vergleichen können, dann ist die Geschichte Afrikas nur wie ein dumpfer Traum der Nacht; den Schläfer erfreut oder ängstigt er, daß er sich unruhig auf seinem Lager wälzt; aber die andern kennen ihn nicht, und der Erwachende vergißt ihn bald.

Wer könnte es wagen, gegenwärtig eine wirkliche „Geschichte“ Afrikas im Sinne der zünftigen Wissenschaft zu schreiben? Die Werkzeuge des Historikers zerbrechen an diesem Felsen.

Nur die Kulturvölker Amerikas, Europas und Asiens geben dem Forscher, der sie nach ihrer Vergangenheit fragt, verständliche Auskunft; sie haben Zeugnisse und Chroniken die Fülle, sie haben sich durch die Schrift ein unzerstörbares Gedächtnis geschaffen. Der Afrikaner vermag uns kaum dunkle, zweifelhafte Sagen zu erzählen, und die *Geschichte* in unserm Sinne, die erst mit dem Eingreifen der Europäer beginnt, bleibt ein ärmliches *Bruchstück*.

Dennoch dürfen wir nicht an weitrer Erkenntnis verzweifeln. Das wahre Licht der wirklichen Geschichte wird freilich Afrikas düstere Vorzeit niemals bis in die letzten Winkel erleuchten; aber können wir das auch im Ernste wünschen? Sind wir denn in unsrer Erkenntnis so unendlich gefördert, wenn wir wissen, daß irgend ein Negerstamm mit seltsamem Namen in einem bestimmten Jahr aus seinen Wohnsitzen in ein benachbartes Gebiet zog, daß er in einem andern Jahre zersprengt und vernichtet wurde? Afrika ist ein eintöniges Land, ebenso eintönig wiederholen sich die Lebensschicksale seiner Völker; und es sind nicht diese kleinen Ereignisse, die uns in allen ihren verworrnen Einzelheiten fesseln, sondern die *großen Züge*. Aber gerade darum ist die kurze Strecke geschichtlicher Entwicklung, die wir überblicken können, in Afrika wertvoller als anderwärts; denn sobald wir mit Bewußtsein auf historische Erkenntnis im engern Sinne verzichten und nur die allgemeinen Fragen ins Auge fassen, dann lernen wir aus *einem* Vorgange der afrikanischen Geschichte im Grunde dasselbe, wie aus hundert andern der gleichen Art. Wir müssen die kleinen Ereignisse, die sich vor unsern Augen abspielen, sorgsam beobachten, um mit ihrer Hilfe die großen Schicksale der Vergangenheit zu enträtseln.

Und noch andre Quellen der Erkenntnis schließen sich auf. Die mächtigen Umwälzungen, die sich im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte nach und nach vollziehen, lassen ihre *unvertilgbaren Spuren* zurück, nicht im Gedächtnisse der Menschen, das von keiner schriftlichen Überlieferung gestützt wird, sondern in Sprache und körperlicher Bildung, in der Form der Wohnstätten und Geräte, in Sitte und Brauch der einzelnen Stämme.

Schwer zu lesen ist diese halbverlöschte Schrift der Vorzeit; aber eine jugendliche Wissenschaft, die *Völkerkunde*, tritt hilfreich der Geschichte zur Seite und lehrt uns, auch jenseit der Grenze der festen Jahreszahlen das Wachsen und Vergehen der Völker zu erkennen. Ihr müssen wir uns anvertrauen, wenn wir uns nicht von der Vorzeit Afrikas als von einem völlig unlösbaren Rätsel abwenden wollen. Die Völkerkunde arbeitet mit andern Mitteln als die Geschichte. Wie ein Pfadfinder im Urwalde schreitet sie dahin; aus flüchtigen Fußspuren, achtlos weggeworfnen Resten, abgeknickten Zweigen erkennt sie den Pfad früherer Wanderer. Sie prüft Erde und Luft, sie lauscht aufmerksam der halbverständlichen Antwort eines Kindes, das sie am Wege trifft; Scherben und Schutt, an denen andre unbekümmert vorüberschreiten, reden für sie eine lebendige Sprache.

B. Der afrikanische Boden.

Wir verstehen ein fremdes Volk niemals, solange wir nicht den *Boden* kennen, auf dem es erwachsen ist. Und nicht nur den Boden selbst; von den Nachbargebieten herüber spinnen sich Einflüsse freundlicher und feindlicher Art. Und während die meisten Völker der Erde in beständiger Berührung und fruchtbarem Kulturaustausch mit andern ihre Bahn der Entwicklung verfolgen, dringt zu den vereinsamten Randvölkern der bewohnten Welt nur selten ein verirrter Klang dieses Strebens und Kämpfens hinüber. Die allgemeine Lage eines Lands zu den übrigen ist demnach nicht weniger wichtig, als seine eigne Beschaffenheit und der Himmelsstrich, unter dessen Gunst oder Ungunst sich das Leben der Bewohner entfaltet.

Wie ein schwerfälliger, massiger Keil erscheint Afrika, breit im Norden, nach Süden spitz zulaufend, nicht unähnlich in seinen Umrissen den andern beiden Kontinenten der südlichen Erdhälfte, Südamerika und Australien. Der äußern Plumpheit entspricht die geringe Gliederung des Innern; Afrika ist der einheitlichste, geschlossenste Erdteil. Einheitlich wie das Land, das da vor uns liegt, ist auch die Schar seiner Bewohner: es ist die Heimat der dunkelfarbigen Menschen, wie Europa die der weißen, Asien die der gelben Rasse ist. Indes hat diese Geschlossenheit ihre Grenze. Der Geolog und der Geograph mögen nach ihrer Weise eine Einteilung des riesenhaften Lands versuchen; für den Ethnographen zerfällt es zweifellos in zwei Hauptgebiete, die durch die Art ihrer Bewohner ebenso, wenn auch nur in mäßigem Grade, verschieden sind, wie durch ihre Lage zu den übrigen Teilen der Alten Welt: in die Länder im Norden der Sahara mit Einschluß Ägyptens einerseits, in die südlich von jenem Wüstenstriche gelegne Hauptmasse Afrikas anderseits. Der Süden ist das echte, selbständig entwickelte Afrika, der Norden dagegen das Übergangsgebiet, das zu den Völkern Europas und Asiens hinüberleitet, von ihnen beeinflußt und zum Teil seit alter Zeit kolonisiert ist. Diese Trennung in zwei Teile drängt sich von selbst auf, und es ist vorteilhaft, von vornherein auf sie hinzuweisen; aber die gemeinsamen Züge sind nicht minder kenntlich.

Fast genau in seiner Mitte vom Äquator durchschnitten, mit der größten Masse seines Gebiets zwischen den Wendekreisen liegend, ist Afrika der tropischste Erdteil. Es lohnt wohl, bei dieser Thatsache einen Augenblick zu verweilen; denn sie allein schon bietet uns den Schlüssel zum Verständnisse vieler Eigenschaften der afrikanischen Rasse. Die dunkle Färbung der Haut, die so oft wie ein Kainszeichen gewirkt hat, ist sicher eine Folge des Klimas und der glühenden Sonne, mag auch die Wissenschaft über die Einzelheiten des Vorgangs noch im unklaren sein. Ob der Urmensch dunkle oder helle Hautfarbe besessen hat, ist ja vorläufig ebenfalls eine unlösbare Frage. Das eine aber ist zweifellos: wie die helle Haut des Ariers auf ein Entstehen seiner Rasse in kühlen Gegenden des Erdballs hinweist, so ist die dunkle Farbe des Afrikaners ein Zeugnis dafür, daß sich diese Abart des Menschengeschlechts unter demselben heißen Himmel herausgebildet hat, der sich noch gegenwärtig über ihren Häuptern wölbt. Wo aber die tropische Glut nachläßt, im Norden wie im Süden des Erdteils, da treten auch alsbald hellfarbige Stämme auf den Plan: dort die Berbervölker, hier die Hottentotten mit ihren zwerghaften Verwandten, den Buschmännern. Schon in diesem Sinne rechtfertigt sich die Lostrennung des Nordens vom übrigen Afrika; auch die Südspitze bildet, obwohl wegen ihrer geringen Ausdehnung in weniger auffallender Weise, ein eigentümliches Gebiet.

Afrikas Klima ist im ganzen mehr heiß und trocken als feuchtwarm, wenn auch Ausnahmen von dieser Regel nicht selten sind. Es enthält in seinem nördlichen Teile das größte Wüstengebiet der Erde, das sich als gewaltige Schranke, weit drohender und ungastlicher als das schäumende Mittelmeer, dem tropischen Afrika vorlagert und es vom Kulturbereiche der Alten Welt trennt. Arabien ist nur ein Teil dieser Wüste, ein Anhängsel Afrikas, das durch die wassergefüllte Furche des Roten Meers vom Hauptgebiete getrennt ist. Weiter westlich durchbricht das Nilthal das Wüstenland und bildet gerade im trostlosesten Teil einen schmalen Kulturstreifen, der zugleich ein bequemer Zugang zum Innern Afrikas wäre, wenn nicht der Nil in seinem Mittellaufe von Felswänden so eingedämmt würde, daß der grüne Ufersaum stellenweise völlig verschwindet und der Fluß in Kataraкten und Stromschnellen die Hindernisse überwinden muß. Indessen ist die Wüste selbst kein völlig unüberschreitbares Grenzgebiet. Vielmehr gestattet sie dem wagemutigen Kaufmann den Durchzug an mehreren Stellen; sie ist

gleichzeitig trotz ihrer Öde von Völkern bewohnt, die mächtig auf die Schicksale der benachbarten Kulturländer eingewirkt haben. Die Schicksale des Sudâns vor allen Dingen sind gar nicht zu verstehen ohne die Kenntnis der Sahara und ihrer Völker.

Die Ansicht, die Sahara sei nichts andres als ein ehemaliges Meer, ist unhaltbar geworden; es ist keine ununterbrochne, von Dünensand erfüllte Ebene, die sich südlich vom Ufer des Mittelländischen Meers und vom Atlasgebirge bis zum Senegal, zum Niger und zum Tsadsee erstreckt, sondern ein mannigfaltig geformtes Land, dem nur die Wasserarmut den allgemeinen Charakter der Öde aufdrückt. Aber auch diese ist nicht überall so furchtbar, wie ältere Schilderungen vermuten lassen. In allen Teilen der Wüste scheint gelegentlich Regen zu fallen, und von der Gesamtoberfläche der Sahara mögen etwa 2 Prozent Oasenland und fast 16 Prozent Weide- und Steppenland sein; daher die nomadisierenden Hirtenvölker in Gebieten, die man als ganz unwirtlich verschrieen hatte. Am stärksten ist der Prozentsatz des Kultur- und Weidelands im Westen; nach Osten hin nimmt die Trockenheit zu und infolgedessen die Menschenzahl ab. Ehemals war die Sahara wasserreicher als jetzt. Von den Gebirgen der Wüste wie vom Rande des Atlas her ziehen sich Schluchten herab, die vom Wasser ausgenagt sind, in deren Bette aber kein Tropfen Feuchtigkeit mehr dahinfließt. Diese Flüsse sind aber nur scheinbar völlig vertrocknet; unter den Schichten von Geröll und Sand, vor der glühenden Sonne geschützt, sickert das Wasser dahin und tritt entweder dort, wo es sich aus irgendwelcher Ursache anstaut, ans Tageslicht hervor, oder füllt die Brunnen, die der Mensch in die Sohle des Flußbetts hinabsenkt.

So ist die Sahara trotz ihrer Öde eine Heimstätte wichtiger Völkerschaften, die nicht einer gemeinsamen Rasse angehören, denen aber die Heimat einen unauslöschlichen Stempel der Gleichartigkeit aufgeprägt hat. Der magere, sehnige Körper, die scharfgeschnittnen Züge sind ein Merkmal des hamitischen Tuareg und des semitischen Arabers sowohl wie des negerartigen Tibbu; auch in der ostafrikanischen Steppe finden wir ähnliche Typen wieder. Der Charakter dieser Völker ist ebenso verwandt; es sind unruhige Nomaden, die von der Armut ihres Wohngebiets nicht nur zu Wanderungen, sondern auch zu beständigen Kämpfen um die Weideplätze und die fruchtbaren Gefilde der Oasen gezwungen werden. Arm, kriegerisch und beutegierig, haben sie sich nicht begnügt, die seßhaften Ansiedler der Oasen zu knechten und zu plündern, oder den Kaufleuten aufzulauern, die mit kostbaren Waren ihr Gebiet durchzogen; sie wurden auch den fruchtbaren Grenzländern der Wüste gefährlich. Der Norden mit dem beschneiten Atlas und seinen trotzigen Gebirgsbewohnern hat sie selten gelockt, Ägypten ist zu seinem Glücke durch die Libysche Wüste gedeckt; schutzlos und offen aber liegen die Länder der Neger im Süden. Auf sie sind wieder und immer wieder die Völker der Steppe und Wüste losgebrochen, bis eine Zone der Erobererstaaten und der Völkermischung entstanden war, die wie ein breiter Streifen die Wüste südwärts umrandet. Dieses Gebiet ist der Sudân.

Wie durch die Art seiner Bewohner ist der Sudân auch durch seine geographischen Eigentümlichkeiten in gewissem Grade vom übrigen Afrika geschieden und zerfällt seinerseits wieder in mehrere wenig gleichartige Gebiete; immerhin sind diese Unterschiede nicht allzu beträchtlich, wie ein Blick auf die Geographie und namentlich auf die Orographie von Mittel- und Südafrika bald lehrt.

Die Haupteigentümlichkeit, die dem ganzen Erdteile seinen Charakter verleiht, läßt sich durch eine bloße Zahl verdeutlichen: die mittlere oder Durchschnittshöhe Afrikas übersteigt wahrscheinlich 600 m oder liegt doch in nächster Nähe dieser Zahl. Diese Höhe ist überaus

beträchtlich und übertrifft sogar die Durchschnittshöhe Asiens, dem doch die mächtigsten Gebirge der Welt und ausgedehnte Hochflächen angehören, noch um ein Bedeutendes. Aber das ganze Gewicht dieser Thatsache wird uns erst klar, wenn wir erwägen, daß Afrika sehr arm an eigentlichen Hochgebirgen ist, daß ihm jenes Rückgrat von riesenhaften Bergketten fehlt, das fast allen andern Erdteilen ihren eigentümlichen Zug verleiht; Afrika hat keine Alpen, keine Kordilleren, keinen Himalaya. Nicht einzelne Bergmassen sind es demnach, denen die gewaltige Durchschnittszahl der Höhe zu danken ist, sondern der größte Teil des gesamten Lands bildet eine Hochebene, der nur hier und da einzelne Riesenberge aufgesetzt sind, eine Hochebene, die sich nur stellenweise, namentlich an ihren Rändern, zu wirklichen Gebirgszügen emporwölbt. Der Kern dieser Hochebene liegt südlich von einer Linie, die etwa von Loanda im Süden der Kongomündung bis Massaua läuft; nordwärts ist sie weniger ausgeprägt, durchsetzt von den Becken des Nils, des Kongo und des Niger, so daß es mehr einzelne Gruppen von Hochländern sind, die den afrikanischen Charakter vertreten. Auch in diesem Sinne also bildet der Sudân einen besondern Teil Afrikas.

Die Ungastlichkeit und strenge Abgeschlossenheit des Erdteils ist eine unmittelbare Folge seines Baus. Hinter der hafenarmen, fieberhauchenden Küstenebene türmt sich der Abhang des Hochlands auf, an vielen Stellen schwer überschreitbar für den Einzelnen, geschweige für die Karawanen des Händlers. Die Flüsse und Ströme aber, die anderwärts, besonders in dem seiner Form nach Afrika so ähnlichen Südamerika, breite und sichere Handelsstraßen bis ins Herz des Erdteils eröffnen, nehmen teil an dem spröden und abweisenden Charakter Afrikas. Im Innern zwar bilden sie weitgedehnte Wasserstraßen, die mit der Zeit große Wichtigkeit erlangen werden; aber dort, wo sie vom Rande der Hochebene nach der Küste hinabströmen, stürzen sie in zahlreichen Fällen und reißenden Strudeln bergab und lassen den Schiffer, der in die Mündung der Ströme einfährt, nicht über die Küstenebene hinausbringen. So verhält sich der Sambesi, so vor allem der Kongo, so auch der Nil, der eine Straße vom Mittelmeere bis zu den großen Seen bilden würde, wenn nicht mitten im Laufe die nubischen Katarakte ein unüberschreitbares Hindernis bildeten. Nur der westliche Sudân, dessen weniger ausgesprochner Hochebenencharakter ihn in einen gewissen Gegensatz zu Mittelafrika stellt, unterscheidet sich auch hier zu seinem Vorteile; der Hauptstrom des Gebiets, der Niger mit seinem mächtigen Nebenflusse, dem Binuë, bietet einen ungestörten Zugang bis ziemlich tief ins Innere des Lands, und erst bei Rabba unter 9 Grad nördlicher Breite verbieten Stromschnellen den Dampfern die Weiterfahrt. Der größte Teil des Nigerstroms bleibt freilich auf diese Weise doch von der Küste her unzugänglich, während der Binuë bis zur wirklichen Grenze seiner Schiffbarkeit offen steht.

Die Natur des afrikanischen Lands ist von großer Bedeutung für die Schicksale seiner Völker. Dürfen wir uns auch das Innere des Erdteils nicht als eine einförmige Hochfläche denken, müssen wir vielmehr bei genauerer Betrachtung gestehen, daß Gebirge und Flußläufe, gewaltige Einsenkungen, ausgedehnte Seen und riesenhafte vulkanische Schuttkegel Mannigfaltigkeit genug in das Bild der Landschaft bringen, so läßt doch ein Vergleich mit andern Erdteilen den Mangel an großen Bewegungshindernissen als das eigentlich kennzeichnende Merkmal Afrikas erkennen. Keine langgedehnte Bergkette teilt das Gebiet in scharfgetrennte Provinzen, kein tief einschneidender Meerbusen scheidet die Wohnsitze der Völker. Das aber hat Folgen, die wir auch in andern, ähnlich gestalteten Teilen der bewohnten Erde beobachten können: der Gleichförmigkeit der Landschaft entspricht die Gleichförmigkeit der Bevölkerung. Wie die Hochflächen Asiens von turktatarischen Völkern erfüllt sind, die durch

Gestalt, Sprache und Sitte engste Verwandtschaft miteinander bekunden, so ist die Hochebene Afrikas der Tummelplatz der schwarzen Rasse, die in der Hauptsache nicht nur durch körperliche Merkmale, sondern auch durch die Sprache zu einer wenigstens scheinbaren Einheit verschmolzen ist. Das ist das Ergebnis einer langen Entwicklung. Immer von neuem wirbeln, vom Stoße kriegerischer Stämme aufgescheucht, die Völkermassen durcheinander, wie Staub vor dem Wind, und immer gleichförmiger werden die Schichten, die sich auf den breiten Flächen der Ebene niederschlagen; aber wie sich bei einem Sturme Laub und Spreu, die durch die Luft dahingefegt worden sind, in Winkeln und hinter schützenden Erhöhungen sammeln, so häufen sich die Völkertrümmer an allen den Stellen auf, die Schutz vor Verfolgung gewähren, seien es nun unwegsame Gebirge oder die sumpfigen Ufer und Inseln der Flüsse. So sind im Innern des Erdteils die Stämme der schwarzen Rasse unter sich in *ewiger Bewegung und Mischung* begriffen; die Völker der Ebene aber, die an die Steppen und Wüsten grenzen, erliegen dem Ansturme der Wüstenvölker, und aus dem Gemische der verschiednen Stämme bilden sich Staaten, in denen Herrscher und Besiegte allmählich zu neuen Völkern verschmelzen.

Die Einförmigkeit Afrikas begünstigt nicht nur die Wanderungen der Stämme und ihre Verschmelzung, sie ist auch in andrer Weise dem Entstehen origineller Züge hinderlich. Es ist sehr bedeutsam für die Geschichte des Erdteils, daß alle die Gebiete, in denen einzelne Völkerstämme dem nivellierenden Treiben der Wanderungen und Mischungen entgehen können, so gering an Umfang und so zerstreut sind. Gerade in diesen *abgeschloßnen Gebieten* nämlich entstehen jene eigentümlichen Völker, die sich den natürlichen Bedingungen ihrer Heimat anpassen und auch dann, wenn sie aus ihren zu eng gewordnen Sitzen erobernd hervorgebrochen sind, noch auf lange hinaus ihre besondern Züge und Eigentümlichkeiten bewahren. Es gibt typische Sumpfvölker in Afrika, wie die Denka am obern Nil, und kräftige Gebirgsstämme fehlen weder am Kilimandjaro noch an den Abhängen des Kamerunbergs; aber alle diese Völkchen sind *zu gering* an Zahl, als daß sie einen entscheidenden Einfluß auf die Bewohner der afrikanischen Ebene gewinnen können. Auch die umfangreichen *Inseln* in der Nähe der Küste *fehlen*, die in andern Erdteilen die Wiege so eigenartiger Völker geworden sind, wie der Engländer in Europa, der Japaner in Asien; höchstens Madagaskar ist hier zu nennen. Nur die Söhne der Wüste bilden auch in diesem Sinn eine Ausnahme; mögen sie, wie z. B. die Fulbe, noch so lange in den Sudânstaaten sitzen, sie bewahren doch, falls sie sich nur unvermischt zu erhalten vermögen, jene Merkmale, die ihnen das unruhige Wanderleben in der wasserarmen Steppe aufgeprägt hat: die Magerkeit und Gelenkigkeit der Glieder, die hellere Hautfarbe und den feurigen Blick des Auges. Erst durch die Verschmelzung mit den Negern des Sudâns verschwindet allmählich ein Teil dieser Eigenschaften; und es bildet sich auch hier endlich eine Mischrasse, in der das Negerblut überwiegt.

Um alle diese Verhältnisse zu verstehen, ist ein Blick auf die *einzelnen Landschaften* Afrikas unerläßlich. Der Norden scheidet seiner ethnographischen und geschichtlichen Sonderstellung wegen von vornherein aus (vgl. darüber Band IV, S. 217—252); beginnen wir deshalb mit dem Sudân.

Unter dem *Sudân* verstehen wir im allgemeinen die der Sahara südwärts vorgelagerten Gebiete, also das *Übergangsland*, das die Wüste vom tropischen Mittelafrika trennt, eine Zone der Kultur- und Völkermischung. Eine scharfe Begrenzung des Sudâns ist gerade dieser Verhältnisse wegen nicht möglich; denn wie nach Norden hin der fruchtbare Boden nur nach und nach verarmt und endlich zur Steppe und Wüste wird, so scheidet auch im Süden keine

bestimmte natürliche Grenze das echte Negergebiet von den islamisch beeinflußten Landschaften des Sudâns. Indes gibt es nun einmal in der Natur selten jene scharfgezeichneten Grenzlinien, an die uns unsre politischen Karten gewöhnt haben, und die sich nun auch aufdringlich über das geduldige Kartenbild Afrikas hinziehen; als Ganzes genommen unterscheidet sich der Sudân dennoch durch seine Eigenart von den Gebieten, die ihn im Norden und im Süden umranden. Was die ganze Zone des Sudâns zu einer Einheit verknüpft, sind nicht eigentlich orographische oder hydrographische Eigentümlichkeiten, sondern es sind vor allem klimatische und als Folgeerscheinung ethnographische Züge. Der Sudân ist das Übergangsgebiet von der regenarmen Wüste zum äquatorialen Afrika: statt der doppelten Regenzeit des letztern besitzt er nur eine einfache im Hochsommer und Herbst; zugleich aber ist die Zone des Sudâns der heißeste Teil Afrikas. Wie zwei klimatische Striche hier ineinander übergehen, so auch die Völker, die diesen klimatischen Gebieten angehören, der hellfarbige Hamite und der dunkelhäutige Neger.

Was wir im Sudân in großartiger Weise entwickelt sehen, hat sich an andrer Stelle in Afrika nochmals in verkleinertem Maßstab abgespielt, nämlich im Osten des Erdteils. Die Ostspitze Afrikas ist bis weit hinab nach dem Süden ein Steppenland, das nur durch das abessinische Hochplateau von den Steppen des östlichen Sudâns getrennt ist; die Verwandtschaft der Verhältnisse hat ähnliche ethnographische Mischungen hervorgerufen, wie in den eben geschilderten Gebieten.

Der Osten ist der gebirgigste Teil Afrikas und zugleich sehr reich an großen Wasserflächen. Man unterscheidet ein mittleres Hochland mit gebirgigen Rändern und tiefen Grabensenkungen, in denen sich die Gewässer zu mächtigen Seen ansammeln, und die niedrigere, steppenhafte Hochebene des östlichen Vorsprungs, des Somali- und Gallalands. Weiter im Süden treten die Gebirgsränder des Mittelplateaus so nahe an das Meer, daß nur Raum für eine mehr oder weniger schmale Küstenebene bleibt. Wie das Somaliland, so ist auch die Hochfläche des Innern im ganzen regenarm. Nur da, wo die umrandenden Gebirgsketten sich emporwölben, einzelne Vulkankegel das Hochland überragen oder auch nur die steilen Abfälle der Grabensenkungen die von Osten heranziehenden, mit Feuchtigkeit beladenen Luftströme in ihrem Lauf aufhalten, fällt reichlicherer Regen und entwickelt sich die Pflanzenwelt in tropischer Fülle. So kommt es, daß sich an der Stelle der tiefsten Einbuchtung des Lands gegenüber Sansibar, die am meisten den Einwirkungen von außen ausgesetzt gewesen ist, hinter der Küstenebene fruchtbare Gebirgslandschaften ausdehnen, auf die alsdann ein trostloses Steppengebiet folgt, bis zuletzt in der Gegend der großen Seen die Regenfälle wieder häufiger und regelmäßiger werden und der Ackerbau größere Ausdehnung gewinnt. Der östliche Gebirgsrand, dem in gewissem Sinn auch die vulkanischen Dome des Kenia und Kilimandjaro zuzurechnen sind, ist höher und wichtiger als der westliche; ja im Grund ist das Hochland von Abessinien mit seinen gewaltigen Erhebungen nur der nördliche Ausläufer dieses Höhenzugs, in dem Elisée Reclus eine schwache Analogie zu den Hochgebirgen der andern Weltteile, den Alpen oder den Kordilleren, sieht.

Bei der Betrachtung des Sudâns stellt es sich heraus, daß wir das atlantische Küstenland südwärts vom Senegal nicht jener großen Zone der Völkermischung und islamischen Staatenbildung zurechnen dürfen, die wir als Sudân zusammenzufassen pflegen, sondern daß hier ein Gebiet vor uns liegt, dessen Bevölkerung sich durch seine anthropologischen und Kulturmerkmale als echt nigritisch bekundet.

Im nördlichsten Teile dieses Gebiets, in Senegambien, liegen die Verhältnisse insofern am eigenartigsten, als Senegambien unmittelbar an die Wüste grenzt und daher in gewissem Sinne den Einflüssen, denen der Sudân seine ethnographischen Zustände verdankt, ebenfalls

unterliegt; es läßt sich deshalb darüber streiten, ob das Land nicht besser mit zum Sudân zu rechnen sei. Die zweite Besonderheit Senegambiens ist, daß zwei bedeutende Flüsse, der Senegal und der Gambia, das Land bis weit ins Innere zugänglich machen und ihm den Charakter starrer Verschlossenheit nehmen, der sonst dem größten Teile der Guineaküste eigen ist.

Die Nordgrenze des Gebiets wird durch den Unterlauf des Senegal und durch die Ränder der westsaharischen Hochebene gebildet; eine bestimmte Südgrenze läßt sich schwer ziehen. Die Ursache, daß wir in Senegambien ein so weit nach Norden vorgeschobnes, verhältnismäßig gut bewässertes Land hart an die Wüste grenzen sehen, ist das Gebirgsland von Futa-Djallon, das die Feuchtigkeit der Küstenwinde sammelt und in Gestalt zahlreicher Flüsse teils nach der Küste, teils zum Niger entsendet. Es ist das umfangreichste jener emporgewölbten, von Schluchten und Thälern zerrißnen Randgebiete der afrikanischen Hochebene, die den Sudân in hydrographischer wie in ethnographischer Beziehung von Guinea trennen; als solches setzt es sich, in großem Bogen der Küste folgend, unter andern Namen südwärts und ostwärts bis an den Niger fort.

Das Küstenland zwischen Senegal und Gambia gehört ursprünglich dem Dünengebiet am Südrande der Sahara an, ist aber durch die Anschwemmungen der Flüsse zu einer umfangreichen Ebene erweitert. Weiter im Süden tritt das Bergland näher ans Meer; und die Küstenebene, die sich bereits im südlichen Senegambien beträchtlich verschmälert, wird im Gebiet von Sierra Leone noch unbedeutender. Diese Ebene aber ist ganz anders gebaut als die von einförmigen Dünenzügen begrenzte im Norden: zahlreiche Flüsse münden in breiten Ästuarien, sumpfige Halbinseln und Inseln lagern sich vor; und zur Ebbezeit tauchen Bänke und Landstreifen auf, um bald darauf wieder von der aufsteigenden Flut überspült zu werden. Das ist so recht ein Gebiet für zersprengte und verfolgte Völkertrümmer — hier endet der Einfluß des Sudâns vollständig.

An der Pfefferküste läßt die übermäßige Zerrissenheit der Küste nach; die Strandebene selbst ist nicht breit, da Ausläufer des Hochlands sich bis nahe zum Meere hinziehen. Bald aber beginnt nun eine Küstenbildung, die für Guinea bis zur Bai von Biafra charakteristisch bleibt, nämlich die Lagunenküste. Statt der mächtigen trichterförmigen Flußmündungen und der vorgelagerten Inseln sehen wir einen sandigen, meist schnurgerade sich hinziehenden Landstreifen, gegen den die Brandung des Atlantischen Ozeans donnert, und der nur an wenigen Stellen unterbrochen scheint. Fahren wir aber in eine dieser Lücken ein, dann gelangen wir nicht in die Mündung eines Flusses, sondern auf eine mehr oder weniger breite Wasserfläche, die sich weithin hinter dem Küstensaume hinzieht; darein ergießen sich auch die Flüsse, die aus dem binnenwärts gelegenen Hochlande herabströmen. Nur stellenweise, namentlich in einem großen Teile der Goldküste, verschwindet diese Art der Uferbildung, und das Hügelland tritt bis ans Meer.

An der Bucht von Biafra endet die Lagunenküste, und an ihre Stelle tritt das mächtige, von zahllosen Flußarmen durchzogne, sumpfige Delta, das der Niger in das Meer hinausgebaut hat, und weiterhin, während die Küste sich südwärts wendet, ein Gebiet breiter und flacher Flußmündungen, das Land der „Ölflüsse". Genau dort aber, wo die Umbiegung der Küste stattfindet, zwischen der Mündung des Kalabar und dem Ästuarium der Kamerunflüsse, steigt eine gewaltige, vulkanische Bergmasse auf, das Gebirge von Kamerun, das sich im Clarence Pik der gegenüberliegenden Insel Fernando Po fortsetzt. Weiter im Hinterland erhebt sich auch hier stufenweise die Schwelle der innerafrikanischen Hochebene, die hier und weiter südwärts die feuchten Westwinde auffängt und so eine breite, fast undurchdringliche Zone des üppigsten Urwalds entstehen läßt, in dessen Dickicht selbst Reste der scheuen Zwergvölker eine Zuflucht gefunden haben. So beschaffen ist das Küstenland bis nahezu hinab zur Mündung des Kongo.

Jenseit der Kongomündung beginnt die Vegetation der Küste bereits zu verarmen, um endlich beim Übergang in die Steppengebiete Südafrikas fast ganz zu verschwinden. Die Grundzüge des Aufbaus der Küste, hinter der sich stufenweise das Hochland erhebt, bleiben aber doch dieselben wie in Oberguinea, nur daß die Küstenebene im Lande südlich vom Kongo bedeutend schmäler ist als in der Regel im Norden. Selbst in ethnographischer Hinsicht ist die Verwandtschaft der beiden Gebiete auffallend groß; denn auch die südlichen Küstenstrecken heben sich von ihrem Hinterlande verhältnismäßig scharf ab, obwohl echte Neger das Meeresufer so gut wie das Innere besiedeln. Auch sonst fehlt es nicht an merkwürdigen Ähnlichkeiten zwischen den beiden Teilen Guineas.

An der Küste Niederguineas mündet ein gewaltiger Strom, der selbst großen Seeschiffen die Einfahrt gestattet, der Kongo. Aber bald sieht sich der Schiffer, der auf ihm tief ins Innre zu dringen hofft, durch unübersteigliche Hindernisse aufgehalten: durch eine Reihe von Stromschnellen und Katarakten, in denen sich das mächtige Gewässer über die Stufen des innern Hochlands herabstürzt. Lange Zeit kannte man nichts mehr von dem Riesenstrom als die kurze fahrbare Strecke in der Flußebene, bis die Expedition Stanleys zum ersten Male das ungeheure Stromgebiet des Kongo mit seiner Menge schiffbarer Zuflüsse der Kenntnis Europas erschloß.

Ungefähr dort, wo der östliche Quellfluß des Kongo, der Luapula, den Äquator zum ersten Male kreuzt, stürzt er in einer Anzahl von Katarakten, den Stanley-Fällen, über eine Stufe des mittelafrikanischen Hochlands herab. Nun beginnt der schiffbare Mittellauf des Kongo, der in einem riesigen Bogen weit nordwärts über den Äquator hinausgreift, um sich dann wieder nach Südwesten zu wenden und endlich über die schon erwähnten untern Fälle in seinen kurzen Unterlauf einzutreten. Auf seinem mittlern Laufe durchzieht der breite, inselreiche Strom das ungeheure Waldland Innerafrikas, das sich ungefähr von der Mündung des Ubangi in den Kongo bis nahe an die westlichen Quellseen des Nils erstreckt. Dies waldreiche Kongobecken ist das eigentliche Herz Afrikas. Hier hausten bis vor kurzem seine Völker fast ungestört von äußern Einflüssen; hier haben sich die merkwürdigen Zwergstämme am zahlreichsten erhalten. Auf seinem Laufe durch dies Gebiet nimmt der Kongo zahlreiche Nebenflüsse auf, wie den Aruwimi und Rubi von rechts, den Lomami von links. Zu seinen mächtigsten Zuflüssen aber steht der Kongo in einem eigentümlichen Verhältnisse, das dem ganzen Gebiete einen besondern Charakter verleiht: diese Nebenströme fließen in ihrem Unterlaufe dem Hauptstrome nahezu parallel, nehmen alle seitlich herankommenden Gewässer auf und führen sie erst dann gesammelt dem Kongo selbst zu. So verhält sich im Norden der Ubangi, so im Süden der Tschuapa und der Lulongo, vor allem aber der Kassai, der mit seinen zahlreichen Nebenflüssen fast das ganze südliche Kongobecken entwässert. Vielleicht nennt man den Gesamtstrom richtiger nach dem mächtigsten der sich mit dem Kassai vereinenden Flüsse Sankurru. Sein westlichster Zufluß, der Kuango, war lange Zeit der einzige, von dem man an der Küste einige Kunde hatte, so daß auf ältern Karten der wirkliche Kongo gegen diesen verhältnismäßig kleinen Nebenfluß ganz zurücktritt.

Das Quellgebiet des Kassai und seiner südlichen Zuflüsse gehört nicht mehr der innerafrikanischen Waldregion an; vielmehr beginnt hier bereits ein von Waldbeständen unterbrochnes Savannengebiet, das nach und nach in die südafrikanische Steppe übergeht. Hat somit dieser südlichste Teil des Kongobeckens geographisch eine gewisse Verwandtschaft mit dem Sudân, so ähnelt er auch völkerkundlich teilweise der Randzone der Sahara. Während im Innern des Kongobeckens von größern Staatsverbänden keine Rede ist, finden wir hier bedeutende Staaten, wie das altberühmte Reich Lunda und andre östlich und südlich davon.

Als ein Übergangsland vom tropischen Wasserreichtume zu südafrikanischer Dürre ist das Sambesibecken zu betrachten, dessen seßhafte Völker beständig der Einwirkung der südafrikanischen Hirtenstämme unterliegen. Der Sambesi entspringt auf der hügeligen Hochebene, die das Hinterland der Küste von Benguella bildet. Bei seinem Herabsteigen aus dem Hochlande der Westküste in das tiefer eingesenkte Innere und bei seinem Übertritt in das Tiefland, das sich zwischen die ostafrikanische und die südafrikanische Hochfläche einschiebt, bildet er zahlreiche Wasserfälle und Stromschnellen, unter denen die Victoria-Fälle die bedeutendsten Afrikas sind. Diese Unterbrechungen haben es verschuldet, daß er für die Verbindung der Völker keine Wichtigkeit erlangen konnte. Viel bedeutsamer tritt der Sambesi als Völkergrenze hervor, als ein schützender Graben, hinter dem die ansässigen Stämme vor den Angriffen der kriegerischen Hirtenvölker des Südens eine vorübergehende Zuflucht finden. Dauernden Widerstand vermag dieses Hindernis freilich nicht zu leisten.

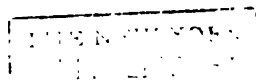
So haben wir in Südafrika eine neue Zone der ethnologischen Erschütterungen vor uns, die ebenso wie die Sahara einen mächtigen Einfluß nicht nur auf die Nachbargebiete, sondern bis weit hinein ins Innere des Erdteils unmittelbar oder mittelbar ausübt. Aber sowenig wie die Sahara das einförmige Sandgebiet ist, als das man sie sich früher vorgestellt hat, ebenso falsch wäre es, sich ganz Südafrika als ödes Steppenland zu denken oder in ihm ein Gegenstück der nordafrikanischen Wüste zu sehen.

An den großen, einfachen Zügen, die den Bau Afrikas charakterisieren, nimmt auch die Südspitze des Erdteils vollkommen teil. Als Ganzes betrachtet ist Südafrika eine Hochebene, deren Ränder sich zu Gebirgen emporwölben und teils ziemlich nahe an die Küste treten, teils einer mehr oder weniger breiten Strandebene Raum lassen. Diese Gebirge sind an der Ostseite höher und massiger entwickelt als an der Westseite. Das hat zur Folge, daß der Osten, der überdies durch die herrschenden Windrichtungen begünstigt wird, über einen weit größern Wasserreichtum verfügt als der Westen; der letztere hat, von der südlichsten Region abgesehen, nur periodische Flüsse: der Oranjefluß mündet zwar an der Westküste, entspringt aber nebst allen seinen Zuflüssen im Gebirgslande des Ostens. Am wenigsten vom Regen befeuchtet und deshalb am ödesten und trostlosesten ist das Innere, die Kalaharisteppe.

Der Eigenart dieser verschiednen Gebiete Südafrikas entspricht das Wesen und der Charakter seiner Bewohner: unstete Buschvölker in der Mitte, westlich Hirtenstämme von verhältnismäßig geringer Menschenzahl, im Osten die kriegerischen und zahlreichen Kaffern, halb Viehzüchter, halb Ackerbauer, das wichtigste einheimische Volk Südafrikas. Die Südspitze endlich war das Gebiet eines Stamms, der nicht zur schwarzen Rasse zählte: der Hottentotten, die wie von mächtigen Völkerwellen hinweggespült hier im äußersten, entlegensten Winkel des Festlands eine Heimat gefunden hatten.

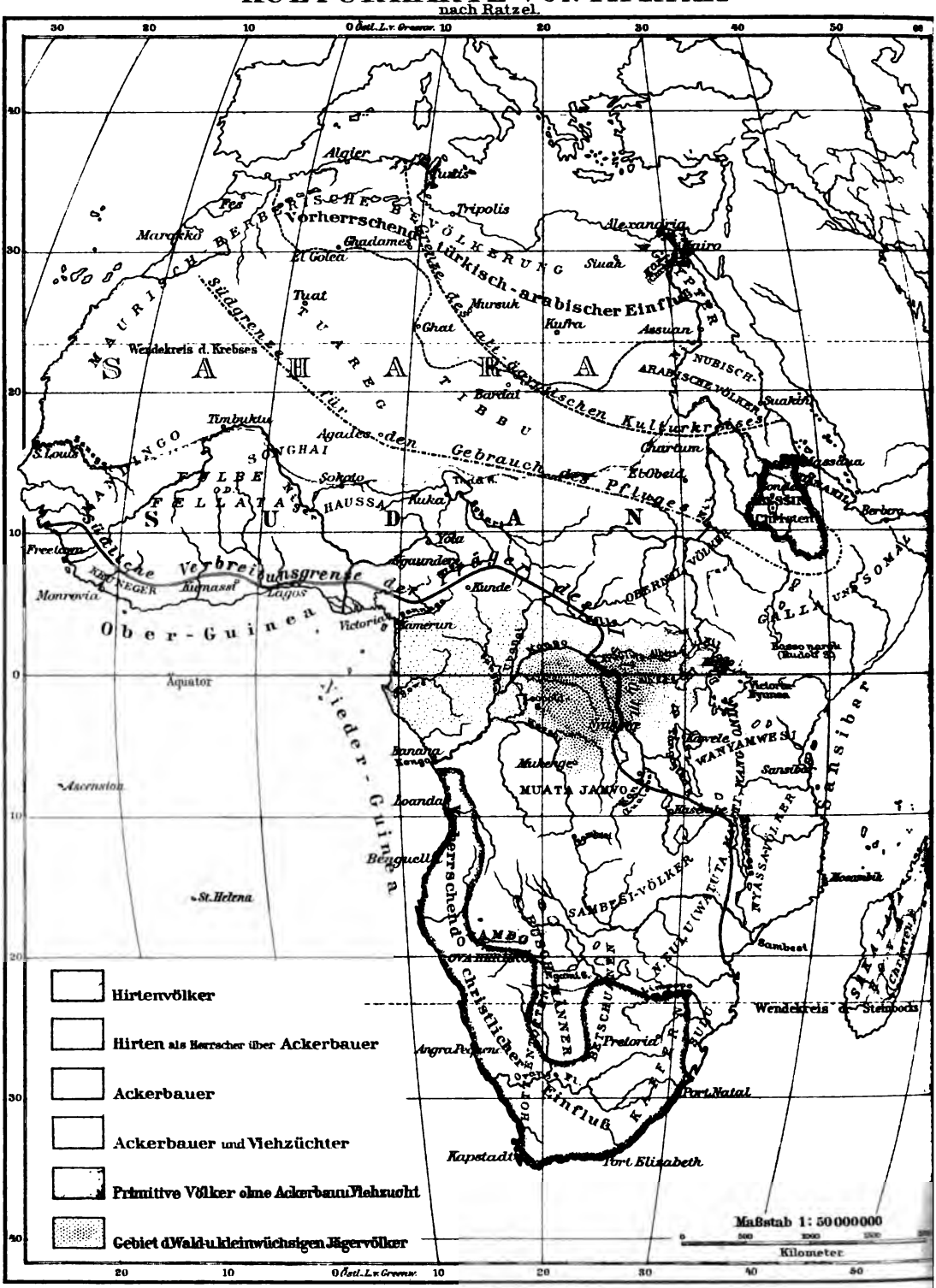
Im Nordosten treten die Randgebirge so weit von der Küste zurück, daß eine breite Tiefebene Raum findet, in der der Hauptfluß des südöstlichen Afrika, der Limpopo, und weiter nördlich der Sambesi mündet; hier nähert sich die Natur des Lands und seiner Bewohner am meisten jener der tropischen Gebiete.

So haben wir innerhalb Afrikas drei Hauptzonen zu unterscheiden: ein mächtiges Steppen- und Wüstenland im Norden, ein kleineres Steppengebiet im Süden und zwischen beiden das tropische Mittelafrika mit seinen Riesenströmen und Wäldern. Diesen drei Hauptzonen entsprechen die drei großen Völkergruppen Afrikas: die hellen Völker im Norden, die gelben Hottentotten und Buschmänner im Süden, und im Kern des Erdteils der schwarze nigritische



KULTURKARTE VON AFRIKA

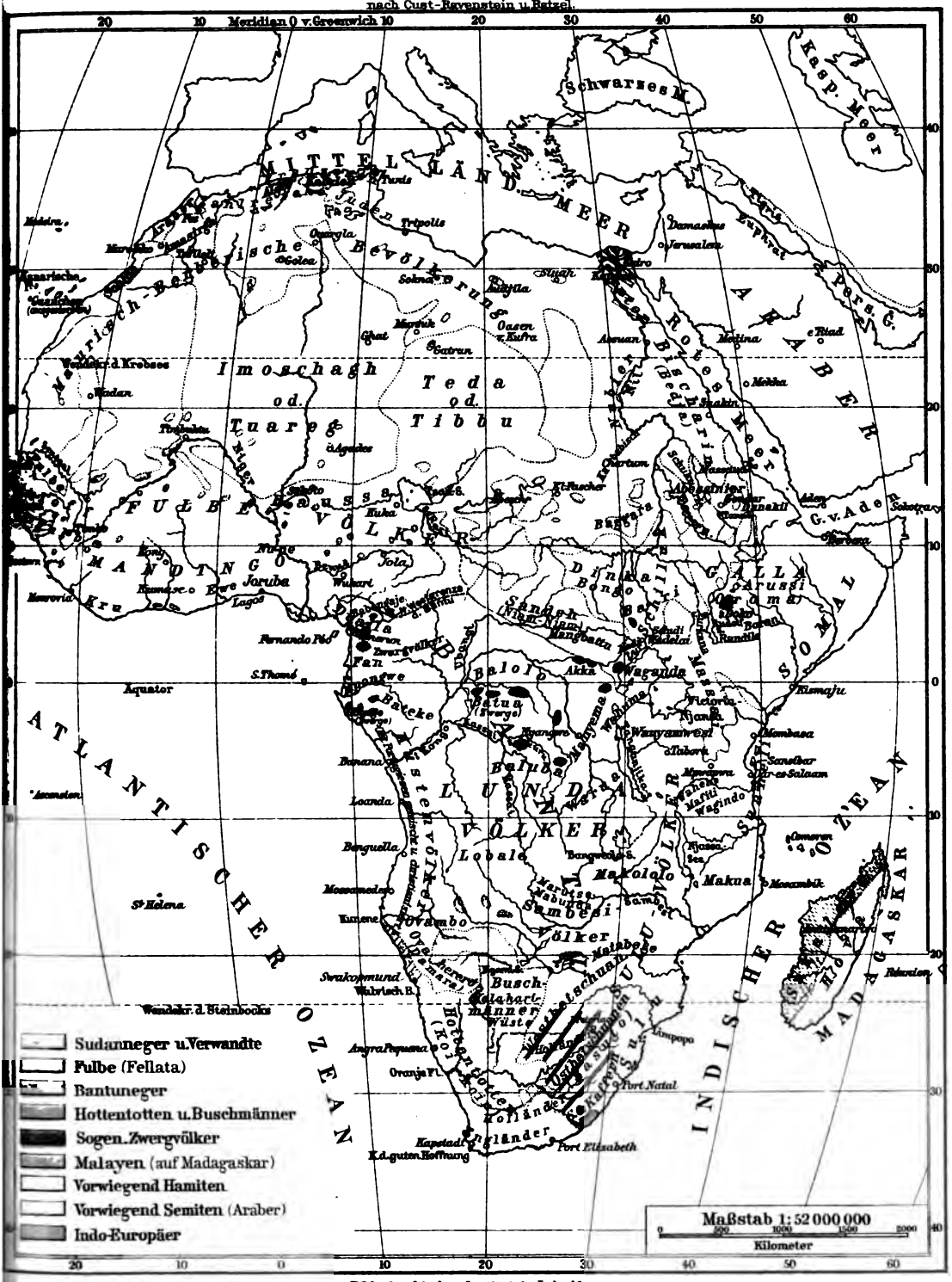
nach Ratzel.



Bibliographisches Institut in Leipzig

VÖLKERKARTE VON AFRIKA

nach Cust-Ravenstein u. Batzel.



Bibliographisches Institut in Leipzig.

Menschenschlag. Alle drei Gruppen haben sich den Eigenheiten ihres Gebiets angepaßt (s. die beigeheftete Doppelkarte „Kulturkarte von Afrika. Völkerkarte von Afrika"). Sie sind innig verwachsen mit dem Boden der Heimat; ein Teil ihrer dunkeln Vorgeschichte entschleiert uns von selbst seine Geheimnisse, wenn wir die Eigenart des Landes verstehen lernen.

C. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Pflanzen- und der Tierwelt Afrikas.

Aber nicht nur mit dem Boden und Klima haben sich die Stämme Afrikas abfinden müssen. Lange ehe der Mensch als Herrscher unter die Geschöpfe der Erde trat, bedeckten grünende Pflanzen das Land, und die unzählbaren Geschlechter der Tierwelt freuten sich ihres Daseins. Der Botaniker und der Zoolog mögen nach ihrer Weise die Pflanzen- und Tierwelt in übersichtliche Gruppen ordnen und ihr Vorkommen schildern; der Völkerkundige wird dagegen in ganz anderm Sinn eine Einteilung versuchen und dabei am besten dem Vorgange Friedrich Ratzels folgen, der in seiner „Anthropogeographie" zum ersten Male mit Entschiedenheit den kulturgeschichtlichen Standpunkt betont hat. Er unterscheidet unter den Einflüssen, die Pflanzen und Tiere auf den Menschen ausüben, Massenwirkungen und Einzelwirkungen. Massenwirkungen entstehen dann, wenn die Lebewelt als Teil der Erdoberfläche hemmend oder fördernd die Bewegungen und das ganze Dasein des Menschen beeinflußt, also in der Form von Wäldern oder Wiesen, Korallenbänken und dergleichen. Die Einzelwirkungen zerfallen wieder in solche konkurrierender Natur, wie sie durch Raubtiere und schädliche Pflanzen ausgeübt werden, und in solche unterstützender Natur; zu der zweiten Gruppe wäre jede Förderung zu rechnen, die der Mensch durch Benutzung der Haus- und Jagdtiere, der Nähr- und Gespinstpflanzen erfährt. Ratzels Einteilung bedarf für unsere Zwecke einer Erweiterung: nicht nur unmittelbaren Nutzen vermag der Mensch aus Pflanzen- und Tierwelt zu ziehen, sondern auch mittelbaren insofern, als er das Gewonnene, das für ihn zwecklos oder wenigstens teilweise überflüssig ist, an andre verhandelt; ein solches Erzeugnis ist in Afrika das Elfenbein (vgl. S. 404). Damit kommen wir auf Handel und Verkehr, die freilich außer Erzeugnissen der Tier- und Pflanzenwelt auch andre Waren umsetzen, besonders die edelste, für Afrika so verhängnisvolle Handelsware, den Menschen selbst (vgl. S. 407).

a) Die Pflanzendecke im allgemeinen.

Pflanzenlos sind zunächst die Hochgipfel einiger Berge, dann aber vor allem gewaltige Strecken der nordafrikanischen Wüste. Daß im übrigen die Sahara nicht so schlimm ist wie ihr Ruf, haben wir schon gesehen (vgl. S. 394); auch in den ödesten Teilen genügt die Anwesenheit der geringsten Spuren von Feuchtigkeit, um eine oder die andere der zähen Wüstenpflanzen hervorsprossen zu lassen, mit denen das genügsame Kamel seinen Hunger stillt. Viel reicher ist die Vegetation in den Trockenthälern, am üppigsten dann, wenn sich einmal nach einem Gewittersturm in den Bergen das Bett auf kurze Zeit mit Wasser gefüllt hat. Ebenso fehlt es im westlichen Teile der Sahara nicht an Steppen, die einen Teil des Jahrs mit frischem Grün bedeckt sind; und in den Oasen tritt die Dattelpalme zu kleinen Wäldern zusammen, in deren Schatten auch zartere Nutzgewächse gedeihen.

Die Savanne mit ihrem dichten Graswuchs und lichten Baumbeständen ist die am meisten verbreitete und charakteristische Landschaft in Afrika. Das ist neben der großen Ausdehnung der flachen Hochländer die zweite Hauptursache, warum gerade im Innern Afrikas die Bewegungshemmnisse so gering und unvermögend sind, durchgreifende Völkermischungen zu

verhindern, während doch wieder das Eindringen in das Innere durch die Beschaffenheit der Randgebiete so sehr erschwert wird. Daher der eigentümliche Zug der Geschichte Afrikas: lebhafte Bewegung im Innern, aber geringe Wirkung nach außen hin und von außen herein.

Unmerkliche Übergänge verknüpfen die Savanne mit der baumlosen Steppe, die Steppe mit der Wüste. Anderseits ist auch der Übergang von der Savanne zum Waldlande nicht immer schroff. Es treten Baumgruppen im Graslande zu immer dichtern Beständen zusammen, die Gewässer umsäumen sich mit den charakteristischen „Galeriewäldern"; und während so die Steppe nach und nach zum Waldlande wird, unterbrechen wieder offne Stellen, grasreiche Lichtungen den beginnenden Urwald. Häufig aber ist die Grenze schärfer, der Übergang schroffer. „Auf dem linken Ufer des Ituri kamen wir in einen schmalen Gürtel hoher Bäume, in denen wir, nachdem die Kolonne den Fluß überschritten hatte, weiter marschierten; dann aber traten wir zu unserer herzlichen Freude auf eine weite Ebene, so grün wie englischer Rasen, in das hellste, angenehmste Tageslicht, den warmen, herrlichen Sonnenschein hinaus, wo wir mit unaussprechlicher Lust die reine Luft einatmeten" (Henry Morton Stanley).

Die riesigen Urwaldbestände sind die zweite große Formationsart der Pflanzendecke, die für die Bevölkerungsverhältnisse Afrikas von Bedeutung ist. Die Hauptmasse dieser Waldungen erfüllt das östliche Kongobecken bis nahe zu den westlichen Quellseen des Nils und westwärts bis etwa zur Mündung des Ubangi und zum Leopoldsee; im Norden reicht das zusammenhängende Waldgebiet nicht weit über das Flußthal des Kongo hinaus, im Süden überschreitet es um ein Geringes das des Sankurru. Außerhalb dieser Grenzen beginnt bereits die Savanne vorzuwiegen, obwohl es namentlich im westlichen Kongobecken nicht an geschloßnen Beständen fehlt. Ein zweites Urwaldgebiet findet sich am obern Nil und trägt das Seine zu der ethnographischen Sonderstellung dieses merkwürdigen Landstrichs bei. Als dritte Gruppe der Urwälder endlich sind die Randwaldungen der afrikanischen Hochebene zu betrachten, die dort entstehen, wo das Küstenland terrassenförmig nach dem Innern emporsteigt und dadurch der Feuchtigkeit reichliche Gelegenheit verschafft, sich an den Hängen niederzuschlagen. So scheidet ein breiter Urwaldstreifen in einem großen Teile Guineas das Hinterland von der Küste, besonders im Gebiete von Kamerun und Gabun; ein ähnlicher, wenn auch durchaus nicht gleichmäßiger Gürtel ist für einen bedeutenden Teil des ostafrikanischen Küstenlands bezeichnend. Wo diese Randwälder der Hochebene kräftig entwickelt sind, können wir sie als einen der mächtigsten jener Grenzwälle betrachten, durch die sich das Innere Afrikas jedem Eindringen von außen her verschließt.

Wie für den Europäer, so ist auch für den echten Neger der Urwald kein freundliches Gebiet. Nur dort, wo der Wald an die Savanne grenzt und breite Lichtungen den düstern Waldesschatten unterbrechen, legt er seine Pflanzungen an und bringt, die Riesenbäume fällend und neue Blößen im Walde schaffend, als Pionier des Ackerbaus tiefer in die ungastliche Zone ein. Aber es gibt doch auch Menschen, die zu diesen Wäldern gehören und in ihrer Dämmerung ihr Dasein fristen: das sind die afrikanischen Zwergvölker, die im Kongobecken und im Hinterlande von Kamerun und Gabun durch die Waldungen streifen (vgl. S. 413).

Unbedeutend im Verhältnis zu Wald und Savanne sind in Afrika die mit niedrigem Buschwerk bewachsnen Landstrecken, die anderwärts, wie besonders in Australien, als wichtiger Bestandteil der Landschaft und mächtige Bewegungshindernisse auftreten. Am entwickeltsten sind sie noch im Somal-Land und im Süden Afrikas; man kann sie als eine besondere, in sehr geringem Maße nutzbare Abart der Steppe bezeichnen.

b) Schädliche Tiere und Krankheitserreger.

Wenden wir uns von den Massenwirkungen der Lebewelt zu den Einzelwirkungen, so müssen wir zunächst die „konkurrierenden" Einflüsse, wie sie Friedrich Ratzel nennt, ins Auge fassen, also die Gefahren, die dem Menschen aus dem Dasein schädlicher Tiere und Pflanzen erwachsen. In diesem Punkte hat sich die Natur Afrika gegenüber verhältnismäßig wohlwollend gezeigt; die Ursache davon mag in dem großenteils trocknen Klima des Lands liegen. Unbedingt ist die Zahl der Menschen, die von Raubtieren zerfleischt oder von Schlangen getötet werden, in Afrika außerordentlich viel geringer als in Indien. Es ist selbstverständlich, daß sich Raubtiere in großer Zahl dort finden, wo der Wildreichtum bedeutend ist, also besonders in den Steppen Ost- und Südafrikas, während das tierarme Westafrika im ganzen nur wenige beherbergt. Wenn dann an die Stelle des vertriebnen oder ausgerotteten Steppenwilds die Viehherden der Menschen treten, muß natürlich der Kampf mit den Raubtieren kräftig aufgenommen werden; aber der Mensch wird selten in diesem Kampfe erliegen. Zwar fand z. B. Emil Holub auf seiner südafrikanischen Reise die Bewohner eines kleinen Batokadorfs im Begriff, ihre Heimat zu verlassen, weil sie und ihre kleine Ziegenherde von Löwen förmlich belagert und allnächtlich angegriffen wurden; aber es sind doch nur kleine Verschiebungen, die auf diese Art entstehen, und schwerlich sind die Raubtiere jemals Anlaß zu Wanderungen im größern Stile gewesen. Am meisten werden sie in dem Sinne wirken, daß sie die Verödung schwachbesiedelter Landschaften noch befördern.

Viel bedeutender ist der Einfluß schädlicher Insekten und jener kleinsten Lebewesen, denen wir die epidemischen Krankheiten zuschreiben müssen. Auch in dieser Hinsicht ist Afrika nicht allzu ungünstig gestellt; es ist nicht, wie manche Gebiete Asiens, die Brutstätte verheerender Seuchen, die ganze Erdteile verwüstend durchziehen; anderseits besitzt es eine Bevölkerung, die durchschnittlich an Lebenszähigkeit alle andern Naturvölker weit übertrifft. So haben freilich ansteckende Krankheiten aus den andern Erdteilen ihren Weg nach Afrika gefunden, so die Pocken, die Syphilis und andre. Aber sie haben nicht entfernt den vernichtenden Einfluß geübt, wie bei den Stämmen Polynesiens oder Südamerikas.

Bei weitem die wichtigste unter den lokalen Krankheiten Afrikas ist das Sumpffieber, die berüchtigte Malaria, die übrigens bekanntlich auch in allen andern nicht allzuweit polwärts gelegnen Sumpfgegenden vorkommt, wie in Holland und stellenweise an der deutschen Nordseeküste. Daß seit dem Beginne der europäischen Besiedelung so viel von der Malaria die Rede ist, läßt uns zugleich erkennen, welche Rolle diese Krankheit in der Geschichte Afrikas spielt: sie ist ebenfalls eine Schutzmauer des Lands, unsichtbar zwar, aber furchtbarer als alle andern, da sie mit Vorliebe den Europäer befällt und in den meisten Fällen früher oder später besiegt; sie wird vielleicht die Ursache sein, daß der tropische Teil Afrikas immer in der Hauptsache der schwarzen Rasse gehören wird. Damit ist nun nicht gesagt, daß der Neger an und für sich unempfindlich gegen das Sumpffieber wäre: der Afrikaner, der aus gesündern Gebieten in einen Malariabezirk einwandert, entgeht den Anfällen der Krankheit nicht. So bildet sie auch in der innern Geschichte Afrikas etwas, womit man rechnen muß; denn sie mag oft genug Wanderungen gehemmt und die Verfolgung und völlige Vernichtung geschlagner Völker, die sich in Sumpfgegenden geflüchtet hatten, verhütet haben.

In einem Lande, das so zahlreiche Hirtenvölker nährt wie Afrika, sind auch die Feinde von Bedeutung, die den Herden drohen und damit das Dasein des Menschen an seiner Wurzel

angreifen. Die größern Raubtiere sind verhältnismäßig ungefährlich, wenigstens im Vergleiche mit kleinern Feinden. Unter diesen ist die Tsetsefliege als eine verhängnisvolle Eigentümlichkeit Afrikas bekannt. Mag man auch übertriebne Berichte zurückweisen müssen, so ist doch sicher, daß dieses winzige geflügelte Wesen, dessen Stich für den Menschen ganz ungefährlich, aber den Rindern und Pferden tödlich ist, die Viehzucht strichweise unmöglich macht und damit die Wanderungen der Hirtenvölker hemmt. Ihr Verbreitungsgebiet beginnt etwa an der Nordgrenze Transvaals und zieht sich bis nach Deutsch-Ostafrika hin. Daß die Grenze Transvaals nicht weiter hinausgeschoben worden ist, oder daß sich keine neuen Burenstaaten nördlich vom Limpopo gebildet haben, ist hauptsächlich diesem Insekte zuzuschreiben, das bei jedem Siedelungsversuche Ochsen und Pferde vernichtete und jeden Vormarsch nach Norden lähmte.

Wenn die Tsetsefliege nur bestimmte Gebiete absperrt, ohne verheerend vorzudringen, so gilt dies nicht von einem andern schädlichen Insekt, der Heuschrecke, und von einer verderblichen, nach Afrika wohl erst eingeschleppten epidemischen Krankheit, der Rinderpest, mit der übrigens andre, kaum weniger verhängnisvoll wirkende Krankheiten öfter verwechselt werden. Deutsch-Ostafrika hat in neuester Zeit Gelegenheit gehabt, die vereinte Wirkung beider Schädlichkeiten zu erproben, da fast gleichzeitig die Heuschrecke die Ernte, die Rinderpest den Viehstand vernichtete. Der kriegerische, stolze Hirtenstamm der Massai, einst der Schrecken aller umwohnenden Völker, ist infolgedessen teilweise zu einem Haufen halbverhungerter Bettler zusammengeschmolzen; andere Stämme sind in ihrer Zahl außerordentlich geschwächt. Zustände dieser Art sind in der Regel der Anfang politischer Umwälzungen, da die kraftlos Gewordnen ihren Feinden nicht mehr zu widerstehen vermögen, zersprengt und vernichtet werden oder doch ihr Land aufgeben und sich neue, ärmlichere Wohnsitze suchen müssen. Anderswo wieder, wie noch in neurer Zeit in einigen Gegenden des Sudâns, sind nomadische Stämme durch die Vernichtung ihres Viehstands gezwungen worden, zum Ackerbau überzugehen und damit den ersten Schritt zu einer völligen Umwandlung nicht nur der Lebensweise, sondern selbst des Volkscharakters zu thun.

c) Nutztiere.

Schon unter den Schädlingen sind manche, die erst von außenher Afrika zugeführt worden sind, und deren Einschleppung sich geschichtlich verfolgen läßt. In noch höherm Grade gilt dies von den Nutzpflanzen und Nutztieren. Hier stehen wir zuweilen vor Rätseln, deren Lösung für die Aufhellung der Vorgeschichte Afrikas von hohem Werte wäre.

Nur in negativem Sinne pflegt der Mensch im allgemeinen auf die Verbreitung des jagdbaren Wildes einzuwirken. Auf Raubbau beruht der Handel mit Elfenbein, der vielfach nach dem Aufhören der Sklavenausfuhr an die erste Stelle getreten ist, aber keine lange Dauer mehr verheißt. Im größten Teile Afrikas sind die gewaltigen Dickhäuter, denen überall von eifrigen Jägern nachgestellt wird, bereits völlig verschwunden, und nur in entlegnen Gebieten finden sich noch zahlreiche Elefantenherden. So wird auch dieser gewinnreiche Handel aufhören, und der Verkehr wird sich mit andern, weniger wertvollen Stoffen begnügen müssen.

Sowie wir uns aber den Haustieren zuwenden, beginnt sich sofort die schwierige Frage nach der Herkunft der verschiednen Tiere aufzudrängen. Einige gezähmte Tiere stammen höchst wahrscheinlich aus Afrika, so namentlich der Esel, wenn anders die Vermutung richtig ist, daß wir den ostafrikanischen Wildesel als den Stammvater des geduldigen Grautiers betrachten dürfen. Der afrikanische Elefant scheint im Altertume gezähmt worden zu sein. Der Hund findet sich in allen Erdteilen als Begleiter des Menschen, so daß nur die gründlichste Untersuchung

der Rassenmerkmale über die Herkunft der verschiednen Arten Auskunft geben könnte. Bemerkenswert ist, daß die Zwergvölker im afrikanischen Urwald eine besondre Rasse von Jagdhunden züchten; andern Stämmen dient der Hund als Schlachtvieh.

Die übrigen Haustiere sind wohl sämtlich aus andern Erdteilen eingeführt, so das Kamel, das bis nahe an die Zeit der großen Völkerwanderung in Afrika noch ganz zu fehlen scheint. Das ist eine überaus wichtige Thatsache: wie das Kamel jetzt die Verbindung des Sudâns mit dem Nordrande Afrikas ungemein erleichtert, so ist das Fehlen dieses charakteristischen Wüstentiers in ältrer Zeit als ein schweres Verkehrshemmnis zu betrachten, das den geringen Zusammenhang Nordafrikas mit den Ländern der Neger erklären hilft. Das Pferd hat nur im Norden und im Sudân Bedeutung; die Reiterei ist die mächtigste Waffe der sudânischen Herrscher und das Verderben der heidnischen Negerstämme, die im ebenen Land ihren Angriffen ausgesetzt sind. In Südafrika haben sich nach der Einführung des Pferds durch die Europäer einige Hottentottenstämme zu beweglichen Reitervölkern entwickelt; die Tsetsefliege (vgl. oben) hindert hier stellenweise das Vordringen des Pferds und seiner Besitzer.

Das Schaf ist in Westafrika bis zur Südspitze hinab bei den Eingebornen verbreitet, ferner im Sudân und im Nordosten des Erdteils; das Schwein, ursprünglich durch die Europäer nach der West- und Südküste gebracht, findet sich schon weit im Innern. Weit wichtiger als beide ist das Rind, das auch kein Abkömmling Afrikas, aber offenbar schon seit sehr langer Zeit im dunkeln Erdteile heimisch ist. Das Dasein großer Völkergruppen beruht vorwiegend auf ihm; es gibt sogar typische Hirtenvölker in Afrika, die ihren Herden fast dieselbe zärtliche Sorgfalt widmen und in ihnen ebenso den Mittelpunkt all ihres Thuns und Denkens sehen, wie die altindischen Arier in ihren „heiligen Kühen". Durch das Rind wird die Steppe bewohnbar, ja sie wird eine Wiege kraftvoller Völker, deren Eingreifen in die Geschicke ihrer ackerbauenden Nachbarn so viele Seiten der Geschichte Afrikas füllt. Unbekannt ist das Rind, abgesehen von sonstigen kleinen Lücken seiner Verbreitung, im größten Teile des Kongobeckens, also in der Urwaldzone von Mittelafrika.

Wenn wir die Verbreiterung der Lebensgrundlagen erwägen, die der Besitz von Schlachtvieh und Geflügel gewähren muß, so dürfen wir nicht vergessen, daß überall die allgemein angenommne Sitte oder wirkliche Speiseverbote bestimmte Tiere vom Genuß ausschließen. So hindert eine unsichtbare Schranke die Verbreitung des Schweins in mohammedanischen Gegenden; die Hühner, die sich fast überall in Afrika finden, werden oft nicht gegessen, oder man verschmäht wohl auch ihre Eier. Bei manchen Hirtenvölkern wird das Rind so verehrt, daß man sich mit der Milch der Kühe begnügt. Noch mehr dergleichen Wunderlichkeiten hindern den Genuß dieser oder jener Art des jagdbaren Wilds, während wieder in einem großen Teil Ostafrikas die Fische gänzlich verschmäht werden.

d) Nutzpflanzen.

So wichtig Jagd und Viehzucht auch für große Gruppen der Bevölkerung Afrikas sein mögen, so bleibt die Grundlage des Negerdaseins die Kultur der Nutzpflanzen, in erster Linie die einfachste Form des Feldbaus mit der Hacke, der Hackbau, wie ihn Eduard Hahn treffend genannt hat. Hierin ist der Afrikaner gelehriger als sonst auf irgend einem Gebiete; denn eine ganze Anzahl von Nutzpflanzen, die aus andern tropischen Ländern stammen, hat er aufgenommen und den weiter im Innern wohnenden Stämmen nach und nach mitgeteilt. Afrika selbst ist ursprünglich nicht besonders reich an Nutzpflanzen. Die wichtigsten und wohl

auch am früheſten angebauten unter ihnen ſind die drei Hirſearten Panicum distichum, Holcus sorghum und Eleusine, aus denen der Neger nebenbei berauſchende Getränke herzuſtellen verſteht. Zu ihnen iſt der aus Amerika eingeführte Mais und das demſelben Erdteil entſtammende Wurzelgewächs Maniok getreten. Die europäiſchen Getreidearten gedeihen innerhalb der tropiſchen Regionen nur in den höhern Gebirgsländern, die in Afrika ſehr zurücktreten, werden aber in den ſubtropiſchen Gebieten bis tief in den Sudân hinein mit Vorteil angebaut. Dagegen wird Reis, eine echte Tropenpflanze, im Oſten wie im Weſten des Erdteils in den feuchten Niederungen geerntet. Einheimiſch ſind vielleicht die Erdnüſſe ſowie beſtimmte Arten von Bohnen und Erbſen. Die Banane, die beſonders im öſtlichen Afrika ſtellenweiſe den Hauptteil der Nahrung liefert, tritt anderswo ſehr zurück und ſcheint ſogar nur lückenhaft verbreitet zu ſein. Die aus Weſtaſien ſtammende Dattelpalme kommt nur in der nördlichen Wüſte und ihren Grenzgebieten vor; die Kokospalme beſchränkt ſich auf die Küſten. An der weſtafrikaniſchen Küſte gewinnt die Ausfuhr des Palmöls und der Früchte der Ölpalme immer größre Bedeutung und verſpricht, da in dieſem Fall ausnahmsweiſe kein eigentlicher Raubbau ſtattfindet, dauernden Gewinn, während die planloſe Gewinnung des Kautſchuks in den Küſtenwäldern, die neuerdings mit großem Eifer begonnen worden iſt, wohl wieder zurückgehen wird. Erſt in neueſter Zeit hat der Plantagenbau unter europäiſcher Leitung in größerm Maße begonnen und dürfte ſtellenweiſe bald den Handel beleben.

Die große Gleichförmigkeit Afrikas bringt es mit ſich, daß die Vorbedingungen für den Feldbau in benachbarten Gebieten ſelten ſo durchaus verſchieden ſind, um die Verbreitung von Völkern aufzuhalten. Überdies iſt immerhin jetzt die Zahl der Nutzpflanzen ſo groß, daß für jeden nur einigermaßen brauchbaren Landſtrich um ſo eher die geeigneten Frucht- oder Getreidearten vorhanden ſind, als der Neger im allgemeinen als Ackerbauer nicht zu verachten iſt. Der Wüſtenbewohner freilich, der in die fruchtbaren Gebiete des Sudâns eindringt, muß ſeiner Dattelnahrung entſagen, und die Gefahren, die mit dieſer ſchroffen Änderung der Lebensweiſe, zu der noch andere Schädigungen treten, verbunden ſind, bilden einen allerdings ſchwachen Schutz der bedrohten Grenzländer der Sahara.

D. Die Sklaverei und der Sklavenhandel.

Die Haustiere und Nutzpflanzen gewähren dem Neger die Möglichkeit, ſich auf ſeiner Scholle häuslich einzurichten; und Mangel oder Fülle an Nahrung wirken unmittelbar tief auf ſein Daſein und ſeine Widerſtandskraft ein. Aber auch die mittelbaren Wirkungen ſind nicht zu verkennen: mit Neid blickt der ärmlichere Nachbar auf den Beſitzer fetten Bodens oder zahlreicher Herden, und wenn er es vermag, ſucht er ſich der lockenden Beute zu bemächtigen. So entſtehen jene beſtändigen Kämpfe und Umſetzungen im Innern Afrikas, die die Stämme wirr durcheinanderſchütteln, deren Erſchütterungskreis aber nicht über die Länder der ſchwarzen Raſſe hinausreicht. Dieſe Umſetzungen werden durch einen beſondern Umſtand zahlreicher und in ihren Ergebniſſen bedeutungsvoller für die Miſchung der afrikaniſchen Stämme: mit dem Hackbau eng verbunden erſcheint die Sklaverei. Das Ideal des Afrikaners iſt der Beſitz möglichſt vieler Frauen und Sklaven, die für ihn den Boden bearbeiten und ihm erlauben, von den Erzeugniſſen bequem zu leben und einträglichen Tauſchhandel damit zu treiben; der Sklave iſt in Afrika die beſte und ſicherſte Kapitalanlage, deren Beſitz reichliche Zinſen gewährleiſtet. Darum iſt der Hauptzweck aller Kriege das Einfangen von Sklaven, die dann allmählich mit dem Geſchlecht ihrer neuen Herren verſchmelzen und die urſprüngliche Eigenart

des siegreichen Stamms beeinflussen. Aber die Sklaven waren nicht nur seit alter Zeit ein wertvoller Besitz, sondern zugleich ein hochgeschätzter Gegenstand des Handels, nach dem auch die Bewohner andrer Erdteile verlangend die Hände ausstreckten.

Afrika hat niemals so zahlreiche Kaufleute nach seinen Küsten gelockt, wie die meisten andern tropischen Gebiete. Als die Portugiesen es umsegelt hatten, ließen sie das Land lange Zeit fast achtlos beiseite, nur darauf bedacht, sich an den Schätzen Indiens zu bereichern; und auch heute noch ist der Handel Afrikas verhältnismäßig schwach entwickelt. Daß aber aus den zahlreichen Anfängen eines lebhaftern Verkehrs auf die Dauer so wenig Ersprießliches entstanden ist, liegt an einer verhängnisvollen Eigenschaft des afrikanischen Handels: er beruht fast immer auf Raubbau, und sein Ergebnis ist nach vorübergehendem reichen Nutzen Verfall und dauernde Schädigung. Das gilt am meisten von jenem verderblichen Handelszweige, der sich in keinem Teile der Erde so wie in Afrika entwickelt hat, dem Sklavenhandel. Zugleich aber ist dieser Handel für die Völkerkunde und die Geschichte wichtiger als irgend ein andrer: durch ihn ist die Ausbreitung der schwarzen Rasse über Länder ermöglicht worden, nach denen sie sich freiwillig niemals verbreitet hätte; ja, auf dem Sklavenhandel beruht lange Zeit nahezu die einzige geschichtliche Bedeutung Afrikas für die übrige Welt.

Für Afrika selbst waren die Folgen des eingreifenden Sklavenhandels sehr groß. Wenn vorher die Vermehrung der Sklaven innerhalb einer Volksgemeinschaft an gewisse natürliche Grenzen gebunden war, jenseit deren sie mehr Gefahr als Nutzen brachten, so fiel diese heilsame Schranke sofort weg, als der Sklave zum Ausfuhrartikel wurde; beständige Kriege und Raubzüge, Vernichtung kleiner Stämme, Verödung weiter Landstrecken und Zusammenbruch vieler staatlichen Gebilde waren das Ergebnis der veränderten Verhältnisse. Daneben bildeten sich Staaten, deren ganzes Dasein auf dem Sklavenraub beruhte. Zeitlich ist der Beginn der Sklavenausfuhr aus den einzelnen Gebieten völlig verschieden. Während der Sudân schon zur Zeit der ägyptischen und der griechisch-römischen Kultur den Völkern am Mittelmeere beständig Sklaven lieferte, deren Zahl sich nach den Eroberungszügen der Araber beträchtlich vergrößerte, ist die Ausfuhr aus Ostafrika erst durch die Araber, die aus Westafrika durch die Europäer nach der Entdeckung Amerikas in Aufnahme gebracht, dann aber auch mit einer früher nie gekannten Thatkraft betrieben worden. Die Einschränkung des Sklavenhandels in der Gegenwart gibt der Geschichte Afrikas eine ganz neue Richtung.

E. Nutzbare Minerale.

Unter den Mineralen, deren Dasein die afrikanische Geschichte bedeutsam beeinflußt hat, ist zunächst das Eisen zu nennen: es ist das afrikanische Kulturmetall. Fast überall im Erdteil ist es zu finden, da die geologische Beschaffenheit des Lands seinem Vorkommen günstig ist; fast alle Völker wissen es aus seinen Erzen zu gewinnen und zu Waffen und Gerätschaften zu formen. Seltener und vorläufig ohne besondre Wichtigkeit ist das Kupfer. Gold kommt in zwei Gebieten in größrer Menge vor: an der Goldküste und im senegambischen Hinterland einerseits, im südöstlichen Afrika anderseits; namentlich in Südostafrika ist es schon früh von fremden Völkern ausgebeutet worden, und hat zweifellos wichtige Kulturübertragungen und selbst Völkermischungen veranlaßt. Kürzlich (1899 in Transvaal) ward es die Ursache bedeutsamer politischer Umwälzungen. An Bedeutung für die innre Geschichte Afrikas aber übertrifft kein Stoff das Salz, weil der Neger vorwiegend von Pflanzenkost lebt und deshalb des Salzes zu seiner Ernährung dringend bedarf. Die nicht sehr zahlreichen Orte im Innern, wo Salz gewonnen

wird, sind darum in der Regel viel begehrt und der Kampfpreis häufiger Kriege; die Seeküste aber, die das kostbare Gewürz am reichlichsten liefert, ist teilweise schon deshalb das Wanderziel binnenländischer Stämme. Ein reger Handel ist die natürliche Folge.

Soviel über die äußern Gegebenheiten und Verhältnisse, soweit sie der geschichtlichen Entwicklung Afrikas die Bahn bestimmt haben und noch bestimmen.

F. Die Bevölkerung.

a) Die Herkunft des Negers.

Welche Stellung, so müssen wir uns nun fragen, nimmt der Bewohner des tropischen Afrikas, der Neger, in der großen Einheit des Menschengeschlechts ein? Ist er der Urbewohner seines Gebiets, oder wo lagen seine frühern Wohnsitze? Hat er nahe Verwandte unter den übrigen Rassen der Erde, und wo sind diese Verwandten zu suchen?

Der Neger stellt eine charakteristische, eine eigne Art der Menschheit dar, so sehr auch die verschiednen Stämme und die einzelnen Personen infolge der mannigfachsten äußern und innern Einflüsse wieder voneinander unterschieden sind. Die mehr oder weniger dunkle Farbe der Haut, der dolichokephale Schädel, der Prognathismus des Gesichts, die aufgeworfnen Lippen und die mehr breite als hohe Nase können zusammen mit dem wolligen Haar als die Hauptkennzeichen der schwarzen afrikanischen Rasse gelten. In sprachlicher Hinsicht bildet diese Rasse keine Einheit.

Nun gibt es fern von Afrika, in Australien und auf den Inseln Melanesiens, einen andern dunkelhäutigen Menschenschlag, der in sehr vielen Punkten mit den Negern Afrikas übereinstimmt und wohl noch mehr übereinstimmen würde, wenn er nicht überall durch malaiopolynesische Zumischung schon stark beeinflußt und verändert wäre. Der echte Melanesier ist vom typischen Neger kaum zu unterscheiden. Dürfen wir aber ohne weiteres auf gleiche Abstammung schließen, oder sollen wir annehmen, daß sich im Tropengebiet Australiens unter ähnlichen Verhältnissen wie in Afrika auch ein ähnliches Volk selbständig entwickelt hat? Von der Sprachforschung, die sonst oft ein entscheidendes Wort zu sprechen hat, ist hier wenig Hilfe zu erwarten; die Erforschung des Kulturbesitzes aber führt vorläufig nicht zu sichern Ergebnissen, obwohl manches auf einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zu deuten scheint.

Für Verwandtschaft sprechen aber noch andre Erwägungen. Zunächst ist festzustellen, daß im dritten großen Tropengebiete der Erde, in Amerika, eine selbständige schwarze Rasse nicht entstanden ist, während die eingeführten Neger dort vortrefflich gedeihen; dagegen wird die Lücke zwischen Afrika und Melanesien durch das Vorkommen negerähnlicher Urvölker auf einigen Sunda-Inseln und im südlichen Vorderindien ganz bedeutend verkleinert. Über einen weit größern Meeresraum als den zwischen Ceylon und Sansibar sind die Malaien vorgedrungen, als sie, wahrscheinlich von Sumatra aus, Madagaskar besiedelten. Aber freilich sind die Malaien das seetüchtigste Naturvolk der Erde, die Neger ganz das Gegenteil; mag man auch zugeben, daß die Schiffskunst einem Volke, das eine neue Heimat gefunden hat, völlig verloren gehen kann, so ist doch die Annahme einer Einwanderung der Neger entweder von Australien nach Afrika oder umgekehrt mehr als gewagt.

Eine andre Aufstellung klingt zunächst viel ansprechender. Überall dort, wo die dunkle Rasse an die Gebiete andrer Menschheitsgruppen grenzt, sehen wir sie anscheinend im Rückgange begriffen; die Neger des Sudâns, die Dravidavölker Südindiens, die Negritos auf den

Philippinen sind ihren hellfarbigen Nachbarn gegenüber entschieden im Nachteile. Vielleicht stehen wir also vor dem Schlußakt einer langen Entwicklung: einst saß die dunkle Bevölkerung im südlichen Asien und nördlichen Afrika als geschloßne Gruppe, bis das Vordringen der hellen Völker die Einheit zerriß, indem die einzelnen Abteilungen der Negerrasse südwärts nach Mittelafrika, nach Südindien und auf die australischen Inseln gedrängt wurden.

Allein die Gegengründe sind zu gewichtig, als daß sich diese Ansicht aufrecht erhalten ließe. Sie würde uns zu der bedenklichen Voraussetzung zwingen, daß die Ursitze der Neger nicht in ihrem heutigen tropischen Wohngebiete lägen, sondern weit nördlicher in Landstrichen, die heute keine Spur einer negerähnlichen Bevölkerung mehr besitzen. Und doch ist der Neger gerade der Typus eines Tropenbewohners, völlig angepaßt den Bedingungen seiner gegenwärtigen Heimat. Überdies ist die Zeit vorüber, wo man noch geneigt war, den Ursprung der einzelnen Rassen aus entlegnen Gebieten herzuleiten, die Arier z. B. aus dem unwirtlichen, von mongolischen Stämmen erfüllten Tibet herabsteigen oder die gesamte amerikanische Rasse über die Beringstraße aus Asien einwandern zu lassen. Weit richtiger ist es, die Urheimat einer Rasse, mit andern Worten das Gebiet, wo sie ihre charakteristischen Eigenschaften erworben hat, gerade dort zu suchen, wo noch heutzutage der Kern des Volks sitzt. Dann ist es nicht zweifelhaft, daß ein tropisches Land die Heimat der Neger sein muß.

Nicht um die Frage zu lösen (dazu ist sie noch nicht reif), sondern um alle Möglichkeiten der Lösung wenigstens zu erörtern, mag an das hohe Alter der Menschheit und die lange Dauer ihrer Entwicklung erinnert sein. Die Ansicht, daß Menschen bereits in der Tertiärzeit, also in einem der bewegtesten Zeitalter der Erdgeschichte, und noch vor den großen Umwälzungen der Diluvialzeit die Erde bewohnten, hat immerhin einige Wahrscheinlichkeit. Damit aber verlieren alle Ansichten, die mit der gegenwärtigen Gestalt der Erdteile rechnen, den größten Teil ihres Werts, während das Aufstellen neuer Vermutungen bei dem heutigen Stande der Wissenschaft ziemlich müßig ist. Begnügen wir uns damit, die Möglichkeit zuzugeben, daß in weit zurückliegender Zeit eine Landverbindung zwischen Afrika und den östlichen Verbreitungsgebieten negerähnlicher Völker bestanden haben kann, und daß sich, wenn dies in der That der Fall gewesen ist, die größte Schwierigkeit des Rätsels von selbst erledigen würde. Manches würde für diese Ansicht sprechen, so die Verwandtschaft der Flora des Kaplands mit der australischen; aber einen sichern Beweis zu führen, ist vorläufig niemand im stande.

b) Die Anthropologie des Negers.

Alle Fragen, deren Inhalt so weit jenseit aller geschichtlichen Kenntnis liegt, wie die nach der Herkunft der afrikanischen Völker und der Vorzeit des Erdteils überhaupt, bedürfen zu ihrer Beantwortung noch andrer Hilfsmittel als der Betrachtung der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Diese Hilfsmittel nun muß die Völkerkunde liefern oder die Anthropologie, wenn wir diese Wissenschaft als die umfassendere betrachten wollen. Für Afrika ist eine Trennung der Völkerkunde in die Urgeschichte und in die Völkerkunde der Gegenwart noch weniger zweckmäßig als für andre Erdteile. Zwar fehlt es in Afrika nicht völlig an urgeschichtlichen Funden; aber sie sind nicht zahlreich, und ihre Deutung ist noch bei weitem schwieriger als in andern Gebieten der bewohnten Erde. Große Erfolge können wir nur erwarten, wenn wir die Völker der Gegenwart prüfend ins Auge fassen.

Mit vollem Rechte gilt der Körperbau des Menschen, sein erstes und willkürlichen Veränderungen am meisten entzognes Erbe, als das entschiedenste Merkmal der Rasse. Die

englisch redenden Neger Amerikas sind Neger geblieben, trotz der Änderung ihrer Sprache und ihrer Kultur; der Jude bleibt als solcher durch seine körperlichen Merkmale kenntlich, unter welche Völker er sich auch mischen mag. In der Regel freilich, und ganz besonders in Afrika, haben wir es mit so einfachen und klaren Fragestellungen nicht zu thun, sondern mit den Ergebnissen einer durchgreifenden Völkerverschmelzung. Wie nun eine Masse zusammengeschmolzner Metalle auf mechanischem Wege nicht mehr zu trennen ist, sondern nur durch mühsame chemische Scheidung, so ist auch das Völkergemisch Afrikas nicht mehr mit einem Blick in seine Urbestandteile zu zerlegen; nur die umfassendsten anthropologischen Untersuchungen können hier helfen.

Die Hautfarbe, das auffallendste Merkmal der afrikanischen Völker, ist an erster Stelle zu nennen. Sie gewährt uns vielfach die Möglichkeit, die Zumischung hellfarbiger hamitischer Bestandteile zu ursprünglich dunkelhäutigen Negerstämmen zu erkennen, wenn sie auch als einziges Kennzeichen nicht genügt; denn auch innerhalb der rein afrikanischen Menschengruppe sind die Farbenunterschiede, wohl infolge klimatischer Umstände, sehr bedeutend: „bei dunkelfarbigen Rassen variiert die Hautfarbe mit dem Wohnsitz und der Lebensweise, und nur der Typus bleibt konstant“ (Oskar Baumann). Anderseits wieder scheint gerade die dunkle Hautfarbe sich auf Mischlinge zwischen Negern und Hellfarbigen am leichtesten von allen Rassenmerkmalen zu übertragen und bei wiederholter Vermischung völlig siegreich zu bleiben. Das beweisen wenigstens die arabisch-nigritischen Bastarde, die im Sudân und an der Ostküste fast ausschließlich das Arabertum vertreten; denn sie geben an Dunkelheit der Färbung oft den echtesten Negern nichts nach, während ihr scharfgeschnittnes Profil noch die semitische Herkunft zweifellos bezeugt. Ganz anders allerdings scheinen sich die Mischlinge zwischen Negern und Europäern zu verhalten.

Körpergröße und -Fülle sind wichtige Kennzeichen der Herkunft. So verrät uns das geringe Größenmaß gewisser innerafrikanischer Stämme, daß hier Vermischungen mit Zwergvölkern stattgefunden haben; die Gruppe der Zwergvölker selbst muß hauptsächlich auf Grund der körperlichen Größenunterschiede scharf von den Negern getrennt werden. Die Magerkeit des Leibes ist dagegen das Merkmal der Wüstenstämme, das sich auch nach der Einwandrung in fruchtbarere Striche oft lange Zeit erhält. In Südafrika erscheint bei den Hottentotten und Buschmännern diese Magerkeit verbunden mit Faltigkeit der Haut, daneben auch mit übermäßiger Fettbildung an gewissen Körperteilen (Steatopygie, Fettsteiß): einer Erscheinung, die sich auch bei Stämmen des obern Nilgebiets und bei den Steppenvölkern Nordostafrikas findet.

Die Bildung des Kopfs, der ja beim Neger sehr charakteristische Formen zeigt, ist überaus wichtig, aber noch lange nicht genügend untersucht. Im allgemeinen begnügt man sich mit Schädelmessungen; aber diese an sich dankenswerten Bemühungen haben deshalb zu keinem Ergebnisse geführt, weil sie einseitig und schematisch nur einen verhältnismäßig unwichtigen Teil der Kopfform berücksichtigen. Von einer Rassenphysiognomik aber, die die verfehlten Versuche Johann Kaspar Lavaters (1775/78) in wissenschaftlichem Sinne wieder aufnähme, ist vorläufig noch kaum die Rede, und in der That sind auch die Schwierigkeiten ungewöhnlich groß. Wie sich die arabischen Mischlinge durch ihre Gesichtszüge am schärfsten und dauerndsten von den echten Negern unterscheiden, so wird man einst mit Hilfe der im Gesicht ausgeprägten Rassenmerkmale auch andre, in vorgeschichtliche Zeiten zurückreichende Rassenmischungen erkennen.

Als ein weitres Rassenmerkmal des Afrikaners läßt neben der Dunkelheit der Hautfarbe das Haar häufig Zumischung von Negerblut zu Stämmen erkennen, die man im allgemeinen andern Völkergruppen zurechnet. Treffen wir dagegen auf Neger, deren Haar von der wolligen Art abweicht, so dürfen wir auf einstige Aufnahme andersartigen Volkstums schließen.

c) Der Kulturbesitz des Negers.

Die körperlichen Merkmale sind auch deshalb in die erste Reihe zu stellen, weil sie unzweideutig auf wirkliche Mischung hindeuten; ein Araber mit tiefdunkler Hautfarbe muß körperlich mit Negern verwandt sein: eine andre Erklärung ist einfach unmöglich. Ganz anders steht es mit dem Kulturbesitze geistiger und stofflicher Art: er ist auch ohne Mischung übertragbar. Also eine neue Reihe von Zweifelsfragen, die jede Forschung erschweren und unsicher machen. Verhältnismäßig am wenigsten gilt das noch von der zweiten großen Gruppe von Rassenmerkmalen, den Sprachen. Die Sprache als das entscheidende Kennzeichen der Rasse in den Vordergrund zu stellen, wäre Übertreibung; gerade Afrika beweist, wie die linguistischen Verhältnisse oft die Wahrheit eher verschleiern als enthüllen. Dennoch ist von der sprachlichen Erforschung Afrikas noch viele Aufklärung über die dunkle Vergangenheit des Erdteils zu erwarten.

Eine große Thatsache lehrt uns die Sprachenkunde vor allem: Die Hauptmasse der nigritischen Bevölkerung ist auch sprachlich zu einer Einheit verbunden. Alle Stämme, die südlich von einer bestimmten Linie sitzen, bedienen sich (abgesehen von den ganz gesondert dastehenden Hottentotten und Buschmännern) der Bantusprachen, die aufs engste miteinander verwandt und durch gewisse Eigentümlichkeiten von den andern großen Sprachengruppen der Erde unterschieden sind. Diese Linie beginnt am Atlantischen Ozean ungefähr an der früheren Nordgrenze der deutschen Kolonie Kamerun, zieht dann ostwärts und wendet sich nach dem Victoria-Nyansa, indem sie die Staaten Unyoro und Uganda südwärts läßt. Im eigentlichen Ostafrika ist die Grenze infolge neurer Wanderungen sehr zerrissen; indessen sitzen Bantuvölker nördlich bis zum Tana hin.

Wenn wir die Stämme, die sich der Bantusprache bedienen, zu einer besondern Gruppe vereinigen, so fallen sowohl die Neger des Sudâns als auch die der Küste von Guinea aus dieser Gruppe aus. Obwohl sie sprachlich keine Einheit bilden, müßten wir sie demnach als die zweite große Abteilung der afrikanischen Rasse betrachten. Daraus schon geht hervor, daß eine Einteilung nach rein sprachlichen Gesichtspunkten verfehlt ist. Umsonst hat man versucht, die Trennung der Bantu von den übrigen Negern durch Betonung angeblicher körperlicher Unterschiede als tiefergehend hinzustellen; die Thatsache ist nicht umzustoßen, daß anthropologisch die echten, ungemischten Neger Guineas und des Sudâns mit den Bantu untrennbar zusammenhängen. Das muß scharf betont werden, wenn nicht die ganze Grundlage der afrikanischen Vorgeschichte in eine falsche Beleuchtung gerückt werden soll.

Trotzdem sind die sprachlichen Verhältnisse Afrikas von höchster Wichtigkeit für die Geschichte Afrikas selbst. Denn die Ausbreitung der Bantusprachen ist unbedingt das Ergebnis einer langen Entwicklung und bedeutsamer geschichtlicher Vorgänge.

Wer die gegenwärtigen Zustände unkultivierter, z. B. australischer Stämme unbefangen beobachtet, wird erkennen, daß wir von einer Vielheit der Ursprachen auszugehen haben; innerhalb kleiner, sich selbst überlaßner Stämme herrscht immer die Neigung, selbständige Dialekte auszubilden. So dürfen wir annehmen, daß auch in Afrika vor alter Zeit eine große Menge verschiedner Sprachen gesprochen worden ist. Als Rest dieser Zustände erscheinen die Sprachenverhältnisse an der Küste von Guinea und in einem Teile des Sudâns. Auf der großen südlichen Hochebene nun ist allmählich eine Änderung eingetreten, die in engstem Zusammenhange stehen muß mit langdauernden Kämpfen, Verschiebungen und Mischungen der Bewohner dieses Gebiets. Ein Volk hat mit der Zeit allen andern seine Sprache mitgeteilt

und aufgezwungen; aber welches Volk mag das gewesen sein, und wie haben wir uns den ganzen Vorgang überhaupt zu denken?

Bei der Beantwortung der zweiten Frage kommt uns ein wichtiger Umstand zu Hilfe, der uns beweist, daß dieselben Kräfte, die zur Verbreitung der Bantusprachen gedient haben, auch anderwärts in Afrika noch heute thätig sind und ähnliche Verhältnisse schaffen: im westlichen Sudân bildet sich ein einheitliches Sprachgebiet heraus, dessen Entwicklung wir genau zu verfolgen im stande sind. Hier ist es die Haussasprache, die allmählich über die andern siegt und sie verdrängt, so daß sie schon jetzt einen großen Teil des westlichen Sudâns beherrscht und als Handels- und Verkehrssprache noch viel weiter verbreitet ist. Bereits heute ist aber das, was man als Volk der Haussa bezeichnet, ein buntes Gemisch verschiedenster Abstammung, das nur durch die Sprache zu einem Ganzen vereinigt wird und seinen Einfluß beständig erweitert. „Wir kommen", sagt P. Staudinger, „zu der Annahme, daß die jetzige [Haussa-] Bevölkerung aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist und man in Wahrheit ein großes Mischvolk vor sich hat. Je nach Lage des Ortes treten verschiedne Stämme mehr vor... Trotz alledem hat das eigentliche Haussatum die Eigenschaft, eine große Verschmelzung herbeizuführen und den unter ihm lebenden Völkern seine Sprache und Eigenart aufzudrücken." Derselbe Gewährsmann macht uns aber gleichzeitig darauf aufmerksam, daß die neugeschaffne Einheit alsbald wieder dialektisch zu zerfallen beginnt.

In ähnlicher Weise haben wir uns die Ausbreitung der Bantusprachen zu denken, mit einem großen Unterschied allerdings, den die geringere Kultur Mittel- und Südafrikas bedingt: die Bantudialekte werden sich mehr im Gefolge kriegerischer Stämme als friedlicher Händler verbreitet haben. Das ist nicht denkbar ohne mächtige Umwälzungen. Darum ist jedoch noch nicht notwendig, anzunehmen, daß die ursprünglichen Träger der Bantusprache selbst das ganze Gebiet durchzogen, unterjocht und besiedelt haben. Der ganze Vorgang hat sich möglicherweise sehr langsam und im Verlaufe von Jahrtausenden abgespielt; vielfach mögen Völker die weitre Ausbreitung der Bantusprachen bewirkt haben, die selbst erst durch andre für sie gewonnen waren, und ebenso kann die Fortpflanzung von Stamm zu Stamm in der verschiedensten Art erfolgt sein. Die sprachliche Einheit Mittelafrikas wäre demnach das Ergebnis jener gegen die Außenwelt abgeschloßnen, gärenden Bewegungen, die während eines sehr langen Zeitraums die Geschichte Afrikas bilden, und zugleich eine Folge jenes Mangels an größern Bewegungshindernissen, der so charakteristisch für den Erdteil ist. Henry Hamilton Johnston ist geneigt, die Ursitze des Bantuvolks im Gebiete des obern Ubangi und der Nilquellseen zu suchen, und nimmt an, daß die Wanderbewegungen vor etwa 3000 Jahren begonnen haben, ungefähr gleichzeitig mit den ersten semitischen Kolonisationsversuchen in Nord- und Ostafrika.

Die Sprache ist ein Teil des geistigen Kulturbesitzes der Menschheit, und sicher wie als Grundlage alles weitern Fortschritts der wichtigste, so auch für die Urgeschichtsforschung der nützlichste Teil. Unendlich aber ist die Fülle der Gedanken und Beziehungen, die dieser geistige Besitz außerdem umfaßt, und alle diese Einzelheiten verlangen Berücksichtigung und verheißen dem Forscher, der sich ihnen zuwendet, bedeutsame Ergebnisse. Es handelt sich ja nicht nur um Mythologie und Volkssage, sondern nicht weniger auch um die gesellschaftlichen Zustände, um Sitten und Bräuche, um den Wissensschatz der einzelnen Stämme und um ihr Verhältnis zu den Anfängen der Kunst und der Dichtung. Aber freilich sind gerade diese geistigen Besitztümer schwer zu erfassen; wir vermögen sie nicht unmittelbar zu prüfen, sondern müssen mit den Augen der Beobachter sehen, die das Glück gehabt haben, tiefer in das Wesen

der verschiednen Völker einzubringen, und wir stehen immer vor der Gefahr, mit unsern Gewährsmännern zu irren oder unklare Angaben selbst mißzuverstehen. So kommt es, daß ein reiches Gebiet noch fast unzugänglich vor uns liegt, und daß mancher gutgemeinte Versuch, diese Dinge zusammenfassend zu behandeln, eher Verwirrung als Nutzen gestiftet hat. Besser geeignet ist der stoffliche Kulturbesitz, der Forschung feste Anhaltspunkte zu gewähren; aber der Mangel an Vorarbeiten ist auch hier zu beklagen. Und wenn es auch gelingt, über Einzelheiten mit Hilfe ethnologischer Untersuchungen Aufschluß zu erlangen, so ist doch von einer Kulturgeschichte Afrikas, dieser unentbehrlichen Vorläuferin einer Geschichte im engern Sinne, noch nicht die Rede.

Nur auf zweierlei mag vorläufig hingewiesen sein. Die große, durch die Natur des Lands bedingte Einheitlichkeit der dunkeln Rasse spricht sich besonders klar in den sozialen Verhältnissen aus. Fast überall sind an die Stelle der sozialen Einheiten, der Sippen und Familien, die örtlichen getreten, die Dorfschaften und Dorfstaaten; auch der mit dem Sippenwesen eng verbundne Totemismus ist nur in Spuren erhalten. Infolgedessen regieren auch nicht mehr die Sippenhäupter, sondern erbliche Häuptlinge, die als Rest der ältern Verfassung meist eine Art Kronrat umgibt. Die zweite auffallende Erscheinung ist die, daß Westafrika mit Einschluß des Kongobeckens ein besondres, vom übrigen Afrika in vieler Beziehung zu unterscheidendes Kulturgebiet bildet. Am einfachsten führt man diese von L. Frobenius eingehender untersuchte Erscheinung wohl auf den Umstand zurück, daß der Westen eine ausgesprochne Zone des Hackbaus ist, während in den andern Gebieten die Viehzucht vorwaltet. Dem entsprechend sehen wir in Westafrika mit Vorliebe Pflanzenstoffe, im übrigen Afrika tierische Erzeugnisse verwendet: der Gras- und Palmfasertracht des Westens steht die Ledertracht, den Holz- und Rohrschilden der Fellschild, dem mit pflanzlichen Fasern bespannten Bogen der Bogen mit Tiersehne gegenüber. Auch manche andre Eigentümlichkeiten, wie die Geheimbünde und Masken, haben sich in dem von Völkerströmungen weniger bewegten Westen erhalten oder entwickelt, während sie im übrigen Afrika fehlen.

2. Die Hottentotten und Zwergvölker.

Gilt es, die Geschichte eines ganzen Erdteils zu schreiben, der zunächst als geographische Einheit betrachtet sein will, dann ist es naturgemäß, auch in den einzelnen Abschnitten den geographischen Grundgedanken voranzustellen, also von den Wohnsitzen der Völker auszugehen und nicht von ihrer ethnologischen Eigenart. Wenn gleich anfangs von diesem Grundsatze, der im übrigen nach Möglichkeit durchgeführt werden soll, zu gunsten einer bestimmten Völkergruppe abgewichen wird, wenn Stämme zusammenfassend behandelt werden, von denen einige im westlichen Südafrika, andre im Kongobecken, an den ostafrikanischen Seen und im Hinterlande von Kamerun und Gabun sitzen, so müssen schwerwiegende Gründe diese Ausnahme rechtfertigen. Thatsächlich liegen die Dinge so, daß wir es mit tiefen und umfassenden Fragen zu thun haben, die im Zusammenhang erörtert werden müssen; und da überdies gerade diese Probleme sich unmittelbar auf die Urgeschichte des Erdteils beziehen, so ist es wohl auch gerechtfertigt, sie an die Spitze der geschichtlichen Darstellung zu setzen.

Südafrika selbst ist sicher seit langer Zeit bewohnt. Das beweisen die zahlreichen Spuren einer ältern Bevölkerung, die Steinwaffen namentlich, unter denen gewisse Formen an die Steinkeulen Neuguineas erinnern, ferner die Haufen von Muschelschalen und Küchenabfällen

an den Küsten. Man hat sogar den Versuch gemacht, zwei Abschnitte in der Steinzeit Südafrikas zu unterscheiden. Leider ist es vorderhand unmöglich, die Ergebnisse dieser Funde mit den Zuständen der Gegenwart zu verknüpfen und darüber klar zu werden, ob die Vorfahren der heutigen Bewohner Südafrikas oder andre Völker diese Reste hinterlassen haben.

Wie die Steppen- und Wüstenländer Nordafrikas, so ist oder war auch das wasserarme, der gemäßigten Zone angehörige Südende des Erdteils teilweise von einer hellfarbigen, den Negern in vieler Beziehung unähnlichen Bevölkerung bewohnt, die gegenwärtig von europäischen Ansiedlern größtenteils verdrängt oder durch Mischung umgebildet ist. Zwei Stammesgruppen sind hier zu unterscheiden: das Hirtenvolk der Hottentotten und die als Jäger umherschweifenden Buschmänner. Beide sind leicht voneinander zu sondern: der Hottentotte ist mittelgroß, der Buschmann zwerghaft; die Sprachen sind zwar offenbar verwandt, zeigen aber doch beträchtliche Unterschiede, und der Kulturbesitz ist nicht derselbe. Trotzdem bleibt die Thatsache einer Verwandtschaft im echtesten, nämlich rein anthropologischen Sinne bestehen; sie tritt in der Bildung des Kopfs, in der hellen Farbe und Faltigkeit der Haut und in andern Ähnlichkeiten (Fettsteiß, Hottentottenschürze; vgl. S. 410) zu Tage und verleugnet sich auch nicht in der Sprache mit ihrer Überfülle von Schnalzlauten.

Nun ist es in neurer Zeit gelungen, an zahlreichen Punkten Mittelafrikas zwerghafte Volksstämme mit heller Hautfarbe zu entdecken, die meist versteckt in den Urwäldern hausen und, wie die Buschmänner, der primitivsten Kulturschicht der „Sammler", „niedern Jäger" oder „unsteten Völker" angehören. Sprachlich haben sie sich meist den umwohnenden Bantuvölkern angepaßt; aber die anthropologischen Merkmale, zu denen bei den am besten untersuchten Akka auch die Faltigkeit der Haut hinzutritt, lassen uns kaum daran zweifeln, daß wir hier Verwandte der Buschmänner und damit auch der Hottentotten vor uns haben, daß also die hellen Südafrikaner und die Zwergvölker eine gemeinsame Rasse bilden.

Wenn wir Teile eines ursprünglichen Volksganzen eingesprengt zwischen den Angehörigen andrer Stämme und Rassen finden, dann stehen wir zweifellos vor den Ergebnissen geschichtlich wichtiger Vorgänge, die aber aus der bloßen Thatsache noch keineswegs klar zu Tage treten. Diese Zersplitterung, wie sie die Zwergvölker vor allem zeigen, kann sehr verschiedne Ursachen haben, von denen entweder nur eine einzige oder mehrere zusammen die Erscheinung bewirkt haben; nur das eine ist klar, daß Wanderungen und Verschiebungen vorgekommen sein müssen, bei denen die zersplitterten Völker ebensogut eine leidende wie eine handelnde Rolle gespielt haben können. Stürmt eine Woge erobernder Völker vorwärts und bemächtigt sich des Gebiets, das ein andrer Stamm bewohnt, dann bleiben leicht Reste der Besiegten in schwer zugänglichen Teilen ihres Landes zurück, während die Hauptmasse hinausgedrängt wird und sich neue Wohnsitze sucht. Dieser Vorgang ist gerade in Afrika sehr häufig. Allein nicht selten ist auch eine andre Art der Entwicklung, die Kolonienbildung. Auf friedlichem Wege dringen Gruppen eines benachbarten Volksstamms in ein nicht allzu dicht besiedeltes Land und gründen neue Wohnsitze, die nun ebenfalls zerstreut im Gebiet eines fremden Volks liegen, aber einer aktiven Wanderung ihr Entstehen verdanken. Besonders geneigt werden die unsteten Jäger- und Pariastämme zu einer derartigen Art des Eindringens sein. Auch Europa hat noch in geschichtlicher Zeit das indische Pariavolk der Zigeuner sehr wider Willen in dieser Weise unter seine Bewohner mit aufgenommen; und noch in neuester Zeit sehen wir in Norwegen die rentierzüchtenden Lappen sich südwärts zwischen die ansässigen norwegischen Bauern eindrängen, trotz der wenig freundlichen Aufnahme, die sie bei diesen finden.

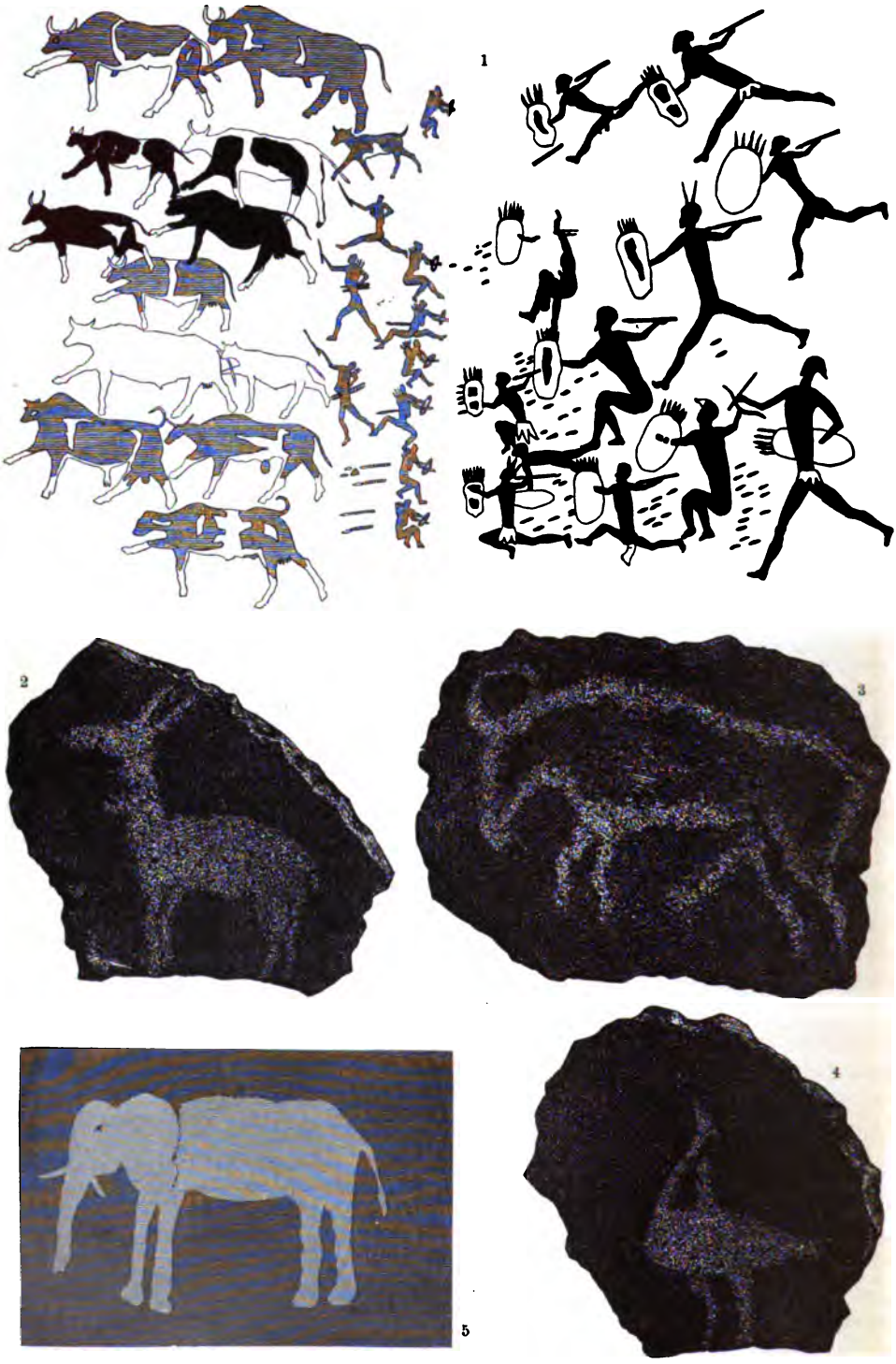
Erklärung der umstehenden Buschmannzeichnungen.

„Kein Stamm in Südafrika bis tief nach Zentralafrika", sagt Emil Holub, „hat so viele und wahre Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Gesteins entwickelt wie der Buschmann. Seine Langeweile hat er sich mit Steinausmeißelungen vertrieben, die mit Steinwerkzeugen ausgeführt wurden, und mit diesen seine ureinfachsten Wohnsitze verherrlicht, seinen Kunstsinn bewiesen und sich Denkmäler gesetzt, die alles überdauern werden, was die übrigen hier lebenden Stämme geleistet haben." Auf Schritt und Tritt begegnet man an einigen Stätten, die jetzt oder früher von Buschmännern bewohnt gewesen sind, ihren Darstellungen: an den Felsblöcken, die am Wege liegen, an Höhleneingängen oder an steilen Felswänden, und diese Stätten reichen von der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung durch die ganze Kapkolonie hindurch bis weit über den Oranjefluß hinüber. Diese Felsritzeleien übertreffen die der Indianer und der Australier an Ausdehnung, an Vielseitigkeit und Geschicklichkeit. Wie in Australien sind sie entweder in roter und gelbbrauner Ockerfarbe, denen Schwarz und Weiß sich gesellen, auf den hellen Felsengrund aufgemalt oder aus weichem, dunkel angelaufnem Felsen mittels eines härtern Steines innerhalb ihrer Umrisse vertieft herausgekratzt oder endlich in harten Stein gemeißelt. Am häufigsten sind Einzeldarstellungen von afrikanischen Tieren, wie Straußen, Elefanten, Giraffen, Rhinozerossen, Quaggas, Pavianen und verschiednen Antilopenarten, denen sich auch zahme Rinder und aus neurer Zeit Pferde und Hunde gesellen. Auch Menschen sind abgebildet und Buschmänner, Kaffern und Weiße in ihrer verschiednen Gestaltung gut charakterisiert. Zu Tausenden und aber Tausenden finden sich die Tierdarstellungen bei einander. Dasselbe Tier wird manchmal, wie zur Übung, von derselben Hand reihenweise unzählige Male wiederholt; und manchmal fügen sich Tiere und Menschen zu Darstellungen von Jagden, Kämpfen, Kriegs- und Beutezügen zusammen.

Am bekanntesten ist durch Andrees Veröffentlichung die Darstellung (Fig. 1; auf die Hälfte verkleinert) geworden, die H. Dieterlen von der Pariser „Société des missions évangéliques" in einer Höhle kopiert hat, die zwei Kilometer von der Missionsstation Hermon entfernt liegt: Buschmänner haben Kaffern eine Rinderherde geraubt; die verschiedenfarbigen und scheckigen Rinder werden von drei Buschmännern nach links weggetrieben; die Kaffern stürmen, mit Schilden und Assagaien bewaffnet, hinter den Räubern her, die sich teilweise umwenden, um ihre Feinde mit einem Hagel von vergifteten Pfeilen zu überschütten. Wie deutlich ist der Gegensatz der langen, dunkeln Kaffern zu den kleinen, hellen Buschmännern ausgedrückt! Wie gut sind die laufenden Rinder charakterisiert! Wie trefflich und lebendig wird der ganze Vorgang veranschaulicht! Aber von Licht und Schattengebung und von perspektivischem Zusammenschluß ist hier so wenig die Rede, wie auf den Darstellungen der Australier. Auch allen übrigen abgebildeten oder nach Europa gelangten Darstellungen dieser Art gegenüber müssen wir annehmen, daß die Berichte Thomas Joseph Hutchinsons und Karl Gotthilf Büttners über perspektivische Buschmännerzeichnungen auf Mißverständnis beruhen. Die Einzeltiere sind, silhouettenhaft hingestrichen, streng in der Seitenansicht dargestellt. Schon die Stücke, die durch Holub ins Wiener Hofmuseum (Fig. 2—4) und in die Karlsruher Sammlung gekommen sind, genügen, uns hiervon zu überzeugen.

Leider war die Zahl der Reisenden klein, die sich um solche Dinge kümmerten; und daß die Buren nicht viel Verständnis dafür hatten, ist leicht zu begreifen. Als Gustav Fritsch solche Buschmann-„Schilderijen" bei Key-Poort (vgl. Fig. 5) zu sehen wünschte, konnte er zwar nicht bei dem nächstwohnenden Bur, wohl aber bei einem klugen Kaffern der Nachbarschaft Erkundigungen über ihren Ort einziehen. Über das Alter dieser Zeichnungen ist etwas Bestimmtes gar nicht zu sagen; daß man die Darstellungen, worin kein Europäer oder kein europäisches Haustier vorkommt, vor die Zeit der Niederlassung der Europäer, also etwa vor den Beginn des 17. Jahrhunderts, zu setzen habe, während die andern nach dieser Zeit fielen, das wäre ein voreiliger Schluß. Als ob diese Buschmänner unter dem Zwange gestanden hätten, die Gestalten der Europäer und sogar ihrer tierischen Begleiter von dem Augenblick an zu verewigen, wo sie sie zum erstenmal erblickten! Übrigens hat es geraume Zeit gedauert, bis die Europäer von ihren ersten Niederlassungen in der Tafelbai sich so tief landeinwärts zogen, um auch mit den mehr binnenwärts wohnenden Buschmännern in häufigere Berührung zu kommen.

(Nach: Karl Woermann, Die Kunst aller Zeiten und Völker, Band I; Richard Andree, Das Zeichnen bei den Naturvölkern, im XVII. Bande der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien; Friedrich Ratzel, Völkerkunde, 1. Auflage, Band I.) Vgl. auch: Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur.



Buschmannzeichnungen.

(Nach R. Andree, E. Holub und G. Fritsch.)

A. Die Wohnsitze und die Lebensweise der Hottentotten und Zwergvölker in der geschichtlichen Zeit.

Um zu erfahren, welche Vorgänge sich in der Vorgeschichte der Hottentotten und Zwergvölker abgespielt haben, müssen wir einen Blick auf die Wohnsitze und die Lebensweise dieser Stämme werfen, wie sie ihnen bei ihrem Eintritt in den Lichtkreis der europäischen Forschung eigen waren.

Die Hottentotten oder Koi-koin, wie sie sich selbst nennen, bewohnten zur Zeit ihrer Entdeckung den größten Teil des heutigen Kaplands. Die Ostgrenze gegen das Kaffernland bildete damals der Kai-(Kei-)Fluß; weiter nördlich reichte das Gebiet der Hottentotten ostwärts bis zu den westlichen Teilen des „Oranje-Freistaats". Schon damals wohnten einzelne Stämme nördlich vom Oranjefluß in Lüderitzland (Deutsch-Südwestafrika), ohne daß sich eine genaue Abgrenzung gegen Norden hin geben ließe. Es war ein ausgesprochnes Hirtenvolk, das in allen diesen Gebieten hauste, reich an Rindern, Schafen und Ziegen, ohne Kenntnis des Ackerbaus und der Töpferei, aber wohlbekannt mit der Kunst, Eisen zu schmelzen und zu schmieden.

Ganz anders die Buschmänner oder San. Ihre Wohngebiete fielen teilweise mit denen der Hottentotten zusammen, da fast überall zwischen den Siedlungen der letztern kleine Buschmannbanden nomadisierend umherstreiften, zuweilen in einer Art Hörigkeit zu den Viehzüchtern, meist aber als bitter gehaßte und verfolgte Räuber und Viehdiebe (s. die beigeheftete Tafel „Buschmannzeichnungen"). In ganz ähnlicher Weise mischten sich im Osten des Steppengebiets bis zu den Randgebirgen hin Sanstämme unter die nigritischen Südafrikaner, vor allem die Betschuanen; als reines Buschmannsgebiet ist die Kalahariſteppe bis hinauf zum Ngamisee zu bezeichnen. Die Buschmänner sind ein unstetes Volk, das auf beständigen Wanderungen die ärmlichen Gaben seiner Heimat sammelt und Jagd auf das Wild der Steppe, ebensogern aber auf die Viehherden der Hirtenstämme und neuerdings der europäischen Ansiedler macht, arm an Kulturbesitz, reich nur an Ausdauer und Bedürfnislosigkeit.

Buschmannähnliche Stämme finden sich nun auch weiter im Norden. Da sind zunächst die Mucassequere (Mucassiquere) zu nennen, ein waldbewohnendes, hellfarbiges Jägervolk im Hinterlande von Benguella, das neben den nigritischen Ambuella haust, ohne sich indessen mit diesen Ackerbauern zu mischen oder ihnen sonst näher zu treten. In Lebensweise, Körperbau und Kulturbesitz ähneln sie den eigentlichen Buschmännern durchaus.

Die Zwergvölker im engern Sinne bewohnen einen breiten, quer durch Mittelafrika streichenden Gürtel, der ziemlich genau mit der Verbreitung der geschloßnen Waldgebiete zusammenfällt und überall dort unterbrochen ist, wo der Wald in die lichtere Savannenlandschaft übergeht. Nur in Ostafrika finden wir eine bedeutsame Ausnahme in den Völkchen der Wanege und Wassandaui, die Oskar Baumann zuerst besucht und geschildert hat. Die Wanege sind ein kleinwüchsiges Jägervolk, das im Steppengebiete südlich vom Eyassisee umherschweift; die Wassandaui aber, in deren Namen vielleicht noch die nationale Bezeichnung San nachklingt, sind ein seßhaft gewordner Zweig des Stamms. Beide sprechen eine besondre, von den Bantudialekten vollkommen abweichende Sprache, die reich an Schnalzlauten ist, sind aber im übrigen, namentlich im Kulturbesitze, stark von ihrer Umgebung beeinflußt; doch erinnert z. B. die Bestattungsweise der Toten auffallend an das bei den Hottentotten übliche Verfahren.

Robert Needham Cust ist geneigt, noch andre Stämme Ostafrikas als Reste einer buschmannartigen Bevölkerung zu deuten, so die von Joseph Thomson erwähnten Wanena am

Fassen wir die Dinge in dieser einfachen Weise auf, so vermeiden wir eine Menge von Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, der von den gegebnen Thatsachen aus allzu kühn gleich an einen engen Zusammenhang der hellen Südafrikaner mit den Hamiten Nordafrikas denkt. Zwar ist der Versuch von Karl Richard Lepsius, ihn durch linguistische Ähnlichkeiten zu erhärten, aller Beachtung wert, obwohl er keineswegs allgemein überzeugend gewirkt hat; daß man ihn indessen hartnäckig festgehalten und ohne weitres eine Wandrung oder Verdrängung von Hamiten aus dem Norden bis zur Südspitze vermutet hat, beruht auf der eigentümlichen Stellung, die die Hottentotten innerhalb der hellen Südafrikaner und Zwergvölker einnehmen. Während nämlich die andern ausgesprochne unstete Jägervölker sind, ist der Hottentott ein ebenso ausgesprochner Viehzüchter mit einem vergleichsweise reichen Kulturbesitz. Es scheint ungemein klar, daß er diese Besitztümer aus dem Norden mitgebracht haben müsse.

Diese Behauptung steht im denkbar grellsten Widerspruche zu den Ergebnissen der vergleichenden Völkerkunde, die hier das entscheidende Wort zu sprechen hat. In Wahrheit bilden in Bezug auf Kulturbesitz alle südafrikanischen Hirtenvölker, Hottentotten wie Neger, nahezu eine Einheit, sind wenigstens aufs engste verwandt. Einige Beispiele mögen das beweisen.

Die Tracht der Hottentotten und der Bantuvölker Südafrikas mit ihrem Hauptstücke, dem Karoß, ist bei beiden Volksgruppen durchaus ähnlich. Die hölzernen Gefäße der Hottentotten, die sie mit großer Geschicklichkeit zu fertigen verstehen, sind denen der Kaffern in Form und Ornamentik meist zum Verwechseln gleich. Dasselbe gilt von den Musikinstrumenten. Die Viehzucht beider Rassen umfaßt die gleichen Tiere und wird nach ganz ähnlichen Grundsätzen betrieben. Die Schmiedekunst ist beiden bekannt. Die Staatsform der Hottentottenstämme entspricht in der Hauptsache jener der nigritischen Nachbarn.

Da nun alle bisher aufgezählten Dinge und Einrichtungen den Buschmännern durchaus fehlen, so dürfen wir mit Recht vermuten, daß die höhre Kultur der Hottentotten von den benachbarten Negerstämmen, insbesondere den Kaffern, herstammt. War diese Übertragung gleichzeitig mit einer Zumischung nigritischen Bluts verbunden, dann erklärt sich auch vollkommen der anthropologische Unterschied zwischen Hottentotten und Buschmännern, besonders der höhre Wuchs jener. In Ostafrika wäre übrigens auch ein kleiner Zuschuß semitischen Bluts nicht undenkbar gewesen. Dabei sind die Hottentotten nicht bloß Nehmer gewesen, sondern haben auch ihrerseits die Kaffern beeinflußt. Einige mythische Gestalten der letztern entstammen unbedingt dem hottentottischen Sagenschatze, wie durch die sprachliche Umwandlung der Worte bewiesen wird; auch die Sitte der Fingerverstümmlung aus abergläubischen Gründen ist diesen Weg gegangen, wie denn überhaupt bei Berührungen zweier Rassen gerade die schwächre oft als die zauberkräftigere gilt und auf diese Weise das Geistesleben der andern beeinflußt.

Was aber anderseits die Hottentotten von den viehzüchtenden Negerstämmen scheidet, das sind keine Eigentümlichkeiten, für die wir Ähnlichkeiten im fernen Nordafrika und Westasien zu suchen haben — es sind nichts weiter als die allerursprünglichsten, Hottentotten und Buschmännern gemeinsamen Züge. Vor allem ist der Hottentott kein Ackerbauer, wie der Kaffer, sondern verschafft sich seine spärliche Pflanzenkost ganz nach Art der Buschmänner, indem er mit dem steinbeschwerten Grabstocke die Erde nach eßbaren Wurzeln durchwühlt; ebensowenig hat er die Leidenschaft für die Jagd verloren, die sogar häufig, da er sich, wie die meisten Nomaden, nur schwer zum Schlachten eines Stückes Vieh entschloß, den Hauptteil seiner Nahrung liefern mußte. In seiner Bewaffnung vereinigt er das Arsenal des Buschmanns mit

dem des Kaffern. Der geistige Hauptcharakterzug des Volks, der unzerstörbare verhängnisvolle Leichtsinn, einigt den Hottentotten vollends mit dem Buschmann und ist das Erbteil der unsteten, dem Glück und Zufall vertrauenden Lebensweise seiner noch unbeeinflußten Vorfahren.

C. Die geschichtlich erkennbaren Schicksale der Hottentotten.

Die Umbildung der Hottentotten zu einem Hirtenvolke hat offenbar im östlichen Afrika stattgefunden; vielleicht erklärt sich auch aus dem Heranwachsen in diesen reichern Gebieten die verhältnismäßig günstige körperliche Entwickelung des Volks. Bantuvölker waren ihre Lehrmeister, aber bald auch ihre Bedränger. Noch in geschichtlicher Zeit hat es Reste der Hottentotten in Natal gegeben (vgl. oben, S. 417), während die Masse des Volks schon jenseit des Kaiflusses wohnte und bald bis zum Großen Fischfluß zurückgedrängt wurde. Vor diesen Wanderungen war das westliche Kapland, in dem sich nun die Hottentotten zusammendrängten, während sie teilweise sogar schon über den Oranje nach Norden auswichen, im Besitze der Buschmänner gewesen, die noch zur Zeit der europäischen Besiedlung in zahlreichen Banden das Land durchstreiften und meist in blutige Kämpfe mit den Hottentotten verwickelt waren.

In diesem Zustande befanden sich die Hottentotten und Buschmänner, als die ersten holländischen Kolonisten ihren Fuß auf den Boden Südafrikas setzten (1602). Während ihnen in diesen Europäern ein neuer furchtbarer Gegner in ihrer westlichen Flanke erschienen war, setzten im Osten die Kaffern ihr Vordringen unerbittlich, wenn auch damals mehr auf friedlichem Wege, fort.

Vor dem Jahre 1652, wo Jan van Riebeek an der Tafelbai eine holländische Niederlassung anlegte, waren die Hottentotten nur in flüchtige und meist unfreundliche Berührung mit Europäern gekommen; der erste portugiesische Vizekönig von Indien, Don Francesco d'Almeida, hatte am 1. März 1510 sein Leben zu Saldanha bei einer Landung am Kap eingebüßt. Auch mit den neuen Ansiedlern (boers, Buren) kam es bald zu Mißhelligkeiten und schließlich zum offnen Kriege (1659). Allmählich vermochten die Holländer ihre Gegner zurückzudrängen, zum Teile durch wenig rühmliche Mittel. Der Leichtsinn der Hottentotten und die Feindseligkeit der einzelnen Stämme gegeneinander waren dabei ihre besten Bundesgenossen; so brach im Jahre 1680 ein Krieg zwischen den Namaqua (vgl. S. 420) und den Griqua (S. 422) aus, bei dem sich die letztern, geschlagen, unter den Schutz der Kolonisten stellten.

Die Geschichte der Kämpfe zwischen Hottentotten und holländischen Ansiedlern ist nicht reich an großen Ereignissen; ohne daß die Macht der Hottentotten mit einem Schlage vernichtet wird, sehen wir sie nach und nach zurückgehen und in einer Weise verschwinden, die man nicht Ausrottung, sondern eher Auffaugung und Verschmelzung nennen kann. Aber als die Hottentotten zurückwichen und die Ansiedler mit ihren Herden sich nach dem Innern ausbreiteten, zeigte sich ein neuer Feind, der das Vieh der Holländer als ebenso gute Beute betrachtete, wie das der eingebornen Hirtenstämme: die Buschmänner (bosjesmans) verschwanden nicht so rasch wie die Hottentotten, in deren Gebieten sie als räuberische und verhaßte Gegner gelebt hatten, sondern hielten stand. Es gelang ihnen bald, den unauslöschlichen Haß der Ansiedler auf sich zu laden. Mit den Hottentotten verhandelte man und lebte zeitweise friedlich neben ihnen — gegen die Buschleute aber tobte ein unerbittlicher Kampf, ein blutiger und grausamer Vertilgungskrieg. So vollendete sich in verhältnismäßig kurzer Zeit das Schicksal der beiden verwandten Volksstämme im eigentlichen Kaplande: die Hottentotten verarmten, verloren ihren Stammesverband und mischten sich mehr und mehr mit den Ansiedlern, während die Buschmänner ausgerottet oder nordwärts über den Oranje gejagt wurden.

In der That wandte sich schon früh die Aufmerksamkeit der Kolonisten einem neuen, gefährlichern Gegner zu, den Kaffern, mit denen man schon im Jahre 1688 zum erstenmal im Innern zusammengetroffen war. Die damaligen Beziehungen zwischen Hottentotten und Kaffern scheinen leidlich freundschaftlich gewesen zu sein, obwohl die letztern beständig im Vorrücken begriffen waren und einzelne Abteilungen bereits über den Sonntagsfluß hinausschweiften. Die Folge dieser friedlichen Einwanderung war, daß Hottentotten und Kaffern im Grenzgebiete zu neuen Mischstämmen verschmolzen. Im Jahre 1737 begannen die feindlichen Zusammenstöße zwischen Kaffern und Holländern, die insofern auch für die Geschichte der Hottentotten von Bedeutung sind, als die unsichern Verhältnisse im Grenzland auch zur Bildung hottentottischer Banden oder Stämme führten, die eine Zeitlang mit den Waffen in der Hand ihre Unabhängigkeit behaupteten; ohnehin war der hier ansässige hottentottische, etwas mit Kaffern gemischte Stamm der Gonaqua verhältnismäßig kräftig und freiheitsliebend. So gelang es dem Häuptling Ruyter am Fischflusse, sich um 1780 eine Gefolgschaft zu sammeln und mehrere Jahre allen Angriffen Trotz zu bieten; mit demselben Glücke hielten sich um 1793 die Brüder Stuurman längere Zeit unabhängig. Schon die Namen dieser Führer deuten darauf hin, daß wir hier keine reinblütigen Hottentotten mehr vor uns haben.

Inzwischen brach die holländische Herrschaft zusammen, und England besetzte 1795 zum ersten Male, 1806 endgiltig das Kapland. In dieser englischen Zeit sind die Hottentotten des Kaplands von keiner geschichtlichen Bedeutung mehr und leisten nur mittelbar noch im Solde der Regierung wichtige Dienste während der verschiednen Kaffernkriege; die Buschmänner sind nahezu ausgerottet. Was von Hottentotten in Kapland noch vorhanden ist, findet sich hauptsächlich in den verschiednen Reservationen, deren größte im Distrikt Fort Beaufort ursprünglich als Schutzwehr gegen die Einfälle der Kaffern errichtet worden war. Im Norden aber bleibt ein Teil des Volks noch ein Jahrhundert unabhängig und durchlebt ein Zeitalter langdauernder und nicht unrühmlicher Kämpfe.

Hier im Norden der Kapkolonie wohnten die Namaqua (Naman, Nama), die mit ihrer Hauptmasse südlich vom Oranje, aber doch schon zur Zeit der Entdeckung nordwärts bis zur Höhe von Angra Pequena seßhaft waren. Ob sie bereits damals bestrebt gewesen sind, sich auszudehnen, oder ruhig in ihrem Gebiete verharrt haben, ist unbekannt. Die südliche Hälfte des Stamms, die schon im Jahre 1661 mit den Holländern in Beziehungen getreten war, verlor rasch ihre Eigenart und Sprache und nahm eine nicht unbeträchtliche Menge europäischen Bluts in sich auf; die nördliche Gruppe wurde dagegen nur wenig von diesen Einflüssen berührt. Dieses Volk nun, von Süden her durch die Holländer beständig beunruhigt, geriet in lebhafte Bewegung, als es in dem Häuptling Christian Jager oder Afrikaner einen energischen Führer fand. Bald nach Süden, bald nach Norden richtete Christian Afrikaner seine Angriffe und Raubzüge; als die Korana-Hottentotten, die im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts den Oranjefluß abwärts zogen, in den Bereich seines Stamms kamen, schlug er sie blutig zurück. Den geringsten Widerstand fand er indessen im Norden, wo das Hirtenvolk der Herero (Ova-Hérero) sich ausgebreitet hatte und nun von den Hottentotten beraubt und geknechtet wurde. Bis nach dem Ovamboland und über den Kunene hinüber dehnten sich die Plünderungszüge der Namaqua, die sich allmählich in ein leichtbewegliches Reitervolk umgebildet hatten.

Unabläßige Kämpfe und Räubereien bezeichnen die Herrschaft Jonker Afrikaners, eines Sohns von Christian (1836—62): er überwältigte die Herero völlig und gebot zu Windhoek und Okahándja über Nama, Damara und (seit 1861) Ondónga-Ovambo. Unter seinem

Nachfolger Christian brach diese Herrschaft großenteils wieder zusammen. Aufgereizt durch den schwedischen Reisenden Karl Johan Anderſſon, dem 1864 in einer solchen „Schlacht" das Bein zerschmettert ward, griffen die Herero zu den Waffen; Christian fand in diesen Kämpfen seinen Tod. Den schwersten Stoß erlitt die Hottentottenherrschaft, als unter Christians Bruder Jan Jonker Afrikaner sich der mächtigste unter den Hererohäuptlingen, Ka-Mahárero (Kamaherero), Ka-Tjamuahas Sohn, Gewehre und Munition verschaffte und im allgemeinen mit Glück gegen die Namaqua kämpfte. Damals machte sich bereits der Einfluß der deutschen Missionare (namentlich Hugo Hahns) geltend: sie vermittelten 1870 zu Okahándja den Abschluß eines Friedens, demzufolge Jan Jonker in Zukunft Windhoek als Wohnsitz erhalten und alle Feindseligkeiten gegen die Herero unterlassen sollte. Indes hielt Jan Jonker nicht lange Ruhe, da die eigentümlichen kommunistischen Besitzverhältnisse im Grenzlande Reibereien fast unvermeidlich machten; ein neuer Kampf entspann sich, und diesmal wurde Jan Jonker so gründlich geschlagen, daß er fortan alle Bedeutung verlor.

Indes war es klar, daß nur das Eingreifen einer stärkern Macht die beständigen Kriege hindern konnte. Jan Jonker war kaum von der Bühne verschwunden, als in dem Häuptling Moses Witbooi ein neuer Gegner der Herero auf dem Plan erschien, der das Land abermals auf Jahre hinaus nicht zur Ruhe kommen ließ. Eine wirkliche Unterwerfung der Herero glückte auch ihm nicht mehr; vielmehr holte er sich einige empfindliche Niederlagen und verlor die Führung der Hauptmacht seines Stamms, die nun sein Sohn übernahm. Mit diesem, Hendrik Witbooi, trat eine noch unruhigere Persönlichkeit an die Spitze, ein Fanatiker, der seine Anhänger durch mystisch-religiöse Vorstellungen zu hoher Begeisterung zu entflammen wußte. Wir haben hier einen jener Fälle ungewollter Wirkung der christlichen Propaganda auf Eingeborne, wie sie auch in andern Gebieten der Erde beobachtet worden sind. Indessen sollten seine Raubzüge zunächst durch den kräftigen Widerstand der Herero und dann durch das Eingreifen der deutschen Regierung allmählich ihr Ende finden. Im Jahre 1884 unternahm Hendrik Witbooi einen Zug in das Gebiet der Herero, gerade zu der Zeit, wo an der Küste die ersten deutschen Besitzergreifungen stattfanden; als er 1885 wiederkehrte, erlitt er eine schwere Niederlage durch die Herero, und gleichzeitig stellte sich Kamaherero selbst unter deutschen Schutz. Wie sich dann noch lange ein ärgerlicher Zustand der Verwirrung und Schwäche hinzog, wie nach dem Tode Kamahereros (1890) Witboois Raubzüge immer verwegner wurden, wie er sich in seiner Feste Hornkranz einen Stützpunkt schuf, bis dann endlich Deutschland kräftiger vorging, Hornkranz am 12. April 1893 erstürmt und zuletzt Hendrik Witbooi am 9. September 1894 zur bedingungslosen Unterwerfung gezwungen wurde, das gehört bereits der deutschen Kolonialgeschichte an.

In alle diese Kämpfe waren auch die Bergdamara hineingezogen worden. Sie bewohnen zusammen mit den Herero das Damaraland, das sie schon vor der Ankunft ihrer jetzigen Nachbarn gemeinsam mit Buschmännern besiedelt haben mögen. Am richtigsten faßt man sie wohl als ein hottentottisch-nigritisches Mischvolk auf, das wenig originelle Züge bewahrt hat, in seinem Aussehen mehr den Negern, in seiner Sprache den Hottentotten zuneigt, während die Lebensweise an die der Buschmänner erinnert. Als selbständige Macht sind sie in den Hottentottenkriegen niemals aufgetreten, sondern nur als Hilfstruppen.

Außer den Namaqua verdienen noch zwei andere Hottentottenstämme Erwähnung, die im Norden des Kaplands und nördlich vom Oranje seßhaft geworden sind: die Korana und die Griqua. Die Korana, von Anfang an weit im Innern wohnhaft, kamen erst spät in Berührung mit den Europäern, obwohl sie längre Zeit Neigung zeigten, das Gebiet ihrer

Wanderungen nach Süden hin auszudehnen. Durch das Vordringen der Kolonisten sind sie in ihren alten Sitzen auf beiden Seiten des mittlern und obern Oranje festgehalten und mehr und mehr eingeengt worden; ein Versuch, flußabwärts das Wohngebiet zu erweitern, wurde von den Namaqua blutig vereitelt. Seitdem ist das Volk, in zahlreiche kleine Stämme zersplittert, in hoffnungslosem Verfall.

Ähnlich, wie die Namaqua nach Norden ausbrachen, entzogen sich die stark mit europäischen Bestandteilen gemischten Griqua (vgl. S. 419) durch einen Rückzug nach Nordosten dem Andrängen der Kolonisten. Sie waren eine Verbindung verschiedner Stammestrümmer, deren einer schließlich (1813) dem Ganzen seinen Namen gab. Ein Teil, jetzt schlechtweg als Bastaards bezeichnet, blieb in den Karroobergen zurück. Die Hauptmasse unter Führung des Häuptlings Adam Kok, eines freigelassnen Negersklaven von der Moçambiqueküste, überschritt 1810 den Oranje ein wenig unterhalb der Vaalmündung und gründete einen „Freistaat". Im Jahre 1820 lebten die Griqua, in drei Stämmen unter den beiden Kok und Berend, von Daniels Kuyl an bis zum Rietfluß. Als 1822 Nikolaus Waterboer in Griquatown gewählt wurde, zogen viele Griqua weg und schlossen sich andern Stämmen an; ein zweiter Auszug unter Buys, der sich nach den Bergen an der Grenze der Kapkolonie richtete, erzeugte die „Bergenaers". Im Jahr 1826 wandten sich Adam Koks Griqua, unterstützt durch zahlreichen Zuzug aus Namaqualand und andern Gegenden, nach der von den Kaffern verwüsteten Buschmannkolonie Philippolis. Seit 1834 bezog der Griquahäuptling britische Hilfsgelder; und 1848—53 stand das Volk unter englischer Oberherrschaft.

Bald nach der 1854 erfolgten Wiederanerkennung des Oranje-Freistaats wurden die östlichen Griqua durch die Regierung dieser Republik immer mehr bedrängt und wanderten schließlich, nachdem schon vor Livingstones Zeiten und dann namentlich 1859 von Einzelnen unternommne Versuche, nordwärts weiter zu wandern und den Ngamisee oder den Sambesi zu erreichen, in der Gesamtheit gescheitert waren, 1862 über die Drakenberge hinüber nach „Nomansland" in Kaffraria aus; als um diese Zeit (1861) der von den Sulu bedrohte Amapondohäuptling Faku seine Rechte an England abgetreten hatte, verteilte dieses den von den dort wohnenden Pondomisi, Baka und Xesibi noch nicht besetzten Boden an Adam Koks Griqua, Basuto und Fingo. Dies Gebiet, dessen Hauptort Kokstad in seinem Namen noch heute an den einstigen Führer erinnert, wurde als „Ostgriqualand" 1876 mit der Kapkolonie vereinigt.

Währenddessen hatten auch die durch den untern Vaalfluß von ihren Brüdern getrennten westlichen Griqua unter den fortgesetzten Einwanderungen von Kapburen gelitten, und Kämpfe zwischen Buren und Griqua waren nichts Seltnes (z. B. 1843). Endlich erreichte es England, daß ihm am 27. Oktober 1871 der Häuptling Waterboer sein Gebiet, das seit 1867/68 durch die Entdeckung der Diamantfelder am untern Vaal und bei Kimberley riesig an Wert gewonnen hatte, abtrat, ohne den Einspruch der sich auf den deutschen Kaiser berufenden Oranjeburen zu beachten. Nachdem 1876 die Ansprüche der Transvaalrepublik durch eine Zahlung von 1,800,000 Mark abgefunden worden waren, wurde „Westgriqualand" 1880 ebenfalls eine Provinz der Kapkolonien.

Nach und nach ist überall ein friedliches Nebeneinanderwohnen der Hottentotten mit den europäischen Ansiedlern erreicht worden. Dem Schicksale des völligen Verschwindens aus der Geschichte entgehen die gelben Bewohner Südafrikas darum nicht, sie werden ihm nur langsamer verfallen: im Jahr 1867 z. B. regierte Nikolaus Waterboer nur noch über wenige Hundert Griqua. Nicht blutige Ausrottung, sondern die beständige Zumischung europäischen Bluts setzt ihrem nationalen Dasein ein Ziel.

3. Ostafrika.

Die mächtige Südhälfte Afrikas, das Heimatland der nigritischen Völker, wendet ihre breiten Flanken zwei Ozeanen zu, dem Atlantischen im Westen, dem Indischen im Osten. Verschieden wie die Art dieser Meere ist auch die Entwicklung der Küstenländer. Jahrtausendelang war der Atlantische Ozean in seinen südlichen Teilen nichts als die gewaltige Schranke, die das Gebiet der dunkeln Rasse von dem vereinsamten Amerika schied; seine Küsten waren Randgebiete der bewohnten Erde, ohne Anregung von außen her und auch vom Innern des Erdteils vielfach durch natürliche Schranken geschieden. Ganz anders das Meer, das die Küsten Indiens und Arabiens bespült: seit uralter Zeit kreuzen sich hier die Ausstrahlungen verschiedner Kulturen; und wenn auch Afrika selbst an seiner Ostküste keine Stätte höhrer Gesittung barg, so stand es doch den Einflüssen offen, die ihm von außen her in immer neuen Wellen zuströmten, und es gab zurück, was es zu bieten hatte, sein Elfenbein, sein Gold und seine Menschen. So ist *Ostafrika* die *aktive Seite* des Erdteils und schon darum einer zusammenfassenden Betrachtung wert. Von der Ostküste her wurde sicher der größte Teil jener Kulturkeime nach Afrika getragen, die sich im Innern in eigenartiger Weise entwickelt haben; hier war die Berührung mit der Außenwelt inniger und dauernder als an irgend einer andern Stelle des nigritischen Afrika. Viele dieser Einwirkungen sind geschichtlich bezeugt; andre gehören der Vorgeschichte an, und Aufgabe der Völkerkunde ist es, ihre Spuren zu enträtseln.

Allein hier zeigt sich gleich anfangs eine seltsame Erscheinung: dieses von fremder Kultur anscheinend so durchtränkte Ostafrika unterscheidet sich durchaus nicht zu seinem Vorteile von den übrigen Gebieten des Kontinents; ja die küstennahen Stämme sind *auffallend arm an Kulturbesitz*. Während wir auf Spuren fremder Kunstfertigkeit, auf Nachklänge semitischer und altindischer Gedankenwelt hoffen, sehen wir armselige Negerhorden ihr engbegrenztes Dasein führen, als ob nie eine Anregung höhrer Art in ihren Kreis gedrungen wäre. Erst weit im Innern, jenseit der großen Seen, entfaltet sich die Kultur der Neger zu einer gewissen Blüte; was im nächsten Hinterlande der Küste von fremdem Einfluß zu bemerken ist, stammt aus neuester Zeit und dient wenig zur Aufklärung über vergangne Zeitalter. Sehen wir von dem Charakter des Negers, der einer Fortbildung fremder Kulturkeime wenig günstig ist, als einer überall wirksamen Eigenschaft in diesem Fall ab, so bleiben zwei Ursachen übrig, denen wir die eigentümlichen Verhältnisse Ostafrikas zuschreiben müssen.

Einmal ist zu erwägen, daß *äußre Kultureinflüsse* auf niedrigstehende Völker ebenso leicht *zerstörend* wirken wie anregend. Die Kultur muß langsam aufgenommen, muß verdaut werden, wenn sie eine wahrhafte Förderung bedeuten soll; aber sie darf nicht übermächtig eindringen. Deshalb hat ja auch die europäische Bildung und Gesittung so unendlichen Schaden gestiftet und so viele hoffnungsvolle Keime zerstört, weil sie zu fremd und gewaltig den ursprünglichen Zuständen der Naturvölker gegenübertrat, in ihrer Größe unverständlich und nutzlos blieb. Jedes Kulturvolk ist in seiner Art ein großer Organismus, der durch Arbeitsteilung seine Kräfte vertausendfacht und seinen Angehörigen Anteil an der Arbeit aller übrigen verschafft, mag sie nun auf stofflichem oder geistigem Gebiete stattfinden. Jedes Naturvolk, das sich diesem kraftvollen Getriebe nähert, wird ihm angegliedert, wie man einer Maschine ein neues Rad oder einen neuen Kolben anfügt; es wird gezwungen, in seiner Art mitzuarbeiten, und es erhält seinen Anteil an den Erzeugnissen der Kultur. Aber bald zeigt es sich, daß es

von anderm Stoff ist als die übrigen Teile des Gesamtkörpers, daß es sich rasch abnutzt und nicht wie die andern durch die emsige Arbeit immer von neuem gestählt und gefestigt wird. Scheidet ein solch halbkultiviertes Naturvolk aus dem Triebwerke durch einen Zufall wieder aus, dann ist es wertloser als jemals vorher.

Derartiges spielt sich in der Gegenwart auch in Afrika ab. Von allen Seiten dringen europäische Kleiderstoffe, Waffen und Geräte nach Afrika ein, die sich der Neger für die Früchte seiner Ölpalmen, für den Kautschuk seiner Urwälder oder für Elfenbein verschaffen kann. Das bedeutet aber die Zerstörung der heimischen Gewerbe und Künste. Das Baumwollzeug verdrängt die Rindenstoffe und Gewebe der Neger, das Schießgewehr die Waffen, die sonst der Eingeborne zu schmieden verstand; und vor den Glasperlen des Handels verschwinden die einst so geliebten Schmucksachen. Die europäischen Waren bieten für alles dies freilich einen äußerlichen Ersatz. Aber nehmen wir an, daß die Einfuhr einmal vollkommen wieder aufhörte, dann wären jene von uns beeinflußten Stämme Afrikas völlig verarmt, zurückgeworfen weit jenseit der Grenze der Gesittung, die sie selbst bereits erreicht hatten; nur mühsam würden sie sich wieder einige der alten Kunstfertigkeiten aneignen und vielleicht von Nachbarvölkern lernen müssen, die einst tief unter ihnen standen. Von europäischer Kultur würde nach wenigen Geschlechtern auch der letzte Rest verschwunden sein.

Indem dieser Vorgang einen Rückschluß auf die Vergangenheit erlaubt, löst sich das Rätsel der ostafrikanischen Kulturlosigkeit einfach genug: die Stämme im Hinterlande der Küste sind von den Einwirkungen fremder Völker immer am unmittelbarsten getroffen und mit Kultur, wenn man so sagen darf, übersättigt worden. Anders verhält es sich mit den Bewohnern der eigentlichen Küste einerseits, mit den Stämmen tiefer im Innern anderseits. Die erstern haben freilich an jener Übersättigung ihren vollen Anteil; aber die fremden Kulturvölker haben ihnen mehr als ihre Waren gebracht: sie haben sich mit ihnen gemischt und ein neues, von den reinen Negern in vieler Hinsicht verschiednes Volk erzeugt. Die Stämme des Binnenlands dagegen haben, gerade weil die Kultur nur in geringem Grade zu ihnen gelangte, diese wenigen Anregungen vielleicht besser auffassen und organischer mit ihrem Dasein verschmelzen können, als dies die unmittelbaren Nachbarn der Küstenstriche vermochten. So werden wir, falls wir die Spuren fremder Einflüsse suchen, wohl daran thun, über das eigentliche Ostafrika hinauszublicken und auch das Innre des Erdteils schärfer ins Auge zu fassen.

Überdies erklärt ein zweiter Grund die Kulturarmut Ostafrikas. Der steppenhafte Charakter der Hauptmasse des Lands, der Mangel an Bewegungshindernissen und die eigentümlichen Verhältnisse im Norden und Süden des Gebiets begünstigen das Entstehen kriegerischer Hirtenvölker, die mit ihren Raubzügen Besitz und Leben der Ackerbauer bedrohen und schon mehrmals das weite Hochland verwüstend durchzogen und die Reste ältrer Kultur ausgerottet haben mögen. Gerade in der Gegenwart spielen sich Vorgänge dieser Art von neuem ab.

Immerhin sind es die Einwirkungen von außen, die wir am weitesten rückwärts verfolgen können; ja wir würden ohne Kenntnis dieser Vorgänge die innre Entwicklung Ostafrikas noch weniger verstehen können, als es ohnehin möglich ist.

A. Die Einwirkungen von außen in frühern Zeiten.

Die schwierigste unter den Fragen, die sich bei einem Überblick über die ältern Beeinflussungen aufdrängen, lautet: sind malaiische Einflüsse in Ostafrika wirksam gewesen? Bekanntlich ist ein Teil der Bevölkerung des nahegelegnen Madagaskar malaiischen Ursprungs,

und noch in geschichtlicher Zeit war es nichts Seltnes, daß madagassische Raubschiffe Sklaven von der ostafrikanischen Küste holten. Bedenkt man, welche Seegewandtheit und welcher Wagemut dazu gehörte, von Indonesien aus die Breite des Indischen Ozeans zu durchschiffen und diese Reise, die offenbar nicht nur einmal zufällig stattgefunden hat, mit der Absicht der Kolonisierung Madagaskars öfter zu wiederholen, dann scheint es beinahe selbstverständlich, daß auch die Küste des Festlands von den malaiischen Seefahrern erkundet und besucht worden ist. Die Frage ist nur, ob sie hier Niederlassungen gegründet haben, und ob Spuren ihres Einflusses erhalten sind. Die Beantwortung dieser Frage ist um so schwerer, als wir nicht einmal wissen, in welcher Zeit ungefähr die malaiischen Wanderfahrten stattgefunden haben mögen. Berücksichtigen wir ferner die Kulturöde Ostafrikas (vgl. S. 423), so sind wir gezwungen, diese Spuren nicht im Küstenlande, sondern weiter im Innern zu suchen. Nun findet sich freilich manches Auffällige, so die eigentümliche Verbreitung der Palmfaserstoffe, die im Kongobecken, sporadisch in Ostafrika und unter den Malaien Madagaskars in Gebrauch sind; thatsächlich scheint die Herstellung dieser Zeuge eine Kunst zu sein, die aus Indonesien stammt und von dort nach Madagaskar gebracht worden ist. Undenkbar wäre es gewiß nicht, daß die Technik durch malaiische Ansiedler den Ostafrikanern bekannt geworden und durch deren Vermittlung nach dem Kongobecken verbreitet worden ist, während sie in Ostafrika selbst unter den ungünstigern Verhältnissen größtenteils wieder verloren ging. Das wäre dann wenigstens eine Spur, die zu weitern Ergebnissen leiten kann. Es mag noch erwähnt sein, daß bei den Wasagara die Geister der Verstorbenen Pepo heißen und das Geisterreich Peponi, was an den weitverbreiteten malaio-polynesischen Ausdruck „Po" für das Totenreich erinnert.

Ob gar malaiische Seeleute die Südspitze Afrikas umsegelt haben und bis zur Westküste vorgedrungen sind, ist schwer zu sagen. Theodor Waitz hat einiges angeführt, was für diese Vermutung sprechen würde, und L. Frobenius hat neuerdings ähnliche Annahmen eingehender zu begründen gesucht; doch mit zweifelhaftem Erfolge.

Auf weit festerm Boden stehen wir, wenn wir uns den Einwirkungen der indischen Kultur auf Ostafrika zuwenden.

Das Volk Vorderindiens ist unter allen großen Kulturvölkern der Erde das geschichtsloseste; versenkt in philosophische und mystische Gedankengänge hat es die schlichte Beobachtung, die treue Wiedergabe des Thatsächlichen nie zu schätzen gewußt. So sind denn auch die Versuche geographischer Darstellung aus altindischer Zeit für unsere Begriffe seltsam vermischt mit Sagenhaftem, fremdartig und unbestimmt. Das Weltbild erscheint in der Gestalt der heiligen Lotosblume, die auf dem Wasser schwimmt. Die Mitte der Blume mit dem emporsteigenden Pistill ist Hochasien mit dem heiligen Berge Meru, dem Himalaya. Die Blätter aber sind die einzelnen Länder der Erde, und zwar ist das erste, südwärts gerichtete der Hauptblätter Indien selbst, das östliche China, das nördliche Innerasien und Sibirien, das westliche Iran und das Abendland. Zwischen diesen Hauptblättern nun liegen kleinere, unter ihnen Sanksa, das seiner Lage nach nichts anderes sein kann als Ostafrika und im besondern Sansibar.

In der That scheint in ältern Zeiten Indien ebenso wie China einen lebhaften Schiffsverkehr mit der Außenwelt unterhalten zu haben; als aber andre Völker die Küsten Indiens aufsuchten und die Wagnisse der Seefahrt selbst unternahmen, ging er zurück. Wir wissen, daß Inder sich in Südarabien angesiedelt haben sowie auf der Insel Sokotora, die als Zwischenstation des Handels vortrefflich gelegen war; in dem von den Griechen übernommnen Namen Dioskorides klingt noch vernehmlich der Sanskritname der „Glückseligen Insel" nach. Kurz, die

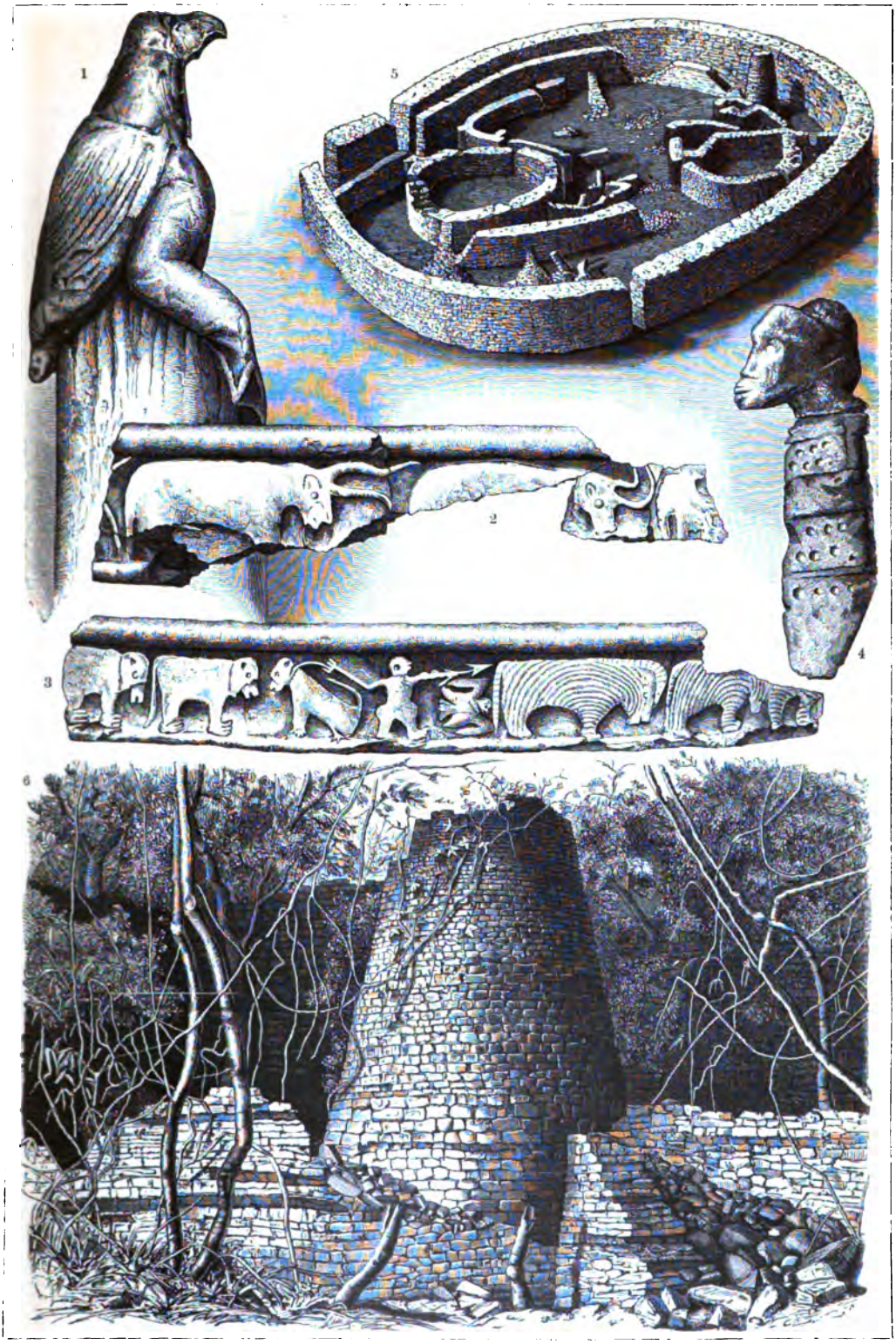
Inder waren das Handelsvolk des Indischen Ozeans, bis sich die arabische und griechische Seemacht entwickelte und den Verkehr mit seinem Gewinn und seinen Gefahren an sich riß. Die Küste Ostafrikas ist von den indischen Schiffen sicher nicht unbesucht und unbesiedelt geblieben; auch späterhin zur Zeit des arabischen Einflusses finden wir immer einzelne Inder an der Küste thätig, die der Handelsgewinn aus ihrer Heimat lockte. Eines freilich ist sicher: eine nennenswerte Zumischung indischen Bluts hat angesichts der strengen Kastenvorurteile der Inder in Ostafrika schwerlich stattgefunden; auch heute noch kehren die Inder, die sich an der Küste durch Handel bereichert haben, fast ausnahmslos wieder in ihre Heimat zurück.

Es fehlt im übrigen nicht an Zeugnissen einer ältern Kultur in Ostafrika. Vom Somal-Land an bis südlich nach Moçambique finden sich an der Küste zerstörte Steinbauten, von denen viele freilich auf die Zeit der portugiesischen und arabischen Herrschaft mit Sicherheit zurückzuführen sind, andre noch der Erklärung harren. Nach den Angaben Henry O'Neills endet der Gürtel dieser Küstenruinen bei Moçambique. Aber weit südlicher noch, jenseit des Sambesi und im Hinterlande von Sofala, finden wir ein weites Gebiet, das eine ganze Anzahl großartiger Trümmerstätten enthält, das Maschonaland. Unbestimmte Angaben über diese Ruinen waren schon längst an die Küste gelangt, bis endlich Karl Mauch (1837—75) als der erste wissenschaftlich gebildete Europäer sie 1871 besuchte und eingehend beschrieb. Zahlreiche Forscher haben sich seitdem der weitern Untersuchung dieser alten Kulturreste gewidmet, deren eigentümliche stumme Größe die Phantasie lebhaft erregt.

Die Zahl der Ruinenstätten im nördlichen Maschonalande dürfte auch jetzt noch nicht vollständig ermittelt sein. Im Charakter sind sich diese Steinbauten alle ähnlich: in der einfachsten Form bestehen sie aus einer kreisförmigen Mauer, die aus behauenen Steinen ohne Hilfe von Mörtel aufgeführt ist und oft ein einfaches, streifenförmig herumlaufendes Ornament zeigt. Um diesen ersten Kreis legt sich meist ein zweiter, dessen Innres durch Zwischenmauern in kleinre Räume geteilt ist. Die Eingänge sind durch besondre Verteidigungswerke geschützt, wie denn überhaupt alles an diesen Bauten auf eine Bewohnerschaft deutet, die in steter Kriegsbereitschaft in einem feindseligen Gebiete lebte. Mächtige, völlig massive Türme, deren Bestimmung schwer zu deuten ist, ragen hier und da empor (s. Fig. 6 der beigehefteten Tafel „Altertümer von Simbabwe in Südafrika"). Die Ruinen sind äußerst arm an Kulturresten; nennen wir einige Vogelgestalten und Gefäße aus Seifenstein, eiserne Gerätschaften, die vielleicht von spätern Bewohnern der Trümmerstätten herrühren, etwas Porzellan, das durch arabische Händler ins Innre gebracht sein kann, so ist fast alles erschöpft. In ältern, namentlich arabischen Berichten ist von seltsamen, für die Besucher unlesbaren Schriftzeichen an den Thoren die Rede; neuerdings sind solche aufgefunden worden, die semitischen Ursprungs zu sein scheinen.

Wenigstens über das, was die Erbauer dieser steinernen Burgen so weit ins Innre gelockt hat, sind wir völlig im klaren. Überall in der Nähe der Bauten finden wir Schmelzöfen und Schlacken, Erzbrocken und Reste von Schmelzgefäßen; und an manchen dieser Scherben flimmern noch Spuren des gelben, glänzenden Metalls, das in Maschonaland neuerdings wieder in so überraschender Fülle aufgefunden worden ist und abermals einen Strom fremder Einwanderer in das Land zieht: kein Zweifel, diese alten Festungen waren zum Schutze der Goldgräber angelegt. Erheben sich doch auch jetzt bereits Forts mit englischer Besatzung im Maschonalande zum Schutze der „Diggers", die der Hunger nach Gold in diese kaum erschloßnen Gebiete treibt.

Unzählige haben sich mit der Frage beschäftigt, wer die Erbauer dieser Ruinen gewesen sein mögen; was nur irgend in Betracht kommen konnte, ist genannt worden: Phöniker und Perser,



Altertümer von Simbabwe in Südafrika.

1) **Geierkopf**; 2) **Ochsen**; 3) **Jagd** (beim Jäger ist Steatopygie angedeutet); 4) **Menschenkopf**; 5) **Modell der Ruine**; 6) **massiver, runder Turm.** *(Nach den „Proceedings of the Royal Geographical Society", London 1892.)*

Inder, Juden, Griechen, Ägypter, Araber und Malaien. Volle Klarheit werden wir wohl erſt erhalten, wenn es häufiger gelingen ſollte, Inſchriften zu finden und zu entziffern. Die größte Wichtigkeit iſt der Armſeligkeit des verwendeten Bildwerks beizulegen; denn mehrere der in Betracht kommenden Völker hätten es wohl kaum unterlaſſen, dieſe auf die Dauer berechneten Anſiedelungen charakteriſtiſcher zu geſtalten und zu verzieren. Damit fallen von vornherein namentlich die Inder, die Ägypter und die Griechen ganz weg; und da auch an die Malaien nicht wohl zu denken iſt, ſo bleiben nur die ſemitiſchen Völker übrig, die Phöniker und die Araber, zu deren Charakterzügen gerade die Abneigung gegen die bildenden Künſte, die in den nachmaligen Geſetzen des Islams wieder zu Tage tritt, ſeit alter Zeit gehört (vgl. oben, S. 252). Zieht man endlich die geographiſche Lage dieſer beiden Völker in Rechnung, ſo neigt ſich die Wage zu gunſten der näher wohnenden Araber, insbeſondre der Sabäer und überhaupt der Südaraber, die ja eine lange und reiche Geſchichte hinter ſich haben. Nur die Phöniker der älteſten Zeit, die noch an den Uferländern des nördlichen Indiſchen Ozeans ſaßen, kommen daneben in Betracht. An den Namen der Sabäer erinnert möglicherweiſe der Fluß Sabi, in deſſen Nähe die hauptſächlichſten Ruinen liegen, namentlich das berühmte Simbabwe oder Simbabye (ſ. die beigeheftete Tafel). Der Name dieſer Burg ſtammt von den Kaffern und bedeutet nichts andres als Häuptlingsſitz, Reſidenz; da er bis heute auch zur Bezeichnung der Wohnſtätten größrer Kaffernhäuptlinge gebraucht wird, iſt der Irrtum entſtanden, daß das alte Simbabwe noch in geſchichtlicher Zeit bewohnt geweſen ſei. Die Vermutung, daß das bibliſche Ophir in Südafrika gelegen habe, iſt 1895 von Karl Peters mit Erfolg aufgenommen worden. Eine der bedeutendſten Ruinenſtellen, Fura, bewahrt nach ſeiner Anſicht in ihrem Namen noch die Erinnrung an das alte Goldland; der umwohnende Stamm der Makalanga, der auch heute Gold wäſcht, ſoll in Körperbau und Sitten unverkennbar auf ſemitiſchen Einfluß hinweiſen.

Einige in der Nähe gefundne Felſenzeichnungen, die ganz an die der Buſchmänner (ſ. die Tafel bei S. 415) erinnern, ſowie die auf einem Gefäßſtück eingeſchnittne Figur eines Jägers, an der Steatopygie angedeutet iſt (ſ. Fig. 3 der beigehefteten Tafel), laſſen einigermaßen darauf ſchließen, daß zur Zeit, als die Ruinen bewohnt waren, auch eine buſchmannähnliche Bevölkerung hier neben den fremden Anſiedlern ihr Weſen trieb. Faſt möchte man glauben, daß die alten Überlieferungen von goldgrabenden Ameiſen, die freilich nach Indien verlegt werden, ſich auf eine kleinwüchſige, bei dem Ausbringen des Golds beſchäftigte Bevölkerung des Maſchonalands beziehen. Der Irrtum über die geographiſche Lage der Goldminen wäre kein vereinzeltes Vorkommnis, da z. B. Strabon auch die Pygmäen, die von den Kranichen bekriegt werden, nach Indien verſetzt.

Die Ruinen ſind ſämtlich in einem Zuſtande gefunden worden, der darauf ſchließen läßt, daß ſie von andringenden Feinden eingeſchloſſen und ſchließlich erſtürmt worden ſind; die alte Herrlichkeit hat alſo anſcheinend mit einem Schlage geendet.

Für die Beantwortung der Frage nach den arabiſchen Siedlungen ältrer Zeiten ſtehen uns Quellen zu Gebote, deren Verfaſſer dem europäiſchen Kulturkreis angehörten, nämlich der ſogenannte „Periplus des erythräiſchen Meers“ und die Geographie des Ptolemaios. Aus ihnen ergibt ſich, daß die Küſte Oſtafrikas im 2. Jahrhundert n. Chr. eine ganze Reihe von Handelsplätzen beſeſſen hat, mit denen die Araber einen lebhaften und gewinnreichen Verkehr unterhielten; gerade damals begannen die Araber den Handel zu monopoliſieren, indem ſie die ägyptiſchen Schiffer zwangen, ihre Waren am Ausgange der Straße Bab el-Mandeb auf arabiſche Schiffe umzuladen. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß die Siedlungen damals ſchon

seit langem bestanden hatten. Der südlichste dem Ptolemaios bekannte Punkt war das Vorgebirge Prasum, das er in 16° 25′ südlicher Breite sucht; das würde nahezu der Breite des heutigen Moçambique entsprechen. Ferner nennt er Rhapta, das an der Küste von Sansibar zu suchen ist — vielleicht entspricht es dem heutigen Pangani, das am Flusse Rufu liegt wie die alte Stadt am Rhaptus, oder es ist identisch mit Kilwa. Weiter nördlich lagen Tonike, Essina und andre Handelsplätze. Von einer besonders starken Goldausfuhr oder gar von den Goldminen und Städten des Maschonalands wissen unsere Gewährsmänner nichts; um so mehr betonen sie die Ausfuhr der wohlriechenden Harze aus dem nördlichen Ostafrika. Möglicherweise verheimlichten die Araber sorgfältig die Quelle ihres Goldreichtums; aber es ist ebenso möglich, daß damals bereits die Herrlichkeit im Maschonaland ein jähes Ende gefunden hatte. Dafür spräche auch die Notiz der arabischen Chroniken von Kilwa, wonach die Leute von Makdischu (Magadoxo oder Mogadisciu in Italienisch-Somal-Land) erst um das Jahr 1000 n. Chr. die Goldminen von Sofala wiedergefunden und bearbeitet haben sollen.

Über die spätern Jahrhunderte geben uns arabische Berichte ziemlich unsichere Kunde. Es scheint, daß der Handelsverkehr beständig fortdauerte, und daß sich auch indische und zeitweilig selbst chinesische Schiffe an ihm beteiligten. Araber aus El Chasa am Persischen Meerbusen gründeten um 908 n. Chr. Makdischu und Barawa (oder Brava) an der Somalküste, um 975 Kilwa. Die Inseln Sansibar und Pemba waren damals bereits längst in den Händen der Araber, und selbst Mischstämme von Arabern und Negern fanden sich an der Küste. Im 12. Jahrhundert wird Malindi (Melinde) erwähnt, ebenso Mombas; aber eine Zeitlang scheint Kilwa die größte Macht besessen zu haben — wohl weil es die Goldausfuhr monopolisiert hatte —, während im Norden Makdischu den Vorrang behauptete. Der Islam wurde früh nach Afrika verpflanzt und gab den arabischen Siedlungen festern Halt. So sehen wir denn, als die Portugiesen den Schleier, der auf diesen Gebieten lag, endlich (1500; vgl. unten, S. 476) hoben, eine Reihe blühender Sultanate und reicher Städte an der Küste, von Sofala hinauf bis Malindi, in den Händen der Araber, und einen lebhaften Schiffsverkehr zwischen den Küsten Ostafrikas und Indiens.

B. Die Kaffern.

a) Monomotapa.

Lange vorher müssen sich im Hinterlande gewaltige Veränderungen abgespielt haben, über die wir nur unsicher unterrichtet sind; als ihre unmittelbare oder mittelbare Folge dürfen wir aber wohl die Zerstörung der Burgen des Maschonalands und die Bildung eines mächtigen Staats in derselben Gegend, des berühmten Reichs von Monomótapa, betrachten. Die Gründer des neuen Staats sind unzweifelhaft Neger gewesen, die sich einer Bantusprache bedienten und noch jetzt in dem Gebiete wohnen, nämlich Kaffern. Der Name des Volks stammt von den Arabern und bedeutet einfach „Ungläubige", muß aber, da er sich längst vollkommen eingebürgert hat, festgehalten werden.

Aus den Berichten Masudis geht hervor, daß die Kaffern von Norden nach Süden wanderten und schließlich aus der Gegend von Abessinien bis Südostafrika gelangt sind. Die Ausdehnung der Wandrung mag freilich übertrieben sein. Im 10. Jahrhundert bestand im Hinterlande von Sofala ein Reich der Zingi (Sendsch), dessen König 3000 Streiter ins Feld stellen konnte, die auf Ochsen ritten; ein Reich, das eine bedeutende Menge von Sklaven, Gold, Eisen und Elfenbein ausführte. Mit den Sendsch verwandte Stämme scheinen weithin an der Küste gewohnt zu

haben; andre, weniger kultivierte lebten im Hinterlande, der Beſchreibung nach wohl die Vorfahren der gleich (S. 433/34) zu erwähnenden Dſchagga und Maſimba. Das ſpätre Reich Monomotapa oder richtiger: das Reich der Monomotapa (das Wort bedeutet „Söhne der Bergwerke“ und bezeichnet wohl die Herrſcherfamilie) iſt mit dem ältern Staate der Sendſch wahrſcheinlich identiſch. Der Goldreichtum des Lands, der auch von den Kaffern noch ausgebeutet wurde, gab dem Reiche der Monomotapa einen Glanz, der von den Berichterſtattern der ältern Zeit phantaſtiſch übertrieben wurde: ſo nahm das Reich auf den europäiſchen Karten ſchließlich einen fabelhaften Umfang an.

Man kann unter den kaffernartigen Völkern Südafrikas gegenwärtig zwei Schichten unterſcheiden, eine ältre, die auf die urſprüngliche Eroberung des Gebiets in frührer Zeit zurückzuführen iſt, und eine jüngre, angriffsluſtige, die rückwandernd von Süden aus vordringt und ihre friedlichern nördlichen Stammesgenoſſen ſowie andre Völkerſchaften bedrängt. Das Volk von Monomotapa gehört zur ältern Gruppe, und ſeine Nachkommen bewohnen noch jetzt das Maſchonaland; denn J. Theodor Bent (1852—97) hat nachgewieſen, daß die heutigen Maſchona ſich ſelbſt Makalanga nennen (vgl. oben, S. 427) und alſo denſelben Namen führen wie die Bewohner Monomotapas, die nach der Angabe des großen portugieſiſchen Kolonialgeſchichtſchreibers de Barros (1496—1570) Mocaranga hießen. Dieſe Mocaranga haben, offenbar nach dem Vorbild ihrer vertriebnen Vorgänger, ihre Wohnſitze (Zimbaoë = Simbabwe, Luanza, Maſſapa, Empongo und Chicova) ebenfalls mit feſten Steinwällen umgeben, wie zahlreiche Reſte beweiſen. Den Zerfall Monomotapas ſchildern uns portugieſiſche Berichterſtatter: um 1600 war es in drei Staaten geteilt, da einzelne Provinzen (Sakumbe, Manu und Chicova) ſich unabhängig gemacht hatten; die Macht dieſer Teile verminderte ſich mehr und mehr, und endlich warf im 19. Jahrhundert der Anſturm der Sulu das Land völlig über den Haufen. Damit beginnt ein neues Zeitalter im Daſein der Kaffernvölker.

b) Südoſtafrika vor dem Beginne der Suluwanderungen.

Daß der Südweſten des Erdteils bei der Ankunft der Europäer ausſchließlich von Hottentotten und Buſchmännern bewohnt war, wiſſen wir ſchon (vgl. S. 415 und 419); ebenſo gleichmäßig waren im Südoſten bis zum Sambeſi Kaffernvölker verbreitet, die freilich nach ihrer Einwanderung manche ältre Bevölkerung in ſich aufgenommen haben mochten und in Sprache und Sitte keine Einheit mehr bildeten. Einzelne Stämme waren bei der alten nordſüdlichen Wanderung auch ſeitwärts ausgebogen, ſo wahrſcheinlich die Herero im Damaraland, die Maſchukulumbe am mittlern Sambeſi, die früher noch nördlicher in der Nähe der großen Seen wohnten, und andere. Nördlich vom untern Sambeſi ſcheinen Kaffern gemiſcht mit andern Bantuſtämmen geſeſſen zu haben.

Unter den ſüdlichen Völkern verdienen die Betſchuanen zunächſt Erwähnung, die nach Guſtav Theodor Fritſchs Anſicht ſpäter in ihre heutigen Gebiete eingewandert ſind als die Sulu. Das Land der Betſchuanen erſtreckt ſich vom mittlern Oranjefluſſe bis hinauf zum Sambeſi, obwohl im Norden ſich mehrfach andre Stämme zwiſchen die Betſchuanen drängen und die Abgrenzung unſicher wird. Sagen von einer Einwanderung aus dem Norden finden ſich bei einigen ſüdlichen Stämmen des Volks; an Kultur waren ſie den Sulu überlegen, ſtanden ihnen aber an kriegeriſchem Mute bei weitem nach.

Noch höher als die Geſittung der Betſchuanen war die der Kaffernſtämme, die nach dem Sambeſi hin ſaßen. Die alte Kultur Monomotapas war nicht völlig verſchwunden: man

verstand goldne und eiserne Gefäße zu fertigen, baute Baumwolle an und stellte Gewänder aus ihr her und unterhielt Handelsverkehr mit den portugiesischen Küstenstädten.

c) Die Xosa und die Sulu.

Größre politische Gebilde bestanden nach dem Zerfalle des goldreichen Monomotapa nicht mehr; ein Eroberervolk hatte auf wenig Widerstand zu rechnen. Zu einem solchen Volk aber wuchsen mit der Zeit die südöstlichen Kaffern heran. Über ihre innre Geschichte sind wir erst seit dem Beginne der Zusammenstöße mit den europäischen Ansiedlern Südafrikas näher unterrichtet; aber da die großen Eroberungszüge, die Afrika bis hinauf zu den Seen erschüttern sollten, erst lange nachher beginnen, ist der Schaden nicht allzu groß. Die meisten Kaffernstämme haben übereinstimmend die Überlieferung, daß sie aus Nordosten in ihre Wohnsitze eingewandert sind, was ja den Angaben der arabischen Quellen entspricht; diese Einwanderung scheint nicht plötzlich, sondern ganz allmählich erfolgt zu sein. Im 17. Jahrhundert wohnte der Stamm der Xosakaffern (Kosa, Amakosa; 1687: Magose) am südlichsten und war im langsamen Vordringen südwärts in das Gebiet der Hottentotten begriffen. Die nördliche Gruppe der Südostkaffern wird als „Sulu" zusammengefaßt und bewohnte ursprünglich Natal und das nördlich daran grenzende Küstenland; die Swasi in dem nach ihnen genannten Gebiete stehen sprachlich dieser Gruppe sehr nahe.

Schon vor dem Erscheinen der Europäer sind anscheinend innerhalb der Sulugruppe Bewegungen vor sich gegangen, die zur Auffaugung kleinrer Stämme und zur Bildung starker Volksverbände führten. Zunächst hatten sich indessen die Xosa mit den vordringenden weißen Ansiedlern auseinanderzusetzen.

Im Jahre 1736 fielen die ersten Opfer des beginnenden erbarmungslosen Kriegs, indem eine Jagdgesellschafft, die in das Gebiet der Kaffern eingedrungen war, ermordet wurde. Kleine Feindseligkeiten folgten namentlich seit 1754, ohne das Vordringen der Ansiedler aufzuhalten, bis im Jahre 1778 durch den Gouverneur der Kapkolonie von Plettenberg der Große Fischfluß als Grenze festgesetzt wurde. Aber gerade dieses Festlegen der Grenze, die von den Kaffern nicht im mindesten geachtet wurde, machte aus den kleinen Reibereien bald einen ernsten Kriegsfall: schon im Jahre 1780 brach der erste Kaffernkrieg aus, bei dem eine kleine Truppe von 92 Kolonisten und 40 Hottentotten die Kaffern glücklich über den Fischfluß zurückdrängte. Freilich waren unter den Kaffern selbst innere Zwistigkeiten an der Tagesordnung, so daß es gerade die geschwächten und geschlagnen Stämme waren, die fliehend den Grenzfluß überschritten hatten und nun abermals weichen mußten. Auch in den folgenden Jahren hörten die Unruhen nicht auf, da der Häuptling Dhlambe* in den Jahren 1795—96 mit seinem Neffen Ngqika einen verzweifelten Kampf um die Oberherrschaft im Xosaland auszufechten hatte. Ngqika, der 1797 durch John Barrow, den Privatsekretär des Earl of Macartney, zum König aller Stämme westlich vom Kei ausgerufen ward, verhielt sich während der Kämpfe der Engländer mit dem Häuptling Kungwa (gest. 1811) an der Algoabai und mit Dhlambe am Großen

* Palo, Häuptling der Xosakaffern († um 1770)
Galeka — Hahabe (Rababe)
Mlan — Dhlambe (Rblambe; † um 1828)
Ngqika (Gaika; 1829 gemeinsamer König) — Mhala
Maquana († 1875 auf Robben-Island) — Sandili — Anta
Sarili — Ganga (Edmund Sandili)

Fiſchfluſſe vollkommen ruhig. Im Jahre 1818 wurde er auf der Amalinde-Ebene am Chumiefluſſe von der Partei Dhlambes durch einen Mann aus niederm Stande, den Propheten und Zauberer Makanna (Makarna, Makana), geſchlagen und nach Weſten vertrieben; doch auch Makanna fiel bald darauf (1819) vor Grahamstown am Kowiefluß in die Hände der von ihm angegriffnen Koloniſten. Da die weitern Kämpfe eng mit der Entwicklung des Kaplands zuſammenhängen, ſo werden ſie beſſer dort (S. 499) erzählt.

Inzwiſchen hatte ſich, ungeſtört durch europäiſche Angriffe, unter dem Volke der Sulu ein Kriegerſtaat entwickelt, wie er im Verlaufe der geſamten Weltgeſchichte wenige ſeinesgleichen gefunden hat. Urſprünglich waren die Sulu, nach denen das ganze Volk jetzt genannt zu werden pflegt, nur ein kleiner, herumziehender Stamm, der wenig zu bedeuten hatte; aber ein Mann von gewaltiger Thatkraft und rückſichtsloſem Herrſcherwillen, Tſchaka*, verſchaffte ihm im Anfange des 19. Jahrhunderts die unbedingte Vorherrſchaft. Die Mutter Tſchakas hatte ihn zu Dingiswayo, dem Häuptlinge des benachbarten, mächtigern Stamms der Tetwa, geflüchtet, wo er erzogen wurde; als er dann als ein Dreißigjähriger im Jahre 1818 zurückgekehrt war und die Regierung übernommen hatte, gelang es ihm infolgedeſſen raſch, die Tetwa durch Güte und Gewalt mit den Sulu zu verſchmelzen.

Nun wurden die Unterthanen in der durchgreifendſten Weiſe militäriſch organiſiert und geübt, das ganze Daſein auf Krieg und Eroberung gegründet. Die kleinern Volksverbände verſchwanden auf dieſe Weiſe nach und nach vollſtändig; aber auch das Familienleben innerhalb der Stämme wurde faſt vollkommen zerſtört. Das ganze Volk zerfiel fortan in Heeresabteilungen, die unter Kriegshäuptlingen (Induna) ſtanden; die Frauen, ebenfalls militäriſch eingeteilt, waren nichts als Konkubinen, denen oft nicht geſtattet wurde, ihre Kinder aufzuziehen. Die Verjüngung des Heers erfolgte in der Art, daß man die jungen Leute der beſiegten Stämme in die Reihen einſtellte; ſchon daraus folgt, daß beſtändiger Krieg eine Lebensbedingung für das Sulureich war, und daß es zerſtörend auf alle Nachbarvölker wirken mußte. Dieſe Nachbarn der Sulu ſtürzten ſich, ſofern ſie nicht vernichtet wurden, vor dem Andrange zurückweichend auf andre Stämme, bis zuletzt ein großer Teil Südafrikas in gärende Bewegung geriet.

So bedrohten die durch die Sulu beiſeite gedrängten Mantati ſogar das Kapland, nachdem ſie ſchwächere Stämme nördlich vom Oranjefluſſe zerſprengt hatten, wurden aber 1823 von den Griqua-Hottentotten geſchlagen und kamen dann allmählich zur Ruhe. Andre Völkertrümmer: zum Teil Amamfingu und Ngwana („Fekani") vom Tugela, zum Teile Sulu, die an Aufſtänden gegen die Tyrannei Tſchakas teilgenommen hatten, ſtrömten nach Südweſten und vereinigten ſich ſchließlich zu dem Stamme der Fingu, von denen nach dem Kriege von 1835 an die 16,000 Mann durch die Engländer öſtlich vom Großen Fiſchfluß angeſiedelt wurden.

Tſchaka fiel im Jahre 1828 einer Verſchwörung ſeiner beiden Brüder zum Opfer, deren einer, Dingaan, die Herrſchaft an ſich riß, nachdem er ſich im Zweikampfe mit ſeinem Mitverſchwornen gemeſſen hatte. Er übertraf Tſchaka an Grauſamkeit und wilder Thatkraft und vervollkommnete die Organiſation des Heers. Aber ſchon nahten die Feinde, denen die Macht

---

* Upunga (oder Umakeba), Häuptling der Sulukaffern

Jama

Senzangakona

Tſchaka (* 1790, † 1828) Dingaan († 1840) Umgande (Mpande, Panda; † 1872)

Ketſchwayo († 8. Februar 1884 zu Eſhowe) Umbelaſi († 1857)

Dinisulu („König" 1882—86)

der Sulu schließlich unterliegen sollte. Englische Ansiedler hatten sich an der Küste von Natal niedergelassen; Buren drangen 1837 über die Berge vor und baten Dingaan um die Erlaubnis, sich anzusiedeln. Als der Kaffernfürst, der den Führer der Buren, Pieter Retief, mit Sechsundsechzig der Seinen in sein Lager gelockt hatte, die allzu Vertrauensseligen am 5. Februar 1838 niedermetzeln ließ, begann er ein neues unter den vielen mit Blut geschriebnen Blättern der südafrikanischen Geschichte. Ihm selbst sollte die feige That verhängisvoll werden. Die Buren sammelten sich zu einem starken Heerhaufen, rückten unter Andries Pretorius in Natal ein und schlugen Dingaan, der am 16. Dezember 1838 ihre Wagenburg mit 12,000 Mann angriff, im blutigen Kampf aufs Haupt. Dingaan, der sich zu den Swasikaffern flüchtete, fand bald danach dort seinen Tod (um 1840). Sein Nachfolger Umgande, „Fürst der Sulu" seit 4. Februar 1840, aber mußte den Buren Natal überlassen, das kurz darauf (Sommer 1842) dem englischen Kolonialreich einverleibt wurde. Damit war den kriegerischen Gelüsten der Sulu nach Süden hin eine unüberschreitbare Grenze gesteckt; um so heftiger wurden ihre Ausfälle nach Norden (vgl. unten).

Unter Umgande herrschte Friede mit den Engländern. Die Verhältnisse änderten sich erst, als es dem Sohne Umgandes, Ketschwayo (Cetewayo), im Jahre 1857 gelang, seinen Bruder Umbelasi in einer blutigen Schlacht am Tugelaflusse zu besiegen und seinen Vater, der sich in den Streit nicht eingemischt hatte, in den Schatten zu stellen. In Ketschwayo stand wieder der Typus eines kriegerischen Sulufürsten an der Spitze des Volks, und als Umgande im Jahre 1872 starb, wurde es klar, daß der Friede zwischen den Sulu und der englischen Regierung nicht mehr von langer Dauer sein werde. Die Reibereien an der Grenze, durch Flüchtlinge beider Parteien verursacht, wurden ernster und ernster; Ketschwayo aber hatte in Voraussicht des Kommenden sein Heer auf 40,000 Mann gebracht. England forderte die Auflösung dieser furchtbaren Truppenmacht, und mit der Weigerung des Sulufürsten war der Krieg erklärt. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Eine englische Abteilung erlag zwar bei Isandhlwana (Isandula; 22. Januar 1879) den Speeren und Keulen der Suluregimenter, und andere kleinere Schlappen (1. Juni Tod des Prinzen Napoleon am Hyotoyoziflusse) blieben nicht aus. Aber wie Dingaan schließlich den Buren unterlag, so auch Ketschwayo den Engländern (am 4. Juli in Ulundi): der Kaffernkönig mußte sich am 28. August 1879 im Ngomewald am Schwarzen Umvolosi bedingungslos ergeben. Das weitre Vorgehen der Engländer und die allmähliche Aneignung des Lands gehören der europäisch-afrikanischen Geschichte an (S. 501).

d) Die Matabele.

Während so der Krater des Völkerkriegs endlich gewaltsam geschlossen wurde, hatten sich die wie glühende Lavaströme von ihm ausgehenden Kriegerscharen schon verheerend über weite Landstriche ergossen. Als Tschaka sich an die Spitze der Sulustämme schwang, entzog sich ein Teil seines Volks seiner eisernen Herrschaft. Unter der Führung des Häuptlings Moselikatse (Umselekazi) brach die Schar um 1818 nach Nordwesten auf und stieß zunächst auf den Stamm der Makololo, der im östlichen Teile des heutigen Oranje-Freistaats seine Sitze hatte. Die Makololo wichen dem Stoß aus, indem sie 1824 unter ihrem Häuptling Sebituane* nordwärts zogen, den mittlern Sambesi überschritten und zu Umwälzungen in der dortigen Gegend Anlaß gaben, die uns noch an andrer Stelle beschäftigen werden (vgl. S. 461).

* Sebituane, Häuptling der Makololo (* 1805, † 1851)
Sekeletu (Sekoletu; * 1833, † um 1856) Mamotschisane (To.) Mpepe († 1858)

Indeſſen fanden die Matabele (Matebele; ſpäter: Amandabele), wie ſich das Volk Moſelikatſes nach einem ſchon ſeit langem in Transvaal anſäſſigen Suluſtamme nannte, noch andre Gegner zwiſchen Oranje- und Vaalfluß, ſo einen Teil der Koranahottentotten und namentlich das zu den Betſchuanen gehörende Volk der Baſuto, das Anfang des 17. Jahrhunderts in ſeine Sitze eingewandert ſein ſoll und damals, indem es Trümmer andrer Stämme an ſich zog, zu beträchtlicher Macht erſtarkte; der bedeutendſte Häuptling der Baſuto, Moſcheſch (etwa 1820 bis 1868), wies 1831 den Angriff der Matabele ab und erwarb ſich dadurch Ruhm und Einfluß (Feſtung Taba Boſſigo). Allmählich bemächtigten ſich die Matabele, die nach Süden nicht weiter vorzudringen vermochten, des heutigen Transvaal. Aber auf der einen Seite drangen die Buren, unterſtützt von Korana und Miſchlingen unter der Führung Hans Bloems, über den Vaalfluß nach Norden vor und beſiegten Moſelikatſe 1837 bei der Bahurutſeſtadt Moſiga; auf der andern Seite wurde ein Suluheer gegen ſie geſchickt, das die Abtrünnigen ſchlug und davonſcheuchte. So zogen ſie denn weiter über den Limpopo nach dem Maſchonalande, dem alten Monomotapa. Ihrem Anſturm erlagen die ſchwachen, uneinigen Stämme; nach echter Suluſitte wurde geraubt und gemordet, die Weiber der Beſiegten folgten als Gefangne ihren neuen Herren, und die junge Mannſchaft wurde in das Heer eingereiht. Da alle Verſuche der Matabele, den Sambeſi zu überſchreiten, ſcheiterten, ſo blieb die Hauptmaſſe des Volks im Maſchonalande, beſtändig die Nachbarn beunruhigend. Nach dem Tode Moſelikatſes trat 1870 Lobengula an die Spitze des Volks, deſſen Gebiet wegen ſeines Goldreichtums ſeit Anfang der 80er Jahre das Ziel zahlreicher weißer Einwanderer wurde und Anfang 1889 und 1894 von der Engliſch-Südafrikaniſchen Geſellſchaft weggenommen worden iſt; die Macht der Matabele war durch die Niederlage Lobengulas am 1. November 1893 (am Bembeſifluſſe nordöſtlich von ſeiner Hauptſtadt Gu-Bulawayo) gründlich gebrochen worden.

e) Die Dſchagga und Maſimba.

Nicht ſo ſicher wie über die Geſchichte der Matabele ſind wir über die andrer Suluvölker unterrichtet, die im Oſten und bis weit über den Sambeſi hinaus ihre zerſtörenden Züge ausgedehnt haben. Vorſicht iſt hier in jeder Beziehung geboten. Zunächſt ſcheinen Kaffern einer ältern Schicht, die in ihrem Weſen viel Ähnlichkeit mit den Sulu haben, ſchon ſeit Jahrhunderten, alſo vielleicht ſeit der großen Wanderung von Nord nach Süd, im Sambeſigebiet und dem oſtafrikaniſchen Hochlande zu ſitzen; die Wayao, die in den letztvergangnen Jahrzehnten beſonders den Makua am Rovuma hart zugeſetzt haben, mögen hierher gehören. Zweitens aber haben ganze Stämme Sitten und Kriegsweiſe der Sulu angenommen (die ſogenannten Sulu-Affen; vgl. S. 435) und dadurch dazu beigetragen, die Verbreitungsgrenze der echten Sulu, der „jüngern Invaſion“, zu verwiſchen. Nun ſcheint aber gerade die nördliche Gruppe der Kaffern vor einigen Jahrhunderten in lebhafter aktiver Bewegung geweſen zu ſein und vielleicht dieſelbe Rolle geſpielt zu haben wie gegenwärtig die Sulu; die Züge der Dſchagga und Maſimba, die eine genaure Betrachtung verdienen, ſcheinen dahin zu deuten.

Als im Jahre 1490/91 die zweite portugieſiſche Geſandtſchaft beim Mani-Kongo, dem in Ambaſſe Hof haltenden Könige des untern Kongolands, verweilte, kam aus dem Innern die Nachricht, daß ſich das Volk der Mundequete an den Quellſeen des Kongo (vgl. S. 458) zum Kriege rüſte. Es gelang damals dem Könige von Kongo, der ſich ſchleunigſt hatte taufen laſſen wie einſt Chlodwig, die Feinde zu ſchlagen. Dieſe erſte Bewegung ſcheint das Vorſpiel zu weitern Kämpfen geweſen zu ſein: zu den Einfällen der Dſchagga. Unter ihrem Könige Simbo

drangen diese „Giacas“ (Lopez) gegen die Westküste vor, schlugen die Truppen von Kongo, das sich mühsam mit Hilfe der Portugiesen behauptete, und unterwarfen einen Teil von Angola. Ihre erneuten Angriffe von 1542—46 brachten Kongo an den Rand des Verderbens, endeten aber schließlich mit ihrer Niederlage; darauf ließen sich ihre Reste in der Gegend von Kassandje nieder. Ihre ursprünglichen Sitze sollen in der Nähe der Quellen des Sambesi und des Kongo gelegen haben: Kaffernstämme könnten es demnach wohl gewesen sein. Außerdem entspricht die Heeresverfassung der Dschagga in den Hauptzügen anscheinend jener der Sulu: auch die Dschagga vermehrten ihr Heer dadurch, daß sie die Knaben der besiegten und größtenteils niedergemetzelten Völker unter ihre Truppen aufnahmen. Über ihren Kulturbesitz und ihre Sitten wissen wir wenig; der Name Dschagga, wohl der Kaffernsprache entnommen, bedeutet „Truppen“, „Soldaten“ oder „junge Mannschaft“.

Als identisch mit den Dschagga wurde ein andres Eroberervolk, die Masimba (Wasimba, Zimba), angesehen, das im Jahre 1540 am untern Sambesi erschien, aber damals durch die Portugiesen eine Niederlage erlitten haben soll. Längre Zeit blieb nun alles still, bis 1572 die Masimba Monomotapa angriffen und dessen Fürsten, der 1571 noch mit den Portugiesen erfolgreich gekämpft hatte, zu einem Hilfegesuch an eben diese Portugiesen veranlaßten. Aber auch diese erlitten Niederlagen in den nun folgenden langwierigen Kämpfen; ja 1592 wurde der Kapitän Andre da Santiago, der Kommandant von Senna (Sena), mit dreihundert Leuten bei Tete von den Barbaren gefangen und verspeist. Gleichzeitig dehnten die Masimba ihre Züge immer weiter nördlich aus, da vor allem die reichen Küstenstädte ihre Begehrlichkeit reizten. Kilwa (=Kisiwani, Quiloa) fiel 1586 durch Verrat in ihre Hände. Mitte März 1589 erstürmten sie Mombas, holten sich jedoch kurz darauf vor Malindi (S. 428) eine schwere Niederlage. Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts verschwindet das Volk anscheinend aus der Geschichte.

Über das Entstehen und Verschwinden dieses Stamms sind viele seltsame Aufstellungen ersonnen worden. Betrachten wir ruhig die Thatsachen, wie sie sind, und vergleichen wir sie mit der gegenwärtigen Wanderung der Sulu, so erscheint das große Rätsel nicht eben unlösbar. Wir werden annehmen dürfen, daß ein ähnlicher Mittelpunkt kriegerischer Erschütterungen, wie er bis in die neueste Zeit das Sululand war, sich im Sambesibecken oder doch in dessen Nähe gebildet hatte. Den ersten Anstoß scheint ein Volk des Kaffernstamms gegeben zu haben, das nach Westen wie nach Osten hin erobernde Scharen aussandte, die nun ihrerseits, infolge des oben erwähnten Rekrutierungssystems, wie selbständige Organismen weiter wuchsen und wirkten. Krieg war die Lebensbedingung dieser neuen Körper; zum Frieden gezwungen, mußten sie notwendig zerfallen und sich auflösen. So brauchen wir nicht den ganzen afrikanischen Erdteil nach den Resten der Masimba oder Dschagga zu durchsuchen und irgend ein größres Volk als ihre Nachkommen anzusprechen — ihr Verschwinden ist nicht im mindesten auffällig. Reste mögen immerhin erhalten sein, z. B. im Hinterlande von Angola bei Kassandje; aber bedeutend sind sie schwerlich. Viel wichtiger und gewiß noch heute erkennbar werden die Einwirkungen auf das Völkerleben großer Gebiete Afrikas gewesen sein; indessen gerade diese Dinge sind schwer zu verfolgen. Glücklicherweise sind jene ähnlichen Erscheinungen, die sich in der neuern Zeit zugetragen haben und Rückschlüsse erlauben, genauer beobachtet worden.

f) Die letzten Ausläufer der Suluwanderungen.

Die Kriegszüge der Matabele, die das mittlere Südafrika bis zum Sambesi und mittelbar noch darüber hinaus erschütterten, werden in ihren Wirkungen noch übertroffen durch die

Verwüſtungen und Kämpfe andrer Suluhaufen an der Oſtküſte und diesſeit wie jenſeit des untern Sambeſi. Der Häuptling Mani-Kus ſoll nach Tſchakas Tode die erſten Heere nordwärts geführt haben. Am früheſten wurde das Gaſaland, alſo das Gebiet zwiſchen der Sambeſimündung und dem Lande der Sulu, überrannt und verwüſtet; die Bewohner, früher ein glückliches, gewerbthätiges Volk, ſind verſprengt oder geknechtet, und ſtatt ihrer geliebten Rinderherden, die den Sulu zur Beute fielen, züchten ſie jetzt Hunde als Schlachtvieh.

Ähnlich war das Schickſal der Stämme am untern Sambeſi. Hier, wo infolge der Goldausfuhr beſtändig eine gewiſſe Verbindung mit kultiviertern Völkern beſtanden hatte, waren die Einwohner beträchtlich in der Geſittung fortgeſchritten. Kunſtfertige Eiſen- und Goldſchmiede verhandelten die Erzeugniſſe ihrer Thätigkeit nicht nur an ihre Stammesgenoſſen, ſondern ſelbſt an Araber und Portugieſen; und die Baumwollweberei hatte ſich am Sambeſi aufwärts bis weit ins Binnenland verbreitet. Die Bevölkerung war aus ſehr verſchiednen Beſtandteilen gemiſcht, da der Sklavenhandel hier ſeit alter Zeit geblüht hatte und ſeine gewöhnlichen Folgen, Auflöſung und Miſchung der Völker, auch hier zeigte.

Auf dieſes Gemiſch von Stämmen warfen ſich die kriegeriſch organiſierten Sulu (unter Songondawe, Mpeſén, Suru und Mbonán, Mputa und Kidiaonga) mit zerſtörender Gewalt. Allerdings treten ſie uns hier nicht mehr unter ihrem Namen entgegen: vielleicht waren ſie teilweiſe vor der Tyrannei Tſchakas nach Norden ausgewichen, zu einer Zeit, wo dieſer dem mit eiſerner Fauſt zuſammengepreßten Volk erſt den Namen ſeines eignen kleinen Stamms aufprägte. Wir finden ſolche Sulu-Ausläufer als „Landin“ am Sambeſi, als „Wangoni“ (Magwangara, Mahuhu; vgl. die Stammbäume I A. B. am Schluſſe des Abſchnitts) weſtlich vom Nyaſſa, als „Mafiti“ (Maviti, Wambunga oder Mahenge) oder „Maſitu“ zwiſchen dem Nyaſſa und der Oſtküſte des Erdteils, als „Watuta“ (vgl. S. 437) im Süden von Unyamweſi. Alle haben in furchtbarer Weiſe zerſetzend gewirkt; ihr Beiſpiel ſteckte friedliche Ackerbauer an, die Tracht und Bewaffnung der Eroberer (Stoßſpeer und Ochſenhautſchild) anzunehmen und nun ebenfalls verwüſtend in die Gebiete ihrer Nachbarn einzudringen.

In gewiſſem Sinne gehören zu dieſen „Sulu-Affen“ (vgl. S. 433) auch die Wahehe, die in ihrer Hauptmaſſe eng mit den Waſagara (Waſſagara) verwandt ſind, etwa ſeit 1860 und beſonders ſeit 1870 unter ihren Häuptlingen Nyugumba Mudjinga (Matſchinga) und Mambambe (Mamle; vgl. den Stammbaum II am Schluſſe) ganz im Stile der Sulu mehrere Reiche gegründet haben, die von den Deutſchen erſt 1896 zur Unterwerfung gebracht worden ſind.

Für den ganzen Länderraum vom Sambeſi bis zur großen Karawanenſtraße iſt nichts bedeutungsvoller geworden als ſeine Durchdringung mit Sulu-Art und -Weſen (Suluiſierung); ſie hat in erſter Linie den Gang der deutſchen Kolonialpolitik in Oſtafrika beſtimmt.

C. Die Wanyamweſi.

In der Gegenwart ſind, was die Kulturhöhe betrifft, im mittlern Teil Oſtafrikas mehrere Gürtel als Folge der langdauernden Einwirkung fremder Einflüſſe ziemlich deutlich zu unterſcheiden. Die Städte der Küſte und der größte Teil der Küſtenebene ſind von den Suaheli bewohnt, einem Miſchvolke, das eine gewiſſe Menge arabiſchen und wohl auch portugieſiſchen Bluts in ſich aufgenommen hat und durch gemeinſame Sprache, das Kiſuaheli, und gleichartige Kultur zu einer Einheit verbunden iſt. In dem fruchtbaren, gebirgigen Hinterlande der Küſte wohnen kleine, teilweiſe ſehr kulturarme Stämme; dasſelbe gilt von dem weiter landeinwärts folgenden Steppengebiete; es iſt das offenbar der Saum, wo die allzu ſtarke Einwirkung

der Kultur mehr zerstörend als kräftigend gewirkt hat. Dringen wir endlich bis zu dem Hochlande vor, das zwischen Viktoria-Nyansa, Tanganyika und Nyassa liegt, so erreichen wir ein Gebiet, das bereits zu fern von der Küste liegt, als daß es unter dem Einflusse der dort siedelnden Fremden verarmen könnte, und doch nahe genug, um Anregungen der verschiedensten Art zu empfangen. So ist hier ein Kulturvolk, wenigstens im afrikanischen Sinn, entstanden, das sich durch eine gewisse Gesittung, durch Gewerbfleiß und durch seine Neigung zu Handelsunternehmungen vorteilhaft auszeichnet und für die Zukunft des Erdteils bedeutungsvoll werden wird, das Volk der Wanyamwesi.

Offenbar seit sehr alter Zeit schon steht dieses Volk in friedlichem Verkehre mit der Küste. Andrew Battel (um 1565—1616; seine Reisebeschreibung in Purchas Pilgrimage, London 1625) scheint sie als „Mohenemugi" zu kennen, Dapper nennt sie „Niemiemayer". Das Wort Unyamwesi selbst bedeutet „Mondland" und stammt von der Küstenbevölkerung, die ebenso wie die Araber, ihre Lehrmeister, von den sagenhaften Mondgebirgen der Alten gehört haben mochte; der Name fiel naturgemäß dem wichtigsten Gebiete des Innern, dem Ziel aller Handelszüge zu. Die Gunst der Lage, besonders der Schutz, den die Seen und Steppen gegen Angriffe gewährten, hat ebenso zur Blüte von Unyamwesi beigetragen wie der Karawanenhandel und die durch ihn vermittelte höhre Gesittung, die zu einem engern staatlichen Zusammenschlusse der verschiednen Stämme des Gebiets geführt hat. Die höchste Blüte dieses Staats fällt freilich in eine Zeit, aus der direkte Nachrichten vollkommen fehlen; aber seine Bedeutung läßt sich auch aus dem gegenwärtigen Zustande des Verfalls noch wohl erraten.

Die Wanyamwesi sind ein Bantuvolk wie fast alle ihre Nachbarn. Ihr Land wird im Westen vom Tanganyika begrenzt, im Osten vom Steppengebiet Ugogos; nördlich reichen die echten Wanyamwesi nicht bis zum Viktoriasee. Aber mehrere Stämme, die ihnen jetzt in der Sprache ähnlich sind und wahrscheinlich zur Blütezeit des Reichs angegliedert waren, schließen sich dort unmittelbar an sie an; in Wirklichkeit gehören diese Wassukuma u. s. w. ihrem ganzen Wesen nach zu den Stämmen, die im Osten von Unyamwesi sitzen, zu den Wagogo und Wasagara. Wie übrigens auch hier das Vorbild der jeweilig mächtigsten Stämme die schwächern beeinflußt, beweist das Verhalten eines zu den Wanyamwesi gehörenden Völkchens. „Die Wakimbu in Mdaburu", sagt Paul Reichard, „haben Sitte, Sprache und Waffen der Wagogo angenommen; und erst seit dem Jahre 1880 erinnern sie sich mit der allmählichen Wiederbesetzung der Mgunda-Mkali durch Wanyamwesi ihrer alten Abstammung und verwandeln sich wieder in Wanyamwesi, während die jetzt von allen Seiten arg bedrängten Wagogo ganz in Mißkredit gekommen sind." Die Wagogo ihrerseits, im Norden von den Massai, im Süden von den Wahehe bedrängt, haben sich teils nach diesen, teils nach jenen in Tracht und Sprache zu richten begonnen.

Das Kernland Unyamwesis ist Unyanyembe; hier hat sich auch nach dem Zerfalle des Reichs, der in unbekannter Zeit stattgefunden hat, der Verkehr mit der Küste und eine gewisse, nicht weit zurückreichende Überlieferung erhalten. Oskar Baumann hat vermutlich recht, wenn er den Ahnherrn der heutigen Herrscherfamilie, Swetu I., an das Ende des 18. Jahrhunderts setzt. Zur Zeit dieses Herrschers muß der Karawanenverkehr, der wohl aufgehört hatte, wieder eröffnet worden sein, angeblich durch zwei Elefantenjäger Mparangombe und Ngogome, die bis nahe zur Küste vordrangen und dann Karawanen ihrer Landsleute dorthin führten (um 1825/30). Araber benutzten bald den neuerschloßnen Handelsweg und schufen sich im Jahre 1846 durch die Gründung Taboras einen Mittelpunkt ihres Einflusses. Damit beginnt

zugleich der große arabische Einbruch in Zentralafrika, der zu schweren Umwälzungen und Kämpfen führen sollte.

Auch an andern Fremden fehlte es in Unyamwesi nicht. Als Ausläufer der Wahuma-wanderungen (vgl. unten, S. 439) erschienen schon in ältrer Zeit in Unyamwesi die hamitischen Watussi (Watusi), die es indessen hier zu keinem politischen Einflusse gebracht haben. Die Raubzüge der Sulu dagegen führten Bruchteile dieses kriegerischen Stamms ins Land, die als Watuta oder Wangoni (vgl. S. 435) in neurer Zeit bedeutend auf die Geschicke Unyamwesis einwirken sollten. Um 1850 trennten sich die Watuta von den Masitu (den Sulu am Schirwa- und Nyassasee), stießen, vom Nordwestende des Nyassasees kommend, auf die an Rindern reichen, aber zu starken Warori und drangen, an Urori vorbeiziehend, 1858 bis Udjidji vor, dessen arabische Einwohnerschaft auf der Bangwe-Insel Zuflucht fand. Nachdem ein Angriff der Watuta auf Uhha (am Tanganyika; vgl. S. 440) und Urundi (Hauptstadt: Muwukeye) gescheitert war, schlugen sie sich durch Uvinsa durch, rückten in Unyamwesi ein und gelangten durch Usindja bis an den Ukerewe-See. Hier verweilten sie einige Jahre und gingen dann nach Südussukuma zurück, dessen Häuptling als kluger Schwiegersohn des Watutahäuptlings sein Land als Mitgift zurückerhielt. Ein Teil der Watuta zog aber noch weiter nach Süden, wurde hier die treueste Gefolgschaft des mächtigen Mirambo, des „Napoleons von Ostafrika" (vgl. oben, S. 435), und durch ihn aus einem verwegnen Wandervolk allmählich ein staatenbildendes, das sich in dem bewässerten und wiesenreichen Ugomba und Ngalla wohlfühlte.

Mirambo selbst war vom Stamme der Wanyamwesi, angeblich der Sohn eines kleinen Dorfhäuptlings (geb. um 1830); als Träger einer Karawane von einem Araber mißhandelt, entfloh er in die Wildnis und sammelte eine Räuberbande (Ruga-Ruga) um sich, die sich bald den Eingebornen wie den Arabern furchtbar machte. Als der Häuptling des zu Unyamwesi gehörigen Ländchens Uyoweh starb, bemächtigte er sich dieses Gebiets; durch verwüstende Kriegszüge setzte er den ganzen Südwesten Unyamwesis in Schrecken. Ein Zusammenstoß mit den Arabern konnte nicht ausbleiben. Stanley, der gerade damals (1871) das Land durchzog, beteiligte sich selbst an dem Zuge, den die Araber gegen Mirambo unternahmen; nach kurzem siegreichen Vordringen endete das Unternehmen mit einer furchtbaren Niederlage. Noch in demselben Jahre erstürmte und verbrannte Mirambo die Stadt Tabora. Er war damals auf dem Gipfel seiner Macht (1870/80). Aber das von den Sulu übernommne System der Eroberung war nicht geeignet, ein dauerndes Reich zu gründen; das alte einst so mächtige Unyamwesi erstand unter Mirambo zu keiner neuen Blüte. Mirambos Herrschaft wuchs und verzehrte sich wieder durch beständigen Krieg. Nach seinem Tode (1886) war Unyamwesi zerrißner als jemals; und ehe es aus dieser Zersplitterung einen Weg zu neuer Entwicklung fand, kündete 1890 die Besetzung Taboras durch die deutsche Schutztruppe und die Niederlage Sikes (Sikkis), des Häuptlings von Unyanyembe, den Beginn einer andern Zeit für diese Gebiete an.

D. Die Bantu zwischen Unyamwesi und der Küste.

Über die Geschichte der Völker des Bantusprachstamms, die ostwärts von Unyamwesi bis zur Küste sitzen, ist mit Sicherheit äußerst wenig zu sagen. So viel ist klar, daß ihre Zahl einst größer, ihre Lage günstiger als in der Gegenwart gewesen ist; anderseits warnt uns das Dasein buschmannartiger Stämme im abflußlosen Gebiete, für eine frühre Zeit das ganze mittlere Ostafrika den Bantu zuzuweisen. An Mischungen und Wanderzügen hat es hier auch in ältrer Zeit sicher niemals gefehlt.

Nach Franz Stuhlmanns Ansicht bilden die Bewohner von Usagara, Useguha, Usambara, Ukami und Chutu (K'hutu) eine zusammengehörige Gruppe, die ebenso wie die Wanyamwesi seit alter Zeit in ihren Gebieten ansässig ist. In einem gewissen Gegensatze zu ihnen stehen die hamitisch beeinflußten Bantu, als deren Hauptvertreter die Wagogo zu nennen sind, außerdem zahlreiche kleinre Stämme weiter im Norden, z. B. die unabhängigen Wadschagga am Kilimandjaro, die unselbständigen Wapokomo am Tana ꝛc. Da nun die nördlichen Stämme der Wanyamwesi ursprünglich den Wagogo verwandt sind und diese wieder sprachlich den Bantu der Wahumastaaten nahezustehen scheinen, so ist damit wenigstens eine durchgreifende Gruppierung gewonnen, die einige Schlüsse auf die Vorgeschichte gestattet.

In neurer Zeit haben namentlich Usambara und das Gebiet am Kilimandjaro geschichtliche Wichtigkeit erlangt. Um die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts herrschten in Usambara verhältnismäßig geordnete Zustände. „Ich erkannte sogleich", sagt Joh. Ludw. Krapf, der das Land damals besuchte, „daß ich in einem Lande war, wo bessere Ordnung herrschte als in den gesetzlosen Republiken der Wanika und Wakamba. Nur im Königreiche Schoa hatte ich etwas Ähnliches wahrgenommen." Der damalige König Kmeri (Kimueri), der in Wuga residierte, war der vierte seines Hauses, das zunächst nur einen Teil Usambaras besaß, bis Bondei und sogar ein Stück des Wadigolands (landeinwärts von Mombas) dazu erobert wurde; Useguha, dessen Bewohner von der Küste mit Schießgewehren versehen wurden, riß sich, nachdem es längre Zeit unterworfen gewesen war, wieder los. Es scheint, daß die Herrscherfamilie, die Wakilindi, arabischen Ursprungs oder doch stark mit Araberblut gemischt ist; der Sage nach soll sie aus N'guru oder Dschagga eingewandert sein. Nach Kmeris Tod (1867) sank die Macht des kleinen Reichs sehr rasch; der in Wasinda residierende Simbodja, der Nachfolger Kmeris, der schließlich mit den Deutschen in Streit geriet, verlor sogar Bondei, wo sich ein andrer Häuptling des Wakilindigeschlechts, Kibanga, selbständig machte.

Die geschichtliche Bedeutung Usambaras erklärt sich unschwer aus der Natur des Lands; ein fruchtbares Gebirgsland gewährt einer festen Herrschaft Schutz und Halt, bis sich ganz von selbst dieser Einfluß auch auf die umliegenden flachern Gebiete ausdehnt und damit ein verhältnismäßig widerstandsfähiges Staatengebilde entsteht. Ähnlich hat sich auch die Macht der Stämme am Kilimandjaro und besonders die der Wadschagga in den umliegenden Landstrichen fühlbar gemacht. Allerdings haben die geringe Zahl und die Zersplitterung dieser Bergbewohner (nach Hans Meyer 20 Stämme von insgesamt 46,000 Köpfen) hier immer die Bildung eines größern Reichs verhindert.

Auf alle von Bantuvölkern besetzten Gebiete des mittlern Ostafrika, vielleicht mit Ausnahme der kleinen Staaten am Kilimandjaro, wirkt zersetzend und zertrümmernd ein Strom hamitischer Stämme (vgl. weiter unten, S. 439) ein, der in ähnlicher Weise von Norden her vordringt, wie vom Süden her die Sulu.

E. Das Gebiet der Nilquell-Seen: die Wahuma.

Wenn Unyamwesi schon zu jenen von der Ostküste entlegnern Teilen Ostafrikas gehörte, die von den Einflüssen des Küstenhandels in ihrer Kultur eher gefördert als gestört worden sind, so gilt dies in noch weit höherm Grade vom Seengebiete, das an Gunst der Lage von wenigen Landstrichen des Erdteils übertroffen wird. Gedeckt durch die Seen, Ströme und steile Bergränder, ohne doch vom Verkehr mit der Außenwelt allzusehr abgeschnitten zu sein, konnten sich hier im Besitz eines fruchtbaren, wohlbewässerten Bodens eigentümliche Staaten mit einer echt

nigritiſchen Kultur herausbilden, Staaten, die an Feſtigkeit des Gefüges und äußrer Macht in Afrika ihresgleichen ſuchten. Es ſind Bantuvölker, die dieſe Reiche vor alters gegründet haben und noch jetzt die Hauptmaſſe der Bevölkerung bilden, freilich durch Kreuzung mit andern Negerſtämmen vielfach verändert worden ſind. Sie ſind thatſächlich die Träger der Kultur, da ſie nicht nur den Boden bauen, ſondern auch jene geſchmackvollen Erzeugniſſe der Induſtrie verfertigen, die von europäiſchen Beſuchern des Lands einſtimmig gerühmt werden. Die Wellen der Küſtenkultur haben das Seengebiet ſchon mit ſchwächern Schlägen berührt als Unyamweſi, wo man Baumwolle pflanzt und webt: in den Wahumaſtaaten, wie man ſie zuſammenfaſſend zu nennen pflegt, hat ſich die ältre Kunſt, Baumrinde zu Kleiderſtoffen zu verarbeiten (Mbugu), ungemein hoch entwickelt.

Über die politiſchen Zuſtände des Seengebiets in ältrer Zeit, als die Bantu zugleich Beſitzer und Beherrſcher des Lands waren, wiſſen wir nichts; aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es dort bereits damals feſte politiſche Gebilde gegeben hat. Ihre heutige Form erhielten dieſe Gebilde erſt, als Einwanderer hamitiſchen Bluts von Nordoſten her als Hirten in das Land einwanderten und entweder im raſchen Anlauf oder nach und nach ſich der Herrſchaft bemächtigten. Dieſe Einwanderer ſind die Wahuma (Baima). Wenn F. Stuhlmann recht hat, dann wären die Herrſcher Ugandas nicht vom Wahumaſtamme, ſondern Nachkommen einer noch ältern hamitiſchen Überflutung. Jedenfalls ſind auch die Vornehmen Ugandas, mögen ſie nun wirklich Wahuma oder nur deren Verwandte ſein, hamitiſchen Urſprungs und alſo wohl auch von Nordoſten gekommen, da der Oſten des Lands durch den Viktoria-Nyanſa gedeckt iſt.

Die Wahuma haben ſich nicht nur über das Seengebiet verbreitet, ſie ſind auch bis ins nördliche Unyamweſi vorgedrungen, wo ſie unter dem Namen Watuſſi (vgl. oben, S. 437) in vereinzelten Gruppen als Hirten umherziehen. Ihre helle Hautfarbe und die Überlieferung über ihre Herkunft kennzeichnen ſie als Verwandte der Galla und der andern hamitiſchen Völker Nordoſtafrikas (vgl. S. 444). In Unyoro hörte Emin Paſcha folgende Erzählung. Einſt bildete Unyoro mit Uganda, Uſſoga, Uddu und Karagwe ein großes Land, das von den ſchwarzen, ackerbauenden Witſchweſi bewohnt war. Da kamen aus Nordoſten viel hellfarbige Menſchen, Menſchenfreſſer (Waliabantu); als dieſe den [Somerſet-] Nil überſchritten, flohen die Witſchweſi weſtwärts. Bei Matjum (ſüdöſtlich von Mruli) teilten ſich die Eindringlinge, die Wawitu (Leute von Witu, dem im Oſten liegenden „Lande der Fürſten“) in zwei Gruppen, von denen eine nach Uganda, die andre nach Unyoro vordrang. Der Reſt der Witſchweſi, die ihre Bedrücker Wahuma (Leute von Norden: Normannen!) — in Uganda auch Walindi, in Karagwe Wahinda — nannten, durchzog als Sänger und Zauberer das Land oder wurde zu Sklaven gemacht; ſeitdem bedeutet Witſchweſi in Unyoro ſoviel wie Leibeigner. Jetzt haben ſich die Wahuma ſtark mit den Bantuvölkern gemiſcht, was ſie ſelbſt durch jene wunderliche Überlieferung ausdrücken, die König Kamraſi (S. 443) Speke mitteilte: „Früher war unſer Stamm halb weiß und halb ſchwarz, die eine Seite des Kopfs mit ſchlichtem Haare, die andre kraus.“ Ob wir bei dem Worte Wawitu an das Land Witu oder an den alten Namen für Mombas, Omwita, denken dürfen, iſt ſehr zweifelhaft (vgl. S. 443); die Sprachforſchung kann uns nur wenig unterſtützen, da die Wahuma faſt überall die Sprache der unterworfnen Bantu angenommen haben.

Wann die Wahuma-Einwanderung erfolgt iſt, läßt ſich nicht mehr ſicher feſtſtellen. Die einzige Quelle zur Beantwortung dieſer Frage iſt die Stammtafel der Könige von Uganda, die von C. T. Wilſon, Stanley und Stuhlmann in leidlich übereinſtimmender Weiſe erkundet worden iſt und 32 (34) regierende Herrſcher aufweiſt (vgl. die Anmerkung zu S. 441); aber

abgesehen von der geringen Zuverlässigkeit dieser Liste bleibt es fraglich, ob der erste in ihr genannte Herrscher thatsächlich auch der erste Begründer der Wahuma-Herrschaft ist. Auch sonst sind große Irrtümer bei der Abschätzung der durchschnittlichen Regierungszeit möglich; und selbst wenn wir mit dem weitesten Spielraum annehmen, daß die Wanderung der Wahuma frühestens im 14. und spätestens im 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erfolgt sei, bleibt doch noch manches Bedenken gegen diese Schätzung und gegen die Stuhlmannsche Annahme einer ältern hamitischen Einwandrung bestehen.

a) Kitara und seine südlichen Tochterstaaten.

Zuerst scheinen die Wahuma ein ziemlich einheitliches Reich gegründet zu haben, das sich südwärts bis an den Kagera erstreckte, das Reich Kitara (Kittára, Kitwara), dessen Schwerpunkt in dem spätern Unyoro lag. Streitigkeiten im Innern führten zu weitern nach Süden gerichteten Zügen und zur Gründung neuer Reiche. Zuerst scheint Ihangiro entstanden zu sein; später (vor 20 Geschlechtern) soll sich ein Wahumahäuptling Ruhinda* nach dem südlich vom Kagera gelegnen Lande der Wanyambo geflüchtet, dort, nachdem er sich bei dem Könige Nono in Gunst gesetzt, diesen verräterischerweise getötet und sich der Herrschaft bemächtigt haben. So entstand das Reich Karágwe, das in neurer Zeit von Uganda bis zu einem gewissen Grad abhängig war. Später aber finden wir Fürsten aus dem Geschlechte Ruhindas auch in Ihangiro und Ussuwi (Ussui); eine Zeitlang bildete diese ganze Staatengruppe unter dem Namen Ukanga ein einheitliches Reich, dem auch Uschirombo angehörte. Zeitweilig mächtig und ausgedehnt war ferner Uhha (Uha), der südlichste Vorposten der Wahumaherrschaft, am Nordostrande des Tanganyika (S. 437). Beim Zerfalle dieser Reiche brach in den südlichen Bezirken die Macht der Wahuma überhaupt zusammen, hielt sich aber in Karagwe und Ihangiro. Als die ersten Europäer, der schon genannte Speke und James Augustus Grant, Anfang der 60er Jahre nach Karagwe kamen, stand es unter dem wohlwollenden Rumanika, nach dessen Tode häufige Thronstreitigkeiten das Land beunruhigt haben. Jetzt gehört es in den deutschen Interessenkreis.

Unklar ist die Geschichte des südwestlichen Wahumastaats Ruanda.** Ob es ursprünglich zu Kitara gehört hat oder mit Ukanga verbunden war, steht nicht fest; sicher ist nur, daß sich hier die Herrschaft der hier Wasamboni genannten Wahuma über die Wávira befestigt und die Macht des Reichs im Laufe der Zeit eher vermehrt als vermindert hat. Abhängig von Ruanda ist das bevölkerte Kissakka (Jung-Ruanda).

Die nördlichen Tochterstaaten Kitaras.

α) Uganda.

Die Sitze der höchsten Wahuma-Kultur aber liegen im Norden; hier sind es die Länder Uganda und Unyoro, die aus dem ehemaligen Reiche Kitara als selbständige, straff organisierte Staaten hervorgegangen sind.

Die Geschichte Ugandas beginnt mit sagenhaften Erzählungen: Kintu, der erste König, zog von Norden her in das menschenleere Seengebiet, bevölkerte es mit seinen Nachkommen und den Sprößlingen des Viehs, das er mitgebracht hatte, und herrschte wie ein Patriarch über

* Ruhinda (Rohinda; Muhinda), „Mgabe" der Wahuma
Dagara
Rumanika (um 1860)

** Luabugiri, „Kigeri" von Ruanda
Mibambwe — Yuhi (seit 1897)

das Land. Als ſein Volk allerlei Laſter annahm, verſchwand er auf geheimnisvolle Weiſe, und ſein Sohn Tſchwa folgte ihm in der Herrſchaft. Unter den folgenden Königen ſcheint der vierte, Kimera, ſchon etwas deutlicher aus dem Nebel der Sage hervorzutauchen: zwar wird er allgemein als rieſengroßer und unglaublich ſtarker Mann geſchildert, der ſich ganz der Jagdleidenſchaft hingab; aber es wird doch auch erzählt, daß er es geweſen ſei, der aus Unyoro auswanderte und ein ſelbſtändiges Reich in Uganda gründete, nachdem er die eingebornen Wiru oder Waddu unterjocht habe. Damals alſo ſcheint Kitara zerfallen zu ſein.

Auf Kimera folgten einige Könige, von denen die Sage wenig zu berichten weiß; erſt der zehnte König, Nakivingi, erſcheint wieder als bedeutende Perſönlichkeit: er ſoll Unyoro bekriegt und unterworfen haben, ſo daß alſo vorübergehend die Nordprovinzen des alten Reichs Kitara wieder zu einer Einheit verſchmolzen wurden. Der ſagenhafte fliegende Krieger Kibaga ſoll ihm in dieſen Kämpfen ſehr nützlich geweſen ſein. Über eine weitre lange Reihe von Herrſchern erfahren wir ſo gut wie nichts. Dann erfolgte unter dem 27. König Tſchabagu, deſſen Regierungszeit wohl nicht mehr als 100 Jahre zurückliegt, die Eroberung Uſogas. Nach zwei weitern unbedeutenden Herrſchern, Djundju (Junya) und Waſedje (Sſemakokiro), beſtieg Kamanya* den Thron, der Großvater des von den Europäern zuerſt beſuchten Mteſa, über deſſen Kämpfe mit den Wakidi (Lango) in Uſoga wir allerlei erfahren. Dieſe Wakidi ſind ein den Galla verwandtes, alſo hamitiſches Volk, das demnach in ſeinen Angriffen dieſelbe Wanderluſt zeigt wie früher die Wahuma. Es ſcheint, daß der König die Einfälle dieſes Stamms zurückgewieſen und ihn endlich ſeiner Herrſchaft unterworfen hat.

Unter Sſunna II., dem Nachfolger Kamanyas, beginnen bereits die neuen Einwirkungen von der Oſtküſte mit dem Vordringen arabiſcher Händler nach Uganda. Sſunna iſt um 1820 geboren, gelangte 1836 auf den Thron und ſtarb 1860. Er war ganz der Typus eines despotiſchen Ugandafürſten: nicht ſparſam mit Menſchenleben, kriegsluſtig und zur Grauſamkeit geneigt, aber den Fremden gegenüber wohlwollend und gaſtfrei. Unter ihm hob ſich die Macht des Reichs gewaltig: Ihangiro wurde erobert, der Herrſcher von Unyoro gedemütigt, der von Ruanda geſchlagen. Mächtige Flotten durchfurchten den Viktoriaſee, ſo daß ſelbſt die tapfere Bevölkerung der Inſel Uvuma zur Unterwerfung gezwungen wurde. Die gewaltigſten Seeſchlachten fanden ſtatt, als Uſoga abfiel und Sſunna mit 500 großen Schiffen zur Wiederunterwerfung dieſes Lands auszog, nachdem die Waſoga vor ſeinem Landheer auf eine der Inſeln des Sees zurückgewichen waren und eine faſt ebenſo ſtarke Flotte aufgebracht hatten. Auf ihrer Inſel blockiert, mußten ſich die Aufſtändiſchen ſchließlich ergeben und wurden zum

* Kintu, ſagenhafter 1. König der Wanyoro
Tſchwa
4. Kimera, 1. König von Uganda
10. Nakivingi
27. Tſchabagu (um 1800)
Djundju (Junya)
Waſedje (Sſemakokiro)
30. Kamanya
Sſunna II. (* 1820, König 1836—60)
Kadjumba | Mteſa (1860—84)
Mwanga (1884—86; 1889—99; vertrieben) | Kiwewa | Karema

Teil in der grausamsten Weise niedergemetzelt. Manche Raubfahrten gingen übrigens nur von den Häuptlingen der Grenzprovinzen aus, die sich gegenseitig zu übertreffen suchten.

Sfunna hatte den Prinzen Kadjumba zu seinem Nachfolger bestimmt; nach seinem Tod aber stießen die Häuptlinge diese Anordnung um und wählten Mtesa, der einen mildern Charakter zu haben schien als sein gewaltthätiger Bruder. Bald erkannte man freilich, daß man sich bitter getäuscht hatte. Mtesas Charakter ist nicht ohne eine gewisse Größe, aber reich an abstoßenden Zügen, die sich besonders in den ersten Regierungsjahren des allzu rasch zur Macht gelangten Fürsten offenbarten; nach einem großen Sieg über die Wasoga nannte er sich M(u)kavya (der weinen macht). Launenhaftigkeit und zügellose Grausamkeit, ja Mordlust treten widerlich hervor, daneben indessen auch ein gewisses Verständnis für die höhre Kultur der Araber und Europäer, die bald ihren Einfluß auf ihn äußern sollte. Eine Anzahl der Verwandten Mtesas und gerade die Häuptlinge, die ihn gewählt hatten, fielen als die ersten Opfer seiner Herrscherlaune. Kurz nach seiner Thronbesteigung betraten die ersten Europäer, Speke und Grant (vgl. oben, S. 440), seine Hauptstadt Banda (später waren Rubaga und Rebulagalla Mtesas Residenzen), die von arabischen Kaufleuten damals schon ziemlich regelmäßig besucht wurde, und fanden die beste Aufnahme. Bald freilich begannen die verschiednen Gesinnungen der fremden Besucher sich gegenseitig zu bekämpfen und endlich dauernde Verwirrung über Uganda zu bringen. Anfangs herrschte der arabische Einfluß vor: schon 1862 gewöhnte sich Mtesa statt des heimischen Mbugu (vgl. oben, S. 439) an die arabische Tracht, begann den Koran zu lesen und ließ es geschehen, daß ein Teil seines Volks nach und nach zum Islam übertrat. Dann kamen christliche Missionare ins Land, zuerst (1877) protestantische, nicht lange darauf (1879) auch katholische. Beide Glaubenslehren fanden rasch Eingang, trotz der launenhaften Grausamkeit Mtesas, der bald eine Anzahl Mohammedaner hinrichten ließ, bald regelrechte Christenverfolgungen ins Werk setzte (1881 und 1883), ohne sich selbst für eine der neuen Religionsformen zu entscheiden.

Mtesa starb im Oktober 1884. Sein Sohn und Nachfolger Mwanga (Muanga) neigte sich anfangs gleichfalls keiner Religion besonders zu und trat, was Unbeständigkeit und Blutdurst betraf, vollkommen in die Fußstapfen seines Vaters. Christen und Mohammedaner hatten gleichmäßig unter seinen Verfolgungen zu leiden, und diesmal fiel selbst ein Europäer, Bischof Hannington, unter den Streichen seiner Henker (Oktober 1885); als aber Mwanga endlich den wahnsinnigen Gedanken faßte, seine aus Christen und Mohammedanern gebildete Leibgarde niedermetzeln zu lassen, brach eine allgemeine Empörung aus, die ihn zur Flucht nach dem Süden zwang. Damit war freilich nur das Zeichen zu neuem Unheil gegeben. Nachdem anfangs die Anhänger der Bibel und des Korans das Land friedlich unter sich geteilt und Mwangas Bruder Kiwewa zum König erwählt hatten, begann der Bruderkrieg, der mit dem Siege des Islams endete; die christlichen Häuptlinge fanden teils ihren Tod, teils flohen sie gemeinsam mit den Missionaren nach den Grenzländern im Süden. Da sich der König Kiwewa den Arabern gegenüber nicht gefügig genug zeigte, wurde er durch einen andern Bruder Mwangas, Karema, ersetzt, der nun auch öffentlich zum Islam übertrat.

Mwanga war inzwischen in seinem Verbannungsaufenthalt Bukumbi von den französischen Missionaren, die ihn gastfreundlich aufgenommen hatten, dem Christentume gewonnen worden; natürlich wandte sich nunmehr die besiegte christliche Partei ihm, dem im Grund einzig rechtmäßigen Herrscher, wieder zu. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, sich auf der Insel Shassa festzusetzen und nach manchem vergeblichen Versuche endlich Karema in einer entscheidenden

Schlacht zu ſchlagen. Am 11. Oktober 1889 zog er wieder in ſeine Hauptſtadt Mengo ein, während die meiſten Araber nach Unyoro flüchteten.

Allein das Land ſollte noch nicht zur Ruhe kommen. Nunmehr traten die innerhalb der chriſtlichen Partei beſtehenden Gegenſätze zwiſchen Katholiken und Proteſtanten grell zu Tage, verſchärft durch die Verſuche Englands, ſich in Uganda feſtzuſetzen. Zuletzt wurde das Land unter die Anhänger der verſchiednen Religionen derart geteilt, daß die Proteſtanten vier Sechſtel, die Katholiken und Mohammedaner je ein Sechſtel erhielten. Seit 1890 ſteht das furchtbar verwüſtete und entvölkerte Uganda völlig unter dem Einfluß Englands (vgl. S. 495).

β) Unyoro.

Viel weniger iſt über die Geſchichte Unyoros zu berichten, ſoweit ſie nicht mit der der andern Wahumaſtaaten zuſammenfällt. Zweifellos iſt Unyoro der älteſte Sitz der Wahuma und der Mittelpunkt ihrer weitern Ausſtrahlung; aber es iſt keineswegs der Mittelpunkt des Kulturlebens der Staaten im Seengebiete, da ja die Kultur urſprünglich nicht den Wahuma, ſondern den altanſäſſigen Bantuvölkern eigen iſt. In den Wanyoro herrſcht der zügelloſe Geiſt der Steppennomaden weit mehr vor als in den geſittetern Waganda; die räuberiſchen Heere des Lands ſind der Fluch der umliegenden Gebiete. Dieſes Vorherrſchen des Nomadentums mag teilweiſe darin begründet ſein, daß Unyoro noch in verhältnismäßig neuer Zeit von einer abermaligen Einwanderung aus Nordoſten betroffen worden iſt; wenigſtens ſind nach Emin Paſchas Anſicht die jetzt herrſchenden Wawitu, die ſich mit den ſtammverwandten Wahuma oder Wahinda (wohl der urſprüngliche Name des Volks; vgl. oben, S. 439) ohne Schwierigkeit verſchmolzen haben, erſt gegen 1800 eingedrungen. Somit würde auch die kurze Reihe von Herrſchern, die Speke zu erkunden vermochte, nur Könige aus dieſem neuen Herrſcherſtamme der Wawitu umfaſſen; er nennt die Namen Chiawambi, Nyamongo und Kamraſi. Der letztgenannte König regierte noch um 1860 unabhängig. Ihm folgte ſein Sohn Kabrega (Kaba regga), deſſen Herde von großhörnigen Rindern Emin Paſcha auf 15,000 Stück bezifferte, auf dem Throne.

γ) N'kole und Mpóroro.

Südlich von Unyoro und im Oſten und Südoſten des Albert-Edward-Sees liegen noch zwei kleinre Wahumaſtaaten, N'kole (Ankore; Hauptſtadt Katwe) und Mpóroro, die erſt in neueſter Zeit bekannt geworden ſind. Die Überlieferung, daß Wahuma (Waſſamwo) von Norden her eingedrungen ſind und die urſprünglichen Bewohner unterjocht haben, findet ſich auch hier. In N'kole hieß der Vorgänger Ntalis, des gegenwärtigen Herrſchers, Mutambuka. Mpóroro hatte unter dem Könige Rokay eine nicht unbedeutende Macht erlangt, iſt aber jetzt unter ſeiner Tochter und Nachfolgerin Nyawingi ſehr zurückgekommen und wird von den Bewohnern N'koles arg bedrängt.

F. Das Oſthorn.

Oſtafrika bietet im kleinen dieſelben Verhältniſſe wie das gewaltige Wüſtenland der Sahara mit ſeinen ſüdwärts vorgelagerten, von den Wüſtenbewohnern bedrängten und beherrſchten Kulturſtaaten. Die Gebiete der Wahuma entſprechen den Reichen Sokoto, Bornu und Baghirmi; die Stelle der Sahara aber vertritt das ausgedehnte, waſſerarme Oſthorn des Erdteils, das ſeine Oſtſpitze, das gefürchtete Kap Guardafui, weit in die Fluten des Indiſchen Ozeans vorſtreckt. Hier im Norden ſegelten ſeit alter Zeit die Flotten der Seevölker vorüber; hier, im Lande des

Weihrauchs, entstanden früh Siedelungen an den öden Gestaden, und Handelswege führten von den Küstenplätzen weit hinein ins Innere des Erdteils. Die tiefsten und dauerndsten Wirkungen gingen von Arabien aus, das sich bis auf wenige Meilen den Küsten Afrikas nähert. Und doch konnte in dem öden Gebiete keine tiefe bodenständige Kultur Wurzel fassen: beweglich und unstet blieben die Völker, „ihre Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider sie". Die Richtung ihrer Wanderzüge und Kriegsfahrten wies ihnen die Natur: im Osten donnerten die Fluten des Ozeans an das hafenarme Küstenland — im Westen zog das sumpfige Nilthal eine Grenze des Vordringens. Verlockender stand schon das abessinische Hochland vor den Augen der beutelustigen Nomaden; aber das verheißungsvollste Ziel lag doch im Süden, im Gebiete der dunkelfarbigen Rasse. Unübersehbar dehnt sich die Ebene nach Süden hin, ohne Hindernisse für den Zug der Nomaden und ihrer Herden. Den ersten Scharen aber, die diese Bahn zogen, folgten neue, und oft sind ältre Eroberer selbst wieder die Opfer ihrer nachdrängenden Verwandten; dauernde Reiche zu gründen war nur einem dieser Wandervölker vergönnt, den Wahuma (vgl. S. 440), und auch diesen nur, weil sie eine alte Kultur im Seengebiete vorfanden und durch die natürliche Lage des Lands vor weitrer Bedrängnis geschützt waren.

Gegenwärtig können wir vier große Gruppen hamitischer, mehr oder weniger mit Semiten und Negern gemischter Nomadenvölker im nördlichen Ostafrika unterscheiden, die Danákil (Mehrzahl von Dankali), Galla, Somâl (Mehrzahl von Somali) und Massai. Keine dieser Gruppen bildet, vielleicht von den Danakil abgesehen, ein einheitliches Ganze; jede von ihnen umschließt Völkertrümmer, deren Ursprung teilweise unklar ist.

a) Die Danakil.

Am einfachsten ist die Geschichte der Danakil (Adal) oder Afar. Eingeklemmt in ihren alten Wohnsitzen, dem Winkel zwischen dem abessinischen Bergland und der Ostküste von Massaua bis jenseit der Straße Bab el-Mandeb, haben sie nur nach Süden hin Raum zur freien Entfaltung. Hier aber gebieten ihnen die nördlichen Somal-Stämme Halt. Möglicherweise sind die Somal ein Mischvolk, das Teile der Danakil in sich enthält; indes ist für die Gegenwart das verwandtschaftliche Verhältnis der beiden Stämme kaum mehr nachzuweisen. Jedenfalls haben die Danakil, soweit sich ihre Geschichte verfolgen läßt, am wenigsten von allen Hamiten Ostafrikas auf ihre Nachbarn eingewirkt.

b) Die Galla.

In ganz andrer Weise treten die Galla (auch Gala) oder Oromó (Oroma, Orma oder Ilmorma) hervor. Überraschend und mit gewaltiger Macht erscheinen sie auf dem ostafrikanischen Kampfplatze; weithin dehnen sie ihre Wohnsitze aus, und noch heute bilden sie, obwohl aus Verfolgern teilweise zu Verfolgten geworden, ein großes und kraftvolles Volk, wenn auch keine politische Einheit.

Über ihre Herkunft ist viel gefabelt worden. Mehrfach hat man (Karl Ritter u. A.) sie fälschlich mit dem Volke der Masimba (vgl. S. 434) in Verbindung gebracht, das gerade in jener Zeit aus der Geschichte verschwindet, wo die Galla zum ersten Male erwähnt werden. Robert Hartmann sucht die alten Wohnsitze der Galla in der Nähe der Schneeberge, des Kenia und Kilimandjaro, so daß sie also ursprünglich von Süden nach Norden gewandert wären. J. L. Krapf vernahm, wie vorher schon James Bruce (1730—94), eine Überlieferung des Oromó-Häuptlings Tscharra, daß ihr Stammvater Wolab aus Bargama (jenseit des Großen

Wassers) gekommen sei, und vermutet unter diesem „Großen Wasser" entweder den Bahr-el-Abiad (Weißen Nil) oder seinen großen afrikanischen Binnensee, d. h. einen der Nilquellseen. Hätte er recht, so wäre die Wanderung der Galla vielleicht das Vorspiel zu jenen andern westöstlichen und -südlichen Zügen hamitisch gemischter Stämme gewesen, die uns bei der Betrachtung der Geschichte Innerafrikas noch beschäftigen werden. Hiob Ludolf (1624—1704), der Begründer der äthiopischen Sprachforschung, gibt 1537 als das Jahr an, wo die Galla vom Bariland aus in Abessinien eingefallen seien. Neuerdings (1888) hat dagegen Philipp Paulitschke die Ansicht vertreten, daß das Osthorn Afrikas die Wiege der Galla ist, und daß ihre Sitze in vorislamischer Zeit im Süden des Golfs von Aden lagen; eigner Wandertrieb und die Entwicklung der Somal-Stämme hätte demnach die Galla aus ihrer ursprünglichen Heimat west- und südwärts getrieben. Bedenken wir freilich, daß die Galla sicher einen guten Teil nigritischen Bluts in ihren Adern haben, so will diese Annahme nicht so ganz genügen, wenn es auch zweifellos ist, daß Neger einst viel weiter im Norden saßen als heutzutage. Ratzel endlich (1895) nennt die Galla „eine Völkergruppe, deren Schwerpunkt einst weiter nördlich lag als heute, wohl sogar nördlich und vielleicht auch westlich von Abessinien, und deren Geschichte, groß angesehen, als Hauptzug eine unwiderstehliche Ausbreitung nach Süden zeigt".

Während ein Teil der Galla im Norden auf Kosten der Abessinier sich in den Jahren 1526—43 unter Mohammed Granj neue Wohnsitze errang (vgl. den Schlußabschnitt Abessinien), drang eine zweite Woge des Volks *südwärts* vor; ihre Vorposten haben den Tana überschritten und den bei Melinde mündenden Sabaki erreicht. Nach Henry Salts (1771—1827) Zeugnis fanden sie sich schon Anfang des 19. Jahrhunderts in diesem Gebiet. Im Berglande südlich vom Rudolf-See hielten sich Stämme hamitischen Ursprungs, die vielleicht erst von den Galla in diese ödern Striche gedrängt worden waren, während andre südwärts auswichen und sich auf die Negervölker Ostafrikas warfen. Die Galla selbst haben offenbar zahlreiche Negerstämme verdrängt oder ihres Gebiets beraubt, wie die unter ihnen lebenden Pariastämme nigritischer, teilweise allerdings auch hamitischer Herkunft und manche stark mit Negern gemischte Abteilungen des Gallavolks beweisen. Auch buschmannartige Völkchen nehmen möglicherweise an dieser Völkermischung teil.

c) Die Somal.

Später noch als die Galla erscheint das Volk der *Somal* in der Geschichte. Immerhin sind wir sicher, daß es sich im Osthorn Afrikas gebildet hat, anscheinend aus Hamiten, denen ein starker Strom arabischen Bluts und arabischer Kultur zugeflossen ist. Den hamitischen Bestandteil bildete anscheinend das Volk der *Tir*, das in den Berichten der Somal oft erwähnt wird. Das neue Volk, anfangs schwach, erstarkte allmählich und unterlag alsbald jenem fast gesetzmäßigen Zwange, der die Bewohner der ärmlichen Striche von Nordafrika zur Ausdehnung nach Süden anspornt. Bei dieser Erweiterung des Gebiets nach Süden scheinen die Somal im Küstenland auf nigritische Stämme gestoßen zu sein, wie manche zurückgebliebne Reste beweisen; so findet sich am Webbi Schebeli das Volk der Adone, das in Körperbau, Sprache und Lebensweise seine Verwandtschaft zu den südlichen Bantunegern bekundet.

Im nördlichen Somal-Lande führte der arabische Einfluß zur Entstehung festrer politischer Gebilde. Anfang des 16. Jahrhunderts fanden die Portugiesen unter Cristoforo da Gama an der Nordküste vom Kap Guardafui bis zur Tadjurra-Bai das *Reich Adal* unter mohammedanischen Fürsten, von denen einer, Imam Ahmed, um 1500 Harar eroberte.

Das Vorrücken der Somal führte bald zu Kämpfen mit den Galla. In Harar allerdings scheint die Gallabevölkerung die Somal zurückgedrängt zu haben, was wohl auch auf eine westöstliche Wanderrichtung der Galla deutet; überall sonst aber und namentlich im Süden, wo zwischen Bergland und Meer das lockende Weidegebiet sich verschmälert, sind die Somal siegreich gewesen und verwandeln die stolzen Bezwinger der Negerstämme selbst in gejagtes Wild.

d) Die Massai.

Verhängnisvoller als Galla und Somal sind für die ackerbauenden Neger jene am weitesten südlich vorgeschobnen Hamiten geworden, als deren wichtigster Zweig das Hirtenvolk der Massai (Masai) erscheint. Offenbar sind die Massai nur eine jener Völkerwogen, die über die Ebenen Ostafrikas hinbrausen, sich gegenseitig überbrandend und verschlingend. Schon vor ihnen sehen wir hamitische Mischvölker im Osten und Südosten des Viktoria-Sees, insbesondere die Wakwafi und Wataturu, die von den hereinbrechenden Massai überwältigt, zertrümmert und zur Flucht nach verschiednen Seiten genötigt werden (vgl. weiter unten). Alle diese Stämme, die Massai eingeschlossen, sind stark mit Negern gemischt, und zwar anscheinend mit solchen des Nilgebiets, so daß der Ausdruck Hamito-Niloten von F. Stuhlmann für sie vorgeschlagen worden ist; die Thatsache dieser Mischung gibt zugleich einen Wink über die Richtung ihrer frühern Wanderzüge. Das abflußlose Hochland Ostafrikas ist der eigentliche Tummelplatz dieser Hamito-Niloten; aber da das Gebiet nicht arm an Bewegungshindernissen ist, so fehlt es nicht an Völkertrümmern aller Art und infolgedessen an Mischungen. „Ein unsagbares Chaos von Völkern", sagt Stuhlmann, „findet sich in diesen Gebieten, das noch fortwährend sich verändert infolge der zahlreichen Kriege und der nomadisierenden Lebensweise der Leute."

Nur über die Bewegungen des jüngsten Eroberervolks, der Massai (Oigob oder Orloigob in ihrer eignen und der Wakwafi Namengebung), sind wir genauer unterrichtet. Da sie auch auf die Ereignisse ältrer Zeiten ein Licht werfen und zugleich die Völkerverhältnisse Ostafrikas in derselben furchtbaren Weise von Norden her erschüttert haben, wie die Sulu von Süden aus, verdienen sie eine nähere Betrachtung.

Der Ausstrahlungspunkt der Massai dürfte nordöstlich vom Viktoria-See in jenem Gebiete liegen, wo noch jetzt andre Mischvölker aus Nilnegern und Hamiten (Wakikuyu, Burgenedji, Elmolo, Suk, Naudi, Kamassia, Turkaná, Karamoyó und Dónyoro) ihre Sitze haben; von da aus trieb sie Kriegs- und Wanderlust nach Süden. Wenn wir uns das Bild Ostafrikas im ganzen vergegenwärtigen, sehen wir also drei nahezu parallele Wanderströme hamitischer Nomaden von Norden nach Süden sich bewegen, an der Küste die Somal, im westlichen abflußlosen Hochlande die Massai, zwischen beiden die Galla. Die Opfer der heranstürmenden Bedränger sind echte Bantuneger und ältre hamitische Mischvölker. Am verderblichsten haben sich die Züge der Massai erwiesen, deren eigenartige kriegerische Organisation und wilder Kampfesmut jeden Widerstand zu Boden warfen, die es aber auch verstanden haben, die Zwistigkeiten der einzelnen Bantustämme zu nutzen, um bald den einen, bald den andern zu unterstützen und endlich beide zu verderben.

Vor dem Herannahen der Massai war ein nahe verwandtes Volk, die Wakwafi (Wakuafi) oder, wie sie sich selbst nennen, die Mbarawui, bereits am Paregebirge südöstlich vom Kilimandjaro seßhaft und bedrängte die umliegenden Länder; so hat sie der immerhin breite Tanafluß nicht abhalten können, ins Wakambaland einzufallen. Inzwischen aber scheinen die Massai westwärts von Pare vorgedrungen zu sein und warfen sich nun auf ihre Stammesgenossen,

die ohnehin durch verſchiedne mißlungne Kriegszüge geſchwächt und entmutigt waren. Die Wakwaſi wurden beſiegt und zerſprengt. Ein Teil fand Zuflucht bei den Negerſtämmen und widmete ſich dem ſonſt ſo verhaßten Ackerbau; die Hauptmaſſe aber ſtrömte nach Nordweſten bis zum Naivaſchaſee zurück, bis ſie auch dort von den Maſſai bekämpft und verdrängt wurden. Wieder ſchloſſen ſich viele den ackerbautreibenden Völkchen des Hochlands an; der Reſt aber rettete ſich nach Leikipia, öſtlich vom Baringoſee und nordweſtlich vom Kenia, und fand hier endlich Sicherheit und Ruhe. Dieſe Wanderzüge ſind überaus lehrreich: von Norden her ſtürmen die Maſſai nach Süden und verjagen ihre Vorgänger von der reichen Beute; dieſe aber wandern nach der alten, nunmehr verödeten gemeinſamen Völkerwiege zurück, vielleicht, um einſt wieder zu erſtarken und von neuem den Weg nach dem Südlande zu ſuchen.

Ähnlich iſt der hamitiſche Hirtenſtamm der Wataturu, der urſprünglich nördlich vom Eiaſſiſee ſaß, geſchlagen und ſo zerſprengt worden, daß jetzt Trümmer des Volks in den verſchiednen Randgebieten des abflußloſen Hochlands ein elendes Daſein führen und teilweiſe ebenfalls zum Ackerbau übergegangen ſind.

Die Kriege der Maſſai haben deshalb ſo zerrüttend gewirkt, weil ihr Ziel nicht Eroberung neuer Länder, ſondern Viehraub und Plünderung war. So drangen ſie, meiſt durch verräteriſche Eingeborne unterſtützt, mordend und raubend tief in die Gebiete der Ackerbauer ein, um dann raſch zu verſchwinden und ein verödetes Land hinter ſich zu laſſen. Selbſt Angriffe auf die Küſtenplätze Uſambaras wurden geplant, wenn auch nicht ausgeführt. In Uſagara berühren ſich die von den Sulu einerſeits, den Maſſai anderſeits verwüſteten Gebiete, ſo daß die 1889 zum Schutze der Karawanenſtraße durch Wiſſmann neu angelegte deutſche Station Mpapua (Mpwapwa) zugleich den Zuſammenſtoß der ihrer Abſtammung nach ſo verſchiednen, aber in ihrem Treiben ganz ähnlichen Raubſcharen hindert.

Die Macht und Beweglichkeit der Steppenbewohner beruht auf dem Beſitze der Rinderherden. Ehe das Rind in Oſtafrika bekannt war, ſind ſo gewaltige Völkerſtrömungen wie die der hamitiſchen Stämme unmöglich geweſen; der Steppennomade ohne Rinder und Schafe iſt ein armſeliger Geſelle, ein unſteter Jäger, wie der Buſchmann Südafrikas, wenig gefährlich für die ackerbauenden Nachbarvölker. In Oſtafrika fehlt es an den Reſten dieſer frühſten Steppenbewohner nicht; ein mit den Maſſai zuſammenlebendes, eine Art Pariakaſte bildendes Volk, die Wandorobbo (Wandorobo; vgl. S. 416), iſt von dieſer Art. Solange wie alle Stämme des waſſerarmen Gebiets ſo beſchaffen waren, ſtand nichts der Ausbreitung der dunkelfarbigen Ackerbauer nach Norden hin im Wege. Darum haben wir in Oſtafrika dieſelbe Erſcheinung wie in der Sahara: Spuren einer weit nach Norden ausgreifenden Verbreitung der Neger, dann aber ein Übergreifen der mächtig gewordnen Steppenvölker und das Entſtehen eines breiten Gürtels der Völkermiſchung, worin die Neger den leidenden Teil bilden.

Den ältern Zuſtänden nähern ſich die der Gegenwart wieder. Das Auftreten der Rinderpeſt (beſonders ſeit 1891; vgl. S. 404) hat die Angriffskraft der Nomaden gelähmt, ihre Zahl furchtbar vermindert und viele ſelbſt dazu gebracht, ſich den landbebauenden Negern beizugeſellen. Erholen ſich die Herden der Maſſai von dieſem Unheile nicht, ſo wird ein neues Vordringen der Neger in die verlaßnen Gebiete die Folge ſein; aber es werden keine reinen Neger mehr ſein, die das Land neu beſiedeln, ſondern ein gut Teil hamitiſchen Bluts wird in ihren Adern fließen. Daneben erſtarken die verachteten Jägerſtämme wieder und nehmen die für den Ackerbau ungeeigneten Steppen in Beſitz: ſchon jetzt ſind die Wandorobbo mächtiger als die Maſſai.

Aber Ostafrika ist so wenig in der Zukunft wie in der Vergangenheit ein sich selbst überlaßnes Land. Eine neue Zeit schien heraufzuziehen, als nach dem Rückzuge der Portugiesen von der Küste abermals arabische Siedelungen entstanden und arabische Händler im Innern zersetzend und umbildend erschienen. Dann aber begann die Teilung Afrikas unter die Völker Europas: Deutschland fiel die Küste des mittlern Ostafrika und das Hinterland bis zu den Seen zu, während sich England des Küstenlands von Mombas bemächtigte und seine Hand nach den Wahumastaaten ausstreckte. Damit beginnt eine Wendung, die zu gewaltigen Umgestaltungen führen kann; der Neger setzt ihr nichts entgegen als seine Passivität und seine gesunde Lebenskraft. Vielleicht wird er, wie seit Jahrtausenden, noch immer sein altes Land bebauen, wenn auch diese Einwirkungen vorübergegangen sein werden.

4. Westafrika.

Während im Laufe vieler Jahrtausende immer neue Wellen fremder Kultur an die Küste Ostafrikas schlugen und tief hinein ins Innre ihre Wirkung äußerten, lag Westafrika im geheimnisvollen Dunkel, andern Völkern kaum besser bekannt als das Herz des Erdteils. Kein Segel erschien auf den Fluten des Atlantischen Meers, die in wilder Brandung an den hafenlosen Gestaden zerschellen, kein Schiff verließ die Küste Afrikas, um andre Länder und Menschen aufzusuchen; Westafrika war die passive Seite des Erdteils. Erst die letzten Jahrhunderte haben diese Verhältnisse von Grund aus verändert.

Wenn es natürlich und angemessen ist, das östliche Afrika mit seinen alten Beziehungen zur Außenwelt und seinen nomadischen Hirtenvölkern zusammenfassend zu behandeln, so scheint dasselbe Verfahren der Westküste gegenüber auf den ersten Blick nicht angebracht. Das Meer wirkt ja hier ausschließlich als Grenze der Volksverbreitung, nicht als Mittel des Verkehrs; infolgedessen können denn auch die Küstenländer nichts andres sein als Anhängsel der Gebiete des Innern, nicht aber eigenartige Kulturgürtel, die sich von den andern Teilen Afrikas scharf unterscheiden. Dennoch läßt sich mancherlei anführen, was einer Zusammenfassung ganz Westafrikas günstig ist.

Auf die eigentümliche Erscheinung, daß wir das Küstenland von Oberguinea, also das Gebiet von Senegambien bis Kamerun, als ein echt nigritisches Land bezeichnen müssen, das sich scharf vom Sudân abhebt, ist schon (S. 397 und 413) hingewiesen worden. Hier ist also in Wahrheit der Küstenstrich durchaus ethnographisch vom Hinterlande geschieden; und dieser Zustand der Dinge hat bestanden, ehe die ersten Europäer das Gestade Westafrikas betraten. Sehen wir ferner auch weiter südwärts, obwohl in geringerm Grad, eine gewisse Selbständigkeit der Küstengebiete gegenüber dem Binnenlande, dann erscheint es zweifellos, daß die See etwas mehr sein muß als ein bloßes Hindernis der Ausbreitung. Bedenken wir überdies, wie oft die Küste auch in ältrer Zeit schon das Ziel binnenländischer Völkerwanderungen war, so ist eine große Wichtigkeit des Atlantischen Ozeans für die afrikanische Geschichte nicht mehr zu leugnen.

In der That bietet ja auch das Meer Schätze, die in den Augen des Negers von großer Bedeutung sind. Der Fischfang allerdings ist nirgends hoch entwickelt. Um so begehrenswerter ist das Salz, das sich die Küstenvölker fast mühelos in größter Fülle zu verschaffen vermögen; ohnehin ist der Neger, der sich vorwiegend von Erzeugnissen der Pflanzenwelt nährt, dem Salzhunger ganz anders ausgesetzt als der Hirt oder Jäger. So sehen wir denn nicht

selten Stämme des Innern bis zur Küste vorbrechen und sich dort ausbreiten; daß aber damit eine völlige Verdrängung oder Vernichtung der ursprünglichen Bewohner des Gestades Hand in Hand geht, wird gerade durch die Verhältnisse der Küste verhindert.

Hier nämlich, wo kein Rückzug offen bleibt, sind die Küstenbewohner, wenn vom Binnenland aus kraftvollere Stämme gegen sie andrängen, zu verzweifeltem Widerstande gezwungen; überall dort aber, wo das Gestade reich an Buchten, Flußmündungen und Inseln ist, werden sie ihre Zuflucht im Dickichte der Ufersümpfe, auf den halbüberschwemmten Inseln oder in andern Verstecken suchen und neben den Neueingedrungnen weiter leben, nicht ohne auf die Dauer ihren Einfluß auf sie zu äußern. Auch in Gebirgsländern hat sich die älteste Bevölkerung vielfach gehalten, so in den Bergen des Togohinterlands, die auch später wiederholt zersprengten Stämmen als Zuflucht gedient haben. Daraus erklärt es sich einigermaßen, daß trotz der von innen kommenden Vorstöße doch eine gewisse ethnographische Einheitlichkeit des Küstenlands unbestreitbar erhalten bleibt.

Damit ist freilich noch nicht erklärt, wie diese Einheitlichkeit, die sich in zahlreichen gemeinsamen Zügen ausspricht, ursprünglich entstanden sein mag. Vielleicht ist es doch nicht zu gewagt, eine größere maritime Regsamkeit der Küstenbevölkerung in älterer Zeit anzunehmen. An verschiedenen Punkten der Küste ist sie noch neuerdings nicht ganz gering gewesen: in Kamerun und Gabun steht der Schiffbau auf einer hohen Stufe und sind größere Raubfahrten an der Küste bis vor kurzem vorgekommen, und an der Küste von Sierra Leone haben es die Bewohner der Bisagos-Inseln sogar mit den Portugiesen im Seekrieg aufgenommen und das Festland weithin verwüstet. Viel schwieriger und vorläufig wohl unlösbar ist die Frage, ob wir alte Einflüsse von außen her annehmen dürfen.

A. Senegambien.

Seiner natürlichen Lage nach ist Senegambien ein Mittelglied zwischen dem nigritischen Westafrika und dem Sudân: die Nähe der Wüste mit ihren Stämmen, die Aufschließung des Hinterlands durch die Flüsse gliedern es an diesen, die echt nigritische Grundbevölkerung des Gebietes an jenes an (vgl. S. 397 und 398). Bis Senegambien hat sich wohl in alter Zeit auch der Einfluß karthagischer Handelsfahrten und Siedelungen erstreckt. An der Küste im Südwesten bis Sierra Leone hinab sitzt jetzt eine Anzahl kulturarmer Völkerreste. Den Hauptstamm des Lands aber bilden die Djolof (Wolof), die wir bei ihrem Eintritt in das Licht der Geschichte als ein politisch recht gut organisiertes Volk kennen lernen, das aber dennoch im Rückgange begriffen ist: früher dürften sich die Wohnsitze der Djolof viel weiter ins Innre erstreckt haben als zur Entdeckungszeit (1446). Um 1500 scheint der größte Teil Senegambiens ein ziemlich einheitlicher Staat unter einem Burba-Djolof oder Groß-Wolof gewesen zu sein, dessen Gebiet selbst das Gebirgsland Futa umfaßte; aber nicht lange darauf zerfällt dieses Reich in eine Anzahl sich gegenseitig befehdender Kleinstaaten (Cayor, Baol, Ualo, Sine und andere), obwohl die Erinnrung an die alte Zusammengehörigkeit bis zur Gegenwart nicht völlig erloschen ist. Höchstwahrscheinlich steht der Niedergang des Reichs der Djolof in Zusammenhang mit den damals beginnenden Kriegszügen der Fulbe, also den Ereignissen im eigentlichen Sudân (vgl unten, S. 516).

Neben den Djolof sind die Serer (die Barbacin der Portugiesen) als Bewohner der Küstenstriche um Kap Verde zu nennen, da sie sich teilweise von jenen unabhängig erhalten haben und die Überlieferung bewahren, daß sie in ältrer Zeit (im 15. Jahrhundert) aus dem Innern (Futa) an die Küste gewandert sind.

B. Die Stämme an der Küste vom Gambia bis zum Tanoë.

Über die Vorgeschichte der kleinen Stämme zwischen Gambia und Sherboro ist wenig zu sagen. Dies Gebiet ist recht geeignet, als Zufluchtsstätte zersprengter Stämme zu dienen, und mag nach und nach eine ganze Zahl von ihnen aufgenommen haben. Die Folge ist eine außerordentliche Zersplitterung und das Fehlen größrer Staatengebilde; dagegen herrschen beständige Kämpfe zwischen den einzelnen Nachbarstämmen. Der Ohnmacht dieser kleinen Völker ist es wohl zuzuschreiben, daß die Staaten des Innern gelegentlich ihre Macht bis zur Küste ausgebreitet haben; wenigstens stand das Gebiet von Kasamanze (Cazamanca) im 16. Jahrhundert unter der Herrschaft eines andern, binnenwärts gelegnen Staats, der seinerseits dem Reiche der Mandingo (Mandinka) zinspflichtig war; auch früher schon hatten westsudânische Staaten ihren Einfluß bis zur Küste ausgedehnt (vgl. S. 510). Immer von neuem dringen aus dem Sudân, verdrängt durch neu auftretende Eroberervölker, einzelne Stämme bis zur Küste vor, schieben die ursprünglichen Bewohner beiseite oder unterwerfen sie. So haben sich die Susu der Gebiete am Rio Grande bemächtigt, die ehemals den Bagoes gehörten, nachdem sie selbst aus ihren frühern Sitzen von den Mandingo aufgestört worden waren; in das Küstenland von Sierra Leone brachen um 1515 die kannibalischen Kumba (Manez) ein und eroberten es zum Teil; auch Mandingo sind bis an das Meer vorgerückt.

Das Gebiet der jetzigen Republik Liberia hat ähnliche Schicksale gehabt. Die Stämme, die man als Kru (Grebo) zusammenzufassen pflegt, scheinen vor nahezu 300 Jahren aus dem Innern, dem Drucke der erobernden Mandingo und Fulbe weichend, nach der Küste gewandert zu sein. Nach andern Angaben hätten ihnen die Fulbe selbst bei der Unterwerfung der am Meere wohnenden Verz Hilfe geleistet. Über die Vorgeschichte der Bewohner der Zahnküste wissen wir nichts dergleichen, dürfen aber auch hier derartige Völkerbewegungen in älterer Zeit vermuten.

C. Aschanti und Dahomeh.

An der Gold- und der Sklavenküste, wo der Einfluß der Europäer sich früh geltend machte, haben sich keine größern Staaten entwickelt. Um so mächtiger sind im Hinterlande zwei Reiche aufgeblüht, deren wilde Eigenart und blutige Kriegs- und Kultusgebräuche seit langem die schaudernde Neugier der Europäer erregt haben: Aschanti und Dahomeh. Und doch sind diese anscheinend so ursprünglichen Staatengebilde offenbar erst unter dem Einflusse der Europäer selbst entstanden. Beide Staaten gehen in ihrem Wesen und ihrer Entwicklung vielfach parallel. Gemeinsam ist beiden vor allem die Eigentümlichkeit, daß sie keine Küstenstaaten sind, sondern hinter dem schützenden, das Vordringen von der Küste nach dem Hinterland erschwerenden Waldgürtel liegen. Die Grundlage der Macht ist dieselbe in Aschanti wie in Dahomeh, und das schließliche Schicksal der Vernichtung ihrer Selbständigkeit hat sich bei beiden fast gleichzeitig vollzogen.

a) Aschanti.

Aschanti tritt erst am Ende des 17. Jahrhunderts als Staat in der Geschichte auf. Um 1700 wird der Name des neuen Reichs zum erstenmal an der Goldküste genannt; da sich seit langem viele europäische Siedelungen an dieser Küste befanden, ist es sehr wahrscheinlich, daß sich das Reich Aschanti thatsächlich um diese Zeit erst gebildet hat. Die Bevölkerung Aschantis ist in Körperbau, Sprache und Sitte eng verwandt mit zahlreichen Bewohnern der Goldküste, als deren mächtigster Stamm die Fanti zu nennen sind, besitzt jedoch eine Überlieferung, daß

sie ihre ursprünglichen Sitze nordwestlich von ihrem heutigen Gebiete bei der Stadt Inta (Assienta) gehabt hätte. Man wird also annehmen dürfen, daß die Aschanti gemeinsam mit den nachherigen Bewohnern der Goldküste eine jener Wanderungen nach dem Meere hin unternommen haben, wie sie schon von andern Völkern zu berichten waren, daß aber dabei ein Teil des alten Stammvolks nicht bis zur Küste durchgedrungen, sondern hinter dem Waldgürtel auf den ersten Stufen des Hochlands zurückgeblieben ist. Die Überlieferungen der Fanti entsprechen dieser Annahme vollkommen, ebenso die sprachlichen Verhältnisse, da eine ganze Zahl kleiner selbständiger Sprachen neben dem Fanti und den ihm verwandten Dialekten an der Goldküste vertreten ist. Die alte totemistische Stammeseinteilung ist heute noch in gleicher Art bei den Aschanti wie bei den Küstenvölkern erhalten.

Schon vor dem Entstehen Aschantis scheint ein Staat im Hinterlande bestanden zu haben, dessen Hauptstadt südlich von der jetzigen Residenz Kumassi lag; nach den Überlieferungen der Aschanti führte er den Namen Denkjera. Durch übertriebne Tributforderungen gereizt, sollen sich Anfang des 18. Jahrhunderts die Aschanti erhoben und unter dem König Osai Tutu (Sai-Totu) im Jahre 1719 den Fürsten von Denkjera völlig besiegt haben, obgleich der letztere Kanonen ins Feld führte, die ihm die Holländer gegen Sklaven verkauft hatten. An der Thatsache dieses Siegs ist um so weniger zu zweifeln, als die Kanonen bis zur Gegenwart in Kumassi bewahrt wurden und dort von Europäern gesehen worden sind. Im übrigen aber dürften die wahren Gründe der Umwälzung, die einem thatkräftigen Stamme die Oberherrschaft zufallen ließ, auf einem andern Gebiete liegen, d. h. mit dem Erscheinen der Europäer an der Küste zusammenhängen; der Umstand, daß der Fürst von Denkjera holländische Kanonen gegen Sklaven eingetauscht hatte, ist äußerst bezeichnend: Aschanti verdankt sein Dasein und seine Macht dem Sklavenhandel.

Sobald wie an der Küste eine lebhafte Nachfrage nach Sklaven entstand, konnten die vorhandnen Bestände von Hausssklaven nicht genügen; die Stämme des Küstenlands waren genötigt, weiter aus dem Innern die kostbare Ware zu beziehen oder sie sich durch Angriffe auf benachbarte Völker zu verschaffen. Indessen waren die Küstenstämme, die durch den Zwischenhandel ohnehin reichlichen Gewinn erzielten, verhältnismäßig wenig geneigt, durch verlustreiche Kämpfe untereinander Sklaven zu gewinnen, während die Völker des Binnenlands gerade in beständigen Kriegen das einzige Mittel der Bereicherung sehen mußten. In manchen Gebieten endeten diese Kriege mit völliger Zersplitterung und Ohnmacht aller Beteiligten; anderwärts aber führten sie zur Bildung fester Staaten, die nunmehr das Einfangen und Verhandeln der Sklaven im großen betrieben und durch unaufhörliche Feldzüge weithin Unruhe und Verderben verbreiteten. Auf dieser Grundlage erwuchs auch Aschanti; wahrscheinlich war Denkjera nur ein Vorläufer dieser kraftvollern Staatenbildung und führte seinen Untergang durch den Versuch herbei, Sklaven aus Aschanti zu holen.

An jenen blutigen Schlächtereien zu Ehren der verstorbnen Fürsten, die in Aschanti und Dahomeh an der Tagesordnung waren, trägt der Sklavenhandel mittelbar eine große Schuld. Menschen den Verstorbnen zu opfern, ist ein Brauch, der sich bei den meisten afrikanischen Naturvölkern nachweisen läßt, aber nur vereinzelt zu so blutigen Greueln ausgewachsen ist wie in Aschanti und Dahomeh; hängt er doch hier eng zusammen mit der rohen Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, die sich in den beständigen Kriegen entwickeln mußte, und mit den Schwankungen des Sklavenhandels, die oft eine gewinnbringende Ausfuhr der zusammengeraubten Menschenmassen unmöglich machten. Zuweilen rettete ein Steigen der Preise die schon

zum Tode bestimmten Opfer; so entschloß sich im Jahre 1791 in Dahomeh der König infolge plötzlicher Nachfrage, nur wenige Kriegsgefangne zu schlachten und den Rest als Sklaven nach der Küste zu schicken.

Auf den Gründer des Aschantireichs, Osai Tutu, der auf einem Kriegszuge gegen den Häuptling des an der Küste liegenden Axim (Essim) fiel, während sein Schwestersohn Boitinne das Nachbarreich Dwabin gegründet hatte, soll sein Bruder Osai Opoku gefolgt sein, der seine Kriegszüge hauptsächlich nach Norden hin gerichtet zu haben scheint und bis 1741 regierte. Sein Nachfolger dehnte seine Feldzüge bis Dahomeh aus, holte sich aber eine so empfindliche Niederlage, daß er und die spätern Herrscher wieder ihre Hauptaufmerksamkeit den nördlichen Grenzländern zuwandten oder sich mit der Wiedereroberung abgefallner Tributärstaaten beschäftigten; am Ende des 18. Jahrhunderts fanden glückliche Kämpfe mit sudânesischen Reiterscharen statt. Da jedoch der Norden dem Bedürfnis nach Sklaven auf die Dauer nicht genügen konnte, so zogen natürlich die an der Küste sitzenden Verwandten der Aschanti, die sich durch den Zwischenhandel mit Sklaven bereichert hatten, wieder die Augen ihrer kriegerischen Vettern auf sich; ohnehin hatten sie die Versuche der Aschanti, unmittelbar mit den Europäern der Küste Handel zu treiben (zuerst 1748 und später noch einmal), durch ihr Dazwischentreten vollkommen vereitelt. Der energische Osai Kwamena, der von 1800—1824 in Kumassi herrschte und zunächst die mohammedanischen Grenzländer im Norden gedemütigt hatte, führte im Jahre 1807 seine Heere gegen die Fanti und beunruhigte die europäischen Forts an der Küste; 1811 und 1816 wiederholte er diese Einfälle mit solchem Erfolge, daß sich die Engländer zur Zahlung eines Tributs verstanden; und als der Gouverneur von Sierra Leone, Charles M'Carthy, den Tribut verweigerte, wurde er am 21. Januar 1824 von Kwamena geschlagen und fiel.

Damit hatten die Feindseligkeiten begonnen, die mit der Zeit zum Untergang Aschantis führen mußten. Der Nachfolger Kwamenas, der abermals an die Goldküste vordrang, erlitt durch den neuen Gouverneur, Niel Campbell (gestorben 1827), eine furchtbare Niederlage (1826), die zur Folge hatte, daß sich Aschanti unter dem nächsten König Kwaku Dua (Quako Duah; 1830—67) lange ruhig verhielt. Neue Kämpfe, sehr gegen den Willen des friedfertigen Königs, begannen 1863, im Grunde zwar nur gegen einige Küstenstämme, aber damit auch gegen die Engländer, unter deren Schutzherrschaft diese standen. Es geschah zunächst nichts Bedeutendes. Erst als 1868 Kofi Karikari (Kalkalli) den Thron von Aschanti bestieg, die Engländer 1871/72 einige Plätze (Axim, Sekundi, Tschama, Elmina, Anomabo, Apang) von den Holländern eintauschten und dadurch Unruhen an der Küste herbeiführten, erschien ein Heer der Aschanti im englischen Protektorate; galt ja doch den Aschanti die Goldküste als ein tributpflichtiges Gebiet, worin ohne ihre Einwilligung keine Änderungen vorgenommen werden durften. Dem ersten Feldzuge folgten lange Verhandlungen, bis 1873 das Heer von Aschanti abermals vorrückte. Diesmal aber beschlossen die Engländer, dem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen. Europäische Truppen wurden herangezogen und dem damaligen Obersten Garnet Wolseley unterstellt. Nachdem die Urwaldzone mühsam durchschritten war, wurde am 31. Januar 1874 das Heer des Königs vollkommen geschlagen, am 4. Februar Kumassi erreicht und am nächsten Tage verbrannt. Über Aschantis fernere Schicksale (1895 ff.) vgl. unten, S. 480.

Der Winkel an der Küste zwischen Aschanti und Dahomeh, das heutige Togoland, hat namentlich in seinen gebirgigen Teilen eine stark gemischte Bevölkerung, die viel unter den Kriegszügen der beiden Nachbarstaaten hat leiden müssen. Aber auch hier wird auf mehr friedlichem Wege nach und nach eine größere Einheitlichkeit angebahnt, indem die Sprache und die

Kultur der den Dahomeh verwandten Ewhestämme beständig ihr Gebiet erweitern. Die alten Sprachen der Bewohner sind zum Teile nur noch als „Fetischdialekte" erhalten.

b) Dahomeh.

Die Geschichte Dahomehs hat viele Ähnlichkeit mit der Aschantis, obwohl sie früher beginnt, weist aber auch bemerkenswerte Unterschiede auf, die mit der Lage des Lands aufs engste zusammenhängen. Erstens ist der Einfluß Dahomehs auf das Küstengebiet größer als der Aschantis, da die europäischen Siedelungen an der Sklavenküste bis in die neueste Zeit unbedeutend waren, streckenweise sogar keine europäische Macht Ansprüche erhob, und da ferner Abomeh, die Hauptstadt Dahomehs, dem Meere bei weitem näher liegt als Kumássi. Anderseits nähert sich im Stromgebiete des Nigers der Gürtel des sudânesischen Einflusses, je weiter wir nach Osten gehen, immer mehr der Küste, so daß der östliche Nachbar Dahomehs, Yoruba, in gewissem Sinne bereits den Reichen des Sudâns zuzurechnen ist. Diesem mächtigen Einflusse hat sich zwar die Kultur Dahomehs einigermaßen entziehen können, nicht aber seine Politik; denn während wir Aschanti in der Zeit seiner Kraft die islamischen Grenzländer im Norden sich zinspflichtig machen sehen, bleibt Dahomeh lange in einer gewissen Abhängigkeit von einem Staate mit sudânesischer Kultur, Eyeo (Oyo), der seinerseits dem Reiche Nupe am Niger tributär gewesen zu sein scheint. Im Lande selbst hat das islamische Wesen im Laufe der Zeit so zugenommen, daß im Jahre 1855 sogar ein Aufstand der Mohammedaner geplant war.

Auch das Volk von Dahomeh, die Fon, hat die Überlieferung, daß es aus dem Innern des Erdteils (Nodsie) nach seinen heutigen Sitzen vorgedrungen sei. Ebenso wie die Aschanti bildet es nur das hervorragendste Glied einer Gruppe sprachlich verwandter Stämme, der Ewhe-Völker (oder Asigbeh), die vom Volta bis nach Yoruba und an den Niger hin sitzen. Der eigentliche Dialekt von Dahomeh wird auch in einigen Orten der Küste: Weidah (Whydah, Fidah; 1727 von Dahomeh erobert), dem alten Sklavenhandelsplatze Badagry und der Mohamedaner-Insel Lagos, gesprochen.

Die Entstehung des Reichs Dahomeh beruht sicher auf ähnlichen Gründen wie die von Aschanti, erfolgte aber schon Anfang des 17. Jahrhunderts von dem in der Nähe von Abomeh liegenden Dorfe Darhiff aus, ohne zunächst bedeutenden Einfluß auf die Verhältnisse der Küste zu üben. Das Fürstenhaus, dem man die Gründung des neuen Staats zuschreiben muß, und als deren erster Herrscher Tacoodonu (Takudua) im Jahre 1625 aufgetreten sein soll, hat bis zur Gegenwart auf dem Throne gesessen; und mit der wachsenden Zahl der verstorbnen Könige scheinen auch die Totenopfer blutiger und häufiger geworden zu sein. Übrigens besaß (nach Richard Francis Burton, 1863) der König eine Art Nebenregenten, den „Fürsten des Walds", während er selbst als „Fürst der Stadt" bezeichnet wurde.

Die Kriegsmacht Dahomehs ist trotz der ziemlich geringen Volkszahl immer bedeutend und infolge ihrer beständigen Übung, der unaufhörlichen Feldzüge und ihrer wilden Tapferkeit allen Nachbarstämmen furchtbar gewesen. Am seltsamsten erscheint die Thatsache, daß auch die weibliche Bevölkerung eine starke und besonders gefürchtete Abteilung zum Heere stellte, die „Amazonengarde" des Königs. Nach der ausschweifendsten Schätzung zählte diese Truppe in der Mitte des 19. Jahrhunderts 10,000, um 1880 etwa 5000, nach der geringsten Berechnung (allerdings nach dem Kampf um Abbeokuta, 1851) wenig über 2000 Kriegerinnen. In der ganzen Einrichtung einen Rest matriarchalischer Zustände zu sehen, da ja die Amazonensagen der europäischen und asiatischen Völker thatsächlich an derartige Verhältnisse anknüpfen, liegt

zwar nahe; doch mag sie erst entstanden sein, als durch die endlosen Kriegszüge die Zahl waffenfähiger Männer aufs äußerste vermindert war, zumal da die Könige von Dahomeh alles, was nur ein Glied regen konnte, mit ins Feld zu führen pflegten, um schon durch die scheinbare Zahl ihrer Krieger Schrecken zu verbreiten. Der ungeheure Menschenverlust hat schließlich dahin geführt, daß vom eigentlichen Volke von Dahomeh nur geringe Reste vorhanden und an seine Stelle die Nachkommen von Sklaven aller möglichen Nachbarstämme getreten sind.

Lange Zeit erregten die Zustände Dahomehs die Aufmerksamkeit der Europäer nur in geringem Grade, bis im Jahre 1723/24 und dann nochmals 1727/28 der König Guadja Trudo an der Küste erschien, die Herrscher von Popo und Weidah besiegte und zu Vasallen machte. Dabei wurden mehrere europäische Faktoreien zerstört und viele Europäer nach der neuen (doch später wieder mit Abomeh vertauschten) Hauptstadt Allada geschleppt, später aber wieder entlassen, mit einziger Ausnahme des englischen Gouverneurs von Weidah, der seine Feindschaft gegen Dahomeh mit dem Leben büßen mußte. Nach der Unterwerfung der Küste blühte der Sklavenhandel bald noch mehr als früher: Weidah und die benachbarten Hafenorte wurden die wichtigsten Ausfuhrstätten der schwarzen Ware, und noch heute erinnert der Name der Sklavenküste an diese schmachvolle Zeit. Ein Versuch der Küstenstämme, Weidah zurückzuerobern, scheiterte vollständig (1763).

Die Herrscher, die auf Guadja Trudo (1708—30) folgten, kamen ihm an kriegerischem Geiste nicht gleich und richteten überdies, da die Küste nunmehr im tributären Verhältnisse zu Dahomeh stand, ihre Heereszüge gegen weniger bekannte Stämme des Innern. Das zwischen Aschanti und Dahomeh liegende Gebiet (Togo) wurde verheert; ja in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts soll sogar Aschanti selbst tributpflichtig gewesen sein. Nach der andern Seite hin scheinen sich die Kriegsfahrten bis Benin erstreckt zu haben, obwohl hierüber nur unsichre Nachrichten zu erlangen sind, da dort keine europäischen Interessen bestanden; erst als Abbeokuta in ein freundschaftliches Verhältnis zu England getreten war, sprach man viel von dem Erscheinen des Königs Gezo (Ghesso) von Dahomeh vor dieser Stadt und der schmählichen Niederlage, die er dabei erlitt (1851).

Das allmähliche Aufhören des Sklavenhandels zur See hatte natürlich auf Dahomeh, diesen auf Sklavenraub begründeten Staat, tief eingewirkt. Wenn dennoch die Kriegszüge nicht endeten, so mag dies teilweise darin begründet sein, daß immerhin nach Norden in die islamischen Staaten noch einige Ausfuhr möglich war, hauptsächlich aber in den blutigen Totenopfern, die zu gewissen Zeiten des Jahres stattfanden, und denen fast regelmäßig ein Kriegszug in die Nachbargebiete vorherging. An Eroberungen im großen Stile dachte man nicht mehr. Das war die Lage Dahomehs in den letzten Lebensjahren Gezos († 1858) und unter seinen Nachfolgern Bahadung, Gelele und Behanzin, bis sich dann der Oberst Alfred Amédée Dodds im Auftrage Frankreichs 1892 des Lands bemächtigte und am 17. November der blutigen Herrlichkeit des alten Königsgeschlechts ein Ende machte.

D. Yoruba und Benin.

a) Yoruba.

Wenn Aschanti und Dahomeh als die Vorkämpfer der nigritischen Rasse gegen die sudânischen Einflüsse gelten können, so ist Yoruba als das Gebiet zu bezeichnen, wo Kultur, Religion und Handel des Sudâns am stärksten bis zur Küste hin merkbar sind. Aber es ist nur die Kultur, nicht die politische Macht der hellfarbigen Sudânvölker, die sich hier geltend macht.

Erklärung der umstehenden Altertümer.

1. Bronzener Flügelkopf eines Negers, im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig; $^1/_8$ wirkl. Größe.

2. Bronzener Panther, in englischem Privatbesitze; $^1/_7$ wirkl. Größe.

(Zwei ähnliche Panther befinden sich im Besitze Kaiser Wilhelms II. Die Zeichnung der Flecken ist lediglich durch Punzen hervorgebracht worden.

3 und 4. Zwei kunstvoll geschnitzte Elefantenzähne, im Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

5. Bronzeplatte, im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig; $^1/_4$ wirkl. Größe.

Als die Engländer im Jahre 1897 Benin, die Hauptstadt des gleichnamigen, östlich vom Niger begrenzten Königreichs in Westafrika, eroberten, erbeuteten sie merkwürdige, alte, geschnitzte Elefantenzähne und Bronzen, die durch ihren vortrefflichen Guß bald allgemeinere Aufmerksamkeit erregten. Das Interessanteste aus dieser Beute sind die mit mannigfachen Figuren bedeckten Bronzeplatten von 30—70 cm Länge, nach dem Grundsatze des verlornen Wachsmodells (vergl. Goethes Benvenuto Cellini) in einem Gusse stark erhaben gegossen: nur an den Gewändern oder den Flächen des Hintergrunds sind Muster durch nachträgliches Ziselieren, Feilen, Hämmern und Punzen ausgeführt worden. Die hier sich zeigende Technik ist nahezu vollkommen: die Oberfläche ist rein und das Metall sparsam verwendet, da selbst feine, weit vortretende Teile der Figuren inwendig hohl sind. Auf der umseitig unter Fig. 5 wiedergegebnen Platte ist ein Häuptling mit zweien seiner Krieger zu sehen: echte Negergesichter mit breiten Nasen, wulstigen Lippen, großen Augen; besonders fallen die helmartige Kopfbedeckung mit Zacken und Spitzen (vgl. vor allem auch Fig. 1) und die das Kinn verdeckenden Perlenketten auf. Jedenfalls haben wir hier einheimische Arbeit westafrikanischer Neger aus dem Hinterlande der Guineaküste vor uns; die Herstellungszeit der besten Stücke ist nach Tracht und Bewaffnung der darauf dargestellten Westeuropäer genau zu bestimmen: diese Bronzen stammen aus dem 16. bis 17. Jahrhundert. Das beweisen auch die übrigen abgebildeten Stücke. Die Bildschnitzereien der Elefantenzähne decken sich inhaltlich zum großen Teile mit den Darstellungen der Bronzen; nur begegnen hier häufiger mythologische Gegenstände und Tiere. Die Schuld der größern Unbeholfenheit im Stile liegt wohl an der vom Stoffe gebotnen Schwierigkeit der Bearbeitung.

(Zum Teile nach dem in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft veröffentlichten Bericht über F. v. Luschans Vortrag vom 19. März 1898.)

Altertümer aus Benin.

Zwar ist der nördlichste Teil des Lands in die Hände der Fulbe gefallen; aber der Rest, aus einer Anzahl blühender Stadtstaaten zusammengesetzt, hat mit Erfolg den Angriffen vom Norden wie vom Westen, von Dahomeh her, getrotzt. Im Norden ist der Staat Ibadan das Bollwerk gegen die Fulbe. Im Süden blüht das um 1820/25 gegründete konstitutionelle Fürstentum Abbeokuta, ursprünglich eine Zufluchtsstätte, die sich rasch bevölkerte. Schon 1851 war es, wie wir eben gesehen haben, so stark, daß es sogar die Angriffe Dahomehs abschlagen konnte; 1857 und 1863 wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Der Islam zählt in Yoruba bereits zahlreiche Bekenner, während das Christentum die Folgen der 1867 erduldeten Vertreibung nur sehr allmählich hat überwinden können.

b) Benin.

Eine gewisse Parallele zu Aschanti und Dahomeh bildet dagegen das Reich Benin, das lange für Europäer so gut wie unzugänglich war. Erst die Erstürmung der Hauptstadt durch die Engländer im Frühjahr 1897 gestattete einen letzten Einblick in seine blutigen Kultgebräuche, brachte aber zugleich in Gestalt alter Bronzen und Elfenbeinschnitzereien (s. die beigeheftete Tafel „Altertümer aus Benin") eine Menge für die Kunst der Neger wie für die Geschichte des Lands höchst wichtiger Zeugnisse zu Tage. Diese Werke bezeichnen den Höhepunkt einer echt westafrikanischen, von außen kaum beeinflußten Kunst. Die Tracht der mehrfach dargestellten Europäer weist darauf hin, daß die Stücke im 16. und 17. Jahrhundert — jedenfalls kaum vor 1550 — gefertigt worden sind; also muß bereits um diese Zeit das Reich Benin in Blüte und mit den Portugiesen in Verkehr gestanden haben. Ob die Technik des Bronzegusses unter europäischem Einflusse zu so bedeutender Höhe gelangt ist, steht dahin; jedenfalls sind die Beninbronzen ein Zeugnis für die künstlerische Begabung der Westafrikaner, die in einem auffallenden Gegensatze zur Talentlosigkeit der Süd- und Ostafrikaner steht. Das ist ein Zug, der natürlich auch geschichtlich seine große Bedeutung hat.

E. Vom Nigerdelta bis zum Sanaga.

Das Nigerdelta mit seinen zahllosen Armen und den von ihnen umschloßnen sumpfigen Inseln ist wieder ein charakteristisches Zufluchtsgebiet geschlagener und zersprengter Stämme, reich an Völkertrümmern, deren Sprachen und Sitten uns gewiß manche überraschende Auskunft über die Vorzeit Westafrikas geben könnten, wenn sie genauer untersucht würden. Ihr bloßes Dasein beweist schon, daß große Völkerverschiebungen stattgefunden haben müssen, und daß ihre Nachbarn westlich und östlich vom Delta, also das Volk von Benin und die Ibostämme, verhältnismäßig neue Ankömmlinge an der Küste sind. Die Efik in Alt-Kalabar erinnern sich noch ihrer Einwanderung aus einem Gebiete zwischen dem Croßfluß und Ibo am Niger.

Das Land um die Bai von Biafra hat wenig geschichtliche Bedeutung. Das Reich Biafra, das auf alten Karten einen so breiten Raum einnimmt, lag im Hinterland und gehörte höchstwahrscheinlich zu den Sudânstaaten; es mag ein Vorgänger des heutigen Adamaua gewesen sein. Die Küstenstämme sind zersplittert und in neurer Zeit durch den Handel entsittlicht. Ein Drängen der Inlandstämme nach der Küste ist auch hier zu bemerken und scheint seit alter Zeit stattgefunden zu haben. So haben die Dualla (Duala) in Kamerun, die man freilich wegen ihrer vorzüglichen Schiffsbaukunst gern für alte Strandbewohner halten möchte, unbestimmte Überlieferungen, daß sie früher am obern Lungasi, in der Landschaft Zangahe, gewohnt hätten. Der Stamm hat sich vor sieben Geschlechtern in zwei Hälften geteilt, als deren Häupter zur

Zeit der Besitzergreifung durch Deutschland (1884) die Handels-„Könige" Bell (eigentlich Ndumbe)* und Akwa (Acqua; eigentlich Ngando) galten. Übrigens sprechen die Dualla einen Bantudialekt, wie denn überhaupt von Kamerun südwärts bis zum Lande der Hottentotten die Bantusprachen herrschen.

F. Von Batanga bis Loango.

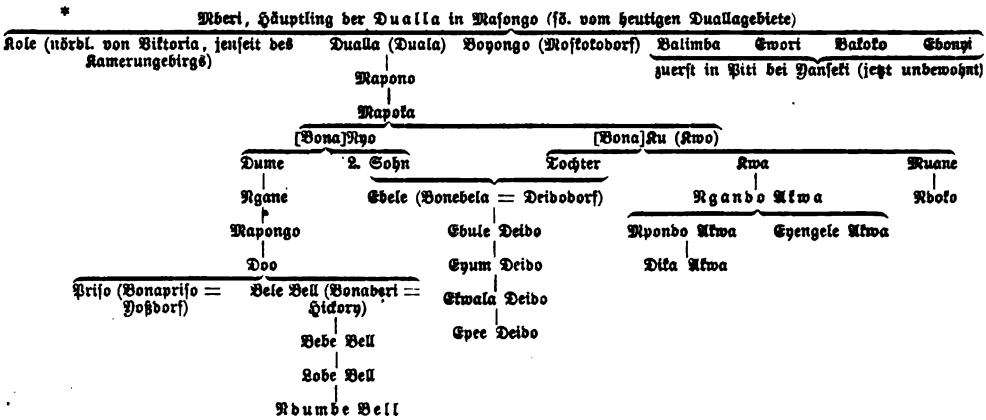
Zersplittert und ohne große Wichtigkeit waren, als sie mit den Europäern bekannt wurden, und auch späterhin die Stämme der Küste von Batanga und Gabun bis Loango hin. Die Mannigfaltigkeit der Sprachen, namentlich im Gebiete des Ogowe, deutet auf alte Kämpfe und Wanderungen; merkwürdig ist auch die Seetüchtigkeit einiger Küstenstämme, die sich freilich mehr in Seeräubereien als in Handelsunternehmungen geäußert hat. Unter die ohnehin wenig einheitliche Gruppe der Gabunvölker ist neuerdings ein neues zersetzendes Glied eingedrungen, das merkwürdige Kannibalenvolk der Fan (Fang, Pahuin oder Mpongwe; vgl. unten, S. 468). Auch dieser Stamm ist offenbar von dem Drang erfaßt, die Küste zu erreichen, ebenso wie die Bateke am oberen Ogowe und die Apfuru (Afuru) an der Alima, einem rechten Nebenflusse des Kongo.

G. Vom Kongo bis zum Kunene.

Die ethnographischen Verhältnisse im Mündungsgebiete des Kongo sind nicht so verwickelt wie weiter im Norden. Unmittelbar an der Strommündung wohnen im Norden die Musserongo (Mussorongo), im Süden die Mussikongo (Muschikongo); die Neger von Loango und Angola scheinen erst unter dem Einflusse der Europäer und der Staatenbildung zu ziemlich einheitlichen Völkern verschmolzen zu sein. Vom rein sprachlichen Standpunkte bilden diese sämtlichen Küstenbewohner mit den Mpongwe am Gabun eine besondre Gruppe der Bantu; im körperlichen Sinne machen sie den Eindruck einer sehr gemischten, nur sprachlich verbundnen Rasse.

a) Loango.

An der Loangoküste bestanden ursprünglich zahlreiche Kleinstaaten, bis endlich ein Fürst, der aus Zerri in Kakongo stammte, sich diese Staaten größtenteils unterwarf und Loango zu seiner Residenzstadt (s. die beigeheftete Tafel „Banza Lovangiri, die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Lovango"), die 15,000 Einwohner gefaßt haben soll, machte. Eine gewisse Selbstständigkeit bewahrten sich im Süden Kakongo (Malimba) und N'goyo (Kabinda); doch standen

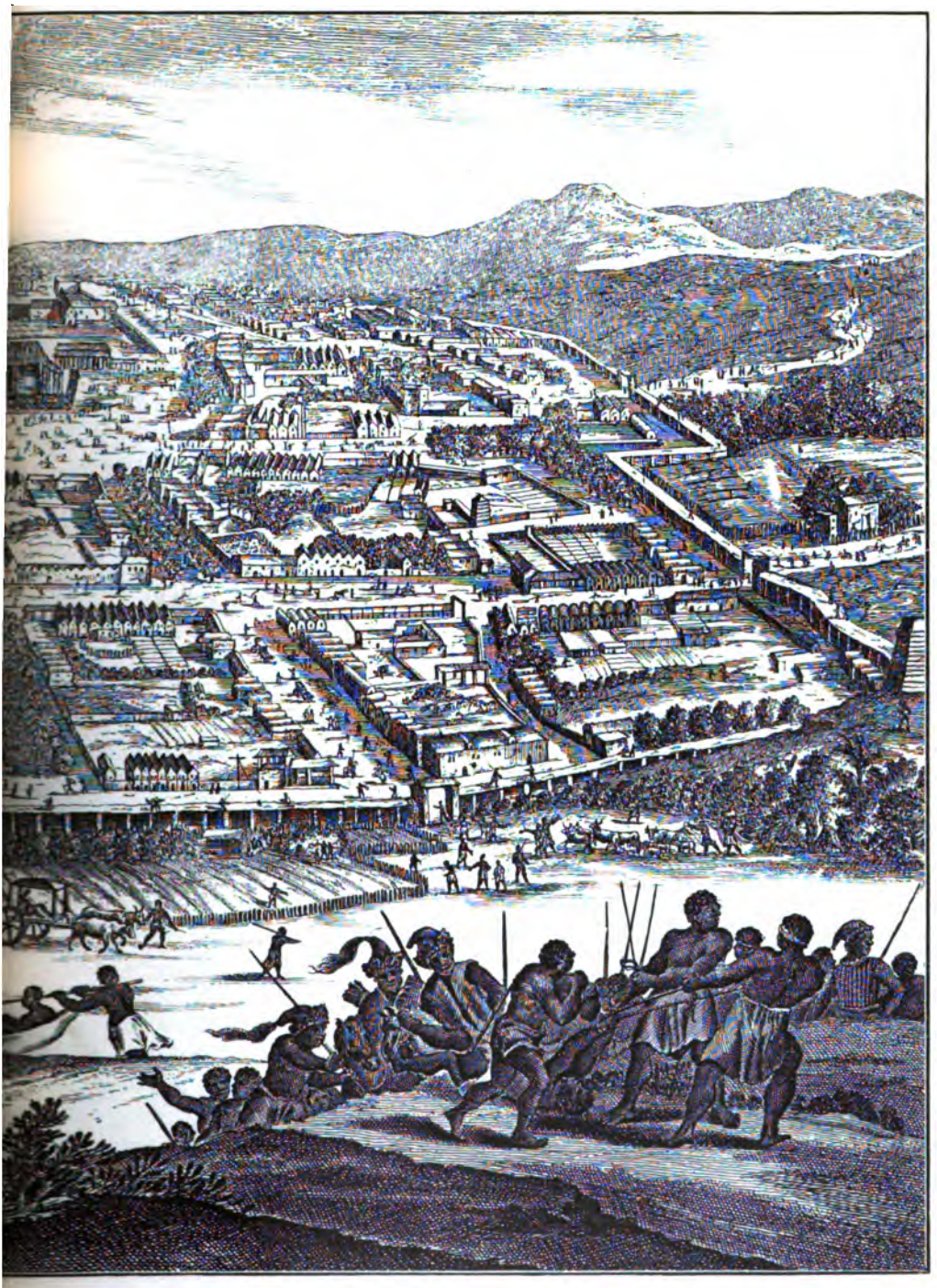


(Nach Flad, in den Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten IV, 1891.)

Banza Lovangiri, die Hauptstadt des

(Nach ***O. Dapper,*** *Naukeurige Beschryv*

Im obern Teile der Stadt befindet sich der Königshof mit dem Frauenhause, der Audien
grunde links findet eine fetischistische Zer



gen Königreichs Lovango, um 1670.

Afrikaensche Gewesten; Amsterdam 1671.)

lem Turme des öffentlichen Ausrufers; daneben liegt der große Marktplatz. Im Vorder-
t; rechts wird ein Missethäter abgeführt.

auch die übrigen Teile des Lands (Cningo, Yumba) in ziemlich lockerm Verhältnisse zu ihrem Oberherrn. So war die Macht der Fürsten je nach dem Ansehen, das sie sich zu geben wußten, sehr verschieden, und von einem straff organisierten Staate war nur ausnahmsweise die Rede. Zeitweilig (im ausgehenden 16. Jahrhundert, jedenfalls vor 1648, d. h. vor der Ankunft der Portugiesen) soll Loango ein Bestandteil Kongos gewesen sein, ohne daß sich über diese ältern Zustände Genaures ermitteln läßt. Der Einfluß der Portugiesen und des Christentums machte sich ziemlich spät geltend; um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde zwar der König von Loango von einem eifrigen Missionar bekehrt, aber da beide bald darauf starben, blieb das Ereignis ohne Folgen. Erst im Jahre 1766 fanden sich abermals Missionare ein, diesmal Franzosen, die sich namentlich in Kakongo niederließen.

b) Kongo.

Das Reich Loango mußte indessen gegenüber dem mächtig aufblühenden Reiche Kongo sehr in den Schatten treten. Schien es doch eine Zeitlang, als solle Kongo ein christlicher Staat und der Punkt werden, von dem aus Christentum und europäische Kultur den dunkeln Erdteil nicht erobern, sondern wahrhaft gewinnen sollten! Freilich zeigte es sich nur zu bald, daß die rasch emporschießende Saat keine Früchte zu bringen vermochte und rettungslos von den heimischen Kräutern wieder überwuchert und vernichtet wurde.

Als Diego Cão im Jahre 1484 mit Martin Behaim in der Mündung des Kongo vor Anker ging, fand er das Land südlich vom Strome bis tief nach Angola hinein unter der Oberhoheit eines Fürsten, des Mani-Kongo, der zu Ambasse im Innern des Küstenlands residierte. Es entging den Portugiesen nicht, daß sie mit einem Schlag ihren Einfluß über ein großes Gebiet auszubreiten vermöchten, falls es ihnen gelänge, diesen Herrscher auf ihre Seite zu bringen und ihn womöglich zum Christentume zu bekehren. Man nahm einige Einwohner Kongos nach Lissabon mit und schickte 1490 eine förmliche Gesandtschaft nach Ambasse, die dort die Erlaubnis erlangte, eine christliche Kirche zu erbauen. Daß aber die Ergebnisse der Gesandtschaft bald noch glänzender werden und zur völligen Bekehrung des Königs und seines Volkes führen sollten, hatte seine besondern Gründe.

Der eine Grund lag in den innern politischen Zuständen des Reichs Kongo. Es war kein völlig einheitlicher Staat; außer dem Kernlande, das ihm seinen Namen gab, waren Provinzen vorhanden, die nach echter Negersitte unter eignen, nur halb abhängigen Fürsten standen. Jede Schwäche des Oberkönigs führte dazu, daß die Provinzen größere Unabhängigkeit erlangten, wohl auch ganz abfielen und nur durch kriegerische Gewalt wieder an das Reich gefesselt werden konnten. Die wichtigste Provinz dieser Art war Songo (Sonho), das Gebiet unmittelbar im Süden der Kongomündung, dessen Häuptling nach der Bekanntschaft mit den Portugiesen sich Graf, später Großfürst zu nennen pflegte. Der Graf von Songo war immer ein unsichrer Vasall, namentlich als die Macht Kongos zu sinken begann: 1631 gelang es dem „Grafen", Kakongo und N'goyo zu erobern, worauf er sich mächtig genug fühlte, Kongo die Lehenspflicht aufzukündigen, zumal da dessen König den Versuch gemacht hatte, Songo den Portugiesen zum Lohne für geleistete Dienste in die Hände zu spielen; und zweimal (1636 und 1641) ward der König von Kongo vollständig geschlagen (vgl. unten). Auch damals also, als die Portugiesen ihr Bekehrungswerk begannen, bestand eine gewisse Eifersucht zwischen Songo und Kongo; darum trat der schwächre der beiden Fürsten, der von Songo, sich die gefürchteten neuen Ankömmlinge nach Möglichkeit verbindend, bereits 1491 zum Christentum über.

Gerade damals, als die Portugiesen in Ambasse den Grundstein zu ihrer Kirche legten, begannen jene gewaltigen Völkerbewegungen, als deren Vorspiel der Angriff der Mundequete (vgl. S. 433) auf Kongo betrachtet werden darf. Nach den Darstellungen der Portugiesen hätten die Mundequete weit im Innern an den großen Seen gesessen und sich gegen Kongo „empört", was auf eine unglaubliche Ausdehnung dieses Reichs schließen lassen würde. In Wahrheit wird es sich um eine der alltäglichen, nach der Küste gerichteten Völkerströmungen gehandelt haben, die ihrerseits wieder durch den Beginn der Bewegungen verursacht worden sein mag, die bald darauf verschiedne Gebiete Afrikas noch ganz anders erschüttern sollten als der Kriegszug der Mundequete. Jedenfalls hat der Ansturm dieser unerwarteten Überzahl von Feinden den König von Kongo in die äußerste Verlegenheit gebracht. Unwillkürlich mußten sich seine Blicke den Portugiesen zuwenden, die mit ihren Kreuzen, Rosenkränzen und Glocken, ihren Ermahnungen und Predigten einen neuen siegbringenden Zauber zu verkünden schienen und für den äußersten Fall wohl auch wirksamere Hilfe versprochen haben mögen; der Übertritt des Herrschers von Songo that nebenbei seine Wirkung: der König mit seinem gesamten Hofe ließ sich als Dom João da Sylva taufen, und Unzählige seiner Unterthanen beeilten sich, dem Beispiel ihres Herrschers zu folgen. Als nun das Heer, mit Weihwasser besprengt und von Kreuzesfahnen beschirmt, die Mundequete in heißer Schlacht zu Paaren trieb, da war der Sieg des Christentums vollkommen. Zahlreiche Kirchen entstanden, Priester und Mönche fanden ein ergiebiges Feld für ihre Thätigkeit, und 1534 konnte ein Bischof für das neu gewonnene Glaubensgebiet ernannt werden. Kongo selbst stand mächtiger da als je; sein Einfluß muß sich weit nach dem Innern erstreckt haben, da unter dem Schutze des Königs Portugiesen damals bis nach den Seen vorgedrungen sein sollen.

Dieser Zustand wurde durch den Einfall noch furchtbarerer Feinde, der Dschagga (vgl. S. 433/34 und 464), jäh unterbrochen. Im Jahre 1542 erschien dieses kannibalische Kriegervolk zum erstenmal an den Grenzen des Kongoreichs, panischen Schrecken vor sich her verbreitend. Diesmal erwiesen sich Kreuz und Weihwasser als ohnmächtig. Das Heer von Kongo wurde aufs Haupt geschlagen, die Hauptstadt, die seit der Bekehrung des Volks den Namen São Salvador führte, erstürmt und samt ihrer Kathedrale und ihren Kapellen niedergebrannt; und mit der alten Kultur des Kongolands wurde auch die künstlich darauf gepfropfte europäische Gesittung nahezu vernichtet. Der König Dom Alvaro I., dessen Residenz sich bereits in eine Nachäffung des Lissaboner Hofs umgewandelt hatte, ließ seine Hauptstadt im Stich und flüchtete auf eine Insel des Kongo, wo er einige jammervolle Jahre hinbrachte. Es bedurfte der äußersten Anstrengungen seines Volks und der wirksamen Hilfe portugiesischer Truppen, um nach vierjährigem Kampfe die Dschagga wieder über die Grenzen zurückzutreiben (1546). Das Land blühte wieder auf, und das Verhältnis zu Portugal war noch herzlicher als früher.

Ähnlich wie Kongo von den Dschagga wurde Loango von den Anzig (Anzico, Anziquos) mit ihren eidechsenhautumwundnen kleinen Bogen beunruhigt; die beiden Völker scheinen indes verschiednen Ursprungs gewesen zu sein. Die Dschagga blieben noch lange Zeit der Schrecken aller Länder um die Kongomündung. Angola wurde verheert; die Stadt Loanda selbst soll sieben Jahre lang im Besitze der Dschagga geblieben sein. Zwischen 1590 und 1600 war Benguella das Ziel ihrer Raubzüge; Battel (S. 436), der ihr Heerlager damals besuchte, schätzt die Zahl der Krieger auf 16,000. Zuletzt gaben sie die Kriegszüge auf und ließen sich in der Gegend von Kassandje in der Nähe des obern Kuango nieder, wo sich Reste von ihnen bis auf den heutigen Tag erhalten haben sollen.

Im Königreiche Kongo sollte sich bald zeigen, wie schwächlich die ganze dort begründete Kultur und wie oberflächlich der Einfluß des Christentums war. Im Jahre 1636 begannen die oben (S. 457) gestreiften unglücklichen Kämpfe mit Songo, die das Reich bedenklich schwächten. Immer schlechter wurde das Verhältnis zu den Portugiesen, freilich kaum ohne deren eigne Mitschuld; das noch 1644 durch Urban VIII. und 1647 durch Innocenz X. beförderte Missionswerk stockte. So war es nur der offne Ausbruch der innerlich wirkenden Krankheit, als endlich der König Antonio I. seinen Abfall erklärte, die Geistlichen das Land räumten und der Bischofssitz nach dem 1574 begründeten São Paolo de Loanda verlegt werden mußte. Zwar rückte ein portugiesisches Heer siegreich in Kongo ein; aber man überließ doch von nun an dieses Reich völlig sich selber. Neue Kämpfe mit Songo (1667) und Bamba (Pamba), das um 1687 ebenfalls abfiel, brachen endlich seine Kraft vollkommen.

c) Angola.

Der Schwerpunkt der portugiesischen Macht lag nunmehr in Angola, das ursprünglich unter dem Namen Dongo (oder Ambonde) mit der „Residenz" Mapungo eine Provinz von Kongo gewesen, durch die Gunst der Portugiesen zu bedeutender Macht gediehen und nach einem Aufstand im Jahre 1578 teilweise von Portugal abhängig geworden war. Kongos Macht dagegen schwand rasch dahin. Ein 1781 unternommner Versuch, die Mission wieder aufzunehmen, scheiterte an zufälligen Umständen; erst 1882 hat die Mission von neuem ihren Einzug gehalten und etwa 2000 Anhänger gefunden, darunter den König Dom Pedro V. Doch immer noch bleibt, wie im ganzen 19. Jahrhundert, der einst so gewaltige Beherrscher des Kongoreichs ein machtloser Häuptling des herabgekommnen Fleckens San Salvador. Mit der Zeit ist auch das anscheinend so fest gewurzelte Christentum in Songo vollständig verkommen.

Angola kam erst nach und nach völlig in die Gewalt der Portugiesen. Der Empörung von 1578 (oder 1580), die zahlreichen Portugiesen das Leben kostete und nur an dem Widerstande des eben gegründeten, festen Loanda scheiterte, folgten viele kleinere Kämpfe, bei denen die Weißen im allgemeinen im Vorteile blieben. Am langwierigsten waren die Kriege mit der Königin Ginga Bandi, die sich zwar nach der Vergiftung ihres vor ihr regierenden Bruders im Jahre 1621 taufen ließ, dann aber dreißig Jahre lang mit den Portugiesen in Fehde lag. Dabei kamen ihr die Kämpfe zwischen Portugiesen und Holländern zu statten; schließlich aber (1648) befestigte Portugal seine Oberhoheit dauernd (vgl. unten, S. 477).

Jenseit des südlichen Grenzflusses der portugiesischen Besitzungen, des Kunene, stoßen wir auf das Gebiet der Ovambo und Herero, zweier kafferähnlichen Völker, die nach ihrer eignen Überlieferung von Nordosten her in ihr Steppenland eingewandert sind. Über die Kämpfe der viehzüchtenden Herero mit den nordwärts vordringenden Hottentotten vergleiche oben, S. 420.

5. Innerafrika.

Das geheimnisvolle Innre Afrikas, das Kernland der dunkeln Rasse, ist erst spät von Osten und Westen her erkundet und in seinen Hauptzügen festgelegt worden. Neue Völker, neue eigenartige Zustände haben sich uns erschlossen; und wenn auch so mancher Rest des „großen weißen Flecks" auf der Karte noch seiner Beseitigung harrt, so sind uns doch die Verhältnisse der Gegenwart im großen und ganzen klar geworden. Ganz anders steht es, wenn wir nach der Geschichte der innerafrikanischen Stämme fragen. Keine Aufzeichnung kultivierter

Beobachter gibt uns, wie das bei Betrachtung der oſt- und weſtafrikaniſchen Geſchichte immerhin möglich war, feſte Anhaltspunkte der Erinnrung; geringfügig iſt das, was die Völker ſelbſt über ihre Vergangenheit zu erzählen haben. So müſſen wir mühſam aus Art und Kulturbeſitz einige dürftige Thatſachen herausleſen, wie der Geolog die Geſchichte der Erdrinde aus den Schichten der Geſteine zu enträtſeln ſucht. Einſt, wenn der Stoff ethnologiſcher Durchforſchung reichlicher vorhanden und vor allem, wenn er in wiſſenſchaftlichem Geiſte durchgearbeitet ſein wird, dürfte auch die Geſchichte Innerafrikas reichern und befriedigendern Inhalt zeigen als in der Gegenwart.

Was hier als Innerafrika zuſammengefaßt wird, iſt kein einheitliches Gebiet. Das Verbindende iſt eine rein negative Eigenſchaft: die Entlegenheit von den Berührungsgürteln fremder Kultur; wer freilich annehmen wollte, daß Innerafrika überhaupt keine Wirkung äußrer Einflüſſe verſpürt hätte, befände ſich in einem verhängnisvollen Irrtume. Manches erſt in neurer Zeit eingeführte Beſitztum hat den Erdteil in ſeiner ganzen Breite durchwandert, wie die amerikaniſchen Nutzpflanzen Mais, Maniok und Tabak, oder von Oſten her der Hanf; Kulturfortſchritte, wie die Kunſt der Eiſenbearbeitung, ſind in ältern Zeiten denſelben Weg gegangen, und manch andre Kunſtfertigkeit, die im Innern anſcheinend ſelbſtändig blüht, war vielleicht aus entlegnen Ländern als Samenkorn in das Herz des Erdteils geflogen.

Eine geſchichtliche Betrachtung Innerafrikas von einem einheitlichen Geſichtspunkt iſt nicht wohl möglich. Als Teile ergeben ſich ungezwungen der Gürtel größrer Staatengebilde am obern Sambeſi und an den ſüdlichen Zuflüſſen des Kongo, ferner das eigentliche Kongobecken und endlich das Gebiet des obern Nils und ſeiner weſtlichen Zuflüſſe. Von dieſen drei Hauptteilen iſt der mittlere am ſpäteſten erforſcht und bietet am wenigſten geſchichtlich Sichres; der ſüdliche iſt reicher an beſtimmten Überlieferungen, und der nördliche erſcheint ſchon in verhältnismäßig ſehr alter Zeit, wenn auch in unſichern Umriſſen, vorübergehend im Lichtkreiſe der geographiſchen Wiſſenſchaft Europas.

A. Die Staaten am obern Sambeſi und an den ſüdlichen Zuflüſſen des Kongo.

Die Landſtriche am Sambeſi bieten manches Seitenſtück zu Erſcheinungen, wie wir ſie bei Betrachtung der oſtafrikaniſchen Geſchichte (S. 424) kennen gelernt haben. In Oſtafrika iſt die höchſte und eigenartigſte Kultur keineswegs an der von fremden Einflüſſen im Übermaß aufgeſuchten Küſte heimiſch, ſondern tiefer im Hinterlande, wo die Eingebornen die bis zu ihnen dringenden Kulturfortſchritte geiſtig zu bewältigen und ihren eignen Kenntniſſen und Fertigkeiten fruchtbringend anzureihen vermocht haben. Dagegen wird das Land zwiſchen der Küſte und den größern Staatengebilden im Innern von kriegeriſchen Hirtenvölkern überſchwemmt; und wie aus ſeßhaften Stämmen und erobernden Nomaden Miſchvölker mit erhöhter ſtaatenbildender Kraft hervorgehen können, das lehren die Wahuma (S. 439).

Die Ähnlichkeit Oſtafrikas mit den Verhältniſſen im Sambeſithal iſt ſchlagend; nur erſtrecken ſich gerade an dieſer Stelle die Kultureinflüſſe tiefer ins Innre als anderwärts. Das liegt zum Teil an der geographiſchen Beſchaffenheit des Lands, das nicht entfernt ſo mächtige Verkehrshinderniſſe hat wie das mittlere Oſtafrika in ſeinen Steppen und ſeinen Seen. Noch bedeutſamer aber iſt die Lage des Gebiets zum alten Goldlande Monomotapa, das langdauernde ſtarke Kulturanregungen empfangen und nach dem tiefern Innern weiter geleitet hat. Die Neigung zur Bildung größrer Staaten geht wohl auf dieſes naheliegende Vorbild zurück; auch die nördlicher liegenden Reiche, wie Lunda oder ſelbſt Kongo, mögen an dieſes Muſter wenigſtens

mittelbar anknüpfen. Gegenwärtig sind die Staaten des Hinterlands ebenso wie die Ostafrikas durch einen Saum erobernder Hirtenstämme von der Küste getrennt. Und endlich haben wir im Marutse-Mambunda-Reich ein gutes Gegenstück zu den Verhältnissen der Wahumastaaten: auch hier hat ein Eroberervolk vorübergehend an der Spitze des Reichs gestanden.

a) Das Marutse-Mambunda-Reich.

Das Hauptvolk dieses Gebiets, die Marutse (Barotse, Luino), beweist in vielen Zügen seine engre Verwandtschaft mit den staatenbildenden Völkern des südlichen Kongobeckens und der daran grenzenden Westküste. Es bewohnt den Kern des Reichs, die an beiden Ufern des Sambesi sich hinziehende Barotse, und ist nach einer verhältnismäßig kurzen Demütigung durch die Makololo (vgl. weiter unten) wieder als Herrschervolk an die Spitze der übrigen Reichsbewohner (nach Emil Holub: 18 größerer Stämme in 83 Ästen und Zweigen) getreten. Die kleinern Stämme werden von den Marutse als Sklaven betrachtet. Doch haben auch die Marutse selbst in den 70er und 80er Jahren, als Holub und Selous sie besuchten, unter einer vollkommen despotischen Regierung gestanden. Das wird nicht immer so gewesen sein: das Dasein eines Kleinen und eines Großen Rats zeigen auch hier das althergebrachte Bestehen jener echt afrikanischen Einrichtungen, die einem starken Herrscher gegenüber machtlos sind, einem schwachen dagegen leicht über den Kopf wachsen.

Die sehr verschiedenartige Kulturentwicklung der einzelnen Stämme legt die Vermutung nahe, daß das Reich nicht immer seinen heutigen Umfang gehabt hat. In noch höherm Grad als andre Reiche des dunkeln Erdteils haben die Staaten des südlichen Innerafrikas die Eigentümlichkeit, daß sie nicht von scharfgezognen Grenzlinien, sondern von Grenzsäumen umgeben sind. Die Kraft des Staats nimmt von der Mitte nach dem Rande zu ab. Sind die dem Herrschervolke zunächst wohnenden Stämme nichts Beßres als Sklaven, so leisten die entfernter wohnenden nur Tribut und sind beständig geneigt, sobald die Übermacht nachläßt, auch diesen abzuschütteln. Darum läßt es sich nicht feststellen, wie groß der Einflußkreis des alten Marutsereichs gewesen ist, bevor es von den Makololo erobert wurde.

Die Makololo gehören der westlichen Gruppe des Kaffernvolks an, den (Ost-)Betschuanen, deren Reste heute die Sammelbezeichnung „Basuto" führen. Bis zum Jahre 1820 wohnten sie im östlichen Teile des heutigen Oranje-Freistaats. Um diese Zeit erschien Moselikatse (Umselekazi) mit seinen Matabele. Dies Ereignis und eine 1823 an der Seite der Mantati (eines Zweigs der zu den nördlichen Ostbetschuanen gehörenden Batlokua) durch Griqua unter Andries Waterboer bei Lithaku (Lattakoo) erlittne Niederlage zwangen 1824 die Makololo, ihre alten Sitze zu verlassen und nordwärts zu ziehen (vgl. S. 432). Zunächst stellten sich die Bangwaketse (Hauptdorf: Makabe) dem Zug erfolglos entgegen; dann fanden die Makololo Gelegenheit, sich in die innern Streitigkeiten der Bakwena (Hauptort: Litubaruba; jetzt: Molepolole), eines der mächtigsten Betschuanenstämme, einzumischen und Setschele (Seschele), den Sohn eines von seinen Unterthanen erschlagnen Häuptlings, an deren Spitze zu stellen.

Der Führer der Makololo war damals Sebituane (Sebitoane), eine der kräftigsten und sympathischsten Herrschernaturen, von denen uns die Geschichte Afrikas zu berichten weiß. Nach Livingstone führte er, im Gegensatze zu Moselikatse, Dingaan und andern, seine Leute immer persönlich ins Gefecht. Die Unterstützung Setscheles gewährte den Makololo die Möglichkeit, sich in der Nähe der Bakwena anzusiedeln. Allein ein ungerechtfertigter Überfall der Buren brachte ihnen schwere Verluste und zwang sie, abermals weiter nach Norden auszuweichen. Die Züge

Sebituanes im nördlichen Betschuanenlande sind eine wahre Odyssee, reich an Kämpfen, Entbehrungen und jähem Wechsel des Glücks. Von den weiter vordringenden Matabele verfolgt, wandte er sich westwärts bis ins Gebiet der Herero, dann wieder östlich bis an den Sambesi. Von dem Verrate der Insel-Batoka bedroht, gelangte er doch glücklich über den Strom und schlug seine Feinde in der Nähe der Viktoria-Fälle; zahlloses Beutevieh gab seinem Volke die Möglichkeit, in dem grasreichen Lande sich wieder dem gewohnten Hirtenleben hinzugeben. Nachdem jedoch die Matabele den Sambesi, wenn auch ohne dauernden Erfolg, wiederholt überschritten hatten, gelang es Sebituane, im Westen das Land der Marutse zu unterwerfen. Als ein Heer seines Todfeinds Moselikatse auf eine Insel des Sambesi gelockt, ausgehungert und niedergemacht worden war, als dessen zweiter Versuch, den Strom zu überschreiten, überhaupt nicht gelang, weil die Marutse im Vereine mit den Makololo die Ufer besetzt hielten, da endlich konnte sich Sebituane der Befestigung und Erweiterung seines von den „Residenzen" Seschеke am Sambesi und Linyanti am Tschobe (heute Deutsch-Südwestafrikas Nordostzipfel) aus beherrschten Reichs zuwenden. Dennoch schwand sein eignes Volk mehr und mehr dahin. Ein unvermischter Stamm waren die Makololo ohnehin längst nicht mehr, da ihre Zahl sich in den beständigen Kriegen fortwährend vermindert hatte und nach echt afrikanischer Sitte nur durch Aufnahme der Kinder von Besiegten ergänzt worden war. Das Malariafieber raffte einen großen Teil der Männer fort und beschränkte die Fruchtbarkeit der Frauen. Eine merkwürdige und lehrreiche Erbschaft aber haben sie hinterlassen: ihre Sprache (das Sesuto), die zum allgemeinen Mittel des Verkehrs im Marutsereiche geworden ist.

Sebituane starb 1851. Ihm folgten seine Tochter Mamotschisane und sein Sohn Sekeletu (bis etwa 1856; vgl. S. 432). Mit dem Aussterben der Makololo gelangte das Volk der Marutse, neben dem auch das der Mambunda sich geltend zu machen wußte, wieder an die Spitze des Reichs. Damit bemächtigte sich der Herrschaft eine neue einheimische Familie, die, dennoch auf jeden Tropfen edlen Makololobluts in ihren Adern stolz, von Letschulatebe, dem ursprünglich zu Lesotsilebe östlich vom Ngamisee residierenden Besieger der letzten Makololo, eröffnet wurde. Unter diesen echten Marutsefürsten hat sich Sepopo, der seine Residenz aus der Barotse südwärts nach dem Masupiagebiete verlegte, durch seine Grausamkeit berüchtigt gemacht. Es gelang ihm, dem von einem verwandten Hause beherrschten Mambundareiche, das nach dem Tode der letzten Königin einer seiner Töchter zufallen mußte, sich ebenfalls als Herrscher aufzudrängen und somit die volle Einheit des Marutse-Mambundareichs herzustellen. Er wurde 1876 ermordet und ließ das Reich in Verwirrung zurück.

Sein Nachfolger N'Wana-Wena beseitigte den letzten Rest von Selbständigkeit, den das Mambundareich bewahrt hatte, indem er die Königin zwang, in ihrem und ihrer Nachkommen Namen dem Throne zu entsagen; aber er selbst vermochte, da er die geplante Ermordung der mächtigsten Häuptlinge nicht genügend geheim hielt, sich nicht lange zu behaupten. An seiner Stelle wurde Lebosche (Luanika; Lewanika) sehr gegen seinen Willen zum König ernannt; doch endete der Kampf mit N'Wana-Wena mit der Niederlage und dem Tode des letztern. Später (1882) führte Lebosche, dessen anfängliche Friedensliebe seinem durch Krieg und Aufstand entsittlichten Volke nicht gefiel, einen Krieg im Nordosten gegen die Maschukulumbe (Maschikulumbwe), denen er 40,000 Rinder abnahm, ohne das Volk indessen wirklich zu unterwerfen. Im Jahre 1884 entstand schon wieder ein Aufruhr, der den König und seine thatkräftigere Schwester und Mitregentin zur Flucht zwang und vorübergehend Waga-Funa auf den Thron brachte; 1886 zurückgekehrt, befleckte Lebosche seinen Sieg durch Undank und Grausamkeit,

hat sich aber, trotz englischer, portugiesischer und belgischer Nachbarschaft, seitdem auf dem Throne behauptet.

Wenn sich auch gegenwärtig die Kultur des obern Sambesibeckens im Reiche der Marutse zusammendrängt, so hat sie sich doch in ihren Wirkungen weiter erstreckt; insbesondre findet sich die Kenntnis des Baumwollenbaus auch bei den Ganguella und Luchaze (Luschase) im Hinterlande von Benguella. Größre Staaten haben sich bei diesen Völkern nicht gebildet, wohl aber Stammesverbände von nicht unbedeutender Macht.

b) Das Lunda-Reich.

Nordwestlich vom Marutsereiche, durch unabhängige Gebiete von ihm getrennt, liegt das zweite große Staatswesen Innerafrikas, das Reich Lunda, meist als das Reich des Muata Yamwo bekannt. Von festen, dauernden Grenzen ist auch hier nicht die Rede (vgl. oben, S. 461). Die Kernlande des Reichs liegen am Oberlaufe des Kassai und der parallel mit ihm nach Norden strömenden Nebenflüsse; im Westen reicht der Einfluß des Königs bis nahe an den Kuango, im Süden bis zur Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi; im Norden und Osten schwankt die Grenzlinie selbst in der kurzen Zeit, wo wir das Lundareich genauer kennen. Das Herrschervolk bilden die Kalunda, ein echter Negerstamm mit Bantusprache, der an Kulturbesitz unbedingt ärmer ist als die Völker des Marutse-Mambundareichs; besonders merkwürdig ist, daß weder die Palmfaserstoffe des eigentlichen Kongobeckens, noch die Baumwollenzeuge des Sambesigebiets gefertigt werden, noch die Schmiedekunst sonderlich entwickelt ist. Der Ackerbau wird mit Sorgfalt betrieben, während die Viehzucht zurücksteht.

Für die Geschichte des Lands sind die Staatseinrichtungen von großer Wichtigkeit. Wir finden auch in Lunda den König, hier Muata Yamwo genannt, mit unumschränkter Machtvollkommenheit an der Spitze des Staats, umgeben von einem Rate, der je nach der Natur des Herrschers größern oder geringern Einfluß übt. Wir sehen ferner das Land in eine Menge kleinrer Gebiete zerfallen, die ganz in feudalem Geist an einzelne Häuptlinge verteilt sind und von diesen verwaltet werden. In den innern Angelegenheiten ihrer Bezirke sind sie fast ganz selbständig, falls nicht eine Laune den Herrscher zu Eingriffen veranlaßt, müssen aber Tribut zahlen und Heeresfolge leisten. Selbstverständlich sind die meisten dieser kleinen Gebiete nicht willkürlich abgegrenzt, sondern historisch entstanden und auch dadurch zu unabhängigem Eigenleben befähigt, so daß, wie beim Reiche der Marutse, nur die Kraft des jeweiligen Herrschers die entferntern Landesteile festhält, die Ausdehnung und Macht des Reichs beständig schwankt.

Eine sehr merkwürdige, auf ältere Umbildungen des Staatslebens deutende Einrichtung ist die der Nebenkönigin, der Lukokescha. Diese Herrscherin ist keineswegs die Gattin des Königs, sondern eine Angehörige des königlichen Hauses, die ihren eignen Hofstaat, ihre besondern Einkünfte besitzt und bei der Wahl eines neuen Muata Yamwo entscheidet. Sie darf sich verheiraten, aber ihre Männer werden offiziell als „Weiber" bezeichnet und sind im allgemeinen ohne Einfluß. So bestehen im Lundareiche zwei Regierungsspitzen nebeneinander, ohne sich gegenseitig auszuschließen oder zu befehden.

Derartige Verhältnisse sind immer das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung. Hier haben wir es wahrscheinlich mit dem Rest einer matriarchalischen Herrschaft zu thun, deren Entstehung und Wesen wir in andern Gebieten der Erde verfolgen können. Wenn sich aus der uranfänglichen Horde die Familie als Gruppe enger verbundner Blutsverwandten allmählich herausbildet, dann ist ihr natürlicher Mittelpunkt die Mutter, während der Gatte, zunächst

nur Anhängsel dieser neuen Gruppe, erst nach und nach die herrschende Stellung, die er innerhalb der Horde eingenommen hatte, auch in der Familie erringt. Das aber gelingt ihm nicht immer. Zuweilen hält die Frau ihre Würde fest und gelangt schließlich, je mehr sich die Horde in eine Anzahl von Sippen oder Familien zersetzt, an deren Spitze als Herrscherin: eine auf solche Entwicklung zurückgehende Königswürde ist höchstwahrscheinlich die der Lukokescha.

Neben dieser Weiberherrschaft hat sich nun aber auch ein männliches Königtum übermächtig entfaltet. Die Kalunda besitzen selbst eine fabelhafte Überlieferung, die auf diese offenbar nicht gewaltsam erfolgten Umbildungen hinweist: es soll eine Fürstin das Lundareich beherrscht, dann aber ihre Macht mit einem eingewanderten Prinzen, der ihr Gatte wurde, geteilt haben. Damals soll ein Häuptling Kinguri, nach einigen Nachrichten der Bruder der Königin, mit seinen Leuten aus Lunda entflohen sein und von den Portugiesen die Erlaubnis zur Niederlassung in Kassandje erhalten haben (nach Carvalho um 1622). Nun wissen wir von Zuchelli, daß die Reste der furchtbaren Dschagga sich in Kassandje niederließen (vgl. S. 434 und 458) und an das Königreich Kongo Tribut zahlten. Sollte demnach nicht die ganze Umbildung der Verhältnisse in Lunda mit dem afrikanischen Völkersturm im 15. Jahrhundert zusammenhängen? Wahrscheinlich hat das matriarchalisch regierte Lunda dem Andrange der Dschagga nicht widerstehen können; erst mit Hilfe eines von Osten her eingewanderten tapfern Häuptlings mag es wieder aufgerichtet worden sein. Daraus würde es sich erklären, warum die Königswürde der Lukokescha pietätvoll beibehalten worden ist und in dem Einflusse bei der Fürstenwahl noch einen Rest der alten Vorherrschaft bewahrt hat.

An der Küste war das Lundareich schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts bekannt, da die Sklaven, die aus dem Innern kamen, viel davon zu berichten wußten. Ob das Reich der Mundequete, gegen das der König von Kongo einen so schweren Krieg zu führen hatte (vgl. S. 433/34 und 458), jenes ältre Staatsgebilde ist, das nach der eben entwickelten Annahme dem Dschaggasturm erliegen mußte, läßt sich vorläufig kaum entscheiden. So ist denn auch, obwohl portugiesische Händler frühe schon nach Lunda vorgedrungen sein mögen, über die innre Geschichte des Lands nicht viel zu erzählen. Schwankend wie seine Ausdehnung unter den verschiednen Herrschern war auch die Lage seiner Hauptstadt Mussumba (großes Lager): mit jedem Thronwechsel hat sie ihren Platz geändert, wenn sie auch niemals aus der fruchtbaren Ebene zwischen den Lulua-Nebenflüssen Kalangi und Luisa herausverlegt worden ist; kürzlich (1896/97) lag sie am linken Ufer des Luële. Die Erbbegräbnisstätte des Herrscherhauses ist Nsai (Ensai) am Kallandji.

Wenn im allgemeinen das Lundareich mit äußern Feinden wenig zu kämpfen hat, so wird es dafür von einer andern, langsam im Innern heranwachsenden Gefahr bedroht, die, falls nicht europäische Eingriffe die Entwicklung stören, zu einer völligen Umgestaltung der Verhältnisse führen wird. Im Südwesten des Lundareichs wohnt der Volksstamm der Kioko, der seit alter Zeit in waldiger Gegend gelebt und sich ihr angepaßt hat; er bildet dadurch einen Gegensatz zu dem Savannenvolke der Kalunda. Die Kioko legen ihre Siedelungen mit Vorliebe im Wald an, sind tüchtige Jäger, sammeln Gummi und treiben Bienenzucht, wissen aber auch den Acker zu bestellen und haben eine ausgeprägte Leidenschaft für den Handel; diese ist es vor allem, die sie zu einer beständigen, langsamen Wanderung nach Norden veranlaßt. Das eigentliche Heimatland der Kioko ist dem Muata Yamwo zu Abgaben verpflichtet und in zahlreiche einzelne Bezirke geteilt; aber längst ist das wanderlustige Volk über diese ursprünglichen Sitze hinaus in zwei Strömen am Kuillu und Loange einerseits, am Luatschim anderseits nach Norden

vorwärts gedrungen, überall durch seine Betriebsamkeit die faulen Kalunda überflügelnd. Um 1860 waren sie noch nicht über den 10. Kreis südlicher Breite vorgerückt — 1880 fand sie Max Buchner schon unter dem 7. Breitenkreise. Die Kalunda betrachteten sie mit Argwohn und prahlten mit einem Kriege, durch den sie die unwillkommnen Eindringlinge vernichten wollten; doch als Händler, fleißige Ackerbauer und Schmiede waren ihnen die Kioko schon unentbehrlich geworden. Übrigens fand an den Stammesgrenzen ein solcher Austausch der Sitten und Moden statt, daß scharfe Übergänge zwischen beiden Völkern nicht mehr zu beobachten waren. Käme es zum Kriege zwischen Kioko und Kalunda, so würden wohl jene als Herrschervolk an die Stelle der Lunda-Leute treten; mindestens würde ein neues, selbständiges Staatswesen im Westen des schon halb gebrochnen Lundareichs entstehen.

c) Die Reiche Kasembes, Msiris und Kasongos.

Außer dem Lande der Kioko besitzt der Muata Yamwo noch eine Reihe von Gebieten, die zum Teile nur in losem, zuweilen ganz unterbrochnem Zusammenhange mit Lunda stehen. Bei weitem das wichtigste von diesen ist das Reich des Kasembe, dessen Hauptstadt zwischen Moeru- und Bangweolosee liegt und ebenso häufig ihren Ort wechselt wie die des Lundareichs. Auch im übrigen ist das Land ein Abbild Lundas, nur daß von keiner Lukokescha berichtet wird. Eine beständige Verbindung des Kasembe, dessen Macht in neurer Zeit außerordentlich abgenommen hat, mit dem Muata Yamwo findet nicht statt, wie denn überhaupt weniger die Furcht vor der Kriegsmacht Lundas als andre, vielleicht abergläubische Gründe das Verhältnis zwischen den beiden Staaten aufrecht halten. Wenigstens soll der Kasembe, als er im Jahre 1875 wieder einmal Tribut (Kupfer, Sklaven und Salz) nach Lunda schickte, dies auf den Rat seiner Hofzauberer gethan haben, die gewisse unglückliche Ereignisse auf das Unterlassen dieser hergebrachten Huldigung zurückführten; bei vielen seiner Grenznachbarn gilt der Muata Yamwo als zauberkräftig und unbesiegbar.

Die Macht des Kasembe nahm noch mehr ab, seitdem sich der aus Unyamwesi eingewanderte Msiri weiter westlich, zwischen dem Luapula im Osten und dem Lualaba im Westen am Lufira, in Katanga (eigentlich: Garengandja; Hauptort: Mukurru, Bunkea oder Kimpatu) zum mächtigsten Fürsten des Gebiets aufschwang. Msiri besaß Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als ihn Paul Reichard besuchte, 2—3000 mit Feuersteingewehren bewaffnete Krieger und vielleicht dreimal so viele Bogenschützen, zahlte aber ebenfalls an Muata Yamwo Tribut; Verney Lovett Cameron, der ihn ein Jahrzehnt früher besucht hatte, nennt ihn dagegen einen Vasallen Kasongos (vgl. unten), der sich freilich wenig um seinen Oberherrn kümmre. Msiris Handelskarawanen gingen bis Benguëlla, während er anderseits auch Beziehungen mit der Ostküste unterhielt. Im Dezember 1891 ist er bei einer Verhandlung von dem belgischen Kapitän Bodson niedergeschossen worden.

Kasongos Reich in Urua erstreckt seinen Einfluß bis zum Nordufer des Tanganyika, zahlt aber keinen Tribut an den Muata Yamwo. Auch hier beansprucht und erhält der Herrscher eine abergläubische Verehrung. Der Gründer des Reichs, Kungwe a Banza, gilt als mächtigste Gottheit und erhält stets eine Schwester des regierenden Häuptlings zur Frau. Übrigens sind die Kasongo nach ihrer Ansicht mit den Muata Yamwo verwandt (vgl. S. 468). Doch hat sich in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch hier der durch die weitreichenden Einwirkungen des belgischen Kongostaats herbeigeführte Verfall der einst blühenden Negerreiche Innerafrikas deutlich in weitgehender Zersplitterung gezeigt.

B. Das Kongobecken.

Wenden wir uns vom Reiche des Muata Yamwo nordwärts nach dem gewaltigen Becken des Kongo, so gelangen wir damit in den geheimnisvollsten, unberührtesten Teil Innerafrikas, in ein Gebiet, über dessen Völker noch vor wenigen Jahrzehnten auch nicht die geringste Kunde zu uns gedrungen war. Hier im Kongobecken fehlen die straffern politischen Gebilde, deren Herrscherfamilien eine gewisse Überlieferung bewahren; unübersichtlich wie das wogende Meer der Kongowälder ist auch die Geschichte ihrer Stämme. Hier liegt das wirkliche „Herz Afrikas" und seiner dunkelfarbigen Rasse. Durch die brausenden Fälle des Unterlaufs vom Meere getrennt, bildet der Kongostrom mit seinen wasserreichen Zuflüssen eine Welt für sich, die Heimat und jahrtausendelang die uneinnehmbare Burg des dunkelfarbigen Menschenstamms, das einzige Gebiet der Erde, wo es ihm vergönnt war, sich frei und aus eigner Kraft zu entfalten.

Thatsächlich ist das Kongobecken mehr als ein geographischer Begriff; auch im ethnographischen Sinne hat es etwas Einheitliches, Geschloßnes, ohne sich doch irgendwo scharf gegen die Außenwelt abzugrenzen. Es gehört ganz und gar dem Gebiete der Bantu-Sprachen an und besitzt, wenn wir von den scheuen Zwergvölkchen der dichtesten Waldbezirke absehen, eine echt nigritische Bevölkerung. Gewisse Künste und Kulturbesitztümer sind in ihm zwar nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend verbreitet.

Im Kongobecken herrscht statt der runden, bienenkorbartigen Hütte und der von ihr abgeleiteten Formen der meisten Bantustämme die rechteckige Hüttenform mit Satteldach durchaus vor. Bei den Manyema, dem ersten echten Kongovolk im Osten, traf Stanley die Grenze dieser charakteristischen Bauform, aus der vielfach auch eine besondre Anlage der Dorfschaften folgt; nicht im Kreis oder in regellosen Abständen reihen sich die Hütten aneinander, sondern in langgedehnten geraden Straßen. Aber diese Bauweise ist nicht auf das Kongobecken beschränkt, sondern gehört gleichzeitig der nigritischen Westküste an, die ja, obwohl nur im Süden die Bantusprachen herrschen, doch in vieler Beziehung eine gewisse Einheit bildet und hier ihren Einfluß, dem Kongo aufwärts folgend, bis weit ins Innre erstreckt. Sicherlich deutet diese merkwürdige Erscheinung auf alte geschichtliche Vorgänge hin. Entweder ist die rechteckige Hüttenform von der Westküste bis nach dem obern Kongo vorgedrungen — oder umgekehrt, was dem merkwürdigen Drange der Binnenvölker nach dem Meere besser entspräche.

Viele Erzeugnisse der Eisenindustrie sind in beiden Gebieten merkwürdig ähnlich. Im Kongobecken herrscht ein ziemlich einheitlicher, eigentümlicher Stil: die Messer, die Speerspitzen ꝛc. sind gedrungen, breit, streng symmetrisch; zahlreiche Messer von der Westküste folgen demselben Stilgesetze.

Die geschloßne Kultur des Kongolands drückt sich am deutlichsten in der Verbreitung der Palmfaser- und Grasstoffe aus, die in vielen andern Gebieten Afrikas vollkommen unbekannt sind. In diesem Falle jedoch nimmt die übrige Westküste an diesem Kulturbesitze nicht teil. Wohl aber findet sich die Technik oasenhaft in Ostafrika wieder, und allgemein geübt wird sie im malaiischen Madagaskar: vielleicht haben wir hier die Spuren einer von Osten nach Westen gerichteten Kulturverbreitung, deren tiefste Wurzeln in Indonesien zu suchen wären.

Weniger anmutend ist die Thatsache, daß wir im innern Kongobecken den Kannibalismus in den widerlichsten Formen verbreitet finden, und zwar sowohl als Endo- wie als Exo-Kannibalismus: von manchen Stämmen werden die Toten des eignen Stamms verzehrt, von andern die erschlagnen Feinde; ja es finden sich beide Scheußlichkeiten vereinigt. Die mäch-

tige Entwicklung dieser Unsitte beweist so recht die Abgeschlossenheit des Gebiets, in das kaum der schwächste Nachhall jener geistigen Bewegungen gedrungen zu sein scheint, die der übrigen Menschheit reinere Ideale und selbstlose Ziele vor Augen geführt haben.

Zum Kannibalismus tritt eine zweite Sitte, die das Kongobecken wieder enger an Westafrika knüpft: der Schädelkult. Der ganze Vorstellungskreis ist allerdings in Afrika nicht entfernt so weit entwickelt wie in Indonesien, wo die Kopfjägerei zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten" zahlreicher Inselstämme gehört und mit wahrem Fanatismus gepflegt wird. Immerhin finden sich gerade im Kongolande zahlreiche Spuren des Gebrauchs; und an der Westküste ist er stellenweise sehr entwickelt und erinnert an malaiische Vorbilder.

Zeigt somit das Kongobecken in vielen einzelnen Zügen, daß es der unberührteste, verschlossenste Teil Afrikas und in gewissem Sinn eine eigne Welt ist, so ist diese Unberührtheit doch nur relativ. Ostafrika freilich, das, nach europäischem Maßstabe gemessen, ein stilles Land genannt werden darf, erscheint vom afrikanischen Standpunkt aus im Vergleiche zum Kongobecken als ein Gebiet wildester Bewegung, durchsetzt und wiederholt umgestaltet von fremden Kultureinflüssen. Aber die Wanderungen der afrikanischen Stämme haben nicht vor den Wäldern am Kongo Halt gemacht, und die Kulturwirkungen sind nicht sämtlich darin erloschen.

Von dieser Durchdringung ganz Afrikas mit fremder Kultur ist die Ausbreitung amerikanischer, von Europäern eingeführter Kulturgewächse (Mais, Maniok und Tabak) oder des indischen Hanfs, dieses tief im innern Kongobecken wohlbekannten Narkotikums, ein vorzügliches Zeugnis. Ähnlich mag in ältrer Zeit die Kenntnis des Eisenschmelzens und -Schmiedens durch den Erdteil gewandert sein, mögen gewisse Haustiere bei den Stämmen des Innern eine neue Heimat gefunden haben. Wie weit schon in frühern Jahrhunderten der Handel das Land erschlossen hatte, beweist das Vorkommen alter europäischer Glasperlen bei manchen Kongostämmen, die jetzt keine Auskunft mehr über die Herkunft dieser Schätze geben können.

Manchmal fallen einzelne Kultureinflüsse auf fruchtbaren Boden und entwickeln sich selbständig weiter, ohne doch ganz die Spur ihrer Herkunft zu verlieren. Es hat einen eignen Reiz, gerade solchen Kleinigkeiten nachzuspüren, die doch in den Augen des Ethnologen von unschätzbarem Werte sind: oft erhellt die mit ihrer Hilfe gewonnene Erkenntnis blitzartig einen bisher dunkeln Pfad der Entwicklung. In diesem Sinne mögen die seltsamen Säbel des Kongolands erwähnt sein, deren Schneide an der innern Rundung liegt, und die, indem sie in ein breites Blatt enden, dem Stilgesetze der Eisenschmiedekunst des Kongobeckens ihren Tribut zollen. Betrachten wir diese Gebilde näher, dann kommen sie uns seltsam bekannt vor: es sind im Grunde dieselben krummen Säbel, die wir in Arabien, Indien und Abessinien finden, nur daß sie bei der Aufnahme in den Waffenschatz der Kongostämme verändert und entstellt worden sind. Ihre Form verrät uns noch heute, im Gefolge welcher Einflüsse sie in das Innre gelangt sind: ein Zeugnis jenes Kulturstroms, der einst von der Nordostküste nach dem Binnenlande flutete.

Daneben spiegelt sich in der Verbreitung des Wurfeisens ein andres Stück altafrikanischer Geschichte wider. Diese merkwürdige schneidende Wurfwaffe ist im mittlern Sudân in einer charakteristischen, ziemlich einfachen Form bei den heidnischen Stämmen verbreitet und war höchstwahrscheinlich einst in diesem ganzen Gebiet im Gebrauche. Denn noch jetzt bilden in Bornu die mit dem Wurfmesser bewaffneten Truppen eine bevorzugte Truppe; in Dar Fur besitzt der Sultan eine Anzahl Wurfeisen, während sie vom Volke nicht mehr gebraucht werden, und die Teda in der Sahara bedienen sich der Waffe mit Vorliebe bis auf den heutigen

Tag. Dieses echt sudânische, vorislamische Kulturbesitztum ist weiter südwärts gewandert, nicht ohne dabei seine Form in der mannigfaltigsten und wunderlichsten Weise zu verändern; damit können wir die Spuren alter und neurer Wanderungen verfolgen, die zum Teile durch andre Zeugnisse bestätigt werden und uns erkennen lassen, daß die südlichen Gebiete des mittlern Sudâns ein Ausstrahlungspunkt wichtiger Völkerbewegungen gewesen sind. Nach Westen hin haben die Fan das Wurfmesser bis an die Küste von Gabun getragen; im Osten ist es mit den Nyam-Nyam bis in die Nähe des obern Nilthals vorgedrungen, ja ein vereinzeltes Vorkommnis am obern Blauen Nile läßt an ältre, noch ausgedehntere Wanderungen denken; im Süden endlich ist es den Ubangi abwärts bis an den Kongo gebracht worden und hat sich am Ufer dieses Riesenstroms weiter verbreitet. So haben wir die Spur einer nördlichen Einwanderung in das Kongobecken gefunden. — Bei den Bateke am Stanley-Pool findet sich dagegen die Überlieferung, daß die frühern Sitze des Volks im Nordwesten, im Hochlande des Ogowe, gelegen haben; das deutet neben manchen andern Zeugnissen darauf hin, daß auch von Adamaua aus der Druck der vorrückenden Sudânneger zu Einströmungen in das Kongobecken geführt hat.

a) Die Baschilange.

Neben der nördlichen Einströmung steht eine sehr merkbare südöstliche, über die wenigstens bei den Baschilange eine vertrauenswerte Tradition besteht. Dies Volk wohnt am untern Lulua zwischen dem mittlern Kassai und Sankuru, also an den Nordgrenzen des Lundareichs (vgl. S. 463). Es ist in Wirklichkeit ein Mischvolk, das sich aus einem altansässigen friedlichen Stamm und den von Südosten kommenden kriegerischen Baluba gebildet hat; ob auch diese Wanderung mit der großen afrikanischen Völkerbewegung des 16. und 17. Jahrhunderts zusammenfällt, muß bei dem Mangel aller festen Angaben unentschieden bleiben. Ein gewisser Zusammenhang zwischen Kalunda und Baluba ist wahrscheinlich: einer der Führer der einwandernden Baluba, Kapuku-Muluba (die beiden andern hießen Katana und Kanyoka), war nach der Sage ein Sohn jenes im Osten wohnenden Häuptlings Kasongo, von dem das Geschlecht der Muata Yamwo stammt (S. 465); das Vorkommen des charakteristischen Kaffernschilds und manche andre Eigentümlichkeit aber lassen vermuten, daß die Baluba und damit auch die Babunda mit Kaffern gemischt oder doch von ihnen beeinflußt sind. Die ältern Bewohner des Landes waren nach Wissmann den Zwergvölkern verwandt, richtiger: bis zu einem gewissen Grade mit diesen gemischt. Ostwärts vom Gebiete der Baschilange bis zum Tanganyika hin sitzen reine, ungemischte Baluba, die sich von den Baschilange in vielen Stücken unterscheiden.

Die Baschilange sind geistig besser entwickelt als der Durchschnitt der Negervölker; sie sind wißbegieriger und weniger zu blindem Aberglauben geneigt, dabei sehr bereit, alles Achtunggebietende nachzuahmen. So konnte es kommen, daß sich bei diesem im innersten Afrika wohnenden Stamm eine neue Religion entwickeln konnte, die, auf einer wunderlichen Grundlage aufgebaut, das ganze Volk in merkbarster Weise umgebildet hat. Vielleicht spielt hier einerseits etwas rein Ethnologisches mit, indem die Art und Denkweise der friedlichen Urbewohner über das Wesen der eingedrungnen Baluba den Sieg davontrug. Anderseits aber ist die neue Religion gar nicht zu verstehen, wenn wir nicht annehmen, daß einzelne Keime der christlichen Lehre, weniger des Islams, von der Küste her nach dem Innern getragen worden und bei den Baschilange auf fruchtbaren Boden gefallen sind; sind doch auch Messingkreuze zu den Baschilange gelangt und werden als Amulette hoch geschätzt.

Da die neue Religion ihren Mittelpunkt im Hanfkultus findet, dürfte ihre Entstehung in die Zeit zu setzen sein, wo die Sitte des Hanfrauchens von der Ostküste her bis nach dem Innern des Kongobeckens vorgedrungen war. Der Gedanke, in einem narkotischen oder auf andre Weise berauschenden Mittel etwas Heiliges und Verehrungswürdiges zu sehen und einen förmlichen Kultus damit zu verbinden, ist keine ausschließliche Eigentümlichkeit der Baschilange: im Soma-Opfer der indischen Arier, in der Hochschätzung des Tabaks durch manche Indianerstämme haben wir ähnliche Erscheinungen. Es scheinen sich zunächst kleine Gruppen und Gemeinden von Hanfrauchern gebildet zu haben, deren Anhänger einen engen Freundschaftsbund untereinander schlossen und mit leidenschaftlichem Eifer neue Mitglieder warben, bis sie endlich die Übermacht erlangten. Auf diese Weise wurden innerhalb des Stamms friedlichere Verhältnisse geschaffen. Die Hanfraucher erließen Gesetze, die in ihrer Milde ganz unafrikanisch anmuten; und sie beschränkten ihre freundschaftlichen Gesinnungen nicht auf die Genossen ihres Bunds, sondern nahmen auch den Fremden gegenüber eine entgegenkommende Haltung ein — nicht ganz zu ihrem Heile. Die schlauen, betriebsamen Kioko (vgl. S. 464) benutzten die Unerfahrenheit der Baschilange, um sie in jeder Weise auszubeuten und ganze Handelskarawanen, die sich vertrauensvoll nach dem Kiokogebiete begeben hatten, in die Sklaverei zu verkaufen. Sie selbst brachten Pulver und Gewehre zu den Baschilange und ermöglichten es damit einzelnen Häuptlingen, sich größern Einfluß zu verschaffen. Als Pogge und Wissmann, die ersten Europäer, das Land der Hanfraucher erreichten (1881), traten zwei Häuptlinge, Kalamba (Mukenge) und Tschingenge, als Nebenbuhler in den Vordergrund; eine Schwester Kalambas, Meta, nahm eine ähnliche Stellung ein wie die Lukokescha im Lundareiche.

Neuerdings haben die Raubzüge der Araber und der mit ihnen verbündeten Eingebornen, besonders des berüchtigten Häuptlings Zefu bin Mohammed (Zappu-Zapp; des Sohns von Hammed ben Mohammed oder Tibbu-Tibb), eine grenzenlose Verwirrung im östlichen Kongobecken erzeugt, ganze Landstriche entvölkert und die inländische Kultur zertrümmert. Aber schon früher hatte es dort an Völkerbewegungen nicht gefehlt. Die Bewohner des südlichen Uregga hatten noch die bestimmte Überlieferung, daß sie etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Norden her in ihre Sitze eingewandert seien. In den Arabertriegen hat sich der Stamm der Manyema dem neuen Raubsystem angepaßt und den Arabern nicht nur die besten Hilfstruppen gestellt, sondern auch selbständig den Sklavenfang betrieben (vgl. unten, S. 485). Dafür sind andre Stämme, wie die Bassonge im Osten der Baschilange, zersprengt und teilweise vernichtet worden; und auf Kosten der Kultur und Eigenart weiter Landstriche haben sich jene arabischen Siedelungen gebildet, die dem flüchtigen Blicke wie die ersten Keime einer neuen, höhern Daseinsform erscheinen. Doch durch das Eingreifen der Europäer ist eine andre, hoffentlich heilsamere Umwandlung der Zustände angebahnt.

b) Die innersten Kongostämme.

Im innersten Kongobecken drängen sich die Völker um den Strom, der eine ähnliche Anziehungskraft ausübt wie der Ozean; er bietet Überfluß an Fischen, bequemen Verkehr der Ortschaften untereinander und bei feindlichem Angriff sichere Zuflucht in seinen Uferdickichten, auf den Inseln und dem gegenüberliegenden Ufer. Im kleinern Maßstabe gilt das auch von den schiffbaren Nebenflüssen des Kongo, die zuweilen als Grenzen dem Raubzügen Halt geboten haben und dann auf dem einen Ufer dicht bevölkert, auf dem andern öde und verlassen sind. Der Drang nach dem Strome, die von außen sich fortpflanzenden Stöße größrer

Völkerverschiebungen lassen auch die Bewohner des innersten Afrikas nicht zur Ruhe kommen. Aber es geht kein großer Zug durch diese Wanderungen; es ist keine jener riesigen, rasch entstehenden Staatenbildungen möglich, wie in andern Gebieten Afrikas. Die endlosen Wälder, die zahlreichen breiten Ströme verhindern jedes stürmische Vordringen; und auf dem Strome selbst hat sich kein durchgehender Verkehr, die erste Wurzel friedlicher Staatengründung, zu entwickeln vermocht. Einem Stanley gelang es mit Hilfe europäischer Waffen, sich durch die kriegerischen Kannibalenstämme hindurchzuschlagen — den Eingebornen war jenseit der Grenzen ihres Stammesgebiets die einladende Wasserstraße verschlossen.

Das hat sich freilich seit dem Auftreten der Europäer gründlich geändert; besonders die kleinen Fischervölker, die auf den Inseln und Ufern der Ströme lebten, haben ihre Fahrten ausgedehnt und sich teilweise zu unternehmenden Händlern umgebildet, die in den Gebieten andrer Stämme Kolonien begründen. Anfänge dazu waren am untern Teile des Stromes schon früher gemacht worden. Besonders die Bayansi haben sich zu einem typischen Händlervolk entwickelt; ihre Sprache ist zur Handelssprache im Gebiet oberhalb der Fälle geworden. Der schon früh merkbare Einfluß der europäischen Einfuhr im untern Teile des mittlern Kongo hat auch dahin geführt, daß hier das Uferland zu einer Art von Schwerpunkt wanderlustiger Stämme geworden ist. Den Stämmen in der Nähe der untern Fälle scheint die Sehnsucht nach dem Meer ebenfalls nicht fremd gewesen zu sein. Die Könige von Loango lagen in beständigem Kampfe mit den Anzig (vgl. oben, S. 458), deren Name wohl nur zufällig an den der Bayansi anklingt; denn diese heißen eigentlich Babangi und haben ihren jetzigen Namen, der „Flöhe" bedeutet, erst ihres parasitischen Erwerbs wegen erhalten.

c) Die Zwergvölker.

In den Waldgebieten, und zwar gerade bei den Negerstämmen, die seit langer Zeit ihre Wohnsitze behaupten, hat sich eine wichtige ethnische Umsetzung vollzogen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Neger mit den Zwergvölkern in Berührung kamen und mit ihnen, vielleicht nach langen Kämpfen, endlich eine jener eigentümlichen Lebensgemeinschaften eingingen, bei denen beide Teile ihre Rechnung finden. Diese Gemeinschaft mußte mit der Zeit zu mehr oder weniger ausgedehnten Mischungen, ja hier und da zur Bildung wirklicher Mischstämme führen. Die Baschilange, bei denen ein starker Zuschlag von Pygmäenblut zu vermuten ist, sind schon erwähnt (S. 468); die zahlreichsten dieser Mischvölker aber sitzen im Waldlande des obern Aruwimi, also in der Nähe der kleinern Nilquellseen, wo nach der Meinung der Alten der Schauplatz des Kriegs zwischen Pygmäen und Kranichen lag.

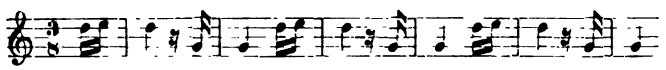
d) Vom Kongo zum Nile.

Im Norden des innern Kongobeckens ziehen sich jene Landstriche hin, die am längsten der europäischen Forschung verschlossen geblieben sind und als breite Übergangssäume den Sudân mit den Gebieten der Bantuneger verbinden; sie umfassen das südliche Adamaua, den Oberlauf des Schari und Ubangi und Landschaften am Nilthale, das mit seiner eigentümlichen Bevölkerung sie von den Ländern der östlichen Steppenbewohner, vor allem der Galla, scheidet. Es ist ein Übergangsgürtel im doppelten Sinne. Hier vollzieht sich, wie im Sudân selbst, die Mischung hellfarbiger, von Norden kommender Völker mit den echten Negern. Während aber im Sudân das nördliche Hamitentum physisch oder doch politisch überwiegt und dem ganzen Gebiete seine Eigenart aufzwingt, herrscht in dem südlichen Grenzstreifen der Neger so vor,

Erklärung des umstehenden Bildes.

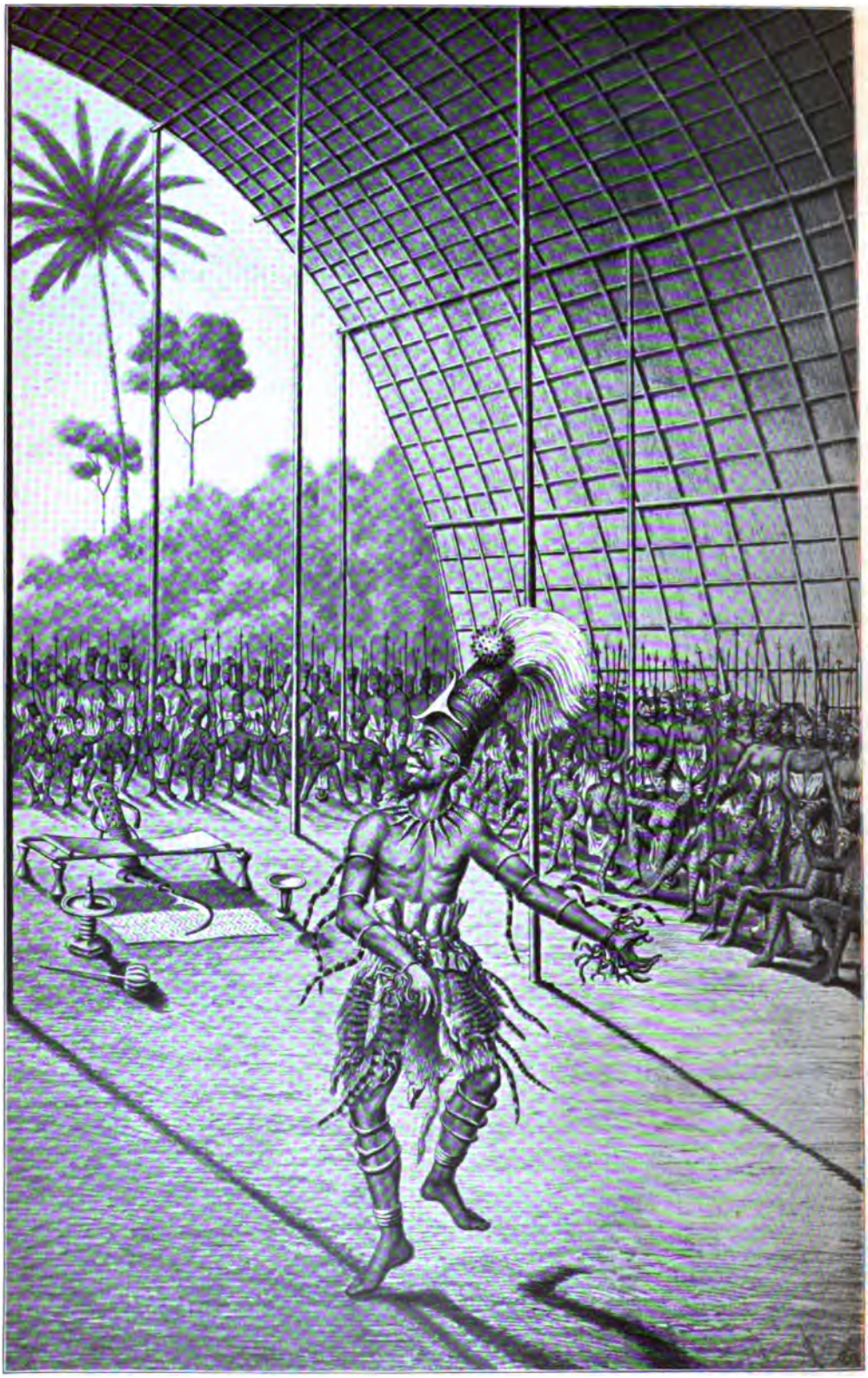
Auf seinen Reisen im zentralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868—71 war Georg Schweinfurth am 21. März 1870 in die Residenz des Mangbattukönigs Munsa, eines damals fast 40jährigen, ziemlich hoch gewachsnen, schlanken, aber kräftigen Mannes von strammem und geradem Wuchse gelangt. Der Reisende schildert Munsas Gesichtszüge als nicht unschön, aber nicht einnehmend, „neronisch"; ein ziemlich dichter Knebelbart habe am Kinn gesessen, während die Backen mit einigem Haarwuchse bekleidet gewesen seien. Gegen die völlig kaukasische Nase und das fast orthognathe Profil hätten die besonders stark aufgeworfnen, wulstigen Negerlippen lebhaft abgestochen. Aus den Augen habe ein wildes Feuer tierischer Sinnlichkeit geleuchtet und den niemals lächelnden Mund ein Habsucht, Gewaltthätigkeit und Grausamkeit verratender Zug umspielt.

Die umstehend dargestellte Szene hat sich in einer der großen (100 Fuß langen, 40 Fuß hohen und 50 Fuß breiten) Holzhallen zugetragen. Im Innern war ein weiter Raum freigelassen worden; 80 Weiber des Königs saßen händeklatschend auf ihren kleinen Schemeln und umgaben ihn mit einem einreihigen Karree. Hinter den Weibern, die zur Feier des Tages in abenteuerlichster Weise bemalt erschienen waren, standen die Krieger in vollem Waffenschmuck; ein Wald von Lanzen starrte zur Decke. Alle musikalischen Kräfte, über die der König verfügte, waren aufgeboten worden: Kessel- und Holzpauken, Hörner und Pfeifen, Schellen und Glocken. Des Königs Haupt beschattete ein gewaltiger Aufsatz von langhaarigem Pavianfelle, von dessen Spitze lange Federbüschel herabflatterten; die Arme waren mit Genettschwänzen behangen, und an den Handgelenken hatte Munsa große Bündel von Schweinsschwänzen befestigt. Ein dichter Schurz von verschiedenen Tierschwänzen umgürtete die Hüften; die nackten Beine waren mit klirrenden Ringen besetzt. In diesem Aufzug, in dieser Umgebung sprang der König Munsa in rasendem Tanz umher, im Takte der Musik die Arme nach allen Richtungen schleudernd. Bald schnellten die Beine horizontal am Boden hin und her, bald wurden sie hoch in die Luft geworfen. Dazu tobte die Musik in wüstem, unermüdlichem Einerlei:



Mit erhobnen Armen begleiteten alle Weiber diese Klänge, die flachen Hände aufeinander schlagend und den Takt dazu klatschend. Alle halben Stunden pausierte Munsa etwas; dann raste er unermüdlich von neuem los, bis ein vom Sturm in die halbe Halle gepeitschter Regen die Leidenschaft abkühlte.

(Nach Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, 2. Teil; Leipzig 1874.)



Der Mangbattukönig Munsa tanzt vor seinen Weibern und Kriegern (1870).
(Nach Georg Schweinfurths Bild und Beschreibung gezeichnet von Franz Etzold.)

daß sich das hamitische Blut nur in einem Anfluge höherer Gesittung und kriegerischer Entschlossenheit äußert. Gleichzeitig aber vermittelt der Gürtel auch die Fortpflanzung nördlicher Völkerbewegungen nach dem schweigenden Innern des Erdteils meist nicht in der Art, daß ihn ein erobernder Völkerstrom durchbricht, sondern mehr auf die Weise, wie ein Stoß sich in einer elastischen Masse fortpflanzt und auf immer neue Stoffteilchen seine Kräfte überträgt. Die vermittelnde Lage dieses Mischgeländes bringt es mit sich, daß ein Teil seiner Bewohner in engen, wenn auch meist leidenden und unerfreulichen Verhältnissen zu den Reichen des Sudâns steht; ein andrer Teil dagegen verlangt eine aufmerksame Betrachtung bereits an dieser Stelle.

α) Die Nyam-Nyam.

An erster Stelle sind da die Nyam-Nyam zu nennen oder die Makaraka (Makraka), wie sie nach ihrem am weitesten ostwärts vorgeschobnen Stamme zuweilen insgesamt bezeichnet werden; sie selbst nennen sich Sandeh (A-Sandeh). Ihr Gebiet liegt an den nördlichen Zuflüssen des obern Ubangi. Aber es ist kein Land mit einheitlicher Bewohnerschaft, sondern durchsetzt von den Resten halb und ganz unterworfner Völker; die Nyam-Nyam waren, als sie zum ersten Male von Europäern besucht wurden, zweifellos im Vordringen nach Osten begriffen. Möglicherweise sind sie mit den Fan der Westküste im Grunde genommen eines Stamms und von einem Gebiet eingewandert, das ihnen ursprünglich mit jenen gemeinsam war; es spricht aber viel dafür, daß dieses alte Wohngebiet nicht allzuweit von den spätern Sitzen der Nyam-Nyam entlegen gewesen sein kann. Das Stammgebiet der beiden Herrscherhäuser, denen die meisten Sandehfürsten angehörten, lag am untern Mbomu (etwa 5° nördlicher Breite und 25° östlicher Länge von Greenwich). Auch die tiefgehenden Einwirkungen, die sie auf zahlreiche Stämme des oberen Ubangithals bis zum Albert-See und selbst zum Kongo hin geübt haben, läßt auf längere Berührung schließen; so findet sich unter anderm das charakteristische, dem der Fan unähnliche Wurfmesser der Nyam-Nyam bei den Anwohnern des Kongo in der Nähe der Aruwimi-Mündung.

In ihren wilden kannibalischen Gewohnheiten schließen sich die Nyam-Nyam eng an die Bewohner des innern Kongobeckens an und unterscheiden sich scharf von den Stämmen am obern Nile, denen sie wegen dieser Gewohnheit ein Gegenstand der Furcht und des Abscheus waren; der Name „Nyam-Nyam", der ihnen von den Denka beigelegt worden ist, bedeutet „Fresser". Über die Geschlechterfolge ihres Herrscherhauses und die durch unbeschränkten Erbgang hervorgerufne dorf-staatliche Zersplittrung belehrt die III. Stammtafel am Schlusse des Abschnitts „Afrika".

β) Die Mangbattu.

In vieler Hinsicht den Nyam-Nyam ähnlich, nur auf weit höherer Kulturstufe ist, oder richtiger war, das Volk der Mangbattu (Monbuttu, Mombuttu) im Quellgebiete des Ubangi, ein in vieler Beziehung rätselhafter Stamm. Manches in ihrer Kultur erinnert an die der Wahumastaaten im Gebiete der großen Seen, so besonders die Benutzung der geklopften Baumrinde als Kleiderstoffs (vgl. S. 439); der gewohnheitsmäßige Kannibalismus schließt sie an die Kongovölker, und die Spuren hamitischer Blutmischung sind nicht zu verkennen. Bemerkenswert ist das Fehlen des Wurfmessers, der charakteristischen Waffe des Zwischengürtels, bei den Mangbattu; dennoch weisen ihre Überlieferungen nicht auf eine Einwanderung aus Osten, sondern auf eine solche aus Westen hin.

Als Georg Schweinfurth (s. die Tafel bei S. 486) 1871 als erster Europäer die Mangbattu besuchte, wurden sie von zwei Oberhäuptlingen, Munsa (s. die beigeheftete Tafel „Der

Mangbattukönig Munsa tanzt vor seinen Weibern und Kriegern") und Degberra, beherrscht (vgl. die IV. Stammtafel am Schluß). Im Norden war das Land durch eine Grenzwildnis vom Gebiete der Nyam-Nyam getrennt; im Süden wohnten echte, kulturarme Negerstämme, die von den Mangbattu als Momfu (Mommu, Momvú) und Mambóde bezeichnet wurden, im Südwesten aber das merkwürdige Zwergvolk der Akka (Tikki-Tikki, Watwa, Batua oder Wambutti), das teilweise dem Häuptling Munsa unterworfen war. Ganz nach sudânischer Art unternahmen die Mangbattu häufige Raubzüge in die Gebiete ihrer südlichen und südöstlichen Nachbarn und verkauften die erbeuteten Sklaven an die nubischen Händler, die damals bereits ihren Weg bis zu den nördlichen Zuflüssen des Kongo gefunden hatten, bis sich endlich auch die Mangbattu aus Jägern in gejagtes Wild verwandelten: die Herrschaft ihrer Fürsten und die eigentümliche Kultur des Volks, in der sich Anklänge der verschiedensten Einflüsse vereinigten, brach zusammen, nachdem Munsa schon 1873 gefallen war.

γ) Die Bongo und ihre Nachbarn.

Den Übergang zu den Stämmen des Nilthals bildet eine Gruppe von Völkern, die das höher gelegne Land an den südlichen Zuflüssen des Gazellenstroms bewohnen und durch ihre verhältnismäßig helle Hautfarbe sowie eine Anzahl von Sitten und Bräuchen den Nyam-Nyam, in andrer Hinsicht wieder den eigentlichen Nilnegern nahestehen. Den bedeutendsten dieser Stämme bilden die Bongo (Dör); im Südosten schließen sich an sie die Mittu-Morú, Abukaya, Abaka ꝛc. an. Von einer sichern Geschichte dieser Stämme ist natürlich keine Rede; ihre traurigen Schicksale in der neuern Zeit aber gehören denen des östlichen Sudâns an und beruhen, ebenso wie die der Nyam-Nyam, Mangbattu und der Stämme des Nilthals, auf den verhängnisvollen Eingriffen islamischer Sklavenhändler und der ägyptischen Regierung. Aus mannigfachen Spuren ergibt sich für die ältre Zeit nur die Thatsache, daß auch in den westlichen Hochlanden des Nilgebiets Völkerverschiebungen der verschiedensten Art stattgefunden haben.

C. Das Gebiet des obern Nils und seiner westlichen Einflüsse.

Wie eine von den Fluten und Wogen des Ozeans umbrandete Insel oder wie ein Thal, über das die Stürme unschädlich dahinbrausen, liegt das Land am Oberlaufe des Weißen Nils und am Bahr el Ghasal (Gazal) vor uns. Hier, an den sumpfigen Ufern des Riesenstroms, hat eine Kette echt nigritischer Stämme Zuflucht vor den ringsum andrängenden Völkerwogen gefunden und seit Jahrtausenden die sichere Heimstätte behauptet.

Daß die Völker des obern Nils seit alter Zeit ihre Sitze einnehmen, ergibt sich aus mehreren Umständen. Nur im Vorbeigehen sei die Beobachtung Ernst Marnos erwähnt, der an einem Nebenflusse des Nils im Gebiete der Bari eine prähistorische Schicht aufgeschlossen fand. „An den bei 3 m hohen Steilufern des Chor Lurit", schreibt er, „fanden sich in der Tiefe von 2—2½ m zahlreiche Bruchstücke von Thontöpfen, Knochen, Süßwasser- und Landkonchylien, Kohle ꝛc. Erstere zeigten ganz den Charakter der aus Thon gefertigten und schwach gebrannten Töpfe, wie sie noch heutigestages von diesen Negerstämmen verfertigt werden, und dürften wohl darauf schließen lassen, daß diese Neger die Stufe, auf welcher sie heute stehen, unverändert seit langem eingenommen haben." Obwohl keine genaure Untersuchung stattgefunden zu haben scheint, es also nicht ganz sicher ist, daß wirklich dieselben Stämme seit entlegnen Zeiten das Gebiet bewohnen, so gewinnt dies Vorkommnis doch, mit andern Thatsachen verknüpft, große Bedeutung.

Darunter ist in erster Linie die anthropologisch sehr merkwürdige Anpassung an das Wohngebiet zu nennen, die besonders den nördlichern Stämmen des obern Nilthals eigen ist: es sind typische Sumpfbewohner geworden. Georg Schweinfurth meint, daß sich nirgends in der Welt das Gesetz der Natur, demzufolge gleiche Daseinsbedingungen ähnliche Formen unter den verschiedensten Klassen des Tierreichs hervorzurufen vermögen, mehr bewahrheite als hier. Menschen und Tiere gewinnen in Gebieten, deren natürliche Beschaffenheit sie in grellen Gegensatz zu den Nachbarländern stellt, etwas Gemeinschaftliches in der Summe ihrer Merkmale und eine gewisse Übereinstimmung in ihrem Charakter. Im Gegensatze zu den Bewohnern der steinigen und felsigen Hochländer, die das Nilthal umranden, machen die an den sumpfigen Flußniederungen ansässigen Schilluk, Nuér und Denka nach Theodor von Heuglin den Eindruck von menschlichen Flamingos: es sind echte Sumpfmenschen. Plattfuß und verlängerte Ferse sind für ihren Bau bezeichnend. Wie Sumpfvögel pflegen sie stundenlang bewegungslos auf einem Beine zu stehen, das sie mit dem Knie unterstützen. Ihr Schritt ist gemessen, ihre Gliedmaßen sind dürr und langschüssig, der Hals ist ebenso verlängert und dürr. Liegt hier nicht der Gedanke an die Kraniche der Sage nahe, mit denen die Pygmäen kämpften?

Eine so vollkommne Anpassung an den Boden vollzieht sich nicht in wenigen Jahrhunderten; hier haben wir die Wirkung einer gewaltigen Spanne Zeit verkörpert vor uns. Von der durch Kaiser Nero abgesandten Expedition in das obere Nilgebiet werden thatsächlich nicht nur die „immer nackten" Menschen oberhalb Meroës erwähnt, die in ihren Sitten ganz den heutigen Uferbewohnern entsprechen, sondern wir dürfen auch in den Megabarri oder Abiabari (auch Simbarri und Tonobari werden genannt) das noch jetzt im obern Nilgebiete hausende Volk der Bari vermuten; und sollten die Bari in ihr gegenwärtiges Gebiet erst in neurer Zeit eingewandert sein, so darf daran erinnert werden, daß auch unter den Denka Stämme ähnlichen Namens (Bor und Berri) noch heute zu finden sind. Zweifelhafter ist, ob die Adabuli mit den Schilluk (Schuli) zu vereinigen sind und die Mothitar vielleicht den Madi, die Ipsodorae den Dör (Bongo) entsprechen. Auch der Gebrauch, den Körper mit rötlicher Asche einzureiben, findet sich beim ältern Plinius, der die Ergebnisse der Expedition mitteilt, erwähnt.

Daß die Völker des Nilthals trotz ihrer Geborgenheit nicht ganz unbeeinflußt geblieben sind, beweist die Einführung zweier großen, sicher nicht an Ort und Stelle selbständig erwachsnen Kulturerrungenschaften: der Rinderzucht und der Eisenbereitung. Gerade die Hauptstämme des Nilthals sind jetzt leidenschaftliche Viehzüchter; viele leisten Hervorragendes in der Schmiedekunst. Aber auch an Wanderungen und Verschiebungen der einzelnen Volksteile hat es nicht gefehlt. Viele der alten Namen, wie der von Herodot angegebne der Automoler, die dort wohnen sollten, wo der Nil von Westen nach Osten fließt, sind nicht mehr zu deuten; andre Völker waren noch in neurer Zeit in Bewegung und haben bedeutende Veränderungen bewirkt. Zu mancher dieser Wanderungen mag die Übervölkerung im Nilthale beigetragen haben; Spuren des Völkergemischs, das durch das Hinausströmen der Nilbewohner über ihre Heimat entstanden ist, finden wir in den „Hamito-Niloten" Ostafrikas.

a) Die Schilluk und ihre Verwandten.

Gleich der nördlichste Negerstamm am Weißen Nil ist ein Beweis dafür, daß auch in diesem stillen Erdenwinkel keine vollkommne Ruhe herrscht. Die Schilluk, am linken Nilufer von der Mündung des Sobat bis nahe zum 12. nördlichen Breitenkreis und früher noch weiter nördlich seßhaft, sind typische Sumpfmenschen, durchaus dem Boden ihres heutigen Gebiets

angepaßt und deshalb zweifellos alte Bewohner der feuchten Niederungen. Aber nach ihrer eignen Überlieferung lagen ihre Urſitze nicht am Nile ſelbſt, ſondern am untern Sobat, wo noch jetzt ein Reſt des Stamms zu finden iſt. Sie ſind aus dieſen heimatlichen Sümpfen um 1700 vor dem Anſturme der Gallaſtämme gewichen und haben ſich (vielleicht in mehreren aufeinander folgenden Wanderzügen) nach verſchiednen Richtungen hin verbreitet. Die größte Maſſe hat das eben erwähnte Gebiet am linken Nilufer beſetzt; eine andre Gruppe, jetzt als Djur bezeichnet, hat ſich nördlich von den Bongo und im ſüdlichen Bahr el Ghaſal eingeſchoben; noch weiter ſüdwärts verſprengt ſind die Belanda (Bellanda) zwiſchen den Ländern der Bongo und der Nyam-Nyam. Verwandte der Schilluk endlich ſitzen jetzt dort, wo der Nil den Albert-Nyanſa verläßt: die Schuli im Nilthal und auf den öſtlich angrenzenden Höhen, und die durch die Nyam-Nyam ſtark beeinflußten Lur (A-Lur, Luri) ſeit etwa hundert Jahren am Nordweſtufer des Albert-Sees.

b) Die Denka.

Ein zweites, offenbar ſeit uralter Zeit im Sumpflande hauſendes Volk ſind die Denka (Dinka) mit ihren zahlreichen Stämmen, die das ganze Nilthal vom 6.—12. Breitenkreiſe mit Ausnahme des von den Schilluk bewohnten Strichs erfüllen und auch am Bahr el Ghaſal mit ſeinen Zuflüſſen bis zur Grenze des Hochlands ſitzen. Von aktiven Wanderungen haben ſie trotz ihrer großen, zur Kolonienbildung lockenden Volkszahl nichts zu berichten, ſondern nur von Einbußen, im Norden durch die Schilluk, im Süden durch die Bari. Sie ſind das Kernvolk des Nilthals; daß in ältrer Zeit ihr Name nicht erwähnt wird, liegt ſicher daran, daß ihre Zerſplitterung in kleinere Stämme ihr einheitliches Volkstum verſchleiert hat. Auch vor kurzem noch ſind viele ihrer Unterabteilungen, wie die Nuér (Nuehr), Kitſch, Elyab, Bör ꝛc., zunächſt als ſelbſtändige Stämme betrachtet worden, bis ſich ihre Zugehörigkeit zur großen Familie der Denka ergab.

c) Die Bari und die Madi.

Südlich vom Lande der Denka werden die ethnographiſchen Verhältniſſe verworrner. Hier fließt der Nil nicht durch eine unüberſehbare verſumpfte Ebene, ſeine Ufer ſind nicht wie weiter im Norden ſichere Zufluchtsſtätten: das Bergland tritt mehr hervor; in unmittelbarer Wirkung dieſer örtlichen Beſchaffenheit ſehen wir hier die Stämme wild durcheinander geſchoben, vielfach gemiſcht und beeinflußt. Ein geſchloßnes Gebiet behaupten noch die Bari, die etwa zwiſchen dem 4. und 6. nördlichen Breitenkreiſe das Nilthal und das umliegende Gebirgsland bewohnen. Nach ihrer eignen Angabe ſind ſie erſt ſeit einigen Geſchlechtern in dieſem Landſtriche ſeßhaft, den ſie, von Süden kommend, dem Denkaſtamme der Berri entriſſen haben. In der That entſpricht ihr Typus nicht ganz dem der echtnilotiſchen Denka und Schilluk; doch ſind ſie ihnen verhältnismäßig ähnlich und demnach wohl kaum aus weit entlegnen Gegenden eingewandert.

Weiter ſüdlich bis zum Albert-See wohnen neben den Verwandten der Schilluk die Madi (vgl. S. 472 die verwandten Mittu-Morú), ein Volksſtamm, der offenbar aus einer Miſchung von Nilotikern mit den hellfarbigern Bewohnern des Randgebiets (Bongo ꝛc.) entſtanden iſt. In der Thatſache dieſer Miſchung liegt alles, was ſich über ihre ältere Geſchichte ſagen läßt.

Im allgemeinen darf man behaupten, daß die Negerraſſe, obwohl ſie ſich im Nilthal erfolgreich behauptet hat, einſt noch weiter nördlich geſeſſen haben muß und auch im Oſten des Nilthals erſt vor dem Anſturme der Hamiten gewichen oder von ihnen aufgeſogen worden iſt. Das Daſein nigritiſcher Stämme am mittlern Blauen Nile beweiſt dies deutlich genug.

6. Die kolonialen Beeinflussungen.

Der Eigenart Afrikas hat lange Zeit die Entwicklung der europäischen und der jüngern arabischen Siedelungen entsprochen: verschlossen und unbekannt lag das Innre, das freie Besitztum der dunkeln Rasse, und nur an den Küstenrändern erhoben sich Städte und Faktoreien, die zwar zuweilen der Ausgangspunkt von Handels- und Forschungsreisen waren, aber keinen machtvollen politischen Einfluß ausübten. Erst in der jüngsten Zeit hat sich das geändert: nach der großen Entdeckungsfahrt Stanleys den Kongo hinab und nach der Begründung des Kongostaats, wenn auch der Umschwung bereits in mancher Hinsicht vorbereitet war. In diesem Sinne läßt sich der ungeheure Stoff der tropisch-afrikanischen Kolonialgeschichte in zwei Hauptabschnitte zerlegen, in die Zeit vor und die nach dem Jahre 1876.

A. Die Geschichte der Kolonien im tropischen Afrika.

a) Die tropisch-afrikanische Kolonialgeschichte bis zum Jahr 1876.

α) Die Portugiesen.

Die Portugiesen, die Umsegler Afrikas, erschienen zuerst auf dem Plan. Obwohl von dem Wunsche beseelt, auf ihren Fahrten das Reich des Erzpriesters Johannes zu entdecken, verschmähten sie es doch keineswegs, durch Anlegung von Siedelungen und Handelsfaktoreien gleich anfangs den möglichsten Nutzen aus den afrikanischen Gebieten zu ziehen. Solange wie die Umschiffung vom Kap Bojador nicht gelungen war, also vor dem Jahre 1434 (vgl. Bd. IV, S. 529), hatte man freilich wenig Interesse, sich der öden Küstenränder der Sahara zu bemächtigen; aber als beim weitern Vordringen nach Süden sich das Land immer wertvoller und verheißungsreicher erwies, begann man mit der Ausbeutung der kaum erschloßnen Gebiete. Gonzales Baldeza, der als zweiter über das Kap Bojador hinaus vordrang, brachte eine Ladung Seehundsfelle nach der Heimat mit; nach einer zweiten Reise konnte er im Jahre 1442 die ersten Sklaven und etwas Goldstaub dem König überreichen. Der Papst Martin V., dem man die Sklaven zum Geschenke machte, beglückte zum Danke dafür Portugal mit einer Urkunde, die diesem Staate das Recht auf alle afrikanischen Küsten zwischen Kap Bojador und dem noch nicht erreichten Indien verlieh. Thatsächlich vermochten die Portugiesen eine Zeitlang ziemlich ungestört ihre afrikanischen Besitzungen zu erweitern und auszunutzen. Nicht lange darauf bildeten sich Handelsgesellschaften, an deren erster Prinz Heinrich der Seefahrer selbst beteiligt gewesen zu sein scheint.

Doch festen Fuß begann Portugal erst im Jahre 1461 zu fassen; damals wurde in der Bucht von Arguin, die als erster einigermaßen sichrer Punkt der Küste immer wieder die Aufmerksamkeit kolonisierender Mächte erregt hat, ein Fort erbaut, das eine gute Stütze für das weitere Vordringen nach Süden gewährte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch in Senegambien nach und nach zahlreiche Siedelungen entstanden sind, obwohl die geschichtlichen Quellen über diesen Punkt etwas dürftig fließen; Beweis genug sind die Spuren eines tiefgehenden Einflusses, der sich bis tief ins Innere erstreckt haben muß und sich auch im Dasein vieler Mischlinge in gewissen Teilen des Küstenlands ausspricht. Die Gegend, wo diese Einwirkungen am kenntlichsten sind: das Land um den Rio Grande, ist bis heute in den Händen der Portugiesen, ebenso die Kapverdischen Inseln. Als endlich die Goldküste erreicht wurde, säumte

man nicht, das vielversprechende Gebiet durch Begründung des festen Platzes Elmina (San George el Mina) zu sichern (1481). Weiterhin knüpfte man enge Beziehungen zum Königreiche Kongo an (vgl. oben, S. 457).

Inzwischen aber hatte Vasco da Gama auch die Ostküste Afrikas erschlossen und Ostindien erreicht. Die Verhältnisse Ostafrikas konnten damals (vgl. S. 428) wohl zur Besitzergreifung verlocken: zahlreiche Handelsstädte an der Küste bildeten zugleich die Residenzen arabischer Sultanate, die beim Mangel eines kultivierten Hinterlands jedem Gegner, der die See beherrschte, als sichre Beute verfallen wären; und wenn es noch eines Lockmittels bedurfte, so war dies in den Goldmengen gegeben, die aus Monomotapa nach der Küste von Sofala gebracht wurden (um 1500 mehr als eine Million Metikal Gold = 14 Millionen Mark jährlich, um 1600 immer noch 200,000 Metikal). So kam es, daß die portugiesischen Besitzungen in Ostafrika (s. die beigeheftete Tafel „Bauten aus der Portugiesenzeit Ostafrikas") bald an Ausdehnung und Glanz die westafrikanischen weit überflügelten.

Vasco da Gama war bei seiner ersten Fahrt 1498 in Moçambique (2. März) und Mombas (7. April) übel aufgenommen, vom Fürsten von Malindi (Melinde; 15.—24. April 1498) dagegen nach Kräften unterstützt worden. Da man unbedingt einiger Stützpunkte in Ostafrika bedurfte, um mit Sicherheit den indischen Handel betreiben zu können, entsandte der König von Portugal im Jahre 1500 eine Flotte unter Pedro Alvarez Cabral, der indessen wenig Glück hatte und nur das gute Verhältnis mit Malindi befestigte. Vasco da Gama bereitete auf seiner zweiten Reise eine Niederlassung in Sofala (befestigt 1505 durch Pero de Nhaja) vor, machte Kilwa am 14. Juli 1502 tributpflichtig und begann die Mohammedaner zur See offen zu bekriegen und ihren indischen Handel zu vernichten. Als Antonio de Saldanha diesen Krieg fortsetzte, wurde durch einen Teil seiner Flotte unter Ruy Lourenço Revasco Sansibar unterworfen (1503), kurz darauf auch Brawa (Barawa) an der Somal-Küste; Francisco d'Almeida erschien 1505 mit neuen Schiffen und Truppen, besetzte am 24. Juli Kilwa, begann den Bau eines Forts und zerstörte am 15. August 1505 Mombas. Ein „fliegendes Geschwader" hielt die Küste fortan unter Aufsicht. Im Jahr 1512 wurde das Fort in Kilwa aufgegeben, während die schon 1507 in Moçambique errichtete Niederlassung zum Hauptstützpunkte der portugiesischen Macht in Ostafrika ausgebildet wurde. Anfang 1507 züchtigte der Admiral Tristão da Cunha die Feinde des Scheichs von Malindi und verbrannte Ende März das andauernd feindselige Brawa, während er gegen Makdischu nichts ausrichtete. Da Ostafrika von allen nach Indien und Ostasien segelnden Flotten berührt wurde, befestigte sich die portugiesische Herrschaft immer mehr zum großen Nutzen Portugals, das aus den Abgaben des Küstenhandels und den Goldminen von Sofala bedeutende Einkünfte bezog; indessen fehlte es auch in der besten Zeit an Unruhen und Kämpfen nicht, besonders im Norden.

Aber Portugal konnte auf die Dauer unmöglich seine unübersehbaren Besitzungen behaupten; während sich die Volkskraft des kleinen Lands erschöpfte, erwuchsen ihm furchtbare Nebenbuhler unter den europäischen Völkern, die den von den Portugiesen entdeckten Pfaden folgten und allenthalben neben den ersten Besitzern Fuß zu fassen suchten. Gegen den Schluß des 16. Jahrhunderts endet die Alleinherrschaft und das Handelsmonopol der Portugiesen in Afrika.

Die ersten, die trotz aller Drohungen Portugals ihren Anteil am afrikanischen Handel forderten, waren die Engländer, denen bald die Holländer und Franzosen folgten. Allmählich verlor Portugal den größten Teil seiner Besitzungen in Guinea, die ohnedies nach der Entdeckung Indiens viel von ihrer Wichtigkeit eingebüßt und auch in der besten Zeit bei weitem

Die Ruinen der Königsburg zu Kilwa-Kisiwani in Deutsch-Ostafrika.

Das Hauptthor der Festung zu Mombas in Britisch-Ostafrika.

Bauten aus der Portugiesenzeit Ostafrikas.

(Nach Justus Strandes.)

Erklärung der umstehenden Abbildungen.

— —

Als greifbare Erinnrung an die 200jährige Herrschaft der Portugiesen über die ostafrikanische Küste ist wenig übriggeblieben; der durch den Freiherrn Karl Klaus v. d. Decken bekannt gewordne Vasco-da-Gama-Pfeiler bei Malindi (Melinde), die geringen Reste der Festung auf Kilwa-Kisiwani, die stolze Feste „Jesus von Mombas" und einige sonstigen Befestigungen auf der Insel Mombas: das ist so gut wie alles.

1) Dom Francisco d'Almeida, Gouverneur und Vizekönig in Indien, hatte als der Befehlshaber einer Flotte von 22 Schiffen mit 1500 Mann an Bord am 24. Juli 1505 Kilwa erobert und am 26. Juli Mohammed ben-Ruku ad-Din (genannt Mohamed Ankoni) als neuen König eingesetzt; dann schritt er zu der Anlegung einer Feste (Sam Jago) und belegte sie mit einer Besatzung von 150 Köpfen. Ob die umstehend abgebildete „Königsburg" schon auf die Blütezeit Kilwas unter König Suleiman Hasan (Soliman Hassan; 1178 — 95) zurückzuführen sei, ist mehr als zweifelhaft. Heutige Bewohner nennen als ihren Erbauer vielmehr einen Schirasi Mfalme Suff (= König Yusuf aus Schiras); ist dieser Suff identisch mit dem Vater eines 1723 regierenden Sultans „Ibraymo bun Sultão O'Sufo", dann wäre die Königsburg erst um 1700, also in nachportugiesischer Zeit, entstanden.

2) Um die Niederlassung in Kilwa zu heben, hatte Francisco d'Almeida am 15. August 1505 Mombas (Mombasa, Mombassa) genommen und am nächsten Tage zerstört. Doch da sich die Minderwertigkeit von Kilwa bald herausstellte, wurde unter dem indischen Oberbefehlshaber Affonso d'Alboquerque 1512 Kilwa wieder geräumt. Inzwischen hatte sich Mombas so weit gekräftigt, daß es am 18. November 1528 durch den neuen Generalgouverneur Nuño da Cunha, der 6 Schiffe mit 800 Portugiesen befehligte, zum zweiten Mal erstürmt werden mußte; über vier Monate mußte er dann unter großen Verlusten in der eroberten Stadt ausharren. Doch erst nach dem Tode von Schaho ben-Mischam, dem letzten König aus dem alten schirasischen Herrscherhaus, und nach der Einsetzung des Königs von Malindi in Mombas ist 1593 mit dem Bau einer portugiesischen Festung begonnen worden, die den Namen „Jesus von Mombas" erhielt; er hat Jahrzehnte gedauert. Am 12. Dezember 1698 ist die Festung den wiederholten hartnäckigen Angriffen der Araber, die sie seit dem 13. März 1696 belagert hatten, erlegen. Nach einer kurzen Wiedergewinnung von Mombas (Kapitulation vom 12. März 1728) haben die letzten Portugiesen ihre Festung am 26. November 1729 endgiltig verlassen und sind nach Moçambique entkommen.

(Nach Justus Strandes, Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Englisch-Ostafrika; Berlin 1899).

nicht die ganze Küste umfaßt hatten. Im Senegalgebiete scheinen die Eingebornen selbst ziemlich früh das portugiesische Joch abgeschüttelt zu haben. Nur die Besitzungen südlich vom Gambia an den Rios Cacheo, Geba und Grande (Haupthafen: Bolama) haben sich bis zur Gegenwart gehalten.

Anfang des 17. Jahrhunderts traten dann die Holländer als die gefährlichsten Feinde der Portugiesen in Westafrika auf, namentlich seitdem 1621 von den Generalstaaten die „Westindische Kompanie" das ausschließliche Recht auf alle eroberbaren Länder zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem Kap der Guten Hoffnung erhalten hatte (vgl. Band VII, S. 91), während gleichzeitig Portugal mit Spanien vereinigt war und in dessen verhängnisvollen Niedergang wider Willen mit hineingezogen wurde (vgl. Band IV, S. 536). Die portugiesische Herrschaft in Senegambien wurde so gut wie ganz beseitigt, dann die Goldküste angegriffen und im Jahre 1637 der festeste Platz der Portugiesen, Elmina, belagert und erstürmt. Allmählich verlor Portugal alle Besitzungen in Westafrika. Als es sich endlich 1640 (Band IV, S. 538) seine Unabhängigkeit von Spanien erkämpft hatte, erlangte es durch einen Vertrag mit den Generalstaaten wenigstens einen Teil seiner Kolonien zurück, mußte sich dagegen lästige Beschränkungen seines Handels gefallen lassen. Indes das rücksichtslose und unaufrichtige Benehmen der Holländer führte endlich zum Kriege, der namentlich in Brasilien zum Nachteile der Generalstaaten ausfiel (vgl. Band I, S. 423). Im Jahre 1648 begann ein kleines portugiesisches Heer von Brasilien aus auch die afrikanischen Besitzungen wieder zu erobern: thatsächlich wurden die Holländer wenigstens aus Angola, Benguella und von der Insel São Thomé verjagt. Der Krieg zwischen England und Holland (1652—54; Band VII, S. 100) kam Portugal sehr zu statten. Da überdies die Niederländer ihre Hauptanstrengungen darauf richteten, Ostindien zu erobern, da sie das Kapland als Zwischenstation in Händen und deshalb weniger Interesse an den portugiesischen Kolonien in Afrika hatten, so gelang es den Portugiesen, einen großen Teil ihrer Besitzungen zu retten. Die Verträge von 1662 und 1669 setzten den Kämpfen zwischen Holland und Portugal ein Ziel.

Seitdem sind die portugiesischen Kolonien in Westafrika ziemlich unbeachtet geblieben; das Hauptaugenmerk des Mutterlands war auf Brasilien gerichtet. Dennoch ist der portugiesische Einfluß in Angola (S. 459), das vorzüglich als Verbrecherkolonie diente, nach dem Innern zu vorgeschritten und die Insel São Thomé mit ihren großen Plantagen in neuester Zeit ein wertvolles Besitztum geworden. Die phantastischen Hoffnungen freilich, die sich an den Aufschwung des Königreichs Kongo (S. 458) geknüpft hatten, sind längst zerflossen.

Wie in Westafrika, so hat sich auch im Osten des Erdteils die portugiesische Herrschaft nur im Süden behauptet. Legte keine europäische Macht großen Wert auf diese Gebiete, so mußte dafür das von seiner beherrschenden Handelsstellung gestürzte Arabertum durch jede Schwächung der portugiesischen Macht zu neuem Vordringen veranlaßt werden. Gerade der nördliche Teil Ostafrikas war unter den damaligen Verhältnissen nur wertvoll, solange wie der indische Handel ein Monopol der Portugiesen blieb; der Verlust Indiens kostete den Portugiesen zugleich ihre Besitzungen an der Küste von Sansibar.

β) Die Holländer.

Den Holländern, den leidenschaftlichen Nebenbuhlern der Portugiesen, ist das seltsame Schicksal begegnet, daß ihnen von ihren afrikanischen Besitzungen auch nicht ein Fuß breit Lands geblieben ist. Allerdings war, vom Kapland abgesehen, von dauernden Siedelungen im großen Stile bei ihnen keine Rede; die den Portugiesen abgenommnen Küstenplätze blieben immer nur

kurze Zeit in ihrem Besitz, und nur an der Goldküste, die alle seefahrenden Völker anlockt, bestanden bis weit in unser Jahrhundert hinein holländische Forts und Faktoreien. Die ersten niederländischen Schiffe sind erst um 1595 an der afrikanischen Küste erschienen. Im 17. Jahrhunderte begann man kräftiger vorzugehen und nicht nur verschiedne Küstenplätze zu besetzen, wie Gorée am Grünen Vorgebirge, sondern auch den andern Handelsvölkern möglichste Hindernisse zu bereiten. Die Gründung der „Westindischen Kompanie" (1621; vgl. oben), die vor allem Sklavenhandel zu betreiben beabsichtigte, brachte System in diese Bestrebungen. Das Ergebnis der daraus entstehenden Kämpfe ist schon berichtet: Holland blieb im Besitze seiner Eroberungen an der Goldküste und in Senegambien. Es dauerte indessen noch lange Zeit, ehe hier die Verhältnisse geordnet waren. Zwar wurde der englische Wettbewerb allmählich zurückgedrängt; aber im Frieden von 1667 behaupteten die Engländer wenigstens Cape Coast Castle an der Goldküste und legten bald aufs neue zahlreiche Faktoreien an. Die Niederländer beschränkten sich schließlich ganz auf ihre Handelsplätze an der Goldküste, die eine große Menge von Sklaven und Gold ausführten und reichen Gewinn brachten. Nach und nach ging der Handel zurück. Der größte Teil der Faktoreien wurde aufgegeben. Schließlich (1871/72) hat England die holländischen Plätze Axim, Sekundi, Tschama, Elmina, Anomabo und Apang durch Verträge erworben (vgl. S. 452).

Die Zustände an der Goldküste sind übrigens charakteristisch für die ältre europäische Kolonisation. Keiner der dort handeltreibenden Staaten ergreift wirklich Besitz vom Lande, sondern gründet nur Handelsplätze, die allenfalls durch Befestigungen geschützt werden und einen gewissen Einfluß auf die Umgegend ausüben, deren Inhaber jedoch in der Regel die Erlaubnis zu handeln von den Häuptlingen der Küste erkaufen müssen und keinen Versuch machen, den Zwischenhandel der Küstenbewohner zu durchbrechen. Die Eingebornen betrachten sich meist als die eigentlichen Herren der Forts und Faktoreien. So war es möglich, daß beim Wiederaufblühen des englischen Handels eine ganze Anzahl englischer Siedelungen in unmittelbarer Nähe der niederländischen gegründet werden konnte, und daß überhaupt die verschiedensten europäischen Völker in bunter Reihe ihre Besitzungen an der Küste besaßen.

γ) Die Engländer.

Die Engländer erschienen um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den afrikanischen Gewässern. Eine größre Expedition wurde 1553 ausgerüstet und handelte an der Goldküste eine Menge Gold ein, hatte aber im übrigen nicht viel Glück; dennoch wurden nunmehr die Fahrten häufig wiederholt. Dabei kam es bereits zu Kämpfen mit den Portugiesen, die jeden Eindringling in ihr Handelsgebiet als Seeräuber betrachteten. Bald begann man auch den Sklavenhandel zu betreiben, und endlich wurden Handelsgesellschaften privilegiert (1585 die marokkanische oder berberische, die guineische 1588), die ebenso wie die der Holländer von der unglücklichen Lage Portugals Vorteil zogen. Bemerkenswert sind die Versuche der Engländer, tiefer ins Innre zu dringen und Timbuktu (s. die Tafel bei S. 519), das man für die Quelle des an die Küste gelangenden Goldes hielt, von der Mündung des Gambia aus zu erreichen: Versuche, die von einer 1618 begründeten Gesellschaft mit Eifer in die Hand genommen worden sind.

Lange Zeit blieben die englischen Besitzungen in Westafrika unbedeutend und wurden, wie eben erzählt worden ist, noch geringfügiger, als die Holländer daran gingen, den englischen Wettbewerb ganz zu beseitigen. Indessen gelang es England, sich an der Goldküste zu behaupten und seinen Einfluß wieder beträchtlich auszudehnen. Auch in Senegambien versuchte es

wiederholt Fuß zu fassen und besaß, als endlich Anfang des 18. Jahrhunderts Ruhe eintrat, eine Faktorei am Gambia, eine andre auf der Insel Sherboro und etwa ein Dutzend an der Goldküste. Die erstgenannten beiden wurden die Keime zweier noch jetzt bestehenden Kolonien: der Besitzungen am Gambia (mit Bathurst und den Forts George und Yarbutenda) und der Kolonie Sierra Leone (vgl. unten); alle waren damals Eigentum der „Königlichen Afrikanischen Kompanie von England", die den Menschenhandel schwungvoll betrieb und doch im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrfach in große Geldverlegenheiten geriet. In den Jahren 1713—33 soll sie 300,000 Negersklaven ausgeführt haben; aber die durchschnittliche Zahl wuchs noch, als nach dem Eingehen der alten Kompanie im Jahre 1749 eine neue Gesellschaft gegründet und gleichzeitig der Sklavenhandel freigegeben wurde. Die Störungen dieses Handels, die durch den Abfall der Vereinigten Staaten (1776) herbeigeführt wurden, zwangen auch die neue Kompanie zur Auflösung, ohne daß indessen die Sklavenausfuhr abnahm.

Dafür begann sich allmählich in England ein selbstloseres Interesse an dem geheimnisvollen Erdteile zu regen. Am 9. Juni 1788 erfolgte die Gründung der Afrikanischen Gesellschaft, die sich die wissenschaftliche Erforschung des Lands zur Hauptaufgabe setzte („Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa"); und gleichzeitig wuchs der Widerwille gegen den schmachvollen Sklavenhandel gewaltig an. Damit bereitet sich ein zunächst zwar langsamer, aber gründlicher Umschwung in den afrikanischen Kolonialverhältnissen vor. Während des Kriegs zwischen England und den abgefallnen Vereinigten Staaten (1775 bis 1783) hatte eine große Anzahl Neger die Gelegenheit benutzt, dem Joch ihrer amerikanischen Herren zu entfliehen und in den Dienst der Engländer zu treten, denen nach beendigtem Kriege die Aufgabe erwuchs, für diese Mitkämpfer zu sorgen. Einige Menschenfreunde gewannen die Regierung für den Plan, die Neger nach Afrika zurückzubringen und an einer passenden Stelle der Küste unter britischem Schutz anzusiedeln. So ging 1787 eine erste Expedition von 400 Schwarzen und einigen 60 weißen Frauen vom übelsten Rufe, die man anscheinend auf diese Weise los zu werden hoffte, nach Sierra Leone ab. Weitrer Nachschub und die Gründung einer englischen Kompanie ließen die anfangs wenig versprechende Kolonie allmählich aufblühen, so daß selbst die Ausplünderung der Ansiedler durch ein französisches Kriegsschiff bald verschmerzt wurde. Im Jahre 1807 wurde Sierra Leone Kronkolonie und erhielt nun beständigen Zuwachs durch befreite Sklaven, die von englischen Schiffen aufgebracht und dort angesiedelt wurden, ohne daß übrigens die ältern, aus Amerika herübergekommnen Neger die neuen Ankömmlinge für voll ansahen. Im allgemeinen hat sich das Land, das sich nun größtenteils selbst verwaltet, günstig entwickelt; die englische Oberaufsicht hindert, so milde sie auch ist, die Neger doch daran, allmählich wieder in Barbarei zurückzusinken. Die Kultur gipfelt in der Stadt Freetown, während das übrige Gebiet (70,000 qkm) größtenteils von einheimischen Stämmen bewohnt und stellenweise noch so gut wie unbekannt ist.

An der Goldküste wuchs nach und nach der englische Einfluß, bis er endlich zum alleinherrschenden wurde. Wie wenig sich indessen die eingebornen Stämme als Unterthanen der Engländer fühlten, beweist die Geschichte der Kämpfe mit Aschanti, die schließlich damit endeten (1817), daß die bisher gewissermaßen als Pacht für die Benutzung des Bodens an die Fanti gezahlte Steuer von monatlich 4 Unzen Gold nunmehr an die Aschanti ausbezahlt wurde; die Engländer erscheinen also nur als geduldet. Die anfangs unglücklichen, später siegreichen Kämpfe mit Aschanti in den folgenden Jahrzehnten stärkten die britische Macht bedeutend, namentlich als Aschanti 1831 der Vorherrschaft über die verbündeten Häuptlinge der Küste

entsagte; aber auch in der Folgezeit übte England wenig mehr als ein Protektorat über die Goldküste aus, die wegen ihres verrufnen Klimas keine europäischen Kolonisten anlockte. Nach 1868 entstanden Unruhen, weil England und Holland zur bessern Abrundung ihrer Gebiete einige Küstenplätze ausgetauscht hatten (vgl. oben, S. 452 und 478). Dem sind gefolgt: der kurze Feldzug des Jahrs 1874 (S. 452), die Erklärung des Häuptlings von Kumassi zum Könige von Aschanti im Jahre 1894, seine Demütigung durch einen ziemlich unblutigen Krieg im Jahre 1895, der dem Aschantireiche das wohlverdiente Ende und das britische Protektorat gebracht hat, und 1900 ein gefährlicher Aufstand, während dessen der Gouverneur Frederick Hodgson in Kumassi vom März bis Juni in großen Nöten schwebte: die zurückgelaßne Garnison konnte erst im Juli befreit werden.

Weit jünger als die Besitzungen an der Goldküste, trotzdem noch der ältern Zeit angehörig, ist die 1861 gegründete und seit 1886 selbständige Kolonie Lagos, ein Haupthandelsplatz für Palmöl, jetzt nur ein Teil der großen englischen Erwerbungen am Niger und Binuë. Mit dem unmittelbaren Hinterlande Yoruba haben von Anfang an freundliche Beziehungen bestanden.

In Ostafrika hat England außer den Inseln Mauritius (1712—1810 als „Isle de France“ französisch) und Rodriguez lange Zeit keine Kolonien oder festen Plätze besessen. Im Jahre 1884 sind von dem 1839 besetzten Aden aus einige Plätze an der nördlichen Somal-Küste (British Somali Coast Protectorate: Seila [Zeila], Berbera u. a.) in Besitz genommen worden, während auf das wichtige Harar in dem Vertrage vom 4. Juni 1897 zu gunsten Abessiniens verzichtet worden ist.

δ) Die Franzosen.

Die Bemühungen der Franzosen um den afrikanischen Handel beginnen kaum später als die der Engländer und Holländer. Gleich anfangs war die Aufmerksamkeit der französischen Kaufleute vorwiegend auf das Gebiet gerichtet, das späterhin den eigentlichen Ausgangs- und Stützpunkt der großen westafrikanischen Besitzungen Frankreichs werden sollte, auf Senegambien. An Versuchen, an dieser zugänglichsten Stelle des Erdteils weiter ins Innre zu dringen, hat es nicht gefehlt, obwohl bedeutende politische Erfolge erst spät erzielt worden sind; auch hatte die französische Herrschaft am Senegal etwas von jenem fragwürdigen Charakter an sich, den wir an den englischen Besitzungen der Goldküste kennen gelernt haben. Als Mittelpunkt der werdenden Kolonien entstand im Jahre 1626 Saint-Louis an der Mündungslagune des Senegal; als zweiter wichtiger Platz ist die Insel Gorée am Grünen Vorgebirge zu nennen. Nach und nach wurden am Senegal aufwärts mehrere Handelsniederlassungen und Forts begründet, besonders durch André Brué um 1700. Einen wirklichen Aufschwung hat Senegambien indessen erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts (1852—65 durch Louis Léon César Faidherbe) genommen; über die militärisch-kolonisatorische Thätigkeit der Franzosen im westlichen Sudân seit 1880 vgl. weiter unten, S. 493.

Seit 1890 nicht mehr zu Senegambien gehörig und durch das portugiesische Gebiet davon getrennt, ist der Bezirk „Französisch-Guinea“ (bisher offiziell „Rivières du Sud“ genannt), das Küstenland von Futa Djallon. Großen politischen Einfluß hat Frankreich hier niemals ausgeübt, sich aber durch zahlreiche Faktoreien die Küste, die ein wertvolles Eingangsthor zum Innern des Sudâns ist, gesichert.

Die französischen Ansprüche auf die seit 1842 besetzte Elfenbeinküste, die früher vom Gabun aus verwaltet wurde, sind erst 1893 stärker betont worden; an Stelle des ungesunden

Grand Bassam ist Abidjean-Abjamé (als „Bingerville") zur Hauptstadt ausersehen. Auch Allada und Abomeh, die Reste des 1892 unterjochten Dahomeh-Reichs an der Sklavenküste (vgl. S. 454), haben in neuester Zeit durch die viel besuchten Häfen Groß-Popo, Weidah und Kotonu wieder größere Wichtigkeit erlangt.

Am Gabun haben die ersten Besitzergreifungen 1839 und 1845 stattgefunden; 1849 wurde Libreville gegründet. 1862 und 1868 wurde das Gebiet südwärts bis zum Kap Lopez und zum Ogowe erweitert, während weiter nördlich die Besitzansprüche unbestimmt blieben. Südlich vom Ogowe hat Frankreich vor der Gründung des Kongostaats nichts besessen (über die Erwerbungen seit 1878 vgl. unten, S. 486 und 494).

ε) Die Spanier.

Neben den vier Hauptmächten in der ältern Kolonisationsgeschichte Afrikas: Portugal, Holland, England und Frankreich, sind einige andre Mitbewerber aufgetreten, die größtenteils wieder vom Schauplatze verschwunden sind. Nur Spanien hat einiges gerettet oder richtiger fast alles, da es hier niemals nennenswerte Besitzungen gehabt hat; denn als die Päpste mit schöner Freigebigkeit die neuentdeckten und noch zu entdeckenden Länder unter die beiden iberischen Kolonialmächte verteilten, fiel Afrika zweifellos und vollständig in die portugiesische Hälfte. So beschränken sich Spaniens Ansprüche auf die Kanarischen Inseln (Tenerife, Hierro oder Ferro ꝛc.), die nicht mehr dem nigritischen Afrika angehören, auf die Inseln Fernando Póo und Annobon (Anno Bom) im Golfe von Guinea und — seit 1843 — auf ein kleines Gebiet zwischen Kamerun und Gabun, nämlich den Küstenstreifen am Rio Muni, die Inseln Corisco, Groß- und Klein-Eloby.

Fernando Póo, die wertvollste der südlichen Besitzungen, war zuerst, wie ganz Westafrika, in portugiesischen Händen, ohne größere Bedeutung zu erlangen. Die geringfügigen portugiesischen Niederlassungen gediehen schlecht und wurden 1637 von den Holländern vollends zerstört; mit dem Bantuvolke der Bube, das anscheinend schon vor der Entdeckung auf die Insel hinübergewandert war, konnten niemals freundliche Beziehungen angeknüpft werden. 1777/78 trat Portugal im Austausche gegen südamerikanische Gebiete die Inseln Fernando Póo und Annobon (südwestlich von São Thomé) an Spanien ab, das nach einem mißlungnen Kolonisationsversuche die Inseln wieder sich selbst überließ. Im Jahr 1827 besetzten die Engländer das günstig gelegne Eiland und siedelten in dem neubegründeten Port Clarence (jetzt: Santa Isabel) befreite Negersklaven an, die noch heute die englische Sprache bewahren; alle Versuche aber, die Insel einzutauschen oder zu kaufen, scheiterten an der Hartnäckigkeit Spaniens. Seit 1841 gibt es wieder spanische Behörden auf der Insel, und 1858 erhielt sie einen Gouverneur; aber zur wirtschaftlichen Hebung ist nichts geschehen.

ζ) Die Skandinavier.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde man auch in Schweden und Dänemark auf Afrika aufmerksam. Die Bemühungen des Schweden Karl Bernhard Wadström (1764—99), eine Ackerbaukolonie an der Westküste zu begründen, scheiterten vollständig; erfolgreicher waren die Versuche der Dänen, die übrigens schon früher an der Goldküste Handel getrieben und Faktoreien begründet hatten. Noch im 19. Jahrhundert besaßen sie im östlichen Teile der Goldküste mehrere feste Plätze, deren Hauptort Christiansborg war, haben aber 1851 das gesamte Gebiet an England abgetreten.

η) Brandenburg-Preußen.

An der Goldküste treffen wir auch Ruinenstätten an, über denen einst die Flagge einer deutschen Macht geflattert hat: die alten Kolonien Brandenburgs. So geringfügig auch diese ersten deutschen Kolonialversuche gegenüber der gesamten Geschichte Afrikas erscheinen, so verdienen sie doch Teilnahme als Vorspiele einer spätern großen Entwicklung.

Im Jahre 1675 waren vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm die ersten Schritte zur Schaffung einer brandenburgischen Marine (unter dem Holländer Benjamin Raule) geschehen, die an Welthandel und Kolonisation thätigen Anteil nehmen sollte; schon 1634 hatte Kurfürst Georg Wilhelm mit Schweden über den Anschluß an eine zu errichtende indische Kompanie unterhandelt. Auf der ersten Reise einer kleinen brandenburgischen Flotte (1680/81) wurde im Mai 1681 an der Goldküste in der Nähe des Dreispitzenkaps ein Vertrag mit drei umwohnenden Negerfürsten geschlossen, der Brandenburg das Recht zur Erbauung eines Forts einräumte. Die vom Großen Kurfürsten 1682 mit dreißigjährigen Rechten ausgestattete Afrikanische Handelskompanie sollte die neue Besitzung ausbeuten; Emden, der Hafen Kurbrandenburgs an der Nordsee, wurde 1683 (nach Pillau) der Hauptsitz der Gesellschaft. Am Neujahrstage 1683 wurde durch den Major Otto Friedrich v. d. Gröben der Grundstein zur Feste Groß-Friedrichsburg (vgl. Bd. VII, S. 114) gelegt. Engländer und Dänen fügten sich in die neue Nachbarschaft; die Holländer aber protestierten. Allmählich wurde das brandenburgische Gebiet erweitert, das zweite Fort „Dorothea" (bei Accada), ein Blockhaus und 1685 die Feste Taccarary erbaut; die Neger, die sich einer vernünftigen Behandlung zu erfreuen hatten, gewannen bald Zutrauen zu der neuen Herrschaft. Noch an einer andern Stelle Westafrikas, auf den Arguin-Inseln am Weißen Vorgebirge erwarb Brandenburg 1684 Kolonialbesitz, nachdem frühre Versuche Frankreichs dort wieder aufgegeben worden waren. Auch hier wurde ein Fort erbaut, das verschiednen Angriffen erfolgreich trotzte. Weitere Verträge brachten die Küste bis zum Senegal hinab in den Besitz Brandenburgs. Der Handel blühte rasch auf. Im Jahre 1686 übernahm der Große Kurfürst die ostfriesischen Geschäftsanteile zeitweise auf eigne Rechnung, hatte aber schon 1687 schweren Streit mit der holländisch-westindischen Kompanie (Bd. VII, S. 91).

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms ließ es Kurfürst Friedrich III. nicht an Versuchen fehlen, die Kolonie zu heben, unter anderm mit Hilfe holländischer Kaufleute, da brandenburgische zu ängstlich waren. Das war der Anfang vom Ende. Die Neubelebung der afrikanischen Handelsgesellschaft im Jahre 1708 kam nicht über Versuche hinaus, und 1711 mußte der König in Preußen die Kolonien als Eigentum übernehmen. Noch einmal schien sich die Besitzung an der Goldküste unter der Leitung des thatkräftigen Dubois zu heben, trotz erneuter Ränke der Holländer — da starb Friedrich I. Das puritanisch-nüchterne Regiment des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. wußte mit einem Besitztume nichts anzufangen, das mit wenigen Ausnahmen nur Zuschüsse erfordert hatte: im Jahre 1717 verkaufte er seine gesamten afrikanischen Besitzungen für 7200 Dukaten an die holländische Kompanie. Der Negerfürst Jean Cunny verteidigte unter brandenburgischer Flagge das ihm anvertraute Groß-Friedrichsburg noch acht Jahre lang gegen die Holländer, bis er 1725 unterlag; das Fort auf Arguin war schon 1721 von den Franzosen erobert worden.

9) Die Araber.

Während in Westafrika der Einfluß und Besitz der Europäer langsam zunahm, hatte der Islam nicht nur im Sudân immer mächtigere Fortschritte gemacht, sondern auch von seiner

alten Heimat Arabien aus sich wieder des größten Teils der Ostküste bemächtigt und nach dem Innern hin seine Macht erweitert. Afrika schien eine Zeitlang dem Schicksale verfallen, unmerklich von innen her ein islamisches Gebiet zu werden, dessen wahres Gesicht von den europäischen Küstenbesitzungen verhüllt worden wäre, wie etwa eine innerlich faule Frucht von einer gesunden Schale umschlossen wird. Dieser große Vorgang ist durch den Wettbewerb der europäischen Staaten um äquatorial-afrikanischen Besitz vorläufig vereitelt. Übrigens wird zufolge einer beinahe gesetzmäßigen ethnischen Entwicklung (vgl. den einzigen islamischen Zweig der Arier, die Perser) der Islam im nigritischen Afrika mit der Zeit eine örtliche Färbung annehmen und sich von der arabischen Wurzel teilweise lösen.

Die Ostküste Mittelafrikas ist der gegebne Angriffspunkt für das Arabertum, das hier immer seinen Einfluß geltend machen wird, sobald wie die Kraft der europäischen Besitzer erlahmt. Die blühenden arabischen Siedelungen der ältern Zeit sind ja durch die Portugiesen teils zerstört, teils unterworfen worden, und im Süden ist es gelungen, die Araber dauernd zurückzudrängen; aber die nördlichen Städte und besonders das ewig unruhige Mombas sind selbst in der Blütezeit der portugiesischen Herrschaft ein unsichrer und kostspieliger Besitz gewesen (vgl. oben, S. 476). Die Erbschaft der niedergehenden portugiesischen Macht mußte dem kraftvollsten und seetüchtigsten der arabischen Staaten zufallen.

Dieser arabische Staat war Oman, das am Osthorn der arabischen Halbinsel gelegne, Indien und Persien zugekehrte Gebiet, das infolge seiner geographischen Lage schon früh eine Sonderstellung erlangt und durch die Ausbildung einer besondern islamischen Sekte, deren Oberhaupt der jedesmalige Sultan des Lands unter dem Titel eines Imam von Maskat war, bekräftigt hatte. Lange Zeit war Oman der Schauplatz innrer Kämpfe gewesen, ehe es 1624 dem Jarebiten Nasser (Nāsir) ben Murdjid (gest. 1649; vgl. die Stammtafel V am Schlusse) gelang, die Herrschaft über das ganze Land an sich zu reißen. Dieser sah sich sofort gezwungen, den Kampf mit den Portugiesen aufzunehmen, die damals noch mehrere Küstenstädte von Oman in ihrem Besitze hatten (1643 Wegnahme von Sohar); doch erst seinem Vetter und Nachfolger, Sultan ben Sef (Saif, Sif; 1649—68), gelang es, ihnen ihren letzten Stützpunkt, Maskat, zu entreißen (Ende Januar 1650). Im Verlaufe dieser Kämpfe hatte sich Oman zu einer kriegstüchtigen Seemacht entwickelt. Sultan ben Sef beunruhigte die Portugiesen in Indien und Ostafrika und bemächtigte sich um 1660 vorübergehend der Stadt Mombas. Seinem Sohn und zweiten Nachfolger Sef ben Sultan gelang es im Jahre 1698, Mombas zu nehmen, das ganze Volk der Küste zum Aufruhre gegen die Portugiesen zu reizen und mit seiner Hilfe Ostafrika bis zum Kap Delgado hinab zu unterwerfen.

Indessen erwies sich der Bissen vorläufig noch als zu groß für das kleine Oman. Die arabische Herrschaft war nur zu halten, wenn die Städte der Küste (Kilwa, Sansibar, Malindi, Patta, Fasa) die Schwäche der omanischen Ansprüche nicht dazu benutzten, sich als unabhängige kleine Staaten zu gebärden. Gerade das Gegenteil war aber der Fall. Portugal benutzte Anfang 1728 die Verwirrung zu einem abermaligen Vorstoße: Patta (vgl. die Stammtafel VII am Schlusse) fiel wieder in seine Hände, und am 16. März mußte selbst Mombas, die einzige Stütze des omanischen Einflusses an der Küste, seine Thore öffnen. Es war das letzte Aufflackern der portugiesischen Macht. Sobald wie die Bewohner der Küste zum Bewußtsein ihrer Fehler kamen und abermals gemeinsam die Waffen gegen die Fremden ergriffen, ging ein fester Platz nach dem andern (Sansibar, Mafia, Pemba und am 26. November 1729 Mombas; vgl. die Rückseite der Tafel bei S. 476) verloren.

In Maskat trat bald danach an die Stelle des jarebitischen Herrscherhauses die noch heute in Oman und Sansibar regierende Familie Abu Saidi (vgl. die Stammtafel VI am Schluß), als deren Begründer der bisherige Befehlshaber von Sohar Ahmed ben Said (Sa'id) im Jahre 1744 (1741?) den Thron bestieg. Damit wandelte sich abermals das Verhältnis der ostafrikanischen Küstenstädte zu Oman. Nur Marka (Merka), Sansibar und Kilwa erkannten die neue Herrscherfamilie an; die andern dagegen, an der Spitze das ewig unruhige Mombas unter den Brüdern Mohammed (gest. 1746) und Ali ben Osman, erklärten sich unabhängig und sahen sich infolgedessen alsbald in einen Krieg mit Ahmed ben Said verwickelt. Gleichzeitig wüteten innre Kämpfe in den einzelnen Städten, besonders in Patta. Endlich (1785) gelangte Maskat durch einen geschickten Handstreich wieder in den Besitz des ganzen Küstenlands, das die wenig drückende Oberherrschaft nun auch länger ohne Widerspruch ertragen hat.

Erst der Versuch des Statthalters von Mombas, Abdallah ben Ahmed (1814—23), sich unabhängig zu machen, zwang den damaligen Beherrscher Maskats, Seyyid Said, zu größrer Thatkraft. Nach langem Zögern sandte er 1822 eine Flotte nach Ostafrika und brachte, von Mohammed ben Nasser (Näsir), dem treu gebliebnen Statthalter Sansibars, unterstützt, Mombas bald in arge Bedrängnis. In seiner Verzweiflung stellte sich Seliman ben Ali unter den Schutz des Engländers Owen (1824). 1828 aber mußte sich die Stadt, da die englische Regierung 1826 den Schutzvertrag nicht bestätigt hatte, an Seyyid Said ergeben, der mit einer Flotte von elf Kriegsschiffen mit zweitausend Mann Besatzung vor den Mauern erschienen war. Trotzdem war Mombas bald wieder in vollem Aufstande, bis es 1837 Seyyid Said gelang, sich der Stadt abermals durch Verrat zu bemächtigen und die Herrscherfamilie der Msara (s. die Stammtafel VIII am Schlusse), der er vorher noch einen Teil der Macht gelassen hatte, gänzlich zu vertreiben. Der siegreiche Sultan beschloß 1840, seine Residenz dauernd nach Afrika und zwar nach Sansibar zu verlegen.

Nach dem Tode Seyyid Saids (1856) löste sich das Band zwischen Oman und Sansibar, indem einer seiner Söhne, Seyyid Madjid, die afrikanischen Besitzungen übernahm, Seyyid Sueni (Thowejni) das arabische Stammland. Zerwürfnisse schlichteten die Engländer, die immer mehr als entscheidende Vormacht im Indischen Ozean anerkannt werden mußten, 1859 in dem Sinne, daß der Sultan von Sansibar jährlich 40,000 Dollars an den Bruder in Maskat zu zahlen habe; ebenso schützten sie den Sultan vor einem Aufstandsversuch eines seiner jüngern Brüder, des spätern Sultans Seyyid Bargasch. Während der letzten Lebensjahre Seyyid Madjids (seit 1866) zahlte England die dem Sultan auferlegte jährliche Abfindungssumme an Maskat aus eignen Mitteln.

Nach dem Tode Seyyid Madjids im Jahre 1870 ging die Herrschaft an seinen Bruder Seyyid Bargasch (gest. 25. April 1888) über. Unter seiner Regierung begannen die Umwälzungen, die alle Verhältnisse Afrikas von Grund aus verändert haben.

Der Reichtum der Küsten- und Inselaraber beruhte zum großen Teil auf ihrem Landbesitze. Mombas z. B. gewann die Kraft zum fortwährenden Widerstande hauptsächlich aus dem Besitze der Insel Pemba mit ihren reichen Plantagen, in denen seit 1818 auch der Gewürznelkenbaum mit glänzendem Erfolg angebaut wurde. Der Handel Sansibars war noch im Anfange des 19. Jahrhunderts recht unbedeutend: Elfenbein wurde verhältnismäßig wenig ausgeführt; der Sklavenhandel bewegte sich in bescheidnen Grenzen, und die Zahl der Kaufleute (hauptsächlich Inder) war nicht groß. Die Einführung des Gewürznelkenbaus brachte eine bedeutsame Wandlung hervor. Jetzt entstanden große Plantagen, die eine Menge von Arbeitskräften

erforderten: Sklavenjagd und Sklavenhandel blühten auf. Die gewonnenen Reichtümer gestatteten es unternehmenden Arabern, nicht nur von den Küstenstämmen Sklaven einzutauschen, sondern auch die hier wie überall bestehende Handelssperre durch starke, bewaffnete Expeditionen zu durchbrechen und im Hinterlande Sklaven kaufen und rauben zu lassen. Mit den billigen Sklaven kam nunmehr auch Elfenbein massenhaft zur Küste und reizte durch die außerordentlichen Gewinne der ersten Zeit zu immer verwegneren Raub- und Handelszügen. So verbreitete sich der arabische Einfluß weiter und weiter ins Innre, ohne daß doch an die Begründung einer dauernden politischen Herrschaft auf dem Festland, abgesehen von den unmittelbar an der Küste liegenden Ortschaften, zu denken war. Die Regierung in Sansibar betrachtete sich zwar als Oberherrin der einzelnen arabischen Unternehmer, die auf eigne Rechnung ins Innre vordrangen, konnte und wollte jedoch keinerlei Kontrolle ausüben und machte ihre Rechte höchstens nach der Rückkehr der Karawanen geltend.

Die Zunahme des Sklavenhandels und die damit verbundnen Verwüstungen entgingen der Aufmerksamkeit der Engländer nicht, die auf diese Weise eine willkommne Gelegenheit fanden, sich in die Angelegenheiten Sansibars einzumischen. Schon 1847 hatten sie das Verbot des Sklavenhandels nördlich von Brawa durchgesetzt; im April 1862 kam es durch das rücksichtslose Vorgehen englischer Kriegsschiffe, die auch den rechtlichen Handel geschädigt hatten, zu bedenklichem Streit, und im Jahre 1873 mußte sich Seyyid Bargasch, eingeschüchtert durch den englischen Gesandten Henry Edward Bartle Frere und gewonnen durch den Konsul Dr. Kirk, zur völligen Aufhebung des Sklavenhandels entschließen. Aber die Maßregel erwies sich als verhängnisvoll: die arabischen Plantagenbesitzer, der notwendigen Zufuhr von Arbeitskräften beraubt, verarmten und wurden zugleich von heißem Hasse gegen die Europäer erfüllt. Den zu Grunde gerichteten Leuten blieb nichts übrig, als das Glücksspiel des Handels auf dem Festlande zu versuchen, Elfenbein zu sammeln und Sklaven zu rauben, die heimlich nach Sansibar hinübergebracht wurden. So wurde das unglückliche Ostafrika das Opfer eines Raubbaus der schlimmsten Art, der Araber die Pest des Lands. Wohl bildeten sich dort, wo die Mittelpunkte des arabischen Einflusses entstanden, Oasen einer höhern Kultur, die nicht ganz ohne günstige Wirkung auf die Eingebornen geblieben ist; aber das Unheil überwog hundertfach diesen Gewinn. Indem die Araber nun auch an diesen Punkten den Plantagenbau begannen, entstand neues Bedürfnis nach Sklaven, und die Raubzüge nahmen kein Ende. Der älteste und wichtigste Stützpunkt der arabischen Händler ist Tabora in Unyamwesi, das gewissermaßen den ersten, gemäßigten Abschnitt des arabischen Vordringens bezeichnet. Weiter vorgeschoben liegt Udjidji, der Hafenplatz von Tanganyika, und am obern Kongo das berüchtigte Nyangwe, von wo aus das östliche Kongobecken in schmachvoller Weise verwüstet worden ist. Manche Stämme, wie die Manyema (vgl. S. 469), haben sich zu bereitwilligen Helfern der Araber ausgebildet und rauben auch bereits auf eigne Faust.

In Europa hatten die Berichte über das Treiben der Araber allgemeinen Unwillen erregt; aber längre Zeit mußte man sich damit begnügen, die Sklavenausfuhr vom Festlande nach den Inseln schärfer zu überwachen, ohne den im Innern wütenden Brand löschen zu können. Der Sultan von Sansibar unterstützte ohnehin diese europäischen Bemühungen nur lau und gezwungen. In der That war ja für ihn das Vordringen der Araber nach dem Innern nicht nur eine Quelle des Reichtums, sondern auch des wachsenden politischen Einflusses: in Tabora wurde ein Beamter des Sultans eingesetzt; auch an andern Punkten gelang es ihm, sich Ansehn bei den Stämmen des Binnenlands zu verschaffen. So war nur ein sehr langsames, wenig Erfolg

versprechendes Ankämpfen gegen die Sklavenräuberei zu erwarten, als durch die Gründung des Kongostaats und die daran sich anschließende Aufteilung Afrikas die ganze Frage ein andres Aussehen gewann.

b) Die tropisch-afrikanische Kolonialgeschichte seit dem Jahr 1876.

α) Leopold II., Stanley und die Gründung des Kongostaats.

Die Geschichte des Kongostaats beginnt am 15. September 1876 mit der Begründung der „Association africaine internationale“ durch König Leopold II. von Belgien, die außer der Erforschung Innerafrikas die Kultivierung der Eingebornen und die Bekämpfung des Sklavenhandels auf ihre Fahne schrieb und deshalb die Begründung fester Stationen ins Auge fassen mußte. Inzwischen hatte Henry Morton Stanley (James Rowland; s. sein Bildnis auf der beigehefteten Tafel „Die erfolgreichsten Erforscher Afrikas“) das Kongoproblem gelöst. Seinem ehrgeizigen Charakter sagte es nicht zu, sich bei seiner wissenschaftlichen That zu beruhigen; er erkannte mit sicherm Blicke, daß in dem riesenhaften Stromsysteme des Kongo die einzige Möglichkeit geboten war, einen großen Teil Afrikas rasch und mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu erschließen. Voll von kühnen Plänen kehrte er im August 1877 nach Europa zurück und fand hier in der neubegründeten Gesellschaft und bei König Leopold freudiges Entgegenkommen. Die Gesellschaft nahm sich vor, das neuerschloßne Gebiet selbständig zu bearbeiten.

Es war hohe Zeit: schon hatte Frankreich in der Person des Grafen Pierre Savorgnan de Brazza seine Hand auf einen Teil des Kongolands gelegt. Stanley gründete am 25. November 1878 in Brüssel die Zweiggesellschaft „Comité d'Études du Haut-Congo“, kehrte 1879 zum Kongo zurück, gründete die Station Vivi und begann einen Weg von der Mündung zum Stanley Pool (Léopoldville 1882) anzulegen; wetteifernd mit de Brazza, der 1880/81 die Stationen Franceville, Brazzaville und Poste de l'Alima anlegte oder doch vorbereitete, schloß er zahlreiche Verträge mit Negerhäuptlingen ab. Inzwischen trat auch Portugal, von England in selbstsüchtiger Weise unterstützt, mit seinen Ansprüchen an das Mündungsgebiet des Kongo hervor (Vertrag zwischen England und Portugal vom 26. Februar 1884), fand aber bei den meisten andern Staaten lebhaften Widerstand. Um diese grellen Widersprüche zu lösen, erließ Deutschland Einladungen zu einer Konferenz.

Die Berliner Kongokonferenz (15. November 1884 bis 26. Februar 1885) als solche zeigt einen erfreulichen Fortschritt der europäischen Kulturvölker; ein Jahrhundert früher hätten so tiefeingreifende Neuordnungen schwerlich ohne vorhergehendes Blutvergießen getroffen werden können. Im übrigen aber lassen viele der gefaßten Beschlüsse deutlich erkennen, daß sich die europäische Diplomatie hier auf einem ungewohnten Boden bewegte. Das wichtigste Ergebnis war die Anerkennung und Begrenzung des Kongofreistaats, obwohl diese Angelegenheit nur nebenbei erledigt wurde; mittelbar hatte die Konferenz durch die Zulassung des Obersten Strauch als Abgesandten der Kongogesellschaft diese Anerkennung bereits erteilt. Die Generalakte der Berliner Konferenz enthält Erklärungen über die Handels- und Schifffahrts-Freiheit im Becken des Kongo auf vorläufig 20 Jahre, die Neutralität aller in ihm liegenden Gebiete, die Kongoschifffahrtsakte über Hafen- und Lotsengebühren, Anlegung von Baken und Leuchttürmen u. s. w., und eine entsprechende Nigerschifffahrtsakte, eine Erklärung gegen den Sklavenhandel und Bestimmungen über die Art, wie fortan Besitzergreifungen in Afrika vorzunehmen sind. In diesem letzten Beschlusse zeigt sich schon eine Einwirkung des Wettlaufs der europäischen Mächte um

Die erfolgreichsten Erforscher Afrikas.

Erklärung der umstehenden Bildnisse.

1. **Heinrich Barth**, geb. 16. Februar 1821 in Hamburg, gest. 25. November 1865 in Berlin.

2. **Georg Schweinfurth**, geb. 29. Dezember 1836 in Riga.

3. **David Livingstone**, geb. 19. März 1813 in Blantyre bei Glasgow, gest. 1. Mai 1873 zu Ilala am Bangweolo-See in Afrika.

4. **Henry Morton Stanley** (eigentlich **James Rowland**), geb. 28. Januar 1841 bei Denbigh in Wales.

(1, 2 und 4 nach Photographien, 3 nach J. W. Whympers Holzschnitt in Horace Wallace, The last journals of David Livingstone, London 1874.)

afrikanische Gebiete. Der größte Teil dieser Beschlüsse ist von geringer praktischer Wirkung geblieben. Die vollständige Handelsfreiheit in einem Gebiete, wo nur mit außerordentlichen Kosten die unentbehrlichen Vorbedingungen, Sicherheit und Wegsamkeit, zu schaffen sind, ist ebenso unmöglich wie die Unterscheidung von notwendigen und übertriebnen Abgaben.

Auch die Abgrenzung des Kongostaats, die 1885 durch eine Anzahl besondrer Verträge erreicht wurde, war kein Meisterstück. Durch die Ansprüche der Portugiesen wurde das Küstengebiet sehr beschränkt; und da Frankreich das rechte Ufer des Kongo von Manyanga bis zur Mündung des Ubangi erhielt, so glich der Kongostaat schließlich einer riesenhaften Frucht auf einem dünnen Stiele. Bald genug stellte sich heraus, daß das neue Staatswesen in der Hauptsache von den Zuschüssen leben mußte, die ihm Leopold II. gewährte; die „freien Staaten des Kongo", wie sie Stanley in einer unpassenden Nachahmung nordamerikanischer Staatsformen genannt hatte, waren im Grunde nichts als eine Privatkolonie des belgischen Königs. Deshalb traten vorzüglich Belgier in die Dienste des Staats, und belgische Gesellschaften nahmen seine wirtschaftliche Ausbeutung in Angriff. Stanley hatte bald seine Unfähigkeit zur Verwaltung des seltsamen Staatswesens gezeigt; die Umwandlung in eine Kolonie des belgischen Staats war nur noch eine Frage der Zeit. Ohnehin mehrten sich die Kosten der Verwaltung beständig. Denn so friedlich sich auch der Kongostaat mit den europäischen Regierungen auseinandersetzte, so wenig war eine andre, der europäischen Kultur feindliche Macht gesonnen, sich ruhig in die Aufteilung Afrikas zu fügen: das Arabertum.

β) Deutschlands Eintreten in die Reihe der Kolonialmächte.

Kurz vor der Gründung des Kongostaats war aus verschiednen Ursachen eine allmähliche Spannung der Lage eingetreten. Frankreich arbeitete unverkennbar an dem Plane, das nordwestliche Afrika nach und nach in ein mächtiges Kolonialreich umzuwandeln, das vom Senegal bis Tunis reichen und den westlichen Sudân mit umfassen sollte; jetzt begann es, durch Stanleys Erfolge angeregt, seine vernachlässigte Kolonie am Gabun zum Ausgangspunkte von Expeditionen zu machen, die ihm einen möglichst bedeutenden Anteil am Kongogebiet und Kongohandel sichern sollten (vgl. unten, S. 493). Den entschiedensten Anstoß aber gab das plötzliche Erscheinen Deutschlands in der Reihe der Kolonialmächte.

Dieses Auftreten Deutschlands war nichts anders als eine verspätete Folge seiner 1870/71 erkämpften nationalen Einigung und ein unmittelbares Ergebnis seines raschen wirtschaftlichen Aufschwungs. Eine Menge längst der Entfaltung harrender Keime brach plötzlich, als günstige Verhältnisse es gestatteten, ziemlich planlos hervor, so daß die deutsche Kolonialpolitik alles andre war als ein groß angelegter und bewußt durchgeführter Entwurf. Zum Glücke besaß Deutschland damals in dem Fürsten Bismarck noch einen Führer, der in die Verwirrung Klarheit zu bringen verstand, und der, obwohl sein Plan zur Erwerbung Samoas gescheitert war, mit um so größerm Erfolge die ohne sein Zuthun begonnenen Unternehmungen zum Nutzen des Reichs zu leiten und vor der Mißgunst andrer Mächte zu schützen wußte. Als er im März 1890 zurücktrat, stand der Bau schon so fest, daß er von ungeschickten Händen wohl beschädigt (vgl. S. 494), aber nicht mehr zerstört werden konnte.

Das deutsche Volk hatte zwar das unbestimmte Bewußtsein, daß es in die Reihe der Weltmächte eintreten müsse, wenn es seine große Kulturaufgabe wahrhaft erfüllen solle; aber im einzelnen war es schlecht für seine neuen Ziele vorbereitet. Man stritt sich, ob Auswanderungs- oder Plantagenkolonien vorzuziehen seien, während doch die Möglichkeit, überhaupt noch

Kolonien zu finden, jährlich geringer wurde. Als dann endlich Erwerbungen gemacht wurden, entstanden neue Verlegenheiten. Kindliche Phantasien, Kleinmut und philisterhafte Nüchternheit ließen die großen Seiten der Frage in den Hintergrund treten; das deutsche Kapital verlor lieber Milliarden in argentinischen und griechischen Papieren, als daß es einige Millionen an nationale Unternehmungen gewagt hätte, und das deutsche Beamtentum wirtschaftete zeitweise recht seltsam in den neuen Besitzungen.

1) Deutsch-Südwestafrika.

Die Geschichte der deutschen Kolonien in Afrika beginnt offiziell mit dem 24. April 1884. An diesem Tage stellte Fürst Bismarck die von dem Bremer Kaufmann Franz Adolf Eduard Lüderitz erworbnen Besitzungen an der Südwestküste Afrikas unter deutschen Schutz, nachdem ein lebhafter Notenwechsel mit der englischen Regierung vorausgegangen war. Am 7. August desselben Jahrs wurde die deutsche Flagge in Angra Pequena gehißt, bald darauf auch an andern Punkten der Küste. Nur schrittweise und unter allerlei Winkelzügen ließen sich die Regierungen Englands und der Kapkolonie dazu herbei, das deutsche Protektorat anzuerkennen; die Walfischbai mit ihrer nächsten Umgebung und die Inseln der Küste, auf die ältere Ansprüche Englands vorlagen, blieben in englischem Besitze. Inzwischen wurden im Innern teils durch Lüderitzsche Agenten, teils durch Abgesandte des Reichs Schutzverträge abgeschlossen, die ganz Nama- und Damaraland dem Namen nach unter deutsche Oberhoheit brachten und die Grundlage für die endgültige Auseinandersetzung mit England (1. Juli 1890) bildeten. Demnach sollte vom Oranjeflusse, dessen Unterlauf das deutsche Schutzgebiet im Süden begrenzte, nordwärts der 20. Grad östlicher Länge (von Greenwich) die Ostgrenze bilden, vom 22. südlichen Breitenkreis an aber der 21. Grad östlicher Länge; im Norden sollte ein schmaler deutscher Streifen bis zum Sambesi laufen. Durch den Vertrag mit Portugal vom 30. Dezember 1886 war der untere Kunene als Nordgrenze festgesetzt und damit auch das Ovamboland unter deutschen Schutz gestellt worden.

Deutsch-Südwestafrika ist ohne Zweifel die wichtigste Erwerbung Deutschlands in Afrika, die einzige, die sich nach und nach in ein wirkliches deutsches Gebiet verwandeln wird; daß sie auch zeitlich die erste war und die um ihren Besitz geführten diplomatischen Kämpfe gegen englische Anmaßung den andern Unternehmungen den Weg gebahnt haben, ist nicht minder bedeutungsvoll. Zwar blieb die Walfischbai, der natürliche Hafen des Damaralands, in britischen Händen; aber die Auffindung eines brauchbaren Landungsplatzes bei Swakopmund beseitigte den größten Teil der daraus entspringenden Schwierigkeiten. Die Entwicklung des Schutzgebiets selbst aber, das doch seit langer Zeit ein Arbeitsfeld deutscher Missionare gewesen war und deutschen Auswanderern günstige Bedingungen bot, ging sehr langsam vor sich. Die Schuld liegt an Verschiednem. Zunächst war Lüderitz, der Begründer der Kolonie (gest. 1886), mit seinen geringen Mitteln nicht im stande, das riesenhafte Unternehmen durchzuführen; und die am 5. April 1885 begründete „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika", die an seine Stelle treten sollte, erwies sich als eine kränkliche Schöpfung. Im Innern tobte der Kampf zwischen Hereros und den Leuten Hendrick Witboois (vgl. oben, S. 421); trotzdem ward der deutsche Reichskommissar Dr. Göhring ohne alle wirklichen Machtmittel auf den Schauplatz geschickt. Der schlimmste Feind des deutsches Schutzgebiets aber saß jenseit der Grenze: es war der ehrgeizige Premierminister der Kapkolonie, Cecil Rhodes, dessen weitausgreifende Zukunftspläne durch das deutsche Eingreifen aufs unangenehmste durchkreuzt worden waren.

Immerhin wurde durch die beständigen Angriffe Witbooïs der von der Kapregierung geschürte Übermut der Herero so wirksam gedämpft, daß sie sich bereit finden ließen, die deutsche Herrschaft anzuerkennen. Um so unabweisbarer trat an Deutschland die Verpflichtung heran, die Ruhestörer zu beseitigen und die tüchtigern Leute, als deren Kern man die Bastaards von Rehoboth, dem neuen Regierungssitz, ansah, an sich zu fesseln. Von der Bildung einer farbigen Schutztruppe mußte man absehen und eine deutsche Truppenmacht ins Land senden. Die erste Schar, die unter Führung des Hauptmanns Kurt von François im Sommer 1889 eintraf, erbaute die Wilhelmsfeste bei Tsaobis als Stützpunkt, war aber viel zu schwach, um entweder Witbooi oder die von dem englischen Abenteurer Lewis aufgehetzten Herero zum Gehorsam bringen und dann die eine Partei gegen die andre ausspielen zu können. Hauptmann von François, bald darauf zum Reichskommissar ernannt, betrachtete es als seine nächste Aufgabe, Witbooi zur Ruhe zu bringen, der nach dem Tode des Häuptlings Ka-Maherero (1890) seine Raubzüge mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommen hatte und in der Feste Hornkranz einen günstigen Stützpunkt besaß. Nach einer Verstärkung der Schutztruppe auf 300 Mann und Verlegung des Regierungssitzes nach Windhoek begann der Kampf, der trotz der Erstürmung von Hornkranz am 12. April 1893 keine Aussicht auf baldige Unterwerfung Witbooïs versprach. Erst als Major Theodor Leutwein (seit Anfang 1895 Landeshauptmann) eine abermalige Verstärkung der Schutztruppe durchgesetzt hatte, gelang es ihm nach einem letzten blutigen Kampf in der Naukluft, Witbooi am 9. September 1894 zum Niederlegen der Waffen zu zwingen. Der Besiegte wurde mit Schonung behandelt und nach seinem Stammsitze Gibeon verwiesen. Es war vorauszusehen, daß nach dem Verschwinden Witbooïs der Übermut der Herero wieder steigen würde; thatsächlich haben drohende Mißhelligkeiten dazu geführt, die Truppe nochmals zu verstärken.

Unter ihrem Schutze hat die Besiedelung des Landes durch Deutsche und stellenweise durch Buren endlich begonnen; leider ist sie durch das Auftreten der Rinderpest im Jahre 1898 abermals empfindlich gestört worden. Zum Glück entschloß sich die Regierung, den Bau einer Bahn von Swakopmund nach Windhoek zu beginnen; auch ist die Gefahr einer übermächtigen Beteiligung englischen Kapitals an den Siedelungsgesellschaften (namentlich der Londoner South-West-Africa Company) einigermaßen hintangehalten worden.

2) Togo und Kamerun.

Nicht viel später als die südwestliche Kolonie wurden die Gebiete an der Sklavenküste und der Mündung der Kamerunflüsse unter deutschen Schutz gestellt. Hamburger und Bremer Kaufleute, deren Handel in den noch freien Küstengebieten mancherlei Störung erfahren hatte, wünschten, wenn nicht ein wirkliches Protektorat, so doch das Erscheinen deutscher Kriegsschiffe und den Abschluß von Verträgen mit den Negerhäuptlingen. Die Ereignisse in Südwestafrika, die in Deutschland aufflammende Begeisterung für Kolonialbesitz bewogen den Fürsten Bismarck, diesen Wünschen im weitesten Umfang entgegenzukommen. Zunächst wurde das Togogebiet an der Sklavenküste, wo schon kurz vorher das Eintreten eines deutschen Kriegsschiffs notwendig geworden war, von Gustav Nachtigal am 5. Juli 1884 unter deutschen Schutz gestellt und damit eine Besitzung gewonnen, die zwar unter allen afrikanischen Kolonien Deutschlands die kleinste ist, aber sich verhältnismäßig am erfreulichsten entwickelt hat; ernste Kämpfe sind ihr fast ganz erspart geblieben. Durch die Thätigkeit deutscher Forschungsreisender, wie Ludwig Wolf (gestorben 26. Juni 1889) und Erich Kling (gestorben 15. September

1892), wurde das Hinterland in bedeutender Ausdehnung unter deutschen Schutz gestellt und durch Verträge mit England und Frankreich gesichert. Versuche der Franzosen (namentlich Decoeurs), weiter im Innern allenthalben Verträge zu schließen und damit eine weitre Vergrößerung des deutschen Gebiets zu verhindern, wurden durch die Expedition Hans Gruners teilweise durchkreuzt, der 1895 bis nach Say am Niger eine Reihe von Verträgen schloß. Nachdem man sich schon mit Frankreich geeinigt hatte, ist im Samoavertrage von 1899 auch die Grenze gegen England so geregelt worden, daß sich Deutsch-Togoland bis Sansanne Mangu erstreckt. Inzwischen hat sich die kleine Kolonie auch wirtschaftlich gesund entwickelt: der Haushalt weist bescheidne Überschüsse auf.

Als die deutsche Regierung der Erwerbung von Kolonialbesitz näher trat, war von der Hamburger Handelskammer auf Kamerun als wichtigstes der in Betracht kommenden Gebiete hingewiesen worden. Hamburger Firmen waren hier seit längrer Zeit thätig, der Handel im Zunehmen. Nur mit Mühe gelang es Nachtigal, dem plötzlich erwachten Wetteifer der Engländer zuvorzukommen und am 14. Juli 1884 durch Hissen der Flagge zunächst die Ortschaften an der Kamerunmündung unter deutschen Schutz zu stellen, einige Tage später auch die Plätze an der Küste von Batanga. Über die Ausdehnung des deutschen Protektorats an der Küste einigte man sich bald mit Frankreich (24. Dez. 1885) und England (7. Mai 1885 und 2. August 1886).

Die Verhältnisse in der neuen Kolonie gestalteten sich bald unbefriedigend, teils weil Deutschland auch hier mit ungenügenden Machtmitteln aufgetreten war, teils weil die englischen Kaufleute an der Küste noch immer hofften, durch Erregung von Unruhen die unbequeme Thatsache des deutschen Protektorats rückgängig machen zu können; die Landungstruppen eines deutschen Geschwaders („Bismarck" und „Olga") hatten am 20. Dezember 1884 einen blutigen Kampf mit den Bewohnern mehrerer aufrührerischen Ortschaften zu bestehen. Seit dem Eintreffen des ersten Gouverneurs, Julius Freiherrn v. Soden, im Juli 1885 herrschte verhältnismäßig Ruhe; aber das Gebiet entwickelte sich nur langsam, wenn es auch gelang, einen geordneten Staatshaushalt herzustellen, und einzelne Versuche, auf dem prachtvollen vulkanischen Boden des Kamerunbergs Plantagenbau zu treiben, nicht ohne Erfolg blieben. Neuerdings hat der Plantagenbau einen glänzenden Aufschwung genommen; das Hinterland, durch zahlreiche Expeditionen erschlossen, wird durch Handelsgesellschaften ausgebeutet, von denen eine, mit Beihilfe belgischen Kapitals begründet, vom Kongobecken aus vorgeht. Ein Aufstand der aus Dahomehleuten angeworbnen Polizeitruppe am 15. Dezember 1893 hat das Gedeihen der Kolonie nicht wesentlich gestört. Leider ist bei der Abgrenzung des Hinterlands (15. November 1893 gegen die englische, 15. März 1894 gegen die französische Nachbarkolonie) Deutschland recht schlecht gefahren und namentlich von Frankreich in jeder Hinsicht übervorteilt worden.

3) Deutsch-Ostafrika.

In Ostafrika stoßen wir auf eine Besitzung Deutschlands, die nicht nur am meisten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sondern auch das Deutsche Reich gezwungen hat, im großen Stil in die innre Geschichte Afrikas einzugreifen und an der Lösung gewaltiger Fragen mitzuarbeiten. Auch diese Kolonie verdankt ihre Entstehung der Thatkraft privater Kreise.

In Ostafrika war, abgesehen von dem wenig anlockenden Somal-Lande, kein Küstengebiet mehr zu erwerben; Sansibar selbst aber, dessen Sultan Seyyid Bargasch 1874 in einer vorübergehenden Laune den deutschen Schutz gegen England angerufen hatte, galt halb und halb schon als Vasallenstaat des britischen Reichs und wäre auch nur durch einen wirklichen Staatsvertrag

zu erwerben gewesen. So faßte denn die am 3. April 1884 entstandne „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" den verwegnen, aber glücklichen Gedanken, zunächst eine Expedition ins Hinterland der Sansibarküste zu senden, dort Gebiete zu erwerben und das Gewicht dieser Thatsache alsdann weiter wirken zu lassen. Karl Peters, der die Bildung der Gesellschaft angeregt hatte und die kleine Expedition leitete, schloß im November 1884 eine Reihe von Verträgen mit einzelnen Häuptlingen in Usagara, Nguru 2c., die am 27. Februar 1885 offiziell bestätigt wurden. Gleichzeitig erhielt die Gesellschaft einen kaiserlichen Schutzbrief. Inzwischen aber begann Seyyid Bargasch, von den Engländern aufgestachelt, Gegenmaßregeln zu treffen und durch Entsendung von Truppen sein Recht auf das Hinterland der Küste thätlich zu beweisen. Erst als Deutschland seine Ansprüche kräftig zurückwies, Frankreich erklärte, sich in die Verhältnisse nicht einzumischen, und auch die englische Regierung zur Mäßigung riet, gelang am 13. August 1885 eine vorläufige Verständigung aller Beteiligten; viel trug dazu die Ankunft eines deutschen Geschwaders vor Sansibar bei. Die Küste blieb nach dem deutsch-englischen Abkommen vom 29. Oktober 1886 Eigentum des Sultans; aber Dar es Salaam und Pangani sollten der am 7. September 1885 gebildeten „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft" als Häfen zur Verfügung stehen. Die Gesellschaft eröffnete alsbald ihre Thätigkeit, erweiterte ihr Gebiet nach dem Innern hin, begann Versuchsplantagen anzulegen und Stationen zu errichten. Als am 8. April 1888 die Zollstätten der Küste an die Gesellschaft verpachtet wurden und ihr damit feste und dauernde Einkünfte gesichert waren, schien einer gesunden Entwicklung thatsächlich nichts mehr im Wege zu stehen.

Leider hatte man aber in Ostafrika denselben Fehler begangen wie in Südwestafrika und Kamerun: die wirklichen Machtmittel der Gesellschaft entsprachen nicht entfernt ihren Ansprüchen und den Gefahren der Lage. In Ostafrika hatte Deutschland einen bei weitem furchtbareren Gegner, als in jenen andern Gebieten: das ganze Arabertum erhob die Fahne des Aufruhrs. Durch die Besetzung der Küstenplätze hatte der Sklavenhandel einen abermaligen unheilbaren Schlag erhalten und damit auch die zweite Haupteinnahmequelle der Araber: der Plantagenbau mit Hilfe der billigen, aus dem Innern herangebrachten Arbeiter. Während den ehemals wohlhabenden Arabern der Küste völlige Verarmung drohte, war in ihnen durch Sklavenhandel und Sklavenjagd ein kriegerischer, unbändiger Geist, durch die fortwährenden Eingriffe der Europäer ein leidenschaftlicher Haß gegen diese erwachsen.

Die Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft hatten am 15. August 1888 kaum die Zollstätten bezogen, als allenthalben Unruhen begannen, die zum Teile mit der Ermordung der Beamten endigten; nur die Stationen Bagamoyo und Dar es Salaam wurden mit Hilfe deutscher Kriegsschiffe gehalten, blieben aber von Scharen Aufständischer, hauptsächlich Negern unter Führung einzelner Araber, hart bedrängt. Der gefährlichste Gegner der Deutschen war der Araber Buschiri, der den Aufstand in Pangani geschürt hatte und von hier aus den Aufruhr im Küstenlande leitete. Die Beamten des Sultans hatten sich meist mindestens zweideutig benommen.

Das Reich mußte der bedrängten Gesellschaft zu Hilfe kommen. Am 30. Januar 1889 wurde vom Reichstage die Bildung einer farbigen Schutztruppe beschlossen, Hermann Wissmann, der eben von seiner zweiten ruhmvollen Durchquerung Afrikas zurückgekehrt war, zum Oberbefehlshaber im Küstengebiet ernannt. In Kairo wurden sudanesische Soldaten angeworben; hierzu traten Soldaten aus dem Küstengebiet und Sansibar (Askari), auch Sulu aus dem Süden. Bereits am 8. Mai wurde der erste Schlag gegen Buschiri geführt, sein befestigtes Lager bei Bagamoyo von der Schutztruppe unter Beihilfe einer Abteilung deutscher Marinesoldaten

erstürmt; dann wurde die Umgegend von Dar es Salaam vom Feinde gesäubert und die Eingebornen am 27. Mai zu friedlicher Unterwerfung gebracht. Nun galt es, die übrigen Küstenstädte, die ganz in den Händen der Aufständischen waren, wiederzugewinnen. Saadani kam zuerst (am 6. Juni) an die Reihe; die andern Orte schienen nach dem Abzuge Buschiris ins Innre, wo er die deutsche Station Mpapua zerstörte, geneigt, sich ohne Kampf zu ergeben. Da indessen die Verhandlungen zu keinem Ergebnisse führten, wurden am 8. Juli Pangani beschossen und erstürmt, am 12. Tanga nach kurzem Gefechte besetzt. Mpapua wurde durch Wissmann selbst zurückerobert und aufgebaut. Inzwischen hatte Buschiri in den Masiti (vgl. S. 435) neue Verbündete gefunden und rückte mit ihnen von Südwesten aus gegen Bagamoyo heran. Am 19. Oktober wurde auch diese Schar, die furchtbare Verwüstungen angerichtet hatte, von Karl Freiherrn v. Gravenreuth (gefallen 5. November 1891 vor Buëa) geschlagen. Im Dezember wurde der wiederholt besiegte und flüchtig gewordene Buschiri bei Pangani eingeholt und am 14. Dezember 1889 in Pangani gehenkt. Als dann der mächtigste Häuptling von Useguha, Bana Heri, den Widerstand in seinem Gebiete fortsetzte, wurde am 15. Januar 1890 sein Lager erstürmt; nach einer zweiten Niederlage am 9. März ergab er sich Anfang April und erhielt Verzeihung. Alle Kräfte der beträchtlich verstärkten Schutztruppe wurden nunmehr zu einem Schlage gegen den noch immer aufständigen Süden (Kilwa-Kiwindje, Lindi, Mikindani) gesammelt; er gelang vollkommen.

Leider ward Wissmann, der sich als Soldat wie als Organisator im ganzen Schutzgebiet einen glänzenden Namen gemacht hatte, abberufen; und durch die verschiednen Ansichten der mehrfach wechselnden Gouverneure (v. Soden, v. Schele ꝛc.) entstand eine bedenkliche Unsicherheit. Trotz des gezahlten Lehrgelds plante man eine Verminderung der Schutztruppe; erst die blutigen Niederlagen, die sich einzelne Abteilungen in Uhehe (17. August 1891; vgl. den II. Stammbaum am Schluß) und am Kilimandjaro (10. Juni 1892) holten, zeigten das Verderbliche dieser Maßregel. Inzwischen war der von Stanley wider seinen Willen gerettete Emin Pascha (Eduard Schnitzer) in deutsche Dienste getreten und hatte Stationen in Tabora und am Victoriasee gegründet; aber die ostafrikanische Verwaltung wußte mit dem erfahrnen Afrikaner nichts anzufangen und bewies auch an der Küste durch zahllose Verordnungen und Beschränkungen wenig Geschick, sich den Verhältnissen des Lands verständnisvoll anzupassen. Immerhin ist mancherlei gethan worden. Die Hauptstadt Dar es Salaam hat sich in erfreulicher Weise entwickelt, und im Hinterlande von Tanga, das teilweise bereits durch eine Eisenbahn erschlossen ist, sind Plantagen von beträchtlichem Umfang entstanden. Ihre endgültige Abgrenzung (s. die beigeheftete Karte „Afrika, Politische Übersicht“) fand die Kolonie durch den deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890, der Sansibar dem britischen Protektorat überantwortete und damit der Entfaltung des Schutzgebiets einen schweren Schlag versetzte. Gleichzeitig wurden auch die wohlerworbnen Rechte auf das wertvolle Wituland an der Mündung des Tana und auf Teile der Somal-Küste aufgegeben und Uganda dem englischen Einfluß überlassen — alles für Helgoland. Die Küste vom Umba (N.) bis zum Rovuma (S.) ging ganz in deutschen Besitz über; der Sultan Seyyid Ali von Sansibar erhielt als Abfindung die Summe von 4 Millionen Mark. Seither hat sich die Kolonie trotz mehrfacher Mißernten und sonstiger wirtschaftlichen Störungen nicht unerfreulich weiterentwickelt. Der größte Teil des Hinterlands erkennt jetzt die deutsche Herrschaft an; eine deutsche Dampferlinie verbindet die Kolonie mit dem Mutterlande. Große Wandlungen dürfte indessen erst der Bau von Eisenbahnen (Stichbahnen oder Zentralbahn?) im Gefolge haben.

γ) Frankreichs Sudân-Politik.

Den Wettbewerb um afrikanischen Besitz hatte zwar das Auftreten Deutschlands erst zur Fieberhitze entfacht; die ersten Schritte in dieser Richtung aber hatte Frankreich gethan, das mit großem Geschicke die seit langem besetzten einzelnen Stützpunkte im Küstenlande zu kühnen Vorstößen in das Hinterland benutzte und den Traum eines großen französischen Reichs in Afrika seiner Verwirklichung planmäßig näher brachte.

Zunächst galt es, die senegambischen Besitzungen mehr und mehr zu erweitern. Das englische Gebiet am Gambia und das portugiesische am Rio Grande waren bald von französischen Schutzländern umgeben und an fernrer Entfaltung gehindert; das linke Ufer des Senegal kam ganz unter französische Botmäßigkeit, und das Vordringen nach dem obern Niger wurde entschlossen ins Auge gefaßt. Schon dem 1854 zum Gouverneur ernannten Louis Léon César Faidherbe (vgl. oben, S. 480) gelang es, das Vordringen eines gefährlichen islamischen Heers, das sich um den Marabut Hadji Omar gesammelt hatte, zu hemmen. Faidherbe entsetzte das belagerte Medina (1857), schlug Hadji Omar, der sich nach seiner Hauptstadt Segu-Sikoro am Niger zurückzog, und unterwarf den größten Teil des obern Senegambiens. Das Kolonisieren im großen Stile begann indessen weit später und fällt mit den Ereignissen am Kongo zeitlich ungefähr zusammen. Im Jahr 1878 drang Paul Soleillet (gest. 10. September 1886) an den obern Niger vor und fand freundliche Aufnahme; ein Jahr später genehmigte das französische Parlament bereits die Mittel zur Vorbereitung eines Bahnbaus von Medina nach Bammako, der den obern Senegal mit dem Niger verbinden und damit den ganzen Verkehr des westlichen Sudâns nach Senegambien ziehen sollte. Man begann den Bau mit Eifer, brachte marokkanische und chinesische Arbeiter ins Land, hatte aber 1884 erst eine Strecke von 70 km vollendet und dazu 30 Millionen Franken verbraucht. Das Unternehmen wurde daraufhin vorläufig aufgegeben und ist erst kürzlich wieder aufgenommen worden.

Inzwischen war Joseph Simon Gallieni 1880 an den Niger vorgedrungen und hatte mit dem Sultan Ahmadu (Mahmadu) Lamine von Segu, dem Sohne Hadji Omars, einen Vertrag abgeschlossen, der das Thal des obern Nigers bis Timbuktu hin unter französischen Schutz stellte (1881); der wichtige Ort Kita zwischen Senegal und Niger wurde befestigt. Eine neue Expedition im nächsten Jahre besiegte den Bandenführer Almamy Samory, den 1835 zu Sanankoro gebornen tapfern Sohn eines Mandingo-Kaufmanns in Bankoro, am obern Niger, und erbaute am Ufer bei Bammako ein Fort; durch zahlreiche kleinere Züge wurde die Verbindung mit dem Senegal aufrecht erhalten und Samory zurückgedrängt, bis er sich 1887 unter das französische Protektorat stellte. Der Widerstand Ahmadus, der sich wenig um den abgeschloßnen Vertrag kümmerte, wurde erst am 6. April 1890 durch die Eroberung der Stadt Segu-Sikoro gebrochen. In demselben Jahre noch ging Louis Monteil von Segu aus nach Osten bis Kuka in Bornu, überall auf dem Wege Verträge abschließend, und kehrte über Tripoli in die Heimat zurück. Auch von der Elfenbeinküste aus drangen Franzosen erfolgreich ins Innre; ebenso bot das 1892 unterworfene Dahomeh einen Ausgangspunkt für Züge nach den Ländern des Sudâns. England hatte bereits am 5. August 1890 sich mit Frankreich dahin geeinigt, daß eine Linie von Say am Niger nach der nordwestlichen Ecke des Tsad die beiderseitigen Interessengebiete abgrenzen solle. Im Jahr 1893 sah sich Samory, Herr von Bissandugu, Kankan und Sansando, genötigt, sein Reich Wassulu (Ouasselou) den Franzosen zu überlassen und sich mehr nach dem südöstlicher gelegnen Kong zurückzuziehen. Mitte 1898 auch

von hier vertrieben, flüchtete er, immer noch von zahlreichen Anhängern begleitet, nach dem Hinterlande der Republik Liberia. Dort ist er am 9. September 1898 geschlagen, zwanzig Tage darauf, bedrängt durch einen Vorstoß des Kapitäns H. J. Eug. Gouraud ins Quellgebiet des Cavally, gefangen genommen worden und am 2. Juni 1900 in der Gefangenschaft gestorben. Seitdem hat sich Frankreichs Herrschaft im Westsudân von neuem befestigt.

Der riesenhafte Plan, die Nordküste und den westlichen Sudân zu einem großen französisch-afrikanischen Reiche zu vereinigen, wird von dem noch großartigern in den Schatten gestellt, auch das französische Kongoland bis zum mittlern Sudân auszudehnen und damit alle französischen Besitzungen in Afrika (abgesehen von Obok) zu einer einzigen zu verschmelzen. Nachdem Pierre Savorgnan de Brazza (vgl. oben, S. 486) seit 1878—80 die bescheidne Kolonie Gabun in das mächtige „Congo Français" umgewandelt hatte, haben die Versuche nicht aufgehört, nach Norden und Nordosten hin auszugreifen; dadurch ist unter anderm auch die weitre Ausdehnung der deutschen Kolonie Kamerun verschlossen worden (vgl. oben, S. 490). Die Vernichtung Rabahs hat das Haupthindernis dieser Pläne beseitigt (vgl. S. 529).

δ) Englands Nil-Kap-Politik.

Etwas verspätet erschien England, dem der Traum eines großafrikanischen Reichs vom Nil bis zum Kap durch das Eingreifen Deutschlands unliebsam zerstört wurde, auf dem Plane; doch hat es noch gerettet, was zu retten war. Auf Kosten des schwachen Portugals schob es im Innern sein Gebiet bis zum Nyassa und Tanganyika vor (Nyassaland 1891; seit 22. Februar 1893 „British Central Africa"). Von den Nigermündungen her dehnte es seinen Einfluß auf die Haussastaaten aus und erhielt zum Schaden Deutschlands auch den westlichen Teil von Adamáua mit der Hauptstadt Yola. Am erfolgreichsten aber war es im Osten.

Stimmen in England hatten auf Ostafrika als das Land der Zukunft hingewiesen, das ein neues Indien werden könnte; da das Kap und Ägypten in englischen Händen waren, schien der Gedanke, ganz Ostafrika dem britischen Weltreich einzuverleiben, nicht unausführbar. Einstweilen war ja der ägyptische Sudân durch den Mahdistenaufstand unzugänglich geworden und Emin Pascha in Äquatoria von aller Welt abgeschnitten; aber gerade dadurch bot sich die Möglichkeit, von der ostafrikanischen Küste aus oder vom Kongo her nach Äquatoria vorzustoßen und das so gut wie herrenlos gewordne Land zur englischen Provinz zu machen. Sicherlich haben dem „Rettungszuge" Stanleys (S. 492) derartige Pläne zu Grunde gelegen. England hatte sich nach dem überraschenden Vorgehen Deutschlands beeilt, wenigstens einen Teil der ostafrikanischen Küste, vor allem Mombas, für sich zu retten; indem es den Niedergang der äußern Politik Deutschlands nach dem Sturze Bismarcks (S. 487) geschickt benutzte, erlangte es unterm 1. Juli 1890 die Inseln Sansibar und Pemba. Am 31. August 1896 sind diese Erwerbungen als „East Africa Protectorate" für eine besondere Schutzherrschaft Englands erklärt worden. Nunmehr blieb das obere Nilgebiet völlig der britischen Herrschaft vorbehalten. Selbst der alte Plan, einen Saum englischen Einflusses von Alexandria bis zum Kap zu begründen, wurde wieder aufgenommen: der Kongostaat trat einen Streifen Lands ab, der das englische Uganda mit dem Nordufer des Tanganyika verband, der seinerseits eine Verbindung zu Britisch-Zentralafrika bildete; doch hinderte der Einspruch Deutschlands die Ausführung des Vertrags.

Da der Versuch, mit Hilfe Emin Paschas am obern Nile Fuß zu fassen, 1888 nicht geglückt war, lenkte die „Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft", der die festländischen englischen Besitzungen in Ostafrika überlassen waren, ihre Aufmerksamkeit auf Uganda. Die dortigen Zustände

waren infolge der Eifersucht der Protestanten, Katholiken und Mohammedaner nach und nach so unhaltbar geworden, daß das Eingreifen einer europäischen Macht wünschenswert erschien. Um 1890 war das Land, nachdem die Mohammedaner als die Schwächsten beiseite gedrängt waren, in eine protestantische und eine katholische Hälfte geteilt. Den Vertreter der britischen Gesellschaft, Frederick Lugard, empfing Ende 1890 König Mwanga (vgl. S. 442) mit Mißtrauen, die protestantische Partei mit Hoffnung, ohne doch ein englisches Protektorat zu ersehnen. Eine deutsche Herrschaft wäre damals wohl allgemein anerkannt worden. Am 26. Dezember 1890 schlossen Mwanga und seine Großen mit Lugard einen Vertrag, der Uganda unter den Schutz der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft stellte. Um die Unzufriedenheit abzulenken, unternahm Lugard im Mai 1891 an der Spitze der vereinigten christlichen Parteien einen Kriegszug gegen König Kabrega von Unyoro (vgl. S. 443), zog dann nochmals nach Nordwesten und vereinigte die Sudânesen, die bei Emin Paschas Abzug zurückgeblieben waren, mit seinen Leuten. Diese Verstärkung ermöglichte es ihm, eine Anzahl Forts anzulegen. Anfang 1892 aber brachen neue Unruhen aus. Lugard stellte sich endlich notgedrungen auf die Seite der Protestanten; der König und die katholischen Missionare flüchteten nach Süden auf deutsches Gebiet. Nachdem ein neuer Vertrag abgeschlossen war, kehrte Mwanga im Frühjahr 1892 nach Uganda zurück; die Protestanten erhielten den Hauptteil des Lands (vier Sechstel), Katholiken und Mohammedaner je ein Sechstel. Da die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft ihrer Aufgabe nicht gewachsen war, wurde Uganda am 19. Juni 1894 unter den Schutz der englischen Regierung gestellt; dasselbe geschah unterm 30. Juni 1896 mit Unyoro und Ussoga. Auf ein Vordringen nilabwärts wurde vorläufig verzichtet. Vielmehr überließ man dem Kongostaate pachtweise einen Teil der alten Provinz Emin Paschas; die Kongotruppen, die schon den Aufruhr der Araber am obern Kongo mit Erfolg niedergeschlagen hatten, drangen in das von den Mahdisten bedrohte Gebiet vor und besetzten einige der Stationen Emin Paschas neu. Die Niederwerfung des Mahditums (vgl. unten) wird den Engländern die Verbindung mit dem ägyptischen Sudân ermöglichen.

An andern Punkten Afrikas hat England wenig Eifer gezeigt. Die günstigen Stellungen am Gambia und in Sierra Leone sind fast gar nicht dazu benutzt worden, das Hinterland dem englischen Einflusse zu erschließen; und an der Goldküste hat man sich begnügt, Aschanti zum wirklichen Vasallenstaate zu machen (vgl. S. 452 und 480).

ε) Portugal.

Die alte Kolonialmacht Portugal ist noch nicht ganz in den Hintergrund getreten. Das Aufblühen São Thomés hat zu lebhafterer Kolonialarbeit in Angola ermutigt (vgl. S. 477). Auch in Ostafrika sucht man die von den Engländern arg geschmälerten Besitzungen festzuhalten. Im Jahre 1895 wurde durch einen Feldzug gegen einen aufständischen Sulufürsten der Süden der Kolonien, der infolge des Goldbergbaus in Transvaal und Rhodesia aufzublühen beginnt, gesichert und beruhigt. Ob freilich die übeln Finanzverhältnisse des Mutterlands nicht doch schließlich zum Verkaufe wenigstens eines Teils der afrikanischen Besitzungen führen werden, steht dahin; ein im Jahre 1898 abgeschloßner Geheimvertrag zwischen Deutschland und England scheint sich auf diese Möglichkeit zu beziehen.

B. Die Negerrepublik Liberia.

Bei der Besprechung der englischen Kolonie Sierra Leone (S. 479) sind Versuche erwähnt worden, befreite Sklaven an der afrikanischen Küste anzusiedeln und zu zivilisieren,

Versuche, die in Sierra Leone, wo die englische Verwaltung das Ganze in leidlich vernünftigen Bahnen hielt, nicht ohne Erfolg geblieben sind. Liberia wurde einige Jahrzehnte später von Nordamerika aus gegründet. Hier hgtte sich im Jahre 1816 eine Gesellschaft gebildet (American Colonisation Society for colonising the free people of colour of the United States), die den Zweck hatte, freigekommne amerikanische Neger nach Afrika zu bringen und dort zu einer geordneten Kolonie zu vereinigen. Nach mehrfachen Mißerfolgen wurde 1821 die Kolonie am Kap Mesurado begründet und hielt sich, obwohl die Kolonisten vom Fieber gepeinigt und von den Eingebornen beunruhigt wurden. Diese ersten Ansiedler waren thatsächlich wackere Leute, an Arbeit gewöhnt und bereit, ihre neue Heimat thatkräftig zu behaupten. Im Jahre 1822 erhielt die Kolonie eine Verfassung und den Namen Liberia, stand aber noch längere Zeit unter der Leitung eines weißen Agenten, Afhmun, den man als den eigentlichen Gründer Liberias bezeichnen darf; er hat es verstanden, Ordnung in das noch ziemlich hilflose neue Staatswesen zu bringen und sein Gebiet beträchtlich zu erweitern. Die Zahl der Einwanderer wuchs beständig. Im Jahr 1835 gründeten die Temperenzler am Kap Palmas eine besondere Kolonie, Maryland, die sich erst 1857 mit Liberia vereinigte; andre Gesellschaften begnügten sich mit der Begründung einzelner Ortschaften innerhalb des liberianischen Gebiets. Liberia erhielt 1839 eine freiere Verfassung, stand aber immer noch unter einem weißen Gouverneur (Buchanan). Erst die Feindseligkeit Englands, das die Hoheitsrechte der amerikanischen Kolonisationsgesellschaft nicht anerkennen wollte, zwang die Liberianer dazu, am 26. Juli 1847 sich unabhängig zu erklären und ihrem Land eine durch den Professor Greenleaf von der Harvard-Universität ausgearbeitete republikanische Verfassung zu geben; der bisherige Gouverneur Roberts wurde zum Präsidenten gewählt, 1855 aber der erste Neger, Stephen Allen Benson. Zollstreitigkeiten mit England machten der jungen Republik bald (seit 1860) das Leben sauer; die Regierungsgewalt dagegen wechselte ziemlich regelmäßig zwischen den beiden Hauptparteien des Lands, deren Glaubensbekenntnis wenig zur Sache thut. Nach und nach wurde die Einwanderung aus Amerika geringer, die alten tüchtigen Leute der Kolonie starben aus, und der Nachwuchs entsprach ihnen nicht. Nach außen trat diese Verschlechterung grell beim Abschluß einer Anleihe von 100,000 Pfund Sterling zu Tage (1871), bei der Liberia in unglaublicher Weise benachteiligt wurde; noch jetzt leidet es schwer unter den Folgen. Im Jahre 1882 ward dem schwachen achten Präsidenten Gardiner das 1850 angekaufte Galenasgebiet durch England abgenötigt. Die Bevölkerung besteht gegenwärtig aus 18,000 „Amerikanern", den Einwanderern aus Amerika und ihren Nachkommen, und aus den Eingebornen der Küste, deren Zahl einer Million nahekommen mag; das Christentum hat sich wenig unter den Eingebornen verbreitet, während der Islam im Hinterlande drohende Fortschritte macht.

C. Die Geschichte der Kolonien im außertropischen Südafrika.

Die einzigen Gebiete des dunkeln Erdteils, wo eine gesunde Entwicklung europäischen Volkstums möglich ist, sind das Kapland, Natal und die Burenlande im außertropischen Südafrika, denen sich mit der Zeit hoffentlich Deutsch-Südwestafrika (vgl. S. 488) anreihen wird. Und fast durchweg Menschen germanischen Stamms sind es, die hier eine neue Heimat gefunden haben. Was von Gliedern andrer Völker, besonders französischer Protestanten, eingewandert ist, hat sich mit der Masse der Bevölkerung vermischt und entweder die verbreitetste Sprache des Landes, das Holländische, angenommen oder sich den Engländern angeschlossen. Eine wirklich internationale Mischung ist nur in den großen Minenstädten entstanden.

a) Südafrika im landwirtschaftlichen Zeitalter (1652—1866).

α) Das Aufkommen eines südafrikanischen Volkstums.

Die Kolonialgeschichte Südafrikas beginnt mit dem Jahre 1652. Nur der Wunsch, für die Ostindienfahrer eine Erfrischungsstation zu schaffen, rief die erste kleine Ansiedelung an der Tafelbai ins Leben, deren Begründer Jan von Riebeek (vgl. S. 419) war. Die wenigen Kolonisten suchten freundliche Beziehungen mit den benachbarten Hottentotten anzuknüpfen, die trotzdem bald eine feindselige Haltung einnahmen, legten sich auf die Viehzucht und begannen die Ebene um das zuerst entstandne kleine Fort zu besiedeln. Allmählich erhielten sie Zuzug; aber sobald wie die Farmen weiter ins Innre vorgeschoben wurden, mehrten sich die Streitereien mit den Eingebornen, bis 1659 ein förmlicher Krieg ausbrach. Damals entwickelten sich bereits jene Verhältnisse, die aus den holländischen Ansiedlern einen so eigentümlichen, in vieler Hinsicht bewundernswerten Menschenschlag schaffen sollten. Da die Ostindische Kompanie unfähig war, die entfernter wohnenden Ansiedler zu schützen, so stellten sie eine eigne Streitmacht („Kommando") auf. Ihre Lage gegenüber einem beständig drohenden Feinde mußte den Charakter stählen, den echt niederdeutschen Hang zur Unabhängigkeit aufs äußerste ausbilden, aber auch Verachtung und unerbittliche Härte gegen die gelbhäutigen „Geschöpfe" in den Herzen der Bauern oder „Buren" (boers) entfachen. Der erste, für die Holländer nicht sehr rühmliche Hottentottenkrieg endete mit einem Frieden, der den Brack-Rivier als Grenze der Ansiedelung festsetzte; allmählich gelang es, die benachbarten Hottentottenstämme mehr und mehr in Abhängigkeit zu bringen und mit den entferntern Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Nicht so leicht wie die Hottentotten waren die räuberischen Buschmänner (S. 419) zurückzudrängen.

Im Jahre 1684 wurden die Orte Stellenbosch, Paarl und Drakenstein gegründet. Es waren übrigens nicht nur Holländer, die sich im Kaplande niederließen, sondern auch eine beträchtliche Zahl Deutscher, die namentlich als Soldaten der Ostindischen Kompanie ins Land gekommen waren, und französische Protestanten; aus diesen drei Bestandteilen ist das neue südafrikanische Volkstum erwachsen. Je weiter sich die Kolonisten nach dem Innern ausbreiteten, desto weniger vermochte die Ostindische Kompanie ihren Einfluß zu wahren, desto unabhängiger fühlte sich der einzelne Bur auf seiner abgelegnen Farm; desto rücksichtsloser aber trat er auch gegen die Eingebornen auf, bis allmählich im westlichen Kaplande die hottentottische Bevölkerung zum größten Teile verdrängt, vernichtet oder aufgesogen wurde. Einem ganz andern Feind aber sahen sich die Ansiedler gegenüber, als sie ostwärts die Grenze der Kaffernstämme erreichten und überschritten. Die ersten Kämpfe begannen 1737, während der erste große Kaffernkrieg im Jahre 1780 ausbrach (vgl. S. 420).

β) Englands Eingreifen (1795).

Aus Besorgnis, daß die Engländer sich an der Algoabai festsetzen könnten, wurde dort 1785 die Stadt Graaf-Reinet gegründet. Bald aber konnte England sich der ganzen Kolonie bemächtigen, und zwar in einem Augenblicke, wo sein Eingreifen eine Wohlthat für das Land war. Unter den Ansiedlern war die Unzufriedenheit mit der Holländisch-Ostindischen Kompanie allmählich so groß geworden, daß verschiedne Aufstände ausbrachen und zu Swellendam im Jahre 1795 die Republik ausgerufen wurde, während gleichzeitig unter den Eingebornen eine allgemeine Gärung herrschte und ein Vertilgungskrieg gegen die Ansiedler, die damals kaum mehr als 20,000 Seelen zählten, in Aussicht stand. Als England 1795 (endgiltig 1806) das Land in Besitz nahm, traf es auf keinen nennenswerten Widerstand.

Die Versuche der englischen Regierung, Ordnung zu schaffen und die Mittel dazu durch Eintreiben von Steuern aufzubringen, fanden freilich bei den Buren nur geringen Beifall. Ein großer Teil von ihnen suchte sich dem Drucke zu entziehen: das „Trekken" (Ziehen, Wandern) begann, als die englische Regierung die Zügel straffer anzog, in großem Maßstabe. Da im Osten der Widerstand der Kaffern ein weiteres Vordringen erschwerte, wandte sich der Strom der Auswanderer nach Norden. An ihre Stelle traten vielfach Engländer, denen das entlegne, vereinsamte Gebiet unbedingt den größten Teil seiner höhern Kultur verdankt; im Osten des Kaplands erlangten sie nach und nach die Überzahl. 1834—36 haben die ersten großen Wanderzüge der Buren über den Oranje hinüber stattgefunden. Schon damals zeigte sich jener Gegensatz in der Auffassung, welcher der südafrikanischen Geschichte sein Gepräge geben sollte: die „Afrikaander", wie sich die Auswanderer mit Vorliebe nannten, meinten, in ihren neuen Gebieten frei und unabhängig zu sein, während die englische Regierung daran festhielt, daß die Buren auch in ihrer neuen Heimat britische Unterthanen blieben und ihr Gebiet ohne weitres britisches Besitztum sei.

Die Buren fanden jenseit des Oranjeflusses einen für afrikanische Verhältnisse ziemlich geordneten Staat vor. Die Griqua (vgl. S. 422), die bereits damals stark mit holländischem Blute gemischt waren, sahen es nicht ungern, daß sie durch die weißen Ansiedler eine wertvolle Unterstützung gegen ihren Hauptfeind, den Basutofürsten Moschesch (S. 433), gewannen. Kaum hatten sich indessen die neuen Ankömmlinge in größrer Zahl niedergelassen, als sich auch die Engländer durch Einsetzung einer Behörde geltend machten. Nachdem Zwistigkeiten zwischen den Buren und den Griqua ausgebrochen waren, zwangen die von den Griqua angerufnen Engländer durch den Sieg von Tauwfontein im April 1845 die Buren zur Unterwerfung; und am 24. Dezember 1847 stellte Harry Smith, der Gouverneur der Kapkolonie, das Land unter englischen Schutz.

γ) Die Gründung der Buren-Freistaaten.

Daß die Burenführer Andries Pretorius und Willem Jacobs einen Aufstand erregten, die Hauptstadt Bloemfontein erstürmten und den englischen Residenten zum Abzuge zwangen, nützte den Buren nichts: Smith schlug sie am 29. August 1848 bei Boomplaats. Abermals warf die Mehrzahl ihr Hab und Gut auf die Ochsenkarren und wanderte nordwärts über den Vaalfluß. Geschickt benutzte Pretorius die Kämpfe der Engländer mit Moschesch, der noch immer unbesiegt dastand, um als Vermittler aufzutreten. So erlangte er am 17. Januar 1852 in der „Sand River Convention" (Vertrag am Sandflusse) das Recht, jenseit des Vaal einen unabhängigen Staat zu bilden. Daraus ist die Transvaal- oder Südafrikanische Republik entstanden; den Namen „De Zuid-Afrikaansche Republik" hat 1853 der führende Freistaat Potschefstroom gegen seine damals offizielle Bezeichnung „Hollandsche Afrikaansche Republik" eingetauscht.

Eine willkommne Verstärkung erhielt das neue Staatswesen durch die Vereinigung der aus Natal fliehenden Buren (vgl. unten, S. 501) mit einer aus Süden kommenden Schar unter Hendrik Potgieter, die, aus ihrer Niederlassung bei dem heutigen Potschefstroom durch eine Verfügung des Kapgouverneurs George Napier verdrängt, Anfang der 40er Jahre nach Ohrigstad, Zoutpansberg und endlich Lydenburg gezogen waren.

Doch erst am 13. Februar 1858 wurde ein vollständiger politischer Zusammenschluß aller Gebiete nördlich vom Vaal durch eine Gesamtverfassung erzielt, während vorher die vier

Republiken Potschefstroom, Zoutpansberg, Lydenburg (1849 gegründet) und Utrecht nur nebeneinander bestanden hatten. Martinus Wessels Pretorius wurde, nachdem sein Vater im Jahre 1853 gestorben war, der erste Präsident (1858—71) des neuen Staats. Es war kein leichtes Amt. Das Verhältnis der schwachen weißen Bevölkerung zu den Eingebornen war höchst unerfreulich; Gewaltthaten der einen, Rachezüge der andern waren an der Tagesordnung, und grauenhafte Metzeleien, wie die Vernichtung eines ganzen Kaffernstamms, der sich in eine Höhle geflüchtet hatte, waren keine vereinzelten Vorgänge. Die Buren im Transvaal waren der trotzigste, freiheitsliebendste Teil der Afrikanerbevölkerung, immer geneigt, sich den Versuchen zur Herstellung von Ordnung und Gesetz dadurch zu entziehen, daß sie weiter und weiter wanderten. Die seltsame Vorstellung, daß sie auf diese Weise schließlich Jerusalem erreichen müßten, von dessen wirklicher Lage sie keinen Begriff hatten, spornte noch besonders zu abenteuerlichen Zügen an. Auf einem Zuge nach Nordwesten gelang es einer Anzahl von Buren nach furchtbaren Verlusten an Menschen und Vieh, das portugiesische Westafrika zu erreichen und im Hinterlande von Mossamedes neue Heimstätten zu gründen; eine andre Schar, die 1884 das Damaraland erreichte, gründete dort die Republik Upingtonia, stellte sich dann aber unter den Schutz der deutschen Regierung. Alle Wanderungen nördlich vom Limpopo sind durch das Auftreten der Tsetsefliege vereitelt worden.

Auch das Land zwischen Vaal und Oranje vermochten die Engländer nicht dauernd festzuhalten, nachdem ihre Ansprüche nun einmal durchlöchert waren; überdies kosteten die Kämpfe mit Moschesch viel Geld und Truppen, ohne zu Erfolgen zu führen. So räumten die Engländer am 23. Februar 1854 die „Orange River Sovereignty"; und am 11. März bildeten die Buren eine zweite Republik, den Oranje-Freistaat.

d) Die Kapkolonie.

Die Nachgiebigkeit der Engländer erklärt sich zum Teil aus den Verlegenheiten, die ihnen die Kämpfe mit den Kaffern im östlichen Kaplande bereitet hatten. Diese Kriege, schon zur holländischen Zeit ausgebrochen (S. 430), wiederholten sich immer von neuem; so mußten 1834 vorübergehend ganze Bezirke von den Farmern verlassen werden. Anfang 1848 wurde „Britisch-Kaffraria" von England in Besitz genommen. 1850 war die Gärung unter den Xosa, durch einen Zauberdoktor U'mlangani geschürt, wieder aufs höchste gestiegen; die Grenzgebiete wurden durch Sandili (vgl. S. 430, unten) völlig verwüstet, das Fort Armstrong erstürmt, die Ansiedler zur Flucht genötigt, der Gouverneur Harry Smith vorübergehend im Fort Cox eingeschlossen. Außer dem Mischstamme der Fingu (S. 430), der treu zu den Weißen hielt, waren fast alle Kaffernstämme des östlichen Kaplands am Aufstande beteiligt; auch Hottentotten schlossen sich zahlreich an. Die Unterdrückung des Aufruhrs durch George Cathcart ging nur langsam von statten; zu großen Kämpfen kam es nicht. Kaum war der Friede (geschlossen am 9. März 1853) einigermaßen wieder hergestellt, als ein andrer Zauberdoktor, U'mlakaya, abermals eine Empörung plante. U'mlakaya prophezeite den Sieg, falls die Xosa vorher den größten Teil ihres Viehs schlachten würden, und fand in der That Glauben; als aber 200,000 Rinder vernichtet waren, griff die englische Regierung ein, verhaftete die Führer und hinderte den Ausbruch des Aufruhrs so lange, bis die bald eintretende Hungersnot die Kaffernstämme von 105,000 auf 38,000 Seelen gebracht und zur bedingungslosen Unterwerfung gezwungen hatte (1857). Viel trug zur Einschüchterung der Kaffern die Ankunft der ursprünglich für den Krimkrieg angeworbenen deutschen Legion bei, die bald, da sich die meisten Legionäre im Lande

niederließen, eine Art Militärgrenze gegen die unruhigen Kaffern bildete. Seitdem hat die Zahl der europäischen Siedelungen im Kaffernlande stark zugenommen.

Das Kapland, wo sich das holländische und englische Volkstum nach und nach ineinander zu schicken gewußt haben, ohne zu verschmelzen, ist mit der Zeit zu einem wohlgeordneten Staate herangewachsen. Im Jahre 1853 erhielt die Kolonie Selbstverwaltung und ein eignes Parlament (eröffnet am 1. Juli 1854); Kultur und Gesittung sind im Zunehmen. Viel hat zu diesem günstigen Ergebnis die Arbeit der Missionare beigetragen, indem sie den Haß zwischen Weißen und Farbigen gemindert und trotz des Widerspruchs und Hohns der Buren Hottentotten und Kaffern auf eine höhre Stufe der Gesittung gehoben haben.

Das herzlos gewaltthätige Verhalten gegen die Eingebornen ist überhaupt die schwärzeste Seite in der Geschichte der holländischen Ansiedler; die Engländer kamen 1795 gerade recht, um die herrnhutische Mission unter den Hottentotten vor der Vernichtung durch die neiderfüllten Buren zu retten. Die Begünstigung der Mission, der Schutz der Eingebornen vor roher Vergewaltigung waren mit die wichtigsten Anlässe jener Erbitterung gegen England, die endlich zur Auswanderung zahlreicher Buren über den Oranje geführt hat; die Forderung, die Farbigen als Mitmenschen anzuerkennen, war nun einmal zu viel für die harten Schädel der „Afrikaander". Die Hinrichtung von fünf Buren (Abraham und Stephanus Bothma, Cornelius Faber, Theunis de Klerk und Hendrik Prinslo), die den englischen Behörden Widerstand geleistet hatten, im Jahre 1816 am „Schlächterkamme" (Slagters Nek) ist heute noch unvergessen. Daß nach der Aufhebung der Sklaverei in allen britischen Kolonien (August 1833) das große „Trekken" nach Norden begann, ist kein Zufall: auch ein Manifest Pieter Retiefs vom Jahre 1836 sucht in dem dadurch veränderten Verhältnisse der Buren zu den Eingebornen die Hauptursache der Auswanderung. So blieb, während im Kaplande bessere Zustände geschaffen wurden, in den beiden nördlichen Republiken das Verhalten der Buren gegen die Farbigen noch lange unerfreulich; allerdings lebten die meisten Ansiedler unter einer Überzahl von Eingebornen, deren Gesinnungen selten die freundschaftlichsten waren. Die Milde der Engländer hat sich auch keineswegs immer bewährt.

ε) Natal.

Um dieselbe Zeit wie der Oranje-Freistaat und die Transvaal-Republik war auch die Kolonie Natal als eine Gründung der ausgewanderten Buren entstanden. Die ersten Ansiedler an der Küste waren einige englische Händler (Farewell 1824, Gardiner 1835) und Missionare gewesen, die sich mit den Sulufürsten Tschaka und Dingaan (S. 431) auf freundlichen Fuß gestellt hatten. Bald nach ihnen (1837) erschien der Burenführer Pieter Retief mit Gert Maritz an der Spitze eines Zugs von 1000 Wagen in dem durch Kriege fast ganz entvölkerten Land und verhandelte anscheinend erfolgreich mit Dingaan über die Abtretung des heutigen Natal, ward aber am 5. Februar 1838 im Sulu-Lager nebst 66 Gefährten niedergemetzelt (vgl. S. 432). Die Buren sammelten sich, schlugen Dingaan noch in demselben Jahr (am 16. Dezember) bei Umslato aufs Haupt, erstürmten und verbrannten seine Stadt und zwangen seinen Nachfolger Umgande (Panda), am 14. Februar 1840 die Abtretung des Lands zu bestätigen. Als Hauptstadt der „Bataviſch-afrikaanschen Maatschappij" war Pietermaritzburg gegründet und im November 1839 die Republik („Port Natal") ausgerufen worden.

George Napier war indessen keineswegs gewillt, den neuen Staat anzuerkennen. England begann schon damals jene für die freien Buren so verhängnisvolle Politik, seine Hand auf alle Küstengebiete zu legen und den Staaten des Innern den Zugang zum Meere zu

versperren; es beherrscht die See und ist immer im stande, Ansprüche an der Küste zu erwerben, während sich die Buren im Hinterland ausbreiten. Indem der Kapgouverneur die Sulu unterstützte, dann die Buren selbst angriff und schlug, gelang es ihm im Jahre 1842, das Land zu unterwerfen und 1845 endgiltig unter die Zahl der britischen Kolonien aufzunehmen. Schon nach wenigen Jahren erwachte bei einem Teile der Natalburen wieder die Wanderlust: sie zogen nach dem Transvaal (vgl. oben, S. 498).

Die englische Regierung fand sich bei der Übernahme Natals, das 1856 zu einer vom Kap unabhängigen Kolonie erhoben wurde, einer schweren Aufgabe gegenüber. Den mächtigen und kriegslustigen Sulukönigen unmittelbar benachbart, wurde das Land mit seiner dünnen, weißen Bevölkerung bald die Zufluchtsstätte zahlreicher Sulu, die der Tyrannei ihrer Könige entfliehen wollten und schon nach wenigen Jahren mehr als 100,000 Köpfe stark waren. Mit Mühe, aber doch mit Glück wurden diese äußern und innern Gefahren abgelenkt, namentlich während der geschickten Verwaltung des „native secretary" Theophilus Shepstone. Die immer mehr zunehmende europäische Einwanderung beseitigte endlich, indem sie das Übergewicht der Weißen befestigte, diese Gefahren fast ganz; und die Zertrümmrung der Sulumacht 1879 (S. 432) hat die Kolonie von ihren gefährlichsten Feinden befreit.

Im Sululande, das nach Ketschwayos Tod (1884) von den Engländern nicht sofort einverleibt worden war, vollzog sich eine ähnliche Entwicklung. Ketschwayos Sohn Dinisulu wandte sich infolge von Thronstreitigkeiten an die benachbarten Buren, von denen etwa dreihundert ihm zu Hilfe kamen und von ihm einen Landstrich im Westen des freien Sululands erhielten. Dort wurde 1884 von ihnen die „Nieuwe Republik" mit der Hauptstadt Vryheid gegründet. Der Einspruch Englands hinderte den neuen Freistaat, der sich 1887 an die Südafrikanische Republik anschloß, sich nach Osten und nach dem Meere hin auszudehnen. Um alle weitern Versuche dieser Art abzuschneiden, besetzte am 29. April 1895 England den letzten Rest freien afrikanischen Küstengebiets, das Tongaland (Amatongaland) mit dem Gebiete der Häuptlinge Sambana und Umbegesa, während das binnenwärts liegende Swasiland (König N'Bunu oder U'Buru) nach langen Verhandlungen am 10. Dezember 1894 unter die Schutzherrschaft Transvaals gestellt worden war.

b) Südafrika im Zeitalter der Hochfinanz (1867—1901).

Auf das erste Zeitalter in der neuen Entwicklung des außertropischen Südafrika, wo Viehzucht und Ackerbau die Hauptquellen eines mit der Volkszahl nur langsam aber stetig wachsenden Reichtums gewesen waren, ist seit 1867 ein zweites gefolgt, das Zeitalter der Hochfinanz. Jetzt herrscht das Diamant- und Goldfieber. Die Einwanderung nimmt ungeheuer zu, umfaßt aber viele zweifelhafte Leute. Der Reichtum wächst rasch und ungleichmäßig; politische Umwälzungen folgen der wirtschaftlichen, und in Cecil Rhodes wird der Typus des erfolgreichen Spekulanten (vgl. S. 488) die Seele der Kapregierung. Der südafrikanische Bur sieht sich von einem neuen, ihm innerlich unangenehmen Bevölkerungsbestandteil in seinem eignen Lande bedrängt, von englischer Begehrlichkeit bedroht und nimmt, da ihm ein abermaliges Ausweichen nach Norden nicht mehr möglich ist, den Kampf mit Entschlossenheit auf (vgl. Bd. VII, S. 123).

α) Die Einverleibung des Griqualands.

Der erste Diamant wurde im Jahre 1867 gefunden und damit die Entdeckung der reichen Diamantfelder angebahnt, die ostwärts vom Zusammenflusse des Oranje und Vaal

liegen. Ungefähr um dieselbe Zeit (1868) entdeckte Karl Mauch die ersten Spuren des Golds bei Tati im Maschonaland; 1871 fand es sich im Transvaal (Lydenburg). Alsbald begann jenes plötzliche Zusammenströmen fieberhaft erregter Menschen, das allen reichen Golddistrikten eine so charakteristische Bevölkerung gibt. Schon vorher hatte, nachdem 1869 durch den „Stern von Südafrika", einen prachtvollen Stein von 83½ Karat, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die südafrikanischen Funde gelenkt worden war, ein ähnlicher „rush" nach den Diamantfeldern am Vaal stattgefunden. Die politischen Verhältnisse waren anfangs so unklar, daß die Diamantgräber sich hier und da republikanisch organisieren konnten, bis England das Land unter seinen Schutz nahm, ohne die Rechte und Einsprüche des Oranje-Freistaats, auf dessen Gebiet Kimberley und mit ihm der wichtigste Teil der Diamantgruben lag, zu beachten (27. Oktober 1871); erst 1876 ist eine Entschädigung gezahlt worden (vgl. oben, S. 422). So entstand die erste Erweiterung des Kaplands über den Oranje hinaus, das West-Griqualand.

β) Der Transvaal in den 70er und 80er Jahren.

Dieser Vergewaltigung des Oranje-Freistaats sollte eine noch bedenklichere folgen. Nachdem 1871 M. W. Pretorius (S. 499), dessen Nachgiebigkeit in einer Grenzstreitigkeit nicht den Beifall seines Volks fand, zurückgetreten war, wurde T. T. Burgers der zweite Präsident des Transvaalfreistaats. Für die Kultur des Lands und die arg vernachlässigte Volksbildung hat er viel gethan; aber er war nicht der Mann, das Ruder des Staats mit fester Hand zu führen. Inzwischen waren die Reichtümer Transvaals an edeln Metallen allgemein bekannt geworden, und England beeilte sich, seine alten Ansprüche auf das Land zu erneuern. Die Verwirrung in Transvaal, wo Kriege mit Sekukuni, dem Sohne Sekoatis und Häuptlinge der Bapedi, und Mißhelligkeiten mit den Betschuanen, Amaswasi und Sulu nicht enden wollten, ohne daß Burgers entscheidend durchzugreifen vermocht hätte, gaben einen willkommnen Anlaß zum Einschreiten: am 12. April 1877 wurde Transvaal annektiert, Burgers protestierte schriftlich und, ohne auf Widerstand zu stoßen, rückten englische Truppen ein.

Ein Versuch der Buren, durch eine Abordnung, an deren Spitze Paul Krüger und H. Jorissen standen, in Europa Hilfe zu suchen, war vorläufig erfolglos; sie blieben auf ihre eignen Kräfte angewiesen. Der Haß gegen die Engländer wuchs, als sich unter ihrer Herrschaft die Lage der Bevölkerung nach anfänglicher Förderung beständig verschlechterte und das Verhältnis zu den Eingebornen, das angeblich das Einschreiten Englands nötig gemacht hatte, immer unerquicklicher wurde. So war es natürlich, daß der Ruf zum Aufstand im Jahre 1880 mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wurde. Während kleinere Abteilungen der Buren die wenigen englischen Garnisonen belagerten und isolierten, begab sich die Hauptmacht nach der Grenze von Natal, wo das englische Entsatzheer notwendig ein für die Verteidigung sehr günstiges Bergland durchziehen mußte. Die Engländer erlitten mehrere Niederlagen: am 14. Dezember 1880 im Thale des Bronkhorst Spruit, den 28. Januar 1881 am Passe bei Laings Nek, den 9. Februar am Ingogofluß und entscheidend den 27. Februar 1881 am Mayuba- (oder Amajuba-) Hügel. Da ein Ministerwechsel in England erfolgte, der den einer Annexion abholden Whig William Ewart Gladstone wieder ans Ruder brachte, so erfolgte am 3. August 1881 der Abschluß der Pretoria-Konvention: Transvaal erhielt seine innre Freiheit zurück, blieb aber in seinen äußern Beziehungen in einer gewissen Abhängigkeit von England. Paul Krüger (s. sein Bildnis auf der Tafel bei S. 505) wurde Präsident der neuerstandnen und am 8. August 1881 ausgerufnen Republik.

Allein der Traum eines großen südafrikanischen Reichs unter englischer Oberhoheit, der durch den in der Londoner Konvention vom 27. Februar 1884 anerkannten Abfall Transvaals seinen ersten und durch das Eingreifen Deutschlands in Südwestafrika (S. 488) bald darauf seinen zweiten schweren Stoß erhielt, fand am Kap noch immer seine Vorkämpfer, die auf eine beßre Zukunft hofften. Transvaal hatte in seinen Goldfeldern (Moodie, Sheba, Witwatersrand) freilich eine Quelle des Reichtums, aber zugleich eine schwere Gefahr seines innern Gedeihens; die Goldsucher, die im Süden massenhaft zusammenströmten und in der 1886 gegründeten Stadt Johannesburg ihren Mittelpunkt fanden, waren größtenteils englischen Stamms und daher an und für sich geneigt, das englische Interesse zu begünstigen. Daß sie übermächtigen Einfluß im Innern erlangten, war allerdings durch die Gesetze der Republik verhindert, die den Einwanderern erst nach langem Aufenthalt im Lande das Bürgerrecht gewährten; es kam also alles darauf an, diese Gesetze zu ändern oder nötigen Falls gewaltsam umzustoßen. Zweifellos hat Cecil Rhodes, seit 1890 Premierminister der Kapkolonie (vgl. S. 488, 501 und 504), planmäßig an dieser Entwicklung gearbeitet, während er gleichzeitig bemüht war, den Rest Südafrikas für England zu sichern, Transvaal nach Möglichkeit mit englischem Gebiete zu umgeben und eine Verbindung zwischen Transvaal und Deutsch-Südwestafrika unmöglich zu machen. Krüger seinerseits betrieb den schon von T. T. Burgers eingeleiteten Bau einer Bahn nach der portugiesischen Delagoabai, die kein englisches Gebiet berührte und Transvaal eine freiere Stellung gab (Strecke Pretoria—Komati Poort eröffnet am 1. Januar 1895). Die Versuche Englands, auf irgend eine Weise die Delagoabai an sich zu bringen, wurden vereitelt, zunächst 1875 durch eine Portugal günstige Entscheidung des französischen Präsidenten Mac Mahon, später teilweise durch das Eingreifen Deutschlands, das den südafrikanischen Vorgängen mehr und mehr seine Aufmerksamkeit zuzuwenden begann, teilweise durch die sofortige Bereitstellung von 15 Millionen Francs von seiten Portugals, das durch den Anfang 1900 erfolgten Spruch der Schweizer Bundesregierung (Blaesi, Hensler und Goldan) zum Zahlen einer Entschädigung an die englisch-amerikanische Eisenbahnbaugesellschaft verurteilt worden war.

γ) Rhodesia.

Für ein Vordringen der Engländer nach Norden in das Gebiet der Betschuanen fanden sich bald Vorwände. Jenseit der Westgrenze Transvaals waren 1882/83 zwei kleine Burenrepubliken entstanden, Stellaland (Hauptort Vryburg) und Goschen (Goosen; Hauptort Mafeking), die trotz ihrer geringen Lebensfähigkeit den Handel durch schwere Zölle hinderten und überdies bald in heftige Händel mit den Eingebornen verwickelt waren. England entsandte, nachdem sich 1884 Mankoroane, der Häuptling der Batlapin, und Montsiwe (Montsiva), der Häuptling der Barolong, unter seinen Schutz gestellt hatten, eine bewaffnete Schar unter Charles Warren nach Norden; und am 30. September 1885 wurde das Gebiet unter dem Namen „Britisch-Betschuanenland" annektiert. Weiter im Norden, am Ngamisee, hatte der Mmangwato Khama (Chama), Sekomis Sohn, der zuerst in Schoschong, 1889—95 in Kwapong (Kopong) nnd seitdem in Palapye residierte, viel für den Fortschritt seiner (West-) Betschuanen (vgl. S. 461) geleistet und dadurch ein weitres Vordringen der Engländer erleichtert. Der Aufstand, der Weihnachten 1896 gegen das seit August 1885 bestehende britische Protektorat ausbrach, ist durch Unterwerfung der Betschuanenhäuptlinge Galishwe und Toto im August 1897 beendigt worden.

Als die Goldfelder im Maschonalande zahlreiche Abenteurer anlockten, war auch dort ein Grund zum Einschreiten gegeben. Der Matabelefürst Lobengula (S. 433) trat 1889 sein

Land an die von Rhodes 1889 gegründete „Englisch-Südafrikanische Gesellschaft" (British South African oder Chartered Company) ab; als er 1893 Widerstand versuchte, brachte ihn die unter Leander Starr Jameson stehende Schutztruppe zum Gehorsam zurück. Bulawayo, die Residenz des Matabelekönigs, wurde die Hauptstadt der neuen Kolonie „Rhodesia" (Name seit 1. Mai 1895 gebräuchlich); Forts sicherten die unter Rinderpest, Heuschrecken und Dürren leidende Erwerbung, als deren nordwestliche Ecke unter der Bezeichnung „British Central African Protectorate" das Marutse-Reich Leboschos (S. 462) ausgegeben wird. Gestützt auf die Siedelungen englischer Missionare im Hinterlande von Moçambique, dehnte man 1889 das britische Gebiet über den Sambesi hinweg bis zum Nyassa und Tanganyika aus (Britisch-Zentralafrika; englisch-portugiesischer Vertrag vom 11. Juni 1891). Somit war ein ungeheures Land dem englischen Einflusse gesichert und, mit Ausnahme des Nyassalands, der Ausbeutung durch die „Royal Chartered Company" geöffnet.

δ) Die „Uitlanders", Jamesons Zug und die Vorbereitungen zum Kriege (1895/99).

Die Wühlereien in Transvaal hatten unterdessen nicht aufgehört. Wie wenig auch der Mehrzahl der Bewohner Johannesburgs und des „Rands" an einer Umwälzung gelegen war, so leicht war es doch, in der unruhigen Masse eine Bewegung zu entfachen, die mit allen Mitteln auf einen Umsturz der bisherigen Verfassung hinarbeitete und in der die Forderungen der eingewanderten „Uitlanders" verkörpernden „Transvaal-" oder „National-Union" ihre Spitze fand. Da sich der Präsident Paul Krüger nicht abgeneigt zeigte, eine Anzahl Reformen nach und nach einzuführen und damit der ganzen Bewegung den Boden zu entziehen, schien ein rascheres Handeln geboten. Der Aufstand in Johannesburg wurde planmäßig vorbereitet, gleichzeitig an der Westgrenze Transvaals mit Unterstützung der Chartered Company eine kleine Truppenmacht zusammengezogen; unter dem Vorwande, daß Weiber und Kinder in Johannesburg der Gewaltthätigkeit der Buren ausgesetzt seien und „gerettet" werden müßten, brachen 800 Mann unter Führung Dr. Jamesons (vgl. oben) am 29. Dezember 1895 in Transvaal ein, während die Aufständigen in Johannesburg ihnen die Hand reichen sollten. Aber das Unternehmen mißglückte kläglich. Dank der Wachsamkeit Krügers war eine Streitmacht der Buren zur Stelle. Jamesons Truppe wurde am 1. Januar 1896 bei Krügersdorp geschlagen und am Tage darauf bei Blakfontein zur Ergebung gezwungen; in Johannesburg aber scheiterte der Aufruhr an der Uneinigkeit der Bewohner, da besonders die Deutschen sich entschieden auf die Seite der Südafrikanischen Republik stellten. Ein Telegramm des deutschen Kaisers Wilhelm II. beglückwünschte am 3. Januar den Präsidenten Krüger zu seinem Siege. Die Burenbevölkerung im britischen Südafrika war tief erregt; der Oranje-Freistaat zog Truppen zusammen und machte Miene, der bedrohten Schwesterrepublik zu Hilfe zu kommen. Das alles zwang die englische Regierung zur Vorsicht.

Den Leitern Transvaals war es klar geworden, daß die Selbständigkeit des Lands schwer bedroht war; sie bereiteten sich umsichtig auf den unvermeidlichen Zusammenstoß vor. Am wenigsten unmittelbar nützlich erwiesen sich ihnen die Sympathien Europas; England verstand es, durch rechtzeitige Zugeständnisse die von dieser Seite drohenden Verwickelungen hintanzuhalten. Dafür hatte der Jamesonsche Freibeuterzug den Afrikandern der Oranje-Republik die Augen geöffnet und hier an Stelle eines Engländerfreunds den Präsidenten Martinus Thomas Steijn, den Vertreter eines Bündnisses der Burenstaaten, ans Ruder gebracht. Auch in der Kapkolonie verschärfte sich der Gegensatz zwischen dem Holländertum und dem Engländertume; die Holländer

Petrus Jakobus („Piet") Joubert,
der Oberbefehlshaber (General-Kommandant) der Buren und seit 1896 auch Vizepräsident Transvaals, * 20. Januar 1831, von hugenottischer Abstammung, † 27. März 1900.

Stephanus Johannes Paulus („Paul") Krüger,
der Staatspräsident der Südafrikanischen Republik (gewählt 1882, 1888, 1893 und 1898), * 10. Oktober 1825 im Distrikte Colesberg, von deutscher Abstammung.

(Nach Photographien.)

erlangten endlich die Mehrheit in der Volksvertretung, so daß 1896 Rhodes und seine Leute weichen mußten und 1898 an die Stelle von Gordon Spriggs der Afrikaander W. P. Schreiner trat. Ihre wichtigste Stütze aber fanden die Buren Transvaals gerade in dem Goldbergbau, der in anderm Sinn eine so schwere Gefahr für sie gebildet hatte; die wachsenden Staatseinkünfte, die der Goldsegen gewährte, wurden dazu verwendet, eine tüchtige Artillerie anzuschaffen und die gesamte burische Streitmacht mit den modernsten Mehrladern zu bewaffnen. Pretoria wurde befestigt, Johannesburg durch ein starkes Fort zugleich beschützt und bedroht; wie eine Festung vor dem Beginn einer Belagerung versah sich Transvaal mit Vorräten aller Art und mit Schießbedarf für lange Zeit.

Es wäre unrecht, zu behaupten, daß es sich bei dem beginnenden Kampfe für England einzig und allein um die Interessen einiger Minenbesitzer und Geldfürsten gehandelt habe: der große Plan, aus Afrika ein neues Indien zu machen, der britische „Imperialismus" stand auf dem Spiel. Aber das Spekulantentum trägt die Schuld daran, daß man vorschnell eine Entscheidung suchte. Ein Hinausschieben hätte, nachdem die Buren einmal gewarnt und gerüstet waren, für England nur förderlich sein können: mit jedem Jahre wuchs die Zahl der Fremden in Transvaal, breitete sich die englische Sprache und Kultur weiter aus; unmerklich wäre so den Buren die Macht aus den Händen geglitten. Daß die englische Regierung oder ihr Kolonialminister Joseph Chamberlain hastig auf eine kriegerische Lösung der schwebenden Fragen hindrängte, daran trägt die Rhodessche Spekulantengruppe, die schon den Einfall Jamesons veranlaßt hatte, zweifellos die Schuld. Die Chartered Company stand unmittelbar vor dem Krache, dessen Herannahen Rhodes durch riesige Pläne, wie den einer Bahn vom Kap zum Nil, zu verschleiern suchte; ein Ausweg aus der Verlegenheit war nur zu finden, wenn es gelang, die Einkünfte aus der Besteuerung des Transvaaler Goldbergbaus, die der Burenregierung zuflossen, in die Tasche der Chartered Company zu leiten. Die angezweifelte „Suzeränität Englands" über Transvaal, die bestenfalls nur eine Einmischung in die auswärtigen Angelegenheiten gestattete, wurde zu gunsten der Uitlanders dazu verwendet, die Forderung einer bedeutenden Ausdehnung des Wahlrechts auf diese Fremden aufzustellen. Gab die Republik nach, dann verloren die Buren über kurz oder lang die Herrschaft im eignen Hause; widerstand sie, dann war ein bewaffnetes Einschreiten Englands geboten.

ε) Englands Krieg gegen die beiden Burenfreistaaten (1899/1901).

Der greise Paul Krüger (sein Bild siehe auf der beigehefteten Tafel „P. J. Joubert und St. J. P. Krüger"), der noch immer an der Spitze seines Volks stand, erkannte sofort die wahre Natur des britischen Schachzugs; um so schlechter war die englische Regierung von den Rüstungen der Buren unterrichtet. Während sie die Unterhandlungen hinschleppte und Truppen nach Südafrika schickte, thaten die Burenrepubliken plötzlich den entscheidenden Schritt. In einem Ultimatum (9. Oktober 1899) forderten sie die sofortige Zurückziehung der englischen Söldner und überschritten, als ihr Verlangen, wie zu erwarten war, einfach zurückgewiesen wurde, am 11. Oktober mit ihren inzwischen mobil gemachten Truppen die Grenze an verschiedenen Punkten.

Der Krieg führte zunächst zu einer Reihe von Niederlagen Englands, die um so beschämender waren, als sie zum guten Teile dem zurückgebliebnen Zustande der englischen Militärmacht zuzuschreiben sind; denn die Buren zeigten sich wenigstens anfangs keineswegs immer als entschloßne, zielbewußte Kämpfer.

Die Buren der beiden verbündeten Republiken eröffneten den Feldzug mit Angriffen auf die englischen Nachbarkolonien, vor allem auf Natal. Piet Joubert (sein Bild siehe auf der Tafel bei S. 505) warf die Truppen des Generals George Stuart White in mehreren Gefechten zurück und schloß sie in Ladysmith, dem befestigten Rückhalte der englischen Stellungen, vollständig ein (30. Oktober). Auf dem westlichen Kriegsschauplatze wurden Mafeking und Kimberley eingeschlossen, konnten aber nicht genommen werden. Eine Südabteilung der Buren endlich überschritt an verschiedenen Punkten den Oranjefluß und operierte in den nördlichen Bezirken der Kapkolonie, wo sich ihr ein Teil der holländischen Bevölkerung anschloß.

Die erste Aufgabe der Engländer war es nun, die belagerten Orte zu entsetzen. Anfang November ging General Redvers Buller, der Oberbefehlshaber der aus England gesandten Hilfstruppen, von der Kapstadt mit einem Teile seines Armeekorps nach Natal ab; eine Division unter Generalleutnant Paul Sandford Lord Methuen rückte zum Entsatze von Kimberley vor, Generalleutnant William Forbes Gatacre endlich sollte die nördliche Kapkolonie vom Feinde säubern. In größter Hast bewegte sich Methuen vorwärts, da die Rettung der Diamantenstadt Kimberley und des in ihr eingeschloßnen Rhodes die wichtigste Aufgabe zu sein schien. Bald aber traf er auf die Streitkräfte des Burengenerals P. A. Cronje und erlitt nach den Gefechten bei Belmont und Graspan (23. und 25. November) schwere Verluste am Modderfluß (28. November) und bei Magersfontein (11. Dezember 1899). Inzwischen war auch Gatacre bei Stormberg (11. Dezember) in einen Hinterhalt der Buren gefallen. Damit kam der Vormarsch im Norden der Kapkolonie trotz der Anstrengungen des tüchtigen englischen Reitergenerals George Arthur French ebenfalls zum Stehen. Noch weniger Erfolg hatten Bullers Angriffe; allerdings gelang es auch den Buren nicht, das seit dem 9. November aus schweren Geschützen beschoßne Ladysmith zu nehmen. Ein Teil der Burentruppen besetzte die wichtige Furt über den Tugelafluß bei Colenso, andre Abteilungen drangen weiter bis gegen Pietermaritzburg vor, wichen dann aber vor dem anrückenden Buller wieder hinter den Tugela zurück. Am 15. Dezember holte sich Buller bei einem Angriff auf die Stellung von Colenso eine schwere Niederlage (140 Mann tot, 762 verwundet und 228 gefangen; 11 Geschütze verloren).

England griff nunmehr zur Verstärkung des Heers auf Milizen, Yeomanry und Kolonialfreiwillige zurück; die besten Führer, über die man noch verfügte, Frederick Sleigh Lord Roberts von Kandahare und Waterford und Horatio Herbert Lord Kitchener von Chartum, traten an die Spitze des südafrikanischen Heers. Anfang Februar 1900 waren die Vorbereitungen zu dem neuen Feldzuge getroffen. Roberts beabsichtigte, zunächst den Belagerer Kimberleys, General Cronje, zu vertreiben, um dann einen Stoß gegen das Herz der Republiken zu führen und dadurch zugleich den Entsatz des hartbedrängten Ladysmith zu ermöglichen. Dieser Plan ist erfolgreich durchgeführt worden. Cronje ließ sich von der heranziehenden englischen Übermacht, die am 16. Februar Kimberley befreite, derart überraschen, daß sein Versuch, ostwärts zu entkommen, mißglückte; bei Paardeberg (18. und 19. Februar) umzingelt, mußte er sich nach neuntägigem tapfern Widerstand am 27. Februar mit 4000 Mann im Bette des Modderflusses bei Koodoesrand ergeben. Ohne weiter aufgehalten zu werden, erreichte Roberts am 13. März Bloemfontein, die Hauptstadt der Oranje-Republik.

Unterdessen hatte sich Buller in Natal, der das dortige Burenheer festhalten und womöglich doch noch Ladysmith entsetzen sollte, wieder einige schwere Schläge geholt; die Versuche, die Stellung der Buren am Tugela zu umgehen, wurden durch die Gefechte am Spionskop vereitelt (22. und 24. Januar 1900), die den Engländern etwa 2400 Mann, den Buren 115

Mann kosteten. Aber wie schon vorher, so nutzten auch diesmal die Buren ihre Vorteile wenig aus. Und bald machten die Erfolge des Lord Roberts ihre Wirkung in Natal geltend. Noch einmal (am 5. Februar) wurde Buller am Vaalkrantz zurückgeworfen; doch verhütete die Starrköpfigkeit des kranken Joubert, der jede Verfolgung untersagte, abermals die Vernichtung des englischen Heers. Ein vierter Vorstoß Bullers, der am 14. Februar begann, glückte: Ladysmith wurde am 28. Februar entsetzt; das Burenheer wich nach den Gebirgspässen zurück.

Roberts nahm sich nach der Einnahme Bloemfonteins anderthalb Monate Zeit, um sein Heer neu zu organisieren und die Verpflegung sicherzustellen. Die im Norden der Kapkolonie stehenden Burenabteilungen, deren eine von Christian De Wet geführt wurde, zogen sich unbehelligt in den Oranjefreistaat zurück und begannen hier bereits den Guerillakrieg, der allmählich die Hauptkampfart der Burenstreitkräfte werden sollte. Der Tod Jouberts (27. März) war nur scheinbar ein Unglück für die Buren, bei denen jetzt jüngere Kräfte, wie Hans und Louis Botha, De Wet, Beyer, Herzog, Delarey u. a. in den Vordergrund traten. Eine gute Probe der neuen Kriegsweise war der Überfall bei Sannas Post oder Koornspruit (31. März), der De Wet gegen 300 Gefangene und 7 Geschütze einbrachte; kurz darauf folgte ein ähnlich glücklicher Schlag bei Reddersburg (3./4. April). Wirklich aufhalten konnte man indessen den weitern Vormarsch der Engländer nicht: Ende April begann Roberts vorzurücken. Am 31. Mai war Johannesburg mit seinen Minen, der eigentliche Preis des Kampfs, und am 5. Juni die Hauptstadt Transvaals, Pretoria, in den Händen der Engländer, nachdem schon am 17. Mai Mafeking entsetzt worden war. Diese Erfolge führten jedoch ebensowenig zur Unterwerfung der Buren wie der Vorstoß nach Machadodorp (28. August) und Lydenburg, dem Zufluchtsorte Krügers (6. September), obwohl er die Delagoabahn als Preis einbrachte. Kitchener, der bei der Abreise des Lord Roberts nach England (30. November) den Oberbefehl übernahm, hat vergeblich versucht, den Kleinkrieg zu beenden und besonders den unermüdlichen De Wet unschädlich zu machen. Er konnte nicht einmal hindern, daß gegen Ende 1900 starke Burenscharen in die Kapkolonie einbrachen; allerdings ist der erwartete allgemeine Aufstand der Kapholländer nicht eingetreten. Die Wirren in China machten die Lage der Engländer immer unbehaglicher; zum Überflusse trat auch die Pest in Kapstadt auf. So wurde denn Mitte März 1901 der erste Versuch unternommen, die Buren gegen verhältnismäßig milde Bedingungen zum Niederlegen der Waffen zu bewegen, während man vorher unbedingte Unterwerfung verlangt hatte; aber Botha, Steijn und De Wet haben am 22. März das Angebot abgelehnt. Die Versuche der Engländer, durch Deportierung der Gefangnen nach Sankt Helena (Cronje) und nach Ceylon und durch eine planmäßige Verwüstung des Lands den Widerstand ihrer zähen Gegner zu ersticken, haben bis Mai 1901 das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht.

7. Der Sudân und Abessinien.

A. Der westliche Sudân.

a) Das Land.

Wenn man den Sudân klimatologisch wie ethnographisch als die Übergangszone zwischen der Sahara und dem feuchttropischen Mittelafrika bezeichnen darf, so ergibt sich aus dem Bau und den Umrissen des afrikanischen Festlandes, daß diese Charakteristik in ihrem ganzen Umfange nur von den mittlern und östlichen Teilen des Gebiets gelten kann. Weil der westliche

mächtige Vorsprung des Erdteils, gerade dort, wo weiter im Osten das Waldland des Kongobeckens sich ausdehnt, südwärts von den Fluten des Golfs von Guinea bespült wird, so fällt dieser Vorbau in seiner Südhälfte anscheinend völlig dem Sudân zu. Aber da das echt afrikanische Wesen in Klima und Volkstum mit wunderbarer Zähigkeit den äußersten Südrand, die Guineaküste, behauptet, so besteht weiter nach dem Innern hin eine ebenso kenntliche Zone des Übergangs von wüstenhafter Öde zu tropischer Fülle und von den hellfarbigen, sehnigen Männern der Steppe zu den dunkeln, schwerfälligen Söhnen der tropischen Feuchte, wie weiter ostwärts.

Mancherlei Umstände haben indessen dazu beigetragen, daß sich im Westen, also im Nigerbecken, das sudânische Volksleben und die sudânische, seit alter Zeit von Norden her beeinflußte Halbkultur am breitesten und charakteristischsten entfalten konnten. Zunächst fehlt den westlichen Negern, so wacker sie sich auch gegen die immer von neuem andringenden nördlichen Einflüsse behauptet haben, doch der Rückhalt an den dunkelfarbigen Volksmassen Innerafrikas, die schon dadurch, daß sie den sudânischen Fürsten immer neue Scharen von Sklaven liefern, eine beständige unfreiwillige Wanderung nach Norden unternehmen und so das Volksleben im rein nigritischen Sinn aufs entschiedenste beeinflussen. Ferner aber ist es die Beschaffenheit der westlichen Sahara, die ihre Einwirkung mächtig äußert. Der Westen der großen Wüste ist verhältnismäßig reich an Regen und Quellen, Oasen und Weidegründen; in ihm und den südlich angrenzenden Steppen konnten echte Nomadenvölker entstehen, deren erobernde und staatenbildende Kraft sich in der Geschichte des westlichen Sudâns oftmals gewaltig geltend macht. Übt so die Sahara selber durch ihre Bewohner auf die Geschicke des Lands ihren Einfluß aus, so gestattet sie nicht minder den Bewohnern der Nordküste, die an der Kulturentwicklung des Mittelmeerbeckens teilnehmen, mit ihren Karawanen bis zum Niger und Senegal vorzudringen und Keime der Gesittung wie der Religion nach dem Süden zu tragen.

b) Die Bevölkerung.

Der Sudân ist kein Gürtel der Völkermischung in dem Sinne, daß ein neues, einheitliches Volkstum das gewaltige Gebiet erfüllte. Gerade im Westen wird man angesichts der Mischung an zwei widerstrebende Flüssigkeiten erinnert, die gewaltsam durcheinander geschüttelt sind; unvermischte Reste der einen wie der andern sind noch allenthalben zu erkennen. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß die von Norden kommenden hellfarbigen „Berber" selbst das Ergebnis einer Mischung aus ungleichartigen Bestandteilen sind, die sich erst im Laufe der beglaubigten Geschichte vollzogen hat (vgl. Bd. IV, S. 221). Bei den verschiedenen Mischstämmen des Sudâns und des Kongolands sind die einzelnen Urbestandteile des Berberstamms in sehr ungleicher Weise beteiligt. Die Stämme des Ostens (Mangbuttu und Nyam-Nyam) sind in der Hauptsache wohl mit braunen Äthiopiern gemischt, deren afrikanisches Ausstrahlungsgebiet seit alter Zeit südlich von Ägypten liegt, während die große Zahl der Blonden bei den Fulbe darauf hinweist, daß hier die blonden Libyer stark an der Mischung teilgenommen haben. Die Einwirkung der Äthiopier, die ja nilaufwärts eine bequeme Bahn ins Innre hatten, scheint sich außerordentlich weit zu erstrecken. In verhältnismäßig junger Zeit hat sich in den Arabern eine neue hellfarbige Rasse zu den Völkern gesellt, die vom Norden und Osten her den Sudân beeinflussen.

Die Mischungen mit den Nordvölkern mögen teilweise schon sehr früh begonnen haben. In karthagischer und römischer Zeit ist wenigstens von Einzelnen der trennende Wüstengürtel durchbrochen worden. Herodot erzählt von einer verwegnen Reise einiger Leute des Nomadenstamms der Nasamonen, die von Ägypten aus bis zum Niger gelangt seien; ist die Sahara

ehemals wasserreicher gewesen als gegenwärtig, so wäre gerade in den ältesten Zeiten ein solches Unternehmen trotz des Fehlens der Kamele leichter möglich gewesen als heutzutage. Was indessen aus dem klassischen Altertum von Berichten übrig ist, trägt äußerst wenig zur ethnographischen Kenntnis des Sudâns bei; erst mit der arabischen Zeit beginnt seine beglaubigte Geschichte.

Wie bei den kleinern Steppen- und Wüsten Afrikas, so läßt sich auch für die Sahara und die nach Süden angrenzenden Steppen vermuten, daß sich die Kraft und Bedeutung der Wüstenvölker im Laufe der Zeit gehoben haben muß, und zwar genau in dem Maße, wie ihnen die Viehzucht die Möglichkeit gewährte, ihr ärmliches Gebiet besser auszunutzen; vorher vielleicht unstete, armselige Jäger, wuchsen sie zu starken, kampflustigen Stämmen heran. Zwei Stufen dieser Entwicklung werden durch die Einführung des Rinds, die schon früh, und durch die des Kamels, die erst in spätrömischer Zeit stattgefunden hat, scharf bezeichnet. War vorher der dunkelfarbige Ackerbauer Innerafrikas den dürftigen Wüstenbewohnern überlegen, so wandte sich jetzt mehr und mehr das Blatt: der Neger ward unterjocht oder zum Rückzuge gezwungen.

In einer frühen Zeit scheint der Neger fast über den ganzen Sudân und bis weit in die Wüste hinein verbreitet gewesen zu sein; ob er einst noch weiter nördlich gesessen hat, ob nicht auch die Berberbevölkerung Nordafrikas altansässige Nigritier, namentlich in den der Wüste benachbarten Strichen, in sich aufgenommen hat, mag dahingestellt bleiben. Wenigstens Fezzan ist einst von Negern bevölkert gewesen, wie die Überlieferung und die dunkle Hautfarbe des Volks bezeugt; und in der westlichen Sahara finden sich unverkennbare Reste einer alten nigritischen Bewohnerschaft. Nach einer Angabe des römischen Geschichtschreibers Sallust (86—31 v. Chr.) waren zu seiner Zeit noch die südlichsten Striche der eigentlichen Wüste in den Händen der Neger, obwohl auch damals schon Vorläufer der verschiednen Rassen, aus denen die Berber später zusammengeflossen sind, neben ihnen aufgetreten sein mögen.

Die Verbreitung der Kultur braucht im Sudân, der nordafrikanischen Einflüssen zugänglich war, nicht unmittelbar mit Völkerverschiebungen zusammenzuhängen, während dies in Nordafrika sicher der Fall war. Charakteristischerweise hat der Pflug weder seinen Weg durch die Sahara gefunden noch den echt nigritischen Hackbau im Sudân verdrängt; dagegen sind die Herdentiere, die auf dem Wege über die Meerenge von Sues oder teilweise wohl auch über die Straße von Bab el-Mandeb nach Afrika gelangten, bis in den Sudân und von dort aus weiterhin nach dem Innern Afrikas vorgedrungen, so das Schaf, die Ziege, das Rind, das Pferd und zuletzt das Kamel. Haben in ältrer Zeit die Kulturströmungen ähnliche Bahnen eingeschlagen wie heutzutage, so ist ein förmlicher Kreislauf der Gesittung um die Sahara herum zu beobachten: von Osten her dringt Kultur in Nordafrika ein, verbreitet sich bis zum heutigen Marokko, wandert von dort nach Süden in das Nigergebiet, geht dann wieder ostwärts und trifft endlich in der Nähe des Nils mit einer andern Strömung zusammen, die von Ägypten aus südwärts flutet. Etwas verändert wird dieses einfache Bild nur durch den zeitweise starken Verkehr, der von den tripolitanischen Häfen nach dem mittlern Sudân stattfindet und manche neue Errungenschaft dorthin früher gebracht hat, als auf dem umständlichern Weg über Marokko und die Nigerländer. Mit der wachsenden Kultur entstanden städtebewohnende Mischvölker, die als neues Glied in der Kette den alten Kampf zwischen Nomaden und Ansässigen, oder zwischen hellfarbigen Stämmen und Negern zu mildern und in andre Bahnen zu lenken wußten. Die von Norden kommende gewerbliche Kultur hat ihrerseits auf die Völker und die Staaten einen tiefen Einfluß geübt. Die beiden großen staatenbildenden Stämme vorwiegend nigritischen Bluts im westlichen und mittlern Sudân, die Mandingo (Mandinka; vgl. oben, S. 450) und die Haussa, sind ausgesprochne

Gewerbe- und Handelsvölker. Als solche sind sie hervorragend befähigt, in die Gebiete andrer Stämme einzudringen, dort kleine Kolonien zu bilden und gelegentlich, wenn das Glück günstig ist, die Herrschaft an sich zu reißen. Die Mandingo finden sich als Lederarbeiter, Färber, Weber und Schmiede bis zur Westküste verbreitet; die Haussa sind als Händler und Handwerker bis zur Sklavenküste vorgedrungen, wo sie zugleich als Träger des Islams Einfluß gewinnen. Südlich vom Verbreitungsgebiete der Mandingo spielen die Soninke (Serakolet, Sarakoleh) eine ähnliche Rolle. Auch unfreiwillige Wanderungen dieser Art kommen vor, so besonders im östlichen Sudân, wo Bewohner von Bornu und Baghirmi als Träger höhrer Kultur nach den östlichern Staaten verpflanzt worden sind. Es ist wohl möglich, daß sich die Ausbreitung der frühesten Staaten auf sudânischem Boden teilweise bereits durch diese Kulturwanderungen vollzogen hat; gerade das Nigritiertum findet im Gewerbebetrieb einen neuen Weg zur Macht gegenüber den arbeitsscheuen Hirtenstämmen der Wüste. Der Islam hat dann durch die Anregung zu Pilgerreisen den Horizont erweitert und den Verkehr mächtig gehoben.

Zunächst freilich mußte die schwarze Rasse mit ihrer Neigung zur Kleinstaaterei zurückweichen, als sich Berberstämme zu kräftigen, der Natur ihres Lands vortrefflich angepaßten Wüstenbewohnern entwickelten. Der bei weitem wichtigste dieser Stämme ist das große Volk der Tuareg (Einzelform: Targi) oder richtiger Imoscharh (Amasigh, Mazigh). Freilich scheint dieses Anpassen an die Wüste, dieses Vordringen nach Süden keine ganz freiwillige That gewesen zu sein; denn wenn auch die nördlichen Teile der Wüste bereits im Besitze der Tuareg waren (Sallust), so scheint doch die Hauptmasse des Volks in den fruchtbaren Strichen in der Nähe der nordafrikanischen Gebirgsketten gesessen zu haben, bis die Eroberungszüge der Araber sie allmählich und ruckweise nach Süden trieben. Einzelne Araberstämme drängten nach und teilten hier und da mit ihnen das neue Wohngebiet; die Neger aber, die in den Oasen im südlichen Teile der Wüste saßen, erlagen dem Ansturme der Tuareg. Diese immer wiederholten Stöße pflanzten sich im Sudân dann in südlich und östlich gerichteten Völkerverschiebungen fort.

c) Die ältre Geschichte des Westsudâns.

α) Ghana.

Schon vor dieser Zeit haben bedeutende Negerreiche im westlichen Sudân bestanden. Am weitesten läßt sich die Geschichte des Reiches Ghana oder Ghanata (eigentlich Aucar) zurückverfolgen, das um 300 n. Chr. entstanden sein soll und westlich von Timbuktu, nordwestlich vom Niger-Oberlauf am Rande der Wüste lag. Ein echt nigritisches Reich war es indessen nicht: die Herrscherfamilie soll einem hellfarbigen Stamm angehört haben, während der Kern des Volks zu den Mandingo oder Malinke zählte. Diese wertvolle Angabe beweist uns, daß schon lange vor dem Beginne der islamischen Zeit der Sudân ein Gebiet der Völkermischung war, und daß jener immer wiederkehrende Vorgang der Staatenbildung, der einen hellfarbigen Stamm zum Herrn einer dunkelfarbigen Bevölkerung macht, schon damals stattfand. Bis zum Beginne der islamischen Zeitrechnung sollen 22 Herrscher in Ghana regiert haben.

Nachdem Karthago und Kyrene wenigstens mittelbar einen Handelsverkehr mit den Ländern jenseit der Wüste unterhalten hatten, haben in stärkerm Maße nordafrikanische Kultureinflüsse den Sudân berührt, als die Eroberung Nordafrikas durch die Araber ein Volk an die Grenzen der großen Wüste führte, das vor den Gefahren des unwirtlichen Gebiets nicht zurückschreckte und durch den Wunsch, den Islam und die eigne Herrschaft auszubreiten, zu verwegnen Unternehmungen angespornt wurde. Angeblich war das Reich Senhagia in der westlichen Sahara

der erste Ausgangspunkt der islamischen Propaganda. Auch die Stadt Biru (Whalata) scheint ein Mittelpunkt des Handels und zugleich islamischer Kultur gewesen zu sein, bis sie von Timbuktu in den Schatten gestellt wurde. Thatsächlich stoßen wir früh auf die ersten Spuren des Islams im Sudân. Und obgleich die neue Lehre nicht überall günstigen Boden fand und bis zur Gegenwart nicht völlig durchgedrungen ist, so hat sie doch in ihrem Gefolge dem Lande das echteste Kennzeichen höhrer Kultur, die Schrift, übermittelt und damit den Grund zu einer zuverlässigen Geschichte des Sudâns gelegt. Die unschätzbarsten geschichtlichen Urkunden dieser Gebiete, die Jahrbücher von Sonrhay, sind von Ahmed Baba verfaßt (um 1640).

Während Ghana noch in voller Blüte stand, entwickelte sich ein neues Reich in seiner Nähe, Sonrhay (S. 512), wo Anfang des 7. Jahrhunderts die Dynastie der Saa — ebenfalls anscheinend vom Berberstamme — zur Herrschaft gelangte. Als ersten Herrscher nennt Ahmed Baba den Saa Alayaman, dem bis zur Islamisirung des Lands noch 14 Könige gefolgt seien. Der Kern des Reiches Sonrhay lag innerhalb der großen Biegung des Nigers, südlich vom heutigen Timbuktu; aber auch weiter im Osten, jenseit des Nigers, gehörten ihm bedeutende Gebietsteile zu.

β) Melle.

Anfangs war Sonrhay nicht sehr mächtig; vielmehr blieb ein dritter und etwas jüngrer Staat, das Reich Melle, lange Zeit die Vormacht im westlichen Sudân. Melle, dessen ältre Geschichte ganz im Dunkeln liegt, scheint von den Mandingo begründet zu sein, die vielleicht erst die Vorherrschaft der Berber gebrochen haben, dehnte in seiner besten Zeit seine Macht bis weit über die Nigerbiegung nordwärts aus und dürfte mittelbar seinen Einfluß bis zum Atlantischen Ozean geltend gemacht haben; seine Herrscher gehörten als Mandingo der dunkelfarbigen Rasse an. Die ersten Prediger des Islams sollen im Jahre 990 nach Melle gekommen sein und haben hier günstige Aufnahme gefunden. Noch früher hatte sich die Lehre Mohammeds bei den Wüstenstämmen verbreitet und viel dazu beigetragen, daß auch unter diesen die Neigung zu staatlichem Zusammenschlusse wuchs. Schon im 9. Jahrhundert hatte ein Berberhäuptling Tilutan den Islam angenommen, die benachbarten Negerstämme bekehrt und große Macht erlangt; und um 1034 waren wieder einmal die meisten Berberstämme der Wüste unter dem Zepter Abu Abdallahs vereinigt. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts wurde von den Tuareg an einer Stelle, wo wohl schon bisher regelmäßige Märkte stattgefunden hatten, die Stadt Timbuktu (s. die Tafel bei S. 519) gegründet, ein wichtiger Stützpunkt ihres Einflusses; um eben diese Zeit eroberten die Almoraviden, die für die Geschichte Nordafrikas und Spaniens von so großer Bedeutung geworden sind (vgl. Bd. IV, S. 507), vorübergehend das alte Reich Ghana.

Inzwischen hatten die Fürsten von Sonrhay um 1009 den Islam angenommen, die Herrscher von Ghanata um 1100; die von Melle dagegen, das immer mächtiger wurde, scheinen erst um 1200 diesen Beispielen gefolgt zu sein. Der bedeutendste Herrscher von Melle ist Mansa (Sultan) Mussa, der von 1311—31 regierte, aus seinem Reich eine kriegerische Macht ersten Ranges schuf und nach allen Seiten hin erobernd ausgriff. Ihm erlagen die Reste des alten Ghana, das zwar seine Selbständigkeit wieder erlangt, aber schon im 13. Jahrhundert einen großen Teil seines Gebiets an Melle verloren hatte; er eroberte das Reich Sonrhay und entriß den Tuareg das aufblühende Timbuktu. Weithin verbreitete sich sein Ruhm, als er mit ungeheuerm Gefolge im Jahre 1326 eine Pilgerfahrt nach Mekka unternahm und seine Reichtümer freigebig ausstreute. In Timbuktu mußte ein Baumeister aus Granada einen Palast für den König erbauen. Nach dem Tode Mussas drohte das Reich zu zerfallen; doch wurde es durch

Mansa Sſliman um 1335 wieder befestigt und Timbuktu, das der heidnische Fürst von Mossi erobert hatte, zurückgewonnen. Besonders heftig und im ganzen für Melle erfolgreich scheinen die Kämpfe gegen das südlicher gelegene Reich Ginne (Djinne) gewesen zu sein, dessen Fürsten im 13. Jahrhundert den Islam angenommen hatten. Ein Jahrhundert lang hielt sich Melle auf der Höhe seiner Macht, dann aber begann es unaufhaltsam zu sinken. Nach Ahmed Babas Angabe hatte ein „Heer Gottes", das plötzlich erschien und wieder verschwand, das Volk größtenteils vernichtet; es dürfte also eine große Umwälzung oder eine verheerende Krankheit verhängnisvoll gewirkt haben. Im Jahre 1433 nahmen die Tuareg Timbuktu wieder in Besitz, während sich die Statthalter der einzelnen Provinzen Melles bekriegten.

γ) Sonrhay.

Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts erhob sich Sonrhay (S. 511) zu einer alles überwältigenden Macht unter der Führung des grausamen, aber thatkräftigen Sſonni (Sunni) Ali aus berberischem Geschlecht. Einer seiner Vorfahren, Ali Kilnu, der am Königshofe zu Melle erzogen worden war, entfloh von dort mit seinem Bruder und erhob in Sonrhay erfolgreich die Fahne des Aufstands. Zunächst begnügten sich die Herrscher Sonrhays mit ihrer Unabhängigkeit; erst Sſonni Ali begann umfassende Eroberungskriege. Er erstürmte (1469) unter furchtbaren Greueln Timbuktu, wohin sich alsbald der Handelsverkehr des westlichen Sudâns mit Nordafrika zog, nahm dann das ehemalige Reich Ghana größtenteils in Besitz und hatte seine Macht bereits zu gewaltiger Höhe gebracht, als er auf einem Kriegszuge nach Süden ertrank (1492).

Sein Sohn, der ihm folgte, wurde bald durch einen Unterbefehlshaber des verstorbnen Fürsten, einen echten Neger, Namens Mohammed ben Abu Bakr, der als König den Titel Askia annahm, vom Throne gestürzt. Wir beobachten hier eine der häufigen Reaktionen im Rassenkampfe des westlichen Sudâns: der Negerbevölkerung, die den Hauptstamm der sudânischen Reiche bildet, gelingt es, die Herrschaft der hellfarbigen Wüstensöhne abzuschütteln und ihrer Rasse wieder zum Siege zu verhelfen. Freilich ist infolge der tiefgreifenden Rassenmischung in den meisten Fällen so wenig von reinen Berbern die Rede wie von reinen Negern; und die islamische Religion wurde durch den Wechsel der Herrschaft ebensowenig erschüttert wie die einmal begründete Kultur. Der „Askia" zeigte sich bald als geborner Herrscher, der Krieg zu führen verstand und durch Förderung der friedlichen Arbeit die innre Macht seines Reichs festigte; nach außen hin mehrte er durch eine glänzende Pilgerfahrt nach Mekka den Ruhm seines Lands. Anscheinend schuf er ein stehendes Heer, während Sſonni Ali noch jedesmal das ganze Aufgebot des Volks in den Kampf geführt hatte. Nach seiner Rückkehr aus Arabien bekriegte er das Reich Mossi, dessen Herrscher und Volk sich dem Islam hartnäckig feindselig zeigten, wandte sich dann gegen Melle, eroberte und zerstörte die Hauptstadt dieses alten Reichs und machte sich das Land tributpflichtig (1501). Hartnäckiger waren die Kämpfe mit den weiter südwärts wohnenden Völkern und den westlichen Stämmen. Daß der Askia auch nach Osten hin ausgriff und die damals bereits blühenden Haussastaaten teilweise mit Glück bekriegt hat, wird durch Leo Africanus bezeugt; bis Agades im Nordosten, wo er die Berber vertrieb und Neger aus Sonrhay ansiedelte, erstreckte sich seine Macht, die auch in diesem Einzelfall als ein Gegenstoß der nigritischen Rasse erscheint. In seinen letzten Lebensjahren brachen Zwistigkeiten in seiner Familie aus; 1529 zwang ihn sein Sohn Mussa zur Abdankung.

Sonrhay hielt sich längre Zeit auf der Höhe seiner Macht. Ruhmreich war besonders die Regierung des Askia Iſhak I. (1539—53), der zum erstenmal in Zwistigkeiten mit Marokko

geriet. Sein Nachfolger Daud regierte friedlich von 1553—82. Dagegen hatte dessen Sohn El Hadj bereits mit beständigen Bürgerkriegen zu kämpfen; und bald nach seiner Thronbesteigung erschienen marokkanische Gesandte, die Geschenke überbrachten, in Wahrheit aber nur die Vorläufer und Späher eines mächtigen marokkanischen Heers waren, das sich durch die Wüste gegen den Niger heranbewegte, abgesandt vom Sultan Mulai Hammed von Marokko. Dieser Herrscher nahm damit die Politik der Almoraviden wieder auf, die sich von Marokko aus Ghanas bemächtigt und eine Kerntruppe ihres Heers aus sudânischen Negern gebildet hatten. Zwar das marokkanische Heer ging in der Wüste zu Grunde; die Bürgerkriege aber dauerten fort, auch als El Hadj im Jahre 1587 gestürzt wurde und kurz darauf starb.

Kaum hatte endlich der Askia Iṣḥak II. im nächsten Jahre die Empörungen gedämpft und sich auf dem Throne befestigt, als ein neues marokkanisches Heer erschien, sich der Hauptstadt Gogo bemächtigte und dann Timbuktu einnahm. Da sich der Führer dieses Heers auf Unterhandlungen mit Iṣḥak einließ, statt die Eroberungen fortzusetzen, wurde er von Mulai Hammed, dessen ehrgeiziger Seele das Weltreich Philipps II. von Spanien als Beispiel vorschwebte, alsbald abgesetzt; sein Nachfolger, der Bascha Mahmud, schlug trotz der geringen Zahl seiner Truppen (3600 gegen angeblich 140,000) Iṣḥaks Heer, das dem Gewehrfeuer der Marokkaner nicht zu widerstehen vermochte, aufs Haupt (1591). Iṣḥak floh ostwärts zu den heidnischen Stämmen seiner Grenzländer, wurde aber dort erschlagen. Aller sonstige Widerstand war vergeblich; das mächtige Reich Sonhray, das alles Land am oberen Niger und Senegal umfaßt und bis zur Küste des Meers wie tief in die Wüste hinein seine Macht ausgebreitet hatte, war nicht mehr. Die eingewanderten Marokkaner bildeten ein neues Glied in der Völkermischung; ihre Nachkommen sind noch heute unter dem Namen Rumat (Scharfschützen) bekannt. Die neue marokkanische Provinz (vgl. Band IV, S. 248), deren Mittelpunkt die Stadt Timbuktu war, hatte übrigens nicht die Ausdehnung des alten Sonrhay-Reichs: manche Grenzprovinzen fielen ab, und einige Völker, wie die Bambara und besonders die Fulbe, breiteten sich erobernd aus.

δ) Die Haussastaaten.

Aber die Zerstörung des Reiches Sonrhay wirkte weiter. Bisher hatte der Schwerpunkt der westsudânischen Kultur am obern Niger gelegen, dort, wo sich die Einflüsse des Nordens am frühesten und leichtesten geltend machen konnten; nunmehr verschob er sich ostwärts an den mittlern Niger und Binuë und nach dem Gebiete, das sich im Winkel zwischen diesen beiden Strömen ausdehnt: nach den Haussastaaten. Hier vermochte die Kultur, wenn sie nur einmal Eingang gefunden hatte, festere Wurzeln zu schlagen als am Oberlaufe des Nigerstroms, wo steppenhafte Landstriche und damit der Geist des Nomadentums überwiegen und die Kultur nur in den handels- und gewerbfleißigen Städten dauernde Zuflucht findet. Auch die Haussastaaten sind ein Land der Städte, auch in ihnen strahlt von diesen Mittelpunkten die Kultur in die umgebenden Landschaften aus; aber die Landbewohner sind in der Hauptsache keine unsteten Nomaden, sondern ackerbauende Neger. Von einer durchgängigen Kultur oder auch nur von einer politischen Einheitlichkeit des Lands ist freilich auch heute noch keine Rede; überall zwischen dem staatlich organisierten Gebiete liegen oasenhaft die Sitze heidnischer Stämme, die von den Kriegszügen der Landesherren heimgesucht werden und sich durch Raubfahrten für den unfreiwilligen Tribut an Sklaven rächen, den man ihnen abnimmt.

Die älteste Geschichte der Haussastaaten ist noch dunkler als die der westlichen Reiche. Sicher ist nur, daß das Volk der Haussa, dem sie ihren Namen und ihre erste politische Gestaltung

verdanken, einst in seiner Hauptmasse weiter nördlich saß und zu jenen nigritischen Stämmen gehört hat, die in den südlichen Teilen der Sahara und den angrenzenden Strichen seßhaft waren. Das Gebirgsland von Air oder Asben dürfte einst im Besitz der Haussa gewesen sein. Von den Berbern der Wüste südwärts gedrängt, hat dies ohnehin schon mit berberischem Blute gemischte Volk allmählich einer Unzahl von Stämmen seine Sprache aufgezwungen, hat sich aber auf diese Weise aus einem eigenartigen Volke zu einer nur sprachlich einheitlichen Masse verflüchtigt.

Die Haussa bezeichnen als ihren Urſitz die kleine Stadt Biram, die östlich von Kano nahe an der Grenze des Reiches Bornu liegt; demnach ist wohl den Haussa die Kultur in der Hauptsache nicht von Westen her, über Melle und Sonrhay, zugegangen, sondern aus dem mittlern Sudân und insbesondre aus Bornu. Von dem Begründer der Stadt Biram, der denselben Namen führte wie der Ort, und von dessen Enkel Banu sollen die Vorväter der sieben alten Haussavölker und damit die ersten Könige jener sieben Staaten abstammen, die sämtlich in dem Gebiete zwischen dem Binuë und der Wüste einerseits, dem Niger und den Grenzen von Bornu anderseits lagen, ohne jedoch ihre Grenzen bis an einen der beiden Ströme unmittelbar vorzuschieben. Also haben die Haussa ihr Reich von den Randgebieten der Wüste her gegründet, während an den Ufern der Ströme sich noch lange Zeit und stellenweise bis zum heutigen Tage die Ureinwohner hielten, genau so, wie sie an den Ufern des Atlantischen Ozeans in einem dünnen Streifen den Angriffen der sudânischen Kultur und ihrer Verkünder Trotz geboten haben oder das obere Nilthal noch jetzt behaupten. Die sieben alten Haussastaaten waren Biram, Kano (S. 515), Daura, Gobir (S. 516), Katsena (S. 515), Soso oder Saria (S. 515 und 517) und Rano; Gobir und Daura dürften nebst Biram die ältesten Staatengebilde des Haussavolks sein. Die Überlieferung der Haussa, wonach die Mutter jener Begründer der Haussareiche eine Berberin gewesen sein soll, bestätigt, daß wir in ihnen kein reines, sondern ein mit den Stämmen der Wüste vermischtes Negervolk vor uns haben.

Das Volk der Haussa mag schon früh eine große Begabung für Gewerbe und Handel entwickelt haben, und vielleicht mehr durch die Macht seiner Kultur als durch Kriegszüge hat es seine Sprache und teilweise auch seine Herrschaft über eine zweite Gruppe von Staaten ausgedehnt, die als die unechten oder unehelichen Haussastaaten bezeichnet zu werden pflegen, weil angeblich sieben uneheliche Söhne Banus ihre Begründer waren; es sind dies Kebbi, Sanfara (Zamfara), Guari (Gbari), Nauri und, jenseit vom Niger und Binuë: Nupe, Yoruba und Kórórofa.

Die Sagen über die Begründer der sieben Haussastaaten lassen uns einen Blick in die staatlichen Verhältnisse der ältern Zeit thun. Als die Haussastaaten von Banu unter seine Söhne verteilt wurden, erhielten diese gleichzeitig bestimmte Ämter; so wurden zwei von ihnen zu Aufsehern des Verkehrs und Handels eingesetzt, zwei andre erhielten die Aufsicht über die Färbereien, ein fünfter erhielt die Aufgabe, Sklaven aus den feindlichen Gebieten zu rauben. Damit sind die Lebensbedingungen der alten Haussareiche vortrefflich gezeichnet. Der Reichtum des Lands beruht auf dem blühenden Gewerbe, besonders der Herstellung und Färbung von Kleiderstoffen, die durch regen Handelsverkehr weithin vertrieben werden. Der Sklavenraub liefert billige Arbeitskräfte für das Gewerbe, das allerdings in der Hauptsache von freien Leuten betrieben wird, und nebenbei für den Ackerbau, der freilich auch großenteils in den Händen eingeborner, halbzivilisierter Negerstämme ist, die in der Umgebung der großen gewerbfleißigen Städte wohnen; vor allem aber sind die Sklaven lange Zeit ein sehr wichtiger Ausfuhrartikel gewesen, dem die Blüte des Handels zwischen dem Sudân und den Randländern des Mittelmeers hauptsächlich zu danken ist.

Die Fürsten wie die Bewohner der Haussastaaten waren in ältrer Zeit durchaus Heiden. Wahrscheinlich haben die Anfänge dieser Reiche am Südrande der Wüste schon in vorislamischer Zeit bestanden, wenn auch die durch die Araberzüge veranlaßten Völkerbewegungen erst den eigentlichen Anstoß zum Vordringen der Haussa nach Süden hin gegeben haben. Die Staatenbildung griff auch schon früh über das Gebiet der echten und der unechten Haussastaaten hinaus, wie das Bestehen eines alten Reiches Fumbina im heutigen Adamáua beweist (vgl. unten, S. 517). Thatsächlich scheint das Eindringen der Haussa in ihre jetzigen Sitze naturgemäß das Zurückweichen der dort seßhaften, vielleicht auch schon einigermaßen kultivierten und zur Staatenbildung befähigten Völker veranlaßt und damit am Rande des nunmehrigen Haussalands das Entstehen neuer Reiche begünstigt zu haben. Wenn die Wanderung der Haussa wirklich mit der vom Islam verursachten Völkerverschiebung zusammenhängt, so mag die Gründung der Haussareiche in das 9. oder 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallen; Paul Konstantin Meyer verlegt den Beginn der Staatenbildung sogar erst in das 12. Jahrhundert.

Bis zur Einführung der islamischen Religion, die zuerst in Katsena um das Jahr 1540 erfolgt zu sein scheint, erfahren wir wenig von der Geschichte der Haussastaaten. Im 16. Jahrhundert war Katsena das mächtigste Reich, dessen Herrscherreihe sich etwa bis 1200 zurückverfolgen läßt. Um 1513 scheint es vom Askia Hadj Mohammed von Sonrhay bekriegt und tributpflichtig gemacht worden zu sein; als der Fürst von Kebbi die Herrschaft von Sonrhay abschüttelte, geriet es in Abhängigkeit von Kebbi, und noch später machte Bornu seinen Einfluß geltend. Der erste mosleminische Fürst von Katsena hieß Ibrahim Madji; fünfzig Jahre nach seinem Tode kam die Dynastie der Habe auf den Thron, die bis zur Eroberung des Lands durch die Fulbe regiert hat. Später als Katsena kam die Stadt Kano, die zum Teile von Bornuleuten bewohnt und wiederholt mit dem Bornureiche vereinigt war, zu Bedeutung; längere Zeit kämpften die Fürsten von Bornu und von Kórófa um den Besitz der Stadt. Über die Zustände der übrigen Haussastaaten und ihr Verhältnis zu einander bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts ist nur wenig bekannt; das Reich Saria, Soso oder Segseg scheint vorübergehend im Besitze des ersten Askia von Sonrhay gewesen zu sein.

d) Die neuere Geschichte des Westsudâns.

α) Die Fulbe.

Unsere Unkenntnis wird zum Teil durch den Umstand verschuldet, daß die Fulbe bei ihrer Eroberung der Haussastaaten absichtlich alle ältern geschichtlichen Zeugnisse zerstört haben. Darum beginnt die zusammenhängende Geschichte erst mit diesem siegreichen Vordringen der Fulbe, nach denen jetzt zuweilen das ganze Gebiet benannt wird. Wo sich die Fulbe (von ihren Nachbarn auch Fula, Fellani, Fellatah und Fullan genannt) noch unvermischt erhalten haben, kennzeichnet sie die magere sehnige Gestalt und helle Hautfarbe als echte Söhne der Steppe, ihr Leben als typische Nomaden, deren Dasein auf der Zucht der Rinder beruht. Der Sprache nach scheinen sie den Berbervölkern nahe zu stehen. Ihre ursprünglichen Wohnsitze liegen im westlichsten Sudân, wahrscheinlich im Steppenlande nördlich vom Senegal und teilweise im Thale dieses Stroms. Die Behauptung, daß die Fulbe das alte Herrschervolk Ghanas gewesen seien, läßt sich ebensowenig erweisen wie die an sich wahrscheinliche Ansicht, die Urväter des Volks seien aus Marokko nach dem Sudân gelangt.

Ziemlich früh erscheinen die Fulbe in der Geschichte jener Staaten am Oberlaufe von Niger und Senegal, die zuerst im westlichen Sudân Bedeutung erlangten; und zwar dürften sie sich am

mittlern Senegal zuerſt ſtaatlich geeinigt haben, um ſich bald, anfangs faſt unbemerkt, weiter nach Oſten auszubreiten. Um 1300 ſandten die in Melle angeſiedelten Fulbe bereits eine Geſandtſchaft nach Bornu. Der König Sſonni Ali von Sonrhay (S. 512) unternahm im Jahre 1492 einen Kriegszug gegen die Fulbe im Süden ſeines Lands und machte ſie ſeinem Reiche tributpflichtig; doch um 1500 wird von neuen Kämpfen des Askia Hadj Mohammed gegen dieſes Volk berichtet, das alſo bereits ziemlich mächtig und weit nach Oſten hin verbreitet geweſen zu ſein ſcheint. Dieſe Ausdehnung wird ſchon damals in derſelben Weiſe erfolgt ſein wie ſpäterhin: die Fulbe drängten ſich als wandernde Rinderhirten in die Gebiete der anſäſſigen Völker ein und benutzten hier und da eine günſtige Gelegenheit, ſich zu Herren zu machen und kleine ſelbſtändige Reiche zu begründen. Um 1533 werden Kämpfe zwiſchen dem herabgekommnen Reiche Melle und jenen weſtlichen Fulbe erwähnt, die in der Nähe ihrer urſprünglichen Heimat ſeßhaft geblieben waren. Natürlich haben die Fulbe bei ihrem Vordringen nach Oſten verſchiedne andre nomadiſche Stämme in ſich aufgenommen und ſich vielfach auch mit Negern gekreuzt, namentlich in ihren alten Stammſitzen mit den dunkelfarbigen Djolof (vgl. S. 449); die Abteilung der Torobe verdankt dieſer Miſchung ihren Urſprung. Manche Stämme ſind durch eine kaſtenartige Entwicklung zu Handwerkerklaſſen geworden, wie denn überhaupt ein Teil der Fulbe vom Nomadismus zum Gewerbebetrieb übergegangen iſt.

Auf ihren Wanderungen gelangten die Fulbe auch allmählich in die Hauſſaländer, zunächſt nur als geduldete, von den Hauſſa mit Verachtung behandelte Eindringlinge. Im 16. Jahrhundert hatten ſie ſich bereits bedeutend vermehrt und hier und da politiſchen Einfluß erlangt, ſo beſonders in Kebbi (vgl. S. 514 und 515), wo ſie ſich um dieſe Zeit mit Erfolg in die innern Zwiſtigkeiten der kurz vorher begründeten Kantadynaſtie einmiſchten. Schon damals waren einzelne Abteilungen noch weiter nach Oſten bis Baghirmi und vielleicht auch ſüdwärts nach Adamáua vorgedrungen: hier wohnen noch heutzutage heidniſche Fulbe, während der übrige Teil des Volks durch ſeinen islamiſchen Fanatismus bekannt iſt.

Gerade dieſer Fanatismus hat den Anſtoß zu einer gründlichen Umwälzung in den Hauſſaſtaaten gegeben. Wie in den meiſten Fällen, ſo iſt freilich auch hier die religiöſe Bewegung nur der Deckmantel der natürlichen Folgen geweſen, die ſich aus der allmählichen Verſchiebung des ſozialen und ethniſchen Gleichgewichts ergeben haben; aber die Religion trug doch dazu bei, daß die Fulbe ſich ihrer Kraft bewußt wurden und gegenüber den in religiöſen Fragen duldſamen, wenn nicht gleichgültigen Hauſſa ein gemeinſames Loſungswort fanden. Es war im Jahre 1802, als im Lande Gobir (Gober) ein Scheich der Fulbe, Namens Othmân dan Fódio, ſein Streben nach politiſcher Macht mit einer religiöſen Bewegung zu verbinden und ſeine Volksgenoſſen zum Kampfe gegen den Fürſten von Gobir zu erregen wußte, indem er ſie durch ſchwungvolle religiöſe Geſänge zu höchſter Begeiſterung entflammte. Trotz anfänglicher Niederlagen behauptete er ſich gegen ſeine Gegner und hinterließ bei ſeinem Tode ſeinem kriegeriſchen Sohne Mohammed Bello bereits ein Reich, das dieſer, obwohl vom Könige von Bornu mehrfach bekriegt, beſtändig zu vermehren wußte; vergebens ſuchten auch die Sultane von Sanfara, Gobir, Nupe im Bunde mit den Tuareg die Fulbe zurückzudrängen. Gleichzeitig brachen auch die Fulbe im Flußgebiete des Senegal los und gründeten im Gebirgslande ſüdlich vom Strome das Reich Futa Djallon. Und 1816 errichtete ein Fanatiker von Gando aus das Reich Maſſina, dem 1826 auch Timbuktu hinzugefügt wurde. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts erging es ähnlich dem ſchon um 1650 von heidniſchen Mandingo (Bambara) gegründeten Segu (vgl. unten, S. 519).

Die Haussastaaten fielen, zum Teil erst nach langem Widerstande, gänzlich in die Hände der Fulbe; das Volk der Haussa mußte seine Herrschermacht an den einst so verachteten Hirtenstamm abgeben. Im übrigen änderten sich die staatlichen Verhältnisse nicht sehr. Die Hauptmacht der Fulbe vereinigte sich im Reiche Sokoto, Mohammed Bellos Erbteil; sein König ist zugleich das geistliche Oberhaupt aller östlichen Fulbestaaten, übt aber auch fast nur in diesem Sinn Einfluß aus. Die Länder am mittlern Niger bilden das Reich Gando (Gandu), als dessen erster Herrscher Abd' Allahi, der Bruder Othmans, eingesetzt worden war. Zu Gando gehören — ebenfalls nur in religiöser Beziehung — das hochkultivierte Nupe (Hauptstadt: Bida), das schon im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, durch Bürgerkriege geschwächt, den Fulbe in die Hände fiel, und als südlichster Staat Ilorin (Elorin) im Norden von Yoruba. Im Südwesten endlich ist Adamáua, das in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts von den Fulbe erobert wurde, gleichfalls so gut wie unabhängig (vgl. unten, S. 518). Auch die andern Fürsten der ehemaligen Haussastaaten stehen vielfach nur in lockerm Verhältnis zu Sokoto; einige, wie der Sultan von Bautschi, dessen Dynastie um 1800 auf den Thron kam, sind überhaupt keine Fulbe, sondern echte Neger.

Das Reich der Fulbe, die in ihrem ersten Ansturme den westlichen Sudân so gründlich erschüttert und selbst Bornu mit Vernichtung bedroht hatten (S. 526), zeigte bald Spuren des Verfalls. Die Fulbe zogen zum Teil in die Städte, mischten sich mit den Haussa und verloren ihre Sprache und ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten, mit Ausnahme der Bórroro, die dem Hirtenstande treu blieben. Gleichzeitig büßten sie ihren Fanatismus und ihren kriegerischen Mut ein: die von den Sultanen aufgebotnen Heere bestanden fast ausschließlich aus Negern. Kurz, das Negerblut begann alsbald in unmerklichem, aber unaufhaltsamem Fortschreiten sich das Volk der Eroberer zu assimilieren. Ohnehin geboten die Fulbefürsten so wenig wie die Haussakönige über das ganze Gebiet, vielmehr saßen überall noch zahlreiche Heidenstämme, die den islamischen Bedrängern verzweifelten Widerstand leisteten; waren sie endlich besiegt, bekehrt und zu Unterthanen der Fulbe gemacht, so verstärkten sie nur die Masse der Neger immer aufs neue. Selbst ein kleines selbständiges Haussareich blieb erhalten: als Saria, die Hauptstadt des alten Staates Soso, von den Fulbe erobert wurde, wich der König nach Süden zurück und gründete im Gebiete der Heidenstämme ein neues kleines Reich mit der Hauptstadt Abudja, das allen Angriffen der Fulbe widerstanden hat. Auch in ihren Ursitzen zu Gobir haben sich die Haussa behauptet.

So herrschen die Fulbe teilweise nur noch dem Namen nach über ein Gebiet, dessen Bevölkerungskern dank seiner höhern Kultur eine unverwüstliche Lebenskraft bekundet. Von der Herrschaft zurückgedrängt, breitet sich das Volk der Haussa um so kräftiger im friedlichen Verkehr über alle benachbarten Landesteile aus und verschafft seiner Sprache immer weitre Geltung; bis Kete-Kratji im deutschen Togolande herrscht bereits das Haussa, wenn auch in verdorbner Form, als allgemeine Verkehrssprache. Das Fulbereich ist im Innern morsch und hinfällig geworden. Kleine Stämme können die Verbindung zwischen Kano und Saria mit Sokoto auf lange Zeit im Jahre gänzlich unterbrechen oder Haussaleute vor den Thoren von Gando wegfangen. Daß das Reich einem Anstoß von außen nicht längst erlegen ist, kommt (nach P. Staudinger) nur daher, daß es von keinem thatkräftigen Nachbar begrenzt wird.

β) Adamáua.

Die alten Haussareiche waren im Süden von einem Kranz unabhängiger heidnischer Staaten umgeben: Korórofa südlich vom mittlern Binuë, Fumbina, der Vorläufer des heutigen

Adamáua u. a. Adamáua, nach dem ersten Fulbeherrscher Adama benannt, unterscheidet sich durch eine Eigenschaft von den andern Haussastaaten und ähnelt in diesem Sinne mehr den Reichen des mittlern Sudâns: Es gehört nicht mehr der großen westlichen Ausbiegung Afrikas an, sondern grenzt nach Süden hin mit seiner ganzen Breite an Mittelafrika mit seiner echten Negerbevölkerung, ist infolgedessen einer fast unbegrenzten Ausdehnung fähig und erlaubt den Fürsten einen Sklavenraub im größten Maßstabe. Es ist ferner so reich und fruchtbar und begünstigt so sehr den Ackerbau, daß die Rinderseuchen, die in den andern Haussaländern die Fulbe verarmen ließen, sich hier nicht so verhängnisvoll geltend machen und die Kraft des Volkes erschüttern konnten. Die meisten Fulbe sind hier längst zum Ackerbau übergegangen, für den die Sklavenjagden immer neue Hilfskräfte liefern; außerdem ist die Einwanderung gewerbfleißiger Familien aus Bornu für die Entwicklung der Kultur von großem Nutzen gewesen.

Die politische Obergewalt Adamáuas liegt in den Händen des Fürsten von Yola, der an der nordwestlichen, den andern Haussastaaten zugekehrten Grenze seinen Sitz hat; sein Einfluß aber nimmt nicht nur mit der Entfernung von seiner Hauptstadt ab, sondern erstreckt sich auch im übrigen nicht etwa gleichmäßig über das Land: überall finden sich zwischen den Mittelpunkten der Fulbemacht kleine heidnische Gebiete und Staatengebilde, die mit den Fulbe und auch meist untereinander in beständiger Fehde liegen. Die Einrichtung der Fulbereiche und insbesondere Adamáuas entspricht ganz dem mittelalterlichen Lehnswesen; die Provinzen sind an einzelne Würdenträger vergeben, die wieder über eine ganze Schar von Vasallen gebieten, während die Hofämter meist in den Händen der Sklaven sind. Die wichtigsten Fulbeprovinzen Adamáuas sind Bubandjidda, Ngaundere, Tibati und Banyo; Tibati und Ngaundere (Ngaumdere) haben bis zum Eingreifen der Deutschen ihr Gebiet beständig vergrößert und waren die kraftvollsten Teile des gesamten Fulbereichs. Neben ihnen besteht südlich von Adamáua der unabhängige Heidenstaat Galim, der sich in verhältnismäßig neuer Zeit gebildet und durch zahlreiche heidnische Flüchtlinge verstärkt hat. Und im Norden (Djamáre) hat der verwegne Bandenführer Mallam Hajato, der Sohn des Prinzen Saïdu und Enkel Mohammed Bellos (S. 516), die Oberherrschaft von Yola abgeschüttelt. Den Binuë abwärts haben die Fulbe noch in den letzten Jahrzehnten neue Reiche gegründet. In neuester Zeit hat Deutschland im südlichen Adamáua eingegriffen und das Vorrücken der Sudânneger zum Stillstande gebracht (vgl. S. 490).

γ) Die marokkanische Zeit der westlichen Gebiete.

Merkwürdig lange ist trotz der Ungunst der Verhältnisse, der geringen Zahl seines Heers und der Schwierigkeit des Nachschubs die Herrschaft Marokkos über die westlichen, vormals zu Sonrhay gehörigen Gebiete wenigstens dem Namen nach aufrecht erhalten worden, auch trotz mancher Umwälzungen in Marokko, die an und für sich nicht ohne Einfluß auf den Sudân bleiben konnten. Die Ursache dieses langen Beharrens liegt einfach darin, daß die marokkanischen Soldaten, die Rumat (vgl. S. 513), deren Musketen den Krieg so rasch entschieden hatten, sich als eine Art Herrscherkaste in den festen Plätzen niederließen, durch Heirat mit einheimischen Frauen sich Einfluß und Freunde verschafften und zuletzt zu einem neuen Bevölkerungsgliede wurden, das nun selbständig die eroberten Gebiete behaupten konnte und doch zugleich ein Interesse daran hatte, einigen Zusammenhang mit Marokko aufrecht zu erhalten. So blieb, als nach dem Tode Mulai Hammeds von Marokko im Jahre 1603 Unruhen das Reich zerrütteten, die Verbindung mit der neuen Provinz Sonrhay ungestört; nur wurde von jetzt ab der Pascha der Provinz nicht mehr von Marokko aus gesendet, sondern von den Rumat selbst gewählt. Das

Timbuktu.

führte freilich, da sich jeder neugewählte Pascha durch Geldspenden erkenntlich zeigen mußte, zur tollsten Prätorianerwirtschaft: in einem Zeitraum von 150 Jahren zählt man 154 regierende Paschas. Bürgerkriege und Erpressungen waren die natürlichen Folgen dieser Verhältnisse. Daneben waren beständige Kämpfe mit den verschiednen Stämmen der Tuareg an der Tagesordnung. Im 17. Jahrhundert stellte Sonrhay noch große Mengen schwarzer Soldaten zur marokkanischen Armee, die als Leibgarde den Sultanen gegen die Aufstandsgelüste der eignen Unterthanen wertvolle Dienste leisteten. Um 1680 unternahm ein kleines marokkanisches Heer einen Kriegszug nach den von Marokko unabhängigen Gebieten des Sudâns und brachte reiche Beute mit nach der Heimat; aber seit dem Jahre 1692 wurde der Name des Sultans von Marokko in den Kanzelgebeten ausgelassen und damit die letzte Spur der Abhängigkeit beseitigt. Der Versuch eines Ehrgeizigen, eine eigne Dynastie zu gründen, mißlang jedoch. Allmählich nahm die Macht der Rumat, der Nachkommen des alten marokkanischen Eroberungsheers, wieder ab. Im Jahre 1737 erlag ihr Heer dem Tuaregfürsten Ogmor, der nun eine Zeitlang Oberherr von Sonrhay war, ohne indes die Rumat ganz unterwerfen zu können. Um 1770 ging die Stadt Gogo (Gao) am Niger an die Tuareg verloren; am Nordufer des Stroms entstand ein mächtiges Reich Aussa (Asauad), das die Verbindung mit Marokko fast ganz zerstörte und Timbuktu an sich riß. Und im Anfange des 19. Jahrhunderts vernichtete der Ansturm der Fulbe vollends die Macht der Rumat. Von Gando, dem neuen Fulbereich am mittlern Niger, erschien Mohammed Lebbo mit einem fanatisierten Heer am Oberlauf des Stroms und gründete ein Reich, dessen Mittelpunkt die Stadt Massina wurde (1816; vgl. S. 516). Timbuktu (s. die beigeheftete farbige Tafel „Timbuktu") fiel vorübergehend in seine Hände und wurde im Laufe der ersten Hälfte des Jahrhunderts bald von den Tuareg, bald von den Fulbe besetzt.

d) Hadji Omar und Ahmadu.

Eine abermalige Zeit der Unruhe begann mit dem Auftreten eines neuen Fanatikers der Fulbe, des Hadji (Hadj) Omar, der, aus den ältesten Wohnsitzen des Fulbevolks am Senegal stammend, sich zum Religionsstifter aufwarf und bald ein mächtiges Heer um sich sammelte. Er griff die Negerreiche an, die nach dem Zerfalle der großen Staaten am Senegal und am obern Niger entstanden waren (Bambuk, Kaarta und Segu), und verwüstete sie furchtbar, maß sich dann, allerdings nicht zu seinem Vorteile, mit den Franzosen in Senegambien (S. 493) und bemächtigte sich endlich Timbuktus. Als seine Besatzung durch die Tuareg vertrieben wurde, zog er selbst gegen die Stadt, holte sich aber eine schwere Niederlage (1863). Dennoch gelang es ihm, die Länder am obern Senegal und Niger zu einem großen Reiche zu vereinigen, das auf seinen Sohn überging. Ahmadu, der wie sein Vater den Titel Emir el Mumenin (Lamine, Herrscher der Gläubigen) annahm, wählte Segu-Sikoro zu seiner Hauptstadt, wohnte also inmitten der Bambaraneger (vgl. oben, S. 513 und 516), die den Hauptstamm seiner Unterthanen bildeten. Segu wurde 1890 von den Franzosen erobert, ein Jahr später das Reich Ahmadus vollends unterworfen.

e) Der Südwesten.

Verhältnismäßig am dunkelsten sind die Schicksale jener Landstriche, die weiter südwestwärts nach der Küste zu liegen und erst in neuester Zeit von Europäern besucht worden sind; ihre wirtschaftliche Bedeutung beruht vorwiegend auf dem Vorkommen der Kolanuß, die einen wichtigen Ausfuhrgegenstand bildet. Aus den Überlieferungen der nigritischen Reiche Aschanti und Dahomeh wissen wir, daß beide Staaten in Kämpfe mit islamischen Fürsten ver-

Timbuktu

führte freilich, da sich jeder neugewählte Pascha durch Geldspenden erkenntlich zeigen mußte, zur tollsten Prätorianerwirtschaft: in einem Zeitraum von 150 Jahren zählt man 154 regierende Paschas. Bürgerkriege und Erpressungen waren die natürlichen Folgen dieser Verhältnisse. Daneben waren beständige Kämpfe mit den verschiednen Stämmen der Tuareg an der Tagesordnung. Im 17. Jahrhundert stellte Sonrhay noch große Mengen schwarzer Soldaten zur marokkanischen Armee, die als Leibgarde den Sultanen gegen die Aufstandsgelüste der eignen Unterthanen wertvolle Dienste leisteten. Um 1680 unternahm ein kleines marokkanisches Heer einen Kriegszug nach den von Marokko unabhängigen Gebieten des Sudâns und brachte reiche Beute mit nach der Heimat; aber seit dem Jahre 1692 wurde der Name des Sultans von Marokko in den Kanzelgebeten ausgelassen und damit die letzte Spur der Abhängigkeit beseitigt. Der Versuch eines Ehrgeizigen, eine eigne Dynastie zu gründen, mißlang jedoch. Allmählich nahm die Macht der Rumat, der Nachkommen des alten marokkanischen Eroberungsheers, wieder ab. Im Jahre 1737 erlag ihr Heer dem Tuaregfürsten Ogmor, der nun eine Zeitlang Oberherr von Sonrhay war, ohne indes die Rumat ganz unterwerfen zu können. Um 1770 ging die Stadt Gogo (Gao) am Niger an die Tuareg verloren; am Nordufer des Stroms entstand ein mächtiges Reich Aussa (Asauad), das die Verbindung mit Marokko fast ganz zerstörte und Timbuktu an sich riß. Und im Anfange des 19. Jahrhunderts vernichtete der Ansturm der Fulbe vollends die Macht der Rumat. Von Gando, dem neuen Fulbereich am mittlern Niger, erschien Mohammed Lebbo mit einem fanatisierten Heer am Oberlauf des Stroms und gründete ein Reich, dessen Mittelpunkt die Stadt Massina wurde (1816; vgl. S. 516). Timbuktu (s. die beigeheftete farbige Tafel „Timbuktu") fiel vorübergehend in seine Hände und wurde im Laufe der ersten Hälfte des Jahrhunderts bald von den Tuareg, bald von den Fulbe besetzt.

δ) Hadji Omar und Ahmadu.

Eine abermalige Zeit der Unruhe begann mit dem Auftreten eines neuen Fanatikers der Fulbe, des Hadji (Hadj) Omar, der, aus den ältesten Wohnsitzen des Fulbevolks am Senegal stammend, sich zum Religionsstifter aufwarf und bald ein mächtiges Heer um sich sammelte. Er griff die Negerreiche an, die nach dem Zerfalle der großen Staaten am Senegal und am obern Niger entstanden waren (Bambuk, Kaarta und Segu), und verwüstete sie furchtbar, maß sich dann, allerdings nicht zu seinem Vorteile, mit den Franzosen in Senegambien (S. 493) und bemächtigte sich endlich Timbuktus. Als seine Besatzung durch die Tuareg vertrieben wurde, zog er selbst gegen die Stadt, holte sich aber eine schwere Niederlage (1863). Dennoch gelang es ihm, die Länder am obern Senegal und Niger zu einem großen Reiche zu vereinigen, das auf seinen Sohn überging. Ahmadu, der wie sein Vater den Titel Emir el Mumenin (Lamine, Herrscher der Gläubigen) annahm, wählte Segu-Sikoro zu seiner Hauptstadt, wohnte also inmitten der Bambaraneger (vgl. oben, S. 513 und 516), die den Hauptstamm seiner Unterthanen bildeten. Segu wurde 1890 von den Franzosen erobert, ein Jahr später das Reich Ahmadus vollends unterworfen.

ε) Der Südwesten.

Verhältnismäßig am dunkelsten sind die Schicksale jener Landstriche, die weiter südwestwärts nach der Küste zu liegen und erst in neuester Zeit von Europäern besucht worden sind; ihre wirtschaftliche Bedeutung beruht vorwiegend auf dem Vorkommen der Kolanuß, die einen wichtigen Ausfuhrgegenstand bildet. Aus den Überlieferungen der nigritischen Reiche Aschanti und Dahomeh wissen wir, daß beide Staaten in Kämpfe mit islamischen Fürsten ver-

wickelt waren (S. 452), ja daß Dahomeh lange Zeit einem sudânischen Reiche tributpflichtig war (S. 454). Aber nicht alle Gebiete waren und sind dem Islam gewonnen: in vielen der südwestlichen Reiche findet sich nur eine geringe Zahl von Gläubigen, und andere halten mit Zähigkeit am Heidentume fest. Als ein Hort des heidnischen Glaubens und, was fast dasselbe sagen will, des echten Negertums tritt schon in ältrer Zeit das Reich Mossi (vgl. oben, S. 512) hervor, das ungefähr in der Mitte zwischen Aschanti und Timbuktu liegt. Nach der Zerstörung des Reiches Melle bildeten sich aus den südlichen Provinzen neue Staaten; zu diesen hat wohl auch das im 16. Jahrhundert erwähnte Reich Mandingo gehört, da das Volk der Mandingo Melle gegründet hatte. Größre Städte bildeten auch hier den Mittelpunkt der Reiche, wie Kong, dessen Bedeutung durch die an der Küste verbreiteten Gerüchte früher sehr übertrieben worden ist. In der Mitte des 19. Jahrhunderts hat Samory (vgl. S. 493) im Süden von Segu ein mächtiges Reich gegründet, das erst 1898 den Angriffen der Franzosen erlegen ist.

Im allgemeinen verbreitet sich der Islam in allen diesen Gebieten mehr durch friedlichen Verkehr als durch Gewalt. Zunächst erscheint der arabische oder arabisierte Kaufmann, dessen Reichtum zugleich seinem Glauben Achtung verschafft, später der Bettelmönch oder Priester, der Koransprüche schreibt und sie als geschätzte Amulette verkauft; endlich treten einzelne Häuptlinge oder der Fürst des Lands selbst zum Islam über, während die Masse des Volks meist bei ihrer heidnischen Religion bleibt und in ihrem Glauben auch nicht weiter beunruhigt wird.

e) Die Aufteilung des Westsudâns durch die europäischen Kolonialmächte.

Durch den kolonialpolitischen Wettlauf im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist der westliche Sudân (wenigstens auf dem Papiere) fast ganz aufgeteilt worden. Breite farbige Streifen verkünden auf den neuern Karten, wo die Grenzlinien der verschiednen „Interessensphären" verlaufen. In der Hauptsache handelt es sich im westlichen Sudân um die Ansprüche Englands und Frankreichs, neben denen sich Deutschland nur mühsam entfalten kann (vgl. S. 490).

α) Frankreich.

Frankreichs Vorstöße nach dem obern Senegal und Niger sind in großen Zügen bereits geschildert worden (S. 493). Als seine natürlichen Feinde erscheinen auf diesem Gebiet Ahmadu von Segu, dessen Macht durch das Vordringen der Franzosen einen unheilbaren Stoß erlitten hat (S. 519), und Samory, der ihnen nun ebenfalls erlegen ist (S. 494). Durch Verträge hat sich Frankreich nunmehr alles Land am obern Niger bis zu den Grenzen von Gando gesichert.

β) England.

Die Engländer haben ihrerseits mit Erfolg den untern Niger und den Binuë zum Vordringen ins Innre benutzt und es durchgesetzt, daß die Haussastaaten mit Ausnahme des größten Teils von Adamaua dem englischen Einflusse zugesprochen worden sind. Die ganze Entwicklung ist ruhig und verhältnismäßig gesund vor sich gegangen, da die kaufmännischen Unternehmungen, anders wie meist in den französischen Kolonien, den politischen vorausgingen; daß sich aber England noch zu rechter Zeit das Monopol auf den Nigerhandel und die Ausbeutung der Haussaländer hat sichern können, liegt nur an der geringen Beachtung, die Afrika bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus bei den europäischen Mächten gefunden hatte. Insbesondre der Niger, die einzige großen Schiffen zugängliche Wasserstraße nach dem Innern Afrikas, blieb lange so gut wie unbenutzt, bis 1832 und namentlich seit 1854 der englische Reeder Macgregor Laird (1808—61) häufigere Reisen stromaufwärts unternahm, um Elfenbein einzutauschen;

doch erst nach 1870 sind die ersten Faktoreien am Strom entstanden. Eine Haupturſache dieſer Verſpätung ſind wohl die Verhältniſſe des teilweiſe ſchwer zu befahrenden und von feindlich geſinnten Stämmen bevölkerten Nigerdeltas, in deſſen zahlloſen Armen man ja früher überhaupt keine Ausmündung eines großen Stroms vermutet hatte. Deshalb iſt auch die erſte größre Siedlung der Engländer in dieſem Teil Afrikas, die Stadt Lagos (vgl. S. 480), nicht im Delta ſelbſt, ſondern weſtlich davon an den Lagunen entſtanden.

In den ſiebziger Jahren hatte ſich eine Menge kleiner Handelsgeſellſchaften gebildet, die ſich gegenſeitig das Leben ſauer machten, bis es 1879 dem Generalagenten Mac Intoſh gelang, ſie faſt alle zur United African Company zu vereinigen; 1882 in die „National African Company" umgetauft und erweitert, nennt ſie ſich ſeit dem 10. Juli 1886, wo ſie von der engliſchen Regierung einen Freibrief erhielt, die Royal Niger Company. Auch zwei franzöſiſche Geſellſchaften wandten ihre Aufmerkſamkeit dem Niger zu, unterlagen aber 1884 dem Wettbewerbe der Engländer, die nun den Handel auf dem Niger völlig monopoliſierten und ſich in dieſer Thätigkeit auch nicht durch die Kongo-Akte (S. 486), die den freien Handelsverkehr auf allen afrikaniſchen Strömen gewährleiſtete, ſtören ließen. Der politiſche Einfluß befeſtigte ſich, weniger durch kriegeriſche Mittel als durch kluges Verhalten gegen die einheimiſchen Fürſten, die ſich zur Annahme von Jahresgeldern bereit finden ließen; der Sultan von Sokoto bezieht ſeit 1885 eine Penſion von jährlich 30,000 Mark, die von Yola (ſeit 1893) und von Gando (ſeit 1885) je 20,000 Mark. Am Strome ſelbſt hält eine Truppenmacht von 600 Mann den Einfluß der Engländer aufrecht, und dreißig flachgehende Dampfer ſtehen der Kompanie zur Verfügung.

Unterm 1. Januar 1900 ſind laut des Übernahmevertrags vom 30. Juni 1899 die Ländereien der Royal Niger Company durch die britiſche Regierung zerlegt und mit denen des Niger-Küſten-Protektorats zuſammen in zwei neue Protektorate, Northern und Southern Nigeria, umgewandelt worden. Die Grenzen ſind folgendermaßen gezogen: Süd-Nigeria reicht an der Nigerküſte von Ogbo (W.) bis zur Croß-Mündung (O.), wird im Weſten von Lagos, im Norden von dem Schweſterprotektorat, im Oſten von Kamerun begrenzt. In Alt-Kalabar reſidiert der Oberkommiſſar (Ralph Moor), beſchützt von einer 7000 Mann ſtarken Polizeitruppe; weitere Hauptorte ſind Benin und Akaſſa. Viel größer iſt das Gebiet von Nord-Nigeria, das weſtlich von Franzöſiſch-Dahomeh, nördlich vom franzöſiſchen Sudân, öſtlich vom deutſchen Kamerunhinterlande begrenzt wird; ſomit umfaßt es die ehemaligen Fulbe- und Hauſſaſtaaten (Sokoto, Nupe, Ilorin, Saria, Bautſchi und Muri), Teile von Borgu und Gando und auch von Bornu, da es ſich nordöſtlich bis zum Tſadſee ausdehnt. Der Oberkommiſſar (General Frederick Lugard; vgl. S. 495) reſidiert in Djebba, während das an der Mündung des Binuë in den Niger gelegne Lokodja als Hauptort gilt; wichtige Punkte ſind natürlich auch die aus den alten Verhältniſſen her bekannten Hauptſtädte Wurno, Sokoto, Gando, Saria, Bida, Ilorin, Yola, Yakuba und Kano geblieben.

B. Der mittlere Sudân.

a) Vorbemerkung.

Viel weniger als der Weſten ſind die mittlern Teile des Sudâns von den europäiſchen Beſtrebungen bisher berührt worden. Als mittlerer Sudân gilt jener Teil des großen, Afrika von Weſten nach Oſten durchziehenden Gebietsſtreifens, der, öſtlich vom Becken des Nigers, weſtlich von dem des Nils gelegen, ſich in voller Breite an die feuchten Landſtriche Innerafrikas lehnt und die Eigenart eines Übergangslands, die dem Sudân nun einmal ſeinen

Charakter verleiht, am vollkommensten in sich verkörpert. Dennoch ist das Gebiet nicht sehr einheitlich, sondern besteht aus einer Reihe mehr oder weniger selbständiger Landschaften, denen eigne und im ganzen voneinander unabhängige Staatengebilde entsprechen. Wir können im Westen das Becken des Tsad unterscheiden, in dessen fruchtbaren Ebenen sich das Reich Bornu entwickelt hat, weiterhin das Thal des Schari mit Baghirmi, endlich im Osten zwei Gebirgsländer mit den Staaten Wadai und Dar Fur. Im Süden aller dieser Gebiete liegen echte Negerländer, die im ethnographischen Sinne dem Nordrande des Kongobeckens angehören und als Ziele unaufhörlicher Sklavenjagden die Grundlage des Gedeihens der eigentlichen Sudânstaaten und zugleich die Ursache beständiger Völkermischung sind. Im Norden aber dehnt sich die mittlere Sahara aus, deren Völker an den Schicksalen der Sudânstaaten einen wichtigen und zuweilen entscheidenden Anteil haben; von der Wüste und der Küste Nordafrikas her hat sich die Kultivierung des mittlern Sudâns vollzogen.

b) Die Wüstenvölker des mittlern Sudâns im allgemeinen.

Die geographische Lage des mittlern Sudâns, insbesondre die von Bornu zur nordafrikanischen Küste ist von höchster Wichtigkeit. Tiefer als an irgend einer andern Stelle dringt nordwärts vom Tsadsee das Mittelländische Meer mit der gewaltigen Doppelbucht der beiden Syrten in das afrikanische Festland ein; und dem Wandrer, der nach Süden zieht, bietet eine Kette von Oasen willkommne Rast, unter ihnen die größte aller Oasen der Sahara, das Land Fezzan. So ist der Weg von Tripolis nach dem Tsad der Lieblingspfad europäischer Forscher geworden, da im Norden nicht, wie in Marokko und Algier, mächtige Gebirgsketten zu übersteigen sind und die gefährliche Strecke der Wüste verhältnismäßig schmal ist. Diese Gunst der Verhältnisse mußte frühzeitig einen nur von den Wüstenbewohnern zeitweise gehinderten Handelsverkehr entstehen lassen.

Das merkwürdigste Volk der mittlern Sahara sind die Tibbu (Tubu, Tebu, Tibbo) oder Teda, deren Kern im Gebirgslande von Tibesti noch heute, wie wahrscheinlich seit alter Zeit, seine Wohnsitze behauptet. Nach Gustav Nachtigal, der schlimme Wochen unter ihnen zugebracht hat, sind sie ein durchaus eigentümlicher, unliebenswürdiger Menschenschlag, den Naturbedingungen ihrer Heimat völlig angepaßt und im Körperbau und Charakter durch sie bestimmt. Diese Anpassung ist erfolgt, obwohl ein starker, vielleicht überwiegender Zusatz nigritischen Bluts nicht zu verkennen ist; möglicherweise sind auch zwerghafte, buschmannähnliche Stämme, von denen die alten Geographen zu berichten wissen, in ihnen aufgegangen. Mager, beweglich, ausdauernd ist jeder Einzelne. Die Hautfarbe ist durchschnittlich heller als die der Sudânneger, dunkler als die der Berber; und neben edelgeschnittnen Gesichtern finden sich negerhafte Profile. Ihre Zähigkeit und ihr scharfer Verstand macht die Teda zu ebenso tüchtigen Kaufleuten wie zu geschickten Räubern und Dieben; in derselben Richtung wirken die durch die bittere Armut ihres Daseins erzeugte Habsucht und Gewissenlosigkeit.

Wenn es den Teda auch gänzlich an eignen Überlieferungen fehlt, so ist doch so viel gewiß, daß sie einst größere Gebiete der Wüste bewohnt haben als heutzutage, während sie anderseits in einigen Landstrichen erst neuerdings eingewandert zu sein scheinen. Die Beweglichkeit des Volks spiegelt sich in seiner Geschichte. In der Oase Kufra, die früher von Teda bewohnt war, finden sich heute keine Vertreter dieses Stamms mehr, und in Fezzan sind sie nur noch spärlich vorhanden; in Kanem und Bornu dagegen sind noch in neuerer Zeit Teda in größerer Zahl eingewandert. Außer Tibesti bewohnen die Teda gegenwärtig die Oase Kawâr an der großen

Straße von Bornu nach Tripolis; auch die Einwohner von Borku und die des Bahr el Ghazal sind gleiches Stamms, obwohl man sie gewöhnlich nicht als Teda bezeichnet.

Aus älterer Zeit wissen wir wenig von den Teda. Keinesfalls sind sie eins mit den Garamanten, die in Fezzan ein Reich besaßen, das schließlich von den Römern in Besitz genommen wurde (Phazania); eher dürfen sie unter den troglodytischen Stämmen im Süden von Fezzan verstanden werden, die Herodot zu den Äthiopiern rechnet. Ihr Verhältnis zu den Garamanten dürfte ungefähr der unfreundlichen Stellung entsprochen haben, die die Buschmänner Südafrikas den holländischen Ansiedlern gegenüber einnahmen (S. 419). So mögen die Teda den althergebrachten Verkehr der Garamanten mit dem Sudân keinesfalls begünstigt haben; vielleicht ist es ihrer Feindschaft zuzuschreiben, daß die alte Karawanenstraße von Fezzan nicht unmittelbar nach dem Tsadsee, sondern südwestlich nach dem Berglande von Air führte.

Obwohl der Kern des Tedavolks wohl heute noch dieselben Sitze behauptet wie in alter Zeit, so ist es doch durch jene Bewegungen nicht unbeeinflußt geblieben, die mit dem Vordringen der Araber nach Afrika und der Einführung des Islams verbunden waren (vgl. auch unten, S. 525). Die Teda scheinen übrigens die neue Lehre erst vor wenigen Jahrhunderten angenommen zu haben; dagegen tauchen schon früh arabische Horden in Fezzan und in der mittleren Sahara auf. Über die ältere Geschichte dieser Araber wissen wir zwar nicht viel; aber aus neurer Zeit sind die merkwürdigen Schicksale eines Araberstamms bekannt geworden, die als Beispiel des Nomadentums und seines Einflusses auf seßhafte Stämme und den Handelsverkehr dienen können.

Der Stamm der Aulad Soliman hauste früher in der Nähe der großen Syrte, wo im Winter die Kamelherden ergiebige Weide fanden, und zog im Sommer nach Fezzan, um die ihm gehörenden Dattelpflanzungen aufzusuchen und die Ernte einzubringen. In einer jener Fehden, die unter den Nomaden der Wüste zu den Notwendigkeiten des Daseins gehören, gelangte der Stamm zu Macht und Ansehen und vereinigte zahlreiche kleinere Stämme unter seinem Schutze. Zerwürfnisse mit den Herrschern von Tripolis zwangen die Aulad Soliman vorübergehend zur Auswanderung nach Ägypten. Als neue Wirren in Tripolitanien und Fezzan ausbrachen und der Usurpator Bei Mohammed el Mukni sich 1811 der Stadt Mursuk bemächtigte, kehrte der Stamm nach Fezzan zurück und belagerte Mursuk, wurde aber durch Verrat größtenteils vernichtet (1815). Für zwanzig Jahre, bis ein neues Geschlecht waffenfähiger Männer herangewachsen war, verschwindet der Stamm aus der Geschichte Fezzans, ohne seine zähe Lebenskraft zu verlieren. Als nun ein Häuptlingssohn, der am Hofe von Tripolis aufgewachsen war, auf einigen Raubzügen der Fezzaner die Reichtümer des Sudâns kennen gelernt hatte, reifte in ihm der Gedanke, an der Spitze seines wieder erstarkten Stamms in diesen Gebieten Macht und Schätze zu gewinnen. Zunächst fand er indessen in Tripolis und Fezzan ein Feld seiner Thätigkeit und behauptete zwölf Jahre lang die Herrschaft in Fezzan. Erst als er in der Entscheidungsschlacht gegen die Türken Land und Leben verloren hatte, kam man auf den frühern Gedanken zurück; und die Trümmer des Stamms zogen südwärts zuerst nach Borku, dann nach Kanem an das nördliche Ufer des Tsad. Trotz ihrer geringen Zahl von kaum tausend waffenfähigen Männern setzten sie bald das ganze Gebiet zwischen dem Tsad und Tibesti in Schrecken, beraubten die dort hausenden Stämme ihrer Herden, brandschatzten die Karawanen und brachen von Zeit zu Zeit plündernd in die benachbarten Sudânstaaten ein, bis sie endlich, immer weiter ausgreifend, auch mit dem östlichsten Stamme der Tuareg anbanden, der das Bilma-Salz aus den Gruben bei Garu und Kalala in der Oase Kawâr (Kauar oder Henderi Tege) nach Bornu und den Haussastaaten brachte; in kurzer Zeit sollen die Tuareg 50,000

Kamele eingebüßt haben. Aber dies kriegerische Volk ließ sich nicht ungestraft reizen: ein Heer von 7000 Mann brach nach Kanem auf und schlug die Aulad Soliman so gründlich, daß der Stamm abermals verloren, seine Macht vernichtet schien (1850). Dennoch kam er wieder empor; vom König von Bornu als Grenzwächter gegen Wadai in Dienst genommen, erlangten die Aulad Soliman allmählich ihre alte gefürchtete Stellung zurück, nicht zum Heile des von ihnen durchstreiften Gebiets, das mehr und mehr verödete und die Araberhorde zu immer weiter ausgreifenden Raubzügen zwang. So fand sie der deutsche Reisende Gustav Nachtigal im Jahre 1871.

Die Geschichte der Aulad Soliman, dieses verwegnen, unruhigen, unverwüstlichen Stamms, mag in ältrer Zeit ihre Gegenstücke gehabt haben; sie zeigt, wie *wenig* die Steppen und Wüsten für die Staaten des Sudâns eine einfache *Grenze* bilden, wie sehr diese Staaten vielmehr unter dem Einflusse der an Zahl schwachen, aber durch ihre Beweglichkeit starken Nomadenhorden der Sahara stehen. Nur ein Zufall hat es verhindert, daß die Aulad Soliman sich nicht erobernd auf irgend eins der vorübergehend schwachen sudânischen Reiche warfen; einmal haben sie es doch versucht, sich in die Thronstreitigkeiten von Wadai zu mischen: ein Vorgang, der sich in der Vergangenheit fast aller Staaten des mittlern Sudâns sicherlich öfter abgespielt hat.

c) Die Staatengebilde des mittlern Sudâns.

α) Bornu.

Dank seiner günstigen Lage, der Fruchtbarkeit seines Bodens und der günstigen Mischung seines Volkstums hat *Bornu* lange Zeit wie eine einsame Leuchte der Kultur den mittlern Sudân erhellt und den benachbarten Reichen die Anfänge höherer Gesittung übermittelt. Bis zu der teilweise erfolgten Einbeziehung in das britische Protektorat Nord-Nigeria (Ende 1899; S. 521) umfaßte es das Gebiet, das sich südwestlich vom Tsad und westlich vom Schari bis zu den Grenzen der Haussastaaten ausdehnt und im Norden von der Wüste, im Süden von den Wohnsitzen unabhängiger Heiden begrenzt wird: ein typischer Sudânstaat, ein echtes Übergangsland zwischen der Sahara und dem nigritischen Afrika. Nach Osten und Westen hin waren die Grenzen leidlich genau bestimmt; im Süden und Norden aber schwankten sie und bildeten eher Säume abnehmenden Einflusses als feste Linien. Kanem insbesondere, das Land nordöstlich vom Tsad, war zuletzt fast ganz unabhängig von Bornu, obwohl beide Gebiete einst in den engsten Beziehungen zu einander gestanden hatten.

Die *geschichtlichen Überlieferungen* Bornus, die Heinrich Barth zuerst gesammelt und gesichtet hat, lassen eine beträchtliche Reihe von Jahrhunderten überschauen; leidliche Zuverlässigkeit gewinnt indessen die Geschichte erst mit dem Ende des 9. Jahrhunderts n. Chr. Bornu ist ein ausgezeichnetes Beispiel für die Art, wie sich zuerst in den der Wüste naheliegenden Strichen des Sudâns Staatengebilde entwickelt haben, die dann ihren Schwerpunkt mehr und mehr nach Süden in die ehemals rein nigritischen Landstriche verlegten: die Anfänge des Bornureichs liegen nämlich nicht im heutigen Bornu, sondern weiter nordöstlich in *Kanem*, dem jetzigen Raubgebiete der Aulad Soliman; die *Kanembu*, wie sie nach ihrem alten Wohnsitze heißen, bilden zusammen mit den *Kanuri* den Kern der Bevölkerung von Bornu. Aber selbst Kanem war anscheinend nicht die ursprüngliche Heimat der Kanembu, die sprachlich mit den Teda verwandt und vielleicht nichts andres als eine alte Abzweigung dieses Wüstenvolks sind, da auch ihre eigne Überlieferung von ehemaligen nördlicher gelegnen Sitzen spricht. Erinnern wir uns daran, daß im mittlern Sudân die nigritische Bevölkerung einst weit nordwärts gereicht und ganz Fezzan besessen hat (vgl. S. 523), so können wir auf einen großen geschichtlichen Vorgang schließen, auf

ein Vorrücken der staatenbildenden Berber nach Süden, womit alsdann das Entstehen des alten Garamantenstaats in Fezzan und späterhin der Reiche Kanem und Bornu zusammenfällt.

Merkwürdigerweise soll der erste König von Kanem, den die Chronik erwähnt, ein Araber (Sef) und zwar ein Nachkomme der alten himjarischen Königsfamilie (S. 246) gewesen sein. Falls etwas Wahres an der Angabe ist, so läßt sie darauf schließen, daß schon vor der islamischen Zeit oder doch in der ersten Zeit des Islams Araber in Afrika eingewandert sind und Einfluß unter den Stämmen der Sahara erlangt haben; indes sind starke Zweifel erlaubt. Auch die sonstigen ältern Nachrichten über Kanem sind unsicher. Seit dem Jahre 900 n. Chr., wo Kanem einen raschen und glänzenden Aufschwung genommen zu haben scheint, werden auch die geschichtlichen Überlieferungen ausführlicher und zuverlässiger. Die Mütter der ersten Fürsten nun, über die wir genauer unterrichtet sind, gehören keineswegs arabischen Geschlechtern an, sondern solchen der Teda; das gibt uns einen Fingerzeig, in welcher Weise auf nigritischem Boden das alte Kanem erwachsen sein mag. Der Vorgang mag sich abgespielt haben, wie die Eroberungen der Fulbe in den Haussastaaten; auch das allmähliche Wiedererstarken des passiven, aber zähen Negertums (vgl. S. 512) hat in Bornu ganz ähnlich stattgefunden: um 1250 gibt es bereits einen „schwarzen" König (Tsilim) auf dem Throne von Kanem. Im 11. Jahrhundert scheint indessen Tibesti noch mit Kanem aufs engste verbunden gewesen zu sein.

Ein großer Aufschwung des neuen Reichs vollzog sich, als unter König Humê oder Ume um 1130 n. Chr. der Islam in Kanem eingeführt und damit das Land in engre Beziehungen zur mohammedanischen Kulturwelt gebracht wurde, Beziehungen, die alsbald darin ihren Ausdruck fanden, daß der Bornuherrscher eine Wallfahrt nach Mekka antrat, auf der er 1151 in Ägypten starb. Sein Sohn und Nachfolger Dunama (II.) pilgerte sogar dreimal nach Mekka und starb 1205. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird Dunama (III.) Dibbalâmi (vgl. den IX. Stammbaum am Schluß) als mächtiger König gerühmt, der das Heerwesen ordnete, namentlich die Reiterei, die gefürchtetste Truppe der sudânischen Heere, entweder überhaupt einführte oder doch so verbesserte, daß seine Nachfolger nun im stande waren, sowohl nach Norden ausgreifend Fezzan unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, als auch im Süden vorzudringen und die ersten Schritte zur Unterwerfung Bornus, damals eines von kulturarmen heidnischen Negerstämmen erfüllten Lands, zu unternehmen. Das Kanem-Reich scheint um diese Zeit überhaupt seine größte Ausdehnung erreicht zu haben; es stand sogar in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Tunis und damit zur Kultur der Mittelmeerländer.

Bald darauf aber begann der Verfall, der sich ganz in den Formen vollzog, die in feudal regierten Staaten gewöhnlich sind: Thronstreitigkeiten, Aufstände mächtiger Vasallen, Verschwörungen aller Art zerrütteten zwei Jahrhunderte lang das Reich. Dennoch gelang um 1360 die allmähliche Eroberung der südlichen Heidenländer trotz des verzweifelten Widerstands der Urbewohner, der Sô, die noch zwischen 1348 und 1351 vier Könige von Kanem erschlagen hatten und in den Sagen der Bornu-Leute als Riesen erscheinen. In diese neugewonnenen Landstriche wanderte ein Teil der Bewohner Kanems ein, ohne die Neger völlig zu verdrängen.

Es war aber auch Zeit, daß die Herrscher von Kanem sich auf diese Weise ein neues, den Anfällen der Steppenbewohner mehr entzognes Gebiet sicherten; denn nicht nur Fezzan und Tibesti gingen dem zerrütteten Reiche nach und nach verloren, sondern selbst die Hauptstadt Djimi ließ sich auf die Dauer nicht behaupten. Hier war es der Stamm der Bulala, der in langwierigen Kämpfen sich zum Herrn des Lands machte und die Kanemherrscher um 1370 zum Rückzuge nach dem Süden, nach Bornu, zwang. Die Kriege mit den Bulala, die nach Barth ein den

Teda verwandtes Volk waren, begannen unter der Regierung des Königs Daud, dessen Name in der von Gustav Nachtigal bevorzugten Königsreihe merkwürdigerweise fehlt, bis dann Kanem endgültig aufgegeben ward, ohne daß dieser Verzicht dem innerlichen Hader und der Zerrissenheit des nunmehrigen Bornu-Reichs ein Ende gemacht hätte. Auch die Bulala setzten ihre Feindseligkeiten noch lange fort.

Allmählich mögen sich indessen die Hilfsquellen des neuen Gebiets entwickelt und eine zweite Machtentfaltung begünstigt haben. Der Umschwung trat ein, als der kraftvolle König Ali Dunamami (1465—92) den überwuchernden Feudalismus einschränkte, durch Gründung einer neuen Hauptstadt (Qasr Eggomo) einen festen Mittelpunkt schuf und namentlich nach Westen hin die Grenzen erweiterte. Als es dann seinem Sohn Idris (III., Edriß) gelungen war, auch die Bulala um 1500 zweimal zu schlagen, war das Reich Bornu wieder die Vormacht im mittlern Sudân und weiter nach Westen bis an den Niger hin. Unter Mohammed (V., 1515—39) hat es seine höchste Blüte erreicht. Ein nicht minder ausgezeichneter Herrscher war „Sultan" Idris (IV.) Amsami, der von 1563—1614 auf dem Throne saß, sich durch Einfuhr von Feuerwaffen die kriegerische Überlegenheit über seine Nachbarn sicherte, die kleinen halb unabhängigen Heidenstämme innerhalb der Grenzen Bornus bezwang, dann westlich in den Haussastaaten und nördlich unter den Wüstenstämmen seinen Einfluß zur Geltung brachte und überhaupt das Reich so festigte, daß es sich unter seinen Nachfolgern verhältnismäßiger Ruhe und friedlichen Gedeihens erfreuen konnte.

Aber diese Ruhe war das erste Anzeichen abermaligen Niedergangs. Die meisten Fürsten der folgenden Zeit waren weichliche Frömmler; die Heeresmacht verfiel. Schließlich hielt nur der Umstand, daß stärkere Feinde das Reich nicht bedrohten, das morsche Staatsgebäude aufrecht. Der Anfang des 19. Jahrhunderts brachte den unvermeidlichen Zusammenbruch. Im Jahre 1808 begann der Aufstand der Fulbe in den Haussastaaten, der schließlich das anscheinend so harmlose Hirtenvolk zur Herrschaft über diese weiten Gebiete gelangen ließ (vgl. S. 516): kein Wunder, daß auch die Fulbe in Bornu, wo sie spätestens bereits um 1560 eingewandert waren, von der Erhebung ihrer Volksgenossen angesteckt wurden. König Ahmed (1793—1810) war nach dem Zeugnisse der Chronik „ein gelehrter Fürst, freigebig gegen die Priester, verschwenderisch im Almosengeben, Freund der Wissenschaft und Religion, gnädig und mitleidig gegen die Armen"; aber ihm fehlte jede Spur von Thatkraft, und dem steifen altfränkischen Hofstaate, der ihn in der alten Residenz (Birni) umgab, alles frische Leben. Als die Fulbe unter ihrem Führer Othman dan Fodio (S. 516) das überdies durch eine furchtbare Pest entvölkerte Bornu angriffen, war jeder Widerstand vergeblich: schon 1809 fiel Birni, von König Ahmed in hastiger Flucht verlassen, in die Gewalt des unternehmenden Nomadenstamms.

Dennoch sollte Bornu nicht das Schicksal der Haussastaaten teilen, sondern eine unerwartete Lebenskraft bewähren. Der Führer der Kanembu war der Faki Mohammed el-Amin el-Kanemi, ein geborner Fezzaner, der, mit einem der kleinen Feudalherren von Bornu verschwägert, die Fulbe aus seiner Gegend verjagte, indem er dem Fanatismus der Fulbe gegenüber das gleiche Gefühl religiöser Begeisterung in seinen Anhängern zu erregen wußte. Nach dem Tode König Ahmeds (1810) führte sein Sohn Dunama (X.) den Kampf gegen die Fulbe ohne dauernden Erfolg fort, bis er sich unter den Schutz des siegreichen Faki stellen mußte. Ein Versuch des Königs, sich wieder selbständig zu machen, führte nur dazu, daß Mohammed el-Amin alle Macht an sich riß und der König zu einem mit abgeschmacktem Prunk umgebnen Statisten wurde. Eine neue Hauptstadt, Kuka, wurde damals gegründet.

Der „Scheich" Mohammed, wie er sich jetzt nannte, sah sich 1817 in einen schweren Kampf mit dem benachbarten Reiche Baghirmi verwickelt, den er erst 1824 mit Hilfe fezzanischer Truppen siegreich durchzuführen vermochte. Als er im Jahre 1835 starb, hinterließ er seinem Sohn Omar, neben dem 1818—46 ein Schattensultan Ibrahim (Ibram, Brahim) fortregierte, ein leidlich gefestigtes, wenn auch nicht sehr ausgedehntes Reich. Es gelang Omar, mit den Fulbe Frieden zu schließen und die westlichen Provinzen zum Gehorsam zu bringen; aber diese Gelegenheit benutzten die Anhänger der beiseite geschobnen Dynastie, um mit Hilfe des Königs von Wadai einen Schlag gegen den Usurpator zu führen. Das kleine von Omar zusammengeraffte Heer wurde bei Kusseri im März des Jahrs 1846 besiegt, worauf Omar den Sultan Ibram töten ließ und in Ngornu eine feste Stellung einnahm. Der Fürst von Wadai, von seinen Hilfsquellen allzuweit entfernt, sah sich nun zum Rückzuge genötigt, während der von ihm eingesetzte Sultan Ali, der Sohn Ibrams, den Kampf fortsetzte, aber bald als letzter seines Stamms einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde fand. Omar war nunmehr Alleinherrscher von Bornu. Abgesehen von der Empörung seines Bruders Abd er-Rahman, der ihn vorübergehend (1853/54) vom Throne stieß, führte der fromme, einsichtsvolle, wohlwollende, allerdings auch gutmütig schwache Omar eine friedliche Regierung, während deren eine große Anzahl europäischer Forscher (Heinrich Barth und Adolf Overweg 1851, Barth nochmals und Eduard Vogel 1854/55, Karl Moritz von Beurmann 1862, Gerhard Rohlfs 1866, Gustav Nachtigal 1870, Pellegrino Matteucci und A. Massari 1880) in Bornu die gastlichste Aufnahme fand.

Über die innern Verhältnisse Bornus im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts stehen uns demnach zahlreiche Beobachtungen von Europäern zu Gebote. Nach Rohlfs hatte der Zustand Bornus große Ähnlichkeit mit dem der feudalen Reiche Europas im Mittelalter. Wie ehemals in Deutschland der Kaiser, so herrschte der Sultan von Bornu über mehrere Sultane, die fast unabhängig waren; die andern Länder des eigentlichen Bornu waren entweder persönliches Eigentum oder im Besitze seiner Familie und der Großen der Krone. Viele von den kleinern Fürsten waren jedoch mediatisiert und hatten nur noch den leeren Titel. Der König war umgeben von einer Ratsversammlung (Nokena), die aus den Verwandten des Königs, Vertretern der verschiednen Volksstämme und Bevölkerungsklassen und aus den Kriegshauptleuten bestand und sich jeden Morgen im Palaste versammelte. Zu Nachtigals Zeiten war die ganze Nokena nur der Schatten einer frühern aristokratischen Reichsverfassung, die noch aus der Zeit stammte, wo die herrschenden Familien, ihres nordischen Ursprungs eingedenk, von den Königen als berechtigte Ratgeber geduldet werden mußten. Außer den Mitgliedern des Rats waren zahlreiche Hofbeamte und Günstlinge vorhanden, die nur teilweise wirkliche Ämter ausübten, und viele Eunuchen und Sklaven. Die Einkünfte des Lands flossen teils aus dem Grundbesitze des Königs und seiner Hofleute, teils aus dem Ertrage der Sklavenjagden, die regelmäßig südwärts in die Heidenländer unternommen wurden; mit Sklaven bezahlte man namentlich die Kaufleute von der Nordküste, die europäische Waren, Gewehre, Pferde ꝛc. ins Land brachten und oft lange auf die Rückkehr der Truppen und die Begleichung ihrer Rechnung zu warten hatten. Diese Kriegszüge gegen die Heiden bilden geradezu eine Daseinsbedingung der Sudânstaaten (S. 522).

In neuester Zeit ist Bornu wiederum in Verwirrung gestürzt worden, diesmal aber nicht durch die Fulbe, sondern von Osten her. Als Scheich Omar nach langer Regierung 1882 starb, folgte ihm zunächst Abâ Bu Bekr (Bokar; bis 1885), diesem Abâ Brahim (Birahim; bis 1886) und endlich Abâ Hâschim (Aschim; bis 1893), ein gelehrter Fürst ohne Thatkraft. Ihm sollten die Ereignisse im Ostsudân und die Folgen des Mahdistenaufstands verhängnisvoll werden.

Während der Eroberung des obern Nilgebiets durch die Ägypter hatte der Sklavenjäger Siber (vgl. S. 536) eine so bedeutende Macht erlangt, daß die ägyptische Regierung ihn unschädlich zu machen beschloß, indem sie ihn nach Kairo lockte und dort festhielt. Sein Sohn Suleiman empörte sich darauf, wurde aber 1880 von Romolo Gessi (Pascha) wiederholt geschlagen und ergab sich endlich den Ägyptern. Einer der Unterführer des Siberschen Heers jedoch, Rabah (Rábeh, Rabba), ein Mann arabischen Stamms und von geringer Herkunft, unterwarf sich nicht, sondern zog sich mit einem Teile der Truppen, etwa 3000 Negersoldaten, nach Westen zurück. Zehn Jahre lang hielt er sich hier, nach der einen Angabe in Borku, nach der andern wahrscheinlichern in den südwestlichen Negerländern, ohne sich dem inzwischen entstandnen Reiche des Mahdi anzuschließen; Sklavenjagd mag seine Haupterwerbsquelle gebildet haben, während er Munition durch heimlichen Zwischenhandel aus dem mahdistischen Sudân erhielt. Die Erschöpfung des Raubgebiets zwang ihn dann, weiter nach Westen auszugreifen und sich auf die Staaten des mittlern Sudâns zu werfen. Das kriegerische Wadaï schlug seinen Angriff zurück. Dafür erlag das schwächere Baghirmi um so rascher; fast ohne Kampf räumte der König sein Land und warf sich in die feste Hauptstadt Massenja. Für Rabah aber bildete Baghirmi nur die Brücke zum Angriff auf das reiche, kraftlos gewordne Bornu. Mit Hilfe des Fulbe-Häuptlings Mallam Hajato von Djamare (S. 518), der sich ihm bereitwillig angeschlossen hatte, drang er bis Kuka vor, wurde aber hier vom König Hâschim, der seine ganze Macht zusammengezogen hatte, zurückgeschlagen. Inzwischen hatte jedoch die Saat des Verrats und der Uneinigkeit, die Rabah schon vorher durch seine Sendboten unter den Großen Bornus ausgestreut hatte, ihre Früchte getragen; von den Verrätern begünstigt, errang er 1893 in einer zweiten Schlacht den Sieg, tötete den König und eroberte 1894 die Hauptstadt. Dikaua (Dikoa am Yaloeflusse südöstlich vom Tsad) wurde an Stelle des ungesunden Kuka Residenz.

Damit schien eine neue Dynastie begründet zu sein, von deren frischer Kraft vielleicht Gutes für Bornu zu erwarten war. In der That begann sich der Handel nach Norden wieder zu beleben, während gleichzeitig die Grenzen des Reichs nach Süden und Südwesten durch Kämpfe gegen die dortigen Kleinstaaten erweitert wurden. Ein Angriff auf Adamáua führte dagegen zu einem Bunde der bedrohten Grenzfürsten und Statthalter der Haussaländer unter Führung Mallam Hajatos, wodurch Rabah von weitern Angriffen abgeschreckt wurde. Auch ein Zug gegen Süden schlug fehl; es ging damals sogar das Gerücht, daß Rabah bei dieser Gelegenheit von einer seiner Frauen, einer Tochter Mallam Hajatos, vergiftet worden sei. In Wahrheit führten erst die Kämpfe mit den Franzosen den Untergang des Eroberers herbei. Mehrfach waren kleine französische Expeditionen, die das große Ziel einer Verbindung des Kongolands mit dem westlichen Sudân und Algerien anstrebten (vgl. S. 494), auf Anstiften Rabahs zurückgeschlagen oder vernichtet worden. Nachdem 1897 Emile Gentil einen kleinen Dampfer auf den obern Schari gebracht hatte und unbehelligt bis zum Tsadsee (1. November) gefahren war, faßte die französische Regierung den Plan, durch eine kombinierte Aktion die Länder am Tsad, die sie bis auf einen für Deutschland geretteten Zipfel für ihr Eigentum ansah, zu besetzen. Im Februar 1899 fuhr Gentil aufs neue mit einigen hundert Negersoldaten den Schari hinab, während Fernand Foureau und A. F. J. Lamy durch die Sahara nach Süden vordrangen, Paul L. G. Voulet und C. P. J. Chanoine von Westen heranrückten. Rabah hatte inzwischen den König Gaurang von Baghirmi, der sich 1897 unter französischen Schutz gestellt hatte, aus seiner Hauptstadt vertrieben und rückte nun Gentil und Rébillot entgegen, erlitt aber am 21. Oktober 1899 eine schwere Niederlage bei Kuno am mittlern Schari. Im März

des nächsten Jahrs vereinigte sich Gentil, der Verstärkungen herangezogen hatte, mit den beiden andern Expeditionen, von denen die zweite nach der Meuterei der Führer gegen den ablösenden Oberstleutnant J. F. A. Klobb (14. Juli 1899) und nach deren Tötung (17. Juli) nur noch aus Trümmern bestand. Am 22. April 1900 ward das verschanzte Lager Rabahs bei Kusseri (Kusri an der Mündung des Logone in den Schari) erstürmt, Rabah selbst getötet, sein Heer zersprengt; Major Lamy fiel im Kampfe. Anfang 1900 erkannte auch Kanem (Halifa Djerab) die französische Oberherrschaft an. Dadurch ist die angestrebte Verbindung der französischen Kolonialgebiete erreicht, wenn auch von ihrer thatsächlichen Beherrschung noch keine Rede sein kann; noch hält sich Rabahs Sohn Fad el-Allah, am 2. Februar 1901 geschlagen, aber unterstützt von den einflußreichen Snussi (S. 533), mit seinem Bruder am Tsadsee.

β) Baghirmi.

Bornus Nachbarstaat Baghirmi hat in seiner Lage viele Ähnlichkeit mit Bornu und ist zuletzt dem gleichen Schicksale verfallen. Das eigentliche Baghirmi besteht aus den ebenen Landschaften am mittlern und untern Schari, der in seinem untersten Teile die Westgrenze gegen das von Bornu abhängige kleine Reich Logone bildet. Im Norden wird Baghirmi durch Kanem und die westlichsten Provinzen Wadais von der Wüste getrennt; dafür dehnt es seinen Einfluß nach Süden hin weiter aus als Bornu oder Wadai. Die Kultur Baghirmis ist viel jünger als die Bornus. Eine Chronik von Baghirmi scheint bestanden zu haben, ist aber in neurer Zeit verloren gegangen und wird durch die Erkundigungen, die namentlich Gustav Nachtigal bei den Eingebornen eingezogen hat, nur unvollkommen ersetzt.

Im 16. Jahrhundert haben im heutigen Baghirmi mehrere kleine heidnische Reiche bestanden; außerdem durchstreiften arabische Nomaden sowie einzelne Fulbe-Horden das Land, die von den Besitzern Kanems, den Bulala, abhängig waren. Der Keim zu einem größern Staate wurde durch Einwanderer aus Osten gelegt, die schwerlich aus größerer Ferne gekommen sind. Es gelang den Führern dieser Fremden, den Einfluß der Bulala abzuschütteln und damit auch die übrige nomadische Bevölkerung für sich zu gewinnen. Der erste Fürst von Baghirmi, der die Hauptstadt Massenja (Massendja) gründete, war, ebenso wie seine nächsten Erben, noch nicht dem Islam gewonnen. Der letzte heidnische König Malo wurde von seinem zum Islam bekehrten Bruder Abdallah um 1568 vom Throne gestoßen.

Damit war auch in Baghirmi eine mohammedanische Dynastie begründet, die ihre Kulturanregungen fast ausschließlich von Bornu empfing. Unter den Nachfolgern Abdallahs (s. den X. Stammbaum am Schluß) ist Mohammed el-Amin zu nennen, der das Reich erweiterte und eine Pilgerfahrt nach Mekka unternahm (1751—85). Im Anfange des 19. Jahrhunderts empörte sich Abd er-Rahman von Baghirmi gegen Bornu, das eine gewisse Oberhoheit ausgeübt zu haben scheint, wurde aber durch den Sultan Sabun von Wadai, den der König von Bornu um Hilfe anrief, aufs Haupt geschlagen und getötet. Damit kam das Land unter den Einfluß Wadais, und Bürgerkriege waren die Folge. Als endlich Othman oder Burkomanda den Thron errang, mußte er in aller Form seine Abhängigkeit von Wadai anerkennen und sich zu einem Tribute verstehen, hatte aber trotzdem bald mit Bornu, bald mit Wadai kleinere Kämpfe auszufechten und erholte sich dann wieder durch Raubzüge gegen seine Nachbarn und die Heidenstämme des Südens. Sein Sohn Abd el-Kader (=Qadir; 1846—58) setzte diese Politik fort, bis es ihm in den letzten Jahren seines Lebens vergönnt war, in Frieden zu regieren. Ein seltsames Nachspiel der Fulbe-Unruhen, von denen Baghirmi sonst verschont geblieben

war, sollte ihm den Untergang bringen. Unter der Führung eines Fanatikers vom Stamme der Fulbe wälzte sich eine große Pilgerkarawane durch Bornu nach Baghirmi, ohne auf die Anordnungen des Königs irgendwie Rücksicht zu nehmen; und als der König ihnen mit Waffengewalt entgegentrat, wurde er geschlagen und getötet.

Sein Nachfolger Mohammedu entkam und rächte, als die Pilgerscharen nach dem Tode ihres Führers auseinanderliefen, das Unglück seines Vorgängers an einem Teile von ihnen in blutiger Weise. Nachdem König Ali von Wadai lange die unfreundliche Haltung des Fürsten von Baghirmi, seines Vasallen, schweigend hingenommen hatte, erschien er plötzlich im Herbste 1870 mit Heeresmacht vor Massenja. Nach einer langwierigen Belagerung der umfangreichen Stadt gelang es, durch eine Pulvermine die Mauer zu zerstören, die Stadt zu erobern und den König zur Flucht nach dem Süden zu nötigen. Ali ließ die Beute nach seiner eignen Hauptstadt bringen, siedelte zahlreiche gewerbfleißige Einwohner von Baghirmi in Wadai an und setzte um 1885 Abd er-Rahman Gauranga (Gaurang), den Sohn Abd el-Qadirs, auf den Thron. Neue Bürgerkriege spielten das Land dem S. 528 erwähnten Rabah 1893 in die Hände. Nur in der Hauptstadt Massenja hielt sich Gaurang und glaubte sich vor weitern Schlägen geborgen, seitdem er sich (1897) unter den Schutz der Franzosen gestellt hatte. Doch im Herbst 1899 vertrieb ihn Rabah von neuem, bis ihm 1900 die Eingriffe der Franzosen und das Ende Rabahs (S. 529) wieder etwas Luft schafften.

γ) Wadai.

Der Staat Wadai, der in neurer Zeit dem alternden Bornu gegenüber immer mehr als Vormacht des mittlern Sudâns hervorgetreten ist, blickt auf ein noch geringres Alter beglaubigter Geschichte zurück als Baghirmi. Unbestreitbar ist wenigstens in der islamischen Zeit das Reich Bornu, begünstigt durch seine Lage zu den Staaten der Mittelmeerkultur, der Ausgangspunkt höhrer Gesittung vor allem für die ostwärts angrenzenden Gebiete, teilweise aber auch für die Haussastaaten gewesen, indem nicht nur durch Handel und Verkehr die Kultur von Bornu aus weiter und weiter getragen wurde, sondern auch Teile seiner Bevölkerung freiwillig oder gezwungen in die übrigen sudânischen Länder einwanderten und dort den Kern eines seßhaften und gewerbfleißigen Volks bildeten. Baghirmi, Wadai und Dar Fur haben auf diese Art die Keime höhrer Bildung von Westen her empfangen. Das wird aber nicht immer so gewesen sein. Solange die nilaufwärts verpflanzte Kultur Ägyptens im obern Nilthale blühte, kam das Licht der Gesittung von Osten. Schon in alter Zeit dürfte der mittlere Sudân aus diesem Gebiete wertvolle, freilich nicht dauerhafte Anregungen erhalten haben. Reste alter Kultur mögen noch hier und da zu finden sein. Der im allgemeinen zuverlässige arabische Reisende Zain el-Abidin, der im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts Wadai besucht hat, erzählt von Ruinen, steinernen Sarkophagen und Resten eines Sonnenkults, die er in der Nähe der Hauptstadt entdeckt haben will. Das ließe auf einen Ableger ägyptischer Kultur aus vielleicht sehr alter Zeit schließen; aber es fehlt uns jedes verbindende Glied zu der neuern Geschichte des Lands, die kaum vor dem 16. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung beginnt.

Wadai umfaßte bis vor kurzem ungefähr das Gebiet zwischen dem Fittrisee und den Gebirgen von Dar Fur einerseits, der Wüste und den Zuflüssen des Schari anderseits. Der bergige Osten nebst der Mitte des Lands bildet den Kern des Reichs und den Wohnsitz des herrschenden Volks; im Süden lagern sich, wie überall im mittlern Sudân, Gebiete mit echt nigritischer heidnischer Bevölkerung an, die jede Verbindung nach dem Innern Afrikas und insbesondere dem Kongobecken hin vollkommen unmöglich machen. Die gebirgsbewohnenden Maba,

gegenwärtig der herrschende Stamm, lassen durch ihre dunkle Hautfarbe eine starke Zumischung nigritischen Bluts erkennen, mögen aber ursprünglich den Äthiopiern im engern Sinne nahe verwandt sein. Die Rauheit ihrer nicht unfruchtbaren Heimat spiegelt sich in ihrem gewaltthätigen und rohen, aber jedenfalls kraftvollen Wesen wider, das ihnen auf die Dauer die Überlegenheit über die beweglichen Nomaden der Wüste verschafft hat und sie den benachbarten Reichen des Sudâns gefährlich macht. Manche altertümliche Züge haben die Mabastämme treu bewahrt, so Spuren mutterrechtlicher Einrichtungen: der Besitz der Frau bleibt von dem des Manns scharf getrennt. In religiöser Beziehung sind nicht alle Stämme gleich fanatisch.

Während die neure Kultur Wadais von Westen her gekommen ist, ist der erste Anstoß zur staatlichen Einigung wohl von Osten ausgegangen: Araber haben hier, noch unberührt von der islamischen Bewegung, ihren Einfluß geltend gemacht. Die Araber, die in den übrigen Sudânstaaten und in der westlichen und mittlern Sahara auftreten, sind über die Landbrücke von Sues nach Afrika gekommen; aber im östlichen und mittlern Sudân finden sich arabische, mit Berbern mehr oder weniger gemischte Stämme, die den südlichen Teil des Roten Meers überschritten haben müssen, das ja nie eine wirkliche Schranke zwischen Arabien und Afrika gebildet hat. Zu dieser Gruppe dürften die Tundjer gehört haben, deren Wohnsitze vor der Einwanderung in Nubien gelegen zu haben scheinen. Dem widerspricht zwar eine Überlieferung, die die Herkunft des Volks auf Tunis zurückführt; aber sie ist unwahrscheinlich, da sich die Tundjer nur in Wadai und Dar Fur zeitweilig der Herrschaft bemächtigt haben und bei ihrem ersten Auftreten anscheinend noch Heiden waren.

Die Geschichte von Wadai, durch die Herrschaft der Tundjer in ihren Anfängen mit der von Dar Fur aufs engste verknüpft, beginnt überhaupt erst mit dem Auftreten dieses Araberstamms, dessen verhältnismäßig hohe Kultur gerühmt wird; zum ersten Male wohl sind durch ihn die untereinander verfeindeten, in tiefste Roheit versunknen kleinen Bergstämme von Wadai dadurch in einen gewissen staatlichen Zusammenhang gebracht worden, daß sie die Oberherrschaft der Tundjer anerkennen und sich zur Zahlung eines Tributs bequemen mußten. Wann die Tundjer in Wadai eingedrungen sind, ist zweifelhaft; Gustav Nachtigal vermutet, daß sie im Anfange des 16. Jahrhunderts ihre Herrschaft begründet und etwa hundert Jahre lang aufrecht erhalten haben. Nachdem Dar Fur schon das arabische Joch abgeschüttelt hatte, hielten sich die Tundjer noch eine Zeitlang in Wadai, bis ihre Macht auch hier gebrochen wurde.

Dies geschah nicht durch einen Eingebornen, sondern durch Abd el-Kerim, den Nachkommen eines aus Schendi am Nil eingewanderten Mannes aus arabischer Familie, der sich unter den eingebornen Stämmen Einfluß verschafft hatte. Die Religion diente auch hier als Deckmantel des nationalen Umsturzes: Abd el-Kerim war Mohammedaner und als solcher ein natürlicher Feind der heidnischen Dynastie der Tundjer und ihres Sultans Daud (Dâ'ûd). Er gewann die arabischen Stämme und die dunkelfarbigen Bergbewohner für sich, besiegte den Sultan und zwang die Tundjer zur Flucht nach Westen; in der neuen Hauptstadt Wara sammelte er die erste islamische Gemeinde um sich, die sich bald stark vermehrte. Da sich Dar Fur schon früher von der Herrschaft der Tundjer befreit und an Macht sehr zugenommen hatte, waren die letzten Tundjerfürsten Wadais diesem Lande tributpflichtig geworden, und Abd el-Kerim mußte als der Erbe der Vertriebnen auch dieses Abhängigkeitsverhältnis mit übernehmen; in der Regel wurde alle drei Jahre eine Prinzessin an den König von Dar Fur gesandt. Auch das anfangs tundjer-freundliche Bornu mußte durch einen Tribut beschwichtigt werden. Abd el-Kerim soll von 1635—55 regiert haben, sein Sohn Charut von 1655—78.

Allmählich wuchs die Macht Wadais, da das Land in seiner rohen, aber kräftigen Bergbevölkerung einen Stamm besaß, der den Bewohnern der benachbarten Staaten an kriegerischer Tüchtigkeit unbedingt überlegen war. Diese Verhältnisse konnten nicht ohne Einfluß auf die Stellung Wadais zu Dar Fur bleiben; aus dem Volke heraus scheint sich ein Widerstand gegen die Entsendung einer Prinzessin nach Wadai, die vom Sultan Yaqub Arus (1681—1707) gewohnheitsmäßig angeordnet worden war, erhoben zu haben. Die Tributsendung unterblieb. Als der friedliebende Sultan Ahmed Bokkor von Dar Fur zögerte, die Beleidigung mit den Waffen zu rächen, schritt Arus selbst zum Angriffe; doch konnte er sich nur mit Mühe nach Wadai retten und mußte sich zum Frieden bequemen. Trotzdem wurden die Tributsendungen nicht wieder aufgenommen; und als Omar Lele, der Enkel Ahmed Bokkors, das alte Verhältnis wieder herstellen wollte und mit Heeresmacht in Wadai eindrang, wurde er von Arus geschlagen und gefangen genommen.

Unter Charut dem jüngern (1707—47) herrschte Friede und Wohlstand im Lande. Sein Nachfolger dagegen, Djoda (1747—95) sah sich bald wieder in einen Krieg mit Dar Fur verwickelt; das Heer des östlichen Nachbarstaats wurde geschlagen und ein Vornehmer, der sich für den Sultan ausgab, lange Zeit in Wadai gefangen gehalten. Acht große Kriegszüge gegen die Heidenstämme des Südens, die Djoda ferner unternahm, erweiterten das Reich nach dieser Richtung hin; und im Westen wurde ein Teil Kanems gewonnen. Hatte Wadai durch die Besetzung Kanems in die Rechte von Bornu eingegriffen, so breitete Sultan Abd el-Kerim Sabûn (1803—13) 1804 durch seinen Einfall in Baghirmi, dessen Folgen schon oben (S. 529) erwähnt worden sind, seinen Einfluß auch über dieses Nachbarreich aus; es gelang ihm trotz der ungünstigen Lage seines Lands den Handelsverkehr mit Tripolis und Ägypten zu beleben und durch Ansiedelung von Familien aus Baghirmi das Gewerbe auf eine höhre Stufe zu bringen, beides sehr zum Vorteile des königlichen Schatzes. Feldzüge gegen die unabhängigen Neger fanden fast alljährlich statt.

Die eigentliche Wohlfahrt beruhte freilich damals wie noch heute nicht auf Handel und Industrie, sondern auf der blühenden Viehzucht und dem nicht unbedeutenden Ackerbau, ebenso das Einkommen des Sultans, da fast alle Steuern in Naturalien erhoben werden. Der Boden wird als Eigentum des Sultans betrachtet: nur in den ursprünglichen Maba-Landschaften gibt es wirkliche Grundbesitzer; indessen stehen auch die Pachter in den übrigen Gebieten keineswegs in einer sklavischen Stellung zum Sultan, sondern sind ein freiheitsliebender, trotziger Menschenschlag, der nur dank einer offenbar sehr alten sozialen Ordnung, die hauptsächlich auf der Einteilung der Gemeindemitglieder in Alte, Jünglinge und Knaben beruht, verhältnismäßig leicht im Gehorsame zu halten ist. Trotz der Roheit des Volks ist die religiöse Erziehung besser als in Bornu oder Dar Fur; selbst die Anfänge einer Wissenschaft waren in neurer Zeit nachweisbar.

Nachdem Wadai das Glück gehabt hatte, eine Reihe tüchtiger Fürsten (vgl. die Stammtafel XI am Schluß) auf seinem Throne zu sehen, lernte es in Yusef Chorefin (1813—29) das Muster eines blutdürstigen, in allen äußern Unternehmungen erfolgloſen Herrschers kennen. Sein Tod stürzte das Land in Verwirrung. Die einem arabischen Sklavengeschlecht entstammende Mutter des im Kindesalter stehenden neuen Sultans Raqib und das in Wadai zahlreich vertretne Arabertum glaubten eine Gelegenheit gefunden zu haben, den alten Kampf zwischen Nomaden und Ansässigen zu gunsten der Araber zu entscheiden. Indes scheiterte der Plan, den die Regentin grausam durchzusetzen suchte, an dem entschloßnen Widerstande der Bergstämme (Kodot), die einen der königlichen Prinzen, Abd el-Aziz (1829—35), zum Herrscher wählten,

die Hauptstadt Wara nach hartem Kampfe erstürmten und den Sultan Raqib nebst seinem Anhange niedermachten. Trotzdem fand das Land auch jetzt noch keine Ruhe. Die Bergstämme hatten Geschmack am Aufruhre gefunden und vergnügten sich damit, dem von ihnen auf den Thron gehobnen Herrscher immer neue Prätendenten entgegen zu stellen; und als Abd el-Aziz diesem gefährlichen Spiele mit dem Schwert ein Ende gemacht hatte, brachte eine Hungersnot Wadaï in die größte Bedrängnis. Um Getreide herbeizuschaffen, zog ein Heer südwärts nach den Heidenländern; aber der Sultan von Dar Fur benutzte die verlockende Gelegenheit alsbald, um einen Einfall in die unruhigen Grenzgebiete von Wadaï zu unternehmen. Gerade um diese Zeit starb Abd el-Aziz.

Einem früher aus Wadaï entflohnen Prinzen Mohammed Scherif gelang es, sich auf den Thron seiner Heimat zu schwingen und sich auch nach dem Abzuge seines Freundes Mohammed el-Fadl von Dar Fur zu behaupten (1835—58). Mohammed Scherif führte zunächst einen der oft wiederholten Kriege gegen den Sultan des kleinen, östlich von Wara gelegnen Gebirgslands Tama, das immer ein bedenklicher Nachbar gewesen war, und mischte sich 1846 in die Angelegenheiten Bornus ein. Bei Kusseri überschritt er den Schari und schlug den Scheich Omar, konnte sich aber nicht auf die Dauer im feindlichen Gebiete halten und kehrte endlich (angeblich nach Empfang von 8000 Mariatheresienthalern) nach Wadaï zurück (vgl. S. 527). Als er dann im eignen Lande, zu dessen Hauptstadt Abesche erhoben wurde, sich durch seine Habsucht unbeliebt machte und obendrein erblindete, begann eine Reihe von Aufständen und innern Kämpfen, wobei das Land Tama regelmäßig den geschlagnen Empörern, zuletzt dem von einer Fulbe-Frau gebornen ersten Sultan-Sohne Mohammed selbst als Zufluchtsstätte diente; ein Versuch Mohammed Scherifs, Ibrahim von Tama dafür zu züchtigen, endete mit einer schweren Niederlage.

Ihm folgte der berechtigte Thronerbe Ali (1858—75/76), ein in vieler Beziehung ausgezeichneter Fürst. Nach Gustav Nachtigal suchte er seinen Ruhm in der Hebung von Handel und Wandel, der Belebung des Karawanenverkehrs mit den Küsten des Mittelmeers, der Beschützung von Gelehrten, in der Ausübung strenger Gerechtigkeit und im friedlichen Verkehre mit den Nachbarn. Um 1870 fand von Wadaï aus, das Sklaven, Straußenfedern und Elfenbein zu bieten hatte, ein lebhafter Handel mit Ägypten über Dar Fur und Djalo, mit Bornu und mit dem tripolitanischen Hafenorte Benghazi statt. Der König selbst verschmähte es nicht, Karawanen auszurüsten und sich damit noch größern Gewinn zu schaffen, als ihm die Zölle und Abgaben ohnehin einbrachten. Alles das hatte dazu beigetragen, die Macht Wadaïs zu stärken und es zu einem furchtbaren Nebenbuhler der übrigen Sudânstaaten zu machen.

In letzter Zeit hat das Vordringen Rabahs einerseits, das der Europäer in ihrem Kolonialwettkampfe (französisch-englisches Abkommen vom 21. März 1899) anderseits Wadaï in arge Verlegenheiten gesetzt und den türkischen Sultan an der Auffassung festhalten lassen, daß Wadaï einen Teil des Hinterlandes von Tripolis bilde. Nur ist es noch nicht klar, ob er dabei von dem Scheich des Snussi-Ordens (Senusi; vgl. Band IV, S. 252, und oben, S. 529), der seinen Sitz von Kufra nach Ain-Galakka verlegt hat, unterstützt wird, oder ob nicht dieser vielmehr, einer Ausdehnung der türkischen Form des Islams abhold, den Sohn Rabahs auf den Thron Wadaïs bringen wolle. Jedenfalls ist Ende 1899 eine türkische Gesandtschaft, begleitet von eingeborner Milizreiterei, nach Wadaï gelangt, während der gegen Ibrahim (1898 bis 1901) gerichtete erfolgreiche Aufstand Ahmeds, eines andern Bruders des Sultans Yusef (1876—98), von dem Snussi-Orden nicht bekämpft worden sein soll.

Dank der natürlichen Bedingungen des Lands hat sich Wadais eingeborne Bevölkerung am zähesten und siegreichsten gezeigt. Zwar verdankt sie den Anstoß zur Staatenbildung den nomadischen Arabern, die Kultur ihren westlichen Nachbarn, vermochte in politischen Beziehungen aber große Selbständigkeit und Kraft zu entwickeln. Die eingebornen Bergvölker der Mabagruppe bilden noch heute wie zur Zeit des ersten islamischen Herrschers, Abd el-Kerims, den Kern der Bevölkerung und die herrschende Klasse. Kein Sultan, dessen Mutter nicht den Maba entstammt, darf den Thron von Wadai besteigen. Das französische Protektorat wird daran nichts Wesentliches ändern.

δ) Dar Fur.

Im benachbarten Dar Fur (Dar For; s. die Karte bei S. 581) machen sich die Kultureinflüsse des Ostens schon stärker geltend; und seine Geschichte reicht weiter zurück als die von Wadai, das im toten Winkel zwischen der mittlern und der östlichen sudânischen Kulturströmung liegt. Immerhin ist auch über das vorislamische Dar Fur nur wenig bekannt. Seinen Kern bildet ein Gebirgsland, dessen höchste Erhebung im Djebel Marra zugleich als die Wiege des alten Heidenstaats Dar Fur gelten darf. Seine alten Beherrscher waren von Osten gekommen und scheinen, der Mehrzahl ihrer Regentennamen nach zu schließen, wenn nicht arabischen Stamms, so doch mit Arabern gemischt gewesen zu sein. Es waren die Dadjo, ein Volk, das heutzutage wenig angesehen und in der Kultur zurückgeblieben ist, einst aber das mächtigste Glied der Bevölkerung bildete und vom Marragebirge aus das Land mehr oder weniger in Abhängigkeit hielt. Der erste Dadjokönig, Kosber, soll in Debba am östlichen Fuße des Djebel Marra residiert haben; die Überlieferung nennt 21, 13 oder gar bloß 5 Fürsten der Dadjo.

Sichrer bestätigt ist die Herrschaft der Tundjer, die ebenfalls von Osten gekommen sind und wohl mehr durch die Überlegenheit ihrer Kultur als durch Waffengewalt die Vorherrschaft in Dar Fur und später auch in Wadai an sich gebracht haben. Der erste Herrscher der Tundjer war Ahmed el-Maqûr. Durch ihn und seine Nachfolger wurden die einzelnen Stämme Dar Furs einander näher gebracht, kultiviert und zu politischem Zusammenschließen veranlaßt. Das mußte endlich, ebenso wie in Wadai, dem nomadischen Arabervolke verderblich werden: auch in Dar Fur zeigten sich die Bergstämme, wenn sie einmal kultiviert und geeinigt waren, den Nomaden durchaus überlegen. Immerhin vollzog sich der Übergang der Herrschaft aus einer Hand in die andre hier verhältnismäßig ruhig. Die Dynastie der Kera, die der Vormacht der Tundjer ein Ende machte, entstammt einer Mischung Einheimischer mit der alten Herrscherfamilie; der letzte Tundjerfürst hieß Schau, der erste Kerakönig aber war Delil Bahar oder Dali, ein Halbbruder Schaus, dessen harte Regierung das Volk zum Aufstande gereizt hatte. Dali benutzte die Gunst der Umstände, um dem Reiche Gesetze und Einrichtungen zu geben, die bis zum Untergange der Selbständigkeit Dar Furs in Kraft geblieben sind. Seine Regierung dürfte in die Mitte des 15. Jahrhunderts fallen.

Danach scheinen Erbfolgestreitigkeiten, deren natürliche Folge ein häufiger Regentenwechsel war (vgl. die Stammtafel XIIa am Schlusse), das Land beunruhigt zu haben. Der erste König, der wieder mit fester Hand die Zügel des Staats ergriff, Sulêmân Solon, war als Kind nach Wadai geflüchtet worden, wo die Massalit als Verwandte seiner Mutter ihn aufnahmen; als Gegner seines (Groß-?) Oheims Tinsam kehrte er zurück, setzte sich im Marragebirge fest, bezwang von hier aus und erweiterte Dar Fur. Vor allem aber hat er den Islam eingeführt. Größer als die damalige Kultur des Volks scheint seine kriegerische Kraft gewesen zu sein. Sulêmân Solon (1596—1637) dehnte in zahlreichen Feldzügen seine Macht ostwärts bis über den

Nil und zum Atbara aus, beherrschte also ganz Kordofan und Teile von Senaar; damit griff er in bedeutsamer Weise in die Entwicklung des östlichen Sudâns ein. Eine weniger glückliche Regierungszeit war seinem Sohne Mûsa (1637—82) beschieden. Unter ihm trat eine Eigentümlichkeit fast aller Sudânstaaten besonders deutlich zu Tage: die Macht des Herrschers wird in entfernten Gegenden anerkannt, während wenige Meilen von seiner Hauptstadt Stämme sitzen, die er nicht zu unterwerfen vermag; was für die Könige von Wadaï die Bewohner des Tamagebirges waren, das waren für Mûsa die Massabât, deren Sultan Djongol, der mit dem herrschenden Geschlechte verwandt war, Ansprüche auf den Thron erhob. Immerhin war damals Dar Fur die unbestrittne Vormacht eines weiten Gebiets: auch Wadaï, seit der Zeit der Tundjer mit Dar Fur verbunden, erkannte seine Oberherrschaft an.

Die Verhältnisse änderten sich in mancher Hinsicht unter dem nächsten Fürsten Ahmed Bokkor (1682—1722). Er war bestrebt, sein Reich zu einem rein islamischen Staate zu machen und durch Begünstigung der Priester und der Schulen zugleich mit dem Heidentume die Unkultur wirksam zu bekämpfen. Darum siedelte er auch fremde, fortgeschrittnere Volksstämme in Dar Fur an; daß er dazu neben Leuten von den Ufern des Nils Bewohner von Bornu und Baghirmi wählte, beweist deutlich, wie sehr die Kultur Dar Furs als östlichsten Ausläufers von der des mittlern Sudâns abhängig ist. Auch Familien der ruhelosen Fulbe gelangten damals bis nach Dar Fur. Durch den Abfall des Fürsten Arus von Wadaï (vgl. S. 532) wurde Ahmed Bokkor vorübergehend in seiner Kulturarbeit gestört, bis er in der Schlacht bei Qabqabtya die Eindringlinge wieder aus dem Lande warf. Kordofan war damals noch immer in Abhängigkeit von Dar Fur; aber die Verbindung lockerte sich mehr und mehr.

Auf den tyrannischen Mohammed Daura (1722—32) und seinen Sohn Omar Lele (1732 bis 1739; gestorben um 1750 in Wadaï), der wegen seiner unsinnigen Kriege von seinen eignen Leuten in der Entscheidungsschlacht gegen Arus von Wadaï verlassen worden war, folgte Abû 'lQâsim (1739—52); auch ihn ließen auf einem Rachezuge gegen Wadaï die durch harten Steuerdruck und die Bevorzugung der Sklaven erbitterten freien Furaner ohne Kampf im Stiche. Sein unterdessen zum Sultan ausgerufner Bruder Tirab (1752—85) befestigte sein Reich im Innern und unternahm zahlreiche Feldzüge, auf deren letztem er in Kordofan, wo er den Sultan der Fundji züchtigte, starb; man rühmt seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Nach mancherlei Thronstreitigkeiten folgte ihm sein Bruder Abd er-Rahmân (1785—99), unter dessen friedlicher Regierung das Land mehr und mehr aufblühte.

Sein Sohn Mohammed el-Fadl (1799—1839) stand zunächst eine Zeitlang unter der Vormundschaft des Groß-Eunuchen Abu Scheich Kurra, bis er sich durch blutigen Kampf des übermächtigen Ratgebers entledigte. Zu seiner Zeit begann jene Umwälzung der Verhältnisse im östlichen Sudân, die sich für Dar Fur endlich verhängnisvoll erweisen mußte: Kordofan, das bis dahin unter der Oberherrschaft Dar Furs gestanden hatte, wurde von den Ägyptern erobert; und als Mohammed el-Fadl in richtiger Erkenntnis der Lage versuchte, Wadaï unter seine Gewalt zu bringen und auf diese Weise seine Widerstandskraft zu vermehren, scheiterte der Plan an zufälligen Umständen. Nach dem Tode des Königs entstanden die üblichen Thronstreitigkeiten, die mit der Einsetzung des Sultans Mohammed el-Hasîn (1839—73) endigten. Dieser hatte besonders mit den Arabern im Südosten Dar Furs zu kämpfen, den Rezeqât (Rifegab; vgl. den Stammbaum XIIb am Schluß) und andern ewig unruhigen und fast unbesiegbaren Stämmen, die aus ihrem Gebiete stets in die Negerländer des Südens entwichen und dann überraschend wieder hervorbrachen. Hasîns Feldzüge verliefen fast sämtlich unglücklich.

Mit Ägypten (abgesehen von dem vorübergehenden Einfalle des Araberscheichs el-Missrt) stand er dagegen auf gutem Fuß, obgleich er die ägyptische Gefahr nicht unterschätzte und sich sogar von den türkischen Sultanen Abd ul-Medjid und Abd ul-Aziz seine Herrschaft bestätigen ließ; auch mit König Ali von Wadai (S. 533) schloß er ein Schutz- und Trutzbündnis. Aber schon begannen im Süden einzelne Freibeuter, vor allem der Faki Mohammed el-Bulalawi und der später (S. 548) zu erwähnende Sibêr (Zubair, Sobehr), das Land zu beunruhigen und damit Vorwände für ein Eingreifen Ägyptens zu schaffen, während anderseits Dar Fur von den südlichen Heidenländern abgeschnitten und dadurch einer Quelle seiner Macht beraubt wurde.

Als nach dem Tode Hasins dessen jüngster Sohn Ibrahim Koiko (Brahim) 1873 den Thron bestieg, vollendete sich das Schicksal des Reichs rasch. Sibêr war von der ägyptischen Regierung zum Mudir (Statthalter) der an der Südgrenze Dar Furs liegenden Provinz Bahr el-Gazal ernannt worden; als solcher besiegte und unterwarf er die Rezeqât, die sich angesichts der drohenden Gefahr mit dem Sultan von Dar Fur vorübergehend ausgesöhnt hatten, und zwang dadurch Ibrahim, den sein Volk zum Kriege drängte, seinerseits den Kampf mit ihm aufzunehmen. Die ägyptische Regierung entsandte zur Unterstützung Sibêr Beis von Chartum aus eine Expedition unter Ismail Pascha gegen El-Fascher, die Hauptstadt Dar Furs, während Sibêr von Süden aus heranrückte. In der Entscheidungsschlacht bei Menawatji (Anfang Herbst 1874) fiel Sultan Ibrahim. Damit war Dar Fur ein Teil des ägyptischen Sudâns geworden; nur im Marragebirge, der Wiege der alten Königsmacht des Reichs, hielten sich bis 1879 Nachkommen der Dynastie gegen die Ägypter. Im mahdistischen Aufstande ging dann das von Slatin Pascha tapfer verteidigte Land an die Empörer verloren (vgl. S. 550 und 573).

Merkwürdig verwandt sind die Schicksale der einzelnen Reiche des westlichen und des mittlern Sudân, ähnlich die Hilfsquellen, die ihnen zu Gebote stehen, ähnlich auch die Gefahren, die bald mehr bald minder drohend beständig ihren Horizont umwölken. In der geographischen Lage finden wir den Schlüssel der Gleichheit: wenigen Ländern der Erde ist in den natürlichen Bedingungen ihres Daseins zugleich ihr Schicksal in so klarer Weise vorgezeichnet wie den sudânischen Reichen. Mag das Zepter in ihnen erfassen, wer da will, immer wird er in den heißen Grenzländern des Südens das Ziel wenig gefahrvoller Kriegszüge und die unerschöpfliche Quelle des Reichtums erblicken; immer wird ihm in den leichtbeweglichen Stämmen der Wüste eine Gefahr drohen, die früher oder später einmal zu jähen Umwälzungen führen muß. Unaufhörlich tobt ein Kampf zwischen den hellen Wüstensöhnen und den plumpen, fleißigen Negern; und unentschieden schwankt der Sieg, den bald im wilden Ansturme die Steppenvölker erringen, bald durch ihr zähes Wurzeln am Boden und ihre unerschöpfliche Menschenzahl die dunkelfarbigen Urbewohner zu sich herüberziehen. Über alle aber siegt die Kultur. Wo sie den brennenden Wüstengürtel überschreitet und ihre Saaten ausstreut, dort erblühen die mächtigsten Reiche, vor denen die rohern Nachbarstämme sich beugen, bis auch sie gelernt haben, ihre Macht politisch zu einigen und ihrer frischern Kraft siegreich Geltung zu verschaffen.

C. Der östliche Sudân.

Auch der östliche Sudân verleugnet in den großen Zügen der Entwicklung seine Verwandtschaft mit den westlichen Gebieten nicht; aber wie seine geographische Lage in zwei verschiednen Beziehungen ganz anders ist als die der südlichen saharischen Grenzlande, so verläuft auch in diesem Sinne seine Geschichte eigentümlich.

a) Land und Leute.

Es ist zunächst der Nil, der in einem vorwiegend steppenhaften Gebiet einen schmalen, von der Bodenerhebung ganz unabhängigen Streifen fruchtbaren Lands schafft, den er durch seine schiffbaren Fluten zu einer ganz andern Einheit verbindet, als es die vom Strom entlegnen Striche mit ihren oasenhaften Stellen anbaufähigen Gebiets sein können. Ähnlich wirken die vom Hochland Abessiniens herabströmenden Gewässer, der Blaue Nil und der Atbara. Dennoch ist der Nil nicht das, was man vor allem erwarten sollte: eine offne Straße nach dem Norden und nach dem ältesten Sitze der mittelländischen Kultur, nach Ägypten; im schmalen Thale durch das Wüstenland dahinströmend, stürzt er von Katarakt zu Katarakt hernieder und bildet eine der Schiffahrt unüberwindliche Schranke, während an seinem Ufer oft kein Raum für den Wanderer bleibt. Aber diese Hindernisse sind nicht unüberwindlich gewesen; früher als anderswo hat sich hier die Kultur nach den Gebieten des Sudâns verbreitet.

Seinen zweiten eigentümlichen Zug erhält der östliche Sudân durch die Nähe des Meers und Arabiens. Die schmale Rinne des Roten Meers ist leicht zu überschreiten, vor allem für ein Volk, das, wie die Araber ältrer Zeit, weithin nach Indien und Sansibar seine Handelsflotten entsandte. Die Steppenbewohner Arabiens traten für den östlichen Sudân an die Stelle jener Wüstenstämme, die weiter im Westen so oft mächtige Reiche gegründet und zerstörten haben; von Norden her droht dagegen kein Feind dieser Art: hier war nur das alte Kulturland Ägypten zuweilen zu fürchten, noch öfter als Bringer unschätzbarer Gaben zu verehren.

Wie aber trotz dieser Besonderheiten der östliche Sudân in seiner allgemeinen Lage dem mittlern und westlichen entspricht, so scheint auch die ursprüngliche Bevölkerung hier wie dort der dunkelfarbigen Rasse angehört zu haben, so daß recht eigentlich die uns bekannte Geschichte dieser Länder den Kampf der Neger gegen hellfarbigere Eindringlinge und das Entstehen einer Mischbevölkerung schildert, in der bald der eine, bald der andre Bestandteil der Mischung im Vordergrunde steht und die Geschicke des Lands bestimmt.

Ägypten im engern Sinne grenzte indessen wohl nicht unmittelbar an nigritisches Gebiet. Schon in der ältesten Zeit sehen wir den größten Teil des heutigen Nubiens von einem Volke mit rötlicher Hautfarbe bewohnt, von den Kuschiten, die offenbar hamitischen Stamms und den Ägyptern verwandt waren; wir sehen ferner in den wüstenhaften Strichen zur Rechten und Linken des Nilthals ärmliche Steppenvölker, die ebenfalls den Hamiten oder, wie sie im Altertume genannt wurden, den Äthiopiern zugehörten, vereinzelt wohl auch hellfarbige Libyer, die von der Nordküste her bis Nubien vorgedrungen sein mochten. Während sich Ägypten zum Kulturstaat entwickelte, war das Nilthal oberhalb der ersten Katarakte unangebaut, seine Bevölkerung auf keiner höhern Stufe als die unsteten Steppennomaden der Umgebung, die wohl ein ähnliches Leben geführt haben mögen wie noch heutzutage die Buschmänner oder die Australneger: „das elende Kusch" heißt Nubien verächtlich in vielen Aufzeichnungen der Ägypter. Wie weit nordwärts die Neger saßen, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich hausten überall dort, wo das Nilthal breiter und fruchtbarer war, Negerstämme neben den Kuschiten, bis dann weiter im Süden die nigritische Rasse allein das Flußufer beherrschte, vielleicht in derselben Weise wie heutzutage noch die Schilluk und Denka die Gestade des Oberlaufs besiedeln (vgl. S. 473); Negersklaven sind immer ein Hauptteil des Tributs vom Lande Kusch.

Da die Kuschiten Verwandte der Ägypter waren, so lassen sich die verschiednen Ansichten über die Herkunft der Ägypter auch auf sie anwenden. Von einem sehr allgemeinen Gesichtspunkt

aus bilden die rötlichbraunen Äthiopier das Zwischenglied zwischen den hellfarbigen Europäern und Westasiaten einerseits, den Negern anderseits; demnach muß die Heimat dieser Rasse in den Grenzgebieten der hellen und dunkeln Bevölkerung liegen. Noch heute entstehen durch beständige Mischung im Sudân neue Völker von ähnlicher Beschaffenheit. Im Nilthal insbesondre sind die braunroten Völker in geschichtlicher Zeit beständig im Vordringen nach Süden begriffen und greifen anderseits selbst nach Westasien hinüber, so daß wir Ägypten als das Gebiet bezeichnen dürfen, wo die Äthiopier ihre Eigenart erst völlig entwickelt haben. Weder alle Bewohner Ägyptens noch die Kultur des Lands stammen vom obern Nilthale, wenn auch der Schwerpunkt der ägyptischen Macht und Gesittung lange Zeit in Oberägypten gelegen hat.

b) Nubien in alter Zeit.

Nicht der Wunsch nach Vermehrung des Ackerbaus hat die ägyptischen Herrscher bewogen, ihre Hand nach dem „elenden Kusch" auszustrecken und den Gebieten oberhalb der ersten Katarakte die Kultur zu bringen, da im eigentlichen Nubien der Ackerbau nur sehr wenig fruchtbaren Boden am Ufer des Stroms fand und die Verhältnisse weiter im Süden zunächst noch unbekannt waren, sondern der Handelstrieb und der Wunsch nach reichem Gewinne haben einzelne Ägypter nach Süden gelockt, bis sich die Herrscher des Lands selbst einmischten, Teile Nubiens besetzten und allen Gewinn monopolisierten. Zwei hochgeschätzte Waren kamen aus Kusch, nämlich Elfenbein und schwarze Sklaven, die als gewöhnlicher Tribut auf den ägyptischen Bildwerken erscheinen; außerordentlich aber wuchs das Interesse, als man in den südlichen Gebirgen reiche Goldlager entdeckte, die lange Zeit Ägypten fast ausschließlich mit dem vielbegehrten Metalle versehen mußten. Auch Holz für Schiffsbauten wurde aus Kusch geholt, solange wie die Uferberge des Nils, die jetzt vollkommen kahl sind, bedeutende Wälder trugen.

a) Die frühesten Beziehungen Nubiens zu Ägypten.

Den ersten Einblick in das Verhältnis Ägyptens zu Nubien gibt uns eine Inschrift aus der sechsten Dynastie, die unter anderm die Zurüstungen des Königs Pepi I. zu einem Feldzuge nach der Sinaihalbinsel und dem südlichen Palästina schildert und bei dieser Gelegenheit mitteilt, daß auch aus den Negerländern Wartet, Zam, Amam, Uauat, Kaau und Tatam Truppen ausgehoben wurden. Wir sehen also um diese Zeit die Oberherrschaft Ägyptens über einen Teil der Kuschiten durchaus anerkannt, wahrscheinlich nicht erst seit kurzer Zeit. Aus der Zeit nach Pepis Dynastie liegen keine Nachrichten vor.

Als Ägypten nach dem Niedergange des Alten Reichs unter der elften Dynastie wieder aufzublühen begann und Theben die Hauptstadt wurde, empfand auch Nubien die Folgen davon. Für den König scheinen die nubischen Besitzungen eine der wichtigsten Einnahmequellen gebildet zu haben, denn in seine Kasse floß unmittelbar nicht nur die Ausbeute der Goldbergwerke, sondern auch der Tribut der unterworfnen Stämme; der königliche Oberschatzmeister überwachte diese Einkünfte mit besondrer Sorgfalt, und selbst Prinzen wurden nach den Goldminen entsandt, um den Bergbau zu kontrollieren und den Ertrag in eigner Person nach dem Hofe zu bringen. Doch ist die vollständige Unterwerfung erst seit der zwölften Dynastie durchgeführt worden; die Bezeichnung „Kusch" für das Südland kommt erst damals auf und bezieht sich wahrscheinlich ursprünglich auf das Gebiet des mächtigsten der damals unterjochten Stämme, der den rotbraunen Äthiopiern zugehört haben muß. Neger waren erst in die Kämpfe verwickelt, die unter Usertesen I. begannen, und Neger scheinen es auch gewesen zu sein, die in den Goldbergwerken

zwangsweise als Arbeiter beschäftigt wurden; überhaupt war ja diesmal wie früher der Wunsch nach dem Besitze der Goldminen und der gesicherten Abführung der Ausbeute die Hauptursache des Vordringens der ägyptischen Könige. Die räuberischen Stämme mögen oft genug die Karawanen mit ihren Schätzen überfallen haben, wenn sie aus dem öden Berglande südlich von Korosko nach ihrer Heimat zurückkehrten, und manchmal wird es nötig gewesen sein, die Straße gewaltsam zu öffnen. „Ich zwang die Häuptlinge, Gold zu waschen, ich führte die Ausbeute ab, ich drang vor in das Vorderland; die Neger kamen fußfällig aus Furcht vor dem Herrn der beiden Länder (des Königs von Ägypten)": so rühmt ein Beamter des königlichen Schatzes seine Thätigkeit. Durch militärische Posten, die gleichzeitig kleine Kulturoasen bildeten, wurde Kusch im Gehorsam erhalten. Usertesen III. errichtete oberhalb Wadi Halfa bei Semne eine Grenzfestung und verbot den jenseits wohnenden Negern, auf ihren Booten über diesen Punkt hinaus flußabwärts zu fahren. Nachdem durch einen nochmaligen Feldzug des Königs die Grenze gesichert war, blieb das Land Kusch fortan eng mit Ägypten verbunden.

Aus der Lage der Grenzfestung geht hervor, daß nur der nördliche Teil Nubiens in ägyptischen Händen war und nicht einmal das heutige Dongola zum Reiche der Pharaonen gehörte. Wenn sich trotzdem die ägyptische Kultur weiter nilaufwärts verbreitet hat, so kann dies nur auf friedlichem Wege geschehen sein. Gerade der Umstand, daß die Goldminen südlich vom heutigen Korosko noch zu Ägypten gehörten, muß diese Übertragung erleichtert haben; bei Korosko zweigt ja der Weg durch die Wüste ab, der die rascheste Verbindung mit dem Sudân ermöglicht und die mächtige Krümmung des Nilthals umgeht. Vielleicht haben sich schon früh die Anfänge des spätern Reiches Napata im Süden entwickelt, während die eigentliche Staatsgründung allerdings wohl erst der Ramessidenzeit angehört. Dieses Reich kann aber auch noch von einer andern Seite her Keime ägyptischer Kultur erhalten haben; als unter der elften Dynastie Ägypten eine neue Blütezeit erlebte, nahmen auch die Handelsunternehmungen einen ungeahnten Aufschwung, und das Rote Meer trug ägyptische Flotten südwärts bis jenseit der Straße von Bab el-Mandeb.

Der Wunsch, den vielbegehrten Weihrauch ohne störenden Zwischenhandel zu erhalten, hat die nicht eben seekundigen Ägypter auf die unsichern Wogen des Roten Meers und der Bucht von Aden hinausgetrieben und in Berührung mit den Bewohnern Südarabiens und des Somallands gebracht. Der Ausgangspunkt der ägyptischen Seefahrten muß in der Breite von Theben ungefähr dort gelegen haben, wo heute der kleine Hafenort Kossir (Kosseir) zu finden ist; eine Inschrift schildert ausführlich, wie zunächst eine Heerstraße mit Zisternen von Theben durch das öde Gebirgsland nach der Küste angelegt und dann am Gestade ein Schiff ausgerüstet wird, das die Fahrt nach „Punt", worunter offenbar die Uferländer an beiden Seiten des Golfs von Aden zu verstehen sind, glücklich vollendet zu haben scheint. Ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr entwickelte sich in der Folge und mag mittelbar auch auf die Kultur des oberen Nillands eingewirkt haben. Zur Zeit der dreizehnten Dynastie, die übrigens neure Ägyptologen vor die zwölfte zu setzen geneigt sind, stand der Verkehr mit Punt noch immer in Blüte. Ist er dann auch zurückgegangen und erst zur Zeit des „Neuen Reichs" vorübergehend wieder aufgenommen worden, so blieben doch seine Anregungen auf die arabischen Küstenbewohner so wirksam, daß diese Völker später den Handel im Roten Meer und im nördlichen Indischen Ozean vermitteln konnten; freilich war der babylonisch-assyrische Einfluß auf sie weit mächtiger als der ägyptische. Daß damals die nubischen Besitzungen mindestens behauptet worden sind, das beweist ein stummer, aber unwiderleglicher Zeuge: eine riesige Granitfigur des Königs Sebekhotep V.,

die sich oberhalb des dritten Katarakts auf der Insel Argo, also ganz in der Nähe des heutigen Dongola, heute noch erhebt.

Als lange danach die Hykſos vertrieben waren und das kriegeriſche „Neue Reich" ſich gebildet hatte, ſind die Könige alsbald an der Arbeit, den inzwiſchen dennoch verlornen Einfluß in Nubien wiederzugewinnen, zunächſt durch Kriegszüge, die mehr eine Schwächung der kuſchitiſchen Stämme als dauernde Beſitzergreifung beabſichtigten, dann aber mit voller Thatkraft. Thutmoſis I. drang zu Lande und zu Waſſer vor, ſchlug in einer großen Schlacht auf dem Nile die Flotte der Nubier in die Flucht, wahrſcheinlich nachdem er ſeine Schiffe auf irgend eine Weiſe über den erſten Katarakt gebracht hatte, und unterwarf alles Land bis zum dritten Katarakte. Dieſe Kriege mit Nubien entſprechen wenig der ohnehin ſehr zweifelhaften Überlieferung, daß die Hykſos mit Hilfe der Äthiopier vertrieben worden wären; vielleicht hat während der Kämpfe gegen die nordiſchen Eindringlinge vorübergehend ein Bündnis mit einigen der „neun Bogenvölker", wie ägyptiſche Inſchriften die Nubier nennen, beſtanden. Die Gemahlin des erſten ägyptiſchen Königs der ſiegreichen achtzehnten Dynaſtie ſcheint eine Äthiopierin geweſen zu ſein. Unter der Königin Hatſchepſut, der Vormünderin von Thutmoſis III., ſind die Grenzen der nubiſchen Provinz wohl noch weiter ſüdwärts ausgedehnt, gleichzeitig die Handelszüge nach Punt wieder ins Leben gerufen und vielleicht auch Beſitzergreifungen an der Küſte des Roten Meers vorgenommen worden. Bilder aus der Zeit des Königs zeigen die Bewohner des oberen Nilthals, die rotbraunen Kuſchiten und die dunkelhäutigen Neger, wie ſie Rinder, Giraffen, Felle wilder Tiere, goldne Ringe und Edelſteine als Tribut darbringen; Negerſklaven aber waren ſchon damals das willkommenſte Geſchenk der Südlande. Während auf dieſe Weiſe nigritiſches Blut ſich dem ägyptiſchen zumiſchte, ſiedelten ſich anderſeits ägyptiſche Ackerbauer und Handwerker im nubiſchen Nilthale an, beſonders als Ramſes II. dort eine Anzahl neuer Städte und zahlreiche Tempel erbauen ließ. Die Goldminen gaben noch immer reiche Erträge. Das Nilthal wurde in derſelben Weiſe beſteuert wie das eigentliche Ägypten, und die ſüdlichen tributpflichtigen Stämme lieferten der königlichen Schatzkammer bedeutende Zahlungen. Nubien war alſo eine wichtige, mit Sorgfalt verwaltete Provinz des ägyptiſchen Reichs. Jedenfalls hat ſich Ägyptens Kultur bis tief in den Sudân hinein geltend gemacht und dort Erfolge gezeitigt, die rückwirkend die Schickſale Ägyptens zeitweilig beſtimmen ſollten.

β) Napata.

Als die ägyptiſche Königsmacht nach und nach zu Grunde ging und Söldner die Herrſchaft an ſich riſſen, hielt ſich die einheimiſche Dynaſtie, wie ſchon mehrmals früher, noch am längſten in Theben, um nach dem Verluſt auch dieſer Stadt — angeblich — nach Kuſch zurückzuweichen und hier ein ſelbſtändiges Reich zu gründen, deſſen Herrſcher ſich charakteriſtiſcherweiſe auch weiterhin noch den ägyptiſchen Königstitel beilegten. So ſei (meint man) das Königreich Napata entſtanden, wie es nach ſeiner unterhalb des vierten Katarakts gelegnen Hauptſtadt in der Regel genannt wird.

Napata bildet ein höchſt merkwürdiges Gegenſtück zu den Sudânſtaaten der Gegenwart. Auf urſprünglich nigritiſchem Gebiete von hellfarbigern Völkern begründet, von Norden her kultiviert und religiös beeinflußt, ſcheint es ſich zu einem zweiten Ägypten entwickeln zu wollen; ja ſeine Fürſten dürfen es zeitweilig wagen, die Hand nach der Krone des alten Kulturſtaats auszuſtrecken. Allein die Macht iſt nicht von Dauer. Die künſtlich erweckte Kultur geht zurück; und die dunkelfarbige Raſſe, durch immer neuen Zufluß nigritiſchen Bluts gekräftigt, hemmt wie

ein Bleigewicht den Aufschwung zu höhrer Gesittung. Die Verstärkung der Negerrasse ist leicht zu erklären. Der Schwerpunkt des Reichs von Napata lag zunächst, wie sich aus der geschichtlichen Entwicklung und der Lage der Hauptstadt ergibt, im nubischen Nilthale, das herrschende Volk waren die mit eingewanderten Ägyptern vermischten Kuschiten; später aber, als die Versuche, Ägypten zu erobern, endgiltig gescheitert waren, wurden die südlicher gelegnen, von Negern bewohnten Striche des östlichen Sudâns hinzugefügt, insbesondere die wichtige Halbinsel zwischen dem Weißen und Blauen Nil.

Schon im ersten Zeitalter der äthiopischen Selbständigkeit zeigte sich indessen ein auf ethnischen Ursachen beruhender Unterschied zwischen den Verhältnissen Ägyptens und Äthiopiens, der nach und nach immer deutlicher hervortrat. War schon in Ägypten die Religion so sehr der eigentliche Kern des Daseins, daß die Priesterschaft zuweilen übermächtig ward, so gewann über den plumpern Äthiopier der religiöse Glaube völlig das Übergewicht; und das Priestertum, das sich natürlich in der Hauptsache aus Ägyptern rekrutierte, erlebte in Napata eine goldne Zeit. Das liegt zum Teile daran, daß die Priester in Äthiopien als Kulturbringer auftraten, noch mehr aber in dem Charakter der Kuschiten und der Berber überhaupt, der sich bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat; auch der Islam hat nirgends so treuherzige, beschränkte und opferwillige Anhänger gefunden, wie unter den Berbern, ohne deren Hilfe z. B. Spanien weder erobert noch so lange Zeit behauptet worden wäre. Diese in den Augen der ägyptischen Priester so äußerst schätzbaren Eigenschaften der Äthiopier erklären es auch, warum im Altertume so viele übertriebne Nachrichten über die sittliche Reinheit des äthiopischen Volks und das hohe Alter seiner Kultur verbreitet waren: die ägyptische Priesterschaft ist die Quelle dieser Sagen, durch die sie ihren treuesten Anhängern gewissermaßen eine Dankesschuld abtrug.

Die Wirren, die mit dem Ende des „Neuen Reichs" in Ägypten ausbrachen, machten nicht nur Äthiopien zu einem selbständigen Staate, sondern veranlaßten schließlich, daß sich die äthiopische Dynastie, die ja doch (wahrscheinlich!) ägyptischer Abkunft war, mit Hilfe kuschitischer Krieger auf den Thron des alten Kulturreichs schwang. Die Eroberung erfolgte allmählich; um 840 v. Chr. sah Theben ein äthiopisches Heer in seinen Mauern, und schließlich erkannte ganz Oberägypten bis gegen Memphis hin die neue Herrschaft an, während im Delta sich noch länger einzelne mächtige Söldnerfürsten behaupteten. Ein großer, absichtsvoller Zug lag in der äthiopischen Eroberung nicht; vielleicht wäre sie schon damals völlig ins Stocken gekommen, wenn nicht einer der Feudalherrscher Unterägyptens, Tefnacht, der Fürst von Sais, seine Macht beständig ausgedehnt, Memphis erobert und Oberägypten bedroht hätte. Nach längerm Zögern entsandte der damalige äthiopische König, Pi'anchi, ein Heer, das zu Wasser und zu Lande den gefährlichen Gegner zurückdrängte, ohne jedoch entscheidende Erfolge zu erreichen; als der König selbst im Feld erschien, gelang die Eroberung von Memphis. Nunmehr erkannten auch die Söldnerfürsten Unterägyptens die äthiopische Oberherrschaft an, da selbst Tefnacht vorläufig seinen Widerstand aufgab (770 v. Chr.).

Von einer festen Begründung der äthiopischen Ansprüche auf Ägypten war trotzdem niemals die Rede. Die Könige von Kusch galten den Bewohnern Ägyptens ebensogut als Fremdlinge, wie die Söldnerfürsten im Delta; völlig teilnahmlos stand das Land ihren Kämpfen gegenüber. Nur die Priesterschaft, durch die biedere Frömmigkeit der äthiopischen Herrscher gewonnen, stellte sich auf die Seite ihrer freigebigen Gönner. Bedenken wir noch die verhältnismäßig geringe Bevölkerung im eigentlichen Nubien, die Schwierigkeit, Truppen aus dem Sudân heranzuziehen, und die ungeheure Entfernung Napatas, der äthiopischen Hauptstadt, von

Unterägypten, so erscheint die Schwäche der kuschitischen Herrschaft erklärlich. Sie hat sich nur dadurch behauptet, daß die kleinen Feudalherren Unterägyptens lieber die schattenhafte Obermacht des fernen Äthiopierkönigs anerkennen als einem der Ihrigen das Zepter anvertrauen wollten. An kleinern Unbotmäßigkeiten und größern Aufständen scheint es demungeachtet nie gefehlt zu haben; insbesondre bedeutet die Regierungszeit des Sohns von Tefnacht, Bokenranf (griechisch Bokchoris; wahrscheinlich 770—729), eine Unterbrechung des äthiopischen Einflusses auf Unterägypten, bis König Schabaka (der Sabako der Griechen) die äthiopische Herrschaft wieder bis zum Mittelmeer ausdehnte. Nach seinem Tod (um 716 v. Chr.) brach die alte Verwirrung wieder herein. Infolgedessen war Ägypten auch nicht im stande, rechtzeitig das Vordringen der Assyrer in Syrien und Palästina zu hindern; ein Versuch Schabakas endete im Jahre 720 mit einer schweren Niederlage des ägyptischen Heers bei Raphia, und schon damals scheinen unterägyptische Dynasten an Sargon von Assyrien Tribut gezahlt zu haben.

Aufs neue entbrannte der Krieg, als Taharqa, anscheinend ein Usurpator, aber ein Äthiopier wie seine Vorgänger, den ägyptischen Thron bestieg, sich mit dem König Hiskia von Juda und andern syrischen Fürsten verbündete und Sanherib, dem damaligen Assyrerkönig, entgegentrat. Der Kampf verlief unglücklich für die Ägypter; aber auch Sanherib trat den Rückzug an, ohne Jerusalem erobern zu können (701). Der daraufhin abgeschloßne Friede blieb dreißig Jahre lang ungestört und gab Taharqa Gelegenheit, seine Herrschaft einigermaßen zu befestigen. Als indessen im Jahre 671 neue Aufstände in Syrien ausbrachen, die offenbar von Ägypten begünstigt wurden, und ein assyrisches Heer gegen den alternden Taharqa zog, fanden die Eroberer wenig entschloßnen Widerstand. Assarhaddon von Assyrien machte das ägyptische Reich zu einem Vasallenstaat, ohne die kleinen Machthaber zu verdrängen; Taharqa aber wich nach Äthiopien zurück. So ganz ruhmlos mochten indessen die Kuschiten nicht auf ihre Herrschaft über das Nilreich verzichten. Taharqa unternahm noch vor seinem Tod einen Vorstoß, der ihn bis Memphis führte; später zog sein Stiefsohn Tanuatamon nach Norden, mußte indessen bald erkennen, daß auf die Dauer nichts mehr zu hoffen sei. Im Jahre 668 verließen die äthiopischen Truppen Ägypten. Theben, das immer noch am ersten die Äthiopier willkommen geheißen hatte, wurde von den Assyrern gründlich verwüstet. Einen Angriff auf Nubien scheinen die Assyrer klugerweise nicht unternommen zu haben.

Daß seit 650 der Verkehr Äthiopiens mit dem Osten und Süden begann und die ägyptische Vorherrschaft in dieser Beziehung allmählich erschüttert wurde, blieb nicht ohne Rückwirkungen: Äthiopien, das keine selbständigen Kulturkeime in sich barg, fing an, sich wieder seiner barbarischen Umgebung anzupassen. Der ganze Vorgang bildet ein lehrreiches Gegenstück zu der sudânischen Ausbreitung der ägyptisch-europäischen Kultur und der geistlich-barbarischen Reaktion im Mahdismus. Eine bis ins Wunderliche gesteigerte Frömmigkeit blieb auch fernerhin der hervorstechendste Zug der Äthiopier, während andre Zeichen von Gesittung nach und nach verkamen und in Vergessenheit gerieten; die ägyptische Schrift z. B. erscheint auf spätern Denkmälern nur noch als sinnlose Verzierung: man verstand ihre Bedeutung nicht mehr.

Über die Zustände im Reiche Napata nach dem Rückzuge der Äthiopier aus Ägypten belehren uns griechische Quellen und Inschriften äthiopischer Herrscher. Den frommen Sinn der Fürsten benutzend, hatte sich die Geistlichkeit allmählich zur entscheidenden Gewalt im Staat aufgeschwungen; sie wählte im Namen der Gottheit aus den Thronkandidaten den ihr genehmsten aus und teilte dem ihr unbequem gewordnen Herrscher den Wunsch des Gottes mit, daß er durch freiwilligen Tod seine Vergehungen sühnen möge. Übrigens fehlte es weder an religiösen

Wirren noch an blutigen Thronstreitigkeiten. Als Ägypten seine Selbständigkeit wiedererlangt hatte, unternahm es einen erfolglosen Angriff auf Nubien, und infolge innrer Streitigkeiten wanderte ein Teil der ägyptischen, übrigens erst aus angesiedelten Söldnern erwachsnen Kriegerkaste nach Äthiopien aus.

γ) Meroë.

Nach der Trennung von Ägypten verschob sich der Schwerpunkt des Reichs mehr und mehr nach Süden: Napata blieb der Sitz des Priestertums; aber die Könige erbauten sich eine neue Residenz südlich von der Mündung des Atbara in den Nil, die Stadt Meroë, nach der späterhin das Reich in der Regel genannt wird. Auf diese Weise war Äthiopien der Gefahr, in die fernern Schicksale Ägyptens hineingerissen zu werden, noch mehr als vorher entzogen: als zur Zeit der persischen Herrschaft über Ägypten die Eindringlinge einen Teil Nubiens an sich rissen und damit die frühsten Vorgänge in diesem Grenzlande gewissermaßen erneuerten, blieb das Reich Meroë unerschüttert. Der übermächtige Einfluß des Priestertums wurde vorübergehend durch den König Argamon (den Ergamenes der griechischen Quellen) um 270 v. Chr. zerstört. Die Priester hatten dem alten thatkräftigen Fürsten nach ihrer Gewohnheit den Befehl des Gottes gesandt, sein Leben mit eigner Hand zu enden; Argamon aber entledigte sich durch einen Gewaltstreich der Herrschsüchtigen.

Wurde seitdem das Königtum unabhängiger, so entwickelte sich dafür eine andre Eigentümlichkeit, die vielfach auf der Erde wiederkehrt. Im Reiche Meroë scheinen sich die alten mutterrechtlichen Anschauungen, wonach die Kinder zur Familie der Mutter, nicht aber zu der des Vaters gehören, sehr zäh erhalten und zu einer bevorzugten Stellung der Königinnen geführt zu haben, die in der Regel die Regentschaft für ihre unmündigen Söhne übernahmen und endlich auch nach deren Mündigkeit das Zepter nicht aus der Hand gaben, sondern allenfalls den Sohn als Mitregenten gelten ließen. Diese Königinnen von Äthiopien werden stets unter dem Titel Kandake von den Schriftstellern der klassischen Zeit erwähnt.

Nach und nach hatte sich Äthiopien in einen echt sudânischen Staat verwandelt, dessen Aufmerksamkeit den südlichen Negerländern zugewandt war, während die Verbindung mit dem Norden immer loser wurde. Nur einmal versuchte eine der Königinnen von Meroë, die alten Überlieferungen neu zu beleben und die Rechte auf Ägypten mit Waffengewalt geltend zu machen (23 v. Chr.). Allein Ägypten war damals bereits eine Provinz des gewaltigen Römerreichs. Der Anprall der Äthiopier scheiterte kläglich am Widerstande der römischen Grenztruppen, deren Führer Petronius nun seinerseits einen Rachezug unternahm, der mit der Zerstörung des alten Königssitzes Napata endete. Der Zusammenstoß hatte sonst keine weitern Folgen: Meroë blieb unter dem Schutze der Wüste und der Stromschnellen unabhängig von Rom. Im Laufe der Jahrhunderte ist dann das Reich schwach geworden und zerfallen. War schon vorher wenig sichere Kunde über Meroë nach Norden gedrungen, so wurde die Verbindung ganz unterbrochen, als der rohe Volksstamm der Blemmyer im Gebirgsland östlich vom nubischen Nile seine verheerenden Raubzüge begann und den Weg durchs Nilthal zuweilen völlig sperrte. Immerhin gelangten Keime der griechisch-römischen Kultur nach dem Süden und verhinderten, daß Meroë und überhaupt der östliche Sudân in vollkommne Barbarei zurücksanken.

δ) Das altchristliche Zeitalter Äthiopiens; Dongola.

Es entspricht ganz dem religiösen Charakter der Äthiopier, daß die Sendboten des Christentums, die endlich auch in ihr Gebiet vordrangen, in ihrer Propaganda unerwartet erfolgreich

waren. Wann sie zum erstenmal in Meroë erschienen sind, weiß man nicht; sicherlich aber haben gerade der Zerfall des Reichs und die Schwächung der alten Priestermacht ihr Wirken ebenso begünstigt, wie dies durch das Einsickern der griechischen Kultur und Sprache unterstützt wurde. Die Stadt Meroë scheint bereits zu Neros Zeit in Trümmern gelegen zu haben. Das Reich selbst spaltete sich naturgemäß in zwei Hauptgebiete: ein nubisches Gebiet, für das auch der Name Napata wieder auftaucht, und ein südöstliches, das seinen Mittelpunkt unter den kräftigen abessinischen Bergvölkern zu Axum fand und in enge Beziehungen zu Arabien trat. Namentlich Axum wurde stark von griechischer Kultur beeinflußt. Doch auch unter den Napatäern, den spätern Nubiern, trat der ägyptische Einfluß sehr gegen den griechischen zurück; der einzige nubische Fürst, von dem wir nach langer Zeit etwas erfahren, der im 4. Jahrh. n. Chr. lebende Stilkon, bedient sich in einer Inschrift der griechischen Sprache, wenn auch ungeschickt genug, legt sich den Titel Basiliskos bei und vergleicht sich mit dem Kriegsgott Ares. Jedenfalls war damals Axum das bei weitem mächtigere, in gewissem Sinn auch kultiviertere Reich.

Kurz nach Stilkons Zeit muß die Christianisierung Nubiens stattgefunden haben, wie es scheint, durch jakobitische Missionare. Wie sehr auch die christlichen Priester die Frömmigkeit der Äthiopier zu schätzen wußten, beweist die Überlieferung vom „Kämmerer aus dem Mohrenlande", der von den Aposteln selbst die Taufe empfing. Und als der Islam sein Banner entrollte und Ägypten im Jahre 639 niederwarf, wurde Nubien der Zufluchtsort vertriebner Christen, wie es einst die ägyptischen Priester bei gefährlichen Umwälzungen aufgenommen haben mochte, und hielt gemeinsam mit Axum als ein Hort christlichen Glaubens lange Zeit dem arabischen Ansturme stand; wie man annehmen darf, wurde gerade durch die Flüchtlinge erst die Bekehrung des Volks ganz vollendet und der Glaubenseifer zur hellen Flamme entfacht. Aber während im abessinischen Alpenlande sich das Christentum bis auf den heutigen Tag gehalten hat, ist es in Nubien endlich den Angriffen und Verfolgungen des Islams erlegen.

Die Lehre Mohammeds hatte das Völkermeer der arabischen Halbinsel bis zum Grund aufgewühlt und die ohnehin wenig Seßhaften in unruhige Bewegung gebracht, bis sie sich über die Grenzen der Halbinsel hinaus als Eroberer oder als Flüchtlinge ergossen. Die leidenschaftlichen Anhänger des Islams und die von ihnen mit fortgerißnen Stämme suchten Land und Beute im Norden: sie überschritten die Landbrücke von Sues, eroberten Syrien und Mesopotamien, warfen das Perserreich über den Haufen und begründeten ein riesenhaftes, wenn auch nicht festgefügtes Reich. Gleichzeitig aber schlugen andre arabische Stämme den Weg ein, den wohl schon in alter Zeit vereinzelte Wanderzüge genommen hatten; sie überschritten das Rote Meer und fanden an der jenseitigen Küste ein Steppenland, das ihrer Heimat ähnlich war und Raum zu grenzenloser Entfaltung bot. Wir haben schon Abkömmlinge dieser Einwanderer als Staatengründer in Dar Fur und Wadai kennen gelernt (S. 534 und 531). Es waren nicht durchweg Anhänger Mohammeds, die den Sudân zu erfüllen und das christliche Nubien von dem Schwesterstaat Axum zu trennen begannen: vielleicht haben gerade die Stämme, die der neuen Religion feindlich gegenüberstanden, einen Ausweg über das Rote Meer gesucht; jedenfalls waren viele von ihnen bei ihrer Wanderung nach dem Ostsudân noch Heiden und stellten sich deshalb zunächst nicht feindlich gegen die christlichen Staaten. Allein der Islam, der nun einmal dem semitischen Volkstum entspricht, folgte den Ausgewanderten über die Meerenge und unterwarf sie, die einen früher, die andern später, seinem Einflusse. Damit wurde Nubien im Süden nicht nur von Axum, sondern vor allem von dem Zusammenhange mit den Negerländern abgeschnitten, der wirtschaftlich für sudânische Staaten unentbehrlich ist.

So mußte der Schwerpunkt des christlichen Staats Nubien wieder nach Norden rücken, nach dem heutigen Dongola. In seinem nunmehr stark beschränkten Gebiete, von Wüsten und Katarakten geschützt, vermochte das kleine christliche Reich noch lange Zeit den Angriffen und der Propaganda des Islams erfolgreich zu widerstehen; ein Rest griechisch-ägyptischer Kultur bestand hier noch zu einer Zeit, wo anderwärts längst der Strom der Ereignisse die Spuren der antiken Welt hinweggeschwemmt hatte. Im Jahre 651 brachen die arabischen Scharen in Nubien ein und belagerten Dongola, fanden aber so entschloßnen Widerstand, daß sie sich mit der Festsetzung eines jährlichen Tributs von 360 Sklaven begnügten, wofür sie überdies ein Gegengeschenk von Getreide zu senden versprachen. Dieses Verhältnis zu Ägypten scheint, wenn auch mit Unterbrechungen, lange bestanden zu haben. Im 10. Jahrhundert hören wir von mehreren Angriffen der Nubier auf ägyptisches Gebiet. Im Jahre 962 traf ein Gesandter des Ichschiden-Fürsten von Ägypten in Dongola bei dem Könige Nubiens, dem Kirky (Kyriakos, Cyriacus), ein, um ihn zum Islam zu bekehren, mußte aber erfolglos heimkehren. Daraus, daß der König sein Land für volkreicher und kriegsmächtiger erklärte als Ägypten, ist zu schließen, daß auch damals noch die südlichen Besitzungen nicht ganz verloren gegangen waren. Eine andre Quelle nennt dreizehn Provinzen, die von Oberpriestern verwaltet wurden. Auch noch in dieser spätern Zeit war die Erbfolge in der weiblichen Linie gebräuchlich, was den Verhältnissen im alten Reiche Napata ebenso entspricht wie die eigentümlich bevorzugte Stellung des Priesterstands.

c) Nubien eine ägyptische Provinz (1300—1800).

Im 11. Jahrhundert begann die Macht Nubiens zu sinken, obwohl es noch immer den Angriffen der ägyptischen Sultane widerstand. In den Jahren 1172—74 wurde ein kleiner christlicher Pufferstaat, der sich um Assuan und Elephantine, also nördlich vom ersten Katarakt, auf ägyptischem Boden gebildet hatte, niedergeworfen. Dann scheinen innre Kämpfe das Reich Nubien zerrüttet zu haben. Schließlich sahen die Sultane Ägyptens bei ihren Angriffen nicht mehr die ungeteilte Macht des Lands sich gegenüber; im Jahre 1275 wurde die Stadt Dongola erobert und der damalige König David daraus vertrieben. Nach wiederholten Kämpfen, die das mohammedanische Heer bis an die Südgrenze Nubiens führten, gelang es endlich, den König David völlig zu verjagen; sein Neffe Schekendah wurde König, Nubien selbst ein Tributärstaat Ägyptens, der nunmehr der islamischen Propaganda offen stand.

α) Der Niedergang des Christentums und das Aufkommen des Islams.

Indes war die Kraft des vereinsamten Christenstaats noch nicht völlig gebrochen. Die Reste des Christentums in Ägypten suchten noch immer Anlehnung an Nubien: um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde den Christenverfolgungen in Ägypten durch die Drohungen des damaligen Kyriakos von Nubien Einhalt gethan. Allein kurze Zeit nachher trat das Herrschergeschlecht von Dongola zum Islam über. Nicht die alte Dynastie hat den neuen Glauben angenommen, sondern ein Usurpator, wahrscheinlich aus dem Stamme der Beni Kensy oder Kenz in der Gegend von Assuan. Daß Nubien von innern Kriegen und Angriffen äußrer Feinde um diese Zeit viel zu leiden gehabt hatte, ist mehrfach bezeugt. Wahrscheinlich hatte sich nun einer der Prätendenten durch Annahme des Islams die Hilfe Ägyptens verschafft; der Einfluß der in das Nilthal eindringenden und immer mehr sich ausbreitenden Araberhorden dürfte die Verwirrungen hervorgerufen und gefördert haben.

Nachdem so das Christentum seinen Halt verloren hatte, schwand es unmerklich, aber rettungslos dahin. Es fehlte an Priestern, die Kirchen verödeten, und an die Stelle der christlichen Geistlichen, die, wenn wir nach den abessinischen Zuständen schließen dürfen, eine sehr vergröberte Form des Evangeliums gepredigt haben mochten, traten die islamischen Glaubensboten, anscheinend ohne daß der Übergang irgendwie zu lebhaftern Kämpfen geführt hätte. Durch die immer zunehmende Einwanderung arabischer Stämme wurde der Zusammenhang der christlichen Gemeinden mehr und mehr gelockert; die Araber selbst aber wurden die herrschende Macht. Damit war Nubien dem Schicksal aller sudânischen Staaten verfallen: der Nomade hatte den Ackerbauer überwunden. Die Folgen aber waren für Nubien verhängnisvoller als für die andern Staaten, da die Blüte des langgestreckten, auf die schmalen fruchtbaren Uferstreifen des Stroms angewiesenen Lands immer etwas Künstliches gehabt und auf jahrtausendelanger Arbeit beruht hatte, die nunmehr unterbrochen war.

Die Herrschaft in Nubien, das nunmehr kaum noch als einheitliches Gebiet zur Geltung kam, wechselte fortan zwischen den verschiednen Araberhorden: ein unfruchtbares Zeitalter. Zuletzt waren die Schaikiah- (Scheigiah-) Araber am mächtigsten. Erst die Umwälzungen in Ägypten im Anfange des 19. Jahrhunderts störten wieder die dumpfe Ruhe, indem 1812 der Rest der ägyptischen Mameluken nach Nubien flüchtete, durch Verheerung des Nilthals es den Truppen Mehemed Alis unmöglich machte, ihnen zu folgen, und sich 1814 in Dongola festsetzte. Im Jahre 1820 gelang es den ägyptischen Truppen, die Mameluken auch von hier zu vertreiben; damit aber war der Zugang zum eigentlichen Sudân eröffnet, und eine neue, an Ereignissen reiche Zeit brach für die Gebiete am obern Nil herein.

β) Die südlichen Teile des alten Meroë.

In den südlichen Teilen des alten Meroë-Reichs haben auch christliche Staaten bestanden: Aloa, dessen Hauptstadt in der Nähe des spätern Chartum gelegen haben muß, wird noch im 10. Jahrhundert erwähnt: kleiner war das Reich Mokra zwischen Aloa und Dongola. Später bildete sich ein mohammedanisches Reich Senaar, das seinerseits wieder von den nigritischen Fundj, wahrscheinlich Verwandten der Schilluk, um 1500 erobert und umgestaltet wurde. Die Fundj traten bald zum Islam über, dehnten ihren Einfluß bis Nubien und Dar Fur aus und mögen wohl die letzten Reste christlicher Staaten am obern Nile vernichtet haben; übrigens dürfte die Wanderung der Fundj eng mit den Bewegungen der Galla zusammenhängen, die um dieselbe Zeit das christliche Reich in Abessinien furchtbar erschütterten (vgl. S. 445 und 560).

Als die Macht von Senaar wieder abnahm, gelang es den Königen von Dar Fur, ihren Einfluß über Kordofan bis zum Nil auszudehnen und selbst Senaar zeitweilig tributpflichtig zu machen (vgl. oben, S. 535). Am Nile bestanden nordwärts von Senaar bis gegen Dongola hin etwa zwanzig kleine Fürstentümer, so daß Ägypten, als es sich anschickte, seinen Einfluß nach Süden auszudehnen, keine großen Schwierigkeiten zu überwinden hatte.

d) Der Ost-Sudân im 19. Jahrhundert.

α) Mehemed Ali.

Mehemed Ali, der 1811 die Mameluken vernichtet hatte und eine selbständige Stellung der Pforte gegenüber anstrebte, hatte allen Grund, die Reichtümer und das vortreffliche Truppenmaterial des Sudâns für die bevorstehenden Kämpfe nutzbar zu machen; mit der Eroberung Dongolas war der erste Schritt gethan. Als die Schaikiah-Araber, die eigentlichen Herren

Nubiens, die Absicht der Ägypter, mit denen sie gegen die Mameluken Hand in Hand gegangen waren, erkannten, wagten sie einen verzweifelten, aber vergeblichen Widerstand. Dann rückten im Jahr 1820 die ägyptischen Truppen, die Ismail, ein Sohn Mehemed Alis, befehligte, weiter gegen Süden; ein Teil drang in Senaar ein, ein andrer wandte sich gegen Kordofan, beide zunächst mit Erfolg. Als indessen Ismail durch übermäßige Tributforderungen die Bewohner der besiegten Gebiete zur Verzweiflung brachte, wurde er Ende Oktober 1822 zu Schendi von dem dortigen „Melik" Nemir verräterischerweise ermordet. Dennoch blieb das Land in ägyptischen Händen, war jahrzehntelang den Erpressungen der Beamten ausgesetzt und von gelegentlichen Aufständen der zum äußersten gebrachten Bevölkerung zerrüttet. Besonders hatten die südlichen freien Negerstämme das neue Joch zu fühlen: mehr als jemals wurde ihr Land das Ziel unternehmender Sklavenräuber. Den Mittelpunkt der neuen ägyptischen Provinz bildete seit 1830 Chartum am Zusammenflusse des Weißen und des Blauen Nils.

β) Elfenbeinhandel und Sklavenraub.

Die Unerschöpflichkeit der obern Nilgebiete an schwarzen Menschen und an Elfenbein wurde erst recht klar, als auf Veranlassung der Regierung einzelne Expeditionen den Weißen Nil aufwärts drangen und die verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit feststellten. Der Ruf, daß im Sudân mühelos Reichtümer durch Elfenbeinhandel und Sklavenraub zu gewinnen seien, verbreitete sich rasch in Ägypten und Nubien und lockte zahlreiche Abenteurer nach dem Süden, während gleichzeitig die ersten christlichen Missionare eintrafen: zwei entgegengesetzte Weltanschauungen, die noch einen schweren Kampf hier miteinander auszukämpfen hatten.

Anfangs war das Elfenbein noch das Hauptziel des Handels; und die gelegentlich erbeuteten oder erkauften Sklaven dienten nur dazu, die wertvolle Ware von den Eingebornen, die ja selbst alle nach dem Besitze von Sklaven strebten, einzutauschen. Indessen konnte es nicht ausbleiben, daß allmählich der Sklavenraub in den Vordergrund trat; waren doch ohnehin die Handelszüge zu ihrem eignen Schutze von angeworbnen Soldaten, meist Dongolanern (Danagla), begleitet und verstärkten sich oft noch durch eingeborne Söldner, die Basinger. Die Negerstämme, die untereinander in herkömmlicher Feindschaft lebten, erweckten selbst die Habsucht der Händler, indem sie sich mit ihnen gegen ihre Nachbarn verbündeten, vorübergehend dadurch ihre Macht verstärkten, aber schließlich selbst der Raubgier der Sklavenräuber zum Opfer fielen. Bei alledem breitete sich der ägyptische Einfluß wenigstens mittelbar in den Negerländern immer mehr aus. Die Kaufleute waren gezwungen, feste Mittelpunkte ihrer Macht zu schaffen, die Handelswege durch Stationen zu sichern und angesichts der Abnahme des Elfenbeins in immer entlegnere Gebiete vorzudringen; die Regierung brauchte diesen Spuren nur zu folgen. Unter den Händlern, die wie kleine Fürsten in ihren Raubgebieten hausten und natürlich nicht auf die Dauer mit der Regierung im Frieden bleiben konnten, ist Siber vor allem zu nennen, der von Dar Fertit aus vorging (vgl. S. 536 und 548).

Der Elfenbein- und Sklavenhandel stand kaum einige Jahrzehnte in Blüte, als die Beschwerden europäischer Missionare und Forschungsreisender über das unheilvolle Treiben Entrüstung erweckten. Ägypten, das damals viel darauf hielt, zu den Kulturstaaten gerechnet zu werden, konnte diesem Drucke nicht widerstehen: der Vizekönig Said Pascha erschien im Jahre 1855 persönlich in Chartum, verbot kurzweg den Sklavenhandel und untersagte vor allem seinen Beamten die bisher üblichen Raubjagden in die Negerländer, wodurch er ihre Einnahmen aufs empfindlichste schmälerte. Die Folge war, daß der Handel nur gefährlicher, aber auch

einträglicher wurde, und daß die Beamten ihre Einkünfte durch Annahme von Bestechungsgeldern wieder auf die alte Höhe zu bringen suchten. Zuweilen wurde auch ein Transport von Sklaven feierlich mit Beschlag belegt; die „befreiten" Neger aber schickte man nicht in die Heimat zurück, sondern reihte sie in das ägyptische Heer ein.

γ) Reformversuche.

Der Einfluß der Europäer und damit der Sklavereifeinde in Ägypten stieg, als 1863 in Ismail Pascha ein Freund der westlichen Kultur auf den Thron kam, ein Mann, dem weniger aus innrer Überzeugung als aus Eitelkeit daran lag, sich allenthalben als aufgeklärten Reformator und Begünstiger des Fortschritts zu zeigen. Gerade damals war der Engländer Samuel Baker von seiner Reise, die ihn nach dem obern Nile bis zum Albert-Nyansa geführt hatte, zurückgekehrt mit dem Entschlusse, den Sklavenhändlern mit Hilfe der ägyptischen Regierung entgegenzutreten. Ismail ging auf seine Pläne ein: Baker Pascha begab sich im Jahre 1869 mit einem kleinen Heere nach dem obern Nilgebiet und erreichte bis 1873 wenigstens so viel, daß die ägyptische Herrschaft bis zum Albertsee und an die Grenze von Unyoro ausgedehnt und den Sklavenhändlern das Leben sauer gemacht wurde.

Damals erlangte der ägyptische Sudân seine größte Ausdehnung; denn um dieselbe Zeit wurden auch die Gebiete am Bahr el-Ghasal angegliedert und endlich das Reich Dar Fur unterworfen. Dar Fur war schon vorher durch den Sklavenhändler Siber (Zubair, Sobehr; vgl. S. 536 und 547), der nach und nach eine beträchtliche Kriegsmacht um sich vereinigt hatte, bedroht und seiner südlichen Grenzländer beraubt worden, während gleichzeitig die ägyptische Regierung lüsterne Blicke auf das Land warf und den zum Mudir der Provinz Bahr el-Ghasal ernannten Siber in ihr Interesse zog. Siber war es ein leichtes, einen Krieg mit dem Sultan Ibrahim von Dar Fur vom Zaune zu brechen; die Regierung erhielt damit einen Vorwand, ebenfalls einzugreifen. Von Chartum aus rückte ein kleines Heer nach Dar Fur; vom Süden her aber drang Siber vor und errang einen entscheidenden Sieg über Ibrahim (1874). Siber, der auch die Statthalterschaft der neuen Provinz erlangt hatte, wurde indessen nach Kairo gelockt, dort zwar mit Ehren überhäuft, aber bis zu seinem Tode zurückgehalten. Sein Sohn Sulaiman, der die Erbschaft des Vaters antrat, war vorläufig ungefährlich.

Inzwischen war auch schon der Mann auf dem Platz erschienen, der Bakers Werk im großen Stile fortsetzen und die Verhältnisse des Sudâns ordnen sollte: Charles George Gordon. Eine edle, nur zu vertrauensselige Natur, von unverwüstlicher Gesundheit, schien er ganz der geeignete Mann, als Organisator und Soldat die Kultur des Lands zu fördern und die Rechte der Menschlichkeit zu wahren; schon 1863 hatte er im Dienste der chinesischen Regierung als Besieger der Taiping-Rebellen seine Begabung bewährt. In den Jahren 1874—77 brachte Gordon unter großen Schwierigkeiten die von Baker begonnenen Unternehmungen am obern Nile zu Ende. Im Jahr 1877 zum Pascha und Generalgouverneur ernannt, hatte er in Grenzangelegenheiten mit Abessinien langwierige Unterhandlungen zu führen. Dann rief ihn ein Aufstand nach Dar Fur, wo sich Sibers Sohn Sulaiman zu regen begann; Sulaiman wurde 1879/80 durch den Italiener Romolo Gessi besiegt und getötet. Aber noch in demselben Jahre legte Gordon, von Kairo aus nur lau unterstützt und an der Durchführung seiner Aufgabe verzweifelnd, sein Amt nieder. Mochten auch die Ägypter und vor allem die verhaßten Dongolaner schwere Schuld auf sich geladen haben, so waren sie doch die höher kultivierten Eroberer, die die Negerbevölkerung in Furcht und Gehorsam erhielten; schränkte man ihren

Einfluß ein (Gordon) oder vertrieb sie gar völlig (Gessi), so erschütterte man den Grund des Gebäudes und erwartete von der schwarzen Rasse mehr, als sie zu leisten im stande war: der Neger muß nun einmal, wenn er zum Bewohner eines Kulturstaats werden soll, unter straffer Führung von Hellfarbigen stehen.

δ) Der Mahdismus.

1) Mohammed Ahmed.

Immerhin waren die Verhältnisse im nördlichen Sudân, in Kordofan, Senaar u. s. w. leidlich geordnet. Auch im Süden hatten Gessi (gest. 30. April 1881 in Suls) und später F. Lupton, die Gouverneure der Provinz Bahr el-Ghasal, vor allem aber Eduard Schnitzer (Emin Bei) in der Äquatorialprovinz die Entwicklung in hoffnungsvolle Bahnen gelenkt, als ein ungeheurer Ausbruch des altsudânischen Glaubenseifers mit einem Schlage das Werk jahrzehntelanger Mühen zerstörte, aber zugleich bewies, wie morsch und hohl das äußerlich so glänzende Gebäude gewesen war: Mohammed Ahmed, der angebliche Mahdi, entrollte im Jahre 1881 das Banner des Aufstands und hatte nach wenigen Jahren sich des gesamten Sudâns bemächtigt.

Mohammed Ahmed stammte aus dem alten Mittelpunkte christlicher Glaubenstreue, dem jetzt ebenso eifrig islamischen Dongola, dessen regsame Bewohner im ganzen Sudân als Sklaven- und Elfenbeinhändler verbreitet waren (S. 547) und mit den Europäern in ägyptischen Diensten auf dem schlechtesten Fuße standen. Im Jahre 1848 (oder wenig früher) geboren, zog der künftige Erneuerer der Religion längre Zeit als Derwisch im Land umher, indem er auf Grund der Lehren Mohammeds ibn-Abd el-Wahhâb die Unzufriedenheit schürte und Anhänger warb; seine Klage, daß die Religion im Verfall und durch die Freundschaft der Mohammedaner mit den Christen gefährdet sei, fiel auf fruchtbaren Boden: hier wie in fast allen Glaubenskriegen war ja die Religion das allen verständliche Feldgeschrei für die tiefern nationalen und wirtschaftlichen Gegensätze. Nach Vollendung seiner Reisen zog sich Mohammed Ahmed auf die Insel Aba im Weißen Nile zurück, wußte sich bald den Ruf eines Heiligen zu schaffen und machte seinen Zufluchtsort zum Mittelpunkt einer Verschwörung gegen die ägyptische Herrschaft. Lange ließ man ihn unbehelligt, um dann durch unkluge und ungenügende Maßregeln die glimmenden Funken zur hellen Flamme anzublasen. Man forderte den heiligen Mann auf, nach Chartum zu kommen, und entsandte, als er sich weigerte, eine kleine Truppenmacht; Mohammed Ahmed aber sammelte seine fanatischen Anhänger und vernichtete die Truppen fast bis auf den letzten Mann (Juli 1881). Damit war der Aufstand glücklich eingeleitet, und der Heilige erklärte sich nunmehr öffentlich für den Mahdi, den verheißnen Nachfolger des Propheten. Neue Unklugheiten der Regierung vermehrten seinen Ruf. Statt ihn auf seiner Insel mit Hilfe der zahlreichen Flußdampfer einzuschließen, ließ man ihn auf das linke Ufer des Stroms entkommen und seine Zuflucht in den Tagalla-Bergen im südöstlichen Kordofan nehmen; am Fuße des Berges Gadir ließ sich der Mahdi nieder. Der Gouverneur von Kordofan, der ihn vertreiben sollte, zog sich ohne Kampf zurück; der Mudir von Faschoda dagegen, der vom Süden heranrückte, wurde mitsamt seinen Truppen vernichtet.

Der Mahdi hätte keinen günstigern Sammelpunkt für seine Scharen finden können, als den Süden Kordofans. Massenweise strömten ihm hier seine Landsleute, die von Gessi aus dem Bahr el-Ghasal verjagten Danagla, zu, von Rachsucht und Fanatismus erfüllte Menschen, die zusammen mit zahlreichen Araberhorden den Kern des mahdistischen Heers bildeten. Gleichzeitig brachen auch auf dem rechten Nilufer, in der Provinz Senaar, Aufstände aus; doch wurden

diese von der Regierung mit Hilfe befreundeter Araberstämme niedergeschlagen. Die dort entbehrlich gewordnen Truppen zogen unter der Führung des unfähigen Yusef Pascha Schellali gegen den Mahdi: bei Gadir wurden sie fast gänzlich vernichtet, ihr Führer getötet (1. Juli 1882).

Kordofan war jetzt, abgesehen von wenigen festen Plätzen, in vollem Aufstand. Unterdes lähmten die Ereignisse in Ägypten, der Aufruhr Arabi Paschas mit seinen Folgen, die Thatkraft der Regierung so, daß der Mahdi die Festungen Kordofans belagern und eine nach der andern unter schrecklichem Blutvergießen erstürmen konnte; als der Herbst des Jahrs 1882 herannahte, blieben allein Bara und die Hauptstadt El-Obeid (Lobeid) übrig. Der Mahdi schlug sein Lager in der Nähe auf und hatte nunmehr Zeit, sein Heer und sein Reich zu organisieren.

Der Befehlshaber von El-Obeid, Mohammed Said Pascha, verteidigte die ihm anvertraute Stadt auch dann noch mit Zähigkeit, als die Einwohner bereits zum Mahdi übergetreten waren. Ein Sturm der Mahdisten am 8. September 1882 wurde unter schrecklichen Verlusten für die Angreifer zurückgeschlagen. Trotzdem blieb Said Pascha hinter seinen Mauern; und eine kleine Hilfstruppe, die von Chartum aus herannahte, wurde nach einem furchtbaren Marsche durch die wasserlose Wüste größtenteils niedergemacht. Im Januar 1883 ergab sich zuerst Bara, bald darauf (17. Januar) El-Obeid, vom Hunger bezwungen. Der Mahdi war nunmehr unbestrittner Herr von Kordofan.

Indessen hielten sich die Regierungstruppen noch unter dem Befehle des tapfern Österreichers Rudolf Slatin in Dar Fur; anderseits wurde von Chartum aus, wohin nach Arabis Besiegung seine aufgelösten Truppen marschiert waren, ein entscheidender Schlag gegen den Mahdi geplant. Die Führung des minderwertigen Heers übernahm der zum Pascha ernannte anglo-indische Oberst William Hicks. Nachdem dieser den zweiten Aufstand der Baggara-Araber in Senaar, dieses weitverbreiteten, dem Mahdi am treuesten ergebnen Stamms, in einem blutigen Gefechte niedergeschlagen hatte, zog er alle verfügbaren Truppen zum Vormarsche nach Kordofan zusammen. Langsam und mühselig bewegte sich das Heer durch die Wüste von Kordofan. Bei Birket hatte der Mahdi seine Scharen aufgestellt und erwartete die erschöpften und mutlosen Ägypter; nach einigen einleitenden Kämpfen wurde das Heer Hicks Paschas am 4. November bei Kaschgil angegriffen und bis auf Wenige zusammengehauen.

2) Die Belagerung und der Fall Chartums.

In Dar Fur hatte sich Slatin noch immer gegen die wachsende Macht der Empörer zu halten vermocht; nunmehr aber schwand die letzte Aussicht auf Rettung. Am 23. Dezember 1883 ergab er sich den Gesandten des Mahdi und wurde als Gefangner nach El-Obeid gebracht. So konnte der Mahdi alle Kräfte zur Belagerung Chartums zusammenziehen. Daß die Aufständischen nicht nur auf dem linken Ufer des Nils Anhänger zählten, war längst durch die wiederholten Unruhen in Senaar klar geworden, die dem Mahdi begründete Hoffnung einflößten, bei einem Angriff auf Chartum auch von Osten her Unterstützung zu finden. Noch zuversichtlicher mußten ihn die Nachrichten von der Küste des Roten Meers stimmen. Dort hatte um die Mitte des Jahrs 1883 der ehemalige Sklavenhändler Osman Digna (Digma; eigentlich George Nisbet aus Rouen) den Stamm der Hadendoa zum Aufruhr gereizt, die Hafenstadt Suakin angegriffen und die Straße von Suakin nach Chartum gesperrt. Damit aber war die kürzeste Verbindung Chartums mit der zivilisierten Welt abgeschnitten, der Nilweg über Berber und Dongola die einzige noch offne Straße; daran änderte auch der Anfang 1884 von Engländern über Osman Digna erfochtne Sieg nichts.

Das englische Ministerium, das nach Arabis Aufstand die Geschicke Ägyptens leitete, war allmählich zu dem Entschlusse gekommen, den Sudân überhaupt zu räumen. Gordon, der frühere Generalgouverneur, im Januar 1884 dazu nach Chartum entsandt, beförderte zwar eine Anzahl Flüchtlinge nach Norden und zog, was an Truppen noch zu erreichen war, in Chartum zusammen; aber schon tobte der Aufruhr um die Mauern. Das Organisationstalent Gordons bewährte sich noch einmal; während der Nilschwelle im Hochsommer, die einen Angriff auf die Stadt erschwerte, stellte er die Mannszucht unter seinen Truppen wieder her und belebte ihren Mut durch glückliche Unternehmungen gegen die ringsum auftauchenden Feinde. Aber am 23. Oktober 1884 traf der Mahdi selbst mit dem Kerne seines Heers vor dem Vorwerk Omdurman am linken Nilufer ein. Die Besatzung der kleinen Festung hielt sich tapfer bis zum 5. Januar 1885.

Unterdessen hatte sich auch die Lage Chartums fortwährend verschlechtert. Verräter innerhalb der Mauern standen in beständiger Verbindung mit dem Mahdi; Unterschleife der Beamten und die Volksmenge, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatte, ließen die Nahrungsmittel in erschreckender Weise zusammenschwinden, ohne daß sich Gordon entschließen konnte, rücksichtslos sich der Weiber und Kinder, deren Verwandte im Lager des Mahdi standen, zu entledigen. Nur durch beständige Hinweise auf das Herannahen eines englischen Heers und die baldige Befreiung vermochte er seine entmutigten Truppen zum Ausharren zu bewegen. Aber das ersehnte Hilfsheer, das im September 1884 aufgebrochen war, kam nicht ohne Schuld der englischen Führer um zwei Tage zu spät. Am 26. Januar 1885 erstürmten in der Morgenfrühe die Mahdisten die Stadt Chartum unter furchtbaren Greuelthaten, töteten Gordon Pascha, der ihnen auf der Treppe seines Hauses entgegentrat, und mit ihm fast alle übrigen Europäer und ägyptischen Beamten. Das Entsatzheer hatte auf dem Anmarsche Dongola, das damals noch nicht in den Händen der Aufrührer war, ohne Kampf besetzt, dann die ihm entgegentretenden Mahdisten mehrmals aufs Haupt geschlagen und ihnen namentlich bei Abu Klea eine vernichtende Niederlage beigebracht; darauf aber rastete es zwecklos vier Tage in Gobat, obwohl ihm vier entgegengesandte Dampfer Gordons zur Verfügung standen. Nach dem Falle Chartums, das fortan verödete, trat es den Rückzug an, während der Mahdi in aller Ruhe Omdurman, seine nunmehrige Residenz, mit seinen Anhängern besiedelte.

Außer der Äquatorialprovinz und Suakin waren damals noch Kassala, Metamma (Metammeh) und Senaar von Regierungstruppen besetzt. Kassala war seit dem November 1883 von Aufständischen eingeschlossen, hielt sich aber gut, weil treugebliebne Araberstämme Proviant zuführten; erst im Herbst 1885 fiel es in die Hände der Empörer. Die Besatzung Metammas wurde, nachdem Ägypten den Ort an Abessinien abgetreten hatte, Anfang 1885 durch ein abessinisches Hilfsheer befreit und konnte sich in Massauah nach Ägypten einschiffen. Senaar, das ebenfalls tapfer verteidigt worden war, ergab sich dagegen im August 1885. Vorher war die ägyptische Herrschaft in einem Teile der Negerländer zusammengebrochen: in der Provinz Bahr el-Ghasal mußte sich der Gouverneur Lupton Bei (S. 549) im April 1884 ohne Kampf ergeben.

Das nunmehr „befreite" Land sollte bald die Folgen der beständigen Unruhen, die zur Vernachlässigung des Feldbaus und Zusammenhäufung riesiger Menschenmassen führten, schwer empfinden; eine furchtbare Hungersnot und ansteckende Krankheiten peinigten das Volk gewaltig. Dem Mahdi wurde in ganz andrer Weise sein ungeheurer Erfolg zum Verderben: seiner sinnlichen Natur nachgebend, überließ er sich Ausschweifungen, denen sein Körper auf die Dauer nicht gewachsen war; am 22. Juni 1885 starb er in Omdurman an Herzverfettung.

3) Chalifa Abdullahi.

Chalifa Abdullahi el-Teischi es-Sayid, der neue Herrscher, wußte bald den ohnmächtigen Widerstand zweier Genossen zu beseitigen. Während der Mahdi seine Landsleute, die Dongolaner, und überhaupt die Bewohner der Nilufer begünstigt hatte, stützte sich Abdullahi auf die Baggara-Araber, die er in großer Zahl nach Omdurman verpflanzte und in jeder Weise bevorzugte. Eifersucht der Zurückgesetzten und wachsender innrer Zwiespalt waren die Folge. Es waren im allgemeinen nationale Kämpfe, die sich im ersten Jahrzehnt der Regierung Abdullahis abspielten, bei denen der Khalif selbst entschieden die Partei seiner engern Landsleute, der Baggara-Araber, nahm. Eine gefährliche Empörung der schwarzen Soldaten in Kordofan im Herbst 1885 endete damit, daß sich die Aufständischen unterwarfen; später wurden mehrere unbotmäßige Araberstämme nahezu vernichtet. Ein neuer Mahdi, der sich in Dar Fur erhoben und bereits großen Zulauf gewonnen hatte, starb zum Glück für den Chalifa im Februar 1889; sein entmutigtes Heer wurde zersprengt.

Aber schon vorher war ein gefährlicher Feind an den Grenzen erschienen. Das Aufflammen der islamischen Begeistrung im Sudân, die rasch wachsende Macht des Mahdi und späterhin Abdullahis waren dem christlichen Kaiser von Abessinien nicht entgangen. Von England gedrängt, schickte schon 1885 der Negus Johannes ein Heer, das Metamma entsetzte; doch wurde die Stadt wieder geräumt, und einige Zeit herrschte Ruhe an der Grenze. Erst 1887 gelang es dem ehemaligen Befehlshaber von Metamma, den Vasallenfürsten Ras Adal von Amhara zu einem Angriff auf die Mahdisten zu bewegen; im Januar schlug dieser mit einem starken Heere die unter Nad Arbabs Befehl stehenden Truppen des Chalifa bis zur Vernichtung. Allein die Abessinier zogen sich mit ihrer Beute bald wieder zurück, und das verlaßne Metamma wurde abermals von den Mahdisten besetzt. Dafür begann nun der Khalif Vorbereitungen zu einem Rachekriege. Seine durch einen ehemaligen Sklaven, Abu Angia, neu organisierten Negersoldaten siegten über die wilde Tapferkeit der Abessinier. Abu Angia besetzte und plünderte Gondar, die alte Hauptstadt des abessinischen Reichs, und kehrte, nachdem er das Land weithin verwüstet hatte, nach Metamma und Omdurman zurück. Damals war der Negus Johannes, den bereits das Vorgehen der Italiener am Roten Meere besorgt machte, zu einer Verständigung mit den Mahdisten geneigt, wurde indes abgewiesen und rüstete sich nun seinerseits zum Angriff.

Abu Angia war inzwischen, nachdem er noch einen religiösen Aufstand unter den bei Metamma stehenden Truppen niedergeschlagen hatte, im Mai 1888 gestorben. Das mahdistische Heer, nunmehr von Jeki Tamal geführt, zählte 85,000 Mann, während das abessinische, an dessen Spitze der Kaiser Johannes selbst stand, auf 150,000 (darunter 20,000 Reiter) geschätzt wurde. Im März 1889 stürmten die Abessinier heran, durchbrachen am 9. März den Dornenverhau Metammas und schienen bereits den Sieg in der Hand zu haben, als der Tod des Negus das Zeichen zum fluchtartigen Rückzuge gab; die nachsetzenden Mahdisten erbeuteten sogar die Leiche des gefallnen „Königs der Könige". Diese Schlacht war der letzte große Zusammenstoß zwischen der christlichen und der islamischen Macht. Die Wirren, die sich an den Thronwechsel in Abessinien schlossen, und die feindliche Stellung zu den Italienern hinderten alle weitern Unternehmungen gegen die Mahdisten, die sich nach einem zweiten, ziemlich erfolglosen Einfall darauf beschränkten, die Grenze besetzt zu halten.

Die Erfolge gegen die Abessinier mochten in Chalifa Abdullahi den Glauben erwecken, daß nunmehr auch die immer wieder aufgeschobne Eroberung Ägyptens möglich wäre; war doch

die Ausbreitung des Glaubens ein Hauptgebot des Mah[illegible] nach dem Abzuge der Engländer war sofort Dongola besetzt und ein damals allerdi[illegible] Vorstoß bis Wadi Halfa unternommen worden. Im Jahre 1889 befahl nun [illegible] den Befehlshabern im Norden, Abd er-Rahman und Negiumi, unter jeder Bedingu[illegible] vorzudringen. Im Mai brach Negiumi auf. Aber der englische Befehlshaber General Francis [illegible] Grenfell, der am 20. Dezember 1888 Osman Digna bei Suakin entscheidend geschlagen h[illegible] benachrichtigt und hatte genügende Verstärkungen herangezogen; die Mahdisten, [illegible] Wüstenwegen Wadi Halfa umgingen, stießen bei Toski auf Grenfells Tru[illegible] und wurden fast gänzlich vernichtet. Auch diesmal benutzten die Engländer ihren Erfolg [illegible] Niederlage des nach Ägypten bestimmten Heers war für den Khalifen ein [illegible] sie hatte zunächst keine Folgen und befreite ihn nebenbei von vielen Mißliebigen [illegible]. Weit gefährlicher waren eine Hungersnot, die bald darauf hereinbrach und [illegible] entvölkerte, und ein daran sich schließender Aufstand der andern ursprün[illegible] Mahdi ernannten Khalifen, die von Abdullahi rücksichtslos beiseite geschoben worden [illegible] Schlauheit Abdullahis triumphierte auch darüber.

In den nächsten Jahren begann Europa, das lange Zeit den Sudân sich [illegible] lassen hatte, von neuem seine Aufmerksamkeit auf die ehemalige Provinz Ägyptens zu [illegible] Zuerst stießen die Italiener, die zur Sicherung ihrer erythräischen Kolonie Kassala zu [illegible] wünschten, im November 1893 bei Agordat mit mahdistischen Truppen zusammen und be[illegible] eine schwere Niederlage bei. Einige Monate später nahmen sie Kassala fast ohne Kampf [illegible] von der Bevölkerung als Befreier begrüßt. Ungeheuer war die Aufregung in Omdurman, [illegible] die Nachricht einlief; doch der Khalif erwartete nur [illegible] eine Verteidigung [illegible] bald aber wurde er durch Botschaften aus dem Süden [illegible] die Truppen des Kongostaats seien im Vormarsch gegen [illegible]

d) Die Äquatorialprovinz [illegible]

Im Jahre 1878 war Dr. Eduard Schnitzer [illegible] dem Namen Emin Effendi zum Gouverneur der Äquatorialprovinz (Hat el Ostwa) ernannt und damit eine merkwürdige, in vieler Hinsicht anziehende Persönlichkeit auf einen [illegible] auch [illegible] Posten berufen worden. Emin, am 28. März [illegible] geboren, studierte Medizin und hatte bereits längere Zeit in türkischen [illegible] Diensten [illegible] gestanden, als 1876 Gordon auf ihn aufmerksam wurde [illegible] an die Spitze der südlichsten ägyptischen Provinz stellte. [illegible] peinliche Gewissenhaftigkeit, sein Talent als [illegible] die Äquatorialprovinz nach der Unterbrechung aller Verbindungen [illegible] Seiner natürlichen Anlage nach war er mehr Gelehrter [illegible] zum Handeln geschaffen. Daß er seine Autorität [illegible] hat ihm manchmal geschadet, indem er aus Mißtrauen [illegible] war aber andererseits doch auch die Ursache, daß er [illegible] seinen eigenen Truppen und Beamten rechtzeitig erkannte.

Die Provinz war, als [illegible] Zustande. Bakers Kämpfe gegen die Sklavenhändler [illegible] waren ohne dauernde Folgen geblieben; überall hatten [illegible] der Ackerbau war vernachlässigt, die Beamten [illegible] nach dem Sudan verschickten Ägyptern

Chalifa Abdullahi.

Chalifa A[illegible] es-Sayid, der neue Herrscher, wußte [illegible]
Widerstand zw[illegible] ungen. Während der Mahdi seine [illegible]
laner, und üb[illegible] er der Nilufer begünstigt hatte, [illegible]
Baggara-A[illegible] großer Zahl nach Omdurman verpflanzte [illegible]
bevorzugte. [illegible] ückgesetzten und wachsender innrer Zwiespalt [illegible]
Es waren ir[illegible] onale Kämpfe, die sich im ersten Jahrzehnt [illegible]
lahis abspi[illegible] Khalif selbst entschieden die Partei seiner [illegible]
Baggara-[illegible] Eine gefährliche Empörung der schwarzen [illegible]
Herbst 18[illegible] daß sich die Aufständischen unterwarfen; [illegible]
unbotmäß[illegible] nahezu vernichtet. Ein neuer Mahdi, der [illegible]
und berei[illegible] auf gewonnen hatte, starb zum Glück für den [illegible]
sein ent[illegible] wurde zersprengt.

Ab[illegible] ber war ein gefährlicher Feind an den Grenzen [illegible]
men de[illegible] n Begeisterung im Sudân, die rasch wachsende Macht [illegible]
hin Al[illegible] aren dem christlichen Kaiser von Abessinien nicht [illegible]
land [illegible] schickte schon 1885 der Negus Johannes ein Heer, das [illegible]
wurd[illegible] wieder geräumt, und einige Zeit herrschte Ruhe an der [illegible]
es de[illegible] maligen Befehlshaber von Metamma, den Vasallenfürsten [illegible]
zu ei[illegible] Angriff auf die Mahdisten zu bewegen; im Januar schlug [illegible]
Heere[illegible] ter Nad Arbabs Befehl stehenden Truppen des Chalifa bis zur [illegible]
die A[illegible] zogen sich mit ihrer Beute bald wieder zurück, und das [illegible]
aber[illegible] von den Mahdisten besetzt. Dafür begann nun der Khalif [illegible]
Nach[illegible] ge. Seine durch einen ehemaligen Sklaven, Abu Angia, [illegible]
siegt[illegible] er die wilde Tapferkeit der Abessinier. Abu Angia besetzte und [illegible]
alte [illegible] tadt des abessinischen Reichs, und kehrte, nachdem er das [illegible]
hatte [illegible] Metamma und Omdurman zurück. Damals war der Negus [illegible]
das [illegible] hen der Italiener am Roten Meere besorgt machte, zu einer [illegible]
[illegible] ten geneigt, wurde indes abgewiesen und rüstete sich nun seinerseits [illegible]

Abu Angia war inzwischen, nachdem er noch einen religiösen Aufstand [illegible]
[illegible] a stehenden Truppen niedergeschlagen hatte, im Mai 1888 gestorben. [illegible]
[illegible], nunmehr von Jeki Tamal geführt, zählte 85,000 Mann, während [illegible]
[illegible] n Spitze der Kaiser Johannes selbst stand, auf 150,000 (darunter [illegible]
[illegible] rde. Im März 1889 stürmten die Abessinier heran, durchbrachen am [illegible]
[illegible] hau Metamm[illegible] s und schienen bereits den Sieg in der Hand zu haben, [illegible]
[illegible] s Zeichen zum fluchtartigen Rückzuge gab; die nachsetzenden Mahdisten [illegible]
[illegible] eiche des gefallenen „Königs der Könige". Diese Schlacht war der letzte [illegible]
zwischen der christlichen und der islamischen Macht. Die Wirren, die sich [illegible]
in Abessinien schlossen, und die feindliche Stellung zu den Italienern [illegible]
Unternehmungen gegen die Mahdisten, die sich nach einem zweiten, [illegible]
darauf beschränkten, die Grenze besetzt zu halten.

Die Erfolge gegen die Abessinier mochten in Chalifa Abdullahi den [illegible]
nunmehr auch die immer wieder aufgeschobne Eroberung Ägyptens [illegible]

die Ausbreitung des Glaubens ein Hauptgebot des Mahditums. Nach dem Abzuge der Engländer war sofort Dongola besetzt und ein damals allerdings vergeblicher Vorstoß bis Wadi Halfa unternommen worden. Im Jahre 1889 befahl nun der Khalif den Befehlshabern im Norden, Abd er-Rahman und Negiumi, unter jeder Bedingung anzugreifen. Im Mai brach Negiumi auf. Aber der englische Befehlshaber General Francis Wallace Grenfell, der am 20. Dezember 1888 Osman Digna bei Suakin entscheidend geschlagen hatte, war längst benachrichtigt und hatte genügende Verstärkungen herangezogen; die Mahdisten, die auf beschwerlichen Wüstenwegen Wadi Halfa umgingen, stießen bei Toski auf Grenfells Truppen und wurden fast gänzlich vernichtet. Auch diesmal benutzten die Engländer ihren Erfolg nicht weiter. Die Niederlage des nach Ägypten bestimmten Heers war für den Khalifen ein harter Schlag; aber sie hatte zunächst keine Folgen und befreite ihn nebenbei von vielen Mißliebigen und Unzufriednen. Weit gefährlicher waren eine Hungersnot, die bald darauf hereinbrach und den Sudân grauenhaft entvölkerte, und ein daran sich schließender Aufstand der andern ursprünglich vom Mahdi ernannten Khalifen, die von Abdullahi rücksichtslos beiseite geschoben worden waren. Die Schlauheit Abdullahis triumphierte auch darüber.

In den nächsten Jahren begann Europa, das lange Zeit den Sudân sich selbst überlassen hatte, von neuem seine Aufmerksamkeit auf die ehemalige Provinz Ägyptens zu richten. Zuerst stießen die Italiener, die zur Sicherung ihrer erythräischen Kolonie Kassala zu haben wünschten, im November 1893 bei Agordat mit mahdistischen Truppen zusammen und brachten ihnen eine schwere Niederlage bei. Einige Monate später nahmen sie Kassala fast ohne Kampf, von der Bevölkerung als Befreier begrüßt. Ungeheuer war die Aufregung in Omdurman, als die Nachricht einlief; doch der Khalif errichtete nur längs des Atbara eine Verteidigungslinie. Bald aber wurde er durch Botschaften aus dem Süden seines Reichs von neuem aufgeschreckt: die Truppen des Kongostaats seien im Vormarsche gegen Norden.

4) Die Äquatorialprovinz unter Emin.

Im Jahre 1878 war Dr. Eduard Schnitzer unter dem Namen Emin Effendi zum Gouverneur der Äquatorialprovinz (Hatt el-Estiva) ernannt und damit eine merkwürdige und in vieler Hinsicht anziehende Persönlichkeit auf einen verantwortungsvollen, aber auch dankbaren Posten berufen worden. Emin, am 29. März 1840 zu Neiße geboren, studierte Medizin und hatte bereits längere Zeit in türkischen und (seit 1875) ägyptischen Diensten gestanden, als 1876 Gordon auf ihn aufmerksam wurde und ihn 1878 als Emin Bei an die Spitze der südlichsten ägyptischen Provinz stellte. Sein selbstloses, liebenswürdiges Wesen, seine peinliche Gewissenhaftigkeit, sein Talent als Organisator haben es ihm möglich gemacht, die Äquatorialprovinz nach der Unterbrechung aller Verbindungen ganz auf eigne Füße zu stellen. Seiner natürlichen Anlage nach war er mehr Gelehrter als Soldat, mehr zum Beobachten als zum Handeln geschaffen. Daß er seine Autorität eifersüchtig aufrecht zu erhalten suchte, hat ihm manchmal geschadet, indem er aus Mißtrauen auf die Dienste tüchtiger Leute verzichtete, war aber anderseits doch auch die Ursache, daß er aufrührerische Regungen unter seinen eignen Truppen und Beamten rechtzeitig erkannte.

Die Provinz war, als sie von Emin übernommen wurde, im übelsten Zustande. Bakers Kämpfe gegen die Sklavenhändler und später Gordons Wirken waren ohne dauernde Folgen geblieben; überall hatten sich die Sklavenräuber wieder eingenistet, der Ackerbau war vernachlässigt, die Beamtenschaft, größtenteils aus strafweise nach dem Süden versetzten Ägyptern

und Nubiern bestehend, trug nur zur Vermehrung der Mißstände bei. Außerdem war der Verkehr mit Chartum durch jahrelange Verstopfung des Nils (Mitte 1878 bis Anfang 1880) unterbrochen. Trotzdem war Emin seiner Aufgabe gewachsen. Er entwickelte die Hilfsquellen seiner Provinz in jeder Weise und machte sie dadurch selbständig genug, um ein völliges Abbrechen der Verbindung mit dem Norden länger ertragen zu können. Die Schwierigkeiten mehrten sich, als er 1881 die völlig in Anarchie verfallne Provinz Rohl mit übernehmen mußte. In demselben Jahre wurde auch der Distrikt Mangbattu am Uëlle (S. 471) von der Provinz Bahr el-Ghasal getrennt und Emin zugewiesen; ein dortiger Aufstand wurde durch Hauasch, den Führer der kleinen ägyptischen Truppenmacht, alsbald niedergeschlagen.

Solange im Norden Ruhe herrschte, war Emin im stande, seine von etwa 1½ Millionen Menschen bewohnte Provinz mit geringen Truppenkräften zu halten. Die Soldaten (fast nur Fußvolk) stammten größtenteils aus dem Sudân selbst. Nach den Angaben Vita Hassans verfügte Emin 1881 über etwa 1000 Mann reguläre Negersoldaten (während der Mahdistenkämpfe 1370 Mann in 2 Bataillonen), 500 Mann Chutertye („Freiwillige", meist Dongolaner) und 400 Taragma (Negerfreiwillige). Glücklicherweise fühlten die Negertruppen ihrem ganzen Charakter nach wenig Zuneigung zum Mahdismus und blieben ihrer Fahne mit Zähigkeit treu.

Die Ereignisse im Norden blieben zunächst ohne besondern Einfluß auf Hatt el-Estiva. Da die Mahdisten vor der Einnahme Chartums über keine Flußdampfer verfügten, blieb die Provinz von dieser Seite her unbehelligt, aber bald auch ohne Unterstützung: der letzte Dampfer aus Chartum war Anfang 1883 angekommen. Ein drohender Aufstand der Bari wurde durch Emins Entschlossenheit vereitelt; die Station Bör dagegen fiel in die Hände des gleichnamigen Negerstamms. Und nachdem Lupton niedergeworfen und Chartum gefallen war, wandten die Mahdisten ihre Blicke auf Emin Paschas Provinz, über deren Stationen allein noch die ägyptische Fahne flatterte. Im Mai 1884 erhielt Emin von dem mahdistischen Heerführer in Bahr el-Ghasal die erste Aufforderung, die Waffen zu strecken. Eine Abordnung von Beamten ging ab, um möglichst günstige Bedingungen zu vereinbaren; kurz darauf traf zum Überflusse die Nachricht ein, daß der in Makaraka befehligende Ibrahim Gurguru, auf den Emin besonders vertraut hatte, zu den Mahdisten übergegangen war. Doch machte die Abneigung gegen die Dongolaner die Negersoldaten zu deren natürlichen Gegnern und führte zur Austreibung der Sudânesen aus den meisten Stationen. Die Vertriebnen sammelten sich in den Bezirken Rohl und Mangbattu und bedrohten von hier aus mit den aufständischen Eingebornen die südwestliche Flanke Emins, der sich genötigt sah, seine Truppen mehr und mehr in den Stationen am Nile zu vereinigen. Seine damalige Lage bietet ein Gegenstück zu den Schicksalen nigritischer Volksstämme in ältrer Zeit, die nach dem Rückzug aus den benachbarten Gebieten ebenfalls am Nile selbst stand zu halten und die hellfarbigen Eroberer an weiterm Vordringen zu hindern vermochten. Auf die Dauer freilich war an Widerstand gegen die Mahdisten nicht zu denken, da sie im Besitze von Dampfern waren und auf dem Strome südwärts vordringen konnten. Nur eine Rückzugslinie schien aussichtsvoll, nämlich die nach Süden und Südosten durch die Negerreiche Unyoro und Uganda nach der Küste von Sansibar; um mit Kabrega von Unyoro (S. 443) zu unterhandeln, entsandte Emin Mitte Mai 1886 den italienischen Hauptmann Gaëtano Casati, nachdem Wilhelm Junker kurz vorher auf dem Weg über Unyoro die Küste erreicht hatte (1886). Casati, der keinen Erfolg hatte, kehrte Anfang 1888 zu Emin zurück.

Die Wirren, die sich an den Tod des Mahdi schlossen (vgl. S. 552), lenkten die Aufmerksamkeit der Mahdisten von Äquatoria ab und ließen Emin freier aufatmen. Emin hatte damals

sein kleines Heer in zwei Bataillone geteilt, deren erstes sechs Stationen im Norden, darunter Ladó und Redjaf, besetzt hielt, während das zweite in den südlichen Stationen stand, von denen die wichtigsten Dufilé und Wadelai waren. Jetzt aber zeigten die Negertruppen wenig Lust, sich mit Emin nach Süden zurückzuziehen, sondern wollten nötigenfalls aus eigner Kraft die Provinz, wo sie ein ihnen zusagendes Leben führten, verteidigen. Erst Anfang 1887 konnte die Besatzung aus Ladó zurückgezogen und dafür ein Teil der Stationen in Makaraka, das wegen der Verproviantierung von Wichtigkeit war, wieder besetzt werden.

Schon seit Jahren hatte das gebildete Europa mit Teilnahme die spärlichen Nachrichten aufgenommen, die aus der Äquatorialprovinz über Ostafrika zu ihm gelangten; man hielt sich verpflichtet, die tapfern Verteidiger entweder zu befreien oder durch Zuführung von Unterstützungen zu kräftigen. Inzwischen hatte aber der Wettbewerb um afrikanische Besitzungen begonnen. Nachdem Deutschland und England dicht nebeneinander an der ostafrikanischen Küste Fuß gefaßt hatten, während der Kongostaat und Frankreich am Kongo und seinen Nebenflüssen aufwärts vorgedrungen waren, erschien Äquatoria, das den Zugang zum östlichen Sudân erschloß und von Ägypten so gut wie aufgegeben war, als ein begehrenswerter Besitz. So kam es, daß die beiden Hilfsexpeditionen, die schließlich auszogen, die deutsche (Peters) sowohl wie die englische (Stanley), keine rein idealen Ziele verfolgten. Beide Unternehmungen haben nicht das erreicht, was sie im Grunde beabsichtigt hatten. Vom oberen Aruwimi her gelang es Stanley, der am 18. März 1887 von der Kongomündung aufgebrochen war, am 29. April 1888, nach unsäglichen Anstrengungen sich mit Emin in Verbindung zu setzen, dem freilich die ausgehungerte Retterschar mehr Verlegenheit als Hilfe brachte. Emin verweigerte die Heimkehr.

Inzwischen waren die Zustände in seiner Provinz bedenklicher geworden, da die Soldaten auch nach der Räumung von Ladó nicht an die Möglichkeit eines Rückzugs nach Süden glaubten. Auf einer Inspektionsreise wurde Emin von den Soldaten in Dufilé, deren Aufregung durch die Ankunft des Stanleyschen Entsatzzugs aufs höchste gestiegen war, gefangen genommen. Zum Glücke für Emin brachte die Ausführung eines von den Mahdisten lange vorbereiteten Angriffs auf dem Nile die Unruhestifter auf andre Gedanken. Als die Negertruppen einige Derwische, die der Anführer des mahdistischen Heers an sie abgesandt hatte, getötet hatten, vertrieb das Heer des Chalifa, das drei Flußdampfer zur Verfügung hatte, mit zahlreichen Barinegern die Besatzung der Station Redjaf. Angesichts der Gefahr setzten die Negersoldaten den Gouverneur wieder in Freiheit und gestatteten ihm, sich nach Wadelai zurückzuziehen. Ein Sturm der Mahdisten auf Dufilé scheiterte. Aber Stanley, der inzwischen nach dem Aruwimi zurückgekehrt und im Januar 1889 wieder am Albert-See erschienen war, erzwang den Rückzug Emins, dem sich nun ein Teil seiner Truppen anschloß. Am 8. Mai 1889 erfolgte der Abmarsch nach Süden; am 6. Dezember traf die Karawane in Bagamoyo ein. Emin, der hier einen schweren Unfall erlitt, trat Ende März 1891 in deutsche Dienste. Über die deutsche Interessensphäre hinaus nach Westen dringend, ist er am 20. Oktober 1892 bei Kibonge am Lualaba ermordet worden. So haben weder England noch Deutschland von Stanleys Zuge Gewinn gehabt.

Ein Teil der Soldaten Emins war in Äquatoria zurückgeblieben; einige Abteilungen setzten sich in Stanleys Lager am Albert-See fest, während die übrigen neue Stationen am Nil errichteten. Von den Offizieren, die mit den Mahdisten Beziehungen angeknüpft hatten, wurden viele durch die eignen Soldaten getötet, ebenso fast alle Dongolaner. Nach einiger Zeit vereinigten sich auch die andern im September 1891 mit den Kameraden im Stanley-Lager. Hier nahm sie Lugard in die Dienste der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft und besetzte mit ihnen Uganda.

5) Das Ende Abdullahis.

Nicht allzulange sollte Äquatoria, in dessen Besitz sich Mahdisten und Eingeborne teilten, sich selbst überlassen bleiben. Die Leiter des Kongostaats einigten sich mit der anglo-ägyptischen Regierung dahin, daß ihnen zeitweilig und gewissermaßen pachtweise das Land überlassen werden sollte. Eine Expedition unter van Kerckhoven drang vom obern Ubangi nach Wadelai vor (1892), und durch Nachschübe besetzte man weitre Stationen.

Schließlich aber haben die Engländer das Mahdistenreich vernichtet; zweifellos haben dabei der imperialistische Gedanke und das Schlagwort „vom Kap bis Kairo" mitgewirkt. Horatio Herbert Kitchener hatte das ägyptische Heer, in dem er seit 1882 diente, reorganisiert und ließ es gemeinsam mit englischen Truppenteilen Anfang 1896 von Wadi Halfa aus ins Feindesland rücken. Der Vormarsch wurde langsam und vorsichtig ausgeführt, die Katarakte wurden durch eine Eisenbahn umgangen, Kanonenboote auf die schiffbaren Strecken des Nils gebracht; die Verpflegung der Truppen war aufs beste geregelt. Im Sommer 1896 besetzte man Dongola, gelangte 12. September 1897 weiter nilaufwärts nach Berber und besiegte am 7. April 1898 die Vorhut der Mahdisten bei Nakheila am Atbara. Am 2. September wurde der Khalif von den anglo-ägyptischen Truppen völlig geschlagen; seine Hauptstadt Omdurman fiel an demselben Tag in die Hände seiner Besieger. Den Nil hinauffahrend, fanden die Engländer am 21. September in Faschoda die französische Flagge, die am 10. Juli von einer Expedition unter dem Kapitän J. B. Marchand gehißt worden war, zwangen aber auf diplomatischem Wege Frankreich, seine Ansprüche aufzugeben. Abdullahi, der sich nach Kordofan geflüchtet hatte, sammelte ein neues Heer; aber am 24. November 1899 wurde diese Truppenmacht bei Om Debrikat, südlich von Djedid, durch den Obersten Francis Reginald Wingate zersprengt, Abdullahi selbst getötet. Und am 19. Januar 1900 ist auch Osman Digna (S. 550) den Engländern in die Hände gefallen.

D. Abessinien.

a) Land und Leute.

An den östlichen Sudân schließt sich das Hochland von Abessinien an. Umgeben von steppenhaften Gebieten schiebt es sich bis hart an die Straße von Bab el-Mandeb vor, an deren jenseitigem Ufer das Bergland von Yemen emporragt; wie eine natürliche Festung, feindlichen Angriffen schwer zugänglich und auf seinen kühlen Höhen einer kraftvollen Bevölkerung Raum zur Entfaltung gewährend, steht Abessinien den sudânischen Nachbarländern in trotziger Eigenart gegenüber. Auch der steile Abfall zum Meere hin erschwert die Annäherung, wie den Verkehr mit der Küste und dem benachbarten Arabien; nur in der Gegend von Massauah ermöglichen Pässe den Abstieg zur See. Am wenigsten entschieden ausgeprägt ist die Grenze des Hochlands im Süden (s. die Karte bei S. 581), wo es durch Bergzüge und Hochflächen mit jener Gebirgskette Ostafrikas in Verbindung steht, die ein abgeschwächtes Gegenstück zu den Anden Südamerikas bildet. Diesen natürlichen Verhältnissen entsprechen die ethnischen und politischen durchaus. Von staatlicher Einheit ist im Süden so wenig mehr die Rede wie von der ausschließlichen Herrschaft des abessinischen Volkstums; vom Süden her erfolgten immer die schwersten Angriffe auf das Land, deren Spuren in den politischen Zuständen noch kenntlich genug sind. Anders wieder im Westen, wo die vom Hochlande herabströmenden Flüsse den Weg zum Nil und dem alten Kulturlande Meroë weisen; hier liegen die Pforten, durch die ein Teil der abessinischen

Kultur seinen Weg in das Hochland gefunden hat. Die dauerndsten und entscheidendsten Einwirkungen aber kamen doch von der Küste herauf, wo nicht nur ein reger Verkehr mit Arabien seit alter Zeit bestand, sondern auch die Bahnen des Welthandels jahrtausendelang vorüberführten, eines Handels, der, nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien zeitweilig fast erloschen, seit der Eröffnung des Sueskanals um so glänzender wieder aufgeblüht ist. Vielbegehrt war in alter Zeit der Weihrauch, dem zuliebe schon früh ägyptische Schiffe die Fahrt durch das Rote Meer gewagt haben.

Die Einflüsse, die auf Abessinien gewirkt haben, spiegeln sich in der Zusammensetzung des Volks. Als Kern der Bevölkerung und verhältnismäßig älteste Schicht dürfen wir auch in Abessinien hamitische Stämme betrachten, Verwandte der Nubier und in entferntem Grade der Ägypter. Hamitisch scheinen ja auch die Bewohner des alten Weihrauchlands Punt gewesen zu sein, ein Volk, das alle Küstenländer des Golfs von Aden umfaßte und wieder mit den spätern Phönikern verwandt war. Vermutlich lag auch hier wie im übrigen Sudân die Nordgrenze des nigritischen Volkstums weiter nördlich als heutzutage; doch haben vielleicht die klimatischen Eigentümlichkeiten Abessiniens den Negern nicht zugesagt. Gegenwärtig wohnen noch echte Neger am mittlern Blauen Nile. Zu den Hamiten hat sich ein starker semitischer Zuschuß aus dem benachbarten Arabien gesellt; er hat einer semitischen Sprache zur Vorherrschaft verholfen, der Geezsprache, die, jetzt ausgestorben, nur noch im Kirchendienste Verwendung findet, aber durch zwei Tochtersprachen, das Amharische und Tigrische, vertreten wird.

b) Die Anfänge der abessinischen Kultur.

Die ersten Keime höhrer Kultur sind wohl von Ägypten her über das Reich von Napata nach Abessinien gekommen und haben sich naturgemäß hier später entwickelt als in Nubien. Hat im Laufe der Zeit das Hochland trotzdem beträchtlichere Fortschritte als Meroë gemacht und größre Widerstandskraft bewiesen, so liegt dies zum Teil an der natürlichen Beschaffenheit des Lands, das einen tüchtigern Menschenschlag erzeugt als die heißen Uferlandschaften des Nils, vor allem aber an der Nähe Arabiens und des vielbefahrnen Roten Meers. Wenn die Verbindung Meroës mit Ägypten aufhörte, so mußte es mehr und mehr in Barbarei zurücksinken und endlich den andrängenden Feinden erliegen; für Abessinien aber bedeutete die Trennung vom Nilthale keinen Rückgang, sondern nötigte es nur, um so entschiedner die Beziehungen zu Arabien und den seefahrenden Völkern zu pflegen.

Die Wiege der abessinischen Kultur und Herrschermacht lag im heutigen Tigré, also der nördlichsten, dem Meere nächstgelegnen Provinz. Im Südwesten von Adua erheben sich noch heute die Trümmer der alten äthiopischen Königsstadt Axum mit ihren Obelisken und Säulen, deren Form allein schon auf das Mutterland aller frühen äthiopischen Kultur, auf Ägypten, deutet. Wann sich das Reich Axum als selbständige Macht gebildet hat, ist nicht zu ermitteln; wahrscheinlich ist es um Christi Geburt als ein Ableger des arabischen Küstenreichs Habaschat entstanden. Einen unvollkommnen Ersatz für die älteste Geschichte bieten die stark durch biblische Anklänge beeinflußten Erzählungen der Abessinier. Danach ist der Gründer der Stadt Axum ein Sohn Hams, Namens Kusch, so daß also das Reich sich kurz nach der Sündflut gebildet hätte; von einem Sohne des Kusch, Äthiops genannt, erhielt es den Namen Äthiopien, den es früher mit Meroë zu teilen hatte, jetzt aber für sich allein beansprucht und im offiziellen Stile der abessinischen Herrscher bis zum heutigen Tage führt. An eine andre Erzählung der Bibel knüpft die Sage an, daß im 11. Jahrhundert v. Chr. die Königin Maketa von Scheba (Saba)

in Axum geherrscht und dem jüdischen Könige Salomo einen Besuch abgestattet habe; die beiden vermählten sich und erzeugten einen Sohn, Menilek ebn-Hakim oder später als König David I. genannt, den Stifter der äthiopischen Dynastie, von der bis zur Gegenwart die Herrscher ihre Herkunft ableiten.

In Wahrheit scheint die Kultur erst zur Zeit, als der Einfluß der Griechen sich allenthalben in der Alten Welt geltend machte, in Axum festere Wurzeln geschlagen zu haben. Während die Ptolemaier über Ägypten herrschten, wurden die Küsten des Roten Meers besonders von Elfenbeinhändlern häufiger aufgesucht und der Handelsplatz Adulis in der Nähe des heutigen Massaua gegründet, ja sogar Kriegszüge ins Innre unternommen. Allmählich bürgerte sich das Griechische als Sprache des Hofs ein, die griechische Mythologie wurde teilweise übernommen oder mit der einheimischen verschmolzen, griechische Kunst und Bildung fand wenigstens bei den Vornehmen eine günstige Stätte.

c) Abessinien im Lichte der Geschichte.

α) Das erste christliche Zeitalter.

Die höchste Blüte Abessiniens hat sich erst mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt entfaltet, um dieselbe Zeit, da die ersten Sendboten des Christentums in das abessinische Hochland eindrangen. Aus dem Jahre 333 stammt die prunkvolle Inschrift, die den König Uizanas (Aeizanes) nicht nur als Herrscher über Nord-Abessinien, sondern auch über große Gebietsteile in Südarabien hinstellt und damit bezeugt, daß das Reich Axum um diese Zeit die Vormacht an der Straße von Bab el-Mandeb war. Uizanas nennt sich in seiner Inschrift noch einen Sohn des Kriegsgottes Ares; aber vielleicht hat er selbst die Einführung des Christentums begünstigt und vom Apostel der Abessinier, Frumentius (vgl. Bd. IV, S. 216), die Taufe empfangen. Mit der Christianisierung hatte das Geistesleben des abessinischen Volks seine entscheidende Richtung empfangen. Hier war die neue Lehre kein flüchtiger Anstrich, den die Zeit wieder verwischen konnte, sondern sie hat sich trotz schwerer Schicksale als dauerhaft bewährt (s. die beigeheftete Tafel „Eine Prozession vor der Sankt-Michaelskirche zu Ankober").

Das folgende Zeitalter ist wieder dunkel: nur Königsnamen weiß die Überlieferung zu nennen. In Südarabien hat Abessinien seinen Einfluß behauptet, freilich mit dem Erfolge, daß es selbst von semitischer Kultur gründlich durchsetzt wurde. Die Verbindung mit der griechischen Welt bestand indessen noch immer. Um das Jahr 522 soll Kaiser Justinian den axumitischen Herrscher Kaleb aufgefordert haben, den von den Juden veranstalteten Christenverfolgungen in Südarabien Einhalt zu thun. Kaleb folgte dem Ruf und breitete bei dieser Gelegenheit die abessinische Macht, die allmählich zurückgegangen sein mochte, weithin aus. Noch 571, im Jahre der Geburt Mohammeds, unternahm ein abessinischer Feldherr einen verunglückten Kriegszug gegen Mekka. Dann aber ist Südarabien wohl aufgegeben worden, angeblich weil die Blattern schwere Verheerungen unter den äthiopischen Truppen anrichteten. Nunmehr brausten die ersten Wogen der islamischen Bewegung unschädlich vorüber.

β) Das jüdische Zeitalter.

Aber eine andre Prüfung ward der christlichen Religion nicht erspart: die alte salomonische Dynastie wurde auf Jahrhunderte von einer jüdischen verdrängt. Das Auftreten des Judentums als herrschender Macht in Abessinien ist wohl das merkwürdigste Ereignis in seiner Geschichte. Daß die Juden, die noch heute als „Falascha" in nicht geringer Zahl in Abessinien

Erklärung des umstehenden Bildes.

Ankober (= Anko-Paß) wurde von dem abessinischen König Sahela Selassié dem Gallastamme der Anko abgenommen und zur Hauptstadt gemacht. Um 1850 hatte sie etwa 3000 Häuser und Hütten, die sich auf dem Rücken und dem Westabhang eines majestätisch über die Umgegend emporragenden Gebirgszugs ausbreiten; dieselbe Bauart findet man bei allen größern Ortschaften Schoas.

Besonders malerisch pflegen in Abessinien die Kirchen, die sich äußerlich nur durch das dem konischen Dach aufgepflanzte Kreuz von den andern Gebäuden unterscheiden, angelegt zu sein. Das gilt auch von der Kirche des heiligen Michael in Ankober, die auf dem den Adaiel-Niederungen zugekehrten Bergabhang erbaut ist. Die umstehend abgebildete Prozession gilt einem gedeihlichen Wachstume der jungen Saat und wird gegen das Ende der dreimonatigen Regenzeit im September unternommen. Der Schirm, der vorangetragen wird, ist aus gediegnem Silber und darf nur vom König selbst oder von Geistlichen, die sämtlich dem in Kairo residierenden koptischen Patriarchen von Alexandria unterstehen, getragen werden; der Hauptschmuck der Oberpriester besteht gleichfalls aus Silber. Der Baum an der rechten Seite ist eine Euphorbia abyssinica. Der Künstler, dem wir dies Bild verdanken, hat sich gelegentlich der von Indien ausgeschickten Gesandtschaft des Kapitäns William Harkis (1841—43) nach einem dreimonatigen Wege von Tadjurra nach den Adaiels noch elf Monate in Schoa selbst aufgehalten.

(Nach: Scenes in Ethiopia, drawn and described by John Martin Bernatz, vol. II; München und London, 1852.)

wohnen, aus Arabien in das afrikanische Alpenland eingewandert sind, unterliegt keinem Zweifel. Waren es aber reine Juden, waren es jüdisch-arabische Mischlinge oder endlich Araber, die nur für den jüdischen Glauben gewonnen waren? Was die heutigen Falascha betrifft, so ist ihre Neigung, sich von allen andern Bewohnern Abessiniens abzusondern, allerdings ein echt jüdischer Zug; aber ihre Unkenntnis des Hebräischen, ihre Abneigung gegen den Handel, das Fehlen aller messianischen Hoffnungen trennen sie doch so scharf von dem übrigen Judenvolke, daß zum mindesten eine sehr frühe Abzweigung vom Mutterstamm anzunehmen ist. Thatsächlich haben schon in alter Zeit Wanderungen israelitischer Nomadenstämme nach Arabien und bis in den Süden der Halbinsel hinein stattgefunden; so sind Juden auch nach Abessinien gelangt, nicht ohne sich mit andern Nomaden zu mischen. Auf die semitischen Araber hat die monotheistische Religion der Juden unbedingt Eindruck gemacht; sicher hätte ohne Mohammed, der eine dem Arabertume zusagendere Glaubensform schuf, das Judentum in Arabien leicht eine herrschende Stellung erlangt. Wie die von Abessinien unterdrückten Christenverfolgungen im Yemen von den Juden veranlaßt waren, so haben sich auch Mohammeds erste Kriegszüge gegen jüdische Nomadenstämme in der Nähe von Medina gerichtet.

Es war im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als König Delnaod aus der alten salomonischen Dynastie durch eine Jüdin vom Throne gestoßen wurde. Judith rottete die alte Königsfamilie so gut wie ganz aus und sicherte sich die Herrschaft im nördlichen Abessinien, während der Süden, insbesondere Schoa, anscheinend unter kleinen christlichen Herrschern selbständig blieb. Mehr als 350 Jahre lang ist nach ihr die Krone in jüdischen Händen geblieben. Die auffallende Schwäche des christlichen Einflusses um diese Zeit rührt zum Teile davon her, daß nach der Eroberung Ägyptens die Verbindung mit der übrigen christlichen Welt sehr erschwert war; während man früher vom Patriarchen in Alexandrien den jedesmaligen Bischof für Abessinien geholt und dadurch den Zusammenhang mit der religiösen Entwicklung der Kulturvölker bewahrt hatte, mußte man sich nunmehr an den koptischen Patriarchen in Kairo wenden, dessen Abgesandte alsbald Verwirrung und kirchlichen Streit im Lande hervorriefen. Die Entartung des abessinischen Christentums beginnt in dieser Zeit.

γ) Das zweite christliche Zeitalter.

Im Jahre 1262 wurde die Judendynastie durch einen Nachkommen (?) des alten salomonischen Königshauses, den Herrscher Iquon Amlag von Schoa, gestürzt, der auf diese Weise ganz Abessinien unter seinem Zepter vereinigte; die antijüdische Bewegung ging vor allem von dem Erzbischof Tekla Haimanot aus. Es war Zeit, daß sich das Christentum auf sich selbst besann: schon längst hatte der Islam auch auf afrikanischem Boden Fuß gefaßt und schickte sich an, die beiden Reste der christlichen äthiopischen Reiche, Nubien und Abessinien, in den Staub zu werfen.

Das nunmehr vereinigte Abessinien vermochte zunächst allen Angriffen zu widerstehen, sah aber die Gefahr immer drohender anwachsen. In ihrer Vereinsamung erinnerten sich die abessinischen Herrscher wieder ihrer Glaubensgenossen im Abendlande. Sie begannen die Botschaften zu erwidern, die noch immer von den Päpsten zeitweilig an sie erlassen wurden; und der Negus Konstantin (1421—68) schickte sogar eine Gesandtschaft nach Rom, die den Anschluß der Abessinier an die katholische Kirche vermittelte. Aber der Negus erwartete mehr als geistlichen Zuspruch von seinen europäischen Glaubensgenossen; darum wandte er sich an Portugal, wo die Unternehmungslust der abendländischen Rasse damals ihren glänzendsten Ausdruck fand (vgl. Bd. IV, S. 528). Seine Gesandtschaft fand begeisterte Aufnahme. Erinnern wir uns,

daß gerade der Wunsch, das sagenhafte Reich des Erzpriesters Johannes aufzufinden, die portugiesischen Seeleute zu immer neuen Unternehmungen mit veranlaßte, so können wir die Genugthuung des Königs Affonso V. wohl verstehen, als er eine unmittelbare Botschaft aus diesem Reich empfing. Indessen konnte, solange das Kap der Guten Hoffnung nicht umschifft war (1486), von einer wirksamen Unterstützung der bedrängten Abessinier keine Rede sein; und nachdem dann Indien entdeckt war (1498), nahm der neue verlockende Besitz alle Kräfte des kleinen Lands in Anspruch. Als dennoch 1514 eine kleine Flotte nach der Straße von Bab el-Mandeb geschickt wurde, ging sie nach kurzer Zeit in einem Sturme zu Grunde. So stand Abessinien, als die Not hereinbrach, vollkommen allein.

Im Jahre 1527 hatten sich die Türken des Hafenplatzes Massauah bemächtigt und ein Bündnis mit dem Fürsten von Harar, Mohammed Ahmed (Abu) Granj (S. 445), geschlossen, der nunmehr die Zeit gekommen sah, seinen ererbten Haß gegen Abessinien zu befriedigen. Er rüstete ein Heer aus, das mit Hilfe der Türken reichlich mit Feuerwaffen versehen wurde, während die Abessinier damals noch ausschließlich mit Speer und Schwert kämpften, und drang durch die Pässe in das Hochland von Schoa ein. Alles verwüstend, setzte er dann seinen Siegeszug nach Norden fort, zerstörte die alte Königsstadt Axum und erschütterte das abessinische Volkstum in seinen Grundfesten. In die verödeten Landstriche zwischen Schoa und dem nördlichen Abessinien ergossen sich seit 1537 die Hirtenstämme der Galla, die schon längst, zu furchtbarer Zahl angewachsen, den Süden drohend umlagert hatten.

Endlich erschien 1541 eine kleine portugiesische Truppenmacht unter Christoph da Gama in Massaua und vereinigte sich mit den Trümmern des äthiopischen Heers. Zwar wurde bald der portugiesische Anführer getötet; aber auch Mohammed Abu Granj fiel in der Schlacht. Nun konnte der vertriebne König Klaudius die Zügel der Herrschaft wieder ergreifen. Seine Lage war nicht beneidenswert: die Portugiesen verlangten eine große Entschädigung für ihre Hilfe, die Galla bedrohten das Reich im Süden, und zum Überflusse begann damals Rom, durch seine Missionare auf die Unterwerfung der abessinischen Kirche hinzuarbeiten; die erste Jesuitenmission ist 1555 in Abessinien angekommen. Bereits nach dem Tode des Klaudius (1558) brachen Bürgerkriege aus, an denen die Jesuiten nicht ganz unschuldig gewesen sein mögen; erst im Anfange des 17. Jahrhunderts indessen erlangten sie größern Einfluß, seitdem sie in richtiger Erkenntnis der Lage zugleich als Kulturbringer auftraten, Pläne für einen Palast des Negus entwarfen oder sonst nützliche Dienste leisteten. So gewannen sie den Negus Sosneos und mit ihm einen großen Teil des Volks für den Katholizismus.

Doch ließ sich die abessinische Kirche, die bei aller innern Verkommenheit dem Wesen des Volks angepaßt war, nicht ohne weitres mit einer andern, den abendländischen Zuständen entsprechenden vertauschen. Die Jesuiten erkannten dies nicht. Der Sohn des Königs Sosneos, Fazilidas, trat an die Spitze der antirömischen Partei, zwang seinen Vater, die äthiopische Kirche wiederherzustellen, und vernichtete, als er im Jahre 1632 selbst den Thron bestiegen hatte, die Jesuiten und ihre Anhänger (1634). Alle spätern Versuche, der römischen Propaganda wieder Eingang zu verschaffen, sind gescheitert. Dagegen hat die äthiopische Kirche allmählich mit der griechisch-orthodoxen, deren Anschauungskreis den monophysitischen Abessiniern besser zusagt, Verbindungen angeknüpft und ist dadurch mit der Zeit in ein freundschaftliches Verhältnis zu Rußland getreten.

In der folgenden Zeit ging die Einheit des Reichs mehr und mehr verloren. Die Provinzen erlangten immer größre Selbständigkeit; beständige Bürgerkriege verheerten das Land,

sehr zum Nutzen der Galla, die als Söldner der Fürsten sich Einfluß zu verschaffen wußten und nahe daran waren, die Herrschaft an sich zu reißen. Die Kultur ging zurück, am meisten in den kleinen abessinischen Staaten im Süden, die durch die Galla von den nördlichen getrennt worden waren. Um 1750 machte sich der ehrgeizige Vasall Ras Michael einen blutigen Namen. Noch mehr nahm die Anarchie nach der Abdankung des Negus Tekla Haimanot (1777) überhand. Die Fürsten von Tigré machten mehr als einmal den Versuch, die Oberherrschaft an sich zu reißen, so namentlich Sabagades (1823) und nach ihm Ubié, der sich nach einer blutigen, von Ras Mario gewonnenen Schlacht 1831 in den Besitz von Tigré setzte und bis 1854 im nördlichen Abessinien unumschränkt herrschte. In Amhara regierte um diese Zeit Ras Ali, der auch den damaligen Schattenkönig Saglu Denghel in Gondar unter seiner Obhut hatte, während in Schoa der Fürst Sahela Selassié selbständig herrschte.

Allein schon war der Mann am Werke, der Abessinien abermals zu einem Einheitsstaat umformen sollte. Ein Sohn armer Leute, angeblich aber von hoher Abkunft (geboren um 1820 als der Sohn des Statthalters Hailu Maryam von Quara?), Namens Kasai (Kasa), hatte nach gut abessinischem Brauch als Bandenführer seinen Weg gemacht, bis er 1847 der Schwiegersohn des Ras Ali von Amhara geworden war. Nicht lange darauf zerfiel er mit seinem Schwiegervater, schlug ihn 1853 bei Aischal und warf sich zum Herrscher von Amhara auf; 1854 besiegte er den Ras Ubié von Tigré bei Debraski und brachte so auch das nördliche Abessinien in seinen Besitz. Am 4. (11.) Februar 1855 ließ sich Kasai unter dem Namen Theodoros durch den ihm ergebnen Abuna Selama (Salama) in der Kirche von Deresgé Maryam zum Negus Negesti (König der Könige) von Abessinien krönen.

Es gelang dem neuen Herrscher bald, auch den Süden zu unterwerfen: die unabhängigen Gallafürsten des Hochlands wurden besiegt, und der König Haila Malakot von Schoa floh 1856 in ein Kloster; sein Sohn Menelik durfte den Thron von Schoa als Vasall des Negus besteigen. Trotzdem fand Abessinien keine Ruhe; Aufstand folgte auf Aufstand, und die Truppen des Herrschers richteten mehr Unheil an als die Empörer, da sie weder Sold noch Verpflegung erhielten und das Land in furchtbarer Weise brandschatzten. Ebensowenig verstand es der Negus, sich mit seinen europäischen Glaubensgenossen auf einen erträglichen Fuß zu stellen. Unter seinem heftigen, launenhaften und mißtrauischen Wesen hatten besonders die Missionare zu leiden, mochten sie nun, wie die katholischen, überhaupt nicht in seiner Gunst stehen, oder, wie die protestantischen, vorübergehend bevorzugt und dann um so härter behandelt werden. Als Theodoros 1864 eine Anzahl Missionare sowie den französischen und englischen Konsul gefangen nehmen ließ und sogar den darob 1866 von England geschickten Gesandten Rassam einkerkerte, landete der anglo-indische Generalleutnant Robert Cornelis Napier am 2. Januar 1868 bei Sula (Zoulah) südlich von Massauah. Der Aufstieg ins Hochland ging schwierig von statten, aber Widerstand fanden die Engländer so gut wie gar nicht; und als sie vor der Bergfeste Magdala erschienen, in die sich Theodoros geflüchtet hatte, kam es nur zu einem unbedeutenden Ausfallgefechte (10. April). Der Negus ließ darauf seine Gefangnen frei; als die Engländer am 13. April dennoch zum Sturm heranrückten, endete Kaiser Theodoros am nächsten Tage sein Leben mit eigner Hand. Sein Sohn Alemajehu ist in England bald danach gestorben.

Theodoros hatte das abessinische Reich zwar nur vorübergehend zu einer Einheit zusammenzwingen können, aber dem alten Königstitel neues Ansehen verschafft. Somit hatte in Abessinien dieselbe Entwicklung vom Feudalstaate zum Absolutismus stattgefunden, die auch die europäischen Völker durchgemacht haben. Diesmal gelang es nach einigen Jahren verworrner Kämpfe dem

nahezu vierzigjährigen Fürsten Kasai (Kassai) von Tigré, der die Engländer unterstützt hatte und von ihnen reichlich mit Kriegsmaterial versehen worden war, am 14. Juli 1871 den Fürsten Gobesié von Lasta und Godjam bei Adua zu besiegen, die Oberherrschaft an sich zu reißen und am 21. Januar 1872 unter dem Namen Johannes den Thron zu besteigen. Kaum hatte er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, als er sich in einen Streit mit Ägypten verwickelt sah, das damals seine Ostsudân-Politik auch gegen Abessinien anwenden wollte. Zunächst besetzten ägyptische Truppen unter Werner Munzinger Bei, dem Gouverneur von Massauah, 1872 zwei zu Abessinien gehörige Bezirke: Bogos und Mensa im Norden, ohne daß Johannes, der gerade gegen einen seiner aufständischen Vasallenfürsten im Felde stand, den Raub verhindern konnte. Als aber der durch seinen Erfolg kühner gewordne Khedive Ismail 1875 die Eroberung ganz Abessiniens plante und seine Truppen in Tigré einrücken ließ, sammelte der Negus Johannes seine ganze Macht und vernichtete in der Schlacht bei Gudda-Guddi am 17. und 18. November das ägyptische Heer unter dem vormals dänischen Obersten Arendroop und Arakel Bei fast bis auf den letzten Mann. Ein zweiter Versuch der Ägypter im nächsten Jahre endete kaum weniger schlimm: Prinz Hasan, am 7. März 1876 bei Gura gänzlich geschlagen, konnte sich mit einem geringen Reste seiner Truppen nur mit Mühe nach Massauah retten. Daraufhin gab auch Menelik von Schoa seinen Widerstand auf, als Johannes im Jahr 1879 gegen ihn heranzog; beide Fürsten versöhnten sich. Im Jahr 1880 folgte Ras Adal von Godjam dem Beispiele Meneliks.

Gerade damals faßte eine europäische Macht den Plan, Abessinien unter ihre Oberherrschaft zu bringen. Italien hatte sich, schon ehe das hastige Wettrennen der Mächte um afrikanischen Besitz (vgl. S. 486 ff.) losbrach, auf Betreiben P. St. Mancinis in der Bai von Assab, nahe an der Straße von Bab el-Mandeb, eine Station für seinen Handel und einen Zugang zum Innern Afrikas gesichert; als dann die Aufteilung Afrikas begann, richtete das italienische Volk seine Blicke auf das wohlgelegne Abessinien, dessen Alpenklima selbst der Ansiedelung europäischer Auswanderer günstig schien. Die damalige Lage im Sudân, der bereits so gut wie ganz in den Händen der Mahdisten war (S. 550), gereichte dem Unternehmen Italiens zum Vorteile, da Ägypten, das ja das Küstenland Abessiniens mit dem wichtigen Massauah besetzt hielt, nunmehr wenig Interesse an diesem abgetrennten Landstriche hatte. In Wahrheit waren übrigens die Engländer die Herren Ägyptens; ihrer Politik sagte das Erscheinen einer befreundeten Macht in der Nähe vollkommen zu. So fand Italien keinen Widerstand, als es im Februar 1885 eine Flotte nach Massauah entsandte und die Küste in einer Ausdehnung von etwa 1000 km für italienisches Schutzgebiet erklärte. Da an der Küste die Gesundheitsverhältnisse schlecht waren, besetzte man alsbald auch einen Teil des nahen Hochlands von Abessinien.

Das äthiopische Reich, das gerade damals an innrer Kraft zugenommen hatte, fand in seinem Widerstande gegen Italien heimliche Freunde unter den europäischen Staaten: Rußland und Frankreich, an sich schon geneigt, der Dreibundsmacht Italien Steine in den Weg zu werfen, hatten beide besondre Gründe, die italienische Ausdehnung zu bekämpfen. Frankreich, das ebenfalls an der Küste Fuß gefaßt hatte, sah sich in seinen Plänen gestört, und Rußland hatte mit der äthiopischen Kirche Verbindungen angeknüpft. Der Zweibund hat durch geheime Unterstützung Abessiniens ohne Zweifel viel zu dem Mißerfolg Italiens beigetragen.

Am 26. Januar 1887 kam es zum ersten Zusammenstoße der abessinischen Truppen unter Ras Alula mit den Italienern: eine kleine italienische Kolonne wurde bei Dogali (Saati) vernichtet; aber der Angriff auf die befestigten Stellungen wurde unter schweren Verlusten für die Abessinier abgeschlagen. Im nächsten Jahre zog der Negus selbst gegen die ansehnlich verstärkten

italienischen Truppen heran, vermied aber angesichts der günstigen Stellung der Gegner den Kampf. Und am 9. März 1889 fiel Kaiser Johannes bei Metemmeh (Metamma) gegen die Mahdisten in Galabat (vgl. S. 552). Sein Neffe Ras Mangascha, der nach dem frühen Tode des kaiserlichen Prinzen Area das Reich erben sollte, wurde nicht anerkannt.

An die Stelle des Negus Johannes konnte nur ein Mann treten: Menelik (Menilek) II. von Schoa, der 1844 in Ankober geborne Sohn des damaligen Kronprinzen Ailu Malakot und seit 1878 der mächtigste Vasall des Reichs. Klug trat er am 2. Mai 1889 zu Utjalli (Uccialli) einen großen Teil von Tigré ab, das mit dem Küstenlande zur Kolonie Erythräa (Eritrea) vereinigt wurde, und nahm am 29. September die Schutzherrschaft Italiens über Abessinien an. Dann wurden die Gebiete südlich von Schoa größtenteils mit Glück bekriegt: Harar und Kaffa erkannten die Oberherrschaft Meneliks an, und bis Berbera am mittlern Djuba standen abessinische Vorposten. Der Mahdismus dagegen, der drohend an die Thore pochte, war bald kein gefährlicher Gegner mehr, namentlich seitdem die Italiener Kassala besetzt hatten (17. Juni 1894). Nunmehr wandte sich die ganze Macht des abessinischen Reichs wieder gegen Erythräa, das, von den Italienern inzwischen in geschickter Weise verwaltet, durch die Errichtung einheimischer Truppenkörper verteidigungsfähig geworden war. Da durch Vertrag mit England auch der größte Teil der Somalküste für Italien gesichert war, so schien ein großes Kolonialreich in der Bildung begriffen.

Angesichts der fortwährenden kleinen Grenzunruhen überschritten die Italiener unter dem Generalmajor und Zivilgouverneur von Erithräa, Oreste Baratieri, 1894 den Grenzfluß Mareb, zerstreuten am 13. und 16. Januar 1895 bei Coatit und Senafe die unter dem Ras Mangascha in Tigré stehenden Abessinier und ließen eine Garnison in dem wichtigen Adigrat; kurz vorher hatten sie durch die eben erwähnte Einnahme Kassalas ihre Flanke gegen die Mahdisten gesichert. Inzwischen rüstete Menelik; Baratieri dagegen besetzte am 1. April Adua und wenig später das feste Makalle (Makale) südlich von Adigrat. Da aber wurde bei Amba-Aladji die Vorhut der Italiener (1050 Mann) unter dem Major Toselli am 7. Dezember 1895 nahezu vernichtet, der Major Galliano mit 1500 Mann in Makalle eingeschlossen. Von der Heimat mit Geld und Truppen unterstützt, zeigte sich Generalleutnant Baratieri den Ereignissen dennoch nicht gewachsen. Makalle mußte sich am 20. Januar 1896 gegen freien Abzug der Besatzung ergeben; ein Teil der eingebornen Bundesgenossen fiel von den Italienern ab, eine abessinische Abteilung bedrohte bereits die Rückzugslinie nach Adigrat. In dieser verzweifelten Lage entschloß sich Baratieri, der vom Generalleutnant Antonio Baldissera abgelöst werden sollte, zu einem Angriff auf das Hauptheer Meneliks und erlitt am 1. März 1896 bei Adua eine Niederlage, die mit einem Schlage die Stellung Italiens in Abessinien vernichtete. Menelik begnügte sich im Friedensvertrage von Addis-Abebá (26. Oktober 1896) mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Abessiniens und mit der Beschränkung der Kolonie Erythräa auf ihren Umfang vor 1889. Damit aber ist der Traum eines großen italienischen Kolonialreichs zerronnen. Inzwischen sind Rußland sowohl als auch Frankreich (dies besonders durch den im Oktober 1897 begonnenen schwierigen Bahnbau Djibuti-Harar) nicht müde geworden, ihren Einfluß auf Abessinien zu festigen und in wirtschaftlicher Beziehung auszunützen. Menelik hingegen hat nunmehr Zeit gefunden, seine Eroberungen im Süden fortzusetzen, den auffässigen Ras Mangascha zu unterwerfen (1898), Tigré unter Ras Makonnen zu stellen (1899) und Abessiniens Macht auf eine Höhe zu bringen, wie sie wohl niemals vorher von diesem alten Christenreich erlangt worden war.

Zu S. 435.

Zusätze des Herausgebers.

I. Die Wangoni.

A. Suru, Häuptling einer Sulu-Schar (der **westlichen Wangoni**), zuerst in Ukinga am Mlangasi nördl. vom Ruhú (südl. Deutsch-Ostafrika), durch Mputa über den Rovuma nach den Ngongomabergen vertrieben und um 1860 getötet

Hauptweib Nyassere

- Guasaï, flüchtete 1860 nach Mkamanga (Deep Bay) u. dort gestorben
  - **Chem Chaya**, geb. um 1870, nominell Sultan der Wangoni seit 1889 (Residenz: Mposen)
- Mkussu, gestorben Dezember 1892 in Ungoni
  - Mputa
- **Hawaï**, Sultan der Wangoni 1860—74 (Residenz: Kuruhudji)
- Fussi (Fusi), lebte bei dem Araber Raschid bin Masaud am Rovuma
- Mlamiro, Regent für Chem Chaya

Unterweib Nalino

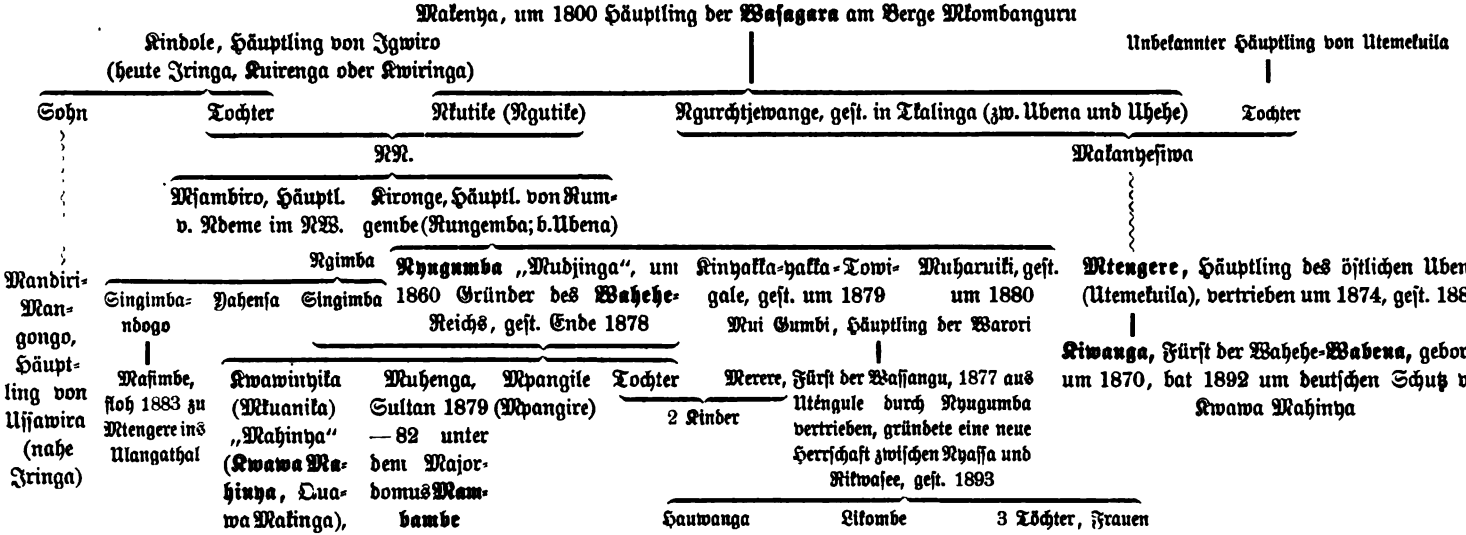
- **Mharuli** (Mharuri) Sultan der Wangoni 1874—Sept. 1889
- Mbemesa, gest. 1878 am Ngangohügel (von Wahehe gemißhandelt)

B. Gefolgsmann des Suluführers Mpesén, Name unbekannt

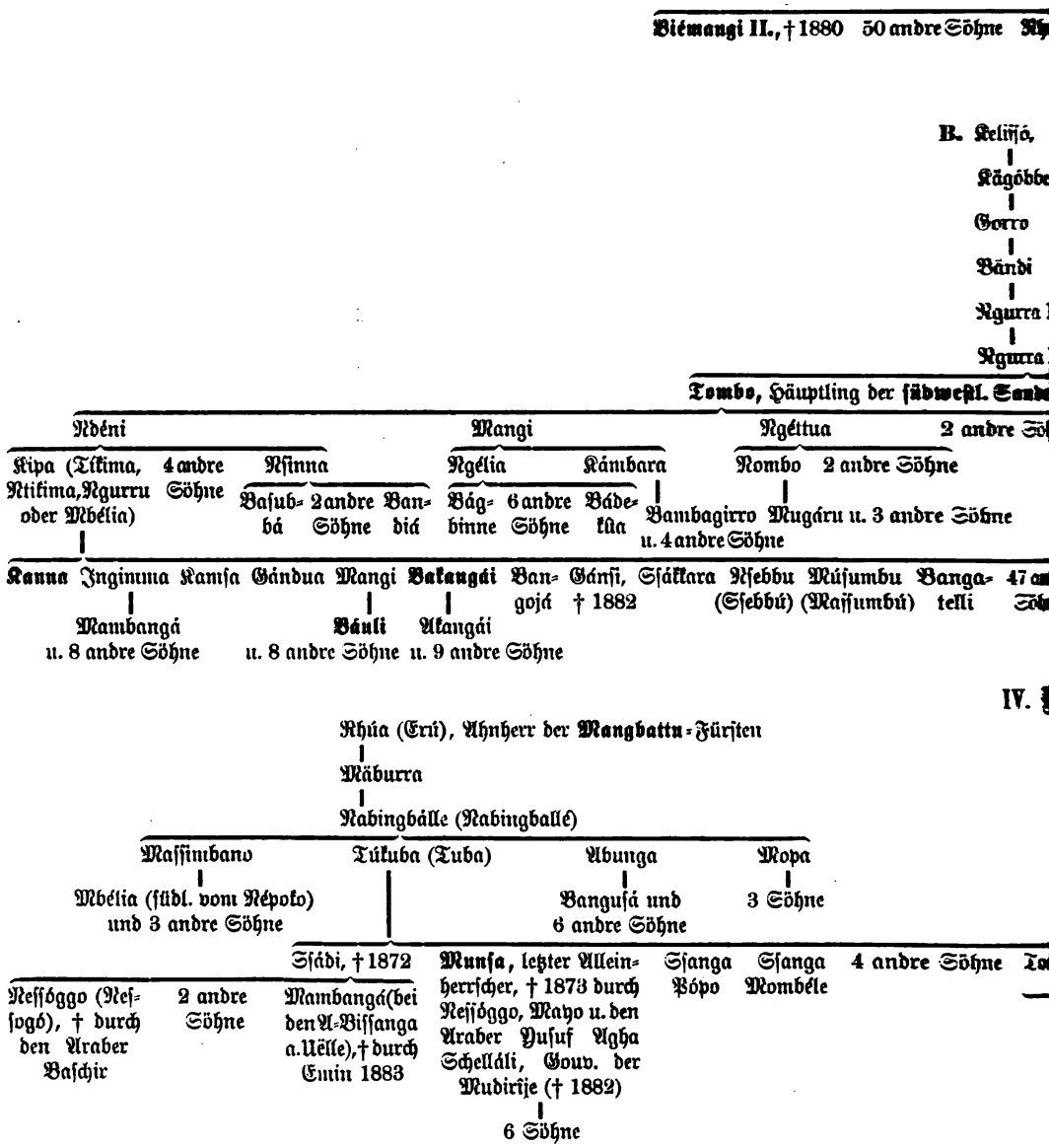
- **Mbonán**, Häuptling einer Sulu-Schar (der **östlichen Wangoni**), zuerst in Ukinga, durch Mputa an den Ngongomabergen angesiedelt, gestorben um 1861
  - Hauptweib Mhagiro
    - **Chipeta** (Kipeta), Sultan der Wangoni (Wapoma) 1861 — 78 (von Wahehe überfallen)
      - Hauptweib Mhagiro
        - **Chabruma** (Sabruma, Schabruma), Sultan der Wangoni seit 1882
- Mnyukwa, Regent für Chabruma 1878—82
  - Mpepo, 1885 von Chabruma vertrieben, zog zu dem Mbena Mtengere, einem Bundesgenossen des Wassangufürsten Merere

(Auf Grund einer Erzählung des Arabers Raschid bin Masaud in Ungoni und des Mgoni Fussi zusammengestellt vom Kompanieführer **Prince**, in den Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten VII, 1894.)

II. Die Wahehe.



(Zum größten Teile nach Wilhelm Arning, in den Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten IX/X, 1896/97, und nach Karl Weule, in den Beilagen Nr. 14 und 15 zur Allgemeinen Zeitung von 1897.)



(Nach Dr. Wilhelm Junkers Reiſen in Afrika 1875—1886, 3. Band [1882/86], Wien und Olmütz 1891, für Erdkunde zu Leipzig 1896, Leipzig 1897.)

Nih, mythischer Urahnherr der **Bandjia**-Fürsten
|
Ngurra (Kurra)
|
Bandangungo
|
Poppä
|
...bengä, Häuptling der Bandjia, westl. vom Zusammenflusse des Mbomu und des Uelle-Makua

...ia — 7 andre Söhne — Nungo
|
...ngoyá (außer 13 andern Söhnen) — Biémangi I.
|
...s — 17 andre Söhne — Bália — Bango
|
...nga — Bángaro — Duáro — Singio
|
Djabbir (Djaber), am Uelle, u. 4 andre Söhne — Ngérria (um 1880 „alt und ehrwürdig") und 3 andre Söhne

...hnherr der **A-Sandeh**-Fürsten

...dre Söhne — **Mabénge, Häuptling der nördl. Sandeh**

Yapati (nordöstl.) — Bógua (Bagbaúă) — 12 andre Söhne — **Nunge** (nördl. u. westl.)

Yapati: ...bé — Nensi — Hólua — Nyindo — Tombo — 28 andre Söhne
- ...Affo (...nse): 9 andre Söhne — **Ndoruma**, 1878—79 durch den Mohammedaner Rafai Agha unterworfen
- Nando
- **Malingde**: Binsa u. 4 a. S.
- **Mbio** (bis 1882)
- Ngérria
- 8 andre Söhne
- (Malingde / Mbio): Mbimma — Ferró (Nensi) — Hólna (Mussannabamu) — 12 andre Söhne

Bógua: Bália, Babinde, Másinde und 21 andre Söhne: Balembaiá — 2 andre Söhne — Bägbä

Nunge: Sabirru (Sagabirru) — Uotä — Aéso — Bomwulbö — Yango — Mépa (Mófio) — 26 a. Söhne
- Sabirru: Tikima: Uando — **Gémio** — 12 andre Söhne
- Uotä: Bäka: Linda u. 8 andre Söhne
- Aéso: **Saffa** — Däpati — Foye — 12 andre Söhne
- Bomwulbö: Ssolangó: Yissa u. 2 a. Söhne
- Yango: **Yapati** (Japati) u. 7 andre Söhne
- Mépa (Mófio): Bäka und 7 andre Söhne — Dambaya — Metolo

...ngbattu.

Ndengándile (Ndula nach Emin), Urahn der **A-Bangba**-Linie der Mangbattu
|
Magapá
|
Degbérra (um 1870 zwischen Kibali und Gadda)

...ngara (Zangara), Schützling der Araber, in Tangási, Nachfolger der ersten Mangbattufürsten Munsa und Nessóggo — Kupa (Kuffa) — Bondo — Tauil, Dragoman der Seriba Tangási — 9 andre Söhne

Kupa: Neringánda; Bondo: Ndeni
† durch Gambári, den Sohn Alehis

Kurt Müller: Die Staatenbildungen des oberen Uelle- und Zwischenseen-Gebietes, in den Mitteilungen des Vereins

Zu Seite 388 u. 483.

V. NN., aus der Familie der Jarebiten zu Oman

Murdjid — **Malek**

Nasser (Näsir) ben Murdjid, 1. Imam von Maskat aus der Familie der Jarebiten seit 1624, † 23. April 1649

Saf (Saif, Sif)

Sultan ben Sef ben Malek, † 1668

Belareb

Djadi — Murdjid — **Sultan**, letzter Imam von Maskat aus der Familie der Jarebiten 1742, † 1743 vor Sohar

Hamyro — Belareb

Sef ben Sultan, † 14. Okt. 1711 in Nustak

Sultan ben Sef ben Sultan, † 20. April 1719

Sef ben Sultan, Imam von Maskat 1728, abgesetzt 1742, † 1743

Tochter, G. Ahmed ben Said (s. Stammtafel VI)

(Nach Otto Kersten in der 3. Abteilung des III. Bands von ‚Baron Carl Claus v. d. Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—1865'; Leipzig und Heidelberg, 1879.)

Zu Seite 388 u. 484.

VI. Ahmed ben Said (Sa'id) ben Ahmed ben Abdallah ben Mohammed ben Mbarek el **Abu Saidi, Imam von Maskat zu Oman** 1744, † 1783 (84?); G. Tochter Sefs ben Sultan (s. Stammtafel V)

Hilal — **Said**, Imam 1783/84–91, † 1800 (02?) in Nasua — **Ais** — **Sef** (Saif), † um 1785 in Lamu — **Sultan**, Herrscher von Oman 1791, † 1804 bei Bassidu — **Thaleb** — **Mohammed**

Ali — Hammed — Hilal — Ahmed, unterwirft 1785 die Mfara zu Mombas, † um 1790 — Asran — Hammed — Ais — Sef (Saif) — **Beder**, Imam 1805, † 31. Juli 1806 — Ali — Saud — Salem — Moham-med — Ahmed — **Said**, „Seyyid" 14. Sept. 1806, residiert in Sansibar seit 1840, † 1856 — Serhan — Ali — Hilal

Emir Hammed, unterwirft als Admiral Seyyid Saids 1822 Brawa und Patta — Abed — Nasser (Näsir) — Sultan — Hammed — Sef

Hilal, † 1851 — **Chalid**, nimmt 1839 die Mfara in Mombas gefangen — **Sueni** (Thowejni), Imam von Maskat 1856, † 1866 durch seinen Sohn **Hammed** „ben Thwain", Sultan seit 5. März 1893, † 25. Aug. 1896 — Moham-med, † vor 1866 — **Hamud**, *1853, Sultan seit 27. Aug. 1896 unter engl. Protektorat — **Turki**, 1866 Imam v. Maskat — **Abd el Aziz**, Imam von Maskat in den 70er Jahren — **Madjid**, 1856 Sultan von Sansibar, zahlt 1859–66 jährl. Subsidien an Maskat, † 1870 — Ali, † vor 1866 — **Bargasch**, Sultan v. Sansibar 1870–88 — **Chalifa(e)**, Sultan 1888–90 — **Ali**, Sultan seit 13. Febr. 1890, † 1893 — Bibi Salima, G. der Kaufmann Ruete in Hamburg — Tochter, G. Eugen Brandeis, seit 1900 Landeshauptmann der Marshallinseln.

Saud — Mohammed — Chenun

(Zum größten Teile nach M. Guillain und Otto Kersten in der 3. Abteilung des III. Bands von ‚Baron Carl Claus v. d. Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—1865'; Leipzig und Heidelberg, 1879.)

Zu Seite 438.

VIb. NN., Mseguha, 1845 militärischer Statthalter Seyyid Sa'ids von Sansibar in Ukami; nannte sich später Simbamueni, Herrscher von **Ukami**

Simbamuene (Tochter) — Kingo mkubwa, in den 1890er Jahren König von Ukami (Res.: Mrogoro)

Zu Seite 483.

VII. Buana (Fumo) Schah Ali, 1698 Sultan von Patta

Araber aus der Familie Nebehani

Buana Minhogombe, König von Patta, G. eine Verwandte Schah Alis
Buana Tamu Mtu (B. T. Abubakr ben Mohammed; auch „Sultan Abu Bacar Banu Sultan Humade"), 1728 König, † 1733

Buana Minhomuy

Buana Mtu (Matua) Mdogo, gen. Mdani Ngombe, 1745 als Vasall von Maskat König von Patta

Fumo Bakari, Sultan seit 1733 (?), erklärt sich 1745 unabhängig vom Imam Ahmed ben Said von Maskat; ersetzt durch Buana Mtu

Muani Mimi, für die 1746 der Wezir Fumo Omar, dann sein Bruder Fum'Alote regierte

NN.

Fumo Omar, Wezir und Regent für Muani Mimi 1746

Fum 'Alote, Wezir und Regent für Muani Mimi, † Ende 1774

Fum 'Amadi, 1774 Sultan, seit 1777 wieder abhängig von Said ben Ahmed und Seyyid Said ben Sultan von Maskat, † 28. Jan. 1807

Wisir, gen. Sultan Ahmed, Vasall Ahmeds von Mombas, 1807—11 (?)

⋮

(?)

Sultan Ahmed es Serir, 1822 durch Seyyid Said von Maskat als Regent eingesetzt, 1834 verjagt durch Buana Wisir

Fum 'Alote, † in Mombas um 1807

Buana Scheik, gen. Fum 'Alote es Serir, Vasall des Seyyid Said von Maskat, † 1811 (?)

Buana Kombo ben Scheik, unterstützt durch Abdallah ben Ahmed von Mombas, 1822 vertrieben durch den Emir Hammed ben Ahmed, Admiral des Seyyid Said von Maskat

(?)

Fumo Bakari, 1834 eingesetzt durch einen Agenten des Seyyid Said von Maskat, sagte sich 1840 von Maskat los, † kurz nach 1840 (?); Wezir: Buana Mataka

Mohammed ben Scheik, gen. Fum 'Alote (?), zuerst unter der Oberhoheit des Seyyid Said von Maskat, 1843—46 unabhängig, † 1856; Wezire: Buana Mataka († 1848), dann sein Sohn (zu Siwi)

⋮

(?)

Simba, gründet auf dem Festland an den Flüssen Dana und Osi das Reich **Witu**, seit 1866 unabhängig

(Nach Johann Ludwig Krapf, M. Guillain und Otto Kersten in der 3. Abteilung des III. Bands von ‚Baron Carl Claus von der Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—1865'; Leipzig und Heidelberg, 1879.)

Zu Seite 484.

VIII. Osman el Mfurui (Musrui), Stammvater der Mfara in Mombas, aus dem Stamme der Ben el Kehelani

Mohammed ben Osman el Mfurui, 1739 durch den Jarebiten Sef ben Sultan zu Oman Statthalter von Mombas, 1744—1745 unabhängig vom Imam Ahmed ben Said von Maskat, 1746 ermordet durch dessen Leute

Ali, 1746 Herrscher von Mombas, 1753 ermordet auf Anstiften seines Vetters Masfaud(i) ben Nasser (Näsir); 1753—75

Abdallah, Herrscher 1775, † 18. Dez. 1782

Ahmed, 1783 Herrscher, seit 1785 abhängig von Said ben Ahmed zu Oman, unter Wisir Herr von Patta, 1811 durch Seyyid Said aus Lamu vertrieben, †1814

Seliman, Statthalter von Pembas, 1823 Herrscher von Mombas, unter englischem Schutze 1824—26

Abdallah, 1807–11 vor Lamu, Herrscher v. Mombas seit 1814, unabhängiger Herr der Küste bis Brawa, † 12. Mai 1823

Selim (Salem?), Herrscher 1826, Vasall Seyyid Saids seit 1828, doch mit Unterbrechungen, † Frühj. 1835

Mabruk, Feldherr Abdallahs, 1822 aus Patta vertrieben, geht mit dem engl. Fregattenkapitän Owen nach Mauritius, † vor 1833 (?)

Raschid, † 1835 vor Patta

Mohammed, † 1832

Raschid, 1836 Herrscher von Mombas, 1837 Vasall Seyyid Saids (1839 Gefangennahme der Mfara durch Seyyid Chalid, den Sohn Saids)

Hammis, 1861 in dem um 1823 von Seyyid Said erbauten Takaungu angesiedelt

(Nach M. Guillain und Otto Kersten in der 3. Abteilung des III. Bands von ‚Baron Carl Claus von der Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—1865'; Leipzig und Heidelberg; 1879.)

Zu Seite 525.

IX. Du-Yasan, letzter König der Himyaren (vgl. Band III, S. 246)

Sef ben Hasan (Saef ben Dhu-Yasan) aus Mekka, Ahnherr der Könige von Bornû und Begründer der Dynastie der Sêfuwa (um 580)

Ibrâhim (Biram um 600)

Dunâma (Dâku, Dûgu; um 800), erster König („Maina") des Kânem-Reichs

Funê (um 850)

Hartsô (Artsô, Aritsô; um 900)

Katôri (um 930)

? Hayôma (Abjôma)

Bulû (946—62) — Harki (Arki; 962–1005)

'Abdallâh (Selma'a, 'Abd el-Djelîl; 1067–1129) — Schû (Schûa, Hûa; 1005–67)

? Humê ben Biri (Umê, Mohammed ben Djelîl nach Makrîzî; 1129–51), erster islamischer König in Kânem

Dunâma II. (1151–1205)

Biri (1205–32)

Bekrî (Bikoru; 1232–46). G. aus dem Kanêmbu-Stamme der Dibbiri

Tsilim (1246–66), erster dunkelfarbiger König der Dynastie — 'Abdallâh (Dala; 1177–1193 nach Barth) — Selma'a ('Abd el-Djelîl; 1194–1220 nach Barth)

Dunâma III., gen. Dibbalâmi (1266–1308 nach Nachtigal), unternimmt als Erster Züge in das heutige Bornû — Ahmed (1221–59 nach Barth)

Biri (Ibrâhim; 1308—1309; nochmals 1351–67) — Dirko Kêlêm (?; 1309–37) — Kadê ('Abd el-Kadîm; 1337–44)

Ibrâhim (Nikâle; 1367–68) — 'Abdallâh (1344–48)

Selma'a (1346–49 nach Barth) — Kurê ghanâ (1350 n. B.; = Korê kebîr 1348–49 nach Nachtigal ?) — Kurê kurâ (1351 n. B.; = Korê Srhîr 1349 nach Nachtigal ?) — Tsilim (1349–1351) — Mohammed (1352 nach Barth)

Idris (1353–76 n. B.) — Daûd (1377–86 n. B.), getötet vom Bulâla-Fürsten 'Abd el-Djelîl — Hartsô — Idris

'Othmân (1391–92 n. B.) — 'Omar (1394–98 n. B.), verlegt die Residenz von Kânem n. Bornû — 'Othmân (Kalnama; 1368–69) — 'Abû Bekr Liyâtû (1369–70) — Ibrâhim — Dunâma (1370–77) — Idris 1402–26)

Kadê (1377–83) — Ibrâhim (1442–50 n. Barth) — Mohammed (1426–27) — Kadê Afno (1427–28) — 'Omar (1428–1435) — Sa'ad (Sa'îd; 1435)

'Othmân (1383–94) — Mohammed (1394–99)

Aman (1451–52) — Mohammed (1399–1402)

Dunâma (1435–39) — 'Abdallâh (Dala; 1439–46)

Biri (1455–61) — Mohammed (1446–51) — Omar (1452–55)

Dunâma (1461–65)

'Alî (1465–92), Gründer der Hauptst. (Birni) Quasr Eggomo

(Fortsetzung auf der nächsten Seite)

(Fortsetzung von der vorigen Seite)

'Alî (1465–92)

Idrîs 'Amâmi oder Katakarmâbi (1492–1515), unterwirft die Bulâla

Mohammed (1515–39) — **'Alî** (1562–63)

Dunâma (1539–55) — „Sultan" **Idrîs 'Amsâmi** od. Alaôma (1563–1614; n. Barth 1571–1603)

'Abdallâh (1555–62) — Mohammed (1614–24) — Ibrâhîm (1624–31) — (Hâdj) Omar

'Alî (1631–70)

Idrîs (1670–90) — Dunâma (1690–1708)

Hâdj Dunâma (Hambân; 1708–31)

Mohammed (1731–46) — **'Alî** (1749–93)

Dunâma es-Erhîr (Korkghana; 1746–1749) — Ahmed (1793–1810), letzter thatsächlicher König v. Bornû aus der Sêfîya-Dynastie

Dunâma (1810–17), unter dem Schutze des Faqîh Mohammed el-Amîn el-Kânemi, Scheichs zu Ngornu u. Gründers der neuen Hauptstadt Kûka († 1835)

Mohammed Ibrâhîm (1818–46), ebenfalls unter dem Schutze Scheich Mohammeds und (seit 1835) seines Sohns 'Omar

'Alî ben Ibrâhîm, eingesetzt 1846 durch Mohammed Scherif v. Wadâî († 1847)

Mohammed el-Amîn el-Kânemi, Scheich zu Ngornu und Gründer von Kûka (1810–35), Erster aus dem Hause der Kânemiyîn

Sohn † 1817 — **'Omar** (1835–82) — 'Abd er-Rahmân (1853–54)

Abû Bu Bekr (1882–85) — Abû Brahîm (1885–86) — Abû Hâschim (1886–93), von Rabah vertrieben und † als Flüchtling in Damerghu

Abû Kiyâri, † 1894 — Abû Sandâ (Omar), † 1894

Ahmar Scindda, lebte als Flüchtling in Sinder, im Januar 1900 durch die Franzosen wieder in Bornu eingesetzt, während über Kanem seit Anfang 1900 der ebenfalls von den Franzosen eingesetzte Halifa Djerab herrscht

(In der Hauptsache nach dem 2. Teile von Gustav Nachtigals Sahârâ und Sûdân; Berlin 1881.)

Zu Seite 529.

X. NN.

Dokko (Kênga), Gründer einer Kolonie im Sokôro-Bezirke Kênga — **Birni Bessê** (1522–36) zu **Massenja**, 1. König v. **Baghirmi** — Lubatko (1536–1548) — Dokkôai (Irro) zu Irr am Ba Batschikam — Dalobirni — Djungo Djuggeldu — Nyugo Midwaia, † vor 1568 — Guggun Darko — Guggun Bira — Nyugo Kubudga — Magira, setzte sich Gauge in Kirsûa fest — Ngol

Mâlo (1548–68) — **'Abdallâh** (1568–1608)

'Omar (1608–25) — Dalai (1625–35)

Burkomanda (1635–65), gen. Ngon 'Âïsa Bêlê

'Abd er-Rahmân Wolî (1665–74)

Dalobirni (1674–80)

'Abd el-Qâdir Wolî (1680–1707), † 1723 — Wandja (1722–36)

Kindâna, † 1710 — Ngârba Belât zu Maffaling, † 1742 — Mohammed el-Amîn **Hâdjî** (1751–85) — Bar 1707–22) — Burkomanda Tad 'Lêle (1736–41)

'Abd er-Rahmân Gauranga I. (1785–1806), † durch Sultan 'Abd el-Kerîm Sabûn von Wadâï (vgl. Stammbaum XI) — **Loël** (Loën, Lauën; 1741–51)

Belât Zâra, † um 1760

Burkomanda (1807–46; 'Othmân Bugôman) — Ngâr Murba Bira (1806–1807) — Ngâr Daba Hâdjî — Ngâr Killo Gauranga — Hâdjî (II.; 1808), † um 1810 — Ngâr Nyilmi

'Abd el-Qâdir (Kader; 1846–58), von Heinrich Barth besucht, † durch den Faqîh Ibrâhîm Scherîf ed-Dîn († 1859), gen. Mâhâdî (den von Gott auf dem rechten Wege Geleiteten) — 'Abd er-Rahmân, 1871 König von Baghirmi durch König 'Alî von Wadâï

Ngâr Murba, † 1858 — Ngâr Daba, † 1858 — **Mohammedu** (1858–etwa 1885), gen. Abû Sekkin, 1871 durch König 'Alî v. Wadâï (vgl. Stammbaum XI) aus Massenja vertrieben — 4 andre Söhne — Abd er-Rahmân Gauranga II. (**Gaurang**), erzogen in Wadâï, König um 1885, 1893 u. 1899 von Rabah vertrieben, 1897 unter franz. Schutz u. Anf. 1900 wieder eingesetzt — Ngâr Killo, † 1871

(In der Hauptsache nach dem 2. Teile von Gustav Nachtigals Sahârâ und Sûdân; Berlin 1881.)

Zu Seite 532.

XI. Abbâs

'Abdallâh

Sâlih, Stammvater der Dja'lîya zu Schendi im Nilthale

Dâ'ûd, König der heidnischen **Tundjer** zu Kadama in Wadâï — Yâme, siedelt sich zu Debba (n. ö. von Wâra) an

Meïram Aïsa — **'Abd el-Kerîm, 1. islamischer Herrscher von Wadâï** zu Wâra (1635–55

Charût (1655–78)

Charîf (1678–81), † durch den Tâma-Sultan Milbis zu Nyere — Ya'qûb Arûs (1681–1707)

Charût es sarhîr (d. J.; 1707–47)

Djôda (1747–95), gen. Mohammed es-Sâlih, es-Sârif oder Charîf Timan

Sabûn Gândigin — Sâlih Derret (1795–1803) — Tambe

'Abd el-Kerîm, gen. **Sabûn** (1803–13), tötet 1806 'Abd er-Rahmân Gauranga I. v. Baghirmi (vgl. Stammb. X) — Radama, † 1804 — Mohammed Scherîf, flieht nach Dar Fur, nennt sich 'Izz eddîn und dann Scherîf el-Hâdj — Asad, † 1803 — 'Abd el-Djelîl — Tirâb — Mohammed — Ahmed — Othmân

Mohammed Busâta, † 1813 — Yûsef gen. Chorêfîn (Charîfîn; 1813–29), zu Târa — Idrîs — Seïf en-Nasr — Dayog — Djâfer

Radâma — Râqib 1829 — 'Izz ed-dîn, tauscht den Namen mit seinem Vetter u. nennt sich **Mohammed Scherîf** ibn-Sâlih-Derret (1835–58); der Mörder Vogels

'Abd el-'Azîz (1829–35) — Mohammed (Tintelak), in Dar Fur, seit 1861 verschollen — **'Alî** (1858–76) — Sulêmân — Seïf en-Nasr — Ahmed, seit 1868 in Kûka bei 'Omar el-Kânemî (vgl. Stammbaum IX)

Adam (1835; Reichsverweser: Kamkolak Abû Ommi) — 8 andre Söhne — Yûsef (1876–Mitte 1898) — Ahmed ben-Ali (seit Anfang 1901) — Ibrâhîm (Mitte 1898 – Anfang 1901)

(Hauptsächlich nach dem III., von E. Groddeck herausgegebnen Teile von G. Nachtigals Sahârâ u. Sûdân; Leipzig 1889.)

Zu Seite 534.

XIIa. Häuptling der Kêra

Kuroma in 1. Ehe — Fôra (Tochter) in 2. Ehe — Ahmed el-Maqûr, Stammvater der **Tundjer** in **Dar Fur**

Schau (Sau), gen. Durschit (Dorsid), letzter Herrscher der Tundjer-Dynastie am Berge Sî im Kôragebirge, in Tûri verschollen

Dâli (Delîl Bahâr), Begründer der Dynastie der **Kêra** am Berge Nâme

(1.) Sabûn — (10?) Sikar — (11?) Bahâr

(12?) Bahet — (4.) Darsud — (2.) Edris-djal — Uru — (5.) Tinsam (Tunsam), Ahnherr der **Massabât** — (3.) Diatom — (6.) Terendim

Kûru — Tir Salam

[Außerdem ohne verwandtschaftl. Zusammenhang: (7.) Solbutte ibn-Mohammed, (8.) Saref ibn-'Omar, (9.) Salâh ibn-Salâm]

Sulêmân Solon, gen. der Araber, Neugründer des islamischen Dar-Fur-Reichs (1596–1637)

Mûsâ (1637–82)

Giggeri (1682) — 6 Söhne — **Ahmed Bokkor** (1682–1722) zu Gurri, Murra und schließlich zu Abû Asel

Mohammed Daura (Moh. Harut; 1722–1732) — zahlreiche Söhne (Kuni, Yahischega, Kuduk, Pelpello, Abyâd u. s. w.) — Yûsef Deleb — Tâhir — **Abd er-Rahmân** zu el-Fâscher (1785–99) — Mohammed **Tirab** (1752–1785) — **Abu 'l-Qâsim** (1739–52)

Mûsâ Angrêb — **'Omar**, gen. Lêle 1732–1739, † in Wadâî

Buhari — **Mohammed el-Fadl** (1799–1839); Verweser 1799–1802: Abû Scheich Kurra), unterwirft u. a. die Erêqât (vgl. Stammbaum XIIb) — Hasîbu 'l-Kerîm — Abû 'l-Medîna (Abu Madian; 1833)

Tirab

Ishâqa, † 1788 — Habîb — Sibêr

Tâhir — Bel Qâsim

Abû Bekr — **Mohammed el-Hasîn** (1839–73) — Hasîb Allah, ergibt sich Ende 1874 den Ägyptern; † in Ägypten — Hasan — Fôr Nûrên und 6 andre Söhne — Bosch, Sêf ed-Din, † 1875 im Kampfe gegen Sibêr bei Kabkabia

Abdullahi Dud Benga 1880 nach dem Tode Harun el-Reschids zum Sultan ausgerufen, gerät 1885 in die Gefangenschaft des Kalifen; der letzte „Sultan von Dar Fur"

mehrere in Ägypten lebende Söhne

Harun el-Reschid, † 1879 im Kampfe gegen die Ägypter unter Slatin

Abû 'l-Beschr, † 1874 — 'Abd er-Rahmân, ergibt sich Ende 1874 den Ägyptern; † in Ägypten — **Ibrâhîm Koiko** (Brâhîm; 1873–74), † bei Menawâtji gegen Sibêr

mehrere in Ägypten lebende Söhne — Sohn, 1875 nach Kairo als Gefangner

(Teilweise nach G. Nachtigals Sahârâ und Sûdân III, herausgegeben von E. Groddeck, Leipzig 1889, teilweise nach Rudolf Slatins Feuer und Schwert im Sudan, Leipzig 1896.)

Zu Seite 535.

XIIb. Mohammed el-Hauri

'Abdallâh el-Dja'ânis, Stammvater der Djôheina (= **Araber Dar Furs**)

Hammed el-Afzer, Stammvater der **Fezâra**, die zu den ältesten arabischen Ansiedlern Afrikas gehören (Ziâdîya, Kurumsîya, Qasârîna; Mâlîya, Aulâd 'Abdûn, Ma'aqîla; Habbâbîn, Djelledât, Medjânîn, Aulâd Igoî, Benî Umm Rân und Benî Djerrâr)

Hammed el-Adjzem, Stammvater der Gruppe **el-Djuzm** — Schâkir — Tochter (G. ein Turrudj), Stammmutter der **Hamr** (Homr)

Djunêd — Dahmesch

Bedr, Stammvater der **Bedrîya**

Râschid, Stammvater der **Aulâd Râschid** in Wadâî und Bornû

Heimat, Stammvater der **Heimât** (Heiyimât oder Hêyimat: Ta'âîscha und Habanîya)

Rakal, Stammvater der **Erêqât** ('Orêqât), um 1800 durch Mohammed el-Fadl unterworfen (vgl. Stammbaum XII)

'Atiâ

Missîr, Stammvater der **Missîrîya** (Mesîrîya) — Rizq, Stammvater der **Rezêqât** (Rizêqât, Risegad)

Ta'aleb, Stammvater der Ta'âlîba

Mahar, Stammvater der **Mahârîya** — Mahmûd, Stammvater der **Mahâmîd** — Nâib, Stammvater der **Nawâîbe**

Scheiq — Barek

Yâsîn, Stammvater der **Aulâd Yâsîn**

(Nach dem dritten, von E. Groddeck herausgegebnen Teile von Gustav Nachtigals Sahârâ und Sûdân; Leipzig 1889.)

Zu Seite 453.

XIII[a]. Sriadza (Adza), 1. König von **Anlo** (Anglo) im **Ewhelande** (Sklavenküste) nach der Übersiedlung der Ewheawo aus Notsie (Nodsie; 5 Tagereisen v. d. Küste); um 1700 Stifter der Adzovivo-Dynastie.

2. Nditsi, Sohn von Adzas Schwester Ahuma, auch väterlicherseits aus dem Königsgeschlechte der Adzovivo.

3. Nyage, aus der Königsfamilie der Batewo, ging — freiwillig? — nach Genyi oder Whlawu.

4. Hato, aus der Adzovivo-Familie.

5. Atiasa, desgl., führte 1780 zu Keta mit den Dänen Krieg.

6. Gbagba, geb. in Genyi als Enkel des Nyage, von den Anlogern getötet (?).

7. Amedo (Kpeglã), dritter, gegenwärtiger König aus dem Bate-Geschlechte; 1885 seiner Selbständigkeit durch England beraubt.

(Nach einer noch nicht veröffentlichten brieflichen Mitteilung des Missionars C. Spieß in Bremen, die sich auf folgende Erzählung eines Ewhe-Christen stützt:

Sriadza soll der erste König nach der Ausführung aus Notsie sein. Er brachte seine Unterthanen von dort an die Küste. Er soll Kraft besessen haben und ein guter Herrscher gewesen sein. An der Küste angekommen, entdeckte er, daß ihm sein Königsstuhl aus Elefantenzähnen fehlte; er ließ ihn, ein Geschenk seines Neffen Fui, in Notsie zurück. Dieser sorgte dafür, daß er dem Sriadza wieder wurde. Daraufhin kam das Gesetz auf, daß Neffen den Onkel beerben.

Unter der Regierung des Sriadza sollen viele Kriege stattgefunden haben. Sriadzas Name wurde zum Familiennamen bis auf den heutigen Tag, und in der Königsfamilie nennt man die Angehörigen des Sriadza von nun an Adzovivo.

Nditsi soll der zweite König der Anloer sein. Seine Mutter hieß Ahuma und war Schwester des Sriadza. Der Vater war auch aus dem Königsgeschlechte der Adzovivo. Nditsi soll ein guter Fürst gewesen sein. Unter ihm wurde eingeführt, daß bei einem tief verschuldeten Anloer die Trommel geschlagen und ein solcher nachher getötet wurde.

Nyage wird als der dritte König der Anloer angegeben. Er stammt aus der Königsfamilie der Batewo. Von ihm wird nichts Gutes erzählt. Als der König Nditsi starb, setzte man ihn als guten Führer ein; aber er blieb es nicht. — Die Anloer erzählen, daß unter ihm eine große Heuschreckenplage gewesen sei. Er regierte nicht bis an sein Ende in Anlo. Einer wichtigen Angelegenheit wegen ging er nach Genyi oder Whlawu und kam nicht wieder zurück.

Hato kam nun auf den Thron. Er ist der vierte König. Jedermann freute sich unter seinem guten Regiment: er war eben auch aus dem Geschlechte des Sriadza. Kein böses Wort konnte ihm nachgesagt werden.

Atiasa war als der fünfte König in Anlo sein Nachfolger. Da er aus dem Hato-Königsgeschlechte war, so kam er damit auch aus der angesehnen Adzovivo-Familie. Atiasa wurde sehr gelobt. Unter seiner Regierung war der Krieg der Dänen und Anloer in Keta. Er war schon als Krieger bekannt, ehe er König wurde.

Gbagba, der sechste König von Anlo, soll ein Enkel des Nyage sein. Er war in Genyi geboren. Der Häuptling Achola setzte ihn zum König ein. Während seiner Regierung war eine Hungersnot. Von ihm wird gesagt, daß er sich nicht wie ein König benommen habe: er liebte das Trinken und Umherschweifen in den Hütten; er war einer aus der Bate-Verwandtschaft. Die Anloer verbanden sich, um keinen König mehr aus dem Ba:e-Geschlecht einzusetzen. Gesagt wird, daß die Anloer selber ihn umbrachten seiner schlechten Regierung wegen, und weil er nicht aus Anlo stamme.

Amedo oder **Kpeglã**, der heutige König, der siebente in der Reihenfolge. Er stammt auch aus dem Bate-Königsgeschlecht. Als man sich zur Königswahl in Anlo versammelte, suchte man lange nach einem andern Königsgeschlecht und fand keins. Obgleich die Adzovivo begehrten, jemand aus ihrem Geschlechte zu sehen, wollten die Ältesten Anlos es nicht. Amedo ist der dritte König aus der Bate-Familie. Unter seiner Regierung kamen die Engländer und zündeten die Königsstadt Anlo an. Das war ein Schmerz für die Anloer. Sie zürnten ihrem Könige und sagten: weil ein Bate sie regiere, deshalb komme keine „Welt" zu ihnen, d. h. deshalb werde mit ihnen nichts.

Obgleich kein König, galt früher als der größte Kriegsmann der Anloer **Namlapa**; er soll viele Kriege mit den Blutgern geführt haben.) Gegenwärtig gilt als größter Krieger **Tenge**, der als erster Häuptling von Anyako (jenseit der Keta-Lagune) seine Heimat 1885 an der Spitze der Leute von Atyko, Whuti und Srögbe in der Schlacht bei Whuti gegen die Engländer standhaft, aber erfolglos verteidigte, 14 Jahre in Togo (auf später deutsch gewordnem Gebiet) einsam lebte und im Mai 1899 zu Accra von England als „König von Anyako" wieder in Gnaden angenommen worden ist.

XIII[b]. Viëso, 1. König von **Aveno**, der an Anlo angrenzenden Landschaft jenseit der Keta-Lagune, führte seine Leute von Ave (so genannt nach dem Götzen Avego) in ihr heutiges Gebiet.

2. Akudiagbo, Sohn des Tsimani von Dofo.

3. Sakpaku, gegenwärtiger König.

Die Avenoer schieden sich in 2 Teile und vereinigten sich mit Abkömmlingen der Kponiadzi, Dafonyami, Todzienu, Klokowhe und Gafatsikowhe: Mafi-Stämmen, die nach Whute in Aveno gekommen waren, im geheimreligiösen Yewhe-Dienste.

(Nach einer noch nicht veröffentlichten brieflichen Mitteilung des Missionars C. Spieß, die sich ebenfalls auf die Erzählung eines Heidenchristen stützt.)

IV. Ägypten.

Von

Carl Niebuhr.

1. Das alte Ägypten.

Der afrikanische Erdteil ist nicht arm an großen Strömen; allein die Beobachtung, daß ausgedehnte Flußthäler die hauptsächliche geographische Voraussetzung für die frühste selbständige Entwicklung höhrer Kultur zu bilden pflegen, hat sich beim „dunkeln" Erdteil im ganzen so wenig bewahrheitet wie bei Südamerika (Band I, S. 290). Beiden Landmassen ist die Verbindung mit dem nächsten Kontinente durch eine schmale Landbrücke eigentümlich; daraus, daß in deren ideeller Verlängerung jedesmal ein im Hinblick auf den Hauptkörper ansatzartiges Kulturgebilde zu stande gekommen ist, läßt sich schließen, daß der natürlichen Straße die entscheidende Rolle dabei zufiel, den günstigen Bedingungen der von ihr erreichten Gegenden aber erst die zweite, die freilich ebenso unerläßlich war. In dem Sinn, in welchem wir die altbabylonische, die chinesische und die indische Kultur asiatisch nennen dürfen, kann die ägyptische Kultur nicht afrikanisch heißen; wahrscheinlich ist für die Kulturgebiete Südamerikas eine ähnliche Unterscheidung geboten. Die Spanier erschienen dort in einem Zeitalter, das vielleicht dem des assyrischen Einbruchs in Ägypten gleich gesetzt werden darf: die Eroberer stießen gerade auf eine Art politisch rückläufiger Bewegung von Süden her. Wie man annimmt, daß das Inkareich sich auf einem südlichen Ursitze der Kultur befestigt und dann, auf einer schon früher von andern begangnen Bahn, nordwärts sich ausgedehnt habe, so glaubte man im nachassyrischen Altertume, die ägyptische Kultur sei wahrhaft afrikanischen Ursprungs und einst vom äthiopischen Meroë nilabwärts gewandert. In beiden Fällen liegen Schlußfolgerungen vor, die sich unverkennbar auf die Lage stützen, welche die Voraussetzung des frühsten der noch näher bekannten Zusammenstöße bildete. Dem forschenden Geist ist es jedoch geglückt, die Denkmäler Ägyptens wieder zum Reden zu bringen, die Völkerkunde und die vergleichende Altertumswissenschaft halfen diesen Erfolg ausdehnen; und nicht zum letzten hat uns die alte Erkenntnis gefördert, daß es sich mehr oder weniger um Vorfahren unsrer eignen Kultur handle. Der wichtigsten dieser Vorteile muß die amerikanische Vergangenheit entraten, so lebhaft auch ihre stummen Überreste in den Kulturmittelpunkten der Kordilleren uns mancherlei geheimnisvolle Ähnlichkeiten mit den Denkmälern des Nilthals vor Augen führen (vgl. Band I, S. 181).

Im Laufe des letzten Jahrzehnts haben sich die stets eifrig betriebnen Grabungen auf dem so dankbaren Boden Ägyptens an Umfang verdoppelt, in der Methode zugleich ungemein verbessert. Der Haupterfolg ist der Kunde von den ältesten Zeiten zu teil geworden. Die Anfänge der Kultur, die unsrer Anschauung bis auf weiters denen des „Alten Reichs" gleichstehen, sind durch zahlreiche, meist unerwartete Funde sehr viel deutlicher zu Tage getreten. Aber es befindet sich kaum ein Zeugnis des Fortschritts darunter, das sich nicht zuletzt auf asiatische Einflüsse zurückführen ließe.

A. Das Alte Reich.

a) Das Land.

In frühern Zeiträumen bildete das heute bewohnbare Ägypten einen langen, vom Mittelmeer aus trichterförmig ansetzenden und bis zum ersten Katarakt schmal verlaufenden, seichten Golf, dessen Maße und Küstengestaltung mit dem Roten Meer insofern vergleichbar gewesen sind, als diese Nebenbuchtung sein verkürztes und in umgekehrter Richtung sich erstreckendes Gegenstück darbot. Der Nil schwemmte diesen Meerbusen dann durch seine starken Schlammablagerungen verhältnismäßig rasch zu, eine Thätigkeit, die noch fortdauert und dem Delta neuen Zuwachs schafft. Im Innern beträgt die Höhe des Schwemmbodens durchschnittlich 11 m, im Mündungslande 14 m, so daß beim tiefsten Wasserstande des Flusses (April bis Ende Mai) die Ufersteilheit bei Kairo $4^1/_2$ m, bei Theben nahezu das Doppelte erreicht. Ägypten ist regenarm und würde ohne die regelmäßige Anschwellung des Nils, die das urbare Gebiet im Oktober ganz unter Wasser setzt, höchstens Steppe sein. Möglich wird aber das nachhaltige Übertreten der Gewässer nur durch den Umstand, daß die das Strombett begleitenden Thalflächen tiefer liegen als dieses selbst. Der Nillauf in Ägypten hat sich also, vermöge seiner eignen Schlammung, inmitten des Thals einen Kamm gebildet, auf dem er seine Rinne zieht; wir haben hier einen Fluß, der die sonst das natürliche Bett bezeichnende Depressionslinie meidet. Von dem Einflusse, den die Ablagerungen während der Nilschwelle allein in einem Teile der geschichtlichen Zeit auf die Niveauverhältnisse geübt haben, zeugt die Zunahme der erforderlichen Überschwemmungshöhe: bis in die Römerzeit genügten 16 Ellen am Nilmesser, heute sind 23 Ellen 2 Zoll das erwünschte Maß.

Bei Assuan (altägyptisch Sunnu, griechisch Syene), das unter dem 24. nördlichen Breitenkreis, also dicht am Wendekreise liegt, verläßt der Nil Nubien und beginnt seinen Unterlauf, indem er einen Querriegel von Granit durchbricht, der sich zwischen die ihn bis dahin begleitenden Sandsteingebirge schiebt. Die Gesteintrümmer im Strombett, die hier zum Teil Inseln bilden, beeinträchtigen die Schiffbarkeit dieses „ersten Katarakts" (vgl. über die weitern Katarakte S. 537). Noch einmal tritt der Sandstein 60 km unterhalb von Assuan, bei Gebel Selseleh, an den Lauf des Nils heran und engt ihn derartig ein, daß ihm nur 300 Schritt Breite verbleiben. Sobald wie diese Schlucht überwunden ist, kann sich der Strom bei seinem geringen Gefälle (von Assuan bis Kairo noch nicht 92, von dort bis zum Meere 10 m) frei ausdehnen. Die Gebirgszüge rechts und links nehmen weitern Abstand und gehen bei Edfu in die tertiäre Kalkformation über. Bei Luksor, der Stätte des alten Theben, beträgt der anbaufähige Raum zwischen ihnen schon 10 km Breite; bald darauf nimmt das System der Seitenkanäle seinen Anfang. Die Bergkette im Osten behält ihren steilen Charakter, bis sie sich bei Kairo mit dem nach Westen abbiegenden Mokattamzuge vereinigt; das mehr wellenartige Westgehänge aber gestattet dem sogenannten Josephskanal (Bahr Yusuf), der sich unter 27,5° nördl. Breite vom Nil abzweigt und wohl die älteste Bewässerungsader großen Stils ist, nach einem Laufe von über 100 deutschen Meilen die Hügellinie zu durchbrechen und dahinter die Landschaft des Fayûm zu schaffen. Während im Altertume dieses westliche Anhängsel Ägyptens durch einen großen Stauweiher, den „See Moeris" der Griechen (S. 608), in hoher Kultur gehalten wurde, verliert sich der Kanal heute weiter westlich in dem brackigen „Hörnersee" (Birket el-Kerûn, 40 m unter dem Meeresspiegel); doch genügt sein Wasser noch immer, einen beträchtlichen Teil des Fayûm zu befruchten.

Etwa 20 km unterhalb von Kairo teilt sich der dort 1000 m breite Nil in seine jetzigen zwei Mündungsarme, den Nil von Rosette (Raschîd) und den von Damiette (Damyat), womit das

Delta seinen Anfang nimmt. Diese im höhern Altertume fast ganz von Sümpfen erfüllte Mündungslandschaft nimmt heute einen Flächenraum von 22,200 qkm ein, der 270 km Küstenlinie hat und von zahlreichen, im ganzen 13,440 km langen Kanälen durchzogen ist. Die Regulierung des Nilhochwassers für dieses wegen seiner gleichmäßigen Niedrigkeit schwierige Gebiet hat man erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durch den Bau des Barrage, eines mächtigen Brückenstauwerks, an der soeben bezeichneten Südspitze des Flußdreiecks, versucht. Von den sieben Hauptmündungen ins Mittelmeer, die das klassische Altertum zählte, entspricht die Bolbitinische der von Rosette; der westlichste Arm, der Kanopische, ist durch den 1820 vollendeten Mahmudijekanal, der bei Alexandria die Lagune erreicht, ersetzt worden. Östlich von Rosette folgten die Sebennytische, dann die Phatnitische Mündung (Damiette), die Mendesische, die Tanitische und die Pelusische; die drei letzten sind Öffnungen der Lagune des Menzalehsees zum Meer, entsprechen aber den an seinem Südufer einmündenden, so benannten Armen.

Nach Osten schließt der 1869 eröffnete Sueskanal Ägypten von Asien ab. Er durchquert eine Reihe von Bitterseen, die vom Nile her einen schon im Altertum angelegten, damals aber stets wieder verfallnen Süßwasserkanal, den Wadi Tumilât, bei Ismailia aufnehmen.

Das durch alle diese Adern bebauungsfähig gewordne Land von Assuan bis zu den Grenzen des Deltas wird auf rund 30,000 qkm geschätzt, ist also ein wenig größer als Belgien, aber um ein volles Drittel stärker bevölkert (nach der Zählung von 1897: 9,739,405 Einwohner). Das gesamte Gebiet, dessen Hauptmasse die Öde der „arabischen" Wüste (zwischen Nil und Rotem Meer) und im Westen die zur Sahara verlaufende Libysche Wüste bilden, hat der ägyptische Generalstab auf 1,021,354 qkm berechnet.

Den Namen, unter denen Ägypten im Laufe der Geschichte bei den Nachbarvölkern bekannt gewesen ist, fehlt noch immer die befriedigende Erklärung. Seine einheimische Bezeichnung lautete „Kemt", in spätern Formen „Kemi" und „Chemi", was das dunkelschollige Land bedeutet hat; sich selbst nannten die alten Ägypter einfach rometu, „die Leute". Neuerdings will es scheinen, als könnte „Ägypten" aus dem einheimischen Namen der Stadt oder des Tempelbezirks von Memphis, Ha-ka-Ptah, gewonnen worden sein: schon um 1400 v. Chr. ist er im Ausland unter der Form „Hikupta" bekannt gewesen. Die semitischen Völker gebrauchten für das Land die Bezeichnung Misr oder (hebräisch:) Misrajim; die Könige Ägyptens, wenigstens die der 18. Dynastie, haben sich in ihren an fremde Fürsten gerichteten Briefen gemeinverständlich als Herrscher von „Misri" vorgestellt. Die Herkunft und Bedeutung des Worts, das noch heute als arabisch Masr zugleich das Land und seine Hauptstadt Kairo bezeichnet, ist aber dunkel geblieben.

Ähnlich steht es mit dem griechischen Neilos für den Flußnamen. Die alten Ägypter nannten den Nil Hapi; doch fiel dieses Wort dann der Götterlehre anheim und wurde nur noch in gehobner Sprache angewendet, etwa wie unser „Vater Rhein". Dafür trat 'atur („Fluß") in den Gebrauch, wovon die im Koptischen, dem letzten Ausgangsidiom des Altägyptischen, erhaltne Form jero (oder jaro) wohl allezeit der wirklichen Sprechweise nahekam. Denn die Israeliten nannten den Nil jeôr, die Assyrer jaru; und in Syrien bezeichnete man das Deltagebiet um 1380 v. Chr. als das Land „Jarimuta", ein Wort, dessen zweiter Teil noch der Erklärung harrt.

b) Die älteste Bevölkerung und die Anfänge der Kultur.

Seitdem sich die Wissenschaft über die Herkunft der altägyptischen Kulturbestandteile aus dem Osten geeinigt hat, sind die Ansichten über die Abstammung der ältesten Bewohner des Lands eher noch weiter auseinandergegangen. Neben den Negern kamen die westlichen Nachbarn

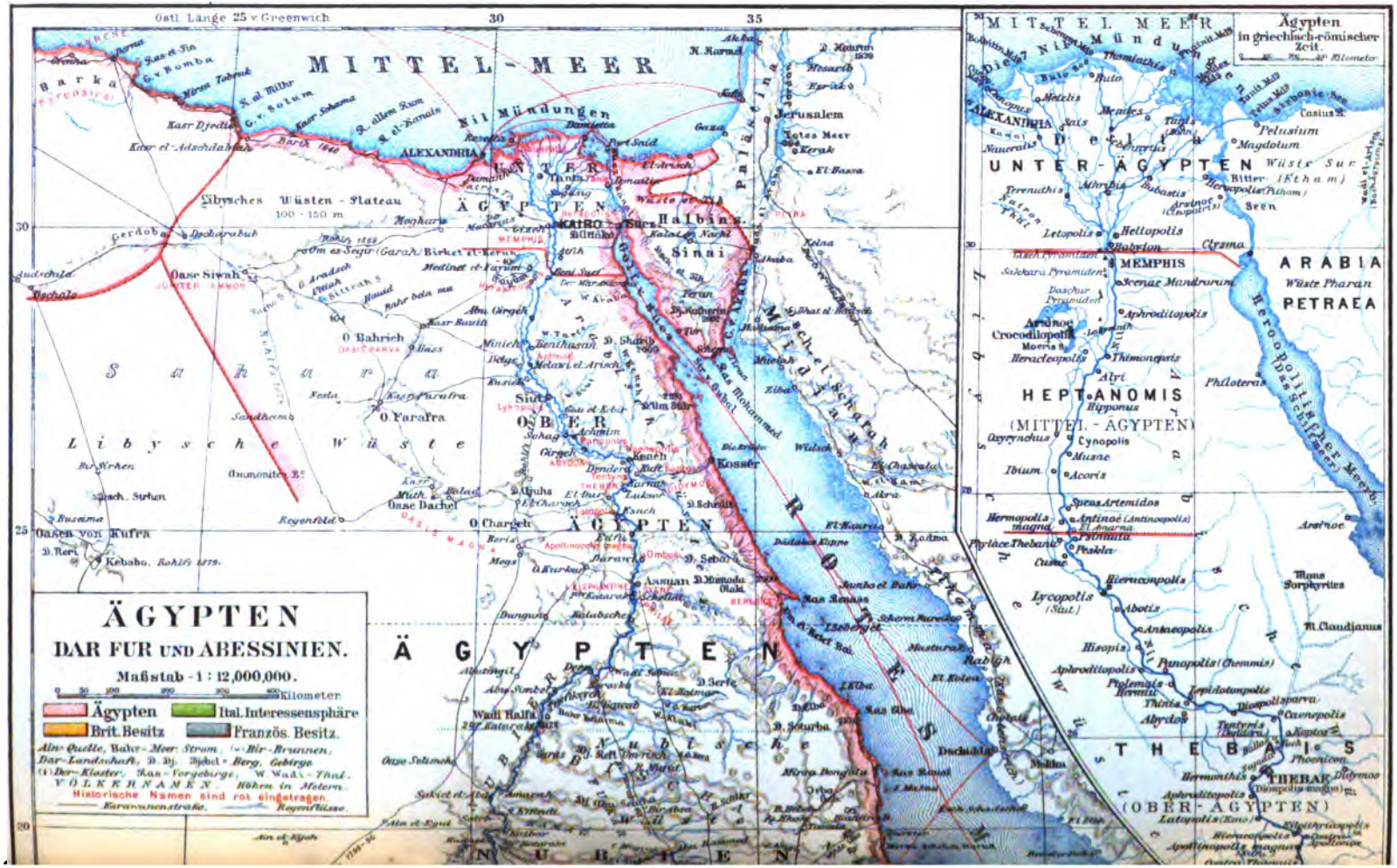
des Deltas, die libyschen Völker, in Betracht. Der grundsätzliche Einwand, die ägyptische Sprache müsse asiatischen Ursprungs sein, dringt nicht durch; heute ist auch sie untergegangen und hat dem Arabischen Platz gemacht. Eine Anzahl von bedeutsamen Punkten ist aber noch kaum gewürdigt. Erstens wird der Neger nicht mehr für den ältesten Bewohner Innerafrikas gehalten; vielmehr scheint er in sehr alten Zeiten die Enge von Bab el-Mandeb in derselben Richtung überschritten zu haben, wie die „Hamiten" (Nubier, Bischari, Galla, Somal) nach ihm. Als Stellen, wo ein Einfall größrer Horden oder Heere in Ägypten überhaupt möglich ist, finden wir zweitens, von der Mittelmeerküste abgesehen, nur die heute vom Sueskanal durchschnittne Landbrücke, ihr entgegengesetzt die libysche Grenze des Deltas und endlich die Pforte von Assuan im Süden. Für größre Heere (im Altertum) undurchdringlich abgeschlossen ist das Nilthal von Kairo aufwärts gegen den Osten hin. Ähnlich steht es im Westen. Zwar fehlt es dort nicht an Oasen, allein ihre Lage gestattet kaum einen direkten Angriff auf die Thalspalte zwischen Assuan und dem Fayûm.

Nun ist noch in den Zeiten der Ptolemaier und der Römer die östliche Wüste von einem nomadisch lebenden Menschenschlage bewohnt gewesen, den die griechisch schreibenden Ägypter mit „Trogodyten" (nicht „Troglodyten", was Höhlenbewohner bedeuten würde) bezeichneten. Nur zwischen dem Nil und Roten Meere, wo keine nachhaltige Verfolgung oder Verdrängung drohte, wäre es also Resten der ältesten und rohsten Stämme Nordostafrikas möglich geworden, sich noch in Ursprünglichkeit zu halten, nachdem höher entwickelte Eroberer ihnen längst das ergiebige Stromland entrissen hatten. Über ihr Wesen schreibt Artemidoros (um 270 v. Chr.):

„Die Trogodyten führen ein Nomadenleben; ihre einzelnen Stämme sind von unumschränkten Herren beherrscht. Weiber und Kinder haben sie gemeinsam; nur die der Gebieter sind ausgenommen. Wer die Frau eines Herrschers schändet, muß ein Schaf als Strafe hergeben. Die Weiber schwärzen sorgfältig ihre Augenbrauen. Gegen Behexung werden Muscheln um den Hals gehängt. Der Weideplätze wegen entstehen Kämpfe: man wehrt sich anfangs mit den Fäusten, dann mit Steinen, wenn aber erst eine Verwundung dabei vorgekommen ist, auch mit Pfeilen und Dolchen. Hierauf treten die Frauen in ihre Mitte und versöhnen sie durch Bitten. Die Nahrung besteht aus Fleischstücken und Knochen, die untereinander gemengt, zerstoßen, in Häute gewickelt, dann gebraten und (oder?) von den Köchen, die sie Unreine nennen, auf manch andre Weise zubereitet werden. So verzehren sie also nicht allein das Fleisch, sondern auch Haut und Knochen; auch genießen sie Blut mit Milch zusammengegossen. Das Getränk des großen Haufens ist ein Aufguß auf Wegedorn; die Herrscher aber trinken ein Honiggemisch, wozu der Honig aus einer gewissen Blüte gedrückt wird. . . . Sie gehen immer nackt, mit einem Fell behangen und eine Keule führend. Sie sind nicht nur verstümmelt, sondern zum Teil auch beschnitten, wie die Ägypter. . . . Einige der Trogodyten begraben ihre Toten, indem sie den Hals der Leichen mit Ruten von Wegedorn an die Beine binden, dann sogleich fröhlich und lachend mit Steinen zudecken, bis (der Leichnam) dem Anblick entzogen ist. Nun stellen sie ein Ziegengehörn oben darauf und gehen weiter. Sie reisen nachts, wobei sie den männlichen Lasttieren Schellen anhängen, um die wilden Tiere durch das Geräusch zu verscheuchen. Gegen diese bedienen sie sich auch der Fackeln und der Bogen und wachen die Nacht hindurch der Herden wegen; am Feuer singen sie dann ein gewisses Lied."

Aus der Bemerkung über die geschwärzten Brauen ergibt sich zunächst, daß die Trogodyten ziemlich hellfarbig gedacht, also keine Neger waren. Gemeinsamkeit der Weiber, und dann natürlich auch der Kinder, weist auf eine erst kürzlich von der Wissenschaft beschriebne Stufe in der Entwicklung des Familienbegriffs hin; hierzu gewinnt die gleichsam korporative Vermittlung der Weiber bei Stammfehden maßgebliche Bedeutung. Wahrscheinlich liegt ein Beispiel der „Punalua-Ehe" vor; als Zeichen ihres Verfalls ist das den Häuptlingen bereits eingeräumte Vorrecht der Sonderehe anzusehen. Die Form des Begräbnisses hat noch jetzt im innern und südlichen Afrika weit und breit ihre Gegenstücke; bei dem auf den Steinhügel

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY



ÄGYPTEN
DAR FUR UND ABESSINIEN.
Maßstab - 1 : 12,000,000.
Kilometer
Ägypten
Ital. Interessensphäre
Brit. Besitz
Französ. Besitz.
Historische Namen sind rot eingetragen.
Karawanenstraße.
Regenflüsse.
Ostl. Länge 25 v. Greenwich
MITTEL-MEER
Nil Mündungen
ALEXANDRIA
UNTER ÄGYPTEN
KAIRO
Halbins. Sinai
Libysches Wüsten-Plateau
100 - 150 m
Oase Siwah
Sahara
Libysche Wüste
O. Bahrich
O. Farafra
Oase Dachel
O. Chargeh
Oasen von Kufra
Kebabo
OBER ÄGYPTEN
Kosser
Assuan
Wadi Halfa
ÄGYPTEN
ROTES MEER
Jerusalem
Totes Meer
Palästina
Midian
Mosch el Scharah
Ägypten in griechisch-römischer Zeit.
MITTEL MEER
Die Nil Mündungen
Delta
UNTER-ÄGYPTEN
ALEXANDRIA
Pelusium
Magdolum
Wüste Sur
Bitter (Etham)
Heroopolitischer Meerb.
Seen
Heliopolis
Babylon
MEMPHIS
Clysma
ARABIA
Wüste Pharan
PETRAEA
Arsinoe
Crocodilopolis
Heracleopolis
Thimonepsis
Alyi
Philoteras
HEPTANOMIS
(MITTEL-ÄGYPTEN)
Hipponus
Cynopolis
Musae
Ibium
Acoris
Speos Artemidos
Antinoe (Antinoopolis)
Hermopolis magna
Phylace Thebanae
Peskla
Cusae
Hieracopolis
Lycopolis (Siut)
Abotis
Antaeopolis
Hisopis
Panopolis (Chemmis)
Aphroditopolis
Ptolemais
Hermiu
Lepidotonpolis
Thinis
Abydos
Diospolis parva
Caenopolis
Tentyris (Dendera)
Koptos
THEBAIS
Phoenicon
Hermonthis
THEBAE (Diospolis magna)
(OBER-ÄGYPTEN)
Latopolis (Esne)
Apollinopolis magna
Mons Porphyrites
M. Claudianus
Arsinoe
Libysche Wüste
Arabische Wüste

Bibliographisches Institut in Leipzig.

gepflanzten Ziegengehörn (vgl. Fig. 3 der Tafel bei S. 207 des I. Bands) handelt es sich um das „Totem" des Verstorbnen, das er sonst außer den Muscheln am Halse trug. Danach darf man dem Trogodyten die ethnologische Zwischenstufe zwischen Hottentotten und Buschmann anweisen. Um die Trogodyten der ältesten, hellfarbigen und untersetzten Bevölkerung Innerafrikas noch sichrer einzugliedern, dazu hilft die nähre Kenntnis von den Pygmäenstämmen im Nilquellen- und Kongogebiet. Ihr Dasein war dem Altertume fortwährend bekannt; bisweilen gelangten einzelne ihrer Vertreter nach Ägypten. Wie immer die Verschiebungen der Völkerkarte Afrikas vor sich gingen, sie sind im ganzen stets zu ungunsten der kleingestalteten altafrikanischen Rasse verlaufen. Daß aber diese Pygmäen einst als Urbewohner das südliche Dreieck und somit wohl auch dessen natürliche Fortsetzung, das Nilthal, innehatten, wird gerade durch ihr sonst unerklärliches Vorkommen auf Madagaskar (mit seinen Wasimba-Resten und ihren von den übrigen Einheimischen gemiednen Steinhügelgräbern) beglaubigt, weil es ihre vormalige ethnographische Unbeengtheit bezeugt.

Das erstmalige Erscheinen fremder Eindringlinge in Ägypten gehört, so gut wie das der Neger in Mittelafrika, der undurchsichtigen Vorgeschichte an. Aber dergleichen Angriffe müssen sich, hier in der Regel von Nordosten her, zu einer gewissen Zeit lebhafter wiederholt haben; sonst würde uns beim Beginn der Denkmälerzeit nicht schon ein so bedeutender Erfolg vor Augen treten, wie ihn das Bestehen eines geschloßnen ägyptischen Staatswesens darstellt.

Bis vor wenigen Jahren war die Forschung nach den Anfängen Ägyptens und seiner Kultur noch durchaus von dem Schema abhängig, das der Priester Manethon (S. 588) um 260 v. Chr. verfaßt hat. Der erste König des ganzen Lands, Menes, folgte danach zwar erst auf zehn ungenannte menschliche Vorgänger, begann aber doch mit seiner Person die „Erste Dynastie": eine Festsetzung, die schon lange zuvor unter den gelehrten ägyptischen Schreibern gegolten hatte. Die Liste des „Königspapyros" im Turiner Museum, wahrscheinlich aus der Zeit um 1500 v. Chr. stammend, fängt ebenfalls mit Menes (ägypt. „Mena") an und setzt vor ihn die Sches-u-Hor, d. h. Nachfolger des Gottes Horus, also Halbgötter, die übrigens auch bei Manethon als „Nekyes" erscheinen, nur eben durch jene Zehn von Menes getrennt. Die hauptsächliche Angabe über diesen Herrscher aber lautet, er sei aus Thinis, der Gegend um Abydos, wenig nördlich von Theben, nach Memphis gezogen und habe dort seine Residenz aufgeschlagen. Die in historischer Zeit als Ursitz betrachtete Landschaft lag also im Süden. Die neuen Ausgrabungen von W. M. Flinders Petrie bei Tuch, Ballas und 1899 bei Hou, von E. Amélineau und J. de Morgan bei Negada und Abydos selbst — lauter Punkten am Westrande des Nilthals, unweit voneinander —, sodann die von J. E. Quibell 1898 bei Kom el-Ahmar (Hierakonpolis) unternommnen (s. die beigeheftete Karte „Ägypten, Dar Fur und Abessinien"), sie haben diese auch sonst annehmbare Voraussetzung vollauf bestätigt. Dagegen hebt bei Manethon eine möglichst umfangreiche Zählung alter Könige zwar beim rechten Ort an und verbindet die noch aus dem Dunkel ferner Zeiten herausragenden Gestalten miteinander; aber der Wert dieses Bands erleidet die größten Bedenken.

Alle die genannten Ausgrabungen gruppieren sich um das Königsgrab von Negada und die Reste des ältesten Bauwerks zu Hierakonpolis; heranzuziehen sind die Funde der ausgedehnten Gräberfelder, die Petrie schon 1895 bei Ballas und Tuch, dicht an Negada, aufgedeckt hatte. Die große Grabstätte von Negada erwies sich als ein ursprünglich über dem Boden errichteter Bau aus Luftziegeln, dessen nun in einem Schutthügel begrabne Überbleibsel ein Parallelogramm von 50 m Länge und 26 m Tiefe beschrieben. Der Innenraum war mit

Kammern ausgefüllt, deren größte den Mittelpunkt einnahm. Hier war einst die Leiche des Königs aufgebahrt gewesen; die übrigen, nach den Umfassungsmauern hin immer kleiner werdenden Gelasse enthielten die Opfergaben, deren Gefäße großenteils schon bei der Bestattung zertrümmert worden sind. Ein großer Brand hat dann die ganze Anlage zerstört, am meisten den Hauptraum, so daß noch strittig ist, ob wir es mit einer Feuer-Nekropole nach altbabylonischer Weise oder mit den Spuren einer spätern, vielleicht erst nachchristlichen Vernichtung zu thun haben. Für die Absicht sofortiger Einäscherung spricht immerhin der gleichartige Befund bei fünf andern, etwas kleinern Anlagen derselben Art, deren eine bei Om el-Gaab („Mutter der Töpfe", wegen der zahlreichen Scherben) entdeckt ist, während die vier übrigen 1896 von Amélineau bei Abydos ausgegraben wurden.

Die „Feldergräber", in denen noch menschliche Skelette ruhten, haben zwei verschiedne Bestattungsarten nebeneinander erkennen lassen. Zur ursprünglichern Art rechnet man alle frei oder nur in Ziegelbettschächten ruhenden Körper, die dort in einer Hülle aus Matten oder Fellen beigesetzt sind, und zwar in „Embryonal-Lage". Der Leichnam war zur Hocke zusammengezogen, die Kniee vor der Brust, die Arme so gebeugt, daß die Hände das Gesicht deckten. Stets lagen diese Toten auf der linken Seite, niemals befanden sie sich in sitzender Haltung. Petrie fand, daß die meisten Köpfe nach Süden lagen, das Gesicht nach Westen gewendet. Die zweite, gleichzeitig geübte Begräbnisart, die schon durch ihr Vorkommen einen ethnographischen Unterschied innerhalb der damaligen Bevölkerung Ägyptens bezeugt, ließ den Körper nicht unversehrt. Die Gruben, bald eirund, bald viereckig ausgehöhlt und häufig mit Thonerde, gebrannter oder lufttrockner, versteift, enthalten lose, durcheinandergeworfne Teile von Skeletten, die oftmals unvollständig sind. Nach G. Schweinfurth haben wir es hier mit einer sekundären Bestattungsweise zu thun, wie solche noch heute bei vielen Stämmen Afrikas Sitte ist: Man setzt Verstorbne fürs erste in der zu Lebzeiten bewohnten Hütte bei und gräbt sie dann nach längrer Zeit wieder aus, worauf den losen Knochen das endgiltige neue Begräbnis zu teil wird.

Als Hauptergebnis für den Kulturstand dieser frühen Zeit stellte sich heraus, daß zunächst die Mumifizierung nicht angewandt worden ist, wahrscheinlich noch unbekannt war, daß ferner diese Menschen am Übergange von der jüngern neolithischen zur Bronze-Zeit gestanden, endlich, daß die damaligen Werkzeuge schon eine recht bedeutende Entwicklung der Kunstfertigkeit gestattet haben. Neben zahlreichen, schön bearbeiteten Steingeräten (namentlich recht feinen Messern) finden sich viele bronzene Gegenstände, außerdem Elfenbeinarbeiten, linnene Gewebe und Goldverzierungen. Am weitesten aber hatte es die Keramik gebracht, ohne daß die großen vielfältig gemusterten Gefäße eine Spur der Drehscheibe verraten. Übrigens zeigte sich hier deutlich, daß die Korbflechterei die Mutter der Thonbildnerei und somit eine der am frühsten ausgebildeten menschlichen Fertigkeiten gewesen ist. Auch das Aussehen des Granits ahmen die Ägypter der Negadazeit durch passende Marmorierung ihrer Thonwaren nach; sie bevorzugen als Füllungsmuster die Schneckenspirale, Wellen- und N-Linien, ferner die geschichteten Dreiecke, ein echt afrikanisches Motiv. Eine höhre Stufe hat schon die Darstellung von Menschen und Tieren erreicht. Sehr häufig erscheint der Strauß, oft im Reihenmarsch, ebenso oft im vollen Laufe; so finden wir ihn auch auf den alten Felsenwandmeißelungen (Graffiti) bei Arb-Assuan wenige Kilometer unterhalb des ersten Katarakts, den bis jetzt südlichsten Skulpturen der Negadazeit nach Alfred Wiedemann. Nirgends taucht ein Kamel oder ein Pferd auf; aber auch die Katze scheint zu fehlen, während der Elefant zum Bestande gehört und bisweilen kühn

auf einer Bergspitze balanciert. Antilope und Ziege, Stier, Esel und Gans, Löwe, Nilpferd, Krokodil und Schakal, ferner Hund, Skorpion, allerlei Fischarten und endlich der Sperber als heiliger Vogel des Gottes Horus bilden die häufigsten Vertreter des Tierreichs in dieser Kunst. Im Gegensatze zu der bisher als „ägyptisch" bekannten Auffassung sind die Figuren, statt seitlich, vom Rücken aus projiziert, während die Bewegung durch Krümmung der Beine angedeutet wird, beim Strauß durch die Ruderbewegung der Flügel; der gemeßne Schritt bei Mensch und Tier, für die spätre Kunst charakteristisch, ist noch nicht da. Skorpione und Krokodile strecken alle Glieder seitwärts von sich und gewinnen so eine krabbelnde Lebendigkeit, die man nachher vergebens sucht. Erwähnenswert ist auch, daß unter den Funden die Nilbarke ganz die erwartete Rolle spielt.

Besondres Interesse erregten die mächtigen, oft $1^1/_3$ m hohen, unten spitz zulaufenden Opferkrüge und die Toten-Amulette in Gestalt von Schieferplatten. Die Krüge unterscheiden sich nur durch die gestreckte Form von den heute noch in Ägypten gebräuchlichen, sind aber wegen ihrer Verschlüsse merkwürdig. Die sich verengende Halsöffnung wurde mit einer gebrannten Thonscheibe gedeckt, und über dieser formte man eine Art doppelter, ebenfalls thönerner Lichtstürze so, daß die Krüge Kappen von Zuckerhutgestalt tragen. Mit Abrollsiegeln walzte man Zeichenreihen auf diese frischen Kappen, wobei sich natürlich die Eindrücke der innern Stürze viel besser erhalten haben. Es herrschen die Horusnamen der Könige (wie ein darüber sitzender Sperber anzeigt), Tierbilder und Ornamente vor: das Zeitalter von Negada war also nicht mehr schriftlos, wenn auch sicher erst schriftarm; die Namen sind bereits gedeutet. Die Schieferplatten sind als „Paletten" angesprochen worden, weil ihre bildlichen Darstellungen, vorwiegend Tiergestalten, bisweilen Färbung aufwiesen und zugleich Schminkfarbenreste in den Gräbern der hockenden Skelette (worin allein sich auch die Platten befanden) entdeckt wurden. Der Tote bekam sein Schieferstück zwischen Kopf und Handflächen gelegt; die Eigenschaft der Beigabe als Amulett ist hinreichend sicher. Meist zeigt die Platte ein Loch; es ist also zu vermuten, daß sie auch bei Lebzeiten getragen wurde. Mit der ebenso wahrscheinlichen Sitte, die hockenden Negada-Leichen vor der Bestattung zu schminken, haben diese Talismane demnach nichts zu thun gehabt. Eine vereinzelte Figur ohne Kopf aus den Gräbern von Tuch zeigte seltsame Bemalung oder Tättowierung des Rumpfs und der Gliedmaßen.

J. E. Quibell nahm Anfang 1898 den weiter südlich gelegnen Tempel von Hierakonpolis aufs Korn. Wieder fand sich die vom Ziegelwall umgebne Anlage mit Kammern vor; aber diesmal konnte schon von einer historischen Ausbeute berichtet werden. Der Grabtempel hatte zwei Erneuerungen erfahren, zuerst unter der 6., dann eine durchgreifende unter der 12. Dynastie Manethons. Daraus läßt sich schließen oder erhoffen, daß man in Ägypten noch um 1900 v. Chr., also schon in einer Zeit litterarischer Entwicklung, von den Zuständen und Thatsachen des Negadazeitalters Genaures gewußt habe, im Gegensatze zum Neuen Reiche, dessen Königslisten die völlige Unkenntnis beweisen. Ein Denkmal des Königs „Basch" (?) fällt unter den Hierakonpolisfunden am ersten auf. In einem langen, ungewöhnlich zugeschnittnen Rocke sitzt der Fürst da, das Haupt mit der kugelig endenden Krone von Oberägypten bedeckt; Bilder erschlagner Feinde aus dem „Nordland", also aus dem Delta, sind an der Basis zu sehen. Nach den Inschriften zweier Vasen herrschte Basch über das Land bis zum ersten Katarakt und vereinigte Ober- mit Unterägypten. Ein zweiter König derselben Zeit, Nar-mer, wird auf andern Stücken genannt. Die Angaben der Vasen werden durch eine Schieferplatte ergänzt, die auf beiden Seiten mit Darstellungen der Vorgänge im Norden bedeckt ist. Im Papyrusdickicht

des Mündungslands liegt der besiegte Feind am Boden. Auf dem Richtplatz erscheint, von den Großen umgeben, der König, der die doppelte Krone beider Länder trägt; vor ihm erblickt man die Körper der Getöteten mit abgeschlagnen Häuptern. Die Einnahme fester Plätze versinnbildlicht der Stier, der Stadtmauern einrennt. Alle weitern Abbildungen berühren sich mit den sonstigen der Negadazeit.

Auf eine allgemeine Eigentümlichkeit der Negadagräber hat Wiedemann hingewiesen: das Auftreten von Stier- und Ziegen- oder Gazellenschädeln. Noch im Totenopfer der spätern Zeit gehörten sie zum überlieferten Bestand; und bei syrischen Tributen für den Pharao (nicht aber bei anderswohin bestimmten) bildet ein gehörnter Gazellen- oder Stierkopf, ein Muster syrischer Keramik oder Metallarbeit, auffallend häufig den Deckel von Prachtgefäßen. Ursprung und Sinn dieser Gaben hing also ganz und gar mit der ägyptischen Vorzeit zusammen. Wiedemann erinnerte an die „Hathormasken" (gehörnte Menschengesichter) der ägyptischen Tempel, ferner an den Rindskopf auf der Spitze von Stangen im Ritual. „Ein aufgesteckter schematisierter und anthropomorphisierter Rindskopf diente zur Zeit der 12. Dynastie als Symbol von bislang unbekannter Bedeutung. Den Sarg umgaben auf Stöcke gepflanzte Rindsköpfe, die bis zur Decke des Baldachins aufragen, in dem Grabe des Neb-em-chut aus der 4. Dynastie." Die Schreibung des heiligen Namens der Stadt Hou, in deren Gräbern Petrie Rindsschädel fand, besteht aus Zeichen, denen der ursprüngliche Fetisch des Rindshaupts zu Grunde liegen wird.

In der Negada-Zeit wohnten zwei Völkerstämme von verschiedner Abkunft in Ober- und Mittelägypten nebeneinander, der eine dem andern unterthan. Da die Eroberer eines Kulturlands nicht in jeder einzelnen Beziehung höher stehen müssen als die Unterworfnen, so dürften die hockenden Toten den Zerstückelten gegenüber als die schon früher Einheimischen zu betrachten sein. Aber das Zusammenfließen der beiden Nationen, die vermutlich erst wenige Menschenalter beisammen saßen, muß sich bald nach der Zeit vollendet haben, aus der die Gräber stammen; der Bestattungsunterschied mag neben dem Adel der Eroberergeschlechter für damalige Zeit noch hauptsächlich das Bewußtsein verschiedner Herkunft aufrecht erhalten haben, da der Mensch Grabgebräuche zäh festzuhalten pflegt. Anderseits spricht der Anschein dafür, daß vom herrschenden Stamme des Negada-Zeitalters die Bronze nach Ägypten gebracht wurde; ihre Verwendung ist noch bei weitem nicht über alle Anfänge hinaus.

Das Herrenvolk von Negada als das erste anzusehen, das überhaupt von Asien her nach Oberägypten vordrang, wäre verfehlt; die Unterworfnen waren ihrerseits keine „Afrikaner" mehr, sondern zeigen in ihren Fertigkeiten schon den Erfolg frühyrer, gewiß ebenfalls asiatischer Mischung. Sicher ist eine babylonische oder babylonisierende Einwirkung auf die Kunst der Negadaleute. Manches davon scheint noch neu: merkwürdigerweise stehen gerade die Schieferplatten-Amulette der hockenden Gerippe (S. 583) am meisten unter frischen Einflüssen Asiens. Daraus ließe sich vielleicht folgern, daß auch die religiösen Begriffe der letzten Ankömmlinge bereits obgesiegt und nur den Streit um die „letzten Dinge" noch nicht ganz ausgetragen hatten. Die spätre Entwicklung der ägyptischen Bestattungsweise hat dann beide Parallelstufen der Negadazeit überwunden. Hand in Hand damit muß auch eine Verwischung des asiatischen Charakters der Herrscher gegangen sein. Ein Hinweis auf die ziemlich ferne Herkunft der Eindringlinge ergibt sich daraus, daß auch die beduinischen Nachbarn Ägyptens in Südpalästina schon die Bestattungsweise der Hockenden von Negada übten und noch in später Zeit nicht aufgegeben hatten. Ein König der 12. Dynastie läßt einen Verbannten aus dem Lande Tenu zurückrufen und macht ihm namentlich den Vorteil klar, den ein Mumiengrab in Ägypten für

die Ewigkeit bietet. „Es wird dann nicht geschehen, daß du in der Fremde stirbst, daß ein Asiat dich bestattet, und daß man dich in ein Widderfell einwickelt.“ Die eigne Erinnerung der Ägypter reichte nicht mehr so weit hinauf.

Unser Interesse an der mutmaßlichen Abkunft der neolithischen Ägypter bedarf keiner Rechtfertigung. Die Gräberfunde aber lassen als den Grundbestand dieses Volks noch immer einen mit den Trogodyten des Ostens eng verwandten, wenn nicht identischen Typus erkennen. Was Artemidor vom Anbinden des Kopfs der Trogodytenleichen an die Füße (S. 580) sagt, ist ja eine Beschreibung des Verfahrens, wodurch die hockende Lage erzielt wurde. Solche Einzelheiten über die Wüstenstämme konnte man aber nur in Ägypten sammeln. Artemidors unbefangne Mitteilung zeigt deutlich, daß man am Nile gerade die Bestattungsbräuche der Trogodyten als etwas Unerhörtes ansah; seinen Gewährsleuten war also das Vorkommen ähnlicher Gräber in ihrer eignen Heimat völlig unbekannt gewesen. Die Ziegenhörner von Negada spielten Jahrtausende später noch immer die Hauptrolle beim Begräbnisse des Trogodyten; in Ägypten selbst wurde die Steinumhüllung zur Negadazeit unter den Boden verlegt, den in der Trogodytenwüste zu lockern selten möglich war.

Als bedeutungsvoll für die ethnographische Erwägung der Wahrscheinlichkeit, ob die neolithischen Ägypter und die Trogodyten urafrikanischer Abkunft waren, müssen die alten Felsgraffiti von Arb-Assuan, ferner gewisse Vasenbemalungen aus Abydos und Negada gelten. R. A. St. Macalister, der im Dezember 1899 von Oberägypten aus die Trogodytenwüste besucht hat, spricht von ähnlichen Felszeichnungen am Vereinigungspunkte des Wadi Munila mit dem Wadi Schaib. Nun ist den Ethnographen längst das zeichnerische Talent der Buschmänner (s. die Tafel bei S. 415) aufgefallen; sie haben schon vor der Landung von Europäern am Kap Menschen und Tiere charakteristisch wiedergegeben. Solche buntfarbigen Darstellungen an Felswänden, teils Malereien, teils Meißelungen, die von der unmittelbaren Nähe des Kaps an bis über den Oranjefluß hinweg zu beobachten sind, laden dringend zur Vergleichung mit den kindlichen Leistungen aus der Negadazeit ein.

Eine Bestätigung der schon um der Mischung willen zwar nicht notwendigen, aber naheliegenden Annahme, daß auch die kleine Körpergestalt unter den neolithischen Ägyptern noch vorherrschte, liegt nicht außer dem Bereiche der Erwartung; so hat Eduard Naville kürzlich gewisse archaische Figuren für solche von Zwergen erklärt. Daß die Skelette bis jetzt nicht unter dem Gesichtspunkt ihrer Länge zusammenfassend betrachtet worden, liegt daran, daß man sich vorwiegend mit Untersuchung der Schädel befaßt hat. Dabei stellte man fest, daß keiner der Negadatypen mit dem ägyptischen der Pharaonenzeit übereinstimmt. Die Schädelmaße aus der südlichen Grabstätte bei Negada selbst regten jedoch wiederholt zu Hinweisen auf eine engre Berührung mit den Buschmännern und Hottentotten an. Nach Petrie lassen einige Negadastatuetten die den beiden südafrikanischen Stämmen eigentümliche Fettsteißbildung (vgl. oben, S. 414) erkennen.

Die Ägypter, die der 18. Dynastie wenigstens, sollen in den Bewohnern des Weihrauchlands Punt, das im Süden des Roten Meers lag, Stammverwandte erblickt haben. Daß die Schiffsmannschaft der ägyptischen Königin Hatschepsut die Göttin Hathor als die Herrin von Punt verehrt hat, ist jedoch deshalb nicht ausschlaggebend, weil Hathor der Seeschifffahrt überhaupt vorstand und den günstigen Wind verlieh, ohne den man eben nicht nach Punt gelangen konnte. Den Abbildungen am Tempel von Dêr el-Bahri ist zu entnehmen, daß um 1500 v. Chr. mit Negern gemischte, braune Stämme Punt bewohnt haben. Sie hausen in Pfahlbauhütten, die

auf Leitern erklettert werden, und suchen Metallgegenstände, besonders Waffen, im Tauschhandel zu erwerben. Gespräche der Puntleute mit den gelandeten Ägyptern, die in direkter Rede mitgeteilt werden, mögen den Glauben wachgerufen haben, daß keine wesentlichen Unterschiede zwischen beiden Sprachen bestanden hätten. Da aber die Leute von Punt wunderbarerweise den einheimischen Namen der Ägypter (rometu = Menschen schlechtweg) schon bei der ersten Begrüßung anwenden, so darf man dieses vermeintliche Zeugnis getrost ablehnen. Im Gegenteil sind jene Barbaren den Ägyptern fremdartig genug vorgekommen und dem entsprechend dargestellt worden.

Ägyptens politische Verhältnisse am Ausgange der Negadazeit lassen erkennen, daß es, im Gegensatze zu früher, damals seine militärische Kraft gegen den Norden richten mußte, wo libysche Stämme durch eine Wegnahme des Deltas das obere Land vom Verkehr abgeschnitten hatten. Da wir nun von Menes, dem „ersten Könige" der Überlieferung, dessen Grab man in dem großen Königsgrabe zu Negada entdeckt haben wollte, als Hauptthat erfahren, er habe die Residenz aus dem Süden weg nach Memphis verlegt und die Libyer besiegt, so hätten wir in den „Negada-Königen" seine Vorgänger zu erblicken, die sich zu diesem Schritte noch nicht entschlossen hatten. Auf „Basch" (S. 583) folgte sein Enkel Ha-sechem-ui; König Nar-mer ist nicht fern von ihnen anzusetzen; in zeitlich naher Beziehung zu einander müssen auch die Könige Den und Azyb stehen, von denen der letztere wieder mit Ha-sechem-ui näher verwandt erscheint. Außer diesen findet sich eine Reihe weitrer Namen, die aber zum Teile noch nicht sicher gelesen sind; oftmals mag es sich um viel später lebende Fürsten handeln, die nur fromme Spenden hier niedergelegt haben. Dagegen besitzen wir einige Statuen von Beamten dieser Negadakönige; die des Anch in Leiden und eine in der Kniebeuge hockende im Museum von Bulak sind, gegen den Pharaonenstil gehalten, noch ganz „urägyptisch", aber völlig bildnismäßig. Es waren kleine Gestalten; das Gesicht hat eine breite Nase und starke Augenknochen.

Hat sich thatsächlich der Umzug nach Memphis durch die Kämpfe der Basch und Nar-mer schon vorbereitet, so darf man auch auf die Lage bei Entstehung des Negadareichs einen Rückschluß thun. Als die Vorfahren der genannten Könige mit ihren asiatischen Gefolgsleuten einst nilaufwärts drangen, fanden sie in der Gegend von Abydos entweder den Hauptwiderstand, oder dieser Landstrich blieb noch lange von Süden her gefährdet; wahrscheinlich traf beides zusammen. Selten gehen Eroberungen auf einen Stoß vor sich; der nach und nach verlangsamende Zustrom der Asiaten durch das Delta mag sich so oft erneuert haben, bis Oberägypten dem Negadareiche gesichert war. Libyer und Deltabewohner wurden erst störend, sobald wie diese selbst nicht mehr unter Durchzügen litten. Dann aber tritt die Lage ein, die uns die Ausgrabungsergebnisse vermitteln: das Reich von Negada kämpft nun gegen den Norden.

Wahrscheinlich spiegelt ein dem Nillande durchaus eigentümlicher Mythus noch die Unterwerfung Ägyptens durch den asiatischen Fermentstamm des Negadareichs wider: die Sage vom Kampfe zwischen den Göttern Horus und Set, mit ihren zahlreichen Kampfstätten längs des ganzen Flusses und der Entscheidung im tiefen Süden, bei Edfu. Die auffallende Rolle, die gerade der Horusfalke bei den Negadafunden spielt, muß um so mehr betont werden, als die religiösen Lehren dieser Geschlechter sonst erst wenig Berührung mit den spätern Systemen ägyptischer Götterlehre zu haben scheinen. Übrigens gelangten bei einer derartigen Beziehung zum Horusmythus auch die Sches-u-Hor des Turiner Papyros (S. 581) sachlich zu Ehren. Vielleicht darf man daher in den beiden Bestattungsformen der Negadazeit die eines „Horusvolks" und eines „Setvolks" erblicken.

c) Die Dynastien des Alten Reichs.

Kein zweites Land kann, was den Reichtum an Altertümern betrifft, neben Ägypten gestellt werden. Das Thal der beiden mesopotamischen Ströme steht zwar an Menge der Funde nicht weit dahinter zurück, wohl aber in der Verteilung des Stoffs auf die verschiednen Gebiete menschlicher Bethätigung. Einblicke in das tägliche Leben des Größten wie des Geringsten, in die Handgriffe der Industrie und der Landwirtschaft bietet uns Ägypten; Proben aller Gerätschaften des Luxus und des Bedarfs, von Kinderpuppen und Brettspielsteinen an bis zum wertvollen Goldschmucke königlicher Personen, die sorgsam der Verwesung entzognen Körper mächtiger Eroberer, die Lieder, Sagen und Märchen, an denen sich alt und jung ergötzte, das Schreibzeug, das sie verewigte, das Amulett, die Sandalen und die Perücke sogar, die der Schreiber trug: von allen sind Belege erhalten, manchmal in Fülle. Und was den zerbrechlichen Resten im Laufe der Jahrtausende etwa an Frische abhanden kam, das findet sich für unser Auge ergänzt durch bunte Grabmalereien und getreue Zeichnungen.

Allein der unschätzbare Wirklichkeitssinn der Ägypter hat sich um vieles geringer bewährt, so oft er Aufgaben vorfand, die über das Handgreifliche hinausgingen. Die großartigen Leistungen altägyptischer Kunst und ihr nicht minder großartiger Entwicklungsgang täuschen nur zu leicht darüber hinweg, daß dieses Werden immer auf eine und dieselbe Wurzel zurückweist: auf die verstandesmäßige Befangenheit im und das Hangen am Stoffe. Das ist zugleich der feste Punkt, der das alte Ägyptertum mit dem innersten Wesen der afrikanischen Nationen völkerpsychologisch verbindet. Von den Beweisen hierfür fällt am nachhaltigsten die typische Gestalt auf, die das Christentum gerade in Ägypten annehmen mußte. Auch ist es kein Zufall, daß wir hier die Fortschritte und Wandlungen der Kunst und der Litteratur in Wahrheit nicht verfolgen können; vielmehr sind diese Fortschritte stets von einem gewissen Zeitpunkt ab fertig vorhanden, und zwar regelmäßig nach längern Zeiträumen einer „ägyptischen Finsternis", die jedesmal mit einer auf politischem Weg einsetzenden asiatischen Befruchtung auszufüllen ist.

Ein derartiges Ereignis war die Herrschaft der Hykfos, die zu lange gedauert und zu einschneidend gewirkt hat, um sich nachher wieder verfinstern zu lassen. Mit ihrem Ende hebt das „Neue Reich" an. Neu daran ist vor allem der Umstand, daß diesmal die Zwischenzeit dem zuvor höchst schattenhaften historischen Sinne bei den Ägyptern zum Leben verholfen hat, was durch einen Blick nach Babylonien seine Erklärung findet. Indessen sind die Bewohner des Neuen Reichs Ägypter geblieben; ihr frisch erworbner Geschichtssinn stellt sich nur als eine Anempfindung heraus. Die Könige fangen an, Namenlisten ihrer noch erreichbaren Vorgänger — auszuwählen, und versuchen, ihre eignen Thaten hergangsgemäß beschreiben zu lassen. Solcher „kursorischen" Listen haben wir mehrere; drei davon sind umfassender erhalten: eine Tafel aus dem Tempel zu Karnak (Theben), auf der Thutmosis III. 61 alte Könige anbetet; eine im Osiristempel zu Abydos gefundne mit 75 Namen; die dritte aus einem Grabe bei Sakkâra, wohl eine verkürzte Abschrift der vorigen und gleich ihr aus der Zeit Ramses' II. herrührend. Mehr als eine Auswahl hatte der Turiner Königspapyros bieten wollen; leider besteht er aus lauter Trümmern, die man nur zum kleinern Teile wieder zusammenfügen konnte. Aber seine Liste reichte nicht nur von den Götterkönigen bis in die Hykfoszeit, sondern vermerkte auch bei jeder Regierung die genaue Dauer nach Jahren, Monaten und Tagen. Selbst wenn die Niederschrift jünger und in den Anfang der 19. Dynastie zu verlegen sein sollte, so gehörte der ursprüngliche Entwurf doch zweifellos der Zeit unmittelbar nach den Hykfos an. Eine offenkundige

Nachahmung babylonischer Königslisten, steht der Text in dieser Eigenschaft bis jetzt vereinzelt da; einer so weit getriebnen Sorgfalt ward man bald wieder überdrüssig.

Erst das Alexandrinertum brachte eine Geschichte Ägyptens aus einheimischem Griffel: der griechisch gebildete Oberpriester und Tempelschreiber **Manethon** (vgl. S. 581) aus Sebennytos verfaßte sein in Auszügen und Zitaten erhaltnes Werk Aegyptiaca. Er hatte sicherlich reichen Stoff zur Verfügung, trug aber den Ansichten seiner eignen Zeit mehr Rechnung, als billig; nahm er doch die beliebt gewordne Fabelgestalt des Welteroberers Sesostris auf, wenn nicht etwa die uns erhaltnen Wiedergaben dies und ähnliches selbst besorgt haben. Im übrigen wurde schon im Altertum auf Manethon hin so viel gefälscht, daß wir nur in wenigen Einzelfällen über eine allgemeine Vorstellung von seiner Auffassung hinauskommen. Aber sein chronologisches Schema blieb erhalten bis heute. Das Alte Reich umfaßt bei ihm, mit Menes beginnend, die Dynastien 1—11, das Mittlere reicht von Dynastie 12—19; das Neue Reich hebt mit der 20. an und geht bis auf Alexander. Dem Ausweise der Denkmäler gegenüber hat sich diese Auffassung nicht bewährt; in der Regel läßt man jetzt das Mittlere Reich schon mit der 11. Dynastie beginnen und mit der 17. enden. Wir aber werden das Alte Reich nur bis zum Schlusse der 6. Dynastie zählen, wo der notdürftige historische Faden für längre Zeit ganz abreißt, die lockern Nachrichten aus den Dynastien 7—10 als Übergang zum Mittlern Reiche ziehen und das Neue von der Vertreibung der Hykfos bis zum Beginne der 26. Dynastie annehmen, so daß von Psammetich I. an Manethon verlassen wird. — Die Benutzung von Quellen nach Art des Turiner Papyros und der auf Denkmäler geschriebnen Königsverzeichnisse durch Manethon ist deutlich zu erkennen; damit ist als die äußerste Zeitgrenze seiner Urkunden ohne weitres der Anfang des Neuen Reichs gegeben. Über die **Glaubwürdigkeit** dieser Listen hat Flinders Petrie folgendermaßen geurteilt: „Ohne Zweifel waren geschichtliche Verzeichnisse benutzt. Fassen wir aber die ältere Liste Thutmosis' III. aus Karnak ins Auge, so sieht es aus, als habe gar keine rechte Reichsgeschichte bei ihrer Herstellung vorgelegen. Dem Steinmetzen fehlte es an zureichenden Vorlagen: allerlei Bruchstücke und mühsam der Erinnerung abgewonnene Namen scheinen alles gewesen zu sein, was man behufs Errichtung eines nationalen Denkmals zur Zeit der 18. Dynastie noch zusammenbrachte. Die gleiche Folgerung machte sich bei den Listen aus Abydos, Sakkâra und dem Turiner Papyros geltend, die sämtlich derselben Zeit angehören und auch deren Richtung hinsichtlich des Themas zeigen." Mit den Nachrichten über die ersten drei Dynastien geht es uns noch genau so wie den Schreibern der Thutmosis und Sethos: die Lebenszeichen fehlen. Die Entdeckung der Negadagräber aber hat dies Dunkel eher noch verdichtet.

Die **Königsreihe** der **ersten** Dynastie Manethons lautet: Menes mit 62 Jahren, Athotis mit 57, ferner Kenkenes mit 31, Uenephes mit 23, Usaphaïdes mit 20, Miebidos mit 26, Semempses mit 18 und Biëneches mit 26 Jahren Regierungszeit; stets folgte der Sohn auf den Vater. Die Liste der **zweiten** Dynastie hat neun Herrscher: Boëthos (38 Jahre), Kaiechos (29), Binothris (47), Tlas (17), Sethenes (41), Chaires (17), Neferchéres (25), Sesochris (48), Cheneres (30 Jahre). Beide Häuser heißen „Thiniten", werden also von Manethon aus der Gegend von Abydos (S. 581) hergeleitet, während die nächste Dynastie bei ihm aus Memphis stammt. Versuche, jene „Thiniten" mit einzelnen Namen der Negadakönige zusammenzustellen, sind mißlungen. Die Liste der **dritten** Dynastie endlich bringt wieder neun Könige: Necherophes (28 Jahre), Tosorthros (29), Tyreis (7), Mesochris (17), So-uphis (16), Tosertasis (19), Aches (42), Sephuris (30) und Kerpheres (26 Jahre). Wir „haben" im ganzen also 26 Könige, die zusammen 769 Jahre regierten.

Sagenhaft oder vielmehr mythologisch sind auch die dürftigen Notizen über Vorfälle während dieser langen Zeit. Am reichsten ist selbstverständlich der Stifter Menes bedacht worden. Außer seiner Übersiedelung von Thinis nach Memphis, wo er den Tempel des Stadtgottes Ptah, „den ersten Tempel Ägyptens überhaupt", gründet, wußte man noch von ihm, daß er die Buchstaben erfunden, den Kult des heiligen Apis-Stiers und der Krokodile eingeführt und sogar die Kunst, üppige Mahlzeiten herzurichten, gelehrt habe. Bekannt wurde seit Herodot die Legende vom frühen Tode des Maneros, der Menes' einziger Sohn gewesen sei und vom Volke durch den Manerosgesang, ein Trauerlied, beklagt wurde. Manethon meldet hingegen Kämpfe des Menes gegen libysche Feinde und läßt ihn dann selbst den Tod durch ein Nilpferd finden: seine Quelle kannte offenbar noch kein Grab des Menes.

Athotis soll in Memphis die Königsburg erbaut und ein Werk über Anatomie geschrieben haben. Wirklich enthält der medizinische Papyrus Ebers das Rezept eines Haarwuchsmittels, erfunden von Sesch, der Mutter des Athotis. Endlich habe sich unter dieser Regierung ein doppelköpfiger Kranich, d. h. der Vogel des Gottes Thoth, mit dessen Namen „Athotis" zusammengefügt ist, sehen lassen, was Gedeihen anzeigte. Schon diese wenigen Angaben genügen, um in dem zweiten Herrscher Ägyptens den ganz treu nach mythologischem Schema gezeichneten Salomo zu erkennen, wenn auch die hier parallel laufende israelitische Überlieferung das Haarwuchsmittel nur noch in seiner Wirkung (an Salomos Bruder Absalom) kannte. Die Erwartung, daß unter den weitern Nachfolgern des Menes vorwiegend Unheil geschieht, bestätigt sich: Uenephes' Regierung wird durch Hungersnot, die des Semempses durch „viele Wunder" und eine große Pest denkwürdig.

Zur Ausstattung der zweiten Dynastie mit Thaten scheint wieder ein andres mythologisches Thema benutzt zu sein. Boëthos ist dadurch denkwürdig, daß sich zu seiner Zeit bei Bubastis im Delta ein Erdspalt aufthat, wodurch viele Menschen umkamen; Kaiechos führt, diesmal bei Manethon, den Apisdienst in Memphis, den des Mnevis in Heliopolis und des heiligen Widders in Mendes ein; unter Nefercheres ging der Nil elf Tage lang mit Honig statt mit Wasser, und Sesochris endlich war „ein gar gefährlich Mann" von fünf Ellen und drei Handbreiten Körperlänge. Den Unterschied zwischen Manethons gräzisierender Schreibweise der Königsnamen und ihren hieroglyphischen Formen macht die Aufzählung der ersten fünf dieser Dynastie nach der Liste aus Abydos deutlich. Sie nennt der genauen Reihenfolge nach: Beta-u, Ka-ka-u, Ba-neter-en, Uatnes und Sent; die übrigen vier fehlen dort. Von Sent-Sethenes müssen schon früh Nachrichten in Umlauf gewesen sein, die ihn wichtig erscheinen ließen; denn seine göttliche Verehrung hat noch im Alten Reiche begonnen und wurde bis in die Ptolemaierzeit hinein beibehalten.

Von der dritten Dynastie, die mit ihren letzten Vertretern bereits in das frühste Zwielicht der Geschichtsüberlieferung eintritt, ist uns bei Manethon besonders wenig erhalten. Nur von den beiden ersten Königen wird gesagt, daß Necherophes eine Empörung der Libyer erlebte, die aber entsetzt flohen, als sich der Mond plötzlich vergrößerte; Tosorthros hingegen war der große Arzt, Schriftverbesserer und Bauherr: er errichtete ein Gebäude aus behauenen Steinen. Dabei ist zu erinnern, daß mit der vierten Dynastie sogleich die Zeit der Pyramiden anfängt. Es hat sich aber die Stufenpyramide von Sakkâra erhalten, welche die Konstruktion noch nicht bis zur Glättung der Seitenflächen durchgeführt, sie auch nicht im Plane gehabt hat. Das zweite Beispiel, die Pyramide von Medum, geht schon in der Steile seiner Stockwerke näher an die Ausführbarkeit eines „Mantels" heran; jedenfalls müßte ungefähr zu berechnen

sein, um wieviel leichter die Ausfüllung hier gewesen wäre. Daß die Sakkâra-Pyramide wirklich noch der dritten Dynastie angehört, dürfte daraus hervorgehen, daß die Ziegel eines Glasurwerks am Eingange den Namen des Königs Zoser trugen. Dieser Name erscheint in der Erzählung eines Papyros unter den nächsten Vorgängern Snefrus, mit dem die vierte Dynastie beginnt; auch Usertesen II. leitet weit später noch seine Abkunft von Zoser her. Wahrscheinlich sollte sich also die Notiz vom Baue des Tosorthros bei Manethon auf Zoser und die Pyramide von Sakkâra beziehen. Ebenfalls einem Papyros entstammt noch die Bemerkung, daß König Huni gestorben und Snefru ihm gefolgt sei. Auch in den Königslisten steht Huni am Schlusse; vielleicht hat Manethon mit seinem Kerpheres den Vornamen Hunis wiedergeben wollen, der Nefer-ka-Ra lautete.

Niemals im Laufe der Geschichte haben Menschenhände Steinmassen von gleicher Mächtigkeit auf einen verhältnismäßig so kleinen Raum zusammengetragen, wie in Ägypten auf Geheiß der Pyramidenerbauer. Wir wissen nicht, wie der Gedanke, sich einen übermenschlichen Sarkophag dieser Art zu schaffen, entstanden sein mag; aber die Beispiele seiner Ausführung, welche die vierte Dynastie hinterlassen hat, sind zum unvergänglichen Wahrzeichen Ägyptens geworden. Sie zählen zu den ältesten Bauwerken, die wir bis jetzt kennen. Alle liegen am Westrande des Nilbetts, zwischen Gizeh bei Kairo und der äußern Nordostecke des Fayûm; man teilt ihre Hauptgruppen nach den arabischen Ortschaften ein, in deren Nähe sie sich erheben (s. die Karte bei S. 581), und spricht demgemäß von den Pyramiden bei Gizeh, Abu-Roasch, Abusir, Sakkâra, Lischt, Dachschur und Medum. Reste kleinerer Nachbildungen, deren zwei sich im Fayûm selbst finden, sowie die sehr späte Wiederaufnahme solcher Bauten bei Meroë in Äthiopien sind nicht weiter in Betracht zu ziehen. Im ganzen lassen sich über siebzig Beispiele im eigentlichen Pyramidenbezirke nachweisen, wovon freilich die meisten nachher als Steinbrüche gedient haben und so bis auf die Grundrisse verschwunden sind. Die noch erhaltnen sind im Innern von schräg laufenden Gängen durchzogen, die zu den Grabkammern führen; übrigens wechselt das Gesamtbild dieser Anlage sehr: die große Cheopspyramide z. B. hat mehrere Grabkammern übereinander in ihrer Mitte, während andre nur eine einzige enthalten.

Daß die umständlichen und kostspieligen Pyramidenbauten nur für je einen König errichtet wurden (Menkaura und Snefru hätten nach Petrie sogar zwei zugleich für sich errichtet), geht unter anderm auch daraus hervor, daß die hohen Beamten im Alten Reich ihre anders geformten Grabeshäuser, die „Mastabas“ (= Bänke), im Schatten des Königsgrabes errichteten. So finden wir das Gefolge mancher Herrscher noch im Tode gleichsam nach dem Range hinter dem spitzen Bau ihres Gebieters gruppiert, wie Kirchturm und Gottesacker in unsern Dörfern. Seltsam genug sind die Mastabas noch vergleichsweise reich an Mitteilungen über ihre Toten gegenüber den Pyramiden in ihrem jetzigen Zustande; daß die letztern einst an den Außenflächen mit langen Inschriften bedeckt waren, wie einige alte Nachrichten behaupten, wird übrigens mit hinreichenden Gründen bestritten. Es liegen Anzeichen vor, daß ein Pyramidenerbauer auch die Leichen von Mitgliedern seiner Familie in den Kammern beisetzen ließ; um aber zu erfahren, ob dies die Regel oder die Ausnahme war, müßten wir zuvor die Anschauung kennen, der zuliebe solche ungeheuren Werke hingestellt worden sind. Die Sicherheit der Mumien und ihrer reichen Beigaben kam zweifellos stark dabei in Betracht.

Gewiß ging die Wahl der Pyramidenform auf religiöse Vorstellungen zurück; die Lehre von der Fortdauer des Daseins im Jenseits hat bestimmend eingewirkt. Daß auf die Frage nach dem Wieso keine brauchbare Antwort zu stande kommt, liegt an der mangelhaften

Überlieferung zur altägyptischen Religion (vgl. S. 631ff.). Wahrscheinlich ist die Pyramide der Konstruktion nach durch Übereinanderhäufen von Mastabas in verjüngenden Maßen erzielt. Die Gestalt der Mastaba selbst erinnert etwa an eine viereckige Laderampe, deren Anfahrtsflächen aber schrägab vorgeschoben sind. An Größe sehr verschieden (die Grundfläche wechselt zwischen 1100 und kaum 25 qm), besteht die Mastaba im Innern regelmäßig aus einer Kapelle, deren Wände mit Bildern und Inschriften bedeckt sind, einem schlotgangartigen Raume für das Steinbild des Toten und endlich der unterirdischen, schmucklosen Sargkammer, wo die bandagierte Mumie im Steinsarkophag ruhte. Das Meiste, was wir vom Leben und Treiben aus der Zeit des Alten Reichs wissen, beruht auf den Abbildungen der Kapellenräume, die von außen zugänglich waren und zur Niederlegung von Opfergaben, zu Räucherungen, kurzum für den Seelendienst der Nachkommen bestimmt gewesen sind. Was dem Verstorbnen einst wert war: seine Güter, Diener, Beamten, Lieblingstiere, das Jagdvergnügen, hat an den Wänden Darstellung gefunden. Fehlt den sehr kleinen Mastabas die Kapelle, so ist sie durch eine mit dem Namen des Toten und Gebetstellen beschriebne Scheinthür an der Außenmauer ersetzt.

Die vierte Dynastie beginnt bei Manethon mit einem Könige „Soris", den die Denkmäler als Snefru kennen. Er war bis vor kurzem der erste ägyptische Herrscher, von dem eine eigne Inschrift zeugte, und zwar auf der Sinaihalbinsel, im Wadi Maghara. In der That heißt das dortige, jetzt erschöpfte Kupferbergwerk bis in die Zeiten des Neuen Reichs hinein die „Mine des Snefru". Wahrscheinlich brachte also Snefru diese Gegend zuerst in den Besitz Ägyptens; seine Inschrift zeigt ihn als den Besieger der Mentiu, der kleinen Beduinenstämme jener Halbinsel. Diese Kriegsnachricht hat übrigens, eine gleichartige Chufus ausgenommen, sonst keine Gegenstücke während der Dynastie gefunden. Gewiß waren friedliche Zeiten erforderlich, um die Kraft des Volks für Riesenbauwerke ohne jeden praktischen Nutzen Jahr um Jahr heranzuziehen. Snefrus Pyramide ist wahrscheinlich die von Medum gewesen; die in der zugehörigen Mastabakolonie Bestatteten haben unter ihm gelebt, so der „Große des Südens" Rahetep, dessen lebenswahres Sitzbild nebst dem Gegenstücke, dem noch schönern seiner Gattin Nefert, jetzt das Museum von Gizeh ziert. Der König wurde sogleich nach seinem Hinscheiden, und bis in die Ptolemaierzeit hinein, als Gott verehrt.

Ihm folgte Chufu, der Cheops des Herodot. Genau betrachtet, ist von diesem berühmtesten unter den leeren Namen nur zu melden, daß seine Pyramide die mächtigste von allen ist; sie erreicht 146,5 m Höhe bei 233 m untrer Breite. Auch von dem Steindamm, worauf nach Herodot die jenseit des Nils gebrochnen Bausteine nach ihrer Landung zur Stelle geschleift wurden, sind Spuren erhalten; eine kurze Inschrift im Wadi Maghara betrifft wieder die Züchtigung der Beduinen. Unergiebig für die Geschichte des Königs blieben auch die Mastabas hinter seiner Pyramide, obgleich unter anderm mehrere Königssöhne darin beigesetzt sind. Der gute Zustand ihrer Besitzungen, die Stärke ihrer Rinder- und Gänseherden hat, wie die Kapellenwände beweisen, neben Ähnlichem vollkommen genügt, die Seele dieser naiven Leute auszufüllen. Es sind protzige Grundherren, die bevorrechteten Mitglieder der Adelsbänke, die vermutlich „reinen" Abkömmlinge der asiatischen Eroberer alter Zeit, die sich hier auch im Tod um den König scharten, der sie bei Lebzeiten versorgt und zu hohen, nützlichen Ämtern erhoben hatte. Das ursprüngliche Fremdgefühl im Lande wird gewiß die Sitte hervorgerufen haben, neben dem Königsgrab eine privilegierte Totenstadt anzulegen; auch hat wohl bei Lebzeiten ein einziger Ort, die Residenz, zugleich die Wohnungen der Aristokratie umschlossen. Allerdings kann von dem wirklichen Dasein dieses Fremdgefühls unter Snefru und dessen Nachfolgern kaum mehr

die Rede sein; es handelt sich daher nur noch um die Aufrechterhaltung der vornehmen Abgeschlossenheit, die im Leben wie im Tod auf strenge Formen hält. Das Bewußtsein aber, auch historische Personen zu sein, oder das Streben, es sein zu wollen, ist diesen Geschlechtern völlig unbekannt; auch die Inschriften am Sinaigebirge bedeuten nichts weiter als Warnungstafeln. So fehlt also dem Adelsstaate des Alten Reichs gerade die beste Würze für unsern Geschmack: ihr Mangel läßt uns die stofflichen Schildereien in den Gräbern vielmehr als Ausflüsse schlaraffenhafter Sinnesart erscheinen.

Übrigens liegt die Pyramide von Medum ganz am südlichen, die des Chufu hingegen bei Gizeh, also nahe dem nördlichen Ende des Pyramidenbezirks; beide sind über 60 km voneinander entfernt. Während Chufu also wohl in dem nahen Memphis residierte, dürfte Snefrus Königssitz, dessen Name vermutlich Ded-Snefru lautete, bei Medum zu suchen sein.

Chafra folgte auf Chufu, und zwar wohl als Sohn dem Vater, während bei Herodot „Chephren" des Cheops Bruder heißt. Die Pyramide dieses Königs (s. die beigeheftete Tafel „Die Pyramide des Chefren und die große Sphinx, von Südosten gesehen") ist die Nachbarin der großen und nur um etwa 8 m niedriger. Bekannt ist ferner eine prächtige Dioritstatue, die Chafras Äußeres stattlich und offenbar treu wiedergibt; sie wurde mit noch sechs kleinern, stark beschädigten, die ihn ebenfalls darstellten, im Schachte des Sphinxtempels unweit der Pyramide entdeckt. Der hohe Thronsitz läuft oben in den Horussperber aus, dessen Schnabel über das niedrige Kopftuch des Königs hinwegragt, das sich mit seinen breiten Enden gefältelt vor die Schultern Chafras legt. Der (oder die) große Sphinx (s. die Tafel) gehört hingegen einer andern Zeit an, obgleich man schon im Neuen Reich an Chafra als den Errichter gedacht zu haben scheint. Man baute damals zwischen seine ausgestreckten Tatzen ein Tempelchen; aus gleichzeitigen Inschriften aber erhellt, daß die Figur als Abbild des Sonnengottes betrachtet worden ist. Ob sich diese Beziehung mit dem ursprünglichen Zwecke des Kunstwerks, das den allergrößten Teil seines Daseins im Flugsande verborgen zugebracht hat, wirklich deckte, ist zweifelhaft. Aus dem anstehenden Fels herausgehauen, 20 m hoch, stellt der Sphinx einen ruhenden Löwen mit Menschenkopf dar, dessen Gesicht leider von den fanatischen Arabern arg beschädigt worden ist.

Ein König Dedefra, ebenfalls aus der 4. Dynastie, findet hier und da gelegentliche Erwähnung; doch ist sowohl sein Platz in der Herrscherreihe wie seine Pyramide unbekannt. Als unmittelbarer Nachfolger Chafras gilt Menkaura, Herodots „Mykerinos", der in der dritten, nur 66,5 m hohen Pyramide von Gizeh sein Grab gefunden hat. Als letzter König vom Geschlechte Snefrus folgte Schepseskaf, dessen Pyramide noch nicht ermittelt ist. Bei Sakkâra förderte Auguste Edouard Mariette (1821—81) das Grab eines Würdenträgers mit Namen Ptahschepses zu Tage, der wenigstens einige brauchbare Personalien über sich selbst mitteilte. Erst nahm ihn Menkaura, dann Schepseskaf „unter die Zahl der königlichen Kinder auf"; der letztere machte ihn dann zu seinem Schwiegersohn, indem er ihm seine älteste Tochter Chamaat zum Weibe gab. Auch zum Priester dreier Obelisken des Ra wurde Ptahschepses ernannt, womit auch diese spitzen und schmalen Steinsäulen zu Ehren des Sonnengottes, deren längste in Theben 33 m mißt, in unsern Gesichtskreis eintreten.

Die Volksüberlieferung hat späterhin in den Pyramidenerbauern ungerechte Bedrücker Ägyptens erblickt. Herodots Erzählungen geben einen Begriff davon. Cheops hätte sogar die Tempel geschlossen und die Opfer verhindert, um die Kräfte des Volks ganz für den Bau seines Grabmals in Anspruch nehmen zu können; ebenso habe es Chephren getrieben (die Erbauer der größten Pyramiden). Erst Mykerinos sei wieder auf Gerechtigkeit gegen Götter und Menschen

Die Pyramide des Chephren und die grosse Sphinx, von Südosten gesehen.

bedacht gewesen; aber die Himmlischen zeigten, so fährt die Sage mit einer für die trübe Weltanschauung der Fellachen aller Zeiten recht bezeichnenden Wendung fort, kein Verständnis dafür. Sie verkürzten das Leben des Mykerinos mit der Begründung, es sei ihr Wille gewesen, daß das Land noch länger unglücklich bliebe; der König (der Erbauer einer viel kleinern Pyramide) sei also, im Gegensatze zu seinen harten Vorgängern, des Ungehorsams schuldig. Ferner muß eine inhaltlich interessante Märchenerzählung, wahrscheinlich schon im Verlaufe des Mittlern Reichs entstanden, erzählt haben, wie sich die Götter von Chufu und seinem Haus abwandten. Der „Papyrus Westcar", der die Handschrift enthält, bricht leider an der Stelle ab, wo die eigentliche Entwicklung einsetzte. Immerhin berichten die vorhandnen Teile noch, daß König Chufu einst durch den Prinzen Dedef-Hor (der im Totenbuch als Sohn des Menkaura erscheint) den Zauberer Dedi zu Hofe holen ließ. Nachdem dieser Mann, „der 110 Jahre alt war, 500 Brote, eine Rindskeule und 100 Krüge Bier vertilgte bis auf denselbigen Tag", allerlei Kunststücke vor dem König ausgeführt hat, muß er auch weissagen, daß die drei Söhne, mit denen Red-dedet, die Frau des Ra-Priesters zu Sachebu, schwanger gehe, einst Herrscher über Ägypten sein würden. Chufu ist sehr betroffen und beschließt, selbst nach Sachebu aufzubrechen. Dann wird die Geburt der drei Knaben unter Mithilfe der Götter erzählt; Isis gibt ihnen die Namen Userkaf, Sahura und Kaka: in der That erscheinen die drei ersten Könige der 5. Dynastie so geordnet auf der Liste von Abydos (vgl. S. 587). Das Märchen endet mit einem Berichte, wie der erste Versuch einer Magd, das Dasein und die künftige Bestimmung der Kinder dem Könige zu verraten, gehindert wurde. Der Schreiber hat, den höfischen Ton genau wiedergebend, Chufu mit aller äußern Ehrerbietung behandelt; doch die Tendenz geht trotzdem gegen ihn.

Die fünfte Dynastie stammte also nicht, wie Manethon angibt, aus Elephantine in Oberägypten, sondern aus Sachebu „am Zweifischkanal" (nach Petrie im Delta). Die neun Könige ihrer Reihe sind ebenfalls in verhältnismäßig kleinen Pyramiden bestattet worden, von denen drei ziemlich sicher bestimmt sind: die des Sahura bei Abusir, die des Ra-en-user und die des letzten, Unas, bei Sakkâra. An geschichtlichen Angaben wird das Alte Reich während ihrer Zeit noch ärmer als zuvor. Den Besitz der Sinaigruben wahrte die Dynastie; die Könige Sahura, Ra-en-user, Menkau-Hor und Assa sind dort durch Tafeln vertreten. Unter Assa, dessen Vorname Dedka-Ra lautete, wurde die erste Niederschrift des Papyrus Prisse angesetzt, die den Ptah-hotep, einen Verwandten und Würdenträger Assas, als ihren Verfasser bezeichnet; das erhaltne Exemplar stammt jedoch erst aus dem Mittlern Reich und scheint sich auch im allgemeinen der umständlichen Redeweise der damaligen Litteratur zu bedienen. Bruchstücke von andern Papyros, die auf Assas Regierung Bezug nehmen, sind 1893 bei Sakkâra von Bauern entdeckt worden. Der Papyrus Prisse aber enthält den Versuch zu einer Moralphilosophie, indem der schon altersschwache Ptah-hotep die während seines Lebens aufgesammelte Weisheit in Merksprüchen und Betrachtungen ohne innern Zusammenhang ausströmt. Im Grunde berührt sich diese Sammlung nahe mit den noch heute umlaufenden ihrer Art: man soll das Alter ehren, milde und bescheiden sein, kurzum, den eignen Egoismus zügeln, damit der andrer sich leichter bethätigen kann. Assas Nachfolger Unas (dessen Grabpyramide mit Teilen seiner Mumie im Frühjahr 1881 entdeckt worden ist) hat nach dem Turiner Papyros 30 Jahre geherrscht; die Grabinschrift eines Beamten Senezem-ab zu Gizeh bezeugt diese Aufeinanderfolge, schwerlich aber eine Mitregentschaft des Unas schon zu Assas Lebzeiten. In Abusir förderten deutsche Ausgrabungen im März 1900 ein jedenfalls zur Zeit der 5. Dynastie gefertigtes Basrelief zu Tage, das die Verherrlichung eines Königs Sadu zum Gegenstande hat.

Bei der Art von Nachrichten über die beiden letzten Herrscherreihen müssen uns ihre Zeiten als friedlich erscheinen. Das ändert sich bald nach Beginn der sechsten Dynastie, die Manethon zufolge aus Memphis stammte, fünf Könige und am Schluß eine weibliche Regierung zählte. Die Angaben der Listen und Denkmäler lassen jedoch mindestens acht Regenten unterscheiden. Ihre Pyramiden, auf dem Rande von Sakkâra, konnten bei der Eröffnung 1880/81 einzelnen Königen zuerteilt werden: so dem ersten, Teta, seinem vermutlichen Nachfolger Ati, ferner Pepi I. Merira, Merenra (mit Vornamen Menti-em-saf) und Pepi II. Nefer-ka-Ra. Die Texte im Innern hielten sich so sehr auf religiösem Gebiete, daß den interessantesten Fund die zwar beraubte und aufgewickelte, aber sonst gut erhaltne Mumie Merenras bildete. Sie bewies, daß der König jung starb, daß also die vier Jahre Regierung, die der Turiner Papyros ihm gibt, guter Überlieferung entsprächen. Ist dies dann auch bei der nächsten der Fall, so haben wir für Pepi II. die längste Regierungsdauer bezeugt, welche die Geschichte verzeichnet: mehr als 90 Jahre; Manethon läßt ihn als sechsjährigen Knaben den Thron besteigen und bis zu 100 (Lebens-) Jahren herrschen. Im Frühjahr 1898 grub Victor Loret unweit von Memphis das Grab der Königsmutter und Königin Apu-it aus, das von einem der Hyksos und noch später von den Ramessiden wiederhergestellt worden war; man glaubt in ihr die älteste ägyptische Königin, die neben Teta oder Pepi I. gehöre, benannt zu finden.

Für die innre Geschichte des Reichs, das sich unter der 6. Dynastie nach Süden und Osten eher noch ausgedehnt hat, sieht man es als bedeutsam an, daß die Gauvorsteher und sonst mächtigen Beamten ihre Gräber nach und nach dort anlegen, wo sich ihr Besitztum befindet. Die Mastaba-Kirchhöfe kommen also gemach aus der Mode; der Adel wird landständisch und befindet sich auf dem Wege zur selbständigen Geltung neben der Königsgewalt.

Aus zwei Grabinschriften dieser Zeit ist eine ausgeprägte Genugthuung über die Rolle zu ersehen, die ihrem Toten zuvor beschieden war. Der in Abydos, der alten Nekropolenstadt, beigesetzte Una erzählt, daß er seine amtliche Laufbahn schon als Knabe unter König Teta begonnen habe und von Pepi I. mit Vertrauen beehrt worden sei. Ihm und einem zweiten Richter wurde der geheime Prozeß gegen die Königin Amtese übertragen, dem wahrscheinlich eine Haremsverschwörung gegen Pepi zu Grunde lag. Auch die Aufträge zur Beschaffung von Bruchsteinen, darunter von solchen für sein eignes Grab, hat Una genau vermerkt. Und weiter meldet die Inschrift: „Se. Majestät beschloß Krieg gegen die Asiaten; man brachte ein Heer von vielen Myriaden zusammen aus dem ganzen Süden, von Elefantine an, aus dem Nordland 2c., aus den Negerländern Aartet, Meza, Amam, Wawat, Kaau und Tataam; an der Spitze dieses Heeres sandte mich Se. Majestät aus. Da standen die Fürsten, die Oberschatzmeister, die nächsten Freunde des Palastes, die Gauherren und Stadtobersten des Südens und des Nordlands, die Freunde und die ‚Vorsteher des Golds' (vielleicht Inhaber goldner Ehrenzeichen, deren Verleihung sonst erst im Mittlern Reiche begegnet), die Vorsteher der Propheten und die des Tempelguts, (jeglicher) an der Spitze einer Truppe des Südens und des Nordlands, der Städte und Bezirke, über die sie geboten, und der Neger jener Länder. Ich aber hatte ihre Leitung, obgleich mein Amt nur das eines Vorstehers des (nubischen) Chent-Lands war." Diese Aufzählung gibt das verhältnismäßig deutlichste Bild von der politischen Verfassung Ägyptens gegen Ende des Alten Reichs und von seiner militärischen Schwerfälligkeit; die Hervorhebung der Negertruppen neben der buntscheckigen Nationalmiliz wird ihren Grund haben. Fünf oder sechs Feldzüge brauchte Una, um die (anfänglich wohl angreifenden) Feinde zu zerstreuen. Zuletzt fuhr der ägyptische Feldherr auf Schiffen (zur Küste von Palästina?); dort „schlug er sie alle und metzelte sie nieder".

Eine zweite, noch wertvollere Grabinschrift aus Assuan, die des Her-chuf, meldet Kriegszüge gegen die nubischen Länder und die westlichen Oasen; Her-chuf war unter Pepis I. Nachfolger Merenra Vorsteher des Südlands, schon damals ein hoher Posten. Ein achtmonatiger Marsch tief nach Nubien hinein scheint nicht glücklich verlaufen zu sein; denn der nächste Feldzug muß sich von Siut aus zum Tamehu-Lande, „dem Westen des Himmels" (der libyschen Oase El-Chargeh), richten, das von dem nubischen Fürsten der Amam weggenommen worden war, und war von Erfolg begleitet. Wahrscheinlich in den Anfang der Dynastie gehört eine lebendige Darstellung aus dem Grabe des Anta zu Deschascheh, südlich von Beni-Suef; sie zeigt die Erstürmung einer palästinensischen Stadt durch Ägypter, zum Schrecken des darin gebietenden Königs, der, auf seinem Throne sitzend, sich das Haar zerrauft.

Das Reich, zu häufigern Kraftanstrengungen genötigt, scheint unter Pepi II., aus dessen angeblich so langer Regierung wir wenig hören, ins Schwanken geraten zu sein. Wie Herodot und Manethon berichten, wurde Mentheſuphis, also wohl ein zweiter König Menti-em-saf, nach einjähriger Regierung das Opfer eines Aufstands. Seine Gattin und Schwester Nitokris folgte ihm jedoch auf dem Thron und nahm Rache, indem sie die auf ihre Einladung in einem unterirdischen Saale zum Schmaus versammelten Empörer durch hineingelenktes Nilwasser ersäufen ließ. Später entzog sie sich der Rache dafür durch einen nicht minder abenteuerlichen Selbstmord: sie stürzte sich in ein mit glühender Asche erfülltes Gemach. Obgleich der Turiner Papyros den Namen Neitakert an einer Stelle zeigt, die man dem Schlusse der 6. Dynastie zufügen will (S. 596), so ist doch die Sage sicher ohne historischen Wert gerade für den Ausgang dieses Hauses; vielmehr schließt die 12. Dynastie nachweislich mit einer Frau als Herrscherin ab. Die Nitokrissage aber lebt, nachdem sie den Griechen Stoff zu allerhand Verknüpfungen (z. B. mit der Hetäre Rhodopis und durch diese mit einem Aschenbrödelthema) gegeben hatte, noch heute als Gespenstermärchen bei den islamischen Umwohnern der Pyramiden fort.

Mit dem Verschwinden der 6. Dynastie hat augenscheinlich auch die Reichseinheit Ägyptens für längre Zeit ein Ende genommen, oder sie hat sich vorderhand nicht auf die Dauer herstellen lassen. Denn die Natur des Lands verlangt durchaus das Vorhandensein einer Zentralregierung, welche die jeweiligen Bewässerungsverhältnisse zur Grundlage ihrer allgemeinen Maßnahmen macht. Teilfürstentümer müssen schon deshalb in fortwährendem Streite miteinander stehen; geringe Höhe der Überschwemmung zeitigt sofort Beschwerden des untern Lands gegen die Kanalabläſſe im obern. Oft genug mag selbst eine Reichsdynastie einfach durch den Nilgott gestürzt worden sein, weil er ihr seinen und damit natürlich auch der übrigen Götter Zorn durch mehrmaliges Versagen der nötigen Flutungsmenge kundgab. Der Papyrus Westcar enthält z. B. eine Andeutung, als sei Chufus Haus auf diese Weise weggefegt worden: Ra verkündet den Göttern, daß die neuen Könige die Opfer groß machen sollen; darin läßt sich ein Hinweis auf eine voraufgegangne Zeit des Mangels sehen. Daß man es noch in der Ptolemaierzeit für ein Haupterfordernis des offiziellen Stils ansah, solche unbeliebten Vorkommnisse auch der frühern Zeiten nur verhüllt zu erwähnen, beweist eine Stelle im Dekrete von Kanopos, die den Zusammenhang zwischen der Sicherheit des Throns und der Nilhöhe deutlich betont. Sonst aber erfahren wir über diesen volkswirtschaftlich wichtigsten Punkt in alter Zeit gar nichts; die scheinbar so wechselvollen Szenen aus dem täglichen Leben an den Gräberwänden stellen immer nur das Wünschenswerte dar.

Dem Hause der Pepi sind ohne Zweifel auch die Kriege verhängnisvoll geworden. Una schildert mit Behagen die Art, wie sein großes Heer auf dem Wege zur Ostgrenze, also im

eignen Lande, seinen Unterhalt beschaffte: „der eine raubte die Sandalen und den Brotteig vom Wandrer, ein andrer holte das Brot aus jedem Dorfe weg, wieder einer nahm die Ziege fort von allem Volke". Mochten auch die Klagen der Bauern wirkungslos verhallen, die Stimmung der Gauherren, die der Schaden dann im großen traf, nahm doch leicht einen gefährlichen Charakter an. Wirklich Bedeutungsvolles schimmert also nur verstohlen durch die „Geschichte" des Alten Reichs hindurch, die in Wahrheit noch keine ist.

Ähnlich steht es mit ihrer Zeitrechnung. Das höchste Datum von einiger Zuverlässigkeit (Beginn der 12. Dynastie ungefähr = 1995 v. Chr.) fällt erst in das Mittlere Reich. Von 1995 bis zum Ausgange der 6. Dynastie ist ein halbes Jahrtausend zu rechnen, so daß die letztere selbst von 2700—2500, die 5. von 2820—2700 anzunehmen ist; diese 120 Jahre summiert nämlich der Turiner Papyros. Dagegen sind die großen Pyramidenerbauer der 4. Dynastie schwerlich länger als insgesamt 70 Jahre dem Lande zur Last gefallen. Der Annahme im Märchen, daß Chufu noch die Geburt der Stifter des nächsten Hauses erlebte, tritt die Grabinschrift eines Prinzen Ra-sechem-ka zur Seite, der fünf Königen: dem Chafra, Menkaura, Schepseskaf, ferner unter der 5. Dynastie noch Userkaf und seinem Nachfolger Sahura gedient hat. Es genügt also, die 4. Dynastie auf den Zeitraum zwischen 2890 und 2820 zu beschränken. Die ersten drei Dynastien mit ihren sicher unmöglichen 769 Jahren (S. 588) lassen keinen rechnerischen Ansatz zu. Wir nähern uns der Wahrscheinlichkeit mit der Annahme, daß die Negadakönige sich um 3100 denken lassen, so daß Menes um 3000 v. Chr. zu suchen ist.

B. Das Mittlere Reich.

a) Die Übergangszeit.

Sogar der an Königen reiche Manethon läßt uns im Stiche, nachdem seine Nitokris ihren tragischen Ausgang genommen hat; und den übrigen Listen geht es fürs erste nicht besser. Nur der Turiner Papyros schließt auf dem Bruchstücke, das den Namen „Neitakert" hat (S. 595), noch vier Könige mit ganz kurzen Regierungen an, worauf eine Summierung folgt, die bis Menes hinauf 1755 Jahre findet. Beim Nachrechnen wird man sich aber überzeugen, daß Manethon seinerseits rund 250 Jahre weniger für den Zeitraum zwischen Menes und dem Ende der 6. Dynastie herausbekam. Unsre Hilfsmittel reichen also nicht hin, um das Bruchstück als den Schluß dieser Reihe in Anspruch zu nehmen; und damit wird zugleich die Identität der Nitokris mit Neitakert unsicher. Eine magere Hernennung seiner Zähldynastien, das ist alles, was wir von Manethon für den durchaus verfinsterten Abschnitt erlangen, der die 12. von der 6. Dynastie trennt. Merkwürdig genug heißt es gleich bei der siebenten: „70 Könige in 70 Tagen". Im Hinblick auf die selbständigere Haltung des Gauherrentums unter den Pepi hat man gemeint, daß in diesen 70 Tagesmonarchen ein rasch mißlungner Versuch zu erkennen sei, eine Adelsherrschaft mit wechselndem Oberhaupt an die Stelle des Königtums zu setzen. Schon im Altertume hat ein Auszügler aber „fünf Könige in 75 Jahren" gelesen oder verbessert, vielleicht um eben dieser historisch ungereimten Vermutung nicht anheimzufallen.

Gleich den voraufgehenden werden als Memphiten die 27 Könige der achten Dynastie (146 Jahre) bezeichnet. Ihnen folgen zwei Dynastien aus Herakleopolis. Hiervon hat die neunte 17 Könige in 409, die zehnte wieder 17 Könige in 185 Jahren empfangen; und wir wissen nicht einmal, ob mit dem Ort ihrer Abkunft das „große Herakleopolis" (Chenensu der Ägypter) im Fayûm oder das „kleine" im Delta gemeint sein soll.

Dafür entschädigt uns die Notiz Manethons, daß der Stifter der 9. Dynastie, Achthoës, der gewaltthätigste aller Herrscher bis dahin gewesen sei. Nachdem er viele arge Thaten begangen habe, sei er vom Wahnsinn ergriffen und schließlich von einem Krokodile, das im alten Ägypten überhaupt zu diesem Zwecke bei der Vorsehung angestellt erscheint, aufgefressen worden. Auch an diese warnende Geschichte sind heute viele Schlüsse geknüpft worden: so sollen die Herakleopoliten fremde Erobrer gewesen sein, die namentlich die Pyramiden erbrechen ließen und die Mumien der Vernichtung übergaben; eine Anzahl von Steinbildwerken aus dem Delta, deren Stil in der That fremdartig wirkt, soll ihrer Zeit entstammen. Sogar die Errichtung des großen Sphinx von Gizeh ist auf sie zurückgeführt worden: er wäre dann den Pyramidenerbauern gewissermaßen zum Trotz an seinen Platz gestellt. Thatsächlich ruft ja der Sphinx einen ähnlichen Eindruck hervor; und wahrscheinlich fallen in die lange Zwischenzeit auch asiatische Eingriffe. Aber die kurze Nachricht ist doch für so weitreichende Folgerungen kaum geeignet. Herodot hörte in Ägypten ungefähr die Dinge von Cheops und Chephren erzählen (vgl. S. 592), die Manethon seinem Achthoës zuschreibt; das sieht der Volksüberlieferung entschieden viel ähnlicher. Sie hätte aber, bei einem Gegensatze des Achthoës zu den Pyramidenerbauern, an dem Herakleopoliten durchaus nichts zu tadeln gefunden; Folgerichtigkeit in Zuneigung oder Haß pflegt gerade die starke Seite dieser Überlieferung zu sein. Jene unägyptisch stilisierten Steinbilder endlich teilt man wohl besser den Hykſos zu; ein auffallend rohes Oberstück einer Königsstatue, im Fayûm gefunden, müßte allerdings erst mit den Bildwerken der Negadazeit verglichen werden.

Als elfte Dynastie nennt Manethon 16 Könige aus Theben in 43 Jahren. Diese „südliche Residenz" taucht damit zum erstenmal in der Geschichte auf, obwohl sie ihre volle Bedeutung erst mit Beginn des Neuen Reichs gewonnen hat. Schon zur Römerzeit wieder ein von Dorfsiedelungen durchsetztes Ruinenfeld voll riesenhafter Trümmer, bildet Thebens Stätte heute den stärksten Anziehungspunkt für alle Reisenden, die über Gizeh hinaus gelangen. Die vom Nillaufe durchflossne Ebene, worin Theben lag, gleicht dem Boden eines Kessels, dessen Ränder die nach allen Seiten gleichsam gekrempt ansteigenden Höhenzüge bilden. Vier Hauptgruppen mächtiger Gebäudehaufen bezeichnen noch den ungefähren Umfang der alten Stadt: östlich vom Strome Karnak im Norden, Luksor im Süden, am westlichen Ufer Kurnah (S.) und Medinet Habu (N.), so nach den Namen benachbarter Fellachendörfer. Die Rundung des westlichen Randgebirges ist von zahlreichen Gräbern durchhöhlt, unter denen die von Assasif mit dem Terrassentempel von Der-el-Bahri am bekanntesten sind; tief windet sich das berühmte „Thal der Königsgrüfte" (Biban el-Moluk) in die Bergkette ein. Das Rameſſeum, seit Strabon von den klassischen Autoren irrtümlich „Memnonium" genannt, dehnt sich unweit des Tempels von Kurnah aus. Zwischen diesem und dem großen Tempel von Medinet Habu ragen die beiden Memnonssteinbilder empor. Palmenumkränzt erhebt sich drüben der gewaltige Tempel zu Karnak, dessen Säulenwald kürzlich durch neue Einstürze infolge der Jahresüberschwemmungen weiter gelitten hat, aber thunlichst wieder hergestellt wird. Dicht am Wasser liegt Luksors Heiligtum mit dem Obelisken, während sich in der Ferne der östliche Bergwall hinzieht, bis er im Süden mit drei hohen Felshörnern endet. Von Karnak aus zu ihm hin erstreckte sich einst die „Stadt der Lebenden", die volkreiche Hauptstadt mit dem ägyptischen Namen Ust, während der eigentliche Tempelbezirk von Karnak „Apet" hieß; bei Luksor befanden sich die Kais für den Flußverkehr. Das Westufer bildete den toten Gegensatz dazu, die ungeheure Nekropole, die ihre Bestimmung als Charybdis im Laufe der Jahrhunderte erfüllt hat. Die „Wohnungen reich an Besitztum" und auch die 100 Thore drüben, von denen die Ilias bewundernd spricht, selbst die Königsburg, die zur

Zeit Amenophis' III. „Ka-em-chut", d. h. „Hoch am Horizont", benannt war, sie sind spurlos verschwunden. Wie einst im Alten Reiche, so erfüllen auch heute wieder grüne Felder das Gebiet, aus denen die Säulen und Pylonen von Karnak und Luksor als riesige Erinnerungszeichen einsam sich erheben. Die Bewohner aber sind zuletzt alle hinübergezogen in die siebartig von Grüften durchlöcherten Felsenwände der Totenstadt, die dafür zum Hort ihres Gedächtnisses wurde.

Auch der nördlichen Hauptstadt Memphis ist das Schicksal nicht erspart worden, neben ihren dauerhaftern Pyramiden- und Mastabareihen unterzugehen. Hier kennen wir nicht einmal mehr die Stätte des Ptahtempels, des Hauptheiligtums; ebenso ist die „weiße Burg" für uns versunken. Die niedern Trümmerhügel bei Mit-Rahine, südlich von Gizeh, sollen einem arabischen Zeugen zufolge noch vor etwa 600 Jahren mit ansehnlichen Ruinen bedeckt gewesen sein; wahrscheinlich dienten sie schon damals als Steinbruch für das anwachsende Kairo, was das Verschwinden der letzten Bauten von Memphis rasch herbeigeführt hat.

Die Summen nun, die Manethon für seine 7.—11. Dynastie angesetzt hat, würden an sich schon weit mehr als die 500 Jahre ausmachen, die auf S. 596 der Übergangszeit zugebilligt werden konnten. Allein die Zahl vergrößert sich noch scheinbar. Es hat sich herausgestellt, daß die 12. Dynastie von 1995 bis 1792 Ägypten beherrscht hat. Bekannt war vorher schon, daß die 18. Dynastie im Jahre 1559 das Land von den Hyksos befreite. So verbleibt als Zeit dieser Fremdherrscher, die doch den Charakter des ägyptischen Staats und Lebens nachhaltig gewandelt hat, wenig über 200 Jahre, da bis zur völligen Unterwerfung Ägyptens durch die Hyksos Jahrzehnte hingegangen zu sein scheinen. Wenn Manethon jedoch in diese ohnehin knapp gewordne Spanne noch seine 13. (thebanische) Dynastie (60 Könige in 453 Jahren) und die 14. aus Xois (dem mitten im Delta liegenden Sacha, das der Ruinen zu entbehren scheint) hineinversetzt, von denen die letztere 76 Könige in 484 Jahren mitbringt, so hören eben die anpassungsfreudigen Vermutungen auf. Allerdings hat der Turiner Papyros bisher als die Hauptstütze gerade dieses Manethonischen Verfahrens gegolten, weil er die beiden in Frage stehenden Dynastien thatsächlich aufzählt, und zwar verhältnismäßig vollständiger als alle sonstigen. Jetzt wird man neben der Möglichkeit, daß der Papyros schon den offenbaren Irrtum vertrat, den wir nachher bei Manethon finden, noch den allgemeinen Zustand der Urkunde erwägen müssen: man hatte seiner Zeit den Bruchstückhaufen, woraus der Papyros bestand, rein nach Manethon geordnet. Von den inschriftlichen Listen aber teilt nur das chronologisch wertlose Verzeichnis von Karnak (vgl. S. 587) eine Reihe als hierher passend angesehner Namen mit. Die dreizehnte und die schon längst als eine auf Striche des Deltas beschränkt erachtete vierzehnte Dynastie sind also vor die zwölfte zu pflanzen. In ihrer Eigenschaft als Winkeldynastie könnte man zwar die Xoiten damit verschonen; aber ihr Dasein erscheint sowohl unter der 12. wie später unter der 18. Dynastie ausgeschlossen, obwohl sie in eine von beiden unweigerlich hineingereicht haben sollen. Denkmäler von ihnen gibt es bis jetzt keine.

Dringender sieht die Frage aus, ob nunmehr die dreizehnte vor oder erst hinter die elfte Dynastie zu setzen ist, da beide aus Theben hergeleitet sind und sich Gräber auch von Königen der dreizehnten dort befunden haben müssen; einzelne Steindenkmäler von ihnen scheinen im Tempel von Karnak gefunden zu sein. Endlich darf das Vorkommen ihrer ausgewählten Namen in der dortigen Liste nicht unbeachtet bleiben. Aber die Lösung bietet keine ernstre Schwierigkeit. Die Könige der 9. Dynastie fangen auf der Karnakliste mit einem Namen ohne Königsring an. Mit ihm begann also das Geschlecht überhaupt erst sich geltend zu machen, während die 13. Dynastie schon aus großen Königen besteht, die an Macht selbst die zwölfte zu verschiednen Zeiten

übertrafen und gerade deshalb nicht mehr in Theben residierten. Die Stele des Königs Neferhotep erwähnt einen Boten, den er südwärts nach Abydos (siehe die Karte bei S. 581) entsandt habe. Flinders Petrie bemerkte dazu: „Möglich, daß (der krokodilköpfige Gott) Sebek ständig bei ihnen verehrt worden ist; die Statue Neferhoteps spricht von ihrem König als ‚geliebt von Sebek inmitten von Sched' (= Krokodilopolis im Fayûm). Der Herrschersitz kann also wirklich im Fayûm gelegen haben, wo er mithin seit Ende der 12. Dynastie haften geblieben wäre." Jetzt allerdings muß man umgekehrt folgern, daß der zwölften Dynastie die Residenz im Fayûm schon von der „dreizehnten" bereitet worden ist. Aufgefallen war der Forschung vor Jahren schon, daß es während der 11. Dynastie „eine eigne Plastik gab, die sich ebensosehr in ihrem Stile der 13. Dynastie näherte, wie sie sich von dem Stile der 12. und besonders von dem der 4.— 6. Dynastie, entfernt hielt". (A. Wiedemann.) Die bisher notwendige Annahme, es habe sich in der ägyptischen Kunstentwicklung ein schwer begreiflicher Quersprung ereignet, ist durch den Anschluß der 13. unmittelbar an die 11. Dynastie abgethan.

Die einzelnen Denkmäler gestatten ebenfalls keine irgendwie geschloßne Darstellung der Übergangszeit. Besonders die Zeiten vor der 11. Dynastie ruhen trotz der Achthoëslegende im Dunkel. Viel Erfreuliches werden sie dem „Nationalgefühle" der Ägypter nicht geboten haben. Eine mehr oder minder gewaltsame Durchsetzung mit asiatischen Eindringlingen (vgl. S. 597) ist ja als Hauptinhalt jener Zeiten wahrscheinlich genug. Sodann hat die Pflege der spätern Überlieferung in den Händen thebanischer Könige gelegen, die nur ihre eignen Ahnen gelten lassen mochten. Es gibt daher überaus wenig Reste; nur ein paar Namen wären mit halbwegs gutem Gewissen der 7.—10. Dynastie zuzuteilen. Hierunter gehörte ein König Cherti, von dem ein Papyros Kriegsthaten gegen Feinde aus Syrien erwähnen soll. Einige Gräber von Würdenträgern bei Sakkâra nimmt man für die Zeit der 8. Dynastie in Anspruch, so das des Apan=anchu, der unter König Merkera lebte und „wirklicher königlicher Verwandter, wirklich Geliebter seines Herrn und Vorsteher der Ländereien" war. Neuerdings ist die Gräberstadt von Denderah anscheinend ergiebig gewesen. „Vier Gaufürsten nach Pepi II. führen uns in die dunkle Zeit der 7. Dynastie, die Bildhauerarbeit wird barbarisch schlecht. Namen, die mit ‚=budu' beginnen, woraus zu schließen, daß der König Dudumes nunmehr in die 7. Dynastie einzufügen. Die Namen Beb und Beba (15 Personen) werden verwirrend häufig."

Antef und Mentuhotep sind die Königsnamen, die in der elften Dynastie vorwiegen. Als Gaufürsten des ertragreichen, geräumigen Thalabschnitts von Theben waren ihre ersten Glieder zu größrer Bedeutung gelangt, während sich die 10. Dynastie in uns unbekannten Kämpfen aufrieb. Die Familie breitete sich aus: eine Linie sitzt bald im nahen Hermonthis, wo der Fürst Antef dann Anschluß an die frühern Herren sucht, indem er die verfallne Grabpyramide des Nechti=aker neu herrichtet. Der Besitzergreifung von Abydos, der Stadt, die religiöse Wichtigkeit mit alten politischen Ansprüchen verband, scheint die Verkündung des Familienhaupts zum „Herrn des obern und untern Lands" unmittelbar gefolgt zu sein; auch die nunmehr königliche Residenz siedelte vermutlich dorthin über. So mag es sich erklären, daß ein Gaufürst Antef wieder in Theben vorkommt, und zwar mit besondern Titeln, aus denen schon die Wertschätzung der Amonsstadt hervorgeht; dieser Antef ist zugleich Thorhüter der Grenze und „Pfeiler des Südens". Von den fünf oder sechs Antef und drei Mentuhotep aber, die als Pharaonen gezählt werden, haben die ersten kaum das ganze Land beherrscht; nur bleibt der niedrige Ansatz von 43 Jahren für die gesamte Reihe bei Manethon darum doch fehlerhaft. Mentuhotep III. allein hat mindestens 46 Jahre regiert und ist Gebieter über Ägypten von Assuan bis zum

Meere gewesen. Äthiopien hingegen, augenscheinlich längst verloren, ist auch von diesen Königen noch nicht zurückgewonnen worden. Antef IV. datiert sogar eine Stele aus seinem 50. Jahre; sie gehört zu einer bildlichen Darstellung, die den Herrscher von seinen vier Lieblingshunden umgeben zeigt. Aus den Papyrosakten einer Untersuchung der thebanischen Königsgräber, die um 1130 v. Chr. stattfand, erfahren wir von der Pyramide Antefs IV., „die nördlich vom Vorhofe des Amenhoteptempels liegt, und vor der ihre Stele aufgestellt ist. Und die Gestalt des Königs sieht man auf dieser Stele, wie er seinen Hund, der Beheka heißt, zwischen den Füßen hat". Reich bemalte mumienförmige Särge von Antef-Königen, die alle in Theben ihre schon kleinen und jetzt mit einer äußern Vorhalle am Eingange versehnen Pyramiden besaßen, sind noch erhalten und für die Beurteilung des damaligen Stands des Kunsthandwerks von Bedeutung. Von Antef V. ist eine Statuette bekannt, die ihn als Sieger über Asiaten und Nubier darstellt; auch Hindeutungen auf innre Kämpfe kommen vor. Bei den Arbeiten im Karnaktempel ist Anfang 1900 noch die Stele eines Königs Antef Nubhafer-Ra gefunden worden. Als letzter Herrscher der 11. Dynastie erscheint Seanchkara, der seinem Beamten Henu die Ausrüstung einer Expedition nach Punt übertrug, die durch das Thal Hammamât ostwärts ging und dann zu Schiff weiterfuhr. Henu hat, obgleich er nur bis zur Küste des Roten Meers mitzog, eine auffallend ruhmredige Schilderung in Hammamât einmeißeln lassen, die, vom 8. Jahre Seanchkaras datiert, vielleicht erst nach des Königs Tod angebracht worden ist.

Statt der nunmehr leicht irreführenden Bezeichnung einer „dreizehnten Dynastie" faßt man die Nachfolger der Antef- und Mentuhotep-Könige besser als die Sebekhotep-Könige zusammen. Der mißliche Stand der Überlieferung nötigt uns, sie noch der Übergangszeit einzuverleiben, obwohl vielleicht diese Könige schon den Höhepunkt äußerer Macht erreicht haben, den man sonst als Verdienst der 12. Dynastie ansieht. Die Usurpation des Throns scheint für Amenemhat I. mit sehr viel Mühe und Gefahr verbunden gewesen zu sein und ihn gegen die Vorgänger heftig erbittert zu haben. Anders als durch eine planmäßige Verfolgung ihres Andenkens ist es bis jetzt nicht zu erklären, daß die Denkmäler der Sebekhotep-Könige verhältnismäßig gering an Zahl und gerade im Fayûm so gut wie verschwunden sind. König Neferhotep dürfte in Krokodilopolis residiert haben (vgl. S. 599), wozu die Rolle des besonders dem Fayûm vorstehenden Gottes Sebek als Namensspender der Königsreihe durchaus stimmt, — haben etwa die Herrscher der 12. Dynastie es sich besonders angelegen sein lassen, den Ruhm, die Seeprovinz des Westens geschaffen zu haben, ganz auf ihre eigne Rechnung zu schreiben? Manethon, der auch aufs Raten angewiesen war, scheint aus dem Namen der am Schlusse der 12. Dynastie stehenden Sebeknofru gefolgert zu haben, daß die Sebekhotep-Könige erst nach ihr gekommen sein müßten. Daß jedoch eine alte Stadt neben den Grabanlagen König Usertesens II. am Eingange zum Fayûm, die während der Bauzeit durch die Arbeiter an Einwohnern zunahm, dann aber, wohl auf königlichen Befehl und mit Rücksicht auf die Sicherheit des Grabes, plötzlich ganz verlassen wurde, in ihren Trümmern unter anderm Papyrustexte barg, die aus Jahren der Sebekhotep-Könige datierten (vgl. S. 606), zeugt für deren Beziehungen zum Fayûm und für ihre Eigenschaft als Vorgänger der 12. Dynastie.

Sebekhotep I. hat bereits über das nubische Nilthal bis Semneh, südlich von Wadi Halfa, geboten; man findet dort die Nilhöhen von seinem ersten bis zum vierten Regierungsjahre verzeichnet. Demnach sind wohl diesem König andre Herrscher der Reihe voraufgegangen, denen die Eroberung jener Striche zuzuschreiben wäre. Ein Ra-Semenchka, von dem zwei gewaltige Sitzbilder aus grauem Syenit bei Tanis lagen, führte den Vornamen Mermensitu („General").

Mehrere Könige geben ihre Abkunft von einem Vater, der weder König noch Prinz war, offen an. So nennt sich Sebekhotep II. den Sohn eines niedern Priesters Mentuhotep; der vorhin erwähnte König Neferhotep und Sebekhotep III., die wohl Brüder gewesen sind, entsproßten der Ehe einer Prinzessin mit einem gewissen Haanchef. Die Erbfolge in weiblicher Linie, der auch zu andern Zeiten Gewicht beigemessen worden ist, wird hier geflissentlich hervorgehoben. Die beiden Könige stellen zugleich den Höhepunkt der Dynastie dar. Bis über den dritten Katarakt hinaus reichte Ägypten unter Sebekhotep III., dessen Standbild sich auf der dortigen Nilinsel Arko befindet. Den Tempel zu Abydos stellte Neferhotep (Sitzfigur in Bologna) auf Grund der Angaben heiliger Bücher wieder her. Von der noch ziemlich langen Reihe der übrigen Sebekhotep-Könige sind die einzelnen Denkmäler meist klein oder nichtssagend; eine Ausnahme machen nur die zwei Sebek-emsaf, von denen der ältere eine nun kopflose, ungeschickte Basaltstatue hinterlassen hat.

Nichts deutet auf politischen Verfall Ägyptens zu dieser Zeit hin; man müßte denn die durchweg niedrigen Zahlen des Turiner Papyros für bare Münze nehmen. Sie scheinen jedoch mit dem Systeme langer Ausspinnung zusammenzuhängen, das sich auch für die 14. Dynastie der von keinen Denkmälern genannten Xoiten (S. 598) als nötig erwies, die allerhöchstens auf das westliche Delta beschränkt geblieben ist.

b) Die 12. Dynastie.

Als König Amenemhat I., der Stifter des zwölften Königshauses, im vorgerückten Alter seinen Sohn Usertesen I. zum Mitregenten berief, soll er an diesen eine tiefgründige „Unterweisung" gerichtet haben; vielleicht ist Usertesen nach dem Tode des alten Herrn auf den Gedanken gekommen, eine unliebsame Maßregel auf bequeme Art als die hinterlaßne politische Weisheit seines Vorgängers auszugeben. Dies Denkmal ist in mehreren längern Bruchstücken erhalten, die zunächst beweisen, daß man die „Lehre des Königs Amenemhat" im Neuen Reiche den Schulbuben vortrug, und daß von einer echten alten Lehrschrift damals die äußerste Verworrenheit und Dunkelheit gefordert wurde. Zu den leidlich klaren Stellen gehört folgende: bisher habe Usertesen noch keinen Teil an der Regierung gehabt; nun aber würden Unbotmäßigkeit und Verrat gewißlich ein Ende nehmen. Der vorhergehende Abschnitt war eine Art Klagelied über Verfolgungen, die Amenemhat bedrückt hatten. Wenn er erzählt, daß ihn gerade solche Leute verließen oder anfeindeten, die sein Brot aßen, seine Leinwand trugen, und denen er sonst die Hand gereicht hatte, so paßt dies auf das Verhalten von frühern Freunden und Dienern eines geächteten Großen. Amenemhat legt sich abends zur Ruhe, seine Waffen neben sich, und erwacht, als die Männer schon nahen, die ihn überfallen wollen. Er aber „trieb die Elenden zurück". Darum warnt er Usertesen: „Liebe keinen Bruder, kenne keinen Freund, ... und schläfst du, so sichere dein Leben selbst. Ein Mann findet am Tage des Unglücks niemals Helfer." Die Inschriften im Grabe des Gaugrafen Chnumhotep zu Beni-Hassan bestätigen, daß sich Amenemhat erst nach schweren Kämpfen zum Gebieter Ägyptens aufschwang, und daß bei der allgemeinen Neubesetzung der Gaugrafschaften auch Chnumhoteps Großvater zu Ehren kam; er wurde Graf des Ziegengaus mit dem Sitze zu Menat-Chufu und bekam später noch den benachbarten Gazellengau dazu. Hier, in Mittelägypten, scheint sich überhaupt der Ankergrund der neuen Dynastie gebildet zu haben, die doch, gleich den frühern, unzweifelhaft aus Theben stammte, aber wahrscheinlich sogleich wieder im Fayûm ihre Residenz aufschlug.

Aus Inschriften (namentlich in den Gauherrengräbern zu Siut, Berscheh und Beni-Hassan) geht hervor, daß Amenemhat I. die Staatsverwaltung durchgreifend geregelt haben,

mithin als ein bedeutender Reformer auf diesem Gebiete betrachtet werden muß; so oft ein Mann von Urteil und Thatkraft die ihm gebührende Stellung in der Welt etwas teuer zu bezahlen hatte, wird sich eine derartige Thätigkeit nach der einen oder der andern Richtung stets als die erste Folge seines Emporkommens erweisen. Nachdem er den hohen Adel der alten Gaufürsten beiseite geschoben oder ganz vernichtet hatte, war die Neuumgrenzung der Befugnisse ihrer Nachfolger leicht. Die nunmehrigen Gaugrafen (Nomarchen) von des Königs Gnaden sind den Vorgängern zwar insofern gleichgestellt, als sie deren erledigtes Grundeigentum zum großen Teil überwiesen erhielten; sie blieben also immer noch die mächtigsten Eigentümer im Bezirke, Tempelgut und königliche Domänen ausgenommen. Allein sie sind aus Landständen zu Beamten geworden, aus kleinen Fürsten zu Präfekten. Das hat wiederum eine Vereinfachung der Verwaltung bei den obersten Behörden erlaubt. Während im Alten Reiche die Zweiteilung des Lands in „den Süden" und „den Norden" noch der administrativen Grundlage entspricht und erst der König als „Herr beider Länder" die verbindende Spitze bildet, wird unter der 12. Dynastie aus der Personal- eine Realunion, obgleich man die historische Unterscheidung beider Landesteile, die doch auch auf der verschiednen Volksmischung beruhte, nicht verbannen konnte.

Dem Könige tritt jetzt für ganz Ägypten der „Großschatzmeister" zur Seite, dessen schon unter dem Alten Reiche vorkommende Würde sich damit über alle andern erhebt. Dieser oberste Beamte heißt unter anderm „Größter der Großen, Fürst, der vor dem Menschengeschlechte steht, der dem Könige Rat erteilt, und dem das ganze Land Bericht erstattet". Seine Verantwortlichkeit wird zutreffend durch die Benennung als „Vorsteher von allem, was da ist und was nicht da ist" ausgedrückt. Am nächsten im Range folgt der „Schatzmeister des Gottes" oder „Obervorsteher des Silberhauses", dessen hauptsächliche Aufgabe gewesen zu sein scheint, den Voranschlag für die allgemeinen Ausgaben aufzustellen, während der „Oberrichter und Leiter der Vorsteher", der Wezir des Alten Reichs, den zwar glänzenden, aber doch eingeschränkten Posten eines Stadtdirektors der Residenz erhalten hat. Zahlreich treten jetzt die Beamten mittlern und niedern Grades auf; auch sie sind vorwiegend dem Schatze zugeteilt und blicken ehrfürchtig zum Großschatzmeister empor, „der die Leute ernährt", wie er auch die Opfer an Götter und Tote (d. h. soweit die üblichen Spenden des Königs an Tote von Rang in Betracht kommen), die Ausstattung der Tempel und dergleichen mehr anweist.

Hatte das Alte Reich mit seiner verwirrenden Häufung von Großämtern, Würden und Ehrentiteln den Charakter einer durch den königlichen Despotismus gemilderten, zum Teil an Mandarinentum erinnernden Adelsoligarchie getragen, so beherrscht den Staat der Amenemhat und Useresen ein dem Fiskalismus unsers 18. Jahrhunderts nahe verwandtes Verwaltungssystem. Die Abhängigkeit der Tempel vom königlichen Schatz ist deutlich erkennbar, obwohl die Priesterkollegien durch genügenden Grundbesitz zur toten Hand über eigne Einnahmen verfügten. Aber nicht nur die Opfer kontrolliert der Staat durch die sinnreiche Vorschrift, daß der Nomarch seinen bestimmten Anteil davon empfangen muß, sondern es ist auch den Kollegien um ihrer selbst willen zu raten, den Gaugewaltigen einfach an ihre Spitze zu stellen. Ihn in die berechtigten Familien durch erfundne Stammbäume einzuschmuggeln, war wohl nur in seltnen Fällen schwierig. Dann bezieht der Beamte auch als Vorsteher und zugleich als Oberprophet Zuschüsse, die im Vereine mit den Erträgnissen seines Privatbesitzes und seiner Amtsländereien ihm ein großes Haus zu führen erlauben.

Allerdings sind die Abgänge und Ausgaben nicht klein. Das Reich, dessen höchste Verwaltungsstelle eben der Großschatzmeister ist, sieht streng darauf, daß die Gaue beim Rechnungsabschluß

auch einen hübschen Nutzen abwerfen. Die Aufwendungen des Schatzes dürfen nicht überwiegen; vielmehr soll der Nomarch die Abgaben durchschnittlich so einrichten, daß er im voraus ein Steuerguthaben heranschafft, auf das in Mißjahren zurückgegriffen werden kann. Was manchen Gauen leicht fiel, wurde andern schwerer; vielleicht hatte es auch der große Finanzmann, der so dicht beim Ohre des Königs saß, nicht immer sehr eilig mit Notstandshilfen. „Als Hungerjahre eintraten", schreibt Ameni, der Präfekt des Gazellengaus unter Usertesen I., „pflügte ich die Felder des Gaus bis zu seiner Grenze im Süden und Norden" (ein religiöser Akt, der ursprünglich vom König auszuüben war). „Die Bewohner des Gaus erhielt ich am Leben und reichte ihnen Unterhalt, so daß kein Hungernder in ihm blieb. Ich gab der Witwe dasselbe, wie der, die einen Gatten hatte, und bevorzugte nie den Großen vor dem Kleinen bei solchen Unterstützungen. Und hernach stieg der Fluß hoch, Weizen und Gerste gediehen, alles war nun vorhanden; aber ich drückte den Bauersmann nicht wegen der Rückstände." Obwohl Ameni diese guten Thaten nur an sein Grab schreiben ließ, um sich bei den Totengöttern und nebenher bei der Nachwelt gut zu stellen, so scheint er doch damals den Ausfall ohne Zuschuß aus dem königlichen Schatz überwunden zu haben, damit die Interessen des Landvolks am besten wahrend, weil der Großschatzmeister einen rücksichtslosern Gläubiger abgab als der Nomarch selbst. Bildeten dürre Jahre somit die Hauptprobe für die wirtschaftlichen Fähigkeiten eines Gaugrafen, so erreichten dessen laufende Ausgaben auch sonst eine stattliche Höhe. Man muß die Erwartungen des Hofs und des Schatzes immer um ein vorsichtig abzuwägendes Mehrmaß übertreffen; es gilt, einen eignen kleinen Hofhalt zu führen, ein Büreau mit verhältnismäßig zahlreichen Schreibern zu unterhalten: vom faulen Vorsteher an, der im Polster hockend allem zusieht, bis zum geplagten Listenführer hinab, der zur größern Sicherheit wieder überwacht wird, auf daß er sein schmales Einkommen nicht im heimlichen Einverständnisse mit den liefernden Bauern verbessere. Erhebt sich dann der Pharao, „um die Fremdländer zittern zu machen vor Seiner Majestät", so muß der Nomarch seinen Truppenteil (Ameni stellt 400—600 Leute) aufrufen und mit ihm zu Felde ziehen. Auch in die Steinbrüche und Minen des Trogodytenlands oder der Sinaihalbinsel müssen die hohen Schatzbeamten geleitet werden, oder der Nomarch selbst wird mit königlichen Aufträgen entsandt. Kommt er dann erfolgreich wieder zu Hofe, so lobt man ihn sehr und spart auch nicht mit Belohnungen.

Am liebsten war den Grafen das Recht, sich auch einmal für eigne Rechnung in die Steinbrüche begeben zu dürfen, um dort den steinernen Schmuck ihres künftigen Grabes meißeln oder gar ihr überlebensgroßes Standbild fertigen zu lassen; am wertvollsten aber galt ihnen die königliche Zusicherung, daß der Gau auch ferner bei ihrem Hause bleiben solle. Nun erst bot das Grab am Felsenwall eine wirkliche Troststätte im Hinblick auf die Zeit nach dem Tode: der Familie drohte kein Mangel, den Opfern für die Ahnen kein Abbruch. „Ich rede laut", so unterweist Sehotep-ab-Ra, ein hoher Schatzbeamter, der unter Amenemhat III. starb, seine Kinder auf seiner Grabstele, „gebe euch zu hören und zu wissen die ewige Lehre, die zum Leben führt und zum Frieden leitet. Preiset den König Amenemhat Maat-en-Ra in eurer Brust, und in eurem Herzen verherrlicht ihn; denn er ist der Gott Thoth, dessen Augen ins Innere dringen, er ist Ra, dessen Glanz Ägypten mehr noch erleuchtet als die Sonne. Er thut mehr für das Land als der Nil, er füllt es mit Kraft und Leben; er gibt denen, die ihm gehorchen, Speise und Trank, er ernährt die, die ihren Weg nach dem seinigen richten."

Seine Regierungszeit hat Amenemhat I. mit dem Jahre 1995 zu zählen begonnen; 1975 berief er seinen Sohn Usertesen I. zur Mitregentschaft und starb am 7. Tage des ägyptischen

Monats Phaophi 1965. Wahrscheinlich hat der alte König durch die vorzeitige Berufung seines Nachfolgers vor allen Dingen dem Hause die Krone sichern wollen; im übrigen blieb er selbst das Haupt. Gerade das Jahrzehnt der Mitregentschaft ist mit äußern Kriegen erfüllt. Eine dichterisch gehaltne Inschrift aus Amenemhats 24. Jahr (im Louvre) deutet auf Kriege gegen Nubien, die Beduinen der sinaitischen Wüste, die Trogodyten und sogar gegen Punt hin. Sichrer belegt ist ein Feldzug in das nubische Land Wawat aus dem 29. Jahr; und als der König in seinem Palaste die Augen schloß, war Usertesen mit dem Heere gegen eine der nördlichen Oasen gezogen.

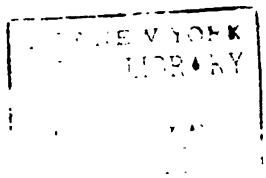
Dieser Thronwechsel, für dessen rechtzeitige Sicherstellung das Äußerste geschehen war, hat in der Form eines Abenteuerromans nebenbei ein durchaus glaubwürdiges Streiflicht erhalten. Sanehat, ein nährer Verwandter und Hofbeamter Amenemhats I., der als „reich an Gunst bei der Königin" galt, befand sich damals in der Residenz. Sowie „der Gott zum Himmel aufgestiegen", der Palast verschlossen war, sandten die Großwürdenträger Boten an Usertesen I. ab. Entweder gehörte nun Sanehat zur Partei eines andern Thronbewerbers und hatte sich bloßgestellt, oder er stand schon von früher her bei Usertesen schlecht angeschrieben: genug, er ging den zurückerwarteten Boten eine Strecke entgegen, erschrak aber nicht wenig, als er Usertesen selbst mit geringer Begleitung sich nähern sah. Zitternd kroch Sanehat in einen Busch, ließ den König vorüber und floh dann mit der Überzeugung, daß in der Hauptstadt ein Kampf entbrennen werde, erst nach Süden, kreuzte den Nil und gewann endlich die östliche Wüste bei den Bitterseen, indem er nachts durch die Grenzverschanzung, die sogenannte „Fürstenmauer", hindurchschlich. Ein Beduinenscheich, der den Flüchtling unter seinen Schutz nimmt, fragt ironisch: „Was ist los? Ist etwas vorgefallen am Hofe des Amenemhat? Stieg er zum Horizont auf unter unbekannten Umständen?" Sanehat antwortet „lügnerisch". Die Beduinen behandeln ihn sehr zuvorkommend; zuletzt wird er Haupt eines Stamms, erntet kriegerische Ehren und sieht erwachsne Söhne um sich. Als ihm aber im Alter ein Gnadenbrief Usertesens die Heimkehr nach Ägypten erlaubt, läßt er Jubelhymnen ertönen und gedenkt mit keinem Worte des Trennungsschmerzes. Ja, er fügt einer Beschreibung des Wohllebens, das ihn am Hofe wieder umgab, die Bemerkung hinzu: „Der Schmutz wurde der Wüste überlassen, die groben Kleider den Sandbewohnern. In feines Leinen ward ich gekleidet und mit dem Öle des Landes gesalbt: in einem Bette schlief ich. So gönnte ich den Sand denen, die auf ihm wohnen, und das Öl vom Baume dem, der nichts Beßres hat." Aus einzelnen Wendungen des Romans, dem zweifellos geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen, geht übrigens hervor, daß die Königin, deren Gunst Sanehat sich vordem erfreute, noch am Leben und damals von neuem in ihr volles Ansehen gelangt war.

Usertesen I. hat 44 Jahre regiert; sein Tod fiel also auf 1931. Der König gehörte offenbar wieder zu den großen Bauherren. In Tanis, das schon lange die erste Stadt im Delta gewesen sein muß, haben sich drei Steinbildnisse von ihm befunden, in Heliopolis (heute Matarijeh unweit Kairo) errichtete er einen Tempel, von dem der eine Obelisk noch heute aufrecht steht und das Wahrzeichen der Stätte bildet, während der zweite im Jahre 1258 n. Chr. durch die Araber zerstört worden ist. Ein merkwürdiger Obelisk aus rotem Granit, jetzt umgeworfen und durchgebrochen, liegt bei Begig im Fayûm: „ein Anzeichen, daß dieser Landschaft fortgesetzt Aufmerksamkeit gewidmet wurde". Der Osiristempel zu Abydos, das Amonsheiligtum von Karnak, der Tempel von Koptos erfreuten sich der baulichen Fürsorge Usertesens. Auch der uralte Tempel in Hierakonpolis (vgl. S. 583), der schon von den Königen der 6. Dynastie

Der Einzug einer Horde semitischer Nomaden in Ägypten, um das Jahr 1895 v. Chr.

Das umstehend abgebildete Gemälde ist dem Felsgrabe des Gaufürsten Chuemhotep entnommen, der unter der sogen. 12. Dynastie das Amt eines „Vorstehers der östlichen Wüstenländer" bekleidete. Es verewigt einen Vorgang, der sich während der Amtsführung dieses Magnaten im 6. Regierungsjahre des Königs Usertesen II., also etwa 1895 v. Chr., abgespielt hat und von besonderer Bedeutung gewesen sein muß: Eine Horde von Semiten, nach der hieroglyphischen Inschrift über dem Bilde bestehend aus 37 Personen, erschien vor dem Fürsten und überbrachte ihm die von den Ägyptern so sehr geschätzte Augenschminke, gewiß, um dafür Erzeugnisse des ägyptischen Gewerbfleißes oder Ackerbaus einzutauschen, vielleicht aber auch, um sich am Rande des ägyptischen Fruchtlands niederlassen zu dürfen, ähnlich wie es nach dem biblischen Berichte die Familie Jakobs gethan haben soll, und wie es noch heute die Beduinen thun.

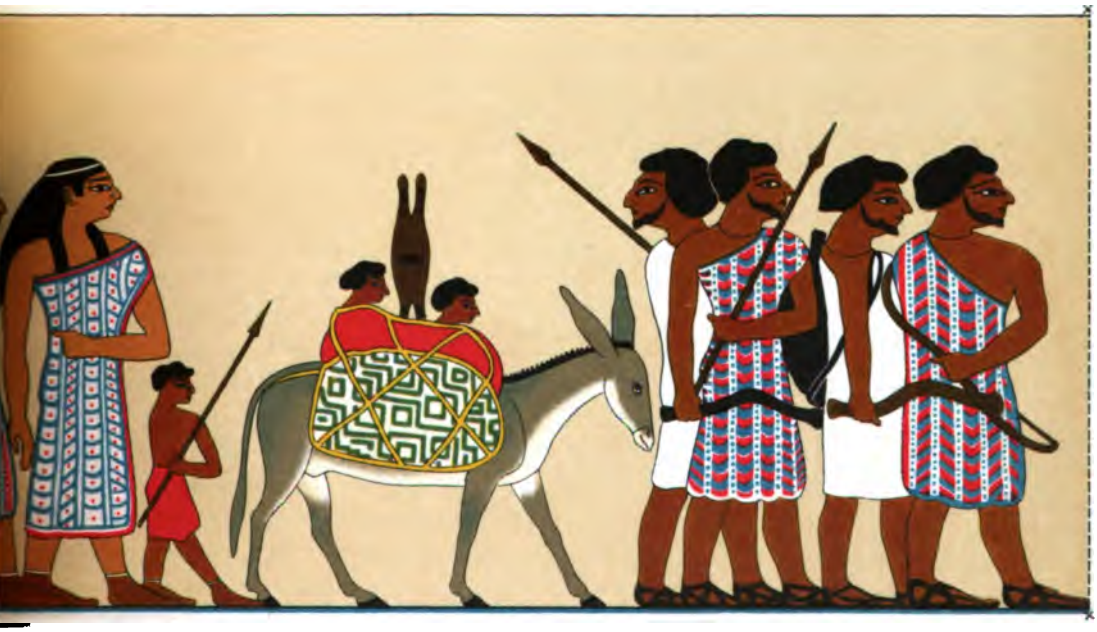
Unser Bild (das aus Raummangel geteilt werden mußte) zeigt uns zunächst rechts zwei Ägypter, kenntlich an ihrem schlankeren Körperbau, der roten Hautfarbe, dem künstlichen Haar und Bart und dem schlichten weißen Linnenschurz, der ihnen als einzige Kleidung dient. Der erste ist nach der hieroglyphischen Beischrift der „Königliche Kommissar Neferhotep", er überreicht dem vor ihm stehenden Gaufürsten Chuemhotep (auf unserer Tafel nicht mit abgebildet) ein Papyrusblatt, auf dem das Datum, die Zahl der Ankömmlinge, ihre Herkunft, was sie bringen, und wer sie eingeführt hat, verzeichnet steht; in der andern Hand hält er einen zweiten zusammengerollten Papyrus. Der zweite Ägypter ist der „Oberjägermeister Achtōje". — Den Zug der semitischen Ankömmlinge, die sich von den Ägyptern durch die von dem ägyptischen Künstler wohl getroffenen Eigentümlichkeiten ihrer Physiognomie und ihres Ganges sowie die farbenprächtigen Gewänder scharf unterscheiden, eröffnet der Schech, der „Fremdlandsherrscher *Fbs*" (mit Vokalen etwa Jabesch?), wie ihn die Beischrift nennt. Reichere Kleidung und ein kurzer Herrscherstab zeichnen ihn vor seinen Stammesgenossen aus. Ehrerbietig sich verneigend naht er dem ägyptischen Magnaten, dessen Gastfreundschaft er in Anspruch nehmen will, und führt ihm, unterstützt von einem Diener, ein Gazellenpaar als Gabe seiner Heimat, der Wüste, zu. Dem Schech folgt das Gros des Stammes, in unserem Bilde vertreten durch vier Männer, die mit Bogen, Wurfhölzern und Spießen bewaffnet sind, und vier Frauen (also vielleicht vier Familien); zwischen ihnen die Kinder: zwei kleine auf einem Lastesel verpackt, und ein größerer Junge, der mit augenscheinlicher Wichtigkeit, wie ein Erwachsener, seinen Spieß trägt und die Rolle des Eseljungen zu spielen scheint, in seiner ganzen Erscheinung von köstlicher Naturwahrheit. Den Schluß des Zuges machen ein zweiter Esel und zwei Diener: der eine spielt ein leierartiges Saiteninstrument, dessen Klänge den feierlichen Aufzug des Stammes begleiten; der andere präsentiert gleichsam in würdevoller Haltung seinen Bogen.



Der Einzug einer Horde semitischer Nomaden in Ägypten, um das Jahr 1895 v. C

(Nach Lepsius, Denkmäler II 133, unter Benutzung der Originalpausen u

Die zwischen der 2. Gazelle und dem Lastesel befindlichen vier Semiten sind



ltägyptisches Wandgemälde in einem Grabe bei Beni Hassan in Mittelägypten.

en der preußischen Expedition von 1842/45, gezeichnet von A. Lübke.)

punktierten Linien und die Kreuze anzeigen, nur hier wiederholt worden.

erneuert worden war, wurde abermals wiederhergestellt. Ein zwei Fuß langer Sperber mit hohen Kopffedern, außen von getriebnem Gold, innen aus Bronze und Holz, mit Augen aus Obsidian, wurde von Quibell in dem aus Usertesens Zeit herrührenden Teile der Gebäudemassen gefunden. Bei Wadi Halfa, am zweiten Katarakte, kamen Inschriften Usertesens I. zum Vorscheine, deren eine sein 18. Jahr nennt und von Siegen über nubische Stämme berichtet; dasselbe erzählt uns der schon (S. 603) genannte Ameni aus des Königs dreiundvierzigstem Jahre. „Er ist", so heißt es in Sanehats Erzählung, „der Starke, der mit seinem Schwerte kämpft, der Mutige ohne Gleichen. Er ist der Rächer, der die Schädel einschlägt, in dessen Nähe keiner stehen bleibt. Er ist schnellfüßig hinter den Fliehenden her; wer ihm den Rücken wendet, kommt nicht zum Verschnaufen. Er ist (aber auch) der Freundliche, der sehr Angenehme, der sich die Zuneigung erobert hat. Seine Stadt liebt ihn mehr als sich selbst; sie jauchzt mehr seinetwegen, als über ihren Gott. Wie fröhlich ist dieses Land, das er beherrscht!"

Zwei Jahre vor seinem Tode nahm auch Usertesen I. seinen Sohn Amenemhat II. (1933 bis 1898) zum Mitherrscher an. Die Denkmäler aus der Zeit dieses Königs scheinen an baulicher Bedeutung denen des Vaters nachzustehen; von Kriegen ist keine Rede. Unter Amenemhat II. beginnt die Zeit, wo das Haus in Ruhe genießen konnte, was die beiden ersten Könige geschaffen und erstritten hatten. Im Jahre 1914 wurde Chnumhotep Nachfolger seines Vaters als Graf des Ziegengaus (vgl. S. 601); und was seitdem sonst über Personalwechsel unter diesen Beamten kund wird, weist ebenfalls auf eine Befestigung ihrer Familienfolge hin. Nach Manethon scheint Amenemhat II. bei einer Palastrevolution umgekommen zu sein; er hatte bereits 1901 seinen Sohn Usertesen II. (1898—82) neben sich gestellt. Von diesem ist als Grabmal die Pyramide von Illahun nachgewiesen; ein interessantes Sitzbild seiner Gattin Nefert, deren wulstige Perücke vor der Brust in zwei Schneckenhauslocken endet, fand sich in Tanis vor. Aber die auffallendste Darstellung aus der Zeit des Herrschers entstammt wiederum dem Grabe Chnumhoteps (s. die beigeheftete Tafel „Der Einzug einer Horde semitischer Nomaden in Ägypten, etwa im Jahr 1895 v. Chr."). Der beigegebnen Beschreibung wäre noch hinzuzufügen, daß man lange Zeit geglaubt hat, es müsse sich um die Ankunft des Patriarchen Abraham in Ägypten handeln, von der das Alte Testament zu melden weiß. Heute kann man in der Thatsache, daß ein semitischer Fürst aus einer ersichtlich kultivierten Gegend Vorderasiens mit seiner Familie und bewaffneten Gefolgsleuten in friedlicher Absicht zu Chnumhotep kam, weil diesem auch die östlichen Grenzgebiete unterstellt waren, nur einen politischen Vorfall erblicken, wie er unter dem Neuen Reiche immer häufiger wurde. Die Ankunft der Leute setzt schon das Dasein ägyptischen Einflusses in Palästina voraus; denn der Fürst von „J-b-s" kommt augenscheinlich als Bittsteller und will zum Pharao. Was um 1400 beinahe an der Tagesordnung war, daß nämlich die von bösen Nachbarn bedrängten kleinen Herren aus Syrien-Palästina sich klagend an den ägyptischen Hof um Hilfe wenden („Will der Herr König in diesem Jahre keine Truppen schicken, so sende er seinen Beamten und hole mich mit meinem Geschlechte, daß wir sterben beim König, unserm Herrn"), eben das tritt hier bereits 500 Jahre früher einmal ein. Wir aber können daraus entnehmen, wie ungenügend auch die an Denkmälern verhältnismäßig schon reiche Zeit der 12. Dynastie uns über Beziehungen unterrichtet, ohne deren Kenntnis man die Bedeutung der Amenemhat und Usertesen für die Geschichte nirgends ausreichend beurteilen kann.

Usertesen III. (1882—1847) ist durch Merkzeichen andrer Art wichtig. Das erste Drittel seiner Regierung verlief kriegerisch; seine Hauptanstrengungen richtete der König gegen die

nubischen Völker. Die Südgrenze des ägyptischen Reichs wurde wieder über den zweiten Katarakt hinausgeschoben, also fast so weit wie unter den Sebekhotepkönigen. Bei Semneh und dem gegenüberliegenden Kummeh, etwa unter dem 21. nördlichen Breitenkreis, errichtete Usertesen III. zwei große Sperrforts, deren Reste noch jetzt stattlich genug sind, um einen Begriff vom altägyptischen Befestigungswesen zu geben. Es findet sich schon der Kunstgriff angewendet, die obere Hälfte der gewaltigen Ziegelbastionen nach rückwärts zu knicken, um der Ersteigung durch Leitern vorzubeugen. Eine bei Semneh im 8. Jahre des Königs errichtete Inschrift sagt: „Dies ist die Südgrenze. Kein Neger darf über ihre Linie, es sei zu Fuß oder zu Wasser, nordwärts kommen, und ebensowenig ihr Vieh. Erscheinen sie des Handels wegen im Lande Akent oder haben sie dort zu thun, so soll ihnen nichts geschehen; aber über Heh hinaus darf in Ewigkeit keins ihrer Boote fahren." Dennoch waren im 16. und im 19. Jahre Usertesens neue Feldzüge gegen die Nubier nötig. Die Beendigung des erstern zeigt uns wieder eine Tafel in Semneh an, auf der die Neger einer Betrachtung unterzogen werden, die zugleich von Erbitterung und Verachtung zeugt. Zum Schluß ermahnt der König seine Nachkommen, sich niemals von dieser Grenze zurückdrängen zu lassen; wer das leide, der solle nicht sein Sproß heißen. Diese Anspornung hatte ihren triftigen Grund. In der Osirisstadt Abydos stellte des Königs Großschatzmeister, der Aichernofert hieß, einen Denkstein auf zum Gedächtnis eines großen Auftrags, womit ihn Usertesen III. zur Verherrlichung und Beschenkung des Gottes entsandt hatte: „Königlicher Befehl an ... den nächsten Freund, den Vorsteher der Häuser des Goldes und des Silbers, den Großschatzmeister Aichernofert. Meine Majestät befiehlt, daß man dich hinauffahre nach Abydos, um meinem Vater Osiris (der König spricht als der Gott Horus auf Erden), dem Oberherrn des Westens, ein Denkmal zu errichten und die geheimnisvolle Stätte (das Adyton des Tempels) zu schmücken mit dem Golde, das meine Majestät in Sieg und Ehren aus Nubien brachte." Die beiden Burgen im nubischen Nilthale deckten also wahrscheinlich den Zugang zu den Goldminen des Südlands.

Von den sonstigen Bauten Usertesens III. sind ein Tempel in Herakleopolis und seine Grabpyramide bei Dachschur hervorzuheben, deren Durchforschung 1894 zeigte, daß mit dem König auch seine Gemahlin Henut-taui sowie zwei Prinzessinnen, Sent-es-seneb und Sat-Hathor, darin bestattet gewesen sind. Der Goldschmuck der letztern lag in einem Behälter, der den Plünderern, die lange zuvor das Innre ausgeraubt hatten, entgangen sein muß: das zweite Mal, daß im altägyptischen Kulturbereiche die Juwelen einer Frau königlichen Stands zu Tage kamen. Besonders reich und fein gearbeitet ist der breite Brustschmuck, der Löwen und Greife mit Federkronen zeigt, die den Königsring flankieren, über dem der Geier mit breiten Flügeln schwebt.

Wichtiger für die Geschichtskunde ist die Ermittlung des ersten chronologisch verwertbaren Datums. Die auf S. 600 bereits erwähnte alte Stadt am Eingange des Fayûm, heute nach der nächsten Ansiedelung Kahun genannt, hat ziemlich reiche Papyrosfunde aus der Zeit der 12. Dynastie ergeben. Sie erwiesen sich als Rechnungen, Briefe und Akten aus der dortigen Tempelverwaltung, deren geregelter Gang (es werden die Gegenstände zum Gebrauche beim Kultus täglich aus- und eingeliefert; die Priesterschaft ist in monatlich abwechselnde Dienstabteilungen geordnet u. s. w.) bei einem Staate wie dem der 12. Dynastie zwar nicht mehr überrascht, aber doch zum ersten Male Näheres über solche Dinge im Mittlern Reiche darbietet. Einer Art Tagebuch unter den „Kahun-Papyros" entnahm man die Bemerkung, daß am 25. Tage des 7. Monats, Jahr 7 Usertesens III., der Tempelvorsteher dem Verwalter mitteilte, er solle für das am 16. des folgenden Monats eintretende Aufgangsfest des Siriusgestirns

seine Vorbereitungen treffen; in der That sind am Tage nach dem bezeichneten Termine „die Festgaben vom Aufgange des Siriussterns" verzeichnet. Da zwei gleiche Daten aus dem Neuen Reiche bereits vorlagen, so vermochte man auf Grund der gegebenen astronomischen Voraussetzungen zu berechnen, daß Usertesens 7. Jahr zwischen 1876 und 1873 vor Chr. lag. Damit ist den bisherigen Vermutungen zur Chronologie des Mittlern Reichs, die dessen Anfang bald auf 2130, bald auf 2778 oder 3315 verlegt hatten, ein Ende gemacht worden. Hier ist das Jahr 1875 gewählt worden; übrigens können auch nach Amenemhat II. Mitregentschaften der Nachfolger vorgekommen sein, von denen zufällig nichts bekannt wurde, ausgenommen beim Schlusse der Reihe. So mag sich die Gesamtdauer des Königshauses in Wirklichkeit um einige Jahre verringern.

Mit verhältnismäßig geringen Verbesserungen gilt der Grundgedanke des altägyptischen Kalenders noch heute, obgleich man darauf gefaßt bleiben muß, daß die nach allen Proben viel genaure Astronomie der Babylonier auch diesen Gedanken einst beansprucht. Der Anfang des natürlichen Jahrs ist bei den Ägyptern der Beginn der Nilschwellung gewesen, der mit dem 20. Juli zusammenfällt. Die an diesem Neujahrstag ursprünglich einsetzende Berechnung der Priester nahm 12 Monate (Thoth, Phaophi, Athyr, Choiak, Tybi, Mechir, Phamenoth, Pharmuti, Pachons, Payni, Epiphi und Mesori) von je 30 Tagen und die fünf überschüssigen gesondert dahinter auf, ließ aber den zum richtigen Sonnenjahre noch fehlenden Vierteltag ganz aus. Der festbleibende Neujahrstag knüpfte sich seinerseits an die Beobachtung, daß der erste Wiederaufgang des Hundssterns am Morgenhimmel mit dem Überschwemmungsbeginne zugleich eintrat. Während also das offizielle Rechnungsjahr in vier Läufen sich immer um einen Tag verspätete, mußte das „Fest der Sothis" (des Sirius) jeweils astronomisch bestimmt werden. Nun traf im Jahre 139 nach Chr. der wirkliche Frühaufgang des Sterns mit dem Neujahre des Wandeljahrs zusammen. Das bedeutete also den festen Abschluß eines Differenzenzirkels (einer „Sothisperiode") von $4 \times 365 = 1460$ Jahren; die beiden nächstältern Treffpunkte lagen mithin in den Jahren 1322 und 2782 v. Chr. Von diesen gesicherten Daten aus haben sich kalendarische Mitteilungen gleich der soeben genannten des Kahun-Papyros chronologisch verwerten lassen. Seit 1898 ist das Berliner Museum auch im Besitze von einfachen Instrumenten, womit man in Ägypten die Nachtstunden bestimmte. Die „Stundenpriester" saßen dabei einander gegenüber, jeder in ausgestreckter Hand ein Lot haltend und durch den dicht vor das Auge gehaltnen Spalt einer Palmrippe visierend. Während der eine Mann sich selbst mit dem Rücken nach Süden und den andern so setzte, daß das Lot, vom Polarstern herabweisend, scheinbar durch dessen Scheitel ging, visierte dieser „polare" Beobachter wiederum nach den Fixsternen, die dem Scheitel seines Gegenübers nahestanden. Die Bestimmungen nahmen sich dann folgendermaßen aus: am 16. Phaophi stand einmal in der ersten Stunde „das Bein des Riesen" über dem Herzen (des südlichen Stundenpriesters), in der zweiten aber der Stern Patef, in der dritten stand der Stern Ari, in der vierten „die Kralle der Gans" über dem linken Auge, in der fünften das Hinterteil der Gans über dem Herzen u. s. w. In den Königsgräbern der 12. Dynastie sind mehrere solcher Tabellen, die von 15 zu 15 Tagen die Stellung kulminierender Sterne während der zwölf Nachtstunden angaben, abgebildet: der als körperliche Norm dienende Priester sitzt in einem quadratisch liniierten Felde, das die genaue Stellungswiedergabe der Stundensterne ermöglicht. Die erst 1898 aufgefundnen Meßinstrumente stammen hingegen aus der Saitenzeit; der Knochengriff des Lots trägt außer dem Namen des Besitzers die Aufschrift: „Ich weiß den Gang der Sonne, des Monds und aller Sterne zu ihrer Stätte", die

Palmrippe (34 cm lang) wies die Erläuterung: „Wache, um das Fest zu bestimmen, und bringe alle Menschen auf ihre Stunden."

Mit Amenemhat III. (1847—1802) nimmt die Größe des finanzgewaltigen Herrscherhauses ab. Die Grabpyramide des Königs erhebt sich am östlichen Innenrande des Fayûm, bei Hawara, und blickt von dort nicht nur über das ganze „Seeland" hinweg, sondern auch über die Hügelkette, die es vom Nilthale trennt. Dem Seelande hat Amenemhat III. vorzugsweise seine Thätigkeit gewidmet. Unter dem Gegensatze seiner Vorfahren gegen das Wesen der Sebekhotep-Dynastie (vgl. S. 600), der noch um 1933 in einer straffen Ablehnung jedes Andenkens der Besiegten fortlebte, muß auch der im Fayûm herrschende Krokodilgott Sebek gelitten haben. Aber schon unter Usertesen III. stößt man auf Anzeichen, daß die alten Abneigungen gegenstandslos geworden sind. Und Amenemhat III. führt die mit Sebek zusammengesetzten Namen wieder in seiner Familie ein; seine Sorge für den Kult des Gottes beweisen mehrere Denkmäler und der große Tempel bei Hawara, dessen Ruhm als Wunder der Welt unter dem Namen „Labyrinth" fortdauerte. Auch die Ufer des Sees wird der König verbessert haben, wahrscheinlich um der Residenz Sched-Krokodilopolis (heut Medinet el-Fayûm) ein vorteilhafteres Weichbild zu schaffen. Da ihm dafür im ganzen Bezirke durch entsprechende Inschriften die übliche Anerkennung zu teil geworden ist, konnte es geschehen, daß schon zur Saitenzeit der „Wiederhersteller des Merisees" zunächst in griechischen Reiseberichten zum „König Möris" wurde, der das Becken überhaupt erst angelegt habe. Damals hat entschieden die Landsenkung einen weit größern See, der durch Eindämmung und durch die Schleusenvorrichtungen des Bahr Yusuf geschaffen war, enthalten, während der heutige Birket el-Kerûn nur noch die westliche Sohle füllt (vgl. S. 578). Zwei „Pyramiden", die nach Herodot mitten im Mörissee lagen, und von denen jede die sitzende Statue eines Königs trug, hat man in den Trümmern bei Biahmu nordwestlich von Medinet wiederfinden wollen. Wirklich anschaulich ist nur die Beschreibung des Labyrinths überliefert, das mit einer Ecke an die Pyramide Amenemhats gestoßen haben soll. Der seltsam niedrige Tempel des Sebek, mit weißem Steine belegt, dürfte im Plan einer übergroßen Mastaba ähnlich gewesen sein, so daß seine vielen Kammern nebeneinander den Gedanken an das kretische Labyrinth nahelegten. Einige Standbilder und Büsten Amenemhats III. sind ob ihres Strebens nach Ähnlichkeit bemerkenswert: die Backenknochen stehen hervor, und die Mundpartie zeigt eine charakteristische Falte.

Kurz vor seinem Ableben nahm der König seinen Nachfolger Amenemhat IV. zum Mitregenten an; dieser soll im ganzen neun Jahre regiert haben, von denen sechs thatsächlich belegt sind. Ihm folgte seine Gattin, vielleicht zugleich Schwester Sebeknofru in der Regierung, die noch in Hawara bauen ließ, mit der aber vier Jahre später — nach Manethon — das Haus endet. Legten aber schon die langen Regierungen ihrer Vorgänger es Petrie nahe, die stete Folge von Söhnen zu bezweifeln und vielmehr an Schwiegersöhne, also an Übertragung in weiblicher Linie, zu denken, so erscheint es auffallend, daß Sebeknofru nicht auf diesem Weg auch nach Amenemhats IV. Tode dem Königsstamm einen Erben sicherte. Vielleicht hat sie es dennoch gethan und ist samt dem neuen Gemahl einem Aufstand erlegen (1792 v. Chr. oder etwas früher), den schon die übermäßige Bevorzugung des Seelands hervorrufen mußte. Von Sebeknofru ab gibt es jedenfalls keine Spur mehr von einer Beschränkung der königlichen Thätigkeit auf das fruchtbare Fayûm. Erst nachdem der abendländische Einfluß in Ägypten ausschlaggebend geworden war, hat sich von neuem eine gewisse Vorliebe der Verwaltung für das Seeland geltend gemacht.

c) Die Hykſos und die ſiebzehnte Dynaſtie.

Waren um 1400 der Reichtum des Lands, die Schätze ſeines Königshauſes und ſeiner Tempel in Vorderaſien ſo berühmt, daß die dortigen Herrſcher ihre Freundſchaft unbedenklich von Spenden aus dieſem Überfluß abhängig machen, ſo wird die ausländiſche Meinung über die 12. Dynaſtie dieſelbe geweſen ſein. Mindeſtens ſeit Amenemhats III. Tode war die ägyptiſche Wehrkraft in Verfall geraten und litt wohl auch durch innre Streitigkeiten. Ein Königsname, der ſchon wegen ſeines Ausſehens der Zwiſchenzeit einzureihen wäre, iſt der im Karnaktempel erſcheinende Ameni-Antef-Amenemhat mit ſeinen gezwungnen Anknüpfungen an ſehr verſchiedne Zeitalter. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber war das Land die Beute der Aſiaten geworden. „Es herrſchte bei uns", ſo erzählt Manethon (bei Flavius Joſephus), „ein König Namens Timaios. Zu ſeiner Zeit geſchah es, ich weiß nicht wieſo, daß ein Gott uns zürnte. Und von Oſten erſchienen auf unerwartete Art Leute geringer Abkunft, die mutig in unſer Land einbrachen und es gewaltſam in Beſitz nahmen, ohne ernſten Widerſtand. Nachdem ſie die Machthaber gefangen genommen hatten, verbrannten ſie unſere Städte, zerſtörten die Götterwohnungen und thaten den Einwohnern alle Grauſamkeiten an: die einen wurden erſchlagen, die Weiber und Kinder der andern zu Sklaven gemacht."

Die Schilderung des raſchen Siegs der Aſiaten ſpricht für eine kriegeriſche Ausrüſtung, die ihre „geringe Abkunft" wirkſam ausglich; wahrſcheinlich erſchienen mit ihnen zum erſtenmal auch Pferde und Streitwagen im Geſichtskreiſe der Ägypter: bis dahin war hier ein großer Held (z. B. Uſerteſen I.) als ein ſchnellfüßiger Mann geprieſen worden — nach der Wiederbefreiung aber beſteigt der Pharao ſeinen Wagen, um in den Kampf zu eilen.

α) Die Hykſos.

Mit den Fremden, den ſogenannten Hykſos, überflutete eine Völkerwelle das Nilthal, die ihren Anfang ſehr weit im Oſten genommen haben muß, da ſich ihr Erſcheinen ganz und gar mit der Eroberung Babyloniens durch die Kaſſiten (Kaſhſhu; vgl. S. 15) berührt, die im Jahre 1746 anfing oder vollendet war. Nach der Manethoniſchen Erzählung gewinnt es den Anſchein, als hätte die Eroberung Ägyptens zuerſt die Abhängigkeit des Lands von einem aſiatiſchen Reiche bedeutet. „Endlich machten ſie einen der Ihrigen zum König, der hieß Salatis. Er ging nach Memphis und erhob Tribut aus Ober- und Unterägypten; auch legte er Beſatzungen in die geeigneten Orte. Am meiſten aber nahm er auf die Sicherheit der Oſtgrenze Bedacht, weil er ſich eines gelegentlichen Angriffs der wachſenden Aſſyrermacht verſah. Sowie er am öſtlichen Ufer des Bubaſtitiſchen Nilarms eine Stadt wahrgenommen hatte, die wegen irgend einer alten göttergeſchichtlichen Beziehung Avaris hieß und die für ſeinen Zweck als wohlgelegen befunden wurde, baute er ſie feſt, umgab ſie mit Mauern und legte 250,000 Schwerbewaffnete hinein. Im Sommer pflegte er ſich dorthin zu begeben, um Tribut einzuziehen, Sold auszuteilen und das Heer in Waffen zu üben, damit es Schrecken unter den Ausländern verbreite." Die „Aſſyrer" ſind hier ſchon von Manethon in derſelben typiſchen Weiſe für das damalige Reich am Euphrat-Tigris gebraucht, wie ſpäter von den Byzantinern, die ſtatt mit Ommejjaden und Abbaſſiden mit „Ismaeliten" und „Aſſyrern" gekämpft haben wollten. Jedenfalls hat es ſeine Bedeutung, daß Salatis, bei deſſen Namen man mehrfach an den ägyptiſchen Titel „Schallit" gedacht, den der bibliſche Joſeph vom Pharao empfing, ſein Königtum ſogleich nach der Richtung hin zu ſichern ſuchte, aus der ſein Volk ſelbſt gekommen war.

„Nach 19 Jahren der Herrschaft starb Salatis; nach ihm regierte ein andrer Namens Beon (oder Bnon) 44 Jahre; ihm folgte Apachnas, der 36 Jahre 7 Monate herrschte, nach diesem Apophis mit 61 Jahren und Janias 50 Jahre einen Monat. Nach allen kam Assis mit 49 Jahren und 2 Monaten. Diese Sechs sind die ersten ihrer Regenten gewesen; und zu ihren Zeiten gab es fortwährend Krieg mit den Ägyptern, die von Grund auszurotten ihr Bestreben war. Das ganze Volk wurde Hykſos genannt, d. h. Hirtenkönige; denn ‚Hyk' bedeutet in der heiligen Sprache einen König und ‚Sos' einen Hirten, so aber auch in der Volkssprache, und daraus wurde ‚Hykſos' zusammengezogen. Einige halten sie für Araber. Also hieß das Volk Hirtenkönige; sie und ihre Abkömmlinge aber hielten Ägypten in Besitz 511 Jahre." Soweit Manethons wunderlicher, von Flavius Josephus wohl kaum nach dem Original wiedergegebner Bericht. Wenn die Eroberer jemals selbst den Ausdruck „Hirtenkönige" benutzten, was man zunächst bezweifeln darf, so kann er sich lediglich auf ihre Oberhäupter bezogen haben, nicht aber auf ihre Masse. Schon unter der 12. Dynastie erscheinen aber „Schasu" als Beduinen in der östlich von Ägypten belegenen Steppe; dieser Name muß später für das Volk der Fremdherrscher in Schwang gekommen sein.

Was der 8., 9. und 10., zum Teil auch der 13. Dynastie widerfuhr, ist erst recht dem Andenken der Hykſos begegnet, die nicht ein halbes Jahrtausend, sondern wenig über 200 Jahre im Nilthal geboten haben. Die oben aufgezählten sechs ersten Herrscher bilden die fünfzehnte Dynastie bei Manethon; ihr folgt die sechzehnte: „andre Hirten" ohne Namen und brauchbare Zahlen. Und als siebzehnte Dynastie rechnet er 43 thebanische Könige gleichzeitig mit 43 Hykſos, die nebeneinander 151 (oder 221) Jahre regierten: schon richtig. Denn die Hykſosherrschaft, die nicht immer in der unweit von Tanis belegnen Feste Avaris (ägyptisch Hauar oder Hatuar) ihren äußersten Grenzhort erblickt hat, sondern sich später nach Palästina hinein erstreckt zu haben scheint, verlor innerhalb Ägyptens an Boden. Wo jedoch die Asiaten wichen und Einheimische aufkommen ließen, dort waren auch ihre Denkmäler dem Untergang ausgesetzt.

Von den sechs Königen hat nur Apophis im Delta und in der memphitischen Gegend ausgiebigere Spuren hinterlassen; dabei stellte sich heraus, daß mindestens drei Hykſos so geheißen haben. „Janias" aber könnte mit einem Könige Chian identisch sein, von dem sich das Unterteil eines Steinbildnisses in Bubastis, ein Löwe mit seinem Namensring in Bagdad gefunden hat. Siegelzylinder und Skarabäen (Nachbildungen des heiligen Mistkäfers aus Stein oder Thon), die ihm in Hieroglyphen unägyptische Titel geben und einen urwüchsigen Stil in der Zeichnung haben, würden ihn in die allererste Zeit der Hykſos zu stellen erlauben. Auf gleicher Kunststufe befinden sich Skarabäen mit den Aufschriften „Uazeb" und „Japek-her". Die Apepikönige gehören dagegen dem Abschnitt an, wo sich der Hofhalt und wohl auch die Verwaltungssitten der Hykſos völlig ägyptisiert hatten. Apepi Ra-neb-nem ließ sogar das Grab der Königin Apuit (6. Dynastie) bei Memphis ausbessern, fühlte sich also ganz ein Nachfolger der alten Geschlechter; unter Apepi Ra-a-user, der auch kurze Weihinschriften hinterließ, ist ein über mathematische Aufgaben handelnder Papyros verfaßt worden. Apepi Ra-a-kenen endlich wird auf einer gut gearbeiteten Altarplatte genannt, die er dem Gotte Set von Hauar stiftete; auch erscheint sein Name an mehreren Sitzbildern, so an dem des Mermensitu (S. 600), wo er sich als „lebenspendender Sonnensohn Apepi, von Set geliebt", nachträglich verewigte. Dafür hat ihn Amenophis III. wieder von einem andern Bildwerke verdrängt; überhaupt sind mit und seit der Hykſoszeit dergleichen Aneignungen älterer Denkmäler in starker Zunahme begriffen. Merkwürdig ist eine leider beschädigte Schreiberpalette,

die ihrem Besitzer Atu von einem König Apepi geschenkt worden und mit dem Lobe des Spenders beschrieben war. Der Hykfospharao heißt hier ganz formgerecht „das auf der Erde lebende Abbild des Sonnengottes", dessen Gleichen es nicht gibt in allen Ländern. Eine Stele in Tanis aus der Regierung Ramses des Zweiten schien das Datum einer Zeitrechnung zu gewährleisten: „Jahr 400 des Königs beider Länder, Set-aa-pehti, Sohnes der Sonne, Nubti-Set"; ob jedoch die Angabe wirklich so zu verstehen und daraufhin ein Hykfos mit diesen Namen um 1675 anzusetzen ist, bezweifelt man heute. Jedenfalls ist das östliche Delta, besonders Tanis, bis jetzt die Hauptfundstätte für Denkmäler der Hykfos geblieben. Als kunstgeschichtlich eigenartige Leistungen wären hervorzuheben das Doppelstandbild der „Fischopferer", ein Sphinx, ein Königskopf aus Bubastis und ein bis zur Brust herab erhaltnes Standbild aus Mit-Faris im Fayûm. Wenn diese Gestalten mit ihren knochigen, breitnasigen Gesichtern und dickem Haare Verkörperungen des Bildnisstils sind, den die Schasu ins Land gebracht hatten, so war deren Typus wohl nicht durchaus semitisch (auch das ursprüngliche Semitentum der Kassiten ist bezweifelt worden); die Büste von Mit-Faris steht dabei wegen ihrer kindlichen Auffassung den übrigen, die schon geleckter erscheinen, an Alter weit voran.

β) Die siebzehnte Dynastie.

Oberägypten entwand sich zeitig der direkten Verwaltung durch die Hykfos. Schon um 1650 v. Chr. treten dort einheimische Fürsten auf, die eine gewisse Selbständigkeit gegen Tributleistung aufrecht zu erhalten wußten. Von einer völligen Unabhängigkeit dieser „siebzehnten Dynastie", die wieder in Theben ihren Sitz hatte und dort ihre Gräber anlegte, kann schon deshalb schwerlich die Rede sein, weil nur der Besitz der Nilmündungen zu allen Zeiten darüber entschied, ob das Holz zur Herstellung des einzigen größern Verkehrsmittels, der Flußbarken, bis Oberägypten gelangen durfte. Es ist daher für die Entwicklungsgeschichte des Nieder- und Untergangs der Hykfos wichtig, daß in den letzten Kämpfen eine wohlausgerüstete und an Schiffszahl hinreichende Flotte des Oberlands den Ausschlag gegeben hat; das Entscheidende für die Hykfos ist also wahrscheinlich der vorherige Verlust des westlichen Deltas und der Stadt Memphis geworden. Die benachbarten Libyer mögen die Hauptrolle gespielt haben, soweit die Befreiung der westlichen Mündungen in Frage stand. In wütendem Endkampfe werden König und Volk der Hykfos durch die Ägypter abgestoßen: diese Asiaten waren nicht aufgesogen, ihr Herrscherstamm nicht durch Heiraten oder Adoptionen in ein einheimisches Geschlecht übergeführt worden. Bis es zum Austrag kam, werden die Fürsten der 17. Dynastie sich vorwiegend bemüht haben, Zeit und Raum zu gewinnen, ohne das ganze Gewicht der Hykfosmacht, die wohl auch nach 1600 immer noch furchtbar war, auf sich zu ziehen. Sollte nicht das nubische Gold zur praktischen Erleichterung der schwierigen Aufgabe Thebens dienlich gewesen sein?

Das Emporkommen der thebanischen Könige, die vor den Hykfos nur als Gaugrafen gegolten hatten, ist in spätern Jahrhunderten litterarisch auf eine Weise dargestellt worden, die lebhaft an unsre volkstümlichen Erzählungen zur vaterländischen Geschichte erinnert. Wie gewöhnlich, hat der Schreiber des Papyros nicht die Geduld besessen, das Ganze wiederzugeben. Es begab sich, so hebt das interessante Stück an, daß Ägypten ohne rechtmäßigen Herrn war. Seknen-Ra war Fürst des Südens, Apepi Herrscher in Hauar; dieser aber verfügte über das Land und seine guten Erzeugnisse. Siehe, da nahm Apepi den Sutech (= Set) zum Gott. Er baute ihm einen dauerhaften Tempel und diente keinem der übrigen Landesgötter. Apepi ließ eine dringende Botschaft an Seknen-Ra gelangen, wobei die Stellung Amon-Ras im ägyptischen

Kultus erörtert wurde; Seknen-Ra aber geriet in große Bestürzung. „Der Fürst des Südens berief seine Großen und Weisen um sich und teilte ihnen alle Worte des Königs Apepi mit. Sie aber schwiegen bestürzt und fanden keine Antwort im Guten oder Bösen. Da sandte König Apepi . . .“ und die Niederschrift hört auf. Offenbar sollten die Kämpfe der 17. Dynastie im Licht eines heiligen Kriegs erscheinen. Seknen-Ra ist wahrscheinlich hier der dritte seines Namens, dessen Mumie 1881 mit so vielen andern aus einem Felsverstecke bei Theben ans Licht gefördert wurde. Als man sie aufwickelte, ergab sich, daß der Fürst im besten Mannesalter einen gewaltsamen Tod erlitten hatte. Der Schädel war durch Hiebe gespalten und der Leichnam erst nach halber Verwesung zur notdürftigen Einbalsamierung gelangt. Ein solcher Befund läßt den Schluß zu, daß Seknen-Ra in einer Schlacht oder auf der Flucht fiel, deren Zeitpunkt zwischen 1580 und 1570 v. Chr. liegen muß, und daß der Feind den Körper unbestattet ließ. Als Nachfolger des gefallnen Fürsten nimmt man Kemosis an, dessen Sarg unter anderm eine plastische Barke aus Gold enthielt, jetzt ein kunstgeschichtlich wertvolles Schaustück des Museums zu Gizeh. Der Krieg mit den Hyksos dauerte wahrscheinlich fort, wenn auch nicht ohne Pausen. Der Hathortempel zu Speos Artemidos, südlich von Beni-Hassan, war, nach einer Inschrift seiner Wiederherstellerin, der Königin Hatschepsut, von den „Asiaten, die im Delta und zu Hauar saßen“, mit andern alten Bauwerken zugleich zerstört worden: das ist doch wohl erst geschehen, als sie schon um den Weiterbesitz dieser Gegend zu kämpfen hatten.

Im Jahre 1562 kam König Amosis, vielleicht Kemosis' Bruder, auf den Thron Thebens und schickte sich an, der Hyksosherrschaft den Garaus zu machen. Ein Offizier, der seine Laufbahn unter diesem Könige begann und ihm auch gleichnamig war: Aahmesu (ägyptische Form für Amosis), Sohn des Baba, hat an seinem Grabe zu Necheb in Oberägypten (heute El-Kab) eine Lebensbeschreibung entwerfen lassen, die als bisher ältester Versuch eines Ägypters, der Nachwelt etwas von den großen Begebnissen seiner Zeit mitzuteilen, zwar noch ungelenk aussieht, aber die S. 587 betonte Umwandlung gerade in der nationalägyptischen Auffassung während der Hyksoszeit schlagend beweist. Aahmesu that seine ersten Kriegsdienste als Jüngling auf dem Schiff „Opferstier“; er kam auf das Fahrzeug „Nord“, als er geheiratet hatte. „Und wenn der König auf seinem Streitwagen“ (dessen Gebrauch damit zum ersten Male auftaucht) „auszog, folgte ich ihm zu Fuße nach. Und man legte sich vor die Stadt Hauar: Tapferkeit bewies ich unter den Augen Seiner Majestät. Da setzte man mich über das Schiff ‚Glänzend in Memphis‘“: ein Name, der für die auf S. 611 dargelegte Entwicklung der Dinge wichtig ist. „Wir stritten zu Wasser im Pazedku von Hauar. Da gewann ich eine Hand, was vom königlichen Schreiber erwähnt wurde und mir den goldnen Halsschmuck für Tapferkeit eintrug.“ Bei einem zweiten Gefecht an der Stelle hatte er denselben und ebenso belohnten Erfolg; dagegen gehörte der Tag wahrscheinlich den Waffen der Schasu: „es erhob sich ein Kampf bei Takemt, südlich von der Stadt, und ich brachte einen lebenden Gefangnen ein. Ich watete durch das Wasser, holte ihn vom Dammwege herab und schleppte ihn wieder durch das Wasser in Sicherheit.“ Abermals verlieh der König „das Gold“ für diese That: eine Freigebigkeit, die teils wohl dem Sprossen einer höhergestellten Familie galt, teils sich gewiß auch sonst in dieser Zeit der Not bemerkbar machte.

„Wir nahmen Hauar ein“, fährt Aahmesu dann ohne Übergang fort, „und ich führte von dort einen Mann und drei Weiber weg; Seine Majestät schenkte sie mir als Diener. Und wir legten uns vor Scharuhen (in Südpalästina), im Jahre 6 (des Königs), und Seine Majestät nahm die Stadt.“ Von dieser Datierung aus (1557?) ist die Einnahme von Hauar

annähernd zu bestimmen; bei dem sichtlichen Bestreben Aahmesus nach chronologischer Folge muß die große Festung und letzte ägyptische Residenz der Hyksos im Jahre 1560 oder 1559 gefallen sein. Aber selbst nach der Eroberung Scharuhens, wodurch die asiatischen Besitzungen der Gegner keinen nennenswerten Abbruch erlitten, war die Lage des Königs Amosis noch verwickelt genug. Seine Anstrengungen im Norden hatten den nubischen Stämmen Mut gemacht, ihm zu trotzen. Aahmesu erzählt: „Sowie Seine Majestät die Mentiu (die Schasu unter dem alten Namen der östlichen Beduinen) niedergemetzelt hatte, ging er südwärts nach dem Chentland und richtete dort (oberhalb Assuan) ein Blutbad an. Dann fuhr Seine Majestät wieder flußabwärts, freudig wegen seiner Siege; er hatte die Völker des Südens und des Nordens bezwungen.“ Aber noch war kein Jubel am Platz. „Es drang jener Aata bis zum obern Lande vor, doch zu seinem Verderben, dieweil die Götter des Südens Hand an ihn legten.“ Bei Tenta-a stießen die Gegner aufeinander, und Aata fiel lebend mit seinem Schiff in die Gewalt Amosis'. Die Ausdrucksweise Aahmesus macht es wahrscheinlich, daß es noch ein Hyksoskönig gewesen ist, dessen man durch einen so glücklichen Fang ledig wurde. Die wahre Bedeutung der Einnahme von Hauar und Scharuhen würden wir erkennen, wenn der wackere Schiffsführer aus Necheb uns verraten wollte, ob der Feind Aata von außen kam oder sich erst im Delta erhoben hatte; für jene Annahme spricht vielleicht das nächste Begebnis. „Dann trat jener Feind auf, der Teta-an hieß. Er hatte Empörer um sich gesammelt; aber Seine Majestät zerschmetterte ihn und seinen Anhang bis zur Vernichtung.“ Die beiden letzten Siege verschafften Aahmesu außer Kriegssklaven auch eine beträchtliche Vermehrung seines eignen Landbesitzes in Necheb, und ebenso wurden die übrigen Kapitäne bedacht; der frühre Fürst von Theben durfte also jetzt zu Konfiskationen schreiten. Seine Herrschaft über das Reich war endgiltig gesichert.

Neben dem Bericht Aahmesus erweckt die Erzählung des Flavius Josephus (nach Manethon) über die Vertreibung der Hyksos zunächst keinen allzu vorteilhaften Eindruck. „Nach allen diesen Dingen schreibt er, daß die Könige der Thebais und andrer ägyptischer Gaue sich gegen die Hirten empörten, daß ein langer und schwerer Krieg zwischen ihnen entstand, bis die Hirten von einem Könige mit Namen Misphragmutosis überwältigt und von ihm aus den übrigen Teilen Ägyptens vertrieben und auf einen Ort beschränkt wurden, der 10,000 Aruren Lands Umfang hatte und Avaris hieß. Dieses ganze Stück umzogen die Hirten mit einem starken Mauerwerk, um darin ihr Eigentum und ihre Beute mit ganzer Waffengewalt zu schützen. Thummosis aber, des Misphragmutosis Sohn, suchte sie durch Belagerung zu unterwerfen und zog vor den Ort mit 480,000 Mann. Als er schon daran verzweifelte, sie damit zu zwingen, erboten sie selbst sich zur Übergabe, wonach sie Ägypten räumen, aber ohne Behelligung abziehen wollten, wohin es ihnen sonst gefiele. Es wurde so abgemacht; und sie zogen, nicht weniger als 240,000 Mann, mit ihren Familien und aller Habe durch die Wüste nach Syrien ab. Weil sie aber die Assyrer fürchteten, die damals Asien beherrschten, so erbauten sie eine Stadt in dem jetzt Judäa genannten Lande, hinreichend für so viele Menschen, und gaben ihr den Namen Jerusalem.“

Daß hier der biblische Auszug Israels aus Ägypten, von einem andern Standpunkte her beleuchtet, mitgeteilt sein soll, ist ganz klar. Die Wissenschaft läßt heute unentschieden, ob Manethon das wirklich so erzählt habe, sie verwirft aber den Inhalt der Josephischen Wiedergabe völlig, soweit dabei die Schasu den Israeliten gleichgesetzt werden. Andre Gelehrte sind dann folgerichtig zu dem Schlusse gelangt, Israel sei überhaupt niemals in Ägypten gewesen.

Thatsächlich muß man entweder der letzten Folgerung beitreten oder aber sich entschließen, die Gleichsetzung der Hebräer mit den Hirten Manethons als etwas in der Hauptsache Richtiges aufrecht zu erhalten, wie es das spätre Altertum und seine christlichen Autoren thaten, und wie es in der Überlieferung allein belegt dasteht (vgl. S. 189 und 190). Bei Josephus werden statt des wahren Befreiers Amosis „Misphragmutosis und sein Sohn Thummosis" eingeführt: also ein Wechsel in der Regierung während der Belagerung von Hauar. Wer die Israeliten in Ägypten beibehält, wird diese verfrühte Änderung der handelnden Personen als ein Zugeständnis betrachten, daß Manethon die Vertreibung gerade der Leute, deren Hauptsitz zu seiner Zeit Jerusalem war, mit größter Bestimmtheit unter einem Thutmosis ansetzte. Es hätte sich mithin um die spätre Entfernung eines Restes der Schasu gehandelt, die wahrscheinlich durch Thutmosis III. geschehen ist und sich wohl kaum in Hauar abgespielt hat: dieser Ort galt eben als das unvermeidliche „Zwing-Uri" Ägyptens, das so oft fallen mußte, wie Schasu vertrieben worden sind. Israel als Volksname erscheint bis jetzt nur einmal auf ägyptischen Inschriften und zwar unter Merenptah, der noch heute vielfach als der „Pharao des Auszugs" betrachtet wird; die betreffende Erwähnung geht aber davon aus, daß Israel zur Zeit dieses Königs bereits in Palästina ansässig war.

Mit der Hyksosvertreibung hat für Manethon die siebzehnte Dynastie ein Ende. Amosis gehört also, dem Schema gemäß, zugleich in diese und in die achtzehnte, als letzter König des Mittlern und erster des Neuen Reichs.

C. Das Neue Reich.

a) Die achtzehnte Dynastie bis zum Tode von Amenophis III.

Was die asiatischen Einfälle und Zuwanderungen frühre Zeiten nicht zuwege gebracht hatten, ist durch die Hyksos bewirkt worden: der ägyptische Staat hat seitdem für Jahrhunderte einen militärischen Charakter angenommen und auch eine Weile zu bewähren verstanden. Möglicherweise sind schon die Könige des Mittlern Reichs, die ihre Herrschaft über Nubien und die Oasen ausdehnten, vor Zügen in das ungleich widerstandsfähigere Kanaan ebenfalls nicht zurückgeschreckt; hatte doch sogar das Alte Reich dortige Festungen durch seine Krieger regelrecht bestürmen lassen (vgl. S. 595). Aber die schwachen Palastgarden der Herrscher als Kern eines Heers, dessen Aushebung den einzelnen Nomarchen oblag, und das wohl schon damals von nubischen Gefolgsstämmen seine zwar brauchbare, doch streng zu überwachende Verstärkung bezog, sie konnten dem Auslande doch nur unter besonders günstigen Umständen nachhaltigen Schrecken einjagen. Die Gautruppen blieben immer bewaffnete Bauern, deren höchstmögliche Tapferkeit ganz von dem Bewußtsein abhing, daß sie nicht wieder nach Hause kommen würden, wenn sie mitten im fremden Lande davonliefen. Ein feindliches Heer, das die ägyptische Grenze einmal überschritten hatte, konnte hingegen bei dem eingebornen Landsturm auf ein plötzliches Heimweh rechnen, das mit Beginn der Schlacht leicht unbezähmbar wurde. Jetzt, um 1560, besaß das neue Königtum des wiederhergestellten Reichs eine neue Waffe in den Kriegswagen, einen Soldatenstand aber in den vorläufig zahlreichen Leuten, die während des langen Befreiungskampfs entweder um ihren Besitz und Erwerb gekommen waren, oder, als frühre Sklaven, keinen Nährherrn mehr hatten. Wir sahen den Schiffsführer Aahmesu bestrebt, vor allem Gefangne zu machen, die sein König ihm bisweilen als Sklaven schenkte; in einigen Fällen aber scheint sie der Herrscher gegen Verleihung eines goldnen Ehrenzeichens

selbst behalten zu haben. Wenn aber diensttaugliche Sklaven der Hyksos oder der ihnen treubleibenden Gaugrafen zu Amosis entliefen, so wäre es unklug gewesen, sie weiter als Unfreie zu behandeln; sie wurden in das Heer gesteckt und nach dem Grad ihrer Zuverlässigkeit entweder in der Front behalten oder zur nubischen Grenze beordert. Je mehr sich aber das Neue Reich festigte, desto geringer wurde diese Mannschaft. Sie konnte auch nicht durch inländische Rekrutierung soweit ersetzt werden, daß eine nennenswerte Macht als stehendes Heer zusammengekommen wäre: der Charakter des ägyptischen Ackerstaats, der schon in frühern Jahrhunderten bei Kriegsgefahr nubische Hilfsvölker hatte heranziehen müssen, erlaubte derartige Maßregeln nicht. Die durch Thutmosis III. völlig einverleibten „Neun Bogen", die Stämme südlich von Wadi Halfa, brachten bald die eigentlichen Feldregimenter allein auf: um 1400 sind den syrischen Unterthanen des Reichs die Soldaten des Pharao schlechtweg als „Bogener" (pidati) bekannt. Um seine Macht zu zeigen, muß er Pidati mit Streitwagen senden.

Will der Pharao aber besondern Schrecken verbreiten, so schickt er die „Schirtani": nach W. Max Müller Sarden, die damals keineswegs auf die Insel Sardinien beschränkt waren, sondern ihre Hauptsitze vielleicht noch an der gegenüberliegenden afrikanischen Küste hatten. Es sind Reisläufer, die unter der 18. Dynastie in kleinern Abteilungen angeworben wurden; erst die Ramessiden machen kein Hehl mehr daraus, daß die Schirtani wirklich Ägyptens beste Kriegstruppe gewesen sind: ein Ruhm, den sie für die Asiaten nachweislich schon zur Zeit Amenophis III., wahrscheinlich aber bereits unter Thutmosis III. oder noch früher besessen haben. Mit langen Schwertern und großen doppelgriffigen Rundschilden, schwerem Panzer und großem Metallhelm mit seitlichen Stierhörnern, bisweilen auch mit Wurflanze und Dolch bewaffnet, hatten die Schirtani den Feind vor allem durch geschloßne Sturmangriffe zu erschüttern. Daß eine solche Leistung durch Fußvolk bewirkt werden konnte, blieb für die Feldschlachtentaktik orientalischer Heere bis in späte Zeiten etwas Ungewohntes; noch schätzbarer war die persönliche Tapferkeit der zweifellos rohen Söldner, deren blöder Gesichtstypus von den ägyptischen Zeichnern mehrfach recht überzeugend wiedergegeben ist, bei der Erkletterung von Städtemauern.

Minder angesehen sind unter der 18. Dynastie die libyschen Hilfstruppen, von denen erst nachher die Kehak und die Maschawascha mit größern Abteilungen im Dienste des Pharao erscheinen. Solange das Neue Reich seiner Macht sicher war, hat es diese Grenznachbarn Ägyptens immer mit einiger Vorsicht verwendet; die Zunahme der Libyer in den Heeren des Königs Ramses II. ist schon als ein deutliches Zeichen von Schwäche zu betrachten: in der That hat die Besitznahme der Herrschaft durch libysche Söldnerfürsten nicht allzu lange auf sich warten lassen. Erwähnung verdienen noch die aus Kriegsgefangnen oder deren Nachkommen hervorgegangnen „Madi", genannt nach einem nubischen Stamme: sie werden zur Landespolizeitruppe bestellt und sind daher „wegen ihrer vielen Befehle" entsprechend unbeliebt; eine stärkre Abteilung hatte die Bewachung der Totenstadt von Theben zu versehen, und das spätägyptische Wort für Soldaten schlechthin („Matoi") ist von den Madi hergenommen. Es steht also nicht außer allem Zweifel, ob das „reguläre Heer" der 18. Dynastie, das bereits unter Thutmosis III. in Divisionen eingeteilt auftritt, von den Söldnern getrennt aufmarschierte. Die Verwaltung der nationalen Streitkräfte wird natürlich auch im Felde gesondert geblieben sein; aber für den Kampf war die Bildung kombinierter Heerkörper ohne weitres geboten. Doch selbst die besten offiziellen Schlachtberichte lassen nur schließen, daß die Erwähnung von Siegen der Landsknechte nicht für angemessen gehalten wurde. Ebenso gibt es bei Anwesenheit des Königs nur einen Streitwagen, seinen eignen, dessen Heranrollen die Gegner zur Flucht treibt.

Die Regierung des Königs Amosis, der etwa die Mitte der Fünfziger erreichte, ist im übrigen nicht sehr reich an Denkmälern. Seine Mumie, im Schachte von Dêr el-Bahri gefunden, ähnelt in der Haartracht der des Sekmen-Ra. Man rasierte die Schädelhaut damals nicht, wie es später wieder Sitte wurde, sondern trug die langlockigen Frisuren, durch die uns auch die Hyksosköpfe auffallen. Abweichend von den übrigen pharaonischen Beispielen gestaltet sich das Bild der Familienverhältnisse des Amosis. Es sieht aus, als sei in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit eine Verschiebung zu ungunsten der Geschwister des Königs und ihrer Nachkommenschaft eingetreten, seitdem die Königin Aahmes-Nefertari den Thron mit Amosis teilte, da diese und ihre Kinder auffallend bevorzugt werden. Nefertari erscheint bisweilen mit schwarzer Hautfarbe dargestellt; außerdem gelangte die wahrscheinlich eigens für sie geschaffne priesterliche Würde eines „Gottesweibes" des Amon von Theben nachmals unter den äthiopischen Eroberern Ägyptens wieder zu hohem Ansehen; endlich blieben sie und ihr Sohn Amenophis I. immer in eigentümlicher Weise Gegenstand des Kultus, gleichsam ein heiliges Paar. Vielleicht hatte also Amosis mit Nefertaris Hand zugleich die Unterstützung eines äthiopischen Reichs für seinen Kampf gegen die Hyksos erlangt; vielleicht ist ihm dann dieses Reich selbst, kraft seines durch die Heirat erworbnen Anspruchs, später zugefallen. Allerdings ist von einem Reich am mittlern Nillauf um diese Zeit sonst durchaus nichts bekannt geworden.

Amenophis I. (1537—1516) begann seine Herrschaft mit einem Streifzuge nach Kusch, „um die Grenzen Ägyptens auszudehnen". Der aus dem Befreiungskampfe bekannte Aahmesu von Necheb (S. 612) erzählt uns an seiner Grabwand auch davon; aber zu Heldenthaten hat die Expedition offenbar keinen Anlaß geboten. Noch einsilbiger berichtet ein andrer Krieger aus demselben Ort, Aahmes Pen-Necheb mit Namen, über einen Kampf gegen die libyschen Kehak. Als Sphinx dargestellt begegnet uns der König häufiger als seine Nachfolger; seine Mumie aus dem großen Schachte von Dêr el-Bahri ist noch nicht untersucht worden. Im Gegensatze zu seiner Rolle nach dem Tod als Schutzpatrons des Gräberfelds von Theben, die sich leise schon vor Amenophis IV. bemerklich macht und unter der 20. Dynastie sogar dem Gott Osiris gefährlich zu werden droht (Aahmes-Nefertari wird damals ganz zum Gegenstück ihres Sohns, nimmt also die Stelle der Isis ein), ist vom Leben Amenophis' I. recht wenig zu erfahren. Weder die Kultur noch die Überliefrung des Neuen Reichs mochten in seinen Tagen schon auf eignen Füßen stehen: damals ist wohl zuerst versucht worden, mit Hilfe alten Guts aus der 12. Dynastie die neuen Lebensgewohnheiten und Fortschritte, welche die Hyksoszeit gebracht hatte, im ägyptischen Sinne zu veredeln. Vielleicht hat der Erfolg auf diesem Gebiete ganz besonders das Andenken Amenophis' I. späterhin zu Ehren gebracht, wie sie eigentlich seinem Vater gebührt hätten.

Der nächste König hat uns eine in zwei, einander ergänzenden Exemplaren erhaltne Urkunde hinterlassen, die formelle Verkündigung der Thronbesteigung an den „Prinzen von Kusch", den ägyptischen Vizekönig von Nubien. Sie lautet: „Königlicher Befehl an Turo, den Prinzen und Vorsteher der Südländer. Siehe, es wird dir dieser königliche Befehl überbracht, der dir sagt, daß meine Majestät, die lebt, heil und gesund, zum Könige gekrönt wurde, ewig ohne Gleichen, auf dem Horusthrone der Lebenden. Meine Namen aber sollen lauten: 1) Horus, der starke Stier, geliebt von der (Wahrheitsgöttin) Maat, 2) der Vereiniger beider Länder (Ober- und Unterägyptens), gekrönt mit der Königsschlange, der Kraftvolle, 3) der Goldhorus, mit schönen Jahren (die er nämlich herbeiführen wird) die Herzen belebend, 4) der König von Ober- und Unterägypten, Acheperkara, 5) der Sohn des Gottes Ra, Thutmosis (der Erste),

der immerdar und ewig lebt. — Nun laß die Opfer den Göttern (von Kusch) bringen unter Gelübden für Leben, Heil und Gesundheit des Königs Acheperkara, des mit Leben erfüllten; laß schwören bei dem Namen meiner Majestät, die da lebt, heil und gesund, und geboren von der Königsmutter Senseneb, die sich wohl befindet. Das ist zu deiner Belehrung geschrieben; wisse, daß das Haus des Königs wohlauf und sicher ist. Ausgefertigt am 21. Tage des dritten Wintermonats im Jahre 1, am Tage des Krönungsfestes." Von den fünf Namen, womit sich der neue Herrscher Thutmosis I. hier schmückt, haben die drei ersten wohl nur bei rituellen Handlungen gegolten; der vierte ist der Vorname, unter dem auch der Briefwechsel mit dem Auslande geführt wird; der fünfte endlich wird auf den Denkmälern bevorzugt und ist daher für alle Könige der geschichtliche geblieben. Bei Gleichnamigkeiten, die hier die Regel bilden, genügte den Ägyptern die Beifügung des Vornamens zur Unterscheidung.

Schon Amenophis I. hatte, wie man aus einigen bildlichen Darstellungen ohne Text schließen darf, den Boden Asiens mehrmals an der Spitze eines Heers betreten; sein Nachfolger sollte dort einen ernsten Kampf bestehen. Zunächst allerdings war trotz des zuversichtlichen Erlasses an Turo die Anwesenheit des Königs Thutmosis I. in Nubien (S. 540) erforderlich, wo der gewünschte Eid offenbar verweigert worden war. Die Männer aus El-Kab, Ahmesu und Pen-Neheb, beide schon im Greisenalter angelangt, haben auch jene Fahrt stromaufwärts wieder getreulich mitgemacht und dabei bewundert, wie kampfesmutig der Pharao sich benahm. „Seine Majestät war wild wie ein Panther; er traf mit seinem ersten Pfeilschusse die Brust jenes Elenden", der die Empörer führte. Bei der Rückkehr nach Theben wurde die Leiche dieses oder eines andern Häuptlings zum Schauspiele verkehrt am Maste des königlichen Schiffs aufgehängt. Mit derselben Heftigkeit stürzte sich der König dann auf die Gegner in Asien. „Hierauf zog er nach Syrien", erzählt Ahmesu, „um Rache an diesen Ländern zu nehmen"; sie hatten also den schuldigen Tribut nicht geleistet. „Seine Majestät gelangte nach Naharina und stieß auf den Feind, der Verschwörung angestiftet hatte. Da richtete Seine Majestät ein großes Gemetzel an, und zahllose Gefangne brachte er von seinen Siegen heim. Ich aber war im Vordertreffen, und der König sah meine Tapferkeit, mit der ich einen Wagen, sein Gespann und seine Bemannung griff. Da brachte ich sie vor Seine Majestät und empfing noch einmal das Gold dafür." Pen-Neheb bestand ebenfalls wacker in dieser Schlacht. Zwei kurze Bezugnahmen des Königs Thutmosis III. (S. 622) liefern übrigens den Beweis, daß sein Vorgänger bis in die Nähe des Euphrats vorgedrungen ist. Leider herrscht auf den Inschriften der 18. Dynastie die stolze Gewohnheit, den Gegner immer nur mit einer verachtungsvollen Redensart zu erwähnen. Da aber stets Naharina, d. h. das Land zu beiden Seiten des Euphratknies, als Herd der Feindseligkeiten gegen Ägypten behandelt ist, so hatte die Dynastie ihre Kämpfe um Syrien wahrscheinlich mit dem Reiche von Mitani (vgl. S. 45 und 112) auszufechten. Der Schlag, den Thutmosis I. auf diesem Schauplatze führte, hat offenbar zur Herbeiführung eines günstigen Friedens ausgereicht. Hartnäckiger waren die Kuschiten. Schon in seinem 3. Jahre mußte der König aufs neue ausziehen, „um das elende Kusch zu zermalmen". Diesmal machte sich auch seine beßre Kriegserfahrung geltend. Die Anordnungen des großen Äthiopierbesiegers Usertesen III. (S. 606) wurden wieder zu Ehren gebracht, indem Thutmosis I. nicht nur die Grenzfestungen von Semneh und Kummeh verstärken, sondern auch den Kanal durch den ersten Katarakt aufs neue fahrbar machen ließ.

Der König, der gleich Amenophis I. in Karnak baute und auf der thebanischen Westseite die ältesten Teile des Tempels von Medinet Habu aufführte, hat nicht über 13 Jahre regiert.

Als habe er sein baldiges Ende geahnt, traf Thutmosis I. in betreff der Nachfolgerschaft Anordnungen, wodurch die verschiedensten Ansprüche zugleich erfüllt werden sollten. Um die Untersuchung von Einzelfragen dazu hat sich Kurt Sethe verdient gemacht. Freilich ist die Geschlechter- und Herrschaftsfolge zwischen 1503 und 1481: vom Tod Amenophis' I. bis zum Beginne des Alleinregiments Thutmosis' III., noch unklar. Zunächst weiß man nicht, ob Thutmosis I. der Sohn oder nur der Schwiegersohn des Königs Amenophis I. war; im letztern Falle würde sein Königtum vermutlich auf seiner Ehe mit der Königin Aahmes (Amensat) als der Erbtochter beruht haben. Damit würde übereinstimmen, daß die Tochter dieser Ehe, Hatschepsut, gegen das Ende ihres Vaters Mitregentin heißt; ihre Mutter sollte also zuvor gestorben sein. Bisher nahm man ferner an, daß Thutmosis II., des ersten Thutmosis Sohn von der Königin Mutnefert, zugleich mit Hatschepsut, die er damals heiratete, in die Mitregentschaft eingetreten sei. Das junge Paar erkannte dann seinerseits, eine Weile nach des Vaters Tode, dessen zweiten Sohn, den nachmaligen Thutmosis III., als Thronfolger (Mitregenten) an, obgleich dieser nur von einer Haremsfrau geboren war. Thutmosis II. aber starb, ehe er die Dreißig erreicht hatte; Hatschepsut und Thutmosis III. blieben allein auf dem Thron und heirateten einander, obgleich der König erst neun Jahre zählte. Angesichts dieses Lebensalters ist auch die Möglichkeit verfochten worden, daß Thutmosis III. der Sohn Thutmosis' II. sein könnte, also seine rechte Mutter oder doch wenigstens seines Vaters Weib in Hatschepsut geehelicht habe. Der Altersunterschied machte sich durch merkliches Zurücktreten des jungen Königs neben der Königin geltend, bis diese im 22. Jahre ihrer zuletzt nur widerwillig ertragnen Herrschaft mit Tod abging. Aus Kalenderangaben ist berechnet worden, daß Thutmosis III. am 4. Pachons 1503 gekrönt ward und bis zum letzten Tage des Phamenoth 1449 lebte.

Von Thutmosis II. ist wenig zu berichten. Darf man den unklar ruhmredigen Angaben einer Felsinschrift bei Assuan trauen, dann hätte er nicht nur die nubischen Chentnefer, sondern auch die Asiaten glänzend besiegt. Der alte Pen-Necheb aus El-Kab behauptet allerdings, dem Könige gegen die Schasu, also nach Südpalästina, gefolgt zu sein; „und ich brachte so viele Gefangne zurück, daß ich sie gar nicht zählte": eine auffallende Wendung. Der Krieg gegen die äthiopischen Stämme dagegen wird indirekt durch Arbeiten an der Festung zu Semneh und anderwärts bestätigt. Die ältesten Teile des Tempels von Der el-Bahri sind ebenfalls von dem Könige begonnen worden. Doch seinen Thaten hat früher Tod ein Ende gemacht. Die Mumie Thutmosis' II. erweckt den Eindruck, daß der Körper einer schweren Krankheit erlegen ist: dem noch nicht 30 Jahre alten Mann ist das Kopfhaar bereits zum größten Teil ausgegangen, und auch die Züge sind eigentümlich verfallen. Länger als fünf Jahre (1503 bis 1498) wird er nicht auf dem Throne gesessen haben.

Hatschepsut hat als Selbstherrscherin den an geschichtlich und kulturhistorisch denkwürdigen Schildereien reichen Tempel von Der el-Bahri (so nach einem später hineingebauten koptischen Kloster benannt) vollendet. Unser Hauptinteresse wird von der schon oben (S. 540 und 585) berührten Darstellung jener großen Expedition gefesselt, die Hatschepsut in ihrem 9. Regierungsjahre nach Punt entsandt hat. Dieses steinerne Bilderbuch beginnt mit einem Zwiegespräche zwischen der Königin und dem Gott Amon, der, um seine Erlaubnis befragt, die Ausreise „dringend empfiehlt"; denn Hatschepsut sei ja so unendlich fromm, daß sie allen Anspruch habe, durch ein gutes Geschäft dafür belohnt zu werden. Und Amon fängt an, im einzelnen zu prophezeien, was für wertvolle und merkwürdige Dinge die Handelsexpedition ergeben werde; dafür hat er später seinen reichlichen Anteil empfangen. Acht Schiffe durchzogen das Rote Meer; und sie

kehrten zurück, bis unter die Raaen beladen. Das Eintreffen der Schätze des Weihrauchlands, die im Austausche gegen ägyptische Metallwaren, besonders Waffen, erworben worden waren, gab in Theben Anlaß zu Festlichkeiten und militärischen Schaustellungen, bei denen Thutmosis III. bescheiden als Amonspriester auftrat. Überhaupt zeigte die Königin, die sich gern mit einem Bart um das Kinn abbilden ließ, offenbare Vorliebe für Veranstaltungen, die ihre Machtvollkommenheit ans Licht stellten. Schwerlich hat die Regierung einer Frau formell gegen die Sitte verstoßen; schwerlich hat Hatschepsut den Königsbart nur angelegt, um dem salischen Gesetze gewissermaßen Abbitte zu leisten. Im Gegenteile scheint sie von der höchsten Meinung über sich selbst erfüllt gewesen zu sein; wahrscheinlich fehlte es zu ihrer Zeit nicht an Bildern, auf denen sie die Völker des Erdkreises am Schopf hielt und das Kriegsbeil schwang: Skulpturen, die freilich Thutmosis III. nachher mißfallen mußten und infolgedessen bald wieder verschwunden sind.

Auch auf Spuren einer Günstlingswirtschaft unter Hatschepsut treffen wir. „Die große Amme", d. h. der Erzieher der Prinzessin Nefrura, ein gewisser Senmut, wurde trotz seiner geringen Abkunft von der Königin „groß gemacht vor beiden Ländern". Sie entdeckte ihn, als er noch Verwaltungsbeamter des Amonstempels war, erhob ihn zum Obersten der Obersten, Palastvorsteher und Vertrauten, häufte also Ehren auf ihn, die „nicht in den Schriften der Vorfahren gefunden wurden". Ein Steinbild, das den mächtigen Freund der Königin hockend darstellt, den hieroglyphenbedeckten Mantel schützend um seine junge Prinzessin gewickelt, wurde ihm ebenfalls von Hatschepsut als Belohnung gegeben. Hatschepsut, die noch im 16. Jahre ihrer Herrschaft zwei gewaltige Obelisken in Karnak errichten ließ, starb 1481. Von der zur Thronfolge bestimmten Prinzessin Nefrura verlautet nichts, ebenso verschwindet Senmut aus der Geschichte; und Hatschepsuts und Senmuts Namen wurden durch Thutmosis III. verfolgt: der Schein eines gewaltsamen Thronwechsels ist jedenfalls nicht vermieden. Die Macht des Reichs, die in den Außenprovinzen, besondes den syrischen, Abbruch erlitten haben muß, konnte nur durch die Entfernung der Königin wiederhergestellt werden, da ja ein siegreicher Oberbefehlshaber, ob Thutmosis oder ein andrer, für sie eine Gefahr bedeutet hätte.

Den seltnen Königen, deren Erfolge einer nüchternen Auffassung ihrer Obliegenheiten und der Fähigkeit thatkräftigen Zufassens entsprangen, ist Thutmosis III. darin ähnlich, daß er schon von Jugend auf verurteilt war, unthätig allerlei Regierungshandlungen gegenteiliger Art zuzusehen, die ihm vielleicht weniger widerstrebt hätten, wären sie nicht mit Zurücksetzungen seiner Person verbunden gewesen. Sein politischer Beruf, das Ansehen Ägyptens nach außen wieder herzustellen, lag zwar klar genug vorgezeichnet; aber ein minder hartnäckiger Charakter hätte wohl die Grenze eingehalten, die sich nachmals Ramses II. gefallen ließ. Der kleine Mann mit den groben Gesichtszügen, bisher das Stiefkind seines Hauses, mag in den letzten Jahren Hatschepsuts bereits die Hoffnung der alten und jungen Kriegshauptleute gebildet haben, die auf seine Abneigung gegen den herrschenden Flitterkram zählten. Sie hatten sich nicht getäuscht. Sicher hat sich Thutmosis III., der des Kriegs zuerst wenig oder gar nicht kundig gewesen sein kann, dann stark auf den Rat erfahrner Heerführer gestützt. Auf den Denkmälern leistet der König natürlich immer alles allein. Doch die ausgleichende Gerechtigkeit fehlt auch hier nicht; nur fällt ihre Vertretung diesmal der Sage anheim. Der Papyrus Harris in London, eine Sammlung von Legenden und Märchen, beginnt unter anderm von einem Feldhauptmann Thutia zu erzählen, der die Stadt Jafa für seinen König Thutmosis III. auf wundersame Weise gewonnen habe. Er benutzte nämlich dessen Zauberstab, um 200 ägyptische

Krieger in Thonkrüge hineinzuwünschen. Diese wurden arglos nach Jafa ins Vorratshaus gebracht; die Ägypter verließen ihr Versteck, banden die syrische Besatzung mit Stricken und übergaben den Ort dem Könige. Nun ist aber der Feldhauptmann Thutia trotzdem eine geschichtliche Person, die nachweislich unter Thutmosis III. gewirkt hat, aus deren Grabe wertvolle Gegenstände den Weg in verschiedne Museen genommen haben.

Lange noch hat die Furcht vor dem Glanze der ägyptischen Waffen zu Thutmosis' III. Zeit bei den Asiaten nachgewirkt, bis man sich endlich auch in Syrien überzeugte, daß die militärische Anstrengung des Nillands unter dem furchtbaren „Manachbiria" (Men-chepru-Ra-Thutmosis) nicht so leicht wiederkehrte. An der nördlichen Wand des Baus, den der König dem Amonstempel zu Karnak einfügte, war der fortlaufende Bericht von seinen Feldzügen und Tributempfängen angebracht; das wertvolle Inschriftenfeld ist, trotz mancher Schädigung in alter und neuer Zeit, wenigstens in seinen Hauptteilen leidlich erhalten geblieben. Diese monumentale Geschichte der Feldzüge Thutmosis' III. führt ihre übliche Bezeichnung ‚Annalen' insofern mit Recht, als sie genau nach dem Muster einer babylonischen oder nach babylonischem Vorbild entworfnen Annaleninschrift angefertigt ist. Während aber die Vorkommnisse nach dem 23. Jahre des Königs in trocknem Annalenstile behandelt sind, bildet der erste Feldzug ein wohlverständliches litterarisches Ganze für sich, das den Hergang deutlich entwickelt.

„Am 25. Pharmuthi im 22. Jahre seiner Herrschaft rückte Seine Majestät ab von der (Grenz-) Stadt Zaru zu seinem ersten Siegeszug, um die Grenzen des Reichs zu erweitern. Die Bewohner von Scharuhen, und von ihnen an bis zu den Enden des Lands, alles war im Aufruhr. Am 4. Pachons im 23. Jahre des Königs, am Krönungsfeste, war er in Gaza und hielt die Stadt besetzt. Am 5. brach er mit Macht von dort auf; ... bei der Befestigung von Jehem am 16. Pachons angelangt, befahl der König einen Kriegsrat, und redete ihn an: ‚Jener Feind aus Kadesch ist vorgerückt und hat Megiddo eingenommen, dort sitzt er nun und hat die Gaufürsten alle bis Naharina hin, die Ägypten bisher gehorchten, um sich versammelt. Da sind also die Syrer und die Kadeschiten, ihre Rosse und Reisigen, und jener spricht: ich bleibe hier! Nun saget an.' — Da antworteten sie Seiner Majestät: ‚Es ist nichts Geringes, daß wir den Weg hier vor uns einschlagen sollen; denn er verengt sich später sehr. Späher haben ja berichtet, daß der Feind uns angreifen will, sobald wir uns auseinanderziehen. Im Paß aber kann nur Mann hinter Mann und Roß hinter Roß gehen, und gewiß wird unser Vortrab längst angegriffen sein, während der Nachtrab noch in Aaluna wartet. Es gibt zwei andre Straßen: siehe, die eine bringt uns nach Taanak (südlich von Megiddo), die zweite aber führt nördlich von Zefta vorüber und kommt nördlich von Megiddo heraus. Unser Gebieter möge nach Belieben einen dieser Wege nehmen lassen, doch nicht jenen schwierigen Paß.' Allein der König ließ verkünden: ‚So wahr ich lebe und Ra mich liebt, Amon mich lobt und mein Hauch Leben und Wohlsein gibt — eben diesen Weg von Aaluna (also mitten über den Höhenzug des Karmel) will ich gehen. Wer von euch nicht mag, der wähle die andern, und wer's wagt, der folge Meiner Majestät. Denn die da drüben, und besonders der vor Ra verhaßte Feind, sie würden denken, Seine Majestät gehe aus Furcht den Umweg.' Und sie antworteten im Heere: ‚Beim Leben Amon-Ras, des Herrn der Throne beider Länder, der in Theben wohnt und dich gezeugt hat, wir folgen Deiner Majestät, wohin es sei, wie der Sklave seinem Herrn.'" Die Schilderung des zweitägigen Übergangs über den Karmel ist lückenhaft. War der Paß von Aaluna nicht unbewacht, so ließ Thutmosis III. die Seitenhöhen besetzen und den Nachtrab vorübermarschieren. Noch am 20. Pachons schlug der König sein Zelt angesichts der Stadt Megiddo auf.

„Früh am Morgen des 21. Pachons", fährt der Bericht fort, „am Tage des Neumondsfestes, wurde Befehl zur Einnahme der Schlachtordnung gegeben. Seine Majestät im Kriegsschmucke bestieg den Wagen aus Silbergold; so glich er dem Spender der Macht, Horus und dem (Kriegsgotte) Month von Theben; sein Vater Amon stärkte ihn. Der rechte Flügel des Heers lehnte sich an einen Hügel südlich vom Bache Kina; der linke erstreckte sich bis zum Nordwesten von Megiddo. Seine Majestät hielt in der Mitte; hoch ragte er hervor an der Spitze des Heers. Als ihn aber die Feinde so erblickten, flohen sie Hals über Kopf nach Megiddo zurück und ließen ihre mit Silber und Gold geschmückten Wagen samt Rossen im Stich. Die Besatzung aber hatte schon die Thore geschlossen; darum zog man die Fliehenden mit Tüchern und Stricken über die Mauern. Hätten sich die Truppen Seiner Majestät nicht so sehr mit der Beute beschäftigt, Megiddo wäre auf der Stelle gefallen. Den erbärmlichen Kadeschiten und den von Megiddo selbst, siehe, man zog sie so in die Stadt; denn die Furcht Seiner Majestät war auf sie gefallen und lähmte ihre Waffen." Eine vorläufige Musterung der Beute, unter der sich auch das Zelt des Fürsten von Kadesch befand, führt zur Belagerung Megiddos über. „Seine Majestät ließ dem Heer ansagen: ‚Wenn ihr Megiddo bald einnehmt, so werde ich wohlthätig sein wie Ra; denn es befinden sich die Obersten aller aufrührerischen Städte darinnen, und die Eroberung von Megiddo wird sein wie die von tausend Städten auf einmal. Also macht euch frisch daran.' Es ging jeder an seinen Platz, und ein Wall wurde um die Stadt errichtet aus dem Holz ihrer Obstbäume. ... Und alles, was Seine Majestät that wider die Stadt und wider den Elenden nebst seinen Knechten, das ist alltäglich genau verzeichnet worden; und die Lederrolle ist heute im Amonstempel niedergelegt." Aus spätern assyrischen Denkmälern geht hervor, daß auch dieses Verfahren den Asiaten abgelernt war; übrigens erklärt das Vorhandensein des Tagebuchs zugleich die Ausführlichkeit der aus ihm abgeleiteten Inschrift. „Endlich aber traten die Fürsten dieses Lands mit ihren Gefolgsleuten heraus. Sie küßten den Boden vor Seiner Majestät und baten um ihr Leben. Sie brachten herbei ihre (bisher verweigerten) Tribute, und der König ordnete die Verwaltung aufs neue." Die Kriegsrüstung der Syrer war übrigens vortrefflich gewesen: allein 924 Kriegswagen und über 200 Panzerhemden bester Arbeit werden unter anderm als Beute verzeichnet.

Die Schilderung, die Thutmosis III. hier von dem Schrecken entwirft, den seine Erscheinung in der Schlacht bewirkt hat, entspricht durchaus der typischen Auffassung derartiger Ereignisse in der ägyptischen Kunst; so darf die Tafel bei S. 648, die den König Sethos I. um 1325 vor einer Stadt in Asien kämpfend zeigt, als allgemein gültig betrachtet werden. Megiddos Einnahme war ein sehr großer Erfolg, der die bis dahin berechtigte geringe Meinung von Thutmosis' Kraft und Selbstvertrauen ändern mußte. Die Übertreibung, daß mit jener Stadt, wo die meisten syrischen Empörer zusammengetrieben waren, tausend andre zu Falle geraten würden, war darum im Munde des Königs nicht allzu stark; eine geographisch allerdings erst unbefriedigend erschloßne Städteliste zu Karnak („Namen der Völker von Ober-Retennu, die Seine Majestät belagerte in der Feste Megiddo, und deren Kinder er wegführte als lebend Gefangne in die Festung Suhen bei Theben") gibt mehrere Hunderte von Namen. Auch die neutralen asiatischen Fürsten regten sich nach und nach; zuerst bringt der politisch noch unbedeutende Fürst von Assur den Austausch von Geschenken mit Ägypten in Gang.

Aber es bedurfte neuer Feldzüge in den Jahren 1478—75, um auch nur das Gebiet südlich vom Libanon an den schuldigen Gehorsam zu erinnern; und sobald wir mit dem 29. Jahre des Königs wieder Daten aus Karnak bekommen, zeigt es sich, daß ein großer Krieg gegen das

Reich von Naharina (Mitani; vgl. S. 617) daraus hervorgegangen ist. Die feste Stadt Tunip nördlich von Damaskus wurde erobert und dem Sonnengotte geweiht; danach wurde das phönikische Arvad eingenommen und so hart behandelt, daß sich die Arvaditen sofort von neuem empörten. Daher mußten Arvad und das südlich davon gelegne Sumur im folgenden Jahr abermals erobert werden; worauf ging der Fall von Kadesch am Orontes, das aber gleich nachher wieder Hauptstützpunkt des Widerstands ist. Bei dieser Gelegenheit taucht ein jüngrer Kampfgenosse des Königs zum erstenmal auf, der spätre Feldhauptmann Amenemheb. Auch er, der hier zwei Gefangne machte und dafür Ehrenzeichen empfing, hat sein Grab in Theben mit einem durch die Erwähnung kleiner, allerdings undatierter Einzelzüge fesselnden, wenn auch etwas verwirrten Auszug aus seinen Kriegserinnerungen schmücken lassen.

Thutmosis ist im Laufe der nächsten Jahre wohl nur zu kürzern Besuchen nach Theben gekommen, um den Dank seines Vatergottes Amon für die aus der Beute und den Tributen fließenden Reichtümer entgegenzunehmen. Sonst hat der König mit einer damals gewiß seltnen Beharrlichkeit seinen langen und wohl nicht aus lauter Siegen zusammengesetzten Kampf in Asien ausgefochten. Schon das 33. Regierungsjahr führte die Ägypter bis zum Euphrat an den Punkt, wo Thutmosis I. seinen Denkstein errichtet hatte (S. 617), neben den sein Nachkomme jetzt einen neuen stellte. Die unweit des Flusses, also etwa nördlich von Aleppo, gelegne Stadt Nü ergab sich, nachdem ein zu ihrem Schutze herbeigerücktes Heer unter den Mauern geschlagen war; Thutmosis III. nahm dort eine Weile Quartier und ließ eine zweite Inschrift aufrichten. Die Tribute und Geschenke am Ende des Jahrs lassen im Hinblick auf ihre Herkunftsländer den Schluß zu, daß mindestens ein Waffenstillstand zwischen Thutmosis und dem Reiche von Naharina zu stande gekommen war. Thutmosis III. richtete seine Bedingungen derart ein, daß jedes Zögern noch so loyal sich gebärdender Stadtobersten oder Bezirksherren auch schon deren geheime Gesinnung bloßstellte. Dies fortgesetzte strenge Zugreifen innerhalb seines eignen Interessengebiets gefiel aber dem mesopotamischen Grenznachbar so wenig, daß er schon zwei Jahre darauf wieder ein Heer aussandte, um den Fall der Festung Araana zu hindern. Aber das ägyptische Verfahren drang durch; und das Jahr 40 brachte endlich Ruhe.

Desto eifriger gab der Gegner jenseit des Euphrat acht, ob sich nicht ein verlorner Funke anblasen ließe. In seinem 42. Regierungsjahr erschien Thutmosis III. von neuem, wohl das letzte Mal, mit Heereskraft in Asien. Zunächst „machte sich Seine Majestät auf den Küstenweg, um zu züchtigen die Stadt Irkata", eins der nordphönikischen Gemeinwesen; auch Tunip wurde anscheinend ungehorsam befunden. Aber den Kern des Widerstands bildete Kadesch. Die Belagerung, durch siegreiche Abwehr eines naharinischen Entsatzes unterbrochen, endete mit Erstürmung der wasserumschloßnen Stadt. Der König ließ an die Mitkämpfer und wohl auch an die Teilnehmer am Siegesfest in Theben große Skarabäen (vgl. S. 610) verteilen, deren Aufschrift ihn als Besieger von Kadesch feierte. Die Inschriftfelder von Karnak nehmen hier ein Ende. Wir wissen nur noch, daß Thutmosis in seinem 50. Jahr auch einmal Nubien besucht und dabei ein paar unzufriedne Stämme gescheucht hat. Ein recht ansehnliches Denkmal zu Ehren seiner Siege, dessen Inschrift die unentbehrliche dichterische Verherrlichung liefert, hatte in Karnak seinen besondern Platz. Amon-Ra führt hier das Wort, indem er den König anredet: „Ich gebe dir Kraft und Sieg über alle Völker; ich setze deinen Geist und deine Furcht über alle Länder, und deinen Schrecken bis an die vier Himmelspfeiler. Ich lasse deine Macht groß sein in allen Leibern, ich lasse dein Geschrei die Neunbogenvölker verfolgen; die Großen aller Länder sind vereinigt in deiner Hand. Ich selbst erhebe den Arm und binde sie für dich.

Die äthiopischen Nomaden sammle ich dir zu Zehntausenden und die Bewohner des Nordens zu Hunderttausenden als lebend Gefangne." Und so weiter in zehn symmetrischen Strophen.

Zum erstenmal war Ägypten einem Militärstaate so ähnlich geworden, daß die Schreiberkreise besorgt wurden. Es mochte bei Lebzeiten des großen Eroberers weder weise noch dankbar sein, darüber zu schmälen. Die Reichtümer Asiens wurden von Thutmosis III. freigebig verteilt; aber den Vorrang unter den Empfängern behielt doch Amon, der Gott Thebens und des Königshauses. Die Gefahr einer dauernden Überfütterung vorausahnend, richtete der König nach Abschluß seiner Feldzüge seine Aufmerksamkeit auch auf die übrigen Tempel. Im Jahre 47 hat z. B., wie ein Denkstein aus Heliopolis berichtet, „Seine Majestät befohlen, diesen Tempel mit einer Umfassungsmauer zu umgeben, als er Heliopolis, das Haus des Ra, reinigte." Zwei hohe Obelisken, die er hier aufrichten ließ, wurden schon zur Römerzeit nach Alexandria verschleppt, von wo der eine 1877 nach London, der andre 1880 nach New York geführt wurde, während zwei weitre aus Theben im Jahrhundert Konstantins nach Byzanz und nach Rom gewandert sind; man spricht seit alter Zeit von diesen vier spitzen Denkmälern Thutmosis' III. als den „Nadeln der Kleopatra" und setzt damit ein Unrecht fort, das sich die griechische Überlieferung, Manethon eingeschlossen, dem Andenken des Königs gegenüber schuldig gemacht hat. Ob nicht am Ende doch eine Mißstimmung der ägyptischen Litteraturbewahrer gegen den Soldatenkönig dauernd nachklang? Er hatte als Knabe und junger Mann die Jahre seiner Ohnmacht als Amonspriester verbringen müssen, dabei die Bedeutung dieser Kultusgemeinschaft im Staate kennen und die Anschauungen ihrer Vertreter beurteilen lernen. Die Luft des Feldlagers nachher schien ihm reiner und anziehender; je reichlicher er dem Vater Amon spendete, desto deutlicher konnte er als Wissender den Auguren seine eigne Meinung sagen. Wahrscheinlich lagen auch noch alte Ärgernisse aus Hatschepsuts Zeit unbegraben zwischen ihnen. Jedenfalls war es ein Glück für Amon, daß aus Thutmosis III. nur ein kühner Degen wurde, der den Kultus zu reformieren gar nicht versuchte. Ein andrer seines Hauses, der damit Ernst machte, ist dafür völlig aus dem Gedächtnisse gelöscht worden. Neben mancherlei Bedenken, die der Aufbau der Märchen vom Könige Sesostris an sich wachruft, die Thutmosis III. zu gunsten Ramses' II. zu verdrängen bestimmt waren, läßt sich der Beweis führen, daß es nachmals eine priesterliche Anweisung gegeben haben muß, Thutmosis' Namen zu umgehen. Als Germanicus im Jahre 19 n. Chr. Karnak besuchte, übersetzte ihm dort ein alter Geistlicher die Annalen sinngetreu; und als ihren Verfasser nannte er — „König Ramses".

Außer Theben und Heliopolis sind auch Memphis und Denderah, der Sitz Hathors, mit neuen Anlagen von Thutmosis bedacht worden. Die bauliche Bedeutung der Arbeiten am Denderah-Tempel wird von einer ausführlichen Inschrift hervorgehoben: ... „Der große Bau ist eine Wiederherstellung des Ganzen, veranstaltet von König Thutmosis III. nach dem, was in einer Urkunde aus der Zeit des Königs Chufu stand." Ferner wurde „der große Bauplan von Denderah gefunden in einer alten Zeichnung, entworfen auf einer gegerbten Tierhaut aus den Zeiten der Sches-u-Hor; man fand sie im Innern einer Mauer des königlichen Palasts in den Tagen des Königs Pepi I." Auch auf Elephantine muß ein umfangreichres Heiligtum von Thutmosis erneuert oder errichtet worden sein, dessen Ruinen 1822 abgerissen worden sind; einzelne nachträglich gerettete Inschriftenbruchstücke sind durch ihre kalendarischen Angaben für die historische Zeitrechnung wichtig geworden. Sehr viel geschah für Nubien, so besonders in Amada und Wadi Halfa. Das Grab des Eroberers aufzufinden gelang erst im Jahre 1898, während die Mumie schon 15 Jahre früher aus dem Zufluchtsverstecke von Der el-Bahri zu

Tage gekommen war. Soviel bis jetzt festgestellt ist, hatte Thutmosis I. den Anfang mit einer neuen Form für Königsgräber gemacht, indem er die freistehende Kleinpyramide mit Vorbau aufgab und dafür in der Felswand eines tief nach Westen vordringenden Thalspalts der thebanischen Gräberstadt seine Ruhestätte ausbohren ließ. Gleichartige Anlagen, die nur durch eine Thür mit der Oberwelt in Verbindung standen, haben auch seine Nachfolger für sich herstellen lassen, so daß das einsame Totenthal noch heute den Namen der Königsgräber (Biban el-Moluk) führt. Während aber die entsprechenden unterirdischen Räume der Ramessiden längst durchforscht waren, hat V. Loret an einer noch unberührten Stelle den 20 m langen Schacht entdeckt, der in die Grabkammern Thutmosis' III. hinabführte. Die Wände der hintersten Kammer, in der auch der Sarkophag stand, waren in einer Art Bilder-Tapetenmalerei mit einem Texte des Totenbuchs bedeckt; die Vorkammer zeigte eine Galerie von über 700 Götterbildern.

Von Amenophis II. (1449 bis etwa 1428) ist sehr wenig bekannt. Aus den kümmerlichen Resten seiner Inschriften und den biographischen Hinweisen des Feldhauptmanns Amenemheb (vgl. S. 622) ist nur zu erschließen, daß Amenophis II. als Kriegsfürst kein unwürdiger Nachfolger des schrecklichen „Manachbiria" (S. 620) gewesen ist. Kaum hatte er in Theben die Krone aufgesetzt, als schon die Nachricht kam, daß ein Teil der syrischen Provinzen die Huldigungsgeschenke verweigere. Der König erschien rasch in Galiläa, überschritt den Orontes, warf eine feindliche Abteilung über den Haufen und erschien vor Nii, das ihm sogleich die Thore öffnete. Ein Feldzug gegen das Land Techsi endete damit, daß Amenophis die Leichen von sieben Fürsten der Gegend nach Theben schaffen ließ, wobei sie nach damaliger Triumphsitte an den Beinen vom Vorderteile der Königsbarke herabhingen; sechs wurden dann noch an der Stadtmauer zur Schau gestellt, der siebente Leichnam nach Napata weitergeschickt. Die nubischen Stämme machten aber ebenfalls so zu schaffen, daß Amenophis bis in die Nähe des heutigen Chartum vordringen mußte. Über Ben-Naga hinaus, wo sich zwei kleine Steinfiguren aus dieser Zeit (Amenophis reicht knieend dem Gotte Chnum Weinspenden) gefunden haben, ist keine südlichere Spur ägyptischer Herrschaft bekannt geworden.

Das gleichfalls von Loret geöffnete Grab des Königs Amenophis II. ist nach Ausstattung und Anlage geringer: die Wände teils leer geblieben, teils ziemlich flüchtig beschrieben. Seltsamerweise fanden sich vier Mumien junger Menschen vor, auf Holzbarken festgebunden, gleichsam als Begleiter des Königs ins Totenreich (wenn nicht als Opfer der Kabinettsjustiz des folgenden Königs Thutmosis IV.); sie waren noch vor dem völligen Austrocknen hinabgebracht worden, und eine davon trug ein tiefes (von einem spätern Grabdiebe verursachtes?) Loch im Schädel. Da auf Anordnung des Ministeriums in Kairo das Grab mit seinem ganzen Inhalte schon nach wenigen Wochen wieder vermauert worden ist, so bleibt die für Ägyptens Kulturgrundlagen wichtige Frage, ob man den Königen des Neuen Reichs außer hölzernen Uschebti auch eigens getötete Lieblingssklaven ins Jenseit mitgesandt habe, vorläufig offen. Aber auch die Mumie Amenophis' II. war in ihrem Grabe verblieben; und nicht nur sie allein: die von sieben spätern Herrschern sind gegen 1100 v. Chr., als man sich hier der Diebstähle nirgends mehr zu erwehren wußte, in einer Seitenkammer untergebracht worden, während die übrigen in den Schacht von Dêr el-Bahri wanderten. Seitdem enthielt das abermals verschloßne Grab außer Amenophis II. noch die Körperreste seiner unmittelbaren Nachfolger Thutmosis IV., Amenophis III. und IV., ferner die von Sethos II., Si-Ptah, Ramses IV., V. und VI.

Mit Thutmosis IV. (1428—1419) begann zuerst eine Gegenwirkung fühlbar zu werden, die von den nichtmilitärischen Großen wohl längst ersehnt und vorbereitet war. Wo die

Ereignisse dem Soldaten die erste Rolle im Staat anweisen, macht sich sein Einfluß leicht auch in Verwaltungsangelegenheiten geltend; der Herrscher selbst gewinnt den Eindruck, daß der durchgreifende und streng nach Befehl handelnde Offizier sich auch hier weit tüchtiger zeige als der Aktenblättrer mit seiner Rücksicht auf Gepflogenheiten und andre nur scheinbar überflüssige Dinge. Die „Schreiberhäuser" haben es seit den Erfahrungen des 15. Jahrhunderts geradezu für ihre Pflicht gehalten, das Soldatentum immer als ein niedriges Handwerk zu behandeln und ihre Schüler, die künftigen Regierungsbeamten, vor dem Dienste mit der Waffe eindringlich zu warnen. Was unter Thutmosis III. sicher nicht der Fall gewesen ist, hat der Schreiberstand nachher durchgesetzt: alle höhern Befehlshaberstellen im Heere sind an seine Leute ausgeliefert worden, und zwar in der Regel als Nebenposten. So ist es unter den Ramessiden schon dahin gekommen, daß ein „erster Wagenlenker des Königs", der außerdem Gesandter und „Oberhaupt der fremden Länder und Völker" ist, seinem jungen Untergebnen in einem poetischen Briefe vom Eintritt sowohl in den „Stall des Königs" als auch unter die Fußtruppen feierlich abraten darf. Mit dem Prügel erzogen, werde der Offizier endlich nach Syrien ins Feld geschickt: „Speise und Trinkwasser trägt er auf dem Arm; er ist beladen wie ein Esel, sein Nacken schmerzt, seine Rückenwirbel krachen. Vor dem Feind ist er wie der Vogel im Netze, bei der Heimkehr wie wurmstichiges Holz. Er kommt krank wieder; man muß ihn auf den Esel laden, während seine Kleider gestohlen werden und sein Sklave davonschleicht." Obersten und Feldhauptleute aber, die solche Lehren gaben und natürlich auch im Kriege nur an die Fleischtöpfe Ägyptens dachten, sind gewiß niemals gern nach Syrien gezogen, sondern haben lieber den fremden Söldnern eine Zukunft am Nil eröffnet.

König Thutmosis IV., der vielleicht nicht von vornherein Thronfolger war, ordnete sogleich bei seinem Regierungsbeginne die Freilegung des längst vom Wüstensande zugedeckten großen Sphinx (S. 592) an. Ein Denkstein in Gizeh belehrt die Nachwelt, daß der fromme Herr noch als Prinz mit wenigen Dienern in die Wüste zur Löwenjagd gefahren sei, „ohne daß es die Leute wußten". Um die Mittagszeit habe er sich dann im Schatten des Sphinxkopfs schlafen gelegt. Und im Traum erschien ihm der vom Sphinx dargestellte Sonnengott, erklärte den Prinzen für seinen rechten Sohn und versprach ihm das Königtum; doch solle er sein Bild hier ausgraben lassen: „mich bedrängt der Sand dieser Wüste, auf der ich stehe". Thutmosis vergaß den Traum nicht, obgleich er auf Unnützes hinauslief, da das Denkmal immer wieder vom Sand erreicht wird. Das Ganze sieht nach einer geschickten Einkleidung aus für die Thatsache, daß die Priesterschaft den Prinzen heimlich begünstigt hat. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, die dem Könige gestattete, immerdar ruhig im Lande zu sitzen. Thutmosis IV. hat äthiopische Stämme unterwerfen und ebenso unbotmäßige Stadtfürsten in Phönikien zum Gehorsame bringen müssen; ja, seine Kriegszüge sollen sich nordwärts bis Naharina, südwärts bis zu dem nubischen Lande Kare erstreckt haben. Übrigens waren die Führer aus der Schule Thutmosis' III. und Amenophis' II. noch keineswegs weggestorben; zu ihnen gehörte Menchepru-Rameri-Amon als „Erster der Feldhauptleute".

Auf dem vom Nil im Herbst überspülten Fruchtlande des thebanischen Westufers erheben sich die beiden berühmten Riesensitzbilder, von denen das eine zur Römerzeit als die bei Sonnenaufgang klingende Säule des „Memnon" galt und diesen Namen behalten hat. Der Sohn und Nachfolger Thutmosis' IV., Amenophis III. (1419—1383), hatte die 21 m hohen Steinriesen, die beide ihn selbst abbildeten, von seinem Großbeamten Amenhotep, dem Sohne des Hapu, als Thorwarte eines neuen, jetzt nahezu verschwundnen Tempels errichten lassen. Die

spätre Legende behandelt den König und den ihm gleichnamigen (Amenophis ist nur die gebräuchliche altgriechische Form für Amenhotep) weisen Sohn des Hapu, der wegen seines Wissens „göttlichen Wesens teilhaftig zu sein schien", gleichsam wie ein paar Unzertrennliche. Der „Fürst und königliche Schreiber" Amenhotep, der sich später in der Nähe noch einen Privattempel errichten durfte und endlich als Verfasser magischer Litaneien die Spätern erbaut hat, ist aber nur ein hervorragendes Mitglied des priesterlichen Kreises, der sich um den neuen König zusammenschloß, gewesen.

Von einem Feldzug erfahren wir nur aus dem Anfange der 36jährigen Herrschaft Amenophis' III.: er richtete sich gegen Nubien, war 1415 beendet und scheint dem Vizekönige von Kusch, Mermes, überlassen geblieben zu sein. Tritt der König aber auch einmal, ohne nähre Angaben, in der Haltung eines Asiatenbesiegers auf, so wollte er lediglich diesen Ruhmestitel seiner Vorfahren nicht einschlafen lassen. Die auswärtige Politik des Reichs versuchte jetzt, die Kriege dadurch überflüssig zu machen, daß sie einen Bruchteil der Rüstungskosten auf Geschenke an die unabhängigen Könige der Nachbarstaaten verwendete; dabei stellte sich noch der Vorteil ein, daß freundschaftliche Gaben erwidert werden mußten. Selbstverständlich hatte im Frieden solcher Verkehr zwischen den Höfen stets bestanden; es ist nur ein Zufall, daß gerade aus den letzten Jahren Amenophis' III. und aus der Regierung seines Nachfolgers uns ein guter Teil des ägyptischen Archivs neuerdings als Fund von (Tel)el-Amarna bekannt und erschlossen worden ist. Aber auch aus diesen Thontafeln in Keilschrift und babylonischem Semitisch, der allgemeinen Diplomatensprache jener Zeiten (vgl. S. 17), sind noch Spuren zu ermitteln, die auf weniger herzliche Gepflogenheiten unter frühern Regierungen hindeuten. Daß sowohl der kassitische König von Babylonien als auch König Tuschratta von Mitani, so oft sie auf frühre Fälle im brieflichen Verkehre zurückgreifen müssen, etwa mit ihrem dritten Vorgänger innehalten, besagt zwar dafür noch nichts, weil über den Begründer des eignen Hauses oder der eignen Linie wohl nicht hinausgewiesen werden sollte. Aber Tuschratta erklärt, eine Tochter seines Großvaters Artatama sei nur gezwungnermaßen an Thutmosis IV. gegeben worden; ebenso sei es noch seiner Schwester Giluhipa ergangen, die sein Vater Schutarna schon an Amenophis III. gesandt habe („Wundervolles, was Seiner Majestät gebracht wurde: Kilugipa, Tochter des Satarna, Königs von Naharina, und 317 ihrer Mädchen", Worte auf einem großen Skarabäus). Als jedoch Tuschratta auch seine Tochter Taduhipa dem alternden Ägypterkönige mit großer Mitgift hingab, erhielt er sehr viel Gold als Gegengeschenk und dabei die Versicherung, daß das Gold Ägyptens immer zur Genüge in Mitani vorhanden sein solle. Diese Erwähnung verfolgt in ihrem Zusammenhange freilich wieder den Zweck, noch mehr davon herauszuschlagen; doch gleichzeitige Briefe aus Assyrien und dem kyprischen Königreich Alaschja beweisen, wie viel Aufsehen und Neid die großen Sendungen Goldes nach Mitani überall erregt hatten. Demnach dürfte Amenophis III. von dem bisherigen Einschüchterungs-Grundsatze der ägyptischen Politik abgewichen sein, um ihn durch Verbreitung von interessiertem Wohlwollen zu ersetzen. Die Fehler der Berechnung kamen bald zum Vorschein. Allerdings wurden die Könige Vorderasiens bei dem allgemeinen Wettrennen um das Gold des Pharao im nützlichen Mißtrauen gegeneinander bestärkt; aber der Einzelne schraubte seine Ansprüche höher und höher, bis gegen den Ausgang von Amenophis' III. Regierung schon der freundschaftliche Verkehr wenigstens mit Babylonien zu stocken anfing. Die Belastung des Haushalts durch fortwährende Spenden legte es wahrscheinlich nahe, den am meisten entfernt wohnenden „Bruder", eben Kadaschman-Bel von Babylonien, knapper zu halten; als Vorwand diente dessen Forderung,

daß der Ägypter, der eine babylonische Prinzessin für seinen Harem wünschte, eine seiner eignen Töchter dafür hergebe. Mit der hochmütigen Antwort, noch niemals hätte man eine Königstochter Ägyptenlands jemand gegeben, war diese Aussicht auf Verschwägerung rasch abgethan; aber der beleidigte Herrscher Babyloniens wünschte nunmehr zu wissen, was aus seiner Schwester geworden sei, die Amenophis schon früher zur Frau bekommen hatte. Die „beruhigende" Erwiderung des Pharao darauf ist im Original erhalten; wahrscheinlich ist der Brief nicht übergeben worden, weil Kadaschman-Bel bei Ankunft des ägyptischen Boten bereits verstorben war. Ein spöttischer, verächtlicher Ton herrscht in diesem Schriftstücke, mit dem der königliche Oberschreiber zu Theben gewiß den Beifall seines Herrn errungen hat (vgl. S. 18).

Der „gute Gott", wie sich die Pharaonen von ihren Unterthanen seit jeher bezeichnen ließen, machte als solcher mit Amenophis III. einen Fortschritt, indem er anfing, sich selbst oder vielmehr seine körpergestaltig gedachte Seele anzubeten; ja, ein sehr stattlicher Tempel zu Soleb in Nubien hatte die besondre Bestimmung, diesen Kultus seines Erbauers zu pflegen, der sich hier als Landesgott von Kusch einführen ließ. Als seine Symbole wählte der König liegende *Löwenfiguren* aus, deren künstlerische Vollendung und majestätischer Ausdruck schon früh solchen Beifall fand, daß sie von dem Äthiopenkönig Amonasru nach dessen Residenz Napata weggeführt wurden. Wie stark gerade der Löwe die Phantasie Amenophis' III. beschäftigt hat, beweist nicht nur seine Vorliebe für die löwenköpfige Göttin Sechmet, sondern auch ein vielverbreiteter Skarabäus, der die Mitteilung enthält, der König habe bis zu seinem 10. Regierungsjahre 102 Löwen erlegt; eine der Figuren aus Soleb hieß geradezu „Amenophis III., der kräftige Löwe". Bis dahin hatte zunächst der Stier den Gipfel der Kraft verkörpert. Bauten des Königs Amenophis III. sind auch in Ägypten zahlreich. In Memphis errichtete er den ältesten Teil des Serapeions und setzte darin einen Apis bei. Am meisten aber verdankte ihm Theben. Den Tempel von Karnak hat er nach allen Seiten hin vergrößert und ihm zuerst den Charakter des Massigen aufgedrückt: von dem unter Thutmosis III. nach Luksor zu angelegten heiligen See Ascher an bis zum nördlichen Ende sind auf einer Strecke von 1200 m damals lauter neue Anbauten eingefügt und durch Sphinxalleen verbunden worden. Ebenso wurde eine Sphinx-Straße von Karnak nach Luksor geführt, wo das Hauptgebäude des Amontempels mit den feingezeichneten Säulen von diesem Könige herrührt. In einem Raum ist auch die Geburt des Gott-Königs dargestellt als ein Ereignis, das nur mit dem größten Aufwande göttlicher Hilfeleistung möglich war.

Aus der langen Regierung Amenophis' III. sind zwar viele Gräber von Beamten und Privatpersonen erhalten; doch verraten uns die Inhaber nichts der Rede Wertes. Der Oberpriester Anen von Heliopolis, zugleich Inhaber einer geistlichen Würde zu Theben, stolziert mit der neuesten Modefrisur und einem sternchenbesetzten Pantherfell einher, der Naturalsteuerdirektor Cha-em-hat dagegen hat es vorgezogen, in recht altertümlicher Tracht vor die Totenrichter zu treten; sehr fromm und vornehm muß der Gütervorsteher Cheriuf gewesen sein, der „vom Könige selbst erzogen war" und sich für das künftige Sein ganz auf Thoth, den Gott aller gelehrten Häuser, verläßt, während der Oberkünstler Amennecht an dem Grundsatze festhält, daß Kunst der Gunst bedarf, und deshalb alle Götter, darunter „den leiblichen Sohn des Amon, König Amenophis", anruft, ihm Gesundheit, Frohsinn und Freude alle Tage zu schenken. Ein Mann mit Offiziersabzeichen hat sein namenloses Holzbildnis mit einem höchst einfältigen Gesichte hinterlassen. Dabei sind weder die kühnen Bauten, noch die teils streng stilisierten, teils naturwahren Bildnisse aus jener Zeit anders aufzufassen, denn als *Zeichen einer wirklichen*

Blüte der ägyptischen Kunst unter der 18. Dynastie; gerade unter Amenophis III. fing man an, sich dessen bewußt zu werden.

Die Prinzessin Giluhipa aus Mitani empfing trotz ihrer königlichen Abkunft ebensowenig den Rang einer „großen königlichen Gemahlin" (d. h. der regierenden Königin), wie später ihre Nichte Taduhipa; beide fanden diesen Platz bereits vergeben. Teje, die Tochter eines gänzlich titellosen Jua und seiner Frau Tua, war allen Bewerberinnen zuvorgekommen und sah sich auch als Herrscherin geehrt wie wenige zuvor. Wo es nur irgend das Zeremoniell zuließ, nennt der König Teje neben sich; selbst auf ganz private Ereignisse, wie z. B. die Schenkung eines Besitzes bei der Stadt Zerucha an sie, wurden Skarabäen ausgegeben. Dort hatte der König eilig einen geräumigen Teich herstellen lassen, wohl um Teje damit einen Wunsch zu erfüllen, und weihte ihn dann ein; sie nahm sogar an der verbesserten Göttlichkeit des Sonnensohns teil, indem ihr bei Sedeinga ein Tempel errichtet wurde. Daß ihr Totenkultus schon unter den Ramessiden und weiterhin gepflegt worden ist, erlaubt wohl auch einen Schluß auf ihre Volkstümlichkeit bei Lebzeiten. Dem Dunkel entstiegen, gab sie den Ton im Palast an, nahm an Beratungen und Empfängen teil: „besser als alle weißt du die Dinge, die wir verhandeln ließen; kein andrer kennt sie", konnte ihr Tuschratta von Mitani (S. 44) nach dem Tod Amenophis' III. schreiben.

Bald nach dem Eintreffen der jungen Taduhipa in Theben, deren mächtiges Mitgiftverzeichnis sich noch in Tel-Amarna gefunden hat, fing der König an zu kränkeln. Er ließ seinen alten Freund Tuschratta bitten, ihm die Statue der Göttin Ischtar von Ninive nach Ägypten zu senden (vgl. S. 45); doch wahrscheinlich noch vor Ankunft des Bilds erschien „der Tag des Dahingehens", und die Mumie wanderte auf etwa 300 Jahre in das stille „Thal der Könige" hinüber, wo ein mit großer Kunst und Sorgfalt geschriebner Totenbuchtext die Wände des königlichen Felsengrabes bedeckt.

b) Amenophis IV. und seine Reform.

α) Die äußre Politik unter Amenophis IV.

Nur in wenigen Fällen lassen ägyptische Königsinschriften eine verblümte Andeutung durchschlüpfen, aus der hervorgeht, daß der betreffende Herrscher seinen Thron mit Gewalt erringen und sichern mußte. Auch unter der 18. Dynastie, die ihre innre Festigkeit gern betont, also Unliebsames streng verschweigt, wird nicht jeder Regierungswechsel glatt verlaufen sein; aber beim Tod Amenophis' III. scheint ausnahmsweise Tejes Sohn, Amenophis IV., der den Vornamen Nefer-chepru-Ra (in den Amarnabriefen „Napchuria" oder „Napchururia") führt, thatsächlich nachgefolgt zu sein, ohne offnen Widerstand zu finden. Selbst die Großen des Reichs hatten sich längst gewöhnt, über die niedre Herkunft Tejes hinwegzusehen. War doch ihr persönlicher Anteil an der Regierung so unbestritten, daß sie, als das Ende ihres Gatten näher rückte, dessen Botschaften nach den Provinzen und dem Ausland im Einvernehmen mit ihrem Sohne verlangsamte; mehrere wichtige Anordnungen aus Amenophis' III. letzten Tagen, z. B. die Entsendung des ernannten Stadthaupts Jadi-Addu nach Tunip, sind auf diese Art verhindert worden. Der Thronfolger, der offenbar bereits im Mannesalter stand, war mithin völlig vorbereitet gewesen. Aus den Briefen der fremden Könige erhellt, daß es nicht Sitte war, vom Dasein des Kronprinzen Kenntnis zu nehmen; demnach dürfte Amenophis III. seinem Sohne nicht die Mitregentschaft übertragen haben. Ebensowenig wird Teje vorher im Briefwechsel erwähnt. Die Unvorsichtigkeit jedoch, seine Tochter Taduhipa bei ihrer Entsendung an

Amenophis III. als „Herrin von Ägypten" zu bezeichnen, machte Tuschratta von Mitani nach dem ägyptischen Thronwechsel dadurch wieder gut, daß er jetzt Teje als solche Herrin anredet, während ihr Taduhipa ausdrücklich untergeordnet wird. Ärger im Frauenhause mit den anspruchsvollen naharinischen Königstöchtern mag die Mißstimmung der Königin-Mutter hervorgerufen, Tuschrattas stets zudringliche Goldgier sie vermehrt haben. Als dieser jetzt unter dem zweifelhaften Deckmantel eines alten Versprechens des toten Amenophis den neuen Pharao schröpfen wollte, erfuhr er eine ausgesucht boshafte Abfertigung. Mit welch lächerlichen Anstrengungen dann aber der Mitanese sich und seinen „geliebten Bruder" in Ägypten über diese herbe Sachlage hinwegzutäuschen versucht, das bildet eins der wirkungsvollsten Lustspiele in der Weltgeschichte und den stilistischen Glanzpunkt der auch sonst manchmal erheiternden Briefsammlung aus Tel-Amarna. Aber während Teje, von Tuschratta persönlich um Vermittlung angerufen, sich nicht gerührt zu haben scheint, wurde Amenophis IV. immer gröber; jedenfalls ist zu der Zeit, wo der Briefwechsel für uns endet, von der alten Freundschaft zwischen den beiden Höfen nicht mehr viel übrig.

Mit König Burnaburiasch, dem Nachfolger Kadaschman-Bels in Babylonien (vgl. S. 18), spielte sich ein ähnlicher Zwist ab. Amenophis IV. unterließ es, dem längre Zeit erkrankten Burnaburiasch Genesung zu wünschen. Auch die ägyptischen Beamten und Tributfürsten in Kanaan scheinen eine Weile der Meinung gewesen zu sein, daß von Babylonien nichts zu fürchten sei: sie plünderten seine Gesandtschaften und Händlerkarawanen ohne Scheu aus. Gab das alles schon Gründe zu triftigen Beschwerden ab, so veranlaßte der Empfang einer assyrischen Gesandtschaft in Theben den Babylonier zu ernsten Vorstellungen (vgl. S. 18). Der Fürst Assur-uballit (S. 49) sei babylonischer Vasall, und seine Leute hätten in Ägypten nichts zu suchen; Amenophis möge daran denken, daß Burnaburiaschs Vater einst die Kanaanäer von sich wies, als diese sich gegen Ägypten empören wollten. Trotzdem wurde der Verkehr mit Assyrien fortgesetzt; freilich hat man keinen Nutzen davon erlebt. Übrigens scheint die Hoffnung, daß Amenophis statt minderwertigen Golds mehr und feinres schicken werde, sobald die übliche Verschwägerung vollzogen sei, Burnaburiasch immer wieder besänftigt zu haben. Der ägyptische Gesandte Hai, der wahrscheinlich mit dem Günstling und spätern Nachfolger Amenophis' IV., Ai, identisch ist, erscheint bei Burnaburiasch, um eine seiner Töchter oder Verwandten abzuholen, während dieser ebenfalls eine ägyptische Prinzessin erhalten haben muß. Ein kleiner, leider beschädigter Brief der „Tochter des Königs" an „ihren Herrn", durch Kidin-Ramman überbracht, wünscht dem Adressaten, daß ihn die Götter Burnaburiaschs auf einer Reise beschützen sollen; die Art, in der weiterhin von „deiner Stadt und deinem Hause" die Rede ist, legt den Gedanken nahe, daß hierbei die Übersiedlung nach der neuen Residenz Amenophis' IV. ins Auge gefaßt war.

Der König der Hethiter und sein bescheidner kleiner Nachbar, der König von Alaschja (Kypern; s. die Karte bei S. 10), bekamen sogleich Ursache, mit dem Thronwechsel in Ägypten unzufrieden zu sein. Jener, Sapalul (S. 112), wird von Amenophis IV. durch eine etikettenwidrige Anrede beleidigt, die er dann mit gleicher Münze erwidert. Der Alaschijot (vgl. S. 163) muß sich gegen die Beschuldigung verwahren, daß seine Unterthanen mit lykischen Seeräubern gemeinsame Sache machten; ob die Lykier im Delta gelandet waren, oder ob sie ägyptisches Eigentum in Alaschja geraubt hatten, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls macht sich in Alaschja die wahrscheinlich begründete Sorge geltend, daß die Handelsschifffahrt zwischen beiden Ländern nunmehr durch Übergriffe der ägyptischen Zollwächter Nachteil leiden möchte. Nicht nur der

König, sondern auch sein Großbeamter (der „Rabisu") lassen in ihre Schreiben die Mahnung einfließen, jene „Pakari" sollten den Kaufleuten, Boten und Schiffen aus Alaschja nicht zu nahe treten. Wer aber immer über Unterägypten mit dem Hof Amenophis' IV. verkehrt hat, fand in dem Vizekönige des Mündungsgebiets sozusagen einen Drachen am Weg. Aus den Amarna-Briefen ersehen wir, daß, wenigstens damals, dieser Beamte dem „Prinzen von Kusch" sicher an Machtvollkommenheit gleichstand; das eigentliche Ägypten war also nach Süden wie nach Norden in gleicher Art bewacht. Die syrisch-palästinensischen Statthalter fürchten den „Rabisu des Königs", der „im Lande Jarimuta (= dem Delta) ist", gewaltig; auch die beiden sehr liebenswürdigen und von Geschenken begleiteten Schreiben des Rabisu von Alaschja sind an ihn gerichtet. Sein Name Janhamu gehört daher zu den meistgenannten; es hing offenbar vom Ermessen dieses Manns ab, ob die vom Pharao anbefohlnen Maßnahmen langsam oder schnell, schonend oder hart ausgeführt, ob Ausflüchte oder Einwendungen der Vasallen ernst genommen oder sogleich als strafwürdig behandelt wurden. Janhamu nahm Bachschisch, blieb aber dem Anscheine nach so gerecht, sein Verhalten zuverlässig nach dem Höchstgebote zu richten und abmachungswidrigen Anwandlungen nicht nachzugeben. Rasch aber ist das Ansehen der ägyptischen Obergewalt in den asiatischen Provinzen niedergegangen (vgl. S. 161, 651 und 656).

β) Die Bekämpfung des Amondiensts durch das Aten-Bekenntnis; die Götter der alten Ägypter.

In Theben bereiteten sich mittlerweile Dinge vor, von denen das Volk Ägyptens noch nie gehört hatte und auch nichts mehr zu hören bekommen sollte, als ihre Zeit wieder um war. Der König geriet in Streit mit der fortwährend reicher und mächtiger gewordnen Priesterschaft Amons, der sich doch nur als Gott seines eignen Hauses nach und nach an die Spitze der ägyptischen Götterwelt gestellt hatte. Mehr als spärlich sind die Andeutungen über die treibenden Beweggründe.

Sicherlich hatte man in priesterlichen Kreisen, die dem Sonnentempel von Heliopolis nahestanden (S. 638), schon seit längrer Zeit ein neues Bekenntnis entworfen, das die sichtbare Sonnenscheibe („Aten") als allein schöpferisches und erhaltendes Wesen über alle Mischgötter des Nilthals erheben wollte. Die Vermutung, Amenophis IV. habe als Thronfolger in Heliopolis gelebt und sich dort die Lehre vom Aten angeeignet, hat schon deshalb wenig für sich, weil keineswegs dieser Ort nachher zum Mittelpunkte des Atenkultus geworden ist; vielmehr dürfte sich die ältre Observanz in Heliopolis schon zu Amenophis' III. Lebzeiten von den Neurern getrennt haben. Hätten dort die Atenbekenner die Herrschaft unbestritten besessen, so wäre das Heiligtum sicher mit ins Verhängnis gerissen worden, schon weil wirklich, seit langem übrigens, einer der Tempelbauten in Heliopolis dem Aten geweiht war. Viel eher darf man sich die Lehrer des Reformkultus als wandernde Prediger vorstellen, die am Hof Amenophis' III., wo geistige Ansprüche gemacht wurden und neue Weisheit beliebt war, als scharfsinnige Modephilosophen Fuß faßten. Was aber dem Vorgänger ein Zeitvertreib gewesen war, das hat der Nachfolger als würdige Lebensaufgabe betrachtet. Teje, die im Hause des die Gesetzmäßigkeit schützenden Amon wohl nicht von Anfang an die gebührende Gunst gefunden hatte, wird schon bei guter Zeit die Männer des Aten ermutigt, auf die Zukunft vertröstet haben; Amenophis IV. hingegen bekam vielleicht vor seiner Thronbesteigung noch Ursache, sich als Märtyrer seiner Gesinnung zu fühlen. Die Spannung zwischen Amon und dem neuen Könige trat jedenfalls bald hervor: zwischen dem 4. und 6. Jahr Amenophis' IV. vollzog sich der offne Bruch. Der Hof verließ Theben, und die religiöse Reform im Sinne der Atenlehre setzte mit Härte und Eifer ein.

1. Die ägyptische Götterlehre vor Amenophis IV.

Mit dem sonst bewährten Verfahren, das Wesen einer Reform aus dem zu erschließen, was im gegebnen Zeitpunkt geändert wurde, kommt man auf altägyptischem Boden zu keinem Ergebnisse. Die Gesamtheit der ägyptischen Religionsvorstellungen läuft in ein Nebeneinander aus, das häufig zum Durcheinander wird, soweit auch immer die Geschichte hinaufreicht. Aber gerade die Geschichte bietet den Schlüssel. Wir finden spätestens nach je einigen Jahrhunderten die am Nile herrschende Klasse mit neuem Blute versehen; das Eintreten solcher Mischungen ohne die Mitnahme neuen mythologischen Guts ist undenkbar. Leider enttäuscht die Forschung nach den erforderlichen Einzelheiten fast regelmäßig. Erstens haben gerade die ägyptischen Hauptgottheiten eine Anpassungsfähigkeit bewiesen, wie sie auf dem Gebiete des Religionswesens nirgends ihresgleichen sah. Zweitens hegt die Überlieferung einen wahren Abscheu gegen das formelle Eingeständnis von Fremdherrschaften. Selbst die Hyksoszeit, der man bis dahin nur deshalb ihren Charakter belassen hatte, weil sie ja mit einer Vertreibung schloß, wurde später zu übertünchen gesucht. Wie beharrlich die ägyptische Legende in ihrem Verwischen sein konnte, lehrt noch eine ihrer letzten Blüten, das Märchen vom Zauberer Nektanebos, der Alexanders eigentlicher Vater gewesen sei: so sollte der makedonische Eroberer als Ägypter erscheinen. Drittens aber nahm hier das Totenreich die Menschen und ihre Götter schon bei Lebzeiten gefangen. Unbedeutend, nicht der Rede wert wäre unsre Kenntnis vom ägyptischen Kultus, schiede vorher alles aus, was sich davon auf das Jenseits bezieht. Die herrschende Sterbensangst hat erst der Islam durch seinen Fatalismus völlig überwinden können, nachdem ihm die voraufgehende christliche Zeit darin schon vorgearbeitet hatte.

Den ägyptischen Gottheiten fehlt die Frische. Sie bewegen sich bereits zur Pyramidenzeit in den Fesseln einer Magie, deren fortwährende Ausgestaltung im Interesse der Totenwelt immer mehr zur Schwerfälligkeit beiträgt, die anderseits aber die verschiedenartigsten Götter zusammenwirft. Denn die Formeln und Hymnen, die das Eingreifen von Gottheiten in irdische Verhältnisse hervorrufen oder preisen sollen, müssen allerwegen ins Jenseits zielen. Wer im Leben Amon als seinen Vater anerkannt hatte, dem konnte dieser Umstand an sich eher schaden, sobald er erst in die Gewalt der Unterweltgötter geriet; und die Ägypter gehörten nicht zu den entschloßnen Geistern, die ihrem erwählten oder überkommnen Gotte das Vertrauen schenkten, er werde sie auch dann noch schützen. So wurde Amon zu einem Amon-Ra gemacht: der Sonnengott Ra durchfuhr nachts siegreich die Unterwelt; eine lange Hymne auf einem Papyros aus der Zeit der 20. Dynastie lehrt, wie plump Amon nicht nur dem Ra, sondern zuletzt dessen ganzem mythologischen Kreis aufgebürdet worden ist. Beliebter war das Verfahren, die Götter zu Familien von Vater, Mutter und Sohn, und weitergehend zu Familienbünden von je neun Gestalten zu vereinigen: nun konnte ja der Hauptgott die guten Dienste seiner Affiliierten stets in Anspruch nehmen. Dafür jedoch, daß daraus keine wirkliche ägyptische Religion entstand, sorgten die einzelnen Tempelkollegien als Hüter ihrer besondern Überlieferung. In Memphis stand Ptah, in Theben Amon, in Heliopolis Ra, in Tanis wahrscheinlich Set unerschütterlich an der Spitze solcher Drei-, Neun- und bisweilen Doppel-Neunheiten. Unbekannt ist, wann ungefähr dies Sammeln eingesetzt hat, und wann wiederum das Auseinanderfallen der Göttergruppen eingetreten ist. In Heliopolis, wo schon früh das grübelnde Wesen vorgeherrscht zu haben scheint, hat man einst sogar versucht, die Götter als urzeitliche Könige aufzufassen; die daraufhin entworfne Reihenfolge hat zwar für die Geschichte der Mythologie

keinen Wert, ist aber in die Litteratur eingedrungen und ist auch von Manethon als passender Anfang für seine Liste benutzt worden.

Gesetzt, die religiösen Texte Altägyptens bildeten unsre einzige Grundlage zur Beurteilung frühzeitlicher Glaubensvorstellungen, dann müßte ohne Zweifel die Todesfurcht als der ursprüngliche Leitgedanke jedes entwickeltern Kultus gelten. Andre Völker aber von nicht geringerm Alter zeigen uns, daß der Lebensmut gerade auf religiösem Gebiete noch schaffenskräftiger sein kann. Auch der ägyptische Staat ist nicht von einer Nation begründet worden, die vor allem den rechten Platz am Eingange zum Gefilde der Seligen suchte und ihn auf dem westlichen Nilufer fand. Vielmehr hat der gewöhnliche Hergang, daß ein erobertes Land für die Ankömmlinge zunächst ein Geschenk ihrer mitgebrachten Götter ist, denen sich die bisherigen Besitzer, Götter wie Menschen, erst unterwerfen und dann angliedern, hier ebensogut eingesetzt wie überall. Daraus ergibt sich das hohe Alter von solchen rein ägyptischen Vorstellungen, die auf dem Landescharakter beruhen. Es sind das die Wasser- und Wüstengottheiten sowie die einfachen Erntegötter. Die erste erkennbare Bewegung aber kommt unter sie durch den Kampf des neu aufleuchtenden Horus gegen den hartnäckigen Set.

Aus der Einteilung des Flußthals in Gaue (vgl. S. 633), deren Hauptort stets den alten Tempel einer örtlichen Gottheit umfaßte, ist geschlossen worden, daß diese politische und kultische Zersplitterung dem Zustand am Anfange der Geschichte Ägyptens entspreche. Dann müßte sich aber eine solche Gauverfassung auch noch zwischen dem ersten und zweiten Kataraкte finden, wo die gleichen natürlichen Bedingungen vorhanden waren. Davon ist jedoch keine Rede. In der Regel genießt der erobernde Horus die Gaben der Könige Ägyptens, die in Nubien Tempel und Weihinschriften errichten; unter den Ramessiden treten Amon, Ptah und Ra hinzu, während einheimische Gottheiten äußerst selten auftauchen (einmal „Deden" und „He"). Eine Gottheit jedoch, die schon im Ägypten des Mittlern Reichs verdunkelt war, der Min von Koptos, wird von den Königen der 18. und 19. Dynastie in Nubien wieder vorgefunden, dort lebhafter verehrt und kommt auf solchem Weg auch in der Heimat zu neuem Ansehen. Min aber ist mit seinem ausgedehnten Nähr- und Zeugungsapparate das Ideal eines Bauerngötzen; er muß in alten Zeiten ein geographisch beträchtliches Gebiet allgemeiner Verehrung besessen haben, das nach Süden und vielleicht auch nach Südosten sehr weit über die Grenzen Ägyptens hinausgriff. Koptos, der Knotenpunkt mehrerer Wüstenstraßen aus diesen Richtungen, hat darum auch dem Min gegen die spätern Einflüsse und Verdrängungsversuche lange Zeit einen sichern Platz geboten. In dem Gotte Chem zu Achmim (nördlich von Koptos), Mins ursprünglichem Ebenbilde, haben die Griechen sogleich ihren Pan erkannt; noch sind uns Nachrichten über den archaisch-bäuerlichen Charakter seiner Feste aufbewahrt. Für die gymnastisch schwierige Hauptzeremonie war es dabei üblich, Nubier und Trogodyten heranzuziehen, denen also die Gebräuche wohl besser geläufig waren. Was aber Horus, der sich an allen solchen Stellen unter den merkwürdigsten Vermummungen eindrängte, dem Min gegenüber nicht glückte, hat ein Nebenbuhler aus dem südlichsten Nubien, der fratzenhafte Gott Bes, zu Wege gebracht. Vor allem scheint der koboldartige Zwerg mit der dicken Federkrone die Göttin Toëris (ägyptisch Ta-urt), deren Abbild ein aufrecht gehendes Nilpferd mit weiblichen Brüsten war, sich zugelegt zu haben, wenn sie nicht an seiner Seite bereits aus Äthiopien erschienen ist und die entsprechende Figur der Apet, die noch spät zu Theben verehrt worden ist, in den Hintergrund gedrängt hat. Jedenfalls haben Bes und Toëris eine große Rolle im ägyptischen Pantheon gespielt; zunächst nahmen die beiden Ankömmlinge dem Min und der Apet das wichtige Amt von Göttern

der Geburtshilfe ab. Das späte Einrücken des Bes und der Toëris in den Kreis der Sonnen- und der rituell naheſtehenden Totengottheiten beendete ihre Beförderung.

Bei alledem ſteht dieſer Fall, daß urägyptiſche Götter von noch urwüchſigern aus dem Süden übertrumpft wurden, vereinzelt da. Sonſt fallen ſie vielmehr durchweg, der politiſchen Entwicklung gemäß, den von Norden hereingebrachten Göttern zum Opfer. Ein vortreffliches Beiſpiel, wie äußerlich doch manchmal ſolche Erfolge der neuen Götter geweſen ſind, bietet der geographiſch vorgeſchobenſte Poſten dar, der erſte oberägyptiſche Gau. Seine alte Hauptſtadt war Ombos am Oſtufer, deſſen Heiligtum dem Krokodilgotte Sebek gehörte. Die Horusanbeter ſetzten ſich erſt ſpät im Gaue feſt und mußten wohl eine Weile mit der Inſel Elephantine vorliebnehmen. Sie wurde jedoch nicht dem Horus, ſondern dem Chnum geweiht, der als Weltſchöpfer in dem voroſirianiſchen Zeitalter wohl auch Vater des Horus ſelbſt und daher ganz der Gott für einen ſo gefährdeten Punkt war, wo er den Titel „Abwehrer der Nubier" führt. Als ſpäter auch Ombos ſeine Thore öffnet, iſt Horus ſchon beſcheidner geworden und begnügt ſich mit der Hälfte des Sebektempels. Die Folge war: neben dem „großen Horus", ſeinem Wandnachbar, nahm auch Sebek die Zuthaten eines Sonnengotts an und hieß nun Sebek-Ra — von den vielen Symbolmiſchungen in Ägypten eine der ſeltſamſten. Leider iſt vom Mythenſchatze des Tempels zu Ombos wenig erhalten geblieben. Eine Probe daraus gewährt der Hinweis, die Nilpferdgöttin Apet hätte dort den Oſiris geboren. Sebek zählte ſicher zu den hervorragendſten Gottheiten des Nilthals ſchon vor der Negadazeit (S. 584) und iſt zugleich der Gott, dem die allen Altgöttern feindliche Entwicklung noch am wenigſten geſchadet hat. Nur die Dauer des Alten Reichs ſcheint für den Krokodilgott ungünſtig geweſen zu ſein; ſchon im Mittlern Reiche ſahen wir ihn in hohen Ehren, und bis zum Verſchwinden des einheimiſchen Götterglaubens hat er dann an den verſchiedenſten Orten Ägyptens Tempel beſeſſen. Kam ihm und den Nilpferdgöttinnen die unveräußerliche Eigenſchaft als Waſſergottheiten immer wieder zu gute, ſo hat ſich die Religion der geſchichtlichen Zeit mit dem Wüſtengotte Set ſtets nur zu einer Art Waffenſtillſtand herbeigelaſſen. Alles aber, was über Set bekannt iſt, hängt jetzt aufs engſte mit dem mythologiſchen Kampfe zwiſchen ihm und Horus zuſammen (vgl. S. 586).

Im Gegenſatze zu der ſonſt geltenden Annahme erblicken wir in den Gauen mit ihren oft von Ort zu Ort wechſelnden Tempelinhabern die haften gebliebnen Marken alter Eroberungen. Wie im Bezirke von Ombos-Elephantine, ſo haben ſich zu verſchiednen Zeiten andre Einfälle ſchon weiter unterhalb im Flußthale geſtaut, an der Halteſtelle aber mit dem Bau einer oder je einer Grenzhut geendet. Eine fertige Einteilung des Lands in Gaue entbehrt zu ſehr der Natürlichkeit in einer Zeit, wo die Stämme der Urbewohner zunächſt ihre Weidegebiete abgrenzten. Das Bild der Gaue iſt ein Werk des Menſchenſchickſals, nicht des Zufalls oder der Wahl. Die vielbeſtaunte Eigentümlichkeit der Vertierung faſt aller ägyptiſchen Göttergeſtalten aber geht ſchon auf die unbekannten Jahrhunderte oder Jahrtauſende zurück, in deren Verlauf die erſten Zuſammenſtöße ſtattfanden, aus denen in ſteter Wiederholung endlich das hiſtoriſche Ägyptervolk hervorgegangen iſt. Daß ſich im alten Ägypten keine Spur von Stammesverbänden nachweiſen läßt, ſo daß die tieriſchen Zuthaten der Götter dem Totemismus fremd ſein müßten, iſt nicht ausſchlaggebend. Auch hat man ſelbſtverſtändlich Götter, die urſprünglich zu einander notwendigerweiſe im Gegenſatze ſtanden, nicht eher friedlich zu ganzen Galerien von Tiermasken vereinigt, bevor nicht ihr alter Charakter durchaus erloſchen war. Die letzten, die als Totems eindringender Stämme nach Ägypten kamen und ſich dort noch vollkommen einheimiſch machen konnten, waren der Sperber-Horus und ſeine Verwandtſchaft.

Horus hat die überlieferte Eigenschaft als Kämpfer und Eroberer des Lands nicht wieder verloren; sein Name schon bedeutete die Herrschaft und zierte jeden Pharao. Die mehrfach berührte Sage von seinem durch ganz Ägypten sich hinziehenden Kriege gegen Set und dessen Helfer liegt in zwei zusammenhängenden Lesarten vor. In der ältern Fassung war Horus ein Sohn des wohlthätigen Gottes Osiris, der als menschlicher König auftritt und die tierähnliche Lebensweise der Ägypter durch die Lehre vom Bau der Feldfrüchte, der Götterverehrung ꝛc. umschafft. Aber des Osiris Bruder Set stellte dem Guten nach und lockte ihn durch List in einen Sargkasten, den er dann rasch schließen und in das Meer treiben ließ. Während der Gewaltherrschaft Sets verlassen alle Angehörigen des Osiris das Land oder ziehen sich in Verstecke zurück; erst als der Körper des Osiris von seiner Schwester und Gattin Isis in der phönikischen Küstenstadt Gebal wiedergefunden ist, erhebt sich Horus, beider Sohn, gegen Set und besiegt ihn nach langem Streit. Unterstützt werden Isis und Horus dabei von dem ibisköpfigen Weisheitsgotte Thoth und dem schakalhäuptigen Anubis. Obgleich wir diese Erzählung nur einer Schrift des Plutarch verdanken, und obgleich seine Quelle nur das Delta als ägyptischen Schauplatz für den Hergang annahm, so wird doch durch eine ganze Reihe einzelner Angaben und Anspielungen auf Denkmälern nicht nur der Inhalt bestätigt, sondern auch die gleiche Geltung der Sage für Oberägypten festgestellt. Eine kalendarische Liste, die Horoskope und Verhaltungsmaßregeln für günstige oder böse Tage mitteilt, bemerkt beim 17. Athyr, dem Todestage des Osiris, man habe das in Sais angestimmte Klaggeschrei der Göttinnen Isis und Nephthys bis Abydos gehört, wo Osiris nachher ruhte.

Was man aber den Ägyptern auf dem Wege der Umdeutung bieten durfte, beweist eine jüngre, wahrscheinlich erst im Neuen Reich ausgebildete Abänderung des Sachverhalts, zu deren Hinnahme sich die Priesterschaft des Horustempels in Edfu bereit gefunden hatte. Osiris ist dort vollständig entfernt und der heliopolitische Sonnengott Ra, der freilich nicht getötet werden kann und soll, an seine Stelle gerückt worden. Horus erscheint daher als Sonnensohn in Gestalt der geflügelten Sonnenscheibe; sein Kampf gegen Set und dessen Krokodilenbrut ist als Züchtigung von Verschwörern aufgefaßt, deren Verbrechen einfach in ihrer Auflehnung gegen Ra besteht. Dennoch sind selbst dieser Umprägung einige wertvolle Ergänzungen zum Berichte Plutarchs zu entnehmen. So lautet eine Stelle: „Hierauf gingen die Feinde des Ra in den Fluß; sie wandelten sich in Krokodile und Nilpferde. Ra aber fuhr einher zu Schiff; und als er in den Bereich der Tiere kam, sperrten sie die Rachen auf, um die Majestät des Gottes zu verletzen. Da kam heran Hor-Hut (d. h. Horus von Edfu), und die Diener seines Gefolges trugen Erzwaffen: jeder hatte eine Eisenlanze und eine Kette in der Hand. Da schlugen sie die Krokodile und Nilpferde. Und sie schleppten 381 Feinde herbei, getötet angesichts der Stadt Edfu.“ Man erinnert sich bei diesen Worten sofort an die Funde von Negada (S. 583 und 586), die gerade dem Beginne der Bronzezeit entstammen. Eine Haupteigenschaft des Mythus von Horus als geflügelter Sonnenscheibe besteht in dem sorgfältigen Streben, Ortsnamen durch Schein-Etymologien von Aussprüchen der beteiligten Götter abzuleiten. Gegen Ende der Kriegsfahrt, als auch die aufs Meer geflüchteten Anhänger des Set durch Zauberformeln gebannt sind, wird sogar die Salzflut umgetauft: „Ra sprach zu Thoth: ‚Haben wir nicht das ganze Land, nicht das ganze Meer durchlaufen (seked)?‘ Thoth erwiderte: ‚Von heute an sei dieses Wasser genannt das Meer Seked.‘“ Ein Beweis, daß auch der echten Sage des Osirissohns Horus dergleichen geographische Spielereien nicht fremd waren, liegt in der Bemerkung Manethons, Avaris trage seinen Namen wegen einer alten theologischen Beziehung (S. 607); Plutarchs

unterägyptische Originalquelle, von der Manethon hier sicherlich ebenfalls ausging, hatte also eine eigne Reihe von Ortsetymologien.

Nicht Ra, sondern Osiris war die Gottheit, der Set widerstand und Horus zum Siege verhalf. Ob Osiris und der babylonische Gott Marduk (vgl. S. 16 und 38) nicht nur auf den gleichen Begriff zurückgehen, wie die Gleichheit des keilschriftlichen Ideogramms mit dem hieroglyphischen zeigt, sondern ob auch asaru als eine lautliche Bezeichnung für Marduk in Frage kommt, ist bis jetzt noch unentschieden, weil die systematische Religionsforschung vorläufig weder auf altägyptischem noch auf babylonisch-assyrischem Boden Hinreichendes geleistet hat. Jedenfalls müßte die ursprüngliche Identität des Osiris mit Marduk frühzeitig aufgelöst sein: in der verhältnismäßig späten Zeit, aus der wir von Babel und seinem Marduk hören, ist dieser Gott ein streitbarer Held, Weltschöpfer und zugleich Vater des Weisheitsgottes Nabu; Osiris dagegen erscheint schon im Alten Reich als der thatenfremde Totengott, dem seine ehemaligen Leiden zum Hauptverdienste gerechnet werden müssen. Die vorhandne Ähnlichkeit mit Marduk ist so sehr auf Horus übergegangen, daß man fast glauben möchte, dieser Teil der ägyptischen Göttergenealogie habe einst ein ganz andres Aussehen gehabt.

Anderseits ist der Widersacher Set, dessen tierisches Sinnbild ein sonderbares, der Maus noch am nächsten kommendes Geschöpf war, der aber im Kampfe gern zur Schlange wird, schon so gut wie Horus ein Reichsgott gewesen; die Könige Ägyptens tragen die Uräusschlange über der Stirn als Hauptabzeichen ihrer Würde und sind nicht nur Lieblinge des Horus, sondern auch des Set. Erst gegen Ende des Neuen Reichs zog man aus dem Osirismythus die Folgerung, daß die Verehrung Sets, der übrigens als „Sutech" die Züge des phönikischen Baal anzunehmen begonnen hatte, eines wahrhaft frommen Ägypters unwürdig sei. So kam dieser alte Herr endlich zu Falle, nachdem er sich vergebens an seinem Hauptsitze Tanis noch rasch in einen Sonnengott verkleidet hatte. In Ombos und noch mehr in dem westlichen Wüstenrandgau Oxyrynchites, wo sich Sets Kultus wohl am reinsten erhielt, überdauerte er aber als örtlicher Schutzpatron alle Feindseligkeiten. Ein Sohn der alten Himmelsgöttin Nut und Gebieter der dem Nil eigentümlichen Geschöpfe, ist Set offenbar die noch am meisten ägyptische Gottheit gewesen, die in geschichtlichen Zeiten ihre allgemeine Geltung bewahrt hat.

Über die Herkunft, das Anwachsen und die Ausgestaltung der Jenseitslehren in Ägypten läßt sich den Osirissagen nichts entnehmen. Die Vorstellung ist schon fertig in dem erhalten, was Isis mit Osiris' Leichnam vornimmt; und wenn bei Plutarch Set den schon geborgnen Sarg noch einmal findet und den Leib des Toten zerstückelt, so spielt allerdings eine Vorstellung von den ältern Begräbnisweisen unvermittelt hinein, allein wir gewinnen nichts dadurch. Es bleibt daher auch nur übrig, den geschichtlichen Bestand der altägyptischen Totenreichsvorstellungen kurz mitzuteilen. Ein Toter mußte körperlich erhalten bleiben; dieser Grundbedingung wurde durch Mumisierung und bei Vermögenden durch eine den jeweils nähern Vorstellungen entsprechende Grabanlage zu weiterm Schutze genügt. Von der mithin als Heimat betrachteten Mumie konnten die „Seelenteile" des Verstorbnen Ausflüge machen. Hauptteil war der „Ka", die Traumseele. Sie hatte ja schon bei Lebzeiten Wandertrieb bewiesen: wer im Traume Reisen machte, Gutes oder Böses erlebte, während doch der Leib still dagelegen hatte, der wußte, daß eben sein Ka thätig gewesen war; noch deutlicher bewies der Ka seine freie Bewegung, indem er als Körpermensch andern im Traum erschien, gleichviel ob sein unbewußter Entsender am Leben oder tot sein mochte. Zwei weitre Seelenteile, der Chu (d. h. „der Leuchtende") und der Ba, der die Gestalt eines menschenköpfigen Vogels besitzt, scheinen eine und dieselbe Vorstellung

zu ergeben: den Leumund des Toten; wahrscheinlich steht es mit dem Sahu und dem Sechem, die als gewickelte Mumie oder freie Figur vorkommen, genau so, und die verschiedne Formgebung und Benennung geht dann lediglich auf örtlich abweichende Lehren zurück. Seltsamerweise kommt aber auch der Schatten des Menschen unter den Seelenteilen vor, und zwar als Fächer: vielleicht nur ein fremder, nicht mehr recht eingefügter Gedanke. Denn das Totenreich des Osiris war keineswegs ein Aufenthalt von Schattenwesen. Darum lag es der ägyptischen Frömmigkeit fern, etwa mit Silhouetten von Broten, Rindern, Geräten 2c. ihren Abgeschiednen aufzuwarten. Man brachte zur Negadazeit die Opfer, d. h. Speisen, den Toten anscheinend noch in natura dar; später gab man ihnen steinerne oder thönerne, auch hölzerne Nachbildungen, die durch Zauberformeln dauernde Genießbarkeit im Jenseits erlangten. Andre Zaubersegen, welche die langweilige Litteratur der „Totenbücher" bilden, halfen dem Hingeschiednen über die Schwierigkeiten und Gefahren des Wegs zum Osirissitze hinweg, vertraten ihn vor dem Gerichtshofe der Unterwelt und beeinflußten wohl sogar das Zünglein der Wage, auf der jedes Herz von den Göttern Thoth und Horus gegen die Feder, das Zeichen der Wahrheit, abgewogen wurde. Was mit denen geschah, die hierbei nicht gut bestanden, wird immer nur dunkel und offenbar ungern berührt; doch sitzt vor oder neben Osiris ein bösartig aussehendes weibliches Tier, das etwa ein Schwein mit Krokodilskopf darstellt und „die Fresserin" zubenannt ist. Aber schon bei der Bestattung nennt man den Toten sogleich „wahr an Wort", behandelt ihn also vorweg als gut bestanden habend und daher selig. Der Selige wird dem Osiris gleich und vom Gott in das Gefilde Aalu eingeführt: dort ist gut sein. Die reich besetzte Tafel des Osiris bietet Platz für alle; und wen nach mehr verlangt, der braucht sich nur zum nahen Lebensbaume zu bemühen, von dem herab die Himmelsgöttin freigebig spendet.

Der Widerspruch liegt klar: wenn der Tote, der im Neuen Reiche schon vertrauensvoll als „Osiris So und so" ins Grab gehoben wurde, im Lande der Seligen so ausgezeichnet versorgt war, dann hatten die Grabspenden eigentlich keinen Sinn. In Wirklichkeit sind die Ägypter indessen immer etwas schwach an Glauben gewesen (vgl. S. 640 und 643) und haben es daher meisterlich verstanden, mit ihren stillen Zweifeln auch hier ein Abkommen zu schließen. Der Zauberkram mochte erprobt sein, diente aber, streng genommen, doch nur dazu, die Totenrichter zu hintergehen; er konnte dort unten also, falls das Unglück es wollte, ebenso leicht einmal versagen wie vor irdischen Gerichtshöfen. Die Fragen, welche die Bank der 42 Totengötter nach dem Ritual stellte, waren ohnehin verfänglich genug. Allerdings sagte man sich, daß diese Versammlung unmöglich anspruchsvoll oder überstreng sein durfte: Praxis und Erfahrung stimmen ja auch die menschlichen Richter nach und nach milder. Der aus diesen Erwägungen hervorgehende Gedanke, daß die Mehrzahl aller Verstorbnen es drüben nicht weiter als bis zu der lauen Wohlthat eines vorläufigen Non liquet bringen werde, hat die Trauernden durchaus beherrscht; er hat ihre Opfergaben zur dauernden Einrichtung gemacht. Freilich finden wir ihn nirgends schriftlich ausgedrückt, auch nicht andeutungsweise. Erstens hat sich die Lehre scheu gehütet, ihm eine Formel zu verleihen; zweitens war die vor-osirianische Sitte der Spenden ohnehin mit übernommen worden, ließ sich also nicht gut umstoßen; drittens pflegt es das allgemeine Schicksal priesterlicher Lehren zu sein, daß sich die Menge solche Dinge praktisch erklärt, während beide Teile eine heikle Auseinandersetzung sorgfältig zu meiden suchen.

Die Mitgaben an Nahrung u. s. w. sollten demnach den etwa anderweitig unterstandslos bleibenden Toten die Fortdauer wenigstens im Grabraume sichern. Auffallenderweise haben die Könige, namentlich die der 11. Dynastie, zu deren Zeit sich doch jeder Ägypter, der es irgend

vermochte, in der Osirisstadt Abydos begraben ließ, immer eine gewisse Zurückhaltung gewahrt. Sie verschmähten es, einen schönen Platz im heiligen Gau für ihre Gräber zu belegen und ließen sich in Theben beisetzen. Selbst die beliebte Vorstellungsreise soeben Verstorbner nach Abydos, von wo ihre Mumien dann erst wieder heimgeführt wurden, weil dort das Grab einmal fertig war, haben die Könige anscheinend nicht für nötig erachtet. Im allgemeinen ist Osiris aber doch als Seligkeitsspender vornehmlich der wohlhabenden Klasse zu betrachten. Die Vorschriften laufen sehr deutlich darauf hinaus, daß dem Gott am besten durch kostspielige Anstalten gefallen wird; im Gerichtssaal der Unterwelt bilden Thoth, der Gott der Gebildeten, und der Herrengott Horus seinen Stab: eine vornehme, für arme Leute wenig angemeßne Gesellschaft.

Von Ra abgesehen, ist über die sonstige Götterwelt Altägyptens selten etwas der Rede Wertes herauszubringen. Meist schon mit wechselnden Beigaben überladen, sind die Figuren als nicht mehr ursprünglich anzusehen; und ihre Mythen sind noch unbekannt. Der alte Gott zu Memphis, Ptah (vgl. S. 598), ist nur noch in Mumienverpackung zu erblicken, hat sich also dem Osiris zugewandt — oder umgekehrt. Herodot nahm Ptah für den Hephaistos; ihn umgaben ja koboldartige Zwerggötter als seine Helfer bei der Weltschöpfung. Eine gewisse Beziehung zu Ptah mag der Nilgott Hapi gehabt haben, der nicht nur in Memphis einen besonders prächtigen Tempel besaß, sondern auch, in Rom als klassischer Wassergreis dargestellt, von Putten umgeben ist, die zwar die Ellenzahl der richtigen Nilhöhe bedeuten sollen, aber nicht minder an Ptahs Kobolde erinnern. Weiter ist Memphis als Hegungs- und Verehrungsort des heiligen Stiers Apis bekannt, dessen göttliche Eigenschaften schon im Alten Reiche (vgl. S. 589) anerkannt waren. Eine Beziehung zwischen Ptah und dem Apis ist kaum nachweisbar; vielmehr scheint der Stier bei Lebzeiten zum Kultus des Ra, nach dem Verenden aber zu dem des Osiris zu gehören. So war es möglich, daß gerade aus der Seele des Apis, dem „Osiris-Apis", zuletzt eine besondre Gottheit wurde, die sich, nachdem sie durch griechische Einflüsse in Menschengestalt übergeführt worden war, als „Sarapis" und Totenbeherrscher neben die Isis gesetzt und Osiris ganz verdrängt hat. Das gewaltige, von Mariette entdeckte Mausoleum der Apisstiere bei Sakkâra hat die mächtigen Steinsärge der seit der 18. Dynastie nacheinander mumifizierten Stierleichen aufbewahrt, was beinahe an die nebenher laufende Folge der ägyptischen Königsleichen erinnert. Pharao und Apis hatten die persönliche Göttlichkeit sowohl im Tod als auch im Leben gemein. Wo uns sonst heiliggehaltne Tiere in Tempeln begegnen, sind sie einfache Fleischwerdungen des dortigen Gottes gewesen, so das Suchos-Krokodil im Fayûm, der Widder von Mendes und der Stier Mnevis von Heliopolis, der vielleicht nicht zu allen Zeiten in voller Ehrung gestanden hat (vgl. S. 589). Neben ihm hatte ein Fabelwesen, der Vogel Bennu („Phoinix" der Griechen), in Heliopolis seinen Sitz aufgeschlagen; vielleicht ist dort eine seltne Reiherart gehegt worden. Mit den steinernen Sphinxen endlich (meist Königsköpfen, auf Leiber vierfüßiger Tiere gesetzt, folglich Umkehrungen der Göttergestalt mit Tierhaupt) gelangen wir bereits völlig in die Gebiete der Plastik und Baukunst.

In Denderah erhebt sich ein noch heute wohlerhaltner Tempel der Göttin Hathor mit Inschriften, die neben der Baugeschichte auch den Kultus behandeln. Es geht daraus hervor, daß diese ägyptische Aphrodite mit Beginn des dritten Sommermonats eine feierliche Reise zu dem Gotte Horus im nahen Edfu antrat; nach oder binnen fünf Tagen kehrte sie dann auf ihrer Barke „Größe der Liebe" wieder heim. Dieser Besuch stimmt aufs beste zu dem Namen der Göttin, der „Haus des Horus" bedeutet und auch durch das entsprechende Begriffszeichen ausgedrückt wird. Um so störender ist dann das geschloßne Auftreten der „sieben Hathoren"

als Geburtshelferinnen, die damit ihrerseits wieder der in El-Kab verehrten Geburtsgöttin Necheb zu nahe treten, die außerdem in Geiergestalt den König sein Lebenlang schützend zu umschweben pflegt, während Hathor oft kuhhäuptig erscheint und selbst bei rein weiblicher Darstellung wenigstens Hörner und Ohren einer Kuh beibehält. Bei der Orakelgöttin Buto in der gleichnamigen Delta-Stadt fiel den Griechen sofort die mythologische Ähnlichkeit mit der Leto auf, und in der zu Sais verehrten Neith erkannten sie die Athene wieder. Das Symbol der Neith, ursprünglich ein viereckiger Schild mit zwei dahinter gekreuzten Pfeilen, wandelte sich später in ein Webschiffchen um, das die auf ägyptischen Bildern vorkommenden Libyer als nationales Abzeichen tragen. War die Göttin demnach aus dem Westen eingewandert, so ist sie doch gleich der Hathor, Buto, der katzenköpfigen Bast in Bubastis und nahezu der gesamten weiblichen Götterwelt Altägyptens unter dem Einflusse der Isismythe um jede Ursprünglichkeit gekommen: sobald man genauer zusieht, verwandeln sich auch die scheinbar selbständigsten Gestalten in lauter Abarten der „zauberreichen" Isis. Eine Ausnahme macht Maat, die Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit, weil sie als Abstraktion aller Mythologie unzugänglich blieb. Manchmal trägt sie die wohlbekannte Augenbinde; „denn die Gerechtigkeit urteilt ohne Ansehen der Person". Von dem Gotte Chonsu, ursprünglich vielleicht dem Neumonde neben dem Vollmondsgotte Aah, läßt sich hier nur sagen, daß er schließlich so gut in der „Sonne" gemündet hat wie so viele andre; unter der 20. Dynastie scheint man, vergeblich, versucht zu haben, ihn auf eine eigne mythologische Grundlage zu stellen. Großes Interesse verdienen die Kriegsgötter, die mit dem Neuen Reich in stärkre Aufnahme kommen. Besonders der streitbare Month aus Theben wird oft von den Königen herangezogen, um ihre Haltung in der Schlacht der seinigen gleichzustellen (S. 621). Die Verehrung des Month im thebanischen Gau war möglicherweise älter als die des Amon, da die Hauptheiligtümer der beiden in örtlicher Gegnerschaft (vgl. S. 633) liegen. Die Göttin Sechmet, im Ra-Mythus Verderberin der ungeratnen Menschheit, wurde von Amenophis III. einigermaßen bevorzugt und kommt auch in der Papyroslitteratur als löwenköpfige Schreckensverbreiterin vor, die den Heeren voraufschreitet. Sonst gehört sie nach Memphis zur Verwandtschaft Ptahs; später heißt es aber von der Isis-Hathor zu Philae: „freundlich ist sie als Bast, furchtbar als Sechmet", womit also auch diese Gestalt ihrer Ursprünglichkeit beraubt ist. Syrische Gottheiten (vgl. S. 172) haben namentlich zur Rameſſidenzeit in Ägypten einige Geltung erlangt: Baal und Astarte, Reschef und Anath voran. Auch sie wurden am Nile mit dem üblichen Schwalle hochtrabender Anreden und Lobpreisungen bedacht; die Stadtgöttin von Kadesch setzt sich sogar vorübergehend neben Ra (S. 653).

Der Sonnengott Ra war, wie seine Mythen nachweisen, von Heliopolis ausgegangen, und zwar schon zur Zeit des Alten Reichs. Dennoch ist er der jüngste unter allen den großen Göttern gewesen. Bewiesen wird dies durch seinen universalistischen Zug; einseitig ist dagegen die Hadesnatur des Osiris, eng der Begriff von der Erdensonne, den Horus mit seinen Tagesteilgehilfen Chepere, Tum u. s. w. darbietet. Ehe Ra nach Ägypten kam, hatte er es schon innerhalb des Vorstellungskreises eines andern Volks zu achtbarer mythologischer Reife gebracht; daher sein rascher Erfolg. Außerdem wohnte ihm die Fähigkeit inne, sich zu popularisieren. Ein wirklich unbeschränkter Herrscher der Schöpfung, durchfährt der neue Sonnengott auf seiner Nilbarke binnen 24 Stunden den ganzen Himmel und die ganze Unterwelt, räumt alles Schädliche weg oder hindert es wenigstens für die Dauer seiner Gegenwart und zwingt dadurch jeden andern Gott, der „gut" heißen will, in sein Gefolge einzutreten. So nahmen die Götter binnen verhältnismäßig kurzer Zeit alle die Sonnenscheibe Ras zum herrschenden Symbol; sie

wurde unversehens das Abzeichen für Götter überhaupt und schließlich auch solchen zu teil, die eigentlich Ras natürliche Gegner bleiben mußten. Darum gerade ist wohl der Sperber des Horus, obgleich seine Rolle an sich der religiösen Überlieferung des Neuen Reichs schon unverständlich geworden war, als brauchbares Unterscheidungsmerkmal echter Sonnengötter beibehalten worden; auch Ra trägt nun den Kopf des Vogels. Noch manche andre Äußerlichkeit aus ältern Riten und Vorstellungen ließ er sich gefallen: er wechselte mehrmals die Barke, nahm mit der Zeit eine bunte Schiffsgesellschaft aus dem Göttergeschlecht auf, machte dem Osiris während der Nachtfahrt einen Besuch und dergleichen mehr. Desto unerbittlicher aber bestand er auf der Hauptsache. Wer Ras Freund bei Lebzeiten gewesen war, der konnte beanspruchen, daß er als Toter einen Platz auf der Barke erhielt, wenn sie den Tageshimmel passierte. So gelangte man unter mächtigem Schutz in die Unterwelt, weit bequemer als auf dem einsamen, gefährlichen Wege der Osirislehre. In seinen Gebieten dort angelangt — er hat also doch einen beträchtlichen Teil des Erdinnern an Osiris und andre Dunkelmänner abtreten müssen — lädt Ra die Seelen im fruchtbaren Gefilde ab, wo sie ein menschenähnliches Dasein weiterführen. Die Verteilung der Nachtschicht Ras in zwölf Stundenfahrtsbezirke, die durch „Thüren" (eigentlich Thorschleusen) getrennt sind, bringt es mit sich, daß seine Toten leider immer nur eine Stunde die Sonne, den Anblick des Gottes, genießen, sonst aber im Finstern sitzen. Dafür herrscht während der kargen Zeit des Lichts große Thätigkeit: Ras Schützlinge müssen auch im Jenseits arbeiten. Sie säen, pflügen, wässern und ernten, um nicht Hunger zu leiden.

Hält man dagegen, wie die osirianischen Toten genährt werden müssen, so mag damit der Schlüssel sowohl zum Wesen als auch zu den Erfolgen Ras beim ägyptischen Volke gefunden sein. Ra hat das Totenreich auf demokratischen Fuß gesetzt und die praktische Beobachtung, daß der Tod keinen Unterschied macht, folgerichtig über das Grab hinaus erweitert. Die vermögenden Kreise, die es aus natürlicher Unsicherheit heraus mit Ra nicht verderben, aber noch weniger die Aussicht auf das aristokratische Schlaraffenland des Osiris verscherzen wollten, haben sich für beide Fälle eingerichtet. Neben der Mumie mit ihrem Totenbuch und ihrem Magazine fürs Jenseits liegen kleine Holzfiguren, Uschebti, d. h. „Antworter", genannt, die meist als Sklaven oder Landarbeiter ausstaffiert sind und vielfach den Namen des Toten tragen, dem sie gehören. Ihr Zweck war, für ihn zu antworten und einzutreten, wenn er etwa doch ins Gefilde des Ra kam und dort zur Arbeit aufgerufen wurde. Der Unterschied zwischen dem Reiche des Osiris, wo alles mit Zaubersprüchen zugeht, und dem des Ra wird also kindlich verwischt; allerdings waren damals auch die Mythen des Sonnengotts schon durch und durch mit denen der übrigen Götter zusammengeworfen. Die Sagen, wie Ra, einst auf Erden herrschend, die aufrührerischen Menschen vernichten ließ, aber den Rest wieder begnadigte, wie er ferner, altersschwach geworden, durch eine List der Isis (eigentlich der Hathor) von der irdischen Regierung entfernt wurde, sind religionsgeschichtlich sehr belehrend, stehen jedoch dem ursprünglichen Wesen des Gottes bereits fremd genug gegenüber. Der Ra dieser Legenden ist schon wieder von der Steifigkeit des Osiris angesteckt und auch von dessen Gefolge umgeben; man sieht hierin spätre priesterliche Ausgleichsversuche wirken.

Wann im Laufe der frühen Geschichte Ägyptens der Sonnengott Ra den Vorrang im Volksglauben erkämpft hat, ist nicht festzustellen. Verdient das Märchen von der Herkunft der 5. Dynastie (S. 593) hierin Zutrauen, so müßte eben damals die seitdem dauernd betonte Eigenschaft der Könige als „Söhne des Ra" aufgekommen sein; das würde aber nur den vorläufigen Abschluß des ersten Entwicklungsgangs anzeigen. Das Vertrauen auf einen noch so

hohen und mächtigen Gott allein lag nun einmal nicht im ägyptischen Charakter; die lange und dunkle Zeit des Übergangs zum Mittlern Reiche (S. 596) muß auch das religiöse Gebiet gewaltig durchschüttert haben. Ein Ergebnis des Friedensschlusses zwischen Horus und Ra war sicherlich die beliebte Mischform des Ra-Harmachis, welche in der Legende mit der geflügelten, von je einer Uräusschlange flankierten Sonnenscheibe zusammengestellt wird. Dieses Zeichen, das über jedem Tempeleingange zu erblicken war, hat also wohl die Bedeutung eines Einigungssymbols besessen, dessen Geltung auf alle Götter des Lands ausgedehnt worden ist. Übrigens gebrauchen in der Tel-Amarna-Zeit die Briefe der syrischen Beamten an den Pharao fast durchweg eine Titulatur, die ihn nur als den Sohn des Ra betrachtet, während Rib-Addi von Gebal (vgl. S. 160) daneben auch eine andre, vielleicht ältre Titelreihe verwendet, worin die Sonne überhaupt nicht vorkommt.

Bei der Zwiespältigkeit in den ägyptischen Ansichten über das Leben nach dem Tode, bei der zunehmenden Verwirrung in der Götterwelt und gegenüber dem elenden Behelfe mit Zauberformeln konnte die Zweifelsucht nicht ausbleiben. Ob die Spuren eines Glaubens, der Tote gelange zu den Sternen, schon darunter zu zählen sind, bleibt noch zweifelhaft: ägyptisch war eine solche Vorstellung anscheinend nicht. Ein starkes Stück ist es aber, daß bisweilen auf Grabstelen die Lehre vom Jenseits geleugnet wird. Der dort herrschende Gott heiße „Vollkommner Tod", sei unempfindlich gegen Gebet und Opfer und mache keinen Unterschied zwischen „Göttern und Menschen", was auf die Ansprüche der Pharaonen gemünzt sein dürfte. Die Verstorbnen aber lägen starr in ewiger Finsternis, schmachtend nach den Genüssen des Erdenlebens. Darum nutze jeder rechtzeitig sein Dasein, suche Lust und Freuden und entschlage sich der Sorgen. Allgemein beliebt war im Neuen Reiche das „Lied aus dem Grabe des Königs Antef, vor dem Harfner angebracht". Dieser Saitenspieler beruft sich wieder auf alte Weisheitslehrer, bei denen es heißt: Zerfallen sind die Wohnungen der Vorfahren; sie sind, als wären sie nie gewesen, und niemand kommt vom Jenseits, zu melden, was aus ihnen geworden ist. Dem Lebenden aber wird geraten: „Schmücke dich, so schön es angeht, und lasse dein Herz nicht sinken, solange du auf Erden bist. Bekümmere dich nicht, bis der Tag der Klage anbricht. Doch keinen Jammer hört der, dessen Herz stillsteht; wer im Grabe ruht, trauert nicht mit. Also feire frohe Tage, strahlenden Antlitzes, und sei nicht lässig; denn niemand nimmt seine Güter mit, noch kehrt er jemals wieder."

Seinem Grundgedanken nach ein Vorläufer des Buches Hiob ist das poetische „Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele". Sogar sein Schicksal scheint dem der biblischen Schrift ähnlich zu sein, da sich auch hier am Schluß ein Einlenken zu den geltenden Glaubenssätzen findet, deren logischen Widersinn aufzudecken doch das Ganze verfaßt ist. Der Lebensmüde, krank, schwach, von der Welt hintergangen und von Verwandten und Freunden im Stiche gelassen, bittet seine Seele, ihm nun in den Tod zu folgen. Aber bei solcher Aussicht will ihm selbst diese Gefährtin entlaufen, und sie läßt sich nur mit Mühe zu einer Auseinandersetzung bewegen. Rede und Gegenrede bringen nun die Gewißheit zu Tage, daß man in Ägypten nicht nur zweifelte, sondern bis zum verächtlichen Spott über die zwecklosen Pyramidengräber und den Totenkult gediehen war. Die Seele spricht mit derben Wendungen ihre Meinung aus, daß die bestverwahrte Mumie und der von den Fischen gefreßne Leichnam „eines Müden, der auf dem Uferdamme starb ohne Hinterbliebne", ganz gleiche Aussichten haben. Wahrscheinlich ist diese Schrift von ihren Lesern zu einem der Erzeugnisse des heimischen Schrifttums gerechnet worden, das zu besitzen man sich vor den Stützen der öffentlichen Moral

und guten Sitte nicht rühmen durfte; die nachträgliche Hinzufügung eines kurzen, gleichsam abbittenden Hymnus an Ra als den Seligkeitsspender sollte dem Werk offenbar erst den Duldbarkeitsstempel verleihen. Zwei ergreifende Lieder des Lebensmüden: eine Klage über die Welt, die den Sanftmütigen ohne Rast verfolgt, dem Frechen hingegen die Arme öffnet, und eine Begrüßung des erlösenden Endes, heben die Dichtung auf einen hohen Platz in der allgemeinen Litteraturgeschichte und sind geeignet, vieles wettzumachen, was das alte Ägyptertum sonst unserm Empfinden entfremden könnte. Auch die störrische Seele gibt nach, als der Verlaßne ihr gezeigt hat, daß die Erde ein Beispiel von Übelthätern ist: „Der Tod steht heute vor mir, wie die nahe Erfüllung des Sehnens, die ein jahrelang Gefangner nach seinem Hause trägt.“ Da verspricht sie, mit ihm zu gehen: „Dein Leib soll zur Erde gelangen, und ich bleibe dort, wo du ruhst. Wir wollen zusammen dieselbe Stätte haben.“

2. Die Reform in der Götterlehre durch Amenophis IV.

Gedanken dieser Art sind freilich für eine Reform der ägyptischen Staatsreligion unverwendbar gewesen. Allein sie zeigen, daß eine Bewegung der Geister im Gang, und daß eine kleine Zahl Gebildeter sogar mit der Furcht vor dem Unbekannten fertig war. Die meisten Grabsteine aus den Jahrzehnten vor der Reform rufen Osiris und Ra gesondert an, und zwar fallen die Hymnen an den Sonnengott immer inbrünstiger aus. So sagt ein Text aus Memphis: „Gelobt seist du, der im Himmelsozean aufgeht, zu ernähren alles, was du geschaffen hast, der den Himmel schuf und seinen Horizont unzugänglich machte. Gelobt seist du, der zu seiner Stunde sich zeigt; wenn du erglänzest, strömt Leben durch die Menschen. Gelobt seist du, der alles rundherum erschuf und doch verborgen ist; denn deine Gestalt kennt man nicht.“ Das ist keine Mythologie mehr, sondern einfache Naturbeobachtung. Selbst Amon hatte in dieser vorbereitenden Zeit an solcher Verehrungsweise sein Wohlgefallen. Der Priester Amen-em-opet aus der thebanischen Totenstadt ruft ihn, natürlich als den Amon-Ra, folgendermaßen an: „O mein Gott, Herr der Götter, Amon-Ra, rette mich, reiche mir die Hand, belebe mich, gehe für mich auf! Du bist ohnegleichen, der einzige Gott, die Sonne, die am Himmel aufgeht, der die Menschen schuf, der das Flehen erhört, der den Menschen aus der Hand des Mächtigern befreit, der dem Geschöpfe, das noch im Ei steckt, Atem gibt, es seien Menschen oder Vögel. Er schafft, was die Mäuse brauchen in ihren Löchern und die Würmer und Flöhe desgleichen.“ Man machte sich also, sehr im Gegensatze zu früher, Gedanken über Einzelheiten des Weltganzen, die dem Ausgangspunkt unsrer Naturwissenschaft nahekommen, aber von der ältern Schule und nachmals von der Reaktion als „unmethodisch“ verdammt werden mußten.

Das Symbol des Atenkultus bestand in der einfachen Sonnenscheibe, die ihre Strahlen herabsendet. Nur laufen diese einzelnen Strahlen in kleine Hände aus, die teils geöffnet sind, teils das Zeichen für „Leben“, das wohlbekannte Henkelkreuz, halten. Wenn der König oder, wie es jetzt beliebt ist, die gesamte königliche Familie einen öffentlichen Akt vollzieht, so muß die Sonnenscheibe immer genau über ihnen schweben und ihre Strahlen dergestalt verteilen, daß möglichst jede Person durch eins dieser Zeichen getroffen wird.

Die „Lehre“ selbst hat man in einem langen Hymnus zusammengefaßt. „Herrlich erscheinst du am Horizont, Aten, du lebendiger Schöpfer allen Lebens, wenn du dich im Osten erhebst, alle Länder mit deinem Glanze füllend. Gehst du aber im Westen zur Ruhe, sinkt die Erde in Finsternis, gleich der des Todes. Dann liegt ein jeder in seinem Haus, überdeckten Antlitzes, geschloßnen Auges, und weiß nicht, was ihm geschieht. Aber der Löwe kommt hervor

aus der Höhle, und die Schlangen beißen, solange die Nachtgestirne flimmern und das Land im Schweigen ruht. Und wieder erhellt es sich, wenn du aufleuchtest, als Aten den Tag heraufführst; es flieht die Dunkelheit vor deinen Strahlen, und beide Länder Ägyptens jubeln. Die Leute erheben sich durch deine Kraft, baden ihren Leib und legen Kleidung an, sie strecken die Hände empor, dein Erscheinen zu begrüßen, und thun dann geschäftig, was du angeordnet hast." Das Vieh hüpft zur Weide, alle Vögel flattern froh, „die Schiffe ziehen aus gen Norden und Süden, jeden Weg macht dein Erscheinen gangbar; die Fische im Strome begrüßen dich mit Plätschern, es bringen deine Strahlen zu den Tiefen des Meers. Durch dich empfängt das Weib, wird der Mann zeugungsfähig, das Kind im Mutterleibe lebendig, bis es herauskommt am Tage der Geburt; dann gibst du ihm Sprache und hilfst seiner Notdurft ab." Noch eingehender wird die Entstehung des Vogels aus dem Ei behandelt: dasselbe Thema, das schon auf Amen-em-opets Grabstein berührt wird und, als eine starke Stelle der „Lehre", für die Atenkatechese wahrscheinlich das auserwählte Rüstzeug gewesen ist. Die Strahlensonne hat aber auch, dem Hymnus zufolge, alle fremden Völker des ganzen Erdkreises geschaffen, sie nach der Hautfarbe geschieden und ihre Sprachen verteilt; sie ließ den Nil hervorkommen und gebot ihm den Wasserstand; sie ließ aber auch den Nil am Himmel sich bilden, damit die Nichtägypter Regen erhalten. „Du schufest die Jahreszeiten zur Vollendung deiner Werke, den kühlen Winter und den heißen Sommer; du wölbtest den Himmel, deinen hohen Pfad, von dem herab du alles überblickst, was du gemacht hast, du allein. Du bist Aten, der Tag der Welt, mein Herz gehört dir; aber niemand kennt dich, als dein Sohn (der König) Nefer-chepru-Ra. Du hast ihm eröffnet die Lehre von deinem mächtigen Kommen und Gehen. Schon an jenem Tag, als du die Erde gründetest, ließest du sie entstehen für deinen Sohn, der entsprossen ist deiner Helligkeit, für den König von Ägypten, den wahrhaftig lebendigen, den Herrn beider Länder, Nefer-chepru-Ra, den Sohn der in Wahrheit lebenden Sonne, Chu-en-Aten, der ewig lebt. Und mit ihm die große, geliebte königliche Gemahlin, die Herrin beider Länder, Nefer-neferu-Aten, das ist: die ewig lebende und blühende Nefertiti."

Demnach ist die „Lehre" in derselben Weise zur Staatsreligion gestempelt worden, wie es beim Amonskulte der Fall war, nur auf umfassendere Art. Das Bekenntnis mutet monotheistisch an, weil es den andern Gottheiten nichts übrigläßt, ihres Daseins nicht einmal gedenkt; aber noch fehlt ihre ausdrückliche Verwerfung. Ja, bei Erwähnung der Nacht ist jedes Eingehen auf die Gestirne sorgfältig vermieden worden, weil man keine neuen Anstöße zu den schon vorhandnen fügen mochte. Gerade die Nacht, hier als eine dem Tode verwandte Frist behandelt, war die rechte Zeit für Götterfeste; während der Tag überall mit Sonnenuntergang anfing, läßt ihn die „Lehre" nicht „aus Abend und Morgen" bestehen, sondern mit Aufgang der Sonne beginnen. Von einem wohlthätigen Einflusse der Stern- und Mondgötter weiß das Sonnendogma durchaus nichts, sondern deutet das Gegenteil an. Atens Wunder sind die der Natur, keine Zaubereien. Ist der König aber, gleich seinen Vorfahren, ein Gott und Sohn der Sonne geblieben, dann muß er notwendig durch die Neuerung noch an Erhabenheit gewinnen. Die Folgerung, daß Aten die Welt mit Wissen seines auf Erden regierenden Sohns und zunächst für ihn geschaffen habe, kommt uns seltsam bekannt vor. So finden sich im Sonnenscheibendienst Amenophis' IV. unleugbar schon Wurzeln religiöser Gedanken, die wir bisher als das Eigentum viel spätrer Zeiten ansahen. Der schon bei Lebzeiten von Berufs wegen göttliche König von Ägypten, der sich einen alleinigen Gott, den Weltschöpfer, zum Vater wählt, ist dann als dessen Genosse von Anfang an wenigstens historisch verständlich.

Mit Ausnahme Amons und seines Kreises haben sich die übrigen ägyptischen Gottheiten in Geduld gefaßt, und ihre Priesterschaften haben den Ansprüchen der „Lehre" möglichst Rechnung getragen. Der König gestattete den Schwachgläubigen (vgl. S. 636) die Gleichsetzung des Aten mit Ra. Ptah, Osiris, Isis und Horus büßten zwar ihren Rang ein, wurden aber nicht verfolgt; die verschiedenartigen Formeln und Gebräuche des Totenkultus, auch des osirianischen, bestanden unangefochten fort; gerade auf diesem heiklen Gebiete begnügte sich das Sonnendogma im allgemeinen mit der Legende von Ras nächtlicher Fahrt.

γ) Amenophis IV. als Chu-en-Aten.

Amenophis IV. hat noch sein 17. Regierungsjahr antreten können, also von 1383 bis 1366/65 auf dem Throne gesessen. Von seiner Gemahlin Nefertiti (vgl. den Schluß des Aten-Hymnus, S. 642), neben der sonst keine Lieblingsfrau vorzukommen scheint, hatte der König nur Töchter; die Nachfolge mußte also auf einen künftigen Schwiegersohn übergehen. Zunächst hielt aber der Widerstand, auf den die „Lehre" in der Residenz Theben durch Amons Anhänger stieß, die Aufmerksamkeit Amenophis' IV. wach. Wir wissen nicht, wodurch die Amonspriester und ihre Partei dem ketzerischen Hofe das längre Weilen in der Hauptstadt verleidet haben. Wenn der Pharao es unterließ, dem Amon in üblicher Weise zu huldigen, so wäre ein solcher Mangel an Pietät noch zu ertragen gewesen; was sich aber auf die Dauer nicht verschmerzen ließ, war das Wegfallen der bei diesen Anlässen gebräuchlichen Gaben. Sie hatten, namentlich seit Thutmosis III., einen stetig wachsenden Posten gebildet: eine in Friedenszeiten der königlichen Kasse recht empfindlich gewordne Last. Nun hing aber gewiß die gewerbthätige Bevölkerung Thebens in ganz andrer Weise vom Amonskollegium ab als vom Hof; es bedurfte nur einer Schmälerung am Verdienst, um die Massen zu beunruhigen. Als sich nun der Boden hier dauernd erhitzte, entschloß sich der König, auf reinerm Gefilde eine neue, heilige Stadt zu erbauen, in der nur die Sonnenscheibe und ihr Sohn gebieten würden. Die neue Residenz „Chut-Aten", d. h. Sonnenhorizont, wurde fast genau in die Mitte des ägyptischen Nilthals (am östlichen Flußufer) verlegt; hier dachte man sich wohl zugleich den Mittelpunkt der Welt, den Voraussetzungen der Lehre angemessen.

Es ist die heutige Trümmerstätte von Tel el-Amarna (S. 626), auf der sich einst Chut-Aten erhoben hat. Die Gräber in den umgebenden Felsen mit ihren für den Sonnenscheibendienst so wichtigen Texten hatten längst Aufmerksamkeit erweckt; man wußte auch, daß hier die Straßenzüge einer Stadt sichtbar geblieben waren, und erkannte noch die Stelle der bedeutendern Gebäude wieder. Aber erst der Fund des die ägyptisch-asiatischen Beziehungen (S. 17) erschließenden Keilschrift-Thontafel-Archivs (Frühjahr 1888) veranlaßte weitre Ausgrabungen; durch diese wurden namentlich die Reste des Königspalasts und des Aten-Tempels freigelegt. Nicht nur in religiösen Dingen, sondern auch in der Kunst hat diese Zeit Reformen erlebt. Auf den Reliefs der Gräber von Tel-Amarna nehmen merkwürdigerweise Darstellungen aus dem häuslichen Leben Amenophis' IV. einen breiten Raum ein. In erster Linie gewiß höfische Huldigungen, sollen diese Augenblicksbilder aber wohl auch als Beispiele dienen, wie natürlich sich der göttliche Sohn des Aten unter den Menschenkindern bewegte. Bis dahin standen dem Bildhauer und Zeichner nicht mehr als etwa ein halbes Dutzend Stellungen frei, in denen er einen König auftreten lassen durfte: im steifen Thronsitz, als ebenso steifen Wagenkämpfer, Opferspender und so fort. Jetzt sehen wir ihn in Gesellschaft der Königin und der kleinen Prinzessinnen Familienszenen aufführen, freilich immer von Atens Strahlenhänden gestreichelt,

oder vom Balkon herab goldne Ehrenzeichen an würdige Bekenner verteilen; er fährt im Wagen von Silbergold einher, wobei die Leibgarde zu Fuß im Trabe mitrennt, oder übt Zeremonien aus. Das Schema ist dabei einer naturgemäßern Gruppierung und Bewegung, das starre Herkommen dem Streben nach Ähnlichkeit gewichen, wenigstens für den König selbst. Amenophis IV. ist keine anziehende Erscheinung gewesen: das Gesicht war durch grobe Backenknochen, ein vorstehendes Kinn und eine faltige Mundpartie entstellt; der Gestalt thaten dünne Beine und ein starker Bauch Eintrag. Dennoch hielt er darauf, daß alle Fehler sorgsam konterfeit wurden; auch die Hofgesellschaft, die Königin nicht ausgeschlossen, ließ sich jetzt mit denselben Körpermerkmalen darstellen. Ein Relief gibt z. B. den König mit besonders abschreckendem Ausdrucke wieder, während er sein ältestes Töchterchen küßt und die Königin ihm mit zwei andern gegenübersitzt. Die Auffassung des Vorgangs durch den Steinzeichner hätte übrigens griechischen Beschauern ohne Weitres die Legende von Saturn, der Rheas Kinder frißt, nahelegen müssen.

Die Wahrscheinlichkeit *fremder Einflüsse* auf die Entstehung dieses neuen Stils wurde bestätigt durch die Aufdeckung eines prächtigen, reichbemalten Stuckfußbodens im Palast, eine von Tieren belebte Marschenlandschaft nachbildend, durch Gegenstände aus buntem Glasguß und durch zahlreiche Töpfe und Scherben im mykenischen und kypriſchen Geschmack; allerdings kommen sowohl ein solcher Fußboden als auch Glasuren derselben Art noch einmal zu Theben in einem Palaste (des Amenophis III.?) vor. Der Verkehr zur See mit den griechischen Küsten aber muß schon weit früher begonnen haben, da sich Gefäße mykenischen Charakters auch in solchen Gräbern (z. B. bei Sakkâra) gefunden haben, die älter sind als das Neue Reich. Jedenfalls ist zu Chut-Aten wirklich ein vergleichsweise „freies Leben" in mehr als einer Beziehung geführt, eine Erholungspause vom altägyptischen Wesen gefeiert worden.

Der Befehl zur Erbauung der Sonnenscheibenstadt muß mit dem Wegzuge des Hofs aus Theben zeitlich zusammenfallen; vielleicht hat sich der König in der Zwischenzeit nach Memphis begeben. Doch der „Sonnenhorizont" ist schon bezogen worden, ehe diese neue Stadt zur Hälfte vollendet war. Erst jetzt, um das Jahr 1378, fühlte sich der Herrscher wahrhaft unbeengt. Er legte den Namen Amenophis ab und wählte dafür „*Chu-en-Aten*" (d. h. Geist der Sonnenscheibe; vgl. S. 630); seine Familie, Umgebung und Anhängerschaft folgten dem Beispiel und benannten sich nach Aten. Damit aber war Amon der Krieg angesagt. Das widerspenstige Theben mußte sich zuletzt beugen und die Herrschaft eines der „Lehre" ergebenen Landvogts dulden: die planmäßig betriebnen Wegmeißelungen des Wortes „Amon" aus den Inschriften, selbst der Gräber, sind zu zahlreich. Auch auf Mut und Chunsu, Amons nächste Verwandte, hat sich die Verfolgung stellenweise erstreckt. Die Absicht des nunmehrigen Königs Chu-en-Aten war offenbar darauf gerichtet, Amons Gedächtnis in ganz Ägypten auszutilgen; wahrscheinlich ist vorher die Priesterschaft des Gottes in Theben zeitweilig ganz aufgelöst worden. Dafür erhob sich in Chut-Aten der glänzende neue Tempel der Sonnenscheibe als Staatsheiligtum, dessen Oberpriester dieselben Titel führte wie der zu Heliopolis; der König war unermüdlich, die einzelnen Einweihungsfeste zu feiern. Die Königin-Mutter Teje erschien erst, als sich der Hof schon niedergelassen hatte; ihr Sohn holte sie mit großer Prachtentfaltung ein. Indessen konnten alle Zeichen von Ergebenheit und Frömmigkeit, welche die Atenbekenner unter den Augen des Königs entwickelten, nicht über die Zunahme des Unwillens im Volke hinwegtäuschen; sogar einer der neuen Grenzsteine am Weichbilde von Chut-Aten fand sich eines Tags zerstört.

Desto höher nahm es Chuenaten auf, wenn auffallende *Übertritte* seine Sache moralisch festigten. Als solchen scheint er die Bekehrung des „Gottesvaters" Ai (vgl. S. 629) betrachtet

zu haben, der es wahrscheinlich im Amonstempel bis zu dieser verhältnismäßig bescheidenen hierarchischen Würde gebracht hatte. Ai war bereits Wedelträger zur Rechten des Königs, Oberstallmeister und „wirklich geliebter königlicher Schreiber", als der König dem Schatzmeister befahl: „Lege das Gold an seinen Hals, an seinen Rücken und an seine Füße, weil er die Lehre gehört hat." Und als Ai die „Amme des Königs", die ebenfalls den Namen Teje führt, geheiratet hat, werden beide noch reichlicher mit dem Golde beschenkt. An seinem Grabe zu Tel-Amarna, das er übrigens niemals bezog, hat Ai „dieses schöne Ereignis" bildlich verewigen und ausführlich beschreiben lassen. Die beiden langen Gräberreihen für die Vornehmen des Hofs nennen auch sonst manchen Herrn, der später nichts mehr von Aten hat wissen wollen, so den Tutu, der aus den Amarnabriefen als Freund des Amoriters Aziri (vgl. S. 160) bekannt ist. Für treue Dienste hat auch ein syrischer Trabant des Königs, Terura, einen Denkstein empfangen, auf dem wir den bärtigen Krieger in seiner Häuslichkeit erblicken. Er trinkt auf etwas umständliche Art sein Bier, nämlich durch ein langes Saugrohr, das sein Diener festhält; die Hausherrin des Recken, Frau Erbura, sieht andächtig zu. Mehrere interessante Fundstücke lieferte ein Grab bei Memphis, das Sarobibina, den „Oberpriester des Amon" und „Propheten des Baal und der Astarte", barg. Der König liebte diesen Phönikier „wegen seiner trefflichen und wunderbaren Eigenschaften".

δ) Das Ende der Dynastie und der Aten-Lehre.

Chuenatens Gegensatz zu den Anschauungen der Ägypter verbot kriegerische Unternehmungen im Stile Thutmosis' III. von selbst; der Pharao konnte es nicht wagen, sein Land zu verlassen. Bei seinem Tode scheint der asiatische Besitz, wenn auch innerlich vollkommen gelockert, noch immer unter der Oberhoheit Ägyptens verharrt zu haben; erst die Kämpfe, die der Reform ein Ende machten, haben auch dort offnen Aufruhr entfesselt. Ungemein dürftig sind die Nachrichten über die Vernichtung der Ketzerei und damit zugleich über den Untergang der achtzehnten Dynastie. Ihr letzter männlicher Sproß scheint Chuenaten selbst gewesen zu sein. Von seinen sechs Töchtern starb Mekt-Aten noch vor dem Vater und hat bei Tel-Amarna ein stattliches Grab erhalten, das zuerst für das des Königs gehalten worden ist.

Auf Chuenaten folgte der wohl erst seit kurzem mit der ältesten Königstochter Merit-Aten vermählte Semenchka-Ra als König. Weinkrüge aus den Palastruinen Tel-Amarnas zeigen das 17. Jahr des Chuenaten als höchstes Datum (vgl. S. 643); ihm folgt das 2. Semenchka-Ras und kein weitres. Der Umstand, daß mehrere junge Prinzessinnen vorhanden waren, von denen Anch-sen-pa-Aten die Gattin eines gewissen Tut-anch-Aten wurde, ist der bisher unterdrückten Partei Amons rasch zu gute gekommen. Das letztgenannte Paar nahm den Thron ebenfalls in Anspruch und gab den Kultus Atens auf: beide erscheinen wieder in Theben als König Tut-anch-Amon und Königin Anch-sen-Amon. Ob die Erhebung dieses neuen Königs schon bei Lebzeiten Semenchka-Ras stattfand, ob sich nach dessen jedenfalls frühem Verschwinden vielleicht ein dritter Schwager als Sohn der Sonnenscheibe von Chut-Aten aus Tut-anch-Amon widersetzt hat, melden die spärlichen Nachrichten nicht. Während Bauten und Herstellungsarbeiten an thebanischen Tempeln, die Tut-anch-Amon ausführen ließ, sowie eine große Darstellung des Tributempfangs aus Syrien und Äthiopien im Grabe des Hui darauf hindeuten, daß der rechtgläubige Pharao eine Weile das Reich der Amenophis unvermindert innegehabt hat, sind doch auch Anzeichen für die Fortdauer des Ketzerwesens vorhanden. Die weibliche Nachkommenschaft Chuenatens gab wahrscheinlich noch mehreren herrschsüchtigen Großen eine

Handhabe für ihre Pläne: so kommt in Tel-Amarna das 3. Jahr eines der Lehre getreuen Königs vor, der mit dem spätern Horemheb namensgleich, aber schwerlich identisch war.

Zuletzt hat sich sogar der wohlbekannte Gottesvater Ai des Throns bemächtigen können; seine Gemahlin Teje (S. 645), die mit dem Haus Amenophis' IV. höchstens entfernt verwandt war, diente auch ihm als Trägerin des Erbanspruchs. Wie schon zur Zeit seines Gönners, schmiegte sich Ai von neuem den Umständen an. Er bezog die Königsburg von Theben, schwur seine frühern Irrtümer ab und fügte den Titel eines Gottesvaters seinem offiziellen Namen bei. Die Stadt Chut-Aten ist wohl erst auf Ais Befehl völlig verlassen und vielleicht sogar zerstört worden; dafür spricht die Schonung seiner eignen Grabanlagen und mancher andern Denkmäler, die ein fanatischer Gegner nicht so gelinde behandelt hätte. Die Reaktion unter Horemheb hat der unbewohnten Stätte jedenfalls keine Aufmerksamkeit geschenkt. Im Thale der Königsgräber auf der thebanischen Westseite legte Ai dann sein letztes Grab an, aus dem wir einen geschmackvollen Sarg von rotem Granit besitzen. Die Länge von Ais Regierung ist nur vermutungsweise abzuschätzen. Ein Oberpriester von Koptos, Nacht-Min, starb im 4. Jahre des Königs, dessen Name dann auf dem betreffenden Denkstein ausgetilgt worden ist; übrigens sind auch Spuren vorhanden, daß Nacht-Min zuerst noch den strahlenden Aten hatte anbringen lassen. Der König „Gottesvater" dürfte nicht vor 1355 zur Herrschaft gelangt sein und muß sie ziemlich bald nach der Beisetzung Nacht-Mins verloren haben.

Ein Größrer kam über diesen letzten Pharao von ketzerischer Vergangenheit. König Horemheb (1350—1329) war in den Wirren dieser Zeit zum obersten Feldhauptmann eines der Nachfolger Chuenatens emporgestiegen. Damals ließ er sein Grab auf dem Felde von Sakkâra errichten; er kann dort bereits von sich reden als dem „Vorsteher der Vorsteher, Größten der Großen, Geheimrichter, Palasthüter, Oberfeldherrn, Vorgesetzten der Propheten des Horus ꝛc., der vom (immer ungenannten) König an der Spitze des Heers gegen die Länder des Südens und des Nordens entsandt wurde, dem der König die Verwaltung beider Länder anvertraut hatte, und der sie jubeln machte, dem Begleiter seines Herrn am Tage, da man die Beduinen schlug". Diese Hindeutung auf Feldzüge gegen Osten ist trotz ihrer Knappheit von Interesse: unter Horemhebs Nachfolgern zeigt sich, daß der Besitz des Reichs in Asien Einbuße erlitten hatte. Ai (der ungenannte König?) schenkte Horemheb Vertrauen. Aber der Heeresoberste wartete nur sichre Gelegenheit ab, um selbst die Herrschaft Ägyptens an sich zu reißen. Die Amonspriesterschaft von Karnak muß durch große, später gehaltne Zusicherungen gewonnen gewesen sein. Auf ihr Zeichen erschien Horemheb zur passenden Stunde mit Truppen in Theben, machte der Regierung und gewiß auch dem Leben des „Gottesvaters" ein jähes Ende und holte sich von Amon Krone und Erbtochter. Sie hieß Nezem-Mut und könnte eine Schwester der Nefertiti sein, doch liegt am Ende, wie im Falle der jüngern Teje, nur Namensgleichheit und willkürliche Übertragung der gerade erforderlichen Ansprüche vor. Einer Doppelstatue Horemhebs und Nezem-Muts ist die offizielle Lesart ihrer Erhebung zum Throne beigefügt worden. Der Text beginnt mit einer Lobpreisung der Verdienste Horemhebs vor seiner Erhebung; hiernach hätte „der König" sogar die Schlichtung von Streitigkeiten innerhalb des Palasts Horemheb überlassen. Wichtiger ist, daß Horemheb schon damals die Wiederaufrichtung des Horuskults betrieben habe. Dann fährt die Inschrift fort: „Der herrliche Horus, Herr von Hatsuten (Horemhebs Vaterstadt), beschloß in seinem Herzen, diesen seinen Sohn auf den Thron zu setzen. Er nahm ihn bei der Hand und zog mit ihm gen Theben, der Stadt des Herrn der Ewigkeit, betrat Karnak und stand vor Amon. Siehe, das war ein Festtag; und als Amon Horus und seinen Sohn in der Königspforte

erscheinen sah, um Thron und Würde zu heischen, da begrüßte er sie freudig. An diesem Tage der Befriedigung schloß er sich Horemheb an, er zog mit zum Palast und führte ihn zur Wohnung seiner großen und edlen Tochter (Nezem-Mut). Sie gehorchte, sie umarmte seine Schönheit, stellte sich vor ihn hin, und alle Götter freuten sich darob."

Selten ist einem Könige der Weg so deutlich vorgezeichnet worden, wie hier dem Horemheb: nachsichtslose Verfolgung des Sonnenscheibendiensts und möglichste Verwischung aller Spuren der „Lehre". Wo sich Amons Name zerstört fand, setzte man ihn wieder ein; wo sich aber Atens Strahlen in Gräbern oder sonstwo zeigten, bekamen Steinmetzen und Maler sogleich Arbeit. Der Widerstand der Reformer hatte sich zugleich mit der Erkenntnis verflüchtigt, daß die Staatsgewalt doch Atens einziger Verkünder von wirklicher Werbekraft gewesen war. Für Theben aber kamen die guten Tage wieder. Amon erhielt den Ausfall mit Zinsen vergütet, soweit es die Verhältnisse gestatteten; in Karnak unternahm der König große Bauten. Von Kriegszügen Horemhebs ist nur andeutungsweise die Rede; doch scheint er den Zugang zu den nubischen Goldminen festgehalten und auch in Asien Beutezüge veranstaltet zu haben.

Eine merkwürdige Inschrift am Karnaktempel beklagt die allgemeine Verwilderung im Land und droht den Beamten, namentlich aber den Truppen, strenge Körperstrafen an, wenn sie nicht von Raub und Unterschlagung ablassen wollen. Der Hofhalt litt offenbar empfindlich darunter, daß seine Hörigen in der Regel anderweitig ausgeplündert waren, ehe dies der königliche Kommissar zu thun vermochte. Auch die Reisen der Inspektoren mit besondrer Vollmacht dienten nachgerade mehr zu deren persönlicher Bereichrung als zum Vorteile der königlichen Kasse. So mußte Horemheb selbst das Land durchziehen, um nach dem Rechten zu sehen, wie einst der unermüdliche Thutmosis III. Nach den Zeiten schöngeistiger Tändelei, religiöser Bethätigung, neuer Kunstübung war der Zusammenbruch eingetreten; nunmehr folgte ihm der mühselige Wiederaufbau. Diese Reaktion bedeutet, obwohl sie mehr als billig dem ägyptischen Schreibervolke zu gute kam, immerhin eine Arbeitsleistung.

c) Die Ramessidenzeit.

In welcher Weise beim Tode Horemhebs die Thronfolge geregelt worden ist, gelangt nicht zu unsrer Kenntnis; es scheint aber, als hätte der Übergang keine Schwierigkeiten mit sich gebracht. Die Doppelkrone kam an ein neues Königsgeschlecht: Ramses I. war ihr Erbe, der Erste der neunzehnten Dynastie. Geschichtlich spielt er keine Rolle; er nahm fast sogleich seinen Sohn Sethos I. zum Mitregenten an.

Sethos I. (Seti; 1327—1317) fällt durch seinen Namen auf, der nach Opposition klingt. Der König hat das selbst anerkannt, indem er sich auf den Inschriften seines eignen Totentempels und prachtvollen Grabes im thebanischen Nekropolenbezirk „Osiri" nennen ließ, damit nicht der Beherrscher des Jenseits durch den Namen seines Gegners Set peinlich berührt werde. In spätern Zeiten, denen der Gott Set immer teufelsmäßiger vorkam, hat man den Namen Sethos von weltlichen Denkmälern entfernen wollen. Vielleicht aber liegt in der Wahl des Set als königlichen Namenspatrons nach den Tagen der übertreibenden Reaktion das Streben ausgedrückt, einen neutralen Boden zu finden. Oder es war einfach Aberglaube: falls nämlich der König an einem der von Set beeinflußten Kalendertage geboren war.

Sethos' kurze Regierung zeichnet sich durch viele und teilweis umfangreiche Bauten aus. So begann er den großen Säulensaal des Karnaktempels zu errichten, den erst sein Nachfolger vollendet hat, und übte auch sonst gerade in Theben, das Residenz blieb, eine weitgreifende

Ausbesserungsthätigkeit. In Memphis wurde ebenfalls unter ihm gebaut; in Heliopolis soll ein Palast des Königs gestanden haben. Die meiste Aufmerksamkeit aber wandte Sethos dem Süden zu. Von dem Prinzen von Kusch, Amen-em-apt, unterstützt, hat der Pharao das nubische Land wirklich so weit gebracht, daß es in der Kultur und Dichtigkeit der Besiedlung nicht mehr sehr von Oberägypten abstach; und Ramses II. hat auch darin das väterliche Werk fortgesetzt. Planmäßig ließ Sethos in der Trogodytenwüste Brunnen bohren. Der Sethosbrunnen mit seinem hübschen Tempelbau inmitten der Einöde östlich von Ombos hat eine Straße, die den Verkehr mit der Küste am Roten Meer überwachte, gangbar gemacht. Übrigens dienten diese Wüstenstraßen ja zugleich als Transportwege für die Gold- und Smaragdenausbeute; gerade aus Sethos' Zeit ist uns die älteste, freilich sehr rohe Papyroskarte der äthiopischen Goldminen erhalten geblieben.

Auch die persönlichen Reliquien des thätigen Königs sind auf die Nachwelt gekommen: sein Alabastersarkophag war schon länger bekannt; seine Mumie hat man 1881 in Der el-Bahri mit den übrigen des großen Königsleichenfunds zu Tage gefördert. Sethos I. ist ein langer, hagerer Mann von klugem Gesichtsausdruck und einem neidenswerten Gebiß gewesen, der jedenfalls die Schwelle des Greisenalters erreicht hatte. Von den höhern Beamten dieser Zeit kennen wir außer Amen-em-apt noch den Paser, der im eigentlichen Ägypten an der Spitze der Verwaltung stand. Ein seinem Mobiliar entstammender Kasten trug unter anderm die von guter Gesinnung strotzende Aufschrift: „Ei, wie schön ist's, zu wohnen in Theben, alle Tage zufriednen Herzens; und es schauen die Augen dich, o Amon zu Karnak, der da befiehlt, daß dem nichts Böses begegne, der in deiner Gunst steht. Sein Leib ist sicher und in Hut, bis des Alters Würde in Frieden naht." Solche Vorbilder veralten nie.

Der Feldzug nach Palästina und Phönikien, den Sethos I. mit Beginn seiner Regierung antrat, hatte offenbar den Zweck, eine weitre Ausbreitung des Hethiterreichs gegen Süden zu hindern. Es ist etwa die Zeit, wo das Reich von Mitani sein Ende fand (S. 112); der Druck des hethitischen Vordringens nach allen Seiten hatte sich schon vor den Thoren Ägyptens fühlbar gemacht. Die Beduinen, die längs der Ostmauer lagerten, wurden freilich von Sethos' Heeresmacht rasch verscheucht; und allgemein war ihre Niederlage bei einem ungenannten festen Platze Südpalästinas (s. die beigeheftete Tafel „König Sethos I. [um 1325, nicht: 1350 v. Chr.] schlägt die palästinensischen Schös-Beduinen bei der Festung der ‚Kanaan'"). Bis zum Karmel scheint dann jeder ernstliche Widerstand unterblieben zu sein. Auch Tyros sandte wohl die üblichen Geschenke, während Sethos beim weitern Vordringen nach Galiläa auf ein Hethiterheer stieß. Es wurde auf dem waldigen Gelände von Jenuam angegriffen und zurückgeworfen; der Pharao aber benutzte den Sieg, um sich mit Bauholz zu versehen, das die kleinen Herren der Nachbarschaft in aller Eile schlagen mußten. Und nachdem er zwei feste Städte im Libanongebirge besetzt, Kadesch bedroht hatte, zog er heimwärts. An den Eingangsbefestigungen von Zaru, also in der Nähe des jetzigen Sueskanals, wurde er von der höhern Beamtenschaft Ägyptens mit Huldigungen empfangen; thatsächlich war der hethitische Feind abgewehrt. Bekannt ist noch, daß Sethos I. und sein Sohn einmal die Libyer bekämpft haben.

Daß die Ramessiden einen vom Wesen der 18. Dynastie scharf abweichenden Grundzug tragen, kommt zuerst mit dem Sohne Sethos' I. deutlicher zum Vorscheine. König Ramses II. hat 67 Jahre (1317—1250) regiert, weit länger als irgend ein andrer Herrscher Ägyptens, wenn wir von den 100 Jahren Pepis II. (S. 594) absehen wollen. Die Sage aber hat mit Ramses' Person fortgesetzt, was seine zahlreichen und ruhmredigen Inschriften schon anregen:

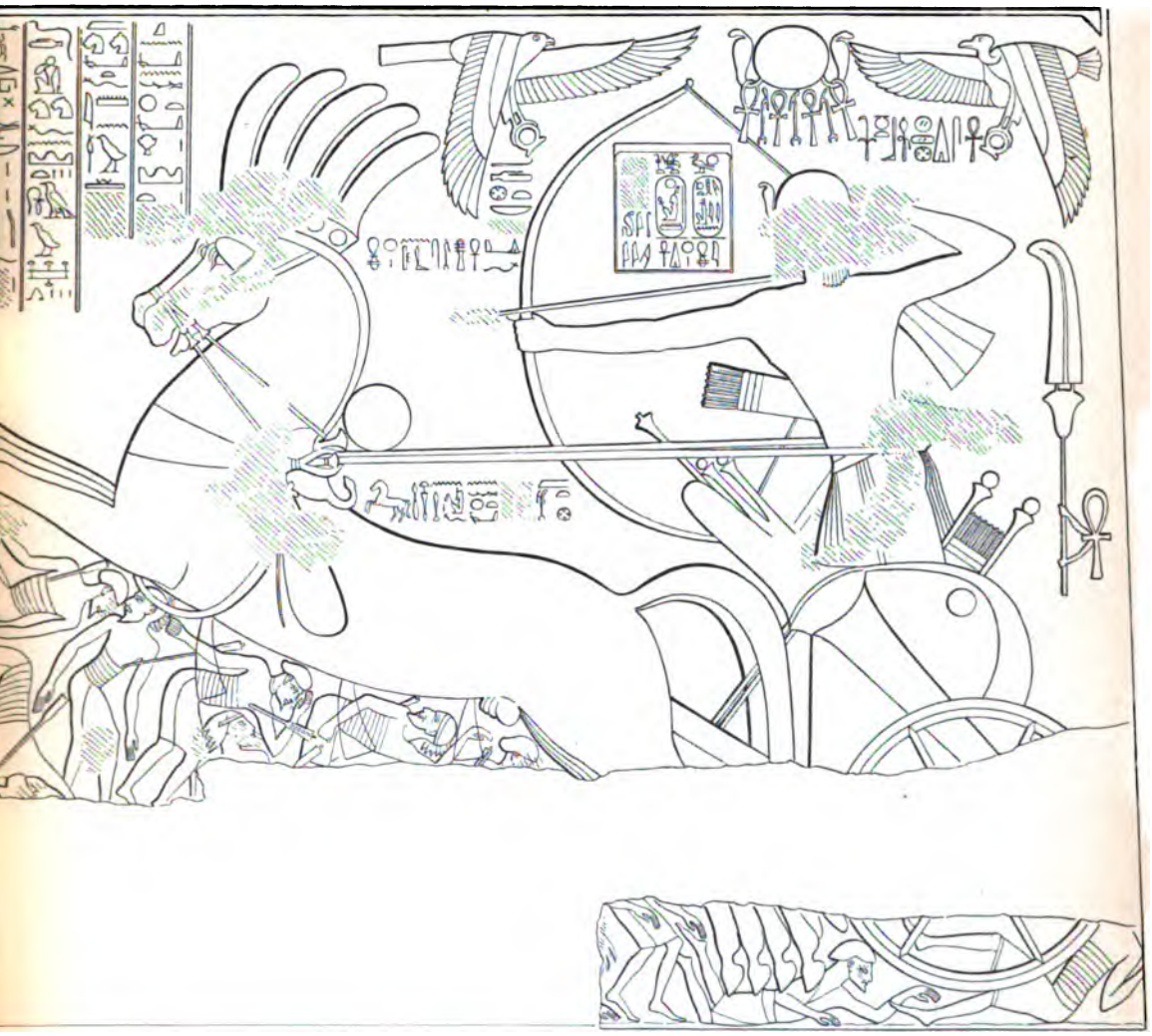
Die Übersetzung der hieroglyphischen Inschrift in dem umstehenden Bilde.

„Jahr 1 des Königs von Ober- und Unterägypten Men-maat-re (d. h. der Vorname Sethos' I.). Die Vernichtung der Feinde des Schōs-Landes von der (ägyptischen) Festung Zaru an bis zu dem Kanaan durch das starke Schwert des Pharao — er lebe, sei heil und gesund! — Seine Majestät wütete gegen sie wie ein Löwe. Sie wurden zu Leichen gemacht in ihren Thälern und wälzten sich in ihrem Blute, wie wenn sie nie gewesen wären. Jeder, der seinen Fingern entrann, erzählt den fernen Ländern von seiner Stärke gleich der Stärke seines Vaters, des Gottes Amon, der ihm Sieg und Macht über alle Länder befohlen hat."

König Sethos I. (um 1350 v. Chr.) schlägt die palästin

(Nach einem Relief des Tempels von

Links erblicken wir die Festung „der Kanaan" auf einem Berge, von einem Bach umströmt und von Bäumen umgeben. Auf der Höhe des Berges einige Unverwundete, die sich dem siegreichen König ergeben wollen. Einer zerbricht den Bogen, der andere streckt flehend die Hände aus, ein dritter hilft einem Verwundeten die Anhöhe hinan. Am Fuß und auf halber Höhe des Berges zahlreiche Gefallne, Verwundete und Fliehende. Ganz links klagen zwei, denen die rechte Hand abgehauen ist, einander ihr Leid. Darunter eine wehklagende Frau mit einem Kindc.



sischen Schōs-Beduinen bei der Festung „der Kanaan".

arnak; gezeichnet von Max Lübke.)

Rechts fährt der König auf seinem Streitwagen über gefallne Feinde und entsendet seine Pfeile in das Gewühl der Feinde; über ihm schweben, ihn beschützend, der Sonnengott in Gestalt eines Falken und die Göttin Nechbet (Schutzgöttin von Oberägypten) in Gestalt eines Geiers. Der König, dessen Gesicht etzt zerstört ist, trägt an der Stirn die Uräusschlange, das Abzeichen der ägyptischen Könige. Der Köcher ist um seinen Leib gegürtet; ein Futteral für den Bogen und Wurfspieße sind seitlich an dem Wagen befestigt. Das Zweigespann, das den Wagen zieht, ist „das große erste Gespann Seiner Majestät ‚Sieg in Theben'".

er hieß den Griechen der große Welteroberer, Gesetzgeber und Staatsordner „Sesostris", der Skythien, Kolchis, Indien, Arabien und Libyen unterworfen habe, womit offenbar Angaben der spätern Ägypter befolgt sind. Jetzt erscheint uns Ramses II. nur als ein mäßig veranlagter Biedermann, dem wirkliche Eigenart versagt war. Er hat sich aber von den begabtern seiner Söhne und andern Großbeamten zur rechten Zeit beraten lassen, während die Thutmosen und Amenophis stets ihr Urteil selbst geltend zu machen gewußt hatten. Ramses II. hat aber auch zuerst im großen sich die Bauwerke ältrer Könige angeeignet, indem er deren Namen auskratzen und den seinigen einsetzen ließ. Nicht Haß, wie bei Chu-en-Aten, sondern kleinliche Eitelkeit bildete den Antrieb dazu.

Von den Pfaden Sethos' I. wich Ramses sonst in keiner Beziehung ab. Die Besiedlung Nubiens wurde fortgesetzt, und am Ende der langen Regierung dieses Pharao prangten ansehnliche Orte, wo sich jetzt die Tempelreste von Beit Walli, Wadi Sebua und vor allen das berühmte Bauwerk von Abu Simbel erheben. An dieses architektonische Wunder Afrikas hat die Sesostrissage wohl zuerst angeknüpft; mit seinem Überfluß an Riesenstandbildern, den zierlichen Pflanzensäulen, überhaupt in der ganzen Anlage stellt es den Gipfel altägyptischer Kunstentfaltung im großen dar. Wie stets, ist der Höhepunkt dann rasch überschritten worden. Neben Bauten im eigentlichen Ägypten, die an Feinheit wenigstens Abu Simbel noch übertreffen, finden sich aus Ramses' letzten Jahren schon hastig hingesetzte Teile von Götterwohnungen, die einfach auf Fernwirkung berechnet sind. In der Litteratur des klassischen Altertums und auch im Alten Testamente wird der Baulust des Königs ebenfalls gedacht. In fast schrankenloser Bethätigung zeigt sie sich namentlich in Theben. Das Rameſſeum, dem Amon-Ra als Siegestempel geweiht und dadurch auch als Geschichtsdenkmal wertvoll, trat vielleicht noch hinter die Anbauten Ramses' an das Reichsheiligtum, den Karnaktempel, und seine sonstigen Verbesserungen in der Residenz zurück. Aber das Land zeigt weit und breit die Spuren rastlosen Schaffens auf diesem einen Gebiete: Tanis und Memphis waren zuletzt gewiß nicht weniger reich an Riesenbauten zu Ehren des langlebigen Herrschers als die Amonsstadt. Schließlich hat die Sage ihn, wie andre Herrscher auch, den alten Traum eines schiffbaren Kanals vom Nil zum Roten Meere vorübergehend verwirklichen lassen. Kurz, Ramses II. hatte nach seiner Vorstellung eigentlich alles selbst hervorgebracht und hinterließ wirklich ein mit seinem Königsringzeichen überstempeltes Ägypten.

Bereits den Zeitgenossen ist nicht verborgen geblieben, daß der König stark mit der Weisheit andrer Sterblichen regiert hat. Was unter Amenophis III. der gleichnamige Sohn des Hapu, ist unter Ramses II. der Prinz Cha-em-uſt gewesen. Als rechter Sohn des Königs bekleidete er eine Reihe hoher geistlicher Ämter, so das Oberpriestertum des Ptah, half seinem Vater bei rituellen Handlungen, soll heilige Bücher entdeckt haben, wie es damals in der That nur klugen Leuten gelang, und kam bei der Nachwelt vollends in den Ruf eines mächtigen Zauberers. Auf weltlichem Gebiete muß sich der Vizekönig von Kusch, Setau, besondres Ansehen erworben haben; wahrscheinlich gehörte er zu den engern Parteigenossen des Prinzen Cha-em-uſt. Prinz Meri-Atum hingegen, Sohn der großen königlichen Gemahlin Neferari-Mutmeri, war mit der Oberpriesterschaft von Heliopolis versorgt. Er nennt sich einen Richter der Menschen, den der König vor die beiden Länder stellte, und dessen Rat gut befunden wurde. Da aber Meri-Atums Mutter lange vor Ramses gestorben ist, womit Cha-em-uſt, der von der Königin Neferheſt geboren war, erst zu voller Geltung gelangt sein mag, so wird der Rat Meri-Atums später wohl nicht allerwegen durchgedrungen sein. Überhaupt dürften in Ramses' Haus

und Kabinett die leitenden Persönlichkeiten, trotzdem es in der Regel seine Söhne gewesen sind, verschiedentlich gewechselt haben. Zählt er doch in Abydos 60, in Wadi Sebua sogar 111 Söhne auf, und daneben 30 Töchter! Gegen Ende seines Lebens war sein 14. Sohn Merenptah anerkannter Thronerbe; die ältern Prinzen sind gewiß dem Könige zum großen Teil im Tode voraufgegangen. Ramses' Mumie aus dem „Königsschachte" von Dêr el-Bahri ist hier (s. die beigeheftete Tafel „König Ramses II. von Ägypten") als Gegenstück seines Sitzbilds, das ihn in den kräftigsten Jahren darstellt, wiedergegeben. In beiden Gesichtern fällt der Mangel jener Spannung auf, die eine rege geistige Bethätigung den menschlichen Zügen (z. B. bei Sethos) dauernd zu verleihen pflegt; man wird an den freundlichen „Sereniſſimus" erinnert.

Was Ramses II. persönlich nicht vermocht hat, haben seine Stiftungen bewirkt. Die von der Priesterschaft des thebanischen Rameſſeums geleitete Schule für künftige Staatsbeamte hat uns einen ansehnlichen Teil ihrer Papyroshefte hinterlassen, die als „Select Papyri" schon vor fast 100 Jahren bekannt wurden und in europäische Museen gewandert sind. Der für die höhre Laufbahn bestimmte Knabe mußte sich sogleich mit praktischen Schriftsätzen befreunden, Originalakten kopieren und den Stil des Briefwechsels üben, so daß jene Papyri unsern Einblick in das Getriebe des Rameſſidenstaats ungemein gefördert haben. Eine Beamtenhierarchie in höchster Vollendung und mit allen ihren schlimmen Seiten tritt uns hier entgegen. Der gebildete Schreiber fühlt sich als Herr im Land; er rechnet den Bauern, den Arbeitsmann, Schiffer und Handwerker als „Esel", zu deren Treiber er berufen ist. Hand in Hand mit diesem Hochgefühle geht ein gespanntes Verhältnis zwischen den einzelnen Behörden. Kompetenzstreitigkeiten sind an der Tagesordnung. So oft man da, wo Leistungen erfolgen sollten, auf Formalitäten stößt, vermutete schon der alte Ägypter ganz richtig, daß jetzt eine Unredlichkeit verschleiert werden sollte.

Gehässige Verkleinerungssucht widereinander spricht aus der „Geschichte des Mahar", der Gegenschrift eines „Künstlers der heiligen Schriften" und „Lehrers im Bücherſaal" auf die Arbeit eines gewissen Nachtsotep, der seine Erlebnisse als ägyptischer Beamter und „Held" (= mahar) in Syrien schwungvoll geschildert hatte. Dieser Nachtsotep hatte wohl dem Bücherſaalmenschen eine Abschrift nebst Begleitbrief geschickt, was diesem guten Freund Anlaß bot, das Ganze als Brief zu behandeln und schulmeisterlich zu kritisieren. Zwischenträgereien hatten den Autorenneid des Empfängers noch angespornt. „Was über deine Zunge kam, war recht schwach, und deine Worte sind verworren; du erscheinst mir in Wirrnis gehüllt und mit Irrtümern beladen", so lautet das Gesamturteil über Nachtsotep. „Sieh dies aber freundlich an und meine nicht, ich hätte jetzt deinen Namen stinkend gemacht vor den Leuten. Ich habe ja (meinerseits) nur geschildert, wie es einem Mahar ergeht"; natürlich nur, um das Original Nachtsoteps lächerlich zu machen und als wertlos hinzustellen, während der Gegner seinen eignen Stil „in Honig getaucht" hat. Der Schmähschrift läßt sich manche schätzbare Andeutung zur Geographie Syriens um 1275 entnehmen. Wichtig zur Beurteilung der sozialen Verhältnisse in der Rameſſidenzeit ist, daß Nachtsotep eigentlich „königlicher Schreiber der Befehle des Heers" (Generalstabsoffizier) war, während sein Gegner „im großen Stalle des Königs" mit Einkünften ausgestattet, also vermutlich ein Wagenkämpfer gewesen ist. Ruf und Ansehen verleiht aber beiden erst ihre gelehrt-schöngeistige Bethätigung (vgl. umgekehrt den „Reserveoffizier" für gewisse Kreise der deutschen Gegenwart).

Sowohl die Maharstreitschrift als auch andre Erzeugnisse der damaligen Litteratur fallen noch durch sonstige gemeinsame Züge auf. Das Ausländertum nimmt stetig zu; sein Einfluß

König Ramses II. von Ägypten (1317—1250).

Links: Die Mumie im Museum ägyptischer Altertümer zu Gizeh. *(Nach einer von Emil Brugsch Bey in Kairo zur Verfügung gestellten Photographie.)* — **Rechts:** Das Denkmal im Museo Egizio zu Turin. *(Nach einer Photographie von Anderson in Rom.)*

greift bereits in die Schriftsprache über, die mit Semitismen und Lehnwörtern prunkt: man richtet sich nach dem Hofe, wo das buntscheckige Ägyptisch der syrischen Lieblingssklaven des Pharao und die Barbarismen seiner fremden Trabanten als interessant nachgeahmt werden. Sonst freilich weiß der ägyptische Schreiber recht wohl, daß er mit Sprache und den Sitten des „Erbfeinds" nur der Mode huldigt. Spannt der Pharao wieder einmal den furchtbaren Bogen zum Schrecken der elenden Asiaten, dann stimmen die Dichter am Nil auch ihre Leiern in Erwartung des (auf alle Fälle großen) Siegs. Ein in der Abschrift eines gewissen Pentaurt erhaltnes Gedicht schildert, wie der König, nachdem die Schlachtordnung hüben und drüben eingenommen ist, auf seinem Wagen selbst den Angriff gegen die Hethiter beginnt. Als er handgemein werden will und sich zuvor umsieht, findet er 2500 feindliche Gespanne rund um das seinige versammelt; aber „bei ihm war kein Fürst und kein Wagenlenker, kein Offizier des Fußvolks; sie hatten ihn im Stiche gelassen, und niemand war da, um neben ihm zu streiten". Ramses II. entzieht sich der Lage, indem er lange Abrechnung mit seinem Vater Amon anstellt. Schließlich kann der Gott im fernen Theben nicht widerstehen. Er fühlt das Gewicht der gestifteten Pylonen, Denkmäler, Schenkungen u. s. w., die ihm der fromme König hernennt. „Ich habe am Ende der Länder gerufen, und meine Stimme ist nach Hermonthis gedrungen. Ra hört und erscheint, reicht mir seine Hand und spricht: ‚Du bist nicht allein, denn ich bin da, dein Vater; meine Hand ist mit dir. Ich bin mehr wert für dich als Hunderttausende, ich, der Siegverleihende, der die Tapferkeit liebt!' Da fand ich meinen Mut wieder, mein Herz jauchzte. Wie Month schoß ich nach allen Seiten, wie Baal, wie der Pfeil der Pest kam ich über sie. Und ich fand die 2500 Gespanne niedergemacht vor meinen Rossen." Die übrigen Feinde entfliehen unter weitern großen Verlusten; Ramses aber kann noch lange nicht ablassen, von dieser herrlichen That zu erzählen und sie seinen Truppen als leuchtendes Beispiel hinzustellen.

Wäre dem Hethiterreiche jemals ein solcher oder ähnlicher Schlag durch Ramses II. beigebracht worden, dann hätte der Pharao die alten Grenzen des ägyptischen Machtbereichs leicht von neuem aufrichten können. Allein die Kämpfe, die wahrscheinlich schon mit seinem Regierungsantritte begonnen und, durch längre Waffenstillstände unterbrochen, bis 1297/96 gedauert haben, führten im Gegenteile zu einem thatsächlichen Verzicht Ägyptens auf den maßgebenden Einfluß in Syrien. Immerhin hat Ramses alle Kraft angespannt, um den ihm militärisch jetzt überlegnen Hethitern den Preis streitig zu machen. Das soeben berührte Gedicht hat eine Schlacht im Auge, die im 5. Jahre des Königs unweit der Stadt Kadesch vorgefallen ist. Schon im Jahre zuvor hatte das ägyptische Heer Phönikien durchzogen: eine Inschrift Ramses' II. an einer felsigen Uferwand des Nahr el-Kelb unweit Beirût, der sich noch eine spätre, vielleicht aus seinem 10. Jahr, anschließt, zeugt davon. Das große Treffen bei Kadesch bildete den Abschluß oder das Hauptereignis eines Vorstoßes, durch den Ramses einen solchen der Hethiter nach Süden vereitelte. Das Heer des Pharao hatte, wie Inschriften und Abbildungen am Tempel von Luksor und im Rameseum uns verdeutlichen, südlich von der Stadt ein Lager bezogen; es ist von den aneinandergefügten schweren Schilden des Fußvolks umzäunt und sieht schon wegen des übergroßen Trosses nicht sehr verteidigungsmäßig aus. Neben den Zugochsen und Lasteseln hat es sich der zahme Löwe des Königs bequem gemacht. Auch der Aufklärungsdienst läßt zu wünschen übrig: nachdem eine Reihe falscher Nachrichten, die ein Ausweichen des Hethiterheers gegen Tunip hin meldeten, die ägyptische Heeresleitung schon in Sicherheit gewiegt hatte, bekannten zwei zufällig aufgefangne Boten des Feinds unter Stockprügeln, daß die feindliche Hauptmacht ganz in der Nähe laure. Rasch ging Ramses persönlich

vor und kam dabei, weil seine auseinandergezognen vier Divisionen sich nicht entsprechend schnell entwickeln konnten, in ungleichen Kampf, aus dessen Gefahr ihn erst die nachdringende Division des Amon (vgl. das Gedicht, S. 651) befreit hat. Die Schlacht endete mit der Niederlage des feindlichen Flügels, der über den Orontes gesetzt war; viele Anführer und Verbündete des Hethiterkönigs kamen auf der ungedeckten Flucht durch das Gewässer um. Allein die Ägypter müssen ebenfalls schwere Verluste gehabt haben, die sich auf dem bald darauf angetretnen Rückmarsche nicht völlig verbergen ließen.

Im Laufe der beiden nächsten Feldzüge sind dann die Hethiter offenbar im Vorteile geblieben. Erst im 8. Jahre vermochte Ramses II. sich wenigstens den Besitz von Palästina zu sichern; er eroberte Askalon und mehrere andre feste Städte südlich vom Libanon zurück, darunter das hochgelegne Dapur. Die Städte Phönikiens waren je nach der allgemeinen Lage von schwankender Haltung. Sie gehörten sonst zu den getreusten Unterthanen des Pharao in Asien; aber die lange Dauer des Kriegszustands und die immer schwächer werdende Aussicht, daß Ägypten diesmal siegen werde, übten ihren Einfluß aus.

Als endlich der Hethiterkönig Chetasar nach dem Tode seines Bruders Mautenure zur Regierung gelangte, griff Ramses den Gedanken eines Friedens begierig auf; am 21. Tybi des 21. Jahrs wurde der fertige Vertrag, geschrieben auf eine Silbertafel, dem Pharao in seiner Stadt „Ramseshaus" von dem hethitischen Gesandten Tartisebu überreicht. An der Südwand des großen Säulensaals im Karnaktempel ist uns durch Ramses' Sorgfalt der Text dieser Tafel ausführlich überliefert, nur leider nicht vollständig: unliebsame Paragraphen sind vorher gestrichen worden. Wir haben in dieser Abschrift mithin sowohl das älteste Beispiel eines Staatsvertrags, als auch ein solches der wohlthätigen Zensur zu verehren, die wenigstens verschweigt, was sie nicht umzulügen wagt. Der Eingang des Schriftstücks lautet: „Vertrag, den der große Fürst der Hethiter („Cheta"), Chetasar, der Starke, Sohn des Maursar, des großen Fürsten der Hethiter, des starken, Enkel des Sapalulu, des großen u. s. w., niedergelegt hat auf silberner Tafel für Ramses, den großen Herrscher Ägyptens, den starken, den Sohn des Sethos u. s. w., Sohns des Ramses u. s. w.; ein schöner Friedens- und Bündnisvertrag ist es für ewige Zeiten." Wortreich wird auf die ehemaligen Verträge hingewiesen, die von alters her bis auf Mautenure gegolten hatten, und die Chetasar jetzt wieder aufleben läßt. Hier fehlt die Festsetzung der neuen Grenze in Asien, obwohl der übrige Teil des Vertrags umständlich gefaßte Klauseln enthält, wie es mit der künftigen freundnachbarlichen Unterstützung in Kriegsfällen, mit den beiderseitigen Überläufern gehalten werden soll. Auch darf künftig kein Übertritt von Personen oder Gemeinwesen aus dem einen Machtbereich in das andre geduldet werden. Günstigenfalls hat Ägypten von seiner asiatischen Herrschaft ein paar palästinische oder phönikische Häfen und ein schmales Vorland zwischen Gaza und dem Toten Meere gerettet. Die letzten Nachfolger Ramses' II. scheinen dann überhaupt nichts mehr jenseit der Ostmauer an den Bitterseen zu besitzen; nur aus dem 3. Jahre Merenptahs (1248) liegt noch eine kurze, vom Grenzhüter aufgestellte Passantenliste vor, worin königliche Botschaften nach Tyros sowie die Thätigkeit ägyptischer Beamten in Palästina vermerkt sind.

Ein langdauernder Friede war mit jenem großen Vertrage zuwege gebracht. Chetasar und der König von Kede trafen zu einem feierlichen Besuch in Ägypten ein, wo Ramses II. sie mit Auszeichnung empfing. Obgleich Ramses eine Tochter Chetasars geheiratet hatte, die den Namen Urmaa-Neferu-Ra erhielt, kann nach damaligen Anschauungen von Treu und Glauben Chetasar doch nur unter sichrer Bedeckung, die z. B. sogleich den Landungshafen besetzte und dann

noch zum weitern Geleit hinreichte, in Ägypten eingetroffen sein; dann aber hat Ramses zu ihm notwendig in einem Schutzverhältnis gestanden. Dafür sprechen noch andre Anzeichen: die Verehrung der Göttin von Kadesch in Ägypten (vgl. S. 638), die Lieferung von Getreide, „um zu ernähren dieses Chetaland", und endlich eine Legende später Abfassung, wonach Ramses II. „die Tochter des Großen von Bechten, Neferu-Ra", während eines siegreichen Feldzugs in Naharina heiratet und, als deren Schwester Bentresch erkrankt, den Gott Chonsu aus Theben nach Bechten schickt; dort aber hält man das wunderthätige Bild Jahre hindurch fest, bis es sich durch neue Wunder befreit.

Ramses' II. Tod im hohen Alter brachte seinen Sohn Merenptah (Merneptah; vgl. S. 652) zur Regierung, der kein Jüngling mehr und höchstens zehn Jahre (1250—1240) König gewesen sein wird. Allein das Schicksal hatte ihm, dem persönlich durchaus nichts an Kriegsruhm gelegen war, noch einen schweren Krieg mit glänzendem Ausgange zugedacht. Die Libyer und mit ihnen die Schirtani, die, um sich als Söldner bei den Pharaonen zu melden, vermutlich Libyen stets als Durchgangsland benutzten, traten nunmehr als Feinde Ägyptens auf. Dem Fürsten der Libyer, Maruayi, war es gelungen, sich zugleich mit einem Schwarme kleinasiatischer Seeräuber in Verbindung zu setzen, die, aus Lykiern und „Turischa, Akaiwascha und Schakarutscha" bestehend, „immer von neuem in die Gebiete Ägyptens zum Flusse hereinfielen und Tage und Monate haften blieben" (vgl. Band IV, S. 51). Bis Heliopolis drangen sie. Doch dem Merenptah erschien Gott Ptah im Traum und verhieß den Sieg im offnen Kampfe. Thatsächlich sprengte sein Heer bei der Stadt Pararschepset in heißem Streite die furchtbaren Verbündeten völlig auseinander. Maruayi entfloh noch vor dem letzten Angriff und überließ sein Lager mit aller Beute den Siegern, die ihn durch eine Reiterschar (wohl der ersten, die uns in Ägypten begegnet) verfolgen ließen, bis er unter dem Schutze der Nacht entkam. Über 9000 Gefangne und ebenso viele Tote, denen man teils die Hände, teils die Schamglieder abhieb, sofern diese beschnitten waren, zeugten von der militärischen Macht des Bunds; übrigens hatten die Schirtani im ägyptischen Heer auch diesmal gegen ihre eignen Landsleute das Beste gethan.

Doch in Asien deutete manches auf neue Gefahren hin. Namentlich das Reich der Hethiter scheint bereits unter Angriffen auf seine nördlichen Grenzen zu leiden; es ist also eine umfangreiche Völkerbewegung im Gange, von der bisher nur eine Spritzwelle das Nilland berührt hatte. Merenptah schickte sich in die schweren Zeiten. Zunächst fesselte er Nubien durch eine Kriegsfahrt fester an das Reich. Und daß er auch in Palästina wieder eingegriffen hat, belegt die 1896 von Flinders Petrie in Theben entdeckte Inschrift Merenptahs auf einer Granitstele, worauf es nach der dichterisch freien, die Namen der Fremdvölker auslassenden Schilderung des Kampfs gegen Maruayi heißt: „Nicht eins unter den Neunbogenvölkern hebt das Haupt. Verwüstet ist Tehennu, Cheta ist still, Kanaan gefangen mit allen Unruhstiftern, Askalon ist weggeführt, man hat sich Gezers bemächtigt, Jenuam ist zu nichte gemacht, Jsiral ist gering geworden, seine Saaten sind dahin, Palästina ist eine hilflose Witwe gegenüber Ägypten. Alle Länder insgesamt, sie halten Frieden, und jeden, der umherschweift, den züchtigt der König Merenptah." Damit kommt zum erstenmal Jsrael („Jsiral") in einem ägyptischen Texte vor, und zwar als ansässiges Volk.

Viel Nutzen hat das Reich von diesen Kriegsthaten nicht mehr gehabt. Schon mit Merenptahs Tode geriet Ägypten durch unzeitige Thronstreitigkeiten in ernste Gefahr. Sein Sohn (oder Enkel wegen der Knabenhaftigkeit in seinen gut ausgeführten Bildnissen) war Sethos II.

Vor ihm scheint die Herrschaft ein Ramessidenprinz, Namens Amenmeses, an sich gerissen zu haben. Doch ein regierungslüsterner Großer, Bai, machte gewaltsam Raum für seinen eignen Kandidaten, den König Si-Ptah, dessen Gemahlin Ta-usert vielleicht den Anspruch herlieh. Da Bai auf einer Inschrift Si-Ptahs unweit Assuan sich selbst als den preisen darf, „der das Übel verscheuchte und die Wahrheit gab, als er den König auf den Thron seines Vaters setzte", so dürfte das persönliche Ansehen dieses Pharao, der sein drittes Regierungsjahr erlebte, nun gering gewesen sein. Ihm folgte Sethos II.; nach dem Tode der Königin Ta-usert, die er selbst bereits als König begraben ließ, verjagte er den Bai samt seinem Schattenkönige durch seine mächtigen Parteigänger. Eine kurze Zeit hindurch mag die Hoffnung bestanden haben, das schon arg erschütterte Reich wieder zu festigen: es wurde an den Verschanzungen der Ostgrenze gearbeitet und wahrscheinlich auch ein Kriegszug nach Asien versucht; der lief aber so schlecht ab, daß man lieber die alte Siegeshymne Merenptahs abschrieb und ihr Sethos' Namen einfügte. Aus einem etwa 60 (oder mehr) Jahre hernach angefertigten Rechenschaftsberichte Ramses' III. scheint hervorzugehen, daß Sethos II. und damit die ältre Linie der Ramessiden „Jahren des Mangels" erlag. Der Nilgott hielt seinen Segen zurück und stürzte das Königtum. Die einzelnen Großen, schon vorher so gut wie unabhängig und daher in fortwährenden Kämpfen miteinander begriffen, „töteten jeder den andern in Übermut und Stolz; sie thaten, was ihnen gefiel, denn sie hatten keinen Gebieter".

Inzwischen nahm ein syrischer Scheich die Gelegenheit wahr. Er rückte in Ägypten ein, unterwarf die kleinen Fürsten nach und nach und machte sich das einst so gewaltige Land zinsbar. Wir kennen weder den Namen dieses Syrers (das Wort „Arsu", das man bisher dafür hielt, enthält ihn nicht), noch die Lage und Zusammensetzung seines asiatischen Gebiets; offenbar handelte es sich um ein vorübergehendes Gebilde, hervorgegangen aus der allgemeinen Zerbröcklung. Kurze Zeit vor 1200 jedoch wurde die Fremdherrschaft selbst hilfsbedürftig und griff die reichen Göttertempel an: „man verfuhr mit den Göttern wie mit den Menschen und stellte die Opfer ein". Das begeisterte endlich die Priester für die Wiederaufrichtung des Reichs.

Und die Götter setzten Setnacht, „ihren Sohn, hervorgegangen aus ihren Gliedern, zum Herrn des Lands ein. Er war wie der Gott Set in seinem Zorn, er brachte zur Ordnung zurück das ganze Land vom Aufruhr; er tötete die Feinde, die darin gewesen waren." Das ist beinahe alles, was wir an Wissenswertem über den Stifter der zwanzigsten Dynastie, der jüngern Ramessiden, erfahren. Bei der zahlreichen männlichen Nachkommenschaft Ramses' II. braucht man an Setnachts Abkunft von der ältern Linie nicht zu zweifeln; doch während er und sein Nachfolger den König Sethos II. als vollberechtigten Vorgänger ansahen, wurde Tauserts Grab wieder ausgeleert und für Setnachts Körper hergerichtet. Auf den Denkmälern findet sich nur das erste Jahr Setnachts; dann folgt ihm sein Sohn.

Noch war Ägypten bei weitem nicht wiederhergestellt. Die meisten Tempel warteten auf die Erfüllung der göttlichen Verheißungen, die Hälfte des Delta gehörte den Libyern, die bisherigen Landesherren draußen in Syrien hatten sich schwerlich schon mit dem Umschwunge der Dinge abgefunden, als der Befreier schon wieder vom Schauplatze seiner uns dunkel bleibenden Thaten abtrat. Ramses III. (1200—1168), der bereits unter seinem Vater an der Verwaltung teilgenommen hatte, gewann zunächst eine Frist von etwa vier Jahren der Ruhe; währenddes scheinen wieder die Werbungen unter Libyern und Schirtani für das ägyptische Heer lebhaft angegangen zu sein, was schon an sich die Spannung an der Westgrenze milderte. Auch fällt vielleicht bereits in diese Zeit die Unterwerfung „des Großen von Kusch", der sich an der Spitze

eines spätern Verzeichnisses besiegter Gegner genannt findet; neben der fortdauernden Würde des ägyptischen Vizekönigs von Kusch hatte sich also nach Sethos II. eine erste Regung zur spätern Selbständigkeit Äthiopiens eingestellt. Während das Pharaonenreich zusehends erstarkte, hatten die syrischen Länder mit neuen Eindringlingen zu schaffen bekommen; darum versuchten die Libyer im Jahre 1195 allein ihr Glück: „aber ihre Pläne wurden zerbrochen und wandten sich gegen sie". Ehe die einzelnen Stämme sich zum hellen Haufen vereinigen konnten, wurden sie von den geschickt verteilten ägyptischen Streitkräften abgefangen und übel zugerichtet; als der Widerstand auch des letzten Libyerfürsten mit rascher Flucht vor den Kriegern Ramses' III. geendet hatte, waren mehr als 12,500 gefallne Feinde gezählt.

Der Schreck darob wirkte bei den Besiegten noch nach, als im 8. Jahre des Königs das längst drohende Unwetter aus Asien die Ostgrenze Ägyptens berührte. Wieder sind die Turischa und Schakaruscha dabei, diesmal wesentlich verstärkt durch neue Völker: die Purasate, Zakkar, die Danuna und Waschasch aus ihren fernen Gestaden, endlich aber die Schirtani des Meers, d. h. abgesprengte Seeräuber dieser westlichen Nation, die in Asien keinen Halt gefunden und sich einfach dem Strom angeschlossen hatten. Wenn auch den ägyptischen Zeichnern bisweilen Versehen begegnet sind, so zeigt die nähre Vergleichung doch, daß die nationale Kopfbedeckung aller Schirtanikrieger ein runder, weißer Helm mit seitlich wegragenden Rindshörnern gewesen ist, dem, sobald die Leute in den Sold des Pharao traten, eine Spitze aufgesetzt wurde, die in eine Metallscheibe auslief, gewissermaßen die Kokarde des Sonnensohns. Eine Zeitlang hat man die Waschasch, deren Herkunft heute offen gelassen wird, für die italischen Osker, die Turischa für Tyrsener, die (S. 653 erwähnten) Akaiwascha für Achäer, die Danuna für die Danaer Homers und die Schakaruscha für Sikuler gehalten (vgl. Band IV, S. 51 unten). Turischa und Schakaruscha gehörten wahrscheinlich zu den Nachbarn und Verwandten der Lyker, während Danuna schon in den Tagen Amenophis' III. als ein Land vorkommt, mit dem die phönikischen Häfen direkten Verkehr unterhielten; Purasate, die Philister des Alten Testaments, und Zakkar blieben hernach an der Küste Palästinas sitzen.

Diese buntscheckige Völkerwelle hatte Alaschja, Kede, das Reich der Hethiter und zuletzt die Amoriter bezwungen, sich in deren Gebiete noch einmal gesammelt und ging jetzt zu Land und zur See gegen Ägypten vor. Ihre wohlbemannte Flotte, aus langen und schmalen Ruderschiffen mit Mast bestehend, kam geschwinder voran und versuchte die Einfahrt in eine der östlichen Nilmündungen. Natürlich waren Flotte und Heer des Pharao, unter seiner persönlichen Führung, grade in diesem bedrohten Striche zusammengezogen und konnten die Ankömmlinge im passenden Augenblick überfallen. Von der ägyptischen Marine küstenwärts gedrängt und dort unter den Pfeilregen der Landmacht genommen, erlitten die Feinde eine schwere Niederlage, bei der sie zahlreiche Schiffe einbüßten. Der Rest war sichtlich außer stande, den Kampf fortzusetzen, und verschwand aus den Gewässern Ägyptens nach jener ersten geschichtlich feststehenden, großen Seeschlacht alter Zeiten. König Ramses' III. Kriegführung erinnert vorteilhaft an die des großen Eroberers Thutmosis III., wenn nicht in der Ausdehnung, so doch in der Feldherrnkunst. Das Landheer, das sogleich nach Asien einrückte, konnte dort die feindliche Hauptmacht noch unweit der frühern Grenze des Reichs im südlichen Phönikien ereilen. Auch hier erlitten die Nordvölker, die, vorwiegend für den Nahkampf bewaffnet, Wagenburgen aus ihren zigeunerisch bevölkerten Ochsenwagen oder freie Vierecke bildeten, eine Niederlage, deren Schwere trotz vieler Verluste, besonders an Gefangnen, nicht überschätzt werden darf: es blieb Volks genug, um, gewiß noch zur Zeit Ramses' III., gerade die soeben von ihm siegreich

verteidigte Küste der Schephela (zwischen Gaza und dem Karmel) wegzunehmen. Der König benutzte indessen die Gunst des Augenblicks weiter und wollte auch die Amoriter im Libanon wegen ihres Einverständnisses mit den Zugewanderten bestrafen. Es scheint ihm in der That gelungen zu sein, bis in die erschöpften Bezirke nördlich von Kadesch vorzudringen; aber zur dauernden Wiederaufrichtung der ägyptischen Hoheit über diesen alten Besitz hätten noch viele Feldzüge gehört. Da kamen bedrohliche Nachrichten von der libyschen Seite; und hinter dem abziehenden Heere Ramses' III. muß die letzte Scheinherrschaft seines Hauses auf syrischem Boden so gründlich zusammengebrochen sein, daß der schon erwähnte Rechenschaftsbericht auf ihre Erwähnung überhaupt verzichtete. Desto wuchtiger traf der König im Mesori seines 11. Jahrs die Feinde aus Westen, die wieder unter einem einzigen Fürsten, Maschaschar, dem Sohne des Kapur, vorgegangen waren. Sie mußten sich völlig unterwerfen. Ihr Häuptlinge erhielten feste Wohnsitze angewiesen, wo ihnen ägyptische Beamte nebengeordnet wurden.

Die Lobpreisungen des friedlich gesicherten Zustands, dessen sich Ägypten von da ab erfreute, brauchen nicht bloß als Gesinnungsübung der Schreiberleute angesehn zu werden. Der Pharao hatte zwar nicht die vergangne Größe des Reichs zurückführen und es wieder zur Schatzkammer asiatischer Abgaben machen können; doch waren Amon, Ra und Ptah durch die Beute und Neuregelung ihrer Einkünfte zufriedengestellt. Theben aber empfing seinen letzten großen Tempel, dessen Plan das nahe Rameseum zum Muster nahm; seine mächtigen Überreste werden heute nach dem ehemaligen Koptendorfe Medinet Habu benannt. Was wir über die Kriegsthaten des königlichen Erbauers erfahren, entstammt dem reichen inschriftlichen, noch mehr aber dem Bilderschmucke jener Wände; erst die lebendigen Zeichnungen ergänzen die oft völlig leeren Worte des Texts. Die Griechen haben später in dem Bauwerke von Medinet Habu das „Schatzhaus des Rhampsinit" gesehen, das von den diebischen Söhnen des unredlichen Baumeisters so lange heimlich geplündert worden ist; die Sage stammt aber wahrscheinlich aus Hellas selbst und paßt um so weniger auf Ramses III., als dieser und seine Nachfolger vielmehr in Ramses II. das Ideal eines glücklichen und mit Reichtümern gesegneten Regenten erblickt haben. Hierher gehört auch die Erwähnung der Fahrten zum Weihrauchland im Süden des Roten Meers, die unter Ramses III. wieder vorkommt. Im Rechenschaftsberichte heißt es endlich: „Ich bevölkerte das Land mit Menschen aller Stände, beiderlei Geschlechts; ich ließ grüne Bäume wachsen zum Schattenspenden allerorten. Ich setzte durch, daß die Frauen Ägyptens frei einhergehen konnten, ohne daß ein Bösewicht sie belästigte. Fußvolk und Wagenkämpfer saßen zu meiner Zeit geruhig in ihren Städten; die Schirtani konnten sich auf dem Rücken wälzen, trinken und fröhlich sein. Sie brauchten nicht mehr auf Posten zu ziehen, ihre Weiber und Kinder waren bei ihnen; williger Mut erfüllte jeden Mann. Ich aber stand da in Kraft, sie mit dem Schrecken meines Namens zu schützen."

Aus den Papyrosurkunden eines Geheimprozesses gegen Verschwörer im Palaste Ramses' III. erhellt jedoch, daß man in der nächsten Umgebung dieses Herrschers den Gedanken erwogen hat, einen neuen König hervorzuzaubern, der dann andern Leuten, d. h. natürlich den Verschwornen, Reichtümer und höhre Stellungen hätte verleihen müssen. Eine Haremsdame von Rang, Teje, die Mutter eines Prinzen, stand an der Spitze des Unternehmens, für das insgeheim der Obereunuch nebst sonstigen Männern von Gewicht wirkte. Die Zeiten der Nachfolger Merenptahs wieder herbeizuführen, reizte solche Leute mehr an als ein festes Regiment. Briefe aus dem königlichen Frauenhaus an einen Truppenobersten in Äthiopien, der nach Theben marschieren und dort den ahnungslosen Ramses aufheben sollte, scheinen an die falsche

Adresse geraten zu sein: so wurde der Wiederhersteller Ägyptens durch Zufall vor einem unwürdigen Schicksale bewahrt. Dabei sieht es aus, als hätten ihn selbst seine treusten Anhänger auch noch nach der rechtzeitigen Entdeckung für einen verlornen Mann gehalten. Offenbar waren schon die Rollen sämtlich verteilt, noch andre Garnisonen aufbruchsfertig gewesen; und die Richter verschleppten den vollkommen geheim geführten Prozeß in den ersten Tagen auf befremdliche Weise. Aber der Sieger in so vielen gefährlichen Feldzügen bewies sich auch dieser innern Gefahr gewachsen; in dem Augenblicke, wo wir seine Richter plötzlich dreist zufassen sehen, hatte Ramses sicher den Beweis geliefert, daß alle Hauptmaschen jenes unsichtbaren Netzes da draußen bereits von ihm zerrissen waren. Die Einzelheiten des Verfahrens sind kultur- und rechtsgeschichtlich von Wert. Alle Verschwornen von Rang werden unter entstellten Namen vernommen und zwar vor einem Gerichtshofe, den der König aus seinen persönlichen, unfreien Gefolgsleuten ernannt hat, während die ordentlichen, der Beamtenhierarchie zugehörigen Richter nur die als Boten und Hehler bloßgestellten Sklaven, Dienerinnen, Haremswächter ꝛc. zugewiesen erhalten. Der Sohn der Teje, wahrscheinlich der Prätendent, wurde zum Selbstmorde gezwungen; sonst aber werden die Erkenntnisse umschrieben: „man fand ihn schuldig und ließ seine Strafe sich vollziehen“: vermutlich die anderwärts erwähnten „großen Todesstrafen, von denen die Götter sagen: ‚Thu sie ihm an‘“. Altägyptische Gerichtshöfe hätten unter gewöhnlichen Verhältnissen nur urteilen, nicht aber den Strafvollzug, dessen Anordnung dem Pharao allein zustand, übernehmen dürfen; ihre außerordentliche Vollmacht wird daher wörtlich mitgeteilt. Daß die Weltgeschichte gelegentlich auch Sinn für Ironie hat, belegt der Fund in einem turmartigen Anbau des Tempels von Medinet Habu, dessen Gemächer Ramses III. bei seinen Besuchen sicherlich bewohnte; gerade der durchaus zwanglose Verkehr des Königs mit seinen Haremsfrauen ist dort bildlich erhalten geblieben.

Ramses III. starb auf seinem Thron. Als die Mumie des kleinen, zierlichen Manns mit dem gescheiten Gesichtsausdruck in das Thal der Königsgräber gebracht war, hatte der letzte große Pharao des Neuen Reichs Abschied genommen. Nicht weniger denn neun Könige, alle seines Namens, sind ihm nacheinander gefolgt, aber ohne Geschichte. Ramses IV., an den der mehrfach erwähnte Rechenschaftsbericht seines Vaters sich wendet, regierte ungefähr elf Jahre; Ramses V. (1156—1152) ist vermutlich von dem nächsten Herrscher gestürzt worden, der sich auch sein Grab aneignete; von Ramses VII. ist nur bekannt, daß er da war. Ramses VIII. (um 1142—1135) ließ seinen Schreiber Hor-a, der in der Deltastadt Busiris amtierte, nach Abydos reisen, um für ihn Gelübde zu thun. Die Art, wie Hor-a auf seinem damals errichteten Denksteine des Königs erwähnt, sticht schon bedenklich von den frühern Ausdrücken tiefer Ergebenheit ab und stimmt zu dem Verfahren, das die Oberpriester Amons in Theben zu beobachten anfangen. Sie selbst sind es jetzt, die Bauten an den Tempeln befehlen und die entsprechende Ehre beanspruchen, lediglich mit dem Zusatz: im Namen des Königs.

Während der Regierung Ramses IX. (1135—1117) wurde es nötig, eine große Untersuchung der ältern thebanischen Königsgräber anzustellen, da sich die Anzeichen und Anzeigen von deren Beraubung durch Diebesbanden gehäuft hatten. Aus den umfangreichen Aktenstücken zu der mit Recht peinlich behandelten, aber bald durch Streitigkeiten zwischen den einzelnen Behörden absichtlich verwirrten Angelegenheit geht hervor, daß die niedern Bediensteten der Amonstempel stark beteiligt gewesen sind, und vielleicht nicht nur sie allein. Und doch wollten die hohen königlichen Kommissare mit Amons Leuten gern sänftiglich fahren, bei der Nachprüfung so wenig wie möglich sehen. Schon drei Jahre später, im ersten Jahre Ramses' X. (1117 bis

1110), mußte eine neue Untersuchung begonnen werden. Diesmal waren die Felsenbettungen Sethos' I. und Ramses' II. im abgelegnen Biban el-Moluk angebohrt worden. Niemand hätte sich darum gekümmert, wären nicht die „zünftigen" Plünderer aus dem Amons- und Chonsutempel mit „wilden" Teilnehmern in Streit geraten; einer, der sich bei der Teilung geschädigt fühlte, zeigte es einem Hauptmann der Madi (vgl. S. 615) an. Von den Grabstätten der Privatpersonen aber war damals schon die große Mehrzahl ausgeraubt; in den Nachbardörfern Thebens scheinen die Ergebnisse nächtlicher Fahrten zur Totenstadt hinüber gradezu einen gewissen Wohlstand begründet zu haben.

Das Geschlecht der jüngern Ramessiden war aufgebraucht; gehalten wurde es durch die eingewurzelte Vorstellung, daß nur ein rechtmäßiger Pharao dem Lande Heil verbürge. Vielleicht hofften die Oberpriester Amons, die den Süden schon thatsächlich beherrschten, zuvor auch die Gewalt über das Delta zu erlangen, wo ein ebenso selbständiger Markgraf den Schutz der Grenzen versah. Während des 17jährigen Königtums Ramses' XII. (etwa 1102 bis 1085) erhielt der in Tanis residierende Markgraf Smendes die als Erbin des Reichs geltende Tant-Amon, wahrscheinlich eine Tochter des Pharao, zur Frau und gewährte gegen diese Anwartschaft dem Oberpriester Herthor freie Hand in Oberägypten; Ramses XII. aber sank schon bei Lebzeiten in Vergessenheit. Nubiens Verhältnisse um die Wende des Jahrhunderts sind unklar. Zwar wird gelegentlich ein Vizekönig von Kusch neben Herthor erwähnt; doch heftet sich der alte Titel wohl nur noch an einen kleinen Strich bei Assuan, während auf dem Boden der Kolonialstädte schon die äthiopischen Herrscher schalteten, die Napata zum Sitze nahmen (vgl. oben, S. 540).

Immer massenhafter wächst im Neuen Reiche das Schreibwerk zu Verwaltungszwecken an: die Akten selbst sind vor allem für das Archiv bestimmt und kommen daher in immer neuen Abschriften zur Ausgabe. Die Folge eines so schwerfälligen Verkehrs, auf den die untersten Behörden am allermeisten erpicht sind, bilden endlose Briefe und Protokolle, bald über die ungeheuern Jahreseinkünfte der thebanischen Tempel, bald über die Tagesleistung einer Arbeitertruppe oder die Leihgebühr für einen Esel. Dadurch fallen oftmals Streiflichter auf die Lage der arbeitenden Klassen in einer Zeit, die den baren Lohn noch nicht kannte. Die Naturallieferungen sowohl des Staats wie der Tempel an ihre zahlreichen Arbeiterscharen wurden nicht an den Einzelnen, sondern an die Abteilung als solche verabfolgt. War der Oberarbeiter roh und dabei spitzbübisch, waren obendrein die Ausgabestellen unpünktlich, so gab es viel Not, Elend und Verdruß. Nicht alle Arbeiter waren Leibeigne, aber wahrscheinlich stand der Freie im ganzen noch etwas schlechter da als der Hörige. Im übrigen ließ man mild auch längre Arbeitspausen ruhig mit dreingehen, für Schlendertage des Einzelnen sogar die merkwürdigsten Entschuldigungen gelten. Hungernde Arbeiter hatten sich gewöhnt, durch laute Kundgebungen und Ausstände ihre Gebührnisse zu erzwingen, wenn die beauftragten Schreiber den Termin hartnäckig vergaßen. Im 29. Jahre Ramses' III. kam es dahin, daß der oberste königliche Verwaltungsbeamte mit einem Erlaß auf die bittern Klagen der Arbeiter antwortete: „Wenn ich nicht zu euch hingehe, so unterbleibt es nicht, weil ich nichts mitbringen könnte. Was aber euer Gerede betrifft: ‚Stiehl nicht unser Getreide!' — bin ich, der Generalgouverneur, etwa eingesetzt, um zu stehlen?" Welche Frage! Aus der Zeit des neunten Ramses liegt ein ähnlicher Bericht vor, aus dem übrigens eine gebesserte Verfassung des Beschwerdewegs hervorgeht; diesmal schenken die Arbeiter freilich auch dem Richter „zwei Kasten und eine Schreibpalette". Zu solchen Gaben konnten wieder die Schätze der Gräber herhalten.

d) Die letzten Dynastien des Neuen Reichs.

Mit dem Herrschaftsbeginne des in Tanis sitzenden Königs Smendes nimmt die von Manethon nach jener Residenz benannte einundzwanzigste Dynastie ihren Anfang, hört aber zugleich unsre geschichtliche Kenntnis Ägyptens für längre Zeit nahezu auf. In Oberägypten haben Herihor und seine Nachkommen als Oberpriester mit weltlicher Machtvollkommenheit regiert, wobei sie die tanitischen Könige als die eigentlichen Pharaonen anerkannten und sich mit ihnen verschwägerten. Manethon zählt sieben Taniten auf: Smendes (26 Jahre), Psusennes I. (41 oder 46 Jahre), Nephelcheres (4 Jahre), Amenophthis (9 Jahre), Osochor (6 Jahre), Psinaches (9 Jahre) und Psusennes II. (14 oder 35 Jahre), eine Liste, von der sich die Namen besser bestätigt haben als die Regierungsjahre. In Theben folgte Herihors Sohn Pianchi auf kurze Zeit seinem Vater als Oberpriester; Pinozem I. aber, Pianchis Sohn und Gemahl der Tanitenprinzessin Hent-taui, nahm zuletzt die Königswürde an. Dieser Vorgang, wohl noch in die Zeit Psusennes' I. (ägyptisch: Pasebcha-ennu) fallend, läßt auf eine noch weitergehende Verständigung zwischen beiden Häusern schließen. Denn Psusennes nimmt seinerseits wieder die oberpriesterliche Würde an und hinterläßt sie seinem Sohne Pinozem II., der unter König Amenophthis (ägyptisch: Amen-em-opet), vielleicht dem ältern Bruder dieses zweiten Prinzen, starb. Dagegen erscheint Men-cheper-Ra (vermutlich Manethons Nephelcheres), Pinozems I. Sohn, zuerst als Oberpriester des Amon, dann als König; die geistliche Würde geht bei diesem Wechsel auf seinen Bruder Masaherta über. Nebenher gibt es Prinzessinnen, die „Gottesweiber" des Amon (S. 616) waren, und Prinzen, die einen weniger hohen Rang vor diesem Gott einnahmen. Demnach wären Ober- und Unterägypten unter der 21. Dynastie eine Weile vierfältig regiert worden: von zwei Pharaonen mit zwei Oberpriestern. Dann müßte aber auch im Norden des Lands damals ein größres Amonsheiligtum entstanden sein unbeschadet der Vorrechte des thebanischen, in dessen Nähe auch die Taniten ihre Gräber anlegten; doch konnte der tanitische Oberpriester schwerlich dauernd neben einem Nachkommen Herihors von gleichem Rang am selben Ort amtieren. Die Annahme eines unterägyptischen Amonstempels würde übrigens unsre Vorstellung von der Entstehung jenes nachmals berühmten Heiligtums in der libyschen Oase Siwah erleichtern: die nächste Dynastie Ägyptens, von libyscher Abkunft, kann nach dem Verluste Thebens den ihr verbliebnen Ableger des Reichsgotts an diese gesicherte und wohl schon vordem heilige Stelle ihres Stammlands verpflanzt haben.

Ein Papyros aus der Zeit Herihors und Smendes', vielleicht noch bei Lebzeiten des letzten Ramessiden verfaßt, enthält den zur eignen Rechtfertigung verfaßten Reisebericht Unu-Amons, eines Beamten Herihors, über seine schlimme Seereise nach Palästina und Phönikien, von wo er Bauholz für eine neue Barke des Gottes hatte holen sollen. Smendes und Tant-Amon empfingen den mit einem kleinen Abbild Amons, dem (nach Ad. Erman) frei zu befördernden „Amon des Wegs", bewaffneten Unu-Amon freundlich, gaben ihm aber keine ihrer großen Galeeren zur Weiterfahrt, sondern ließen ihn mit einem phönikischen Handelsschiffe segeln. Gleich am ersten Landungsplatze, Dor, der Stadt des Zakkarfürsten Badi-El, wird Unu-Amon von einem Schiffsknechte seiner Barschaft beraubt, mit der in Byblos das Libanonholz bezahlt werden sollte. Er scheint sich, da Badi-El seine Beschwerde abweist, dann selbst an irgend einem Zakkaräer schadlos gehalten und hierauf fluchtartig nach Byblos begeben zu haben; hier aber behandelt ihn der Stadtfürst Sicharbaal einfach als einen Schwindler. „So verbrachte ich dort 19 Tage, und alle diese Zeit ließ er mir täglich sagen: ‚Entferne dich aus meinem

Hafen!'" Schon will Unu-Amon ein Schiff besteigen, da erwirken die orakelgleichen Reden eines Pagen, der bei einem Opfer Sicharbaals in Verzückung geraten war, daß der Fürst den armseligen Gesandten einem Verhör unterzieht. Die schneidende Verachtung, womit Sicharbaal Ägyptens verjährte Ansprüche abweist, bildet zu den 300 Jahre ältern, um Pharaos Hilfe winselnden Briefen des Rib-Addi aus derselben Stadt (vgl. S. 160 und 626) einen schneidenden Gegensatz. Sicharbaal ließ „die Akten aus der Zeit seiner Vorfahren bringen und verlesen. Da stand von 1000 Deben (= 91 Kilo) allerlei Silbers geschrieben; und er sagte mir: ‚Wenn der Fürst Ägyptens Herr und ich wirklich sein Diener wäre, so hätte er (damals schon) nicht Silber geschickt, meinend, ich solle Amons Auftrag erfüllen. Ich bin weder dein Knecht, noch der Knecht dessen, der dich sendet ... Früher ging von Ägypten die feine Art aus und Gesittung bis hierher zu meinem Wohnsitz. Und jetzt — was ist das für eine schäbige Weise, wie man dich herschickt!'" Endlich, nach mancher Demütigung des Amons-Boten, brachte Smendes durch eine Geschenksendung an Sicharbaal die Angelegenheit in Fluß. „Da war der Fürst erfreut und bot auf 300 Mann und 300 Zugochsen und stellte Aufseher vor sie, das Holz fällen zu lassen." Als es dann am Strande lag, bemerkte Sicharbaal drohend, es gehe Unu-Amon eigentlich viel zu gut. „Ich kann schrecklich sein wie das Meer. Dir geschah nicht, was den Gesandten des Cha-em-ust geschah, die 17 Jahre hier festgehalten wurden, bis sie starben." Mit einer geschickten Schmeichelei besänftigt der Ägypter diesen Phöniker; allein bei der Abfahrt lauern ihm elf Schiffe der Zakkaräer auf. Ein Sturm befreit ihn, wirft jedoch sein Schiff an die Küste von Alaschja. Die Gnade der Fürstin Hatebi rettet ihn vom Tod. Ob aber das Holz jemals nach Theben gelangt ist, darf man bezweifeln.

Die 21. Dynastie scheint unter ihrem letzten Herrscher, Psusennes II., einen Versuch unternommen zu haben, sich in Asien wieder in beßre Achtung zu setzen. Laut der israelitischen Überlieferung hat Salomo eine Tochter Pharaos und als Mitgift die kanaanäische Stadt Gezer empfangen (vgl. S. 196), nachdem sein Schwiegervater den Ort erobert hatte: das paßt der Zeitrechnung nach nur auf den Genannten. Denn daß Ägypten gerade damals fast anderthalb Jahrhunderte tiefsten Friedens erlebt hätte, ist nicht anzunehmen. Die Bauthätigkeit stockt; um das Jahr 1000 waren sogar die Wirtschaftsgebäude des Rameseums bereits so zusammengesunken, daß man ihre Stätte als Begräbnisplatz benutzen konnte. Auch haben diese Könige trotz ihres priesterlichen Anstrichs den Kampf mit den Dieben um die Gräber der alten Herrscher unrühmlich aufgegeben: man packte die bedrohten Mumien schließlich in jene verborgne, notdürftig im Innern erweiterte Felsspalte oberhalb Der el-Bahri und legte die Körper von eignen Angehörigen hinzu, froh, einen leidlich sichern Ort ermittelt zu haben, und ohne Sorge um die kultische Ausstattung. So sind die erhabnen Thutmosis, Sethos und Ramses fast 3000 Jahre eingeschachtelt liegen geblieben; dann waren sie noch einmal sieben Jahre hindurch die Opfer gelegentlicher Diebereien, bis man den Fellachen das Geheimnis ihrer Entdeckung entriß und 1881 den Inhalt des Verstecks den Museen zuführte.

Geraume Zeit schon hatte ein in Bubastis befehligender erblicher Söldnerführer aus libyschem Fürstengeschlechte maßgebenden Einfluß besessen. Seitdem die Schirtani (vgl. S. 615) unter den Nachfolgern Ramses' III. verschwunden waren, bildeten ihre libyschen Genossen, vorweg die Krieger der Maschawascha, allein den feldtüchtigen Bestandteil des Reichsheers und schickten sich an, das Delta durch Nachwanderung endlich doch noch zu besetzen. Nemart von Bubastis, „Großer der Großen" und bereits von einer tanitischen Prinzessin geboren, bekam eine Angehörige des Königshauses zur Frau: der Sohn beider war Scheschonk. Er nahm für

sich und seinen Sohn Osorkon die Töchter Psusennes' II. in Beschlag und konnte die Nachfolge seines Geschlechts auf dem Thron als sicher betrachten. Der vor Salomo entflohne Jerobeam fand schon damals Schutz bei ihm (vgl. S. 197); aber da die Stunde für den Israeliten noch früher als für seinen Gönner schlug, so währte der Krieg in Palästina zwischen Salomos Nachfolger Rehabeam und Jerobeams Anhang (S. 198) wohl schon einige Jahre, ehe die neue zweiundzwanzigste Dynastie der Bubastiten zur Regierung gelangte.

Dann aber griff König Scheschonk I. (950—929), der Sisak der Bibel, sogleich ein. In Karnak ist der größte Teil des Verzeichnisses von palästinensischen Städten und Landschaften erhalten, die Scheschonk, vermutlich zwischen 950 und 949, erobert hat. Jerusalem muß unter den 23 zerstörten Namen gestanden haben, da das Alte Testament ausdrücklich die Wegführung der salomonischen Schätze meldet. Von den übrigen 133 gehören ziemlich viele nach Nordisrael: also hatte Jerobeam den Sieg über Juda thatsächlich erst dem Erscheinen der ägyptischen Streitmacht zu verdanken. Wie lange beide israelitischen Staaten von da an tributpflichtig geblieben sind, ist nicht bekannt; nach der spätern jüdischen Ansicht 30 Jahre.

Obgleich die Libyer von Bubastis als Vertreter der Heeresmacht die Doppelkrone erworben hatten, mit einer glücklichen Waffenthat in Asien anfingen und 170 Jahre geherrscht haben, ist doch der Verfall Ägyptens unter ihnen noch reißender vor sich gegangen. Die Könige bauen in Memphis und den Deltastädten, suchen die Erinnerung an die Ramessiden hervor und nennen bisweilen ihre jüngern Söhne oder Vettern „königliche Kinder des Ramses"; im übrigen werden aber die Gepflogenheiten der Taniten beibehalten. Scheschonk I., dessen Hauptgattin Karama wieder „Gottesweib" betitelt ist (S. 616), setzte seinen Sohn Jupuat in derselben Weise als Oberpriester des Amon neben sich, wie es Pinozem gethan hatte (S. 659). Die äthiopische Gefahr bedrohte Oberägypten mehr und mehr. Von Osorkon I. (929—914), seinen Nachfolgern Takelothis I. und Osorkon II. weiß man fast nichts; Takelothis II., der, einem Scheschonk II. folgend, etwa von 889—874 regiert hat, kämpfte bis in sein elftes Jahr mit Aufständen in allen Teilen Ägyptens, ließ danach durch seinen Sohn Osorkon den Dienst Amons in Theben wieder ordnen, hatte aber später anscheinend von neuem über Unruhen zu klagen. Sicherlich fingen die einzelnen libyschen Stadtbefehlshaber, die ja seinesgleichen waren, schon um diese Zeit an, sich selbständig zu fühlen. Scheschonk III. muß nach den Inschriften der für die Bestimmung dieser Herrscherzeiten wichtigen Apisgräber 52 Jahre, also ungefähr bis 822, den Thron innegehabt haben, während seine Daten in der „Bubastitenecke" des Karnaktempels nur bis an sein 29. Jahr reichen und dann schließen. Theben dürfte also um 840 in äthiopischen Besitz gelangt sein. Die beiden letzten Könige des Hauses, Pimai (822—820) und Scheschonk IV. (820 bis um 780), hatten gewiß um Mittelägypten zu kämpfen; Scheschonks Heer gelangte sogar einmal bis auf die Insel Sehel am ersten Katarakte.

Von da ab zerfiel das Reich auch äußerlich. Bei Beginn des Feldzugs, der den Äthiopierkönig Pianchi gegen 770 nach Unterägypten führte, sehen wir folgendes Bild. In Sais hat sich ein König Tefnacht erhoben, der Memphis seinem Gebiet einverleibt und Anstalten trifft, das Pharaonenreich wiederherzustellen. Von den andern vier „Königen" sind drei wahrscheinlich als Angehörige des bubastitischen Hauses zu betrachten: Osorkon zu Bubastis, Jupuat von Tent-remu und Nemart von Schmun (Hermopolis magna); sie schlossen sich „wie die Hunde" (nach Pianchi) Tefnacht an, während der vierte, Pestudibast von Herakleopolis (Ahnas), äthiopisch gesinnt blieb. Die übrigen 15 Anhänger Tefnachts sind zum größten Teile Söldnerführer im Besitze von Stadtgebieten; zwei nennen sich Erbfürsten; in Letopolis steht der Oberpriester

des Horus an der Spitze. Manethon sieht diesen Zustand als die „dreiundzwanzigste Dynastie" an, der er nacheinander die Könige Petubastis, Osorcho, Psammus und Zet gibt.

e) Die Äthiopier und die Assyrer in Ägypten.

Pianchi war, wie seine große Inschrift am Berge Barkal bei Napata (vgl. S. 541) in einer ganz unägyptisch klaren Art berichtet, im 20. Jahre persönlich in Ägypten eingerückt, da er schon im Thoth seines 21. Jahrs in der Heimat die Aufstellung des Denkmals befohlen hat. Hiernach fällt der Anfang seiner Regierung auf 790; sein Geschlecht von Herthor abzuleiten, weil dessen Sohn (S. 659) denselben Namen führte, liegt kein Anlaß vor. Die Wahl des Namens Pianchi für einen äthiopischen Prinzen kehrt wahrscheinlich nur den Gegensatz zu den Bubastiten hervor, die ja auch ihrerseits über die 21. Dynastie hinweg an die Ramessiden anknüpfen wollten. Die beiden militärischen Statthalter Pianchis in Ägypten, Puarma und Lamersekni, hatten unglücklich gegen Nemart gekämpft, während Tefnacht Herakleopolis bedrohte. Auf diese Nachricht macht sich Pianchi selbst auf, feiert in Theben vor Amon das Neujahrsfest und eilt dann, „die Länder Unterägyptens schmecken zu lassen den Geschmack meiner Finger". Nach heftiger Verteidigung mußte sich Nemart in Hermopolis ergeben; der Oberherr betrat, feierlich empfangen, die Stadt, kümmerte sich aber nicht um Nemarts Frauen und Hofgesinde, sondern prüfte vor allem die Beute und bestimmte sie teilweise für Amon. „Es ging Seine Majestät ferner zum Pferdestall und den Fohlenhürden. Er gewahrte, daß diese Tiere hatten hungern müssen, und sprach (zu Nemart): ‚Bei meinem Eid, schlimmer deucht mir als alle Sünden, die du begangen hast, daß du die Pferde darben ließest!'" — Die Befestigungen am Eingange zum Fayûm hielten ebenfalls nicht stand; Memphis hingegen, das von neuen Mauern umgeben war, fiel erst nach Sturmangriffen von der Flußseite. Wie Pianchi sogleich Ptahs Tempel mit einer Schutzwache bedachte, wie er selbst dorthin und weiter nach Heliopolis zum Tempel des Ra pilgerte, wird uns von der Inschrift mit einer Genauigkeit geschildert, die für die Kenntnis des Zeremonialwesens wertvoll ist und zugleich die Kleinlichkeit der äthiopischen Frömmigkeit (vgl. S. 558 und 560) beleuchtet. Schon in Memphis waren Jupuat und mehrere Teilfürsten mit Tribut vor Pianchi erschienen; und als der Sieger bis Athribis vorging, erfolgte die allgemeine Unterwerfung. Tefnacht blieb nur darin hartnäckig, daß er seinen Treueid nicht anders denn daheim zu Sais vor den Gesandten Pianchis leistete. Aber der Versuch zur „Befreiung" Ägyptens war gescheitert.

Im Laufe der folgenden 40 dunkeln Jahre mögen die Könige von Napata noch öfter unter die Libyerwirtschaft gefahren sein. Tefnachts Sohn Bokchoris heißt in der spätern griechischen Geschichtschreibung bald der weise Gesetzgeber und kluge Richter, bald der geizige Schwächling und Götterverächter; Manethon macht ihn zum einzigen Vertreter der vierundzwanzigsten Dynastie und läßt ihn durch Sabako gefangen genommen und verbrannt werden. Das Dasein des Fürsten und sein Anspruch auf das Königtum wird aber nur durch ein Apisgrab im Serapeum zu Memphis vom Jahre 6 gewährleistet.

Der zweite oder dritte Nachfolger Pianchis, Sabako, hat in der That um 728 (oder früher) wieder das ganze Land unterworfen. In Theben finden wir Sabakos Schwester Amenerdis als Gottesweib des Amon oft genannt; sie war eine Tochter des Königs Kaschta, tritt als Regentin und Gemahlin eines jüngern Pianchi auf, der anscheinend gleichfalls als König vorkommt. Sabako, bei Manethon Stifter der fünfundzwanzigsten, endlich als äthiopisch anerkannten Dynastie, wird den Zeitumständen nach mit Sargon von Assyrien zu thun gehabt

haben; man sieht ihn als den Verbündeten Hannos von Gaza und den Seveh der Bibel an, auf dessen Hilfe der letzte König Nordisraels hoffte (vgl. S. 64 und S. 66). Sebichos (ägyptisch Schabataka), Sabakos Sohn und Nachfolger, hat ein kleines Magazin am heiligen See von Karnak erbaut, wo man noch sein Bildnis mit allerlei unägyptischem Zierat erblickt. Amon-Ra verheißt, alle Fremdländer unter seine Sohlen zu legen, womit es bei dem assyrischen Vordringen in Asien freilich gute Wege hatte. Der Sieg Sanheribs im Jahre 701 bei Altaku (vgl. S. 68 und 237) wurde über einen zum Entsatze Jerusalems längst vorbereiteten Bund erfochten, bei dem die Ägypter kaum gefehlt haben. Herodot erzählt von dem „Hephaistospriester Sethos", Sabakos Nachfolger, eine fromme Legende. Sanherib sei gegen das durch eine Auflehnung der Krieger wehrlose Ägypten gezogen; aber gottgesandte Feldmäuse hätten im Lager vor Pelusium nächtlicherweile alles Lederzeug und die Bogensehnen der Feinde zerfressen: Sethos war gerettet. Mäuse (und mehr noch Ratten) sind Vorläufer der Pest; insofern stimmt der Bericht mit dem biblischen von Jerusalems Rettung vor Sanherib überein.

Den ernstlichen Kampf gegen die Assyrer um Ägyptens Besitz nahm erst Taharka (Taharqa) auf, der, von Jugend an im äthiopischen Heere dienend, um 693 v. Chr. Sebichos gestürzt und getötet hat. Über den Zusammenstoß mit Assarhaddon, die Auflösung der Äthiopierherrschaft nördlich von Assuan und die Einnahme Thebens durch das Heer Assurbanipals vgl. Abschnitt I, S. 72ff. Die Oberhoheit der Sargoniden (seit 671) hat nicht lange gedauert. Gestützt auf die Vielzahl von Städtefürsten und Gauherren, deren Assurbanipal zwanzig namhaft macht, glaubte der Großkönig von Ninive her jederzeit das entscheidende Wort am fernen Nile behalten zu können. Allein gerade durch die rasche Folge fremder Eroberungen war dort der Partikularismus, jener schlimme Nachlaß der Bubastiten, innerlich gebrochen worden. Beim Abzuge der Plünderer Thebens stand Fürst Necho von Sais und Memphis viel näher am Ziel als Tefnacht ein Jahrhundert zuvor. Der Tod erlaubte Necho nicht, die reife Frucht zu pflücken.

Sich zum „Herrn beider Länder" aufzuwerfen, hat seinem Sohne Psammetich wohl nur geringe Schwierigkeit bereitet. Er zahlte den Tribut an Assyrien weiter und gab bei dieser besondern Gelegenheit vielleicht etwas mehr. Dadurch behielt er zugleich den nötigen Rückhalt gegen Wiederkehrsgelüste Tanut-Amens, des soeben von den Assyrern nach Nubien zurückgeworfnen Nachfolgers des Taharka. Eine Äthiopierprinzessin Schepenopet, Nichte der Amenerdis, waltete unter Psammetich I. weiter als Gottesweib in Theben: also strebte er nach einem guten Einvernehmen auch mit Äthiopien; nur mußte des neuen Königs Tochter Nitokris (Neitakert) als künftige Nachfolgerin anerkannt werden. Waren aber auch die meisten ägyptischen Teilfürsten für Psammetich gestimmt, so konnten die andern ihm doch leicht übel mitspielen. Je tiefer Assurbanipal in seine östlichen Kämpfe geriet (S. 75), desto mehr hoben sich die Aussichten der frondierenden kleinen Mitkönige in Ägypten auf Wiederherstellung des „Gleichgewichts", das natürlich die Äthiopierkönige erst recht zurückwünschten.

Von Libyen her war für Psammetich keine Verstärkung zu erwarten. Das schmale Land hatte seinen Bevölkerungsüberfluß vollkommen ausgeschüttet und ertrug gleich darauf eine hellenische Staatsgründung (Band IV, S. 226). Auch das Nildelta ist sicher schon im 8. Jahrhundert von Handelsschiffen der aufblühenden kleinasiatischen Griechenstädte gern besucht worden; daher die bessre Kenntnis von der äthiopischen Eroberung, von der Befreiung durch asiatische Dazwischenkunft und der „Zwölfherrschaft" bei Herodot. Jetzt erschien ein Bündnis mit diesem Fremdvolk um so lockender, als es durch Gyges (vgl. Band IV, S. 53) zu einem starken Reiche vereinigt war. Bald war Psammetich durch ionische und karische (d. h. lydische)

Kriegsscharen in den Stand gesetzt, sich der lästigen Stadt- und Gaufürsten zu entledigen. Die Oberherrschaft Assyriens verschwand mit ihnen (um 660; vgl. S. 74).

D. Von Psammetich I. bis auf Alexander den Großen.

a) Die Saiten.

Es ist ein dem pharaonischen Ägypten nur äußerlich gleichendes Staatswesen, das durch die Gunst der allgemeinen Lage in Vorderasien mit Psammetich I. aus Sais (664—616) Boden faßt und sich rund 140 Jahre behauptet. Die Einflüsse des Hellenentums — wohlbemerkt: des Hellenentums um 600 v. Chr. — wirken jetzt und während der Perserherrschaft noch keineswegs fördernd. Aber diese Fremdlinge aus Norden, zunächst von Psammetich bei Bubastis und an der Bolbitinischen Mündung (im „Milesier-Lager", d. h. Bazar) angesiedelt, gaben für die neue ägyptische Dynastie und ihren Staat einen brauchbaren Pfeiler ab. War auch der ionische Söldner bei der Bevölkerung des Nilthals nicht beliebter als früher der Schirtanisoldat (S. 615) oder die Landsleute des Syrers Terura (S. 645), so hielt er doch mit den flußauf, flußab reisenden Händlern seiner Nation zusammen; selbst in der großen Oase war später eine griechische Firma thätig. Für die Geschichte dieser Zeit aber ist es wichtig, daß nur die Griechen sie im Zusammenhange, wenn auch einseitig, überliefert haben; die eignen Denkmäler der Saitenzeit bieten dazu die mehr kulturgeschichtliche Ergänzung im Einzelnen.

Die Hauptverschiebung im Reichsinnern ähnelt der bekanntern, die für Hellas später mit der Übersiedlung Konstantins nach Byzanz eingetreten ist. Oberägypten verliert bald den letzten Schimmer seiner vormaligen Bedeutung; und so ist es geblieben. Das „hundertthorige Theben" gerät trotz aller stolzen und frommen Erinnerungen in unaufhaltsamen Verfall, dem auch nur an den Riesentempeln zu steuern der Staatshaushalt nicht mehr fähig war, obgleich die Rebellenkönige der Perserzeit noch eine Ehre darein setzten, umgestürzte Mauern oder Säulen in Karnak und Medinet Habu herzustellen, auf daß ihr Name daran glänze; schon vor Ende des Saitenhauses scheinen die Gottesweiber das Eulennest verlassen zu haben, um ihre Pfründen bei Hofe zu verzehren. Memphis aber ist, wie vor alten Zeiten, wieder der Mittelpunkt des Lands. Seine glückliche Lage am Entwicklungspunkte des Deltasystems gab ihm Theben gegenüber einen geographischen Vorteil, verwandt mit jenem, den Korinth vor Athen besessen hat; Sais, die Residenz der Psammetichiden, blieb daneben ein Ort mäßigen Umfangs, wie sehr es auch mit stattlichen Bauten bedacht wurde.

Genau den veränderten Voraussetzungen entsprechend, nahmen jetzt Ptah und Osiris (vgl. S. 635 und 637) die der Götterfamilie Amons entfallne Obmacht in Anspruch, wobei Osiris sich aus einem Totenbeherrscher zum Himmelsherrn entwickelte. Isis hielt sich neben ihm, wenn auch vorübergehend durch die libysche Neith (S. 638) eingeengt; Horus beerbte Ra. Diesen Anschauungen, die im Grunde lauter ältre Lehren wiederherstellten, entsprachen auch die sonst aus der Überlieferung gewählten Vorbilder. Schriftsprache und Ausdrücke, Titel und Namen des Alten Reichs wurden hervorgeholt; die gebildeten Kreise prunkten mit einer Altertumskenntnis, die Herodot mit Andacht erfüllte; vgl. Nabunaids ähnliche Geschmacksrichtung (S. 89). Natürlich stand da die Kunst nicht zurück: Gänsemännchen und Korbweiber, Marktszenen und Erntebilder werden wieder als Gräberschmuck verwendet, alles im herben Stile der Urahnen, aber mit kleinen Verstößen gegen eine entschwundne Wirklichkeit.

Farbenfrisch verläuft die „Geschichte" der saitischen Herrscher nach den hellenischen Quellen. Daß Psammetich I. (ägyptisch Psemtek) auf unmögliche Art die Ursprünge des Nilstroms und

das Alter der Sprachen erforschen ließ, wird ausführlich, daß er die Grenzorte Daphnä bei Pelusium, Marea im Westen und Elephantine im Süden stark befestigte, die philistäische Stadt Asdod nach 29jähriger Bemühung wegnahm und die bis Palästina vorgerückten Skythen von Ägypten fernhielt, wird nur kurz mitgeteilt. Der König starb nach langer Regierung gerade, als der Fall Assyriens sich als unabwendbar herausstellte (S. 77) und die Machtverhältnisse Vorderasiens verschob; das verbündete Lydien scheint jedoch in seiner unmittelbaren Nachbarschaft Widerstand gefunden zu haben. Necho II. (610—594), Psammetichs Sohn, rückte um 608 in Palästina ein und forderte die bisher assyrischen Vasallen zu friedlicher Unterwerfung auf; noch jetzt verteidigten einige dieser Fürsten, darunter der judäische König Josia, die Sache der Assyrer. Bei Megiddo (Migdol; vgl. S. 87 und 208) erlagen sie den Söldnern Nechos. Der Sieger weihte seinen schlachterprobten Panzerrock dem Apollo von Branchidai bei Milet als freundschaftliches Zeichen für den weltlichen Herrn des Heiligtums, den Lyderkönig. Hierauf nahm Necho „die große Stadt Kadytis" ein; zu Ribla, dicht dabei, befand sich eine Weile das ägyptische Hauptquartier. Von dort aus ordnete Necho die Thronfolge Judas (vgl. S. 208). Allein trotz des gewonnenen Treffens auf dem Boden, wo einst Thutmosis III. die Unterwerfung von Syrien begonnen hatte (S. 620), nahm der neue Ausdehnungsversuch ein rasches Ende. Im Jahre 605 wurde Nechos Heer bei Karkemisch (Karchemish; S. 87) am Euphrat von Nebukadnezar völlig geschlagen; spätestens um 601 ist keine asiatische Stadt mehr im Besitz Ägyptens gewesen. Herodots merkwürdiger Bericht über eine Umschiffung Afrikas, die von phönikischen Seeleuten binnen drei Jahren auf Nechos Befehl ausgeführt worden sei, hat immerhin eine mehrjährige Herrschaft des Königs in Phönikien zur Voraussetzung. Daß Necho ferner wieder einen Kanal vom Delta zum Roten Meer angefangen, den Bau aber nach Verlust von 120,000 Arbeitern eingestellt habe, erweist sich jedoch deutlich als Legende.

Unter Psammetich II. (594—589), aus dessen Zeit Denkmäler viel häufiger sind als aus der seines Vaters, hat Ägypten nach Süden Landgewinn versucht. Das Heer gelangte bis Abu Simbel oder noch weiter; seine griechisch und phönikisch schreibenden (vielleicht kyprischen) Söldner unter Psammetich, dem Sohne des Theokles, ritzten zum Andenken ihre Namen in die Riesenbilder des Ramsestempels. Herodot zufolge starb der König, ehe die Kämpfe ganz zu Ende waren.

Apries (Uahab-Ra) folgte ihm. Abermals träumte die ägyptische Politik von Erwerbungen auf dem heißen Boden Syrien-Palästinas. Die dürftigen Mitteilungen, die sich über das Vorgehen Apries' in Phönikien, besonders zur See gegen Tyros und Sidon, erhalten haben, werden ergänzt durch biblische Nachrichten über die Unzuverlässigkeit des Pharao „Hophra" bei Jerusalems äußerster Not (S. 167 und 208). Nach dem Falle der Stadt und dem Untergange Judas war Nebukadnezars Macht in Westasien nicht mehr zu erschüttern. Eine Inschrift des Statthalters zu Elephantine, Nes-hor, berichtet zudem von Unruhen in Oberägypten, die zu dämpfen anscheinend nur durch listige Übervorteilung gelang. Auch die Einmischung des Apries in die fortwährenden Kämpfe der Libyer gegen das kyrenäische Griechenreich war erfolglos. Nach Herodot führte sie sogar den Untergang des Herrschers herbei, weil sein Feldherr Amasis die Abneigung des ägyptischen Nationalheers, sich neuen Niederlagen im Westen auszusetzen, benutzt haben soll, um sich selbst zum König zu machen. An der Spitze seiner fremden Mietstruppen sei Apries dann dem Amasis entgegengezogen, aber bei Momemphis besiegt und gefangen worden. Eine Weile zu Sais in milder Haft gehalten, wurde der Gestürzte zuletzt dem Unwillen des Volks zum Opfer gebracht, dann aber in der königlichen Gruft beigesetzt.

Dichtung und Wahrheit haben sich hier noch nicht völlig trennen lassen. Daß Amasis keineswegs „von geringem Stande" war, wie der hellenische Bericht behauptet, steht jetzt fest: seine Mutter Tesat-en-Heft war eine Tochter Psammetichs II. Dagegen scheint durch einen von G. Daréssy mitgeteilten Text die bisherige Annahme, Amasis und Apries hätten etliche Jahre im Einvernehmen miteinander die Regierung geführt, unsicher zu werden: dort meldet Amasis, in seinem dritten Jahre schreibend, den Tod des Apries in einer Schlacht gegen ihn. Bruchstücke einer Inschrift Nebukadnezars lassen die Deutung zu, daß die Babylonier um 568/67 in Ägypten eingefallen sind; vielleicht hängt der Thronwechsel damit zusammen. Für das Ende von Apries' Regierung dürfte Herodots Datum 564 zu spät sein; Amasis, der seinen Schwager trotz allem als rechtmäßigen Vorgänger betrachtet hat, begann seine eigne Herrschaft vielleicht schon mit 570 zu zählen.

Von der Erzählung ist das auf 44 Jahre geschätzte Königtum des Amasis als die gute alte Zeit behandelt worden. Aber es fehlt der auswärtigen Politik des Königs jeder große Zug. Zwischen die griechischen Anekdoten, in denen Amasis als der persönliche Freund des Thales, Bias u. s. w., als der weise Gesetzgeber und leutselige Volksbeglücker waltet, verlaufen sich Schlaglichter, die ihn einfach als geriebnen Fuchs zeigen. Sein Ziel war nur, für Ägypten wieder eine Galgenfrist zu gewinnen. Er sah dem Untergange Lydiens ruhig zu; was Xenophon von ägyptischer Hilfe sagt, ist Fabel. Und hatte er wirklich die Insel Kypros gelegentlich besetzt, so räumte er sie nachher vor den Persern. Nach dem Falle von Sardes trieb ihn die Sorge, woher er jetzt hellenische Truppen nehmen solle, dazu, mit den übriggebliebnen Städten der ostägäischen Küste einzeln zu verhandeln und ihre Tempel ebenso zu beschenken wie einst Necho den von Branchidai (S. 665). Die bekannte Geschichte des Bündnisses zwischen Amasis und Polykrates von Samos ist typisch; namentlich auch für den Nutzen, den der „Rohrstab Ägypten" andern in der Not zu leisten pflegte.

Sonst aber konnten die Hellenen allerwegen auf zuvorkommende Behandlung rechnen; sogar mit dem unruhigen Kyrene verfuhr Amasis gelind. Unweit des spätern Alexandreia, an der kanopischen Nilmündung, hatten sich bereits um 700 griechische Händler, angeblich Jonier aus Teos, niedergelassen. Die Faktorei wuchs zu einer Stadt der Fremden heran und empfing den Namen der „Schiffsmächtigen": Naukratis. Nach dem Zusammenbruche Lydiens, also um 545, erschien es Amasis ratsam, die jetzt plötzlich anschwellende Einwanderung aus den ionischen und dorischen Städten durch ein Verbot, künftig an andern Plätzen mit Waren zu landen, in Naukratis zu sammeln. Die Stadt erhielt Selbstverwaltung und als Heiligtum das Hellenion, an dem neun bevorrechtete Städte und Inseln Anteil hatten; freilich wurde es durch den Glanz des Apollotempels der Milesier, eines Ablegers von Branchidä, verdunkelt. Die griechische Überlieferung hat sich für den mindestens zwanzigjährigen Schutz des Hellenentums dem König Amasis dankbar erwiesen. Weniger lobt ihn die ägyptische: in demotisch geschriebnen Bruchstücken eines Textes aus der Ptolemaierzeit mit allerlei Bezugnahmen auf die Vergangenheit wird Amasis getadelt, daß er die Einkünfte der Tempel von Memphis, Heliopolis, Bubastis und Sais gesperrt habe, um die Söldner zu bezahlen; schließlich hätten die Götter auf viel Gut und Landbesitz verzichten müssen.

Rasch gelang den Heersäulen des Kambyses die Eroberung des Lands im Sommer 525, dreiviertel Jahre nach Amasis' Tode. Bei Pelusium wurden die kostspieligen Soldtruppen Psammetichs III., des letzten Saiten, von den Persern nach hartem Streite besiegt; ein Verräter, der Halikarnassier Phanes, soll Kambyses den Heranzug durch die Wüste erleichtert

haben. Psammetich zog sich nach Memphis zurück. Die Stadt verteidigte sich, vom Übereifer in Kleinmut fallend, nur kurze Zeit und soll hart behandelt worden sein. Ebenso erzählt die Sage von andern Grausamkeiten des Kambyses (vgl. S. 137): der Vernichter des hellenenfreundlichen Saitengeschlechts konnte ja nur ein bitterböser Mensch sein. Psammetich III. scheint als künftig tributpflichtiger Fürst Treue gelobt, aber sofort einen Aufstand vorbereitet zu haben; das Todesurteil gegen ihn war unausbleiblich.

b) Die Perserzeit.

Ägypten verlor seinen eignen Landesherrn und zinste nach Susa statt nach Sais; Naukratis aber büßte sein unter persischer Herrschaft selbstverständlich unmögliches Stapelvorrecht bald ein. Damit sind eigentlich alle Neuerungen der 200jährigen, oft durch Empörungen unterbrochnen Perserzeit aufgezählt. Auf Volkstum, Kultur und Religion haben die spärlich gesäten Oberbeamten persischer Herkunft nicht den geringsten Einfluß ausgeübt; selbst die ständige Besatzung in der „weißen Burg" von Memphis wird nicht jedesmal aus dem entlegnen Iran entsandt worden sein: nichtägyptische Unterthanen des Großkönigs genügten ja auch für solchen Dienst. So entwickelt sich das ägyptische Wesen fast ungestört weiter. Eine Weile scheint die Vorliebe für das Alte Reich bei den Höhergestellten noch anzudauern. Im Schutze der Pyramide des Unas (S. 593) auf dem Felde von Sakkâra suchten noch um das Jahr 450 wohlhabende Männer ihre letzte Ruhe in sichern Schächten, so unter Dareios I. ein Psammetich und nach ihm sein Sohn Petenisis; eine Sammlung stilvoller und vorzüglich gearbeiteter Kostbarkeiten enthielt das im Frühjahr 1900 aufgedeckte Grab des Flottenführers Zanahibu. An einer andern Stelle dieses alten Totenfelds sind im Jahre 482 (vierten des Xerxes) der Ägypter Aba und seine syrische Gattin Chetabu von ihrem Sohn Abseli bestattet worden, der den groben Hieroglyphen noch eine aramäische Inschrift beifügen ließ. Die Vorliebe für massige Steinsärge aus seltnem Stoffe nimmt zu; man legt besondern Wert auf dichte Bedeckung der Innen- und Außenflächen mit Bilderchen und Schriftzeichen: Fürst Nektanebos, ein Abkömmling der letzten einheimischen Gegendynastie und Zeitgenosse Alexanders, hat einen Sarg hinterlassen, der außer 1000 Bildern 20,000 Hieroglyphen zeigt. Die Tierverehrung nimmt jetzt den vollen Aufschwung weit über Apis und Mnevis (S. 589 und 637) hinaus; man fängt an, Sperber, Ibis, Widder und Katzen gleich den Menschen zu mumifizieren und in Binden zu wickeln, ihnen Särge zu fertigen und dergleichen, bis in der Ptolemaier- und Römerzeit weder Krokodile, Schlangen und Fische, noch Hunde, Mäuse und Käfer von einer kindisch gewordnen Frömmigkeit verschont bleiben.

Auch Sais hatte dem Perserkönige die Thore geöffnet. Kambyses erschien dort als rechtmäßiger Pharao, der sich den Vornamen Mesut-Ra (Kind des Ra) beilegte, und verrichtete im Tempel der Neith (S. 638) die feierlichen Opferhandlungen, nachdem er das Heiligtum von Eindringlingen, wahrscheinlich des eignen Heers, befreit hatte. Die Aussendung eines Truppenkörpers nach der westlichen Amonsoase und dessen geheimnisvolles Verschwinden in der Wüste erfahren wir nur aus griechischen Quellen, während der erfolgreiche Feldzug gegen Äthiopien (um 524) besser belegt ist. Eine vermutlich aus Napata stammende Inschrift des Äthiopierkönigs Nastesen erwähnt einen Feind „Kembesuden", der zu Schiff in das Land eindrang; unter Dareios sind die Kuschiten in Nubien den Persern zinspflichtig und stellen Truppen.

Für die Sicherheit seines Throns zu lange, bis 522, weilte Kambyses im Nilthal; als ihn die Erhebung Gaumatas (S. 138) heimrief, übergab er Ägypten dem Statthalter Aryandes.

Diesem, den die Ereignisse in Persien beinahe selbständig machten, gelang die Unterwerfung von Kyrene; aber Dareios I. entfernte ihn im Jahre 517 gewaltsam (S. 141) und erschien dann persönlich, um auch das ertragreiche Erbe der Pharaonen seiner allgemeinen Verwaltungsreform einzugliedern. Die Priesterschaften erhielten Verbesserungen ihrer Pfründen, die Kollegien wurden in Sais wieder vollzählig besetzt; das wird auch in Memphis, Heliopolis und andern heiligen Orten geschehen sein. Ebenso hatte Dareios für Tempelbauten noch Geld übrig, nachdem er die Jahresabgabe der ägyptisch-libyschen Satrapie auf 700 Talente (4,2 Millionen Mark) bestimmt und sich eine Reihe von Nebengefällen gesichert hatte. Bruchstücke von Inschriften verkünden ferner, daß der König auch den alten Kanalplan zum Roten Meere durchgeführt habe; aber die Bringer der Schätze Indiens haben sich dieses Wegs zum Mittelmeere kaum jemals bedienen können.

Dennoch reichte die neue Ordnung der Dinge nicht hin, das Land zu beruhigen. Bereits gegen 487/86 nahm ein Einheimischer, Namens Chabbasch, den Königstitel an, schenkte einen seitdem „Land der Buto" genannten Bezirk an diese Göttin und sorgte eifrig für die Küstenverteidigung. Xerxes machte im Jahre 484 dem Zwischenspiel ein Ende und übergab seinem Bruder Achämenes die wiederhergestellte Satrapie (vgl. oben, S. 144). Als sich nach der Ermordung des Xerxes (465) die Nachfolgerschaft in Susa als strittig herausstellte, begann 460 der Aufstand des Inaros und 450 der des Amyrtaios in Unterägypten (vgl. S. 146). Als das Land endlich die persische Oberhoheit wieder anerkannte (um 449), zog Artaxerxes I. Langhand es vor, die Söhne der Empörer, Thamyras und Pausiris, in ihren Sumpfgauen als Fürsten zu belassen. Dareios II. ordnete noch einmal an einem Tempel der Oase von Chargeh, den der erste Dareios dort gegründet hatte, Bauten an. Sie sind so ziemlich das letzte Denkzeichen eines Perserkönigs.

Mit dem Jahre 415 ging Ägypten dem Reiche des Ostens völlig verloren und behauptete von da an seine Unabhängigkeit bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts (S. 147, oben). Ein saitischer Fürst, Amyrtaios (II.), vielleicht der Enkel des soeben Genannten, hatte griechische Söldner angeworben, sich zum Herrn beider Länder erklärt und die Perser vertrieben, denen Schwierigkeiten in andern Gebieten der ungeheuern Monarchie eine schnelle Wiederkehr nicht gestatteten. So gewann das abermals aufgerichtete Königtum zwar Zeit, sich für die künftige Verteidigung nach außen zu rüsten; aber es konnte nicht verhindern, daß die gut bezahlten Helfer aus Hellas jetzt zum größten Teil aus der Pindushalbinsel rekrutiert) es zum Spielball ihrer eignen Launen machten. Allem Anscheine nach wurden solche Launen durch Geldgeschenke ägyptischer Herren hervorgerufen, die selbst nach dem Throne strebten: dieselbe Erscheinung, die zur Diadochenzeit und dann unter den Prätorianerkaisern ins Große geht.

Um 409 setzten die Söldner Amyrtaios ab und schlossen sein Geschlecht von der Nachfolge aus zu gunsten des Nepherites aus Mendes. Als aber der neue König seinen Sohn Nektanebos zum Mitregenten annahm, gefiel „dem Volke" diese vorbeugende Maßregel so wenig, daß sich Nektanebos nach Sebennytos zurückziehen mußte. Schon 404 wurde Achoris von den Kriegsknechten zum König erhoben. Er hat bis 391 regiert und seine Frömmigkeit durch Tempelbauten an verschiednen Orten bethätigt. Dagegen gilt sein Nachfolger Psammuthis, der, wenn ihn Diodor mit seinem „König Psammetich von Ägypten" meint, bereits um 400 im Delta mächtig gewesen wäre, für einen (deshalb nur ein Jahr lang und nicht allgemein anerkannten) Verächter der Götter. Ein braver Mann ist wiederum „Muthes" gewesen, der ebenfalls nur ein Jahr lang geduldet wurde. Die Söldner gerieten dann in Zwiespalt. Nachdem sie einen

zweiten Nepherites getötet hatten, stellte man das „alte Recht" wieder her, wahrscheinlich durch Zurückberufung des einst vom Hofe verwiesnen Königssohns Nektanebos I. (um 385—363). Unter ihm spielt Ägypten eine größre Rolle bei den Aufständen in Vorderasien. Aber als sich der Kyprier Euagoras trotz des Bunds mit Nektanebos den Persern unterworfen hatte, wurde die Gefahr einer Wiedereroberung auch des Nilthals drohend. Im Jahre 374 erschien ein großes Heer aus Syrien unter Pharnabazos. Nach der Überrumplung von Mendes durch den Athener Iphikrates, der die griechischen Söldner befehligte, gerieten die beiden Feldherren in Streit; der Nil stieg, und Ägypten war gerettet. Tachos (363—361), der Sohn des Nektanebos, benutzte sogar den nächsten großen Aufstand in Syrien, um mit Heeresmacht dort einzubrechen (S. 149). Allein die griechischen Mietsvölker wurden dem gut angelegten Unternehmen zum Verderben: der Spartanerkönig Agesilaos, der noch in seinen alten Tagen „das Meer durchschifft' um Geld", erklärte sich plötzlich für Tachos' Vetter Nektanebos (II.); der Verfasser des S. 666 erwähnten demotischen Textes will sogar wissen, daß die Perser diese Umwälzung unterstützt hätten. Tachos, der schon in Sidon war, sah sein Heer sich verlaufen und ging selbst zum Großkönig über, von dem er artig aufgenommen wurde. Agesilaos mußte inzwischen einen neuen Thronbewerber aus Mendes niederwerfen und starb bald darauf.

Mit der Thronbesteigung Artaxerxes III. in Persien (358) begann der Kampf von neuem. Einen Angriff des Königs auf Ägypten wiesen zwar die griechischen Feldherren des Königs Nektanebos II., Diophantos und Lamios, zurück; aber die Unterstützung der letzten allgemeinen Empörung in den Küstenländern Vorderasiens brachte den Perser nochmals herbei. Auf beiden Seiten fochten griechische Truppen die letzten Schlachten im Delta aus. Um nicht nach der Einnahme von Pelusium und Bubastis an die Feinde verkauft zu werden, soll Nektanebos mit seinen Schätzen rechtzeitig nach Äthiopien entflohen sein; doch sind seine Angehörigen in Ägypten geblieben, und er selbst hat vielleicht sein Grab in Memphis gefunden. Als Bauherr überragte Nektanebos II. (361—343) alle übrigen Rebellenkönige bedeutend. Der prächtige, erst unter den Ptolemaiern ausgebaute und zur Römerzeit vollendete Isistempel auf der Insel Philä (s. die Tafel bei S. 673) ist von ihm angelegt worden; ferner haben sich größre Reste seiner Thätigkeit in Memphis, Heliopolis, Sebennytos und namentlich in Theben gefunden, dessen Tempel überhaupt seit Amyrtaios (II.) wieder mehr gepflegt worden sind.

Die kurze Zeit der letzten persischen Verwaltung (343—332) ist ohne Denkmäler; es heißt, Artaxerxes III. habe sich nach Art des Kambyses oder noch schlimmer benommen (S. 149, unten). Als die Makedonier in Asien vordrangen und Alexander die Schlacht bei Issos gewonnen hatte, wäre ihm beinahe ein neues Königreich Ägypten unter seinem Landsmann (Verwandten?) und persönlichen Gegner Amyntas, dem Sohne des Antiochos, entgegengetreten. Dieser Parteigänger des Perserkönigs hatte sich sogleich vom Schlachtfelde mit einigen Tausenden griechischer Mitstreiter nach dem Delta eingeschifft und schon Memphis besetzt, als die wohl vom persischen Statthalter Mazakes ermutigten Umwohner über die sorglose kleine Schar herfielen. Amyntas fand dabei den Tod. Ziemlich genau ein Jahr danach, Ende 332, betrat Alexander der Große mit seinen Phalangen das widerstandslose Ägypten (vgl. darüber Band IV, S. 117/18).

E. Ägypten unter den Ptolemaiern.

Der Abschnitt von genau drei Jahrhunderten ägyptischer Kulturentwicklung, der sich an die makedonische Besitznahme schließt, ist insofern vielversprechend, als die neuerdings immer

aufmerksamer betriebne Durchforschung des Bodens eine vorläufig noch erdrückende Stoffmenge, namentlich an Papyros, hergegeben hat. Vom Leben und Verkehr aller Volksklassen, von der Verwaltung des Lands, der Gaue, Tempel und Dörfer, vom Rechtswesen, von Glauben und Sitte liegen jetzt massenhafte Zeugnisse in den Museen geborgen. „Eine spätre Zeit, die diese demotischen Urkunden besser verstehen wird, wird aus ihnen einen reichen Gewinn ziehen können; denn zusammen mit den griechischen gleichzeitigen Papyros werden sie einmal ein Bild des hellenistischen Ägyptens ergeben, das vollständiger sein wird als das jeder andern Epoche des Nilthals." (Ad. Erman.) Nur ein Bruchteil davon ist, wie es eben fiel, bisher bearbeitet worden. Sodann gehört die politische Geschichte des Ptolemaierreichs, soweit sie sich mit andern Kulturstaaten berührt, in den Rahmen des mit den Diadochen beginnenden hellenistischen Zeitalters (vgl. Band IV, S. 61 und 296).

Bei der großen Satrapienverteilung nach Alexanders Tode (Band IV, S. 129 und 143) mit Ägypten bedacht, traf der damals 44 Jahre alte makedonische Feldherr Ptolemaios, des Lagos Sohn, im Herbste 323 dort ein. Der unmündige Sohn des Königs, Alexander Aigos, hat Ägypten nie gesehen, wird aber auf den Inschriften des Satrapen noch als Herrscher behandelt, selbst nachdem er (um 311) von Kassander ermordet war (vgl. Band IV, S. 132). Erst im Jahre 304 nahm Ptolemaios I. den Königstitel und den Beinamen des „Erretters" (Soter) an; wahrscheinlich in Nachahmung des Antigonos. Ende 285 dankte Ptolemaios Soter im hohen Alter zu gunsten seines 304 gebornen Sohnes Ptolemaios II. Philadelphos (284—247) ab und starb zwei Jahre darauf. Auf diesen sind in direkter Linie gefolgt: Ptolemaios III. Euergetes (247—221), Ptolemaios IV. Philopator (221—205) und der bis 198 unmündige Ptolemaios V. Epiphanes (gest. 181). Dieser hinterließ wieder drei unmündige Kinder: den Nachfolger auf dem Throne, Ptolemaios VI. Philometor, eine Tochter Kleopatra und Ptolemaios Euergetes. Infolge einer Einmischung Syriens (Band IV, S. 152) wurde das Reich im Jahre 170 etwa für Jahresfrist geteilt: Philometor herrschte in Memphis, Euergetes (jetzt Ptolemaios VIII., da dem Philometor um 165 ein Sohn geboren wurde, der als Ptolemaios VII. zu zählen hat* und den Beinamen Eupator führte) in Alexandreia; von 169 bis 164 regieren alle drei Geschwister gemeinsam als „Götter Philometoren". Vorübergehend vertrieben, kehrt Ptolemaios VI. im Jahre 163 zurück, während Rom seinen Bruder nötigt, sich mit Kyrene zu begnügen. Aber im Jahre 146 fällt Philometor in Syrien; Ptolemaios VIII. erscheint wenige Wochen darauf in Alexandreia, tötet den jungen Eupator und herrscht nun an der Seite seiner Schwester und seiner gleichnamigen Nichte mit vielerlei Unterbrechungen bis 116. Die Nichte Kleopatra nahm 115 ihren Sohn Ptolemaios X. Lathyros zum Mitregenten (Ptolemaios IX. war ein Sohn der ältern Kleopatra und des Euergetes gewesen und starb 119 als König von Kypros); er mußte 107 nach Kypros entweichen und seinem Bruder Ptolemaios XI. Alexander I. den Platz in Ägypten räumen. Alexander ermordete 101 seine Mutter; als er im Jahre 88 starb, kehrte Lathyros zurück. Ihm folgte eine Tochter, Kleopatra Berenike; sie regierte 81—80 allein und heiratete dann ihren Stiefsohn Ptolemaios XII. Alexander II. Ihre gemeinsame Herrschaft dauerte nur 19 Tage: Ptolemaios XIII. Auletes („der Flötenspieler"), ein minderbürtiger Sohn Ptolemaios' X., ermordete beide und herrschte zuerst von 80—58. Nach seiner Verjagung und dem frühen Tode seiner ältern Tochter Kleopatra

* Eine vielfach angewandte Zählweise ist: Philometor = Ptolemaios VII., Euergetes = Ptolemaios IX., dagegen Eupator = Ptolemaios VI. und der oben als Ptolemaios IX. gezählte = Ptolemaios VIII. Den Abstammungsverhältnissen gegenüber würde aber diese Bezifferung irreführen.

Tryphaina bestieg die jüngre, Berenike, den Thron (58—55), den sie dann samt dem Leben an ihren mit römischer Hilfe zurückkehrenden Vater verlor. Auletes selbst hinterließ Ägypten im Jahre 51 seinem 10jährigen Sohne. Dieser, Ptolemaios XIV., mit seinen Schwestern Kleopatra (VII.) und Arsinoë in fortwährendem Streit, wurde im Jahre 47 von Cäsar besiegt und ertrank auf der Flucht im Nile. Von da an bis 44 herrschten Kleopatra und ihr jüngrer Bruder Ptolemaios XV. gemeinsam; letztrer verschwindet, und an seine Stelle tritt von 36 an der 47 geborne Cäsarion (Ptolemaios XVI.), dessen Vater angeblich C. Julius Cäsar gewesen ist (Band IV, S. 381). Beim Zusammenbruche des Ptolemaierstaats im Jahre 30 fanden Mutter und Sohn den Tod; eine Tochter Kleopatras von M. Antonius (vgl. ebenda, S. 391), Selene, durfte nachmals den Mauretanierkönig Juba heiraten. Mit Ptolemaios, dem Sohne dieses Paars, ist das Geschlecht im fernen Westen erloschen (vgl. ebenda, S. 396).

Alexandreia, die glänzende Stadt des Handels, des Hofs und der Gelehrsamkeit, taucht mit dem Beginne des ptolemaiischen Herrscherhauses gleichsam aus dem Nichts empor und strahlt bereits nach wenigen Jahrzehnten an der Spitze des hellenistischen Orients. Selbstverständlich ist die Gründungsgeschichte der Residenz durch den Großen Alexander nach kurzer Zeit ohne Anstoß erzählt worden. Neben die recht sagenhaften Einzelheiten dieses griechischen Berichts hat sich das vorderhand älteste ägyptische Denkmal seit Alexander gestellt: die granitne „Satrapenstele" aus dem siebenten Jahre des Königs Alexander Aigos, d. h. etwa 317 v. Chr. (vgl. oben). Die Inschrift meldet die Rückgabe des „Lands der Buto" (S. 668) an seine Göttin und beginnt: „Seine Majestät war in Asien (der Leser sollte zu dieser altbekannten Formel irrig ergänzen: auf einem Feldzuge), während ein Mann Namens Ptolemaios Herrscher in Ägypten war, ein blühender Mann, mit starken Armen, mit verständigem Rat, ein Lenker der Soldaten... Er errichtete seine Residenz, welche ‚die Festung des Königs (Meri-Ra-sotep-en-Amon) Alexander' heißt, am Ufer des Meers der Griechen; früher hieß sie Rakote." Wie der unterscheidende ägyptische Thronname zeigt, ist Alexander der Große wirklich gemeint, nichtsdestoweniger erhellt aus dem Wortlaute, daß in der Auffassung der Zeitgenossen, sieben Jahre nach des Eroberers Tode, Alexandreia als eine Gründung des Ptolemaios gegolten hat. Ein derartiges Zeugnis, schon an sich schwer zu erschüttern, kann durch eine nähre Prüfung des Alexanderzugs und die Beobachtung, daß selbst das Issische Alexandreia schwerlich auf eigne Anregung des Taufpaten erbaut worden ist, nur verstärkt werden. Alexander hatte wenig Zeit für Ägypten übrig; sein Besuch in der Amonsoase ist entschieden mythisch. Der König wußte seinen Gegner im Osten, er beherrschte seit dem Fall von Tyros und Gaza das Meer: Reisen nach Westen zur Aufsuchung eines alten Gottes oder eines neuen Hafenplatzes waren bei der gebotnen Eile für einen Kriegsmann, der nicht einmal Oberägypten betreten hat, überflüssig. Er überließ das Delta dem Naukratier Kleomenes; der alten hellenischen Kolonie schweren Abbruch zu thun, lag für ihn kein Anlaß vor. Ptolemaios I. aber fing seine Verwaltung sogleich mit der Hinrichtung des Kleomenes an und hat Naukratis zu einer ägyptischen Provinzialgemeinde herabgedrückt: das war der gegebne Zeitpunkt für die auf genauer Ortskenntnis fußende Gründung der neuen Hauptstadt. Die Stadt, zu Ehren des großen Eroberers benannt, erhielt ein prächtiges Grabmal Alexanders und seinen Leichnam, über dessen Erwerbung durch Ptolemaios wir mancherlei hören.

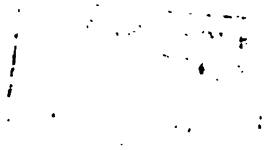
Kein Feldherr, der es mit den übrigen großen Diadochen aufnehmen konnte, hat sich doch der Sohn des Lagos als gewandten Politiker nach innen wie nach außen bewährt. Die Notwendigkeit, das Königtum über ein fremdes Land auf griechische Söldnerscharen, die „Makedonier",

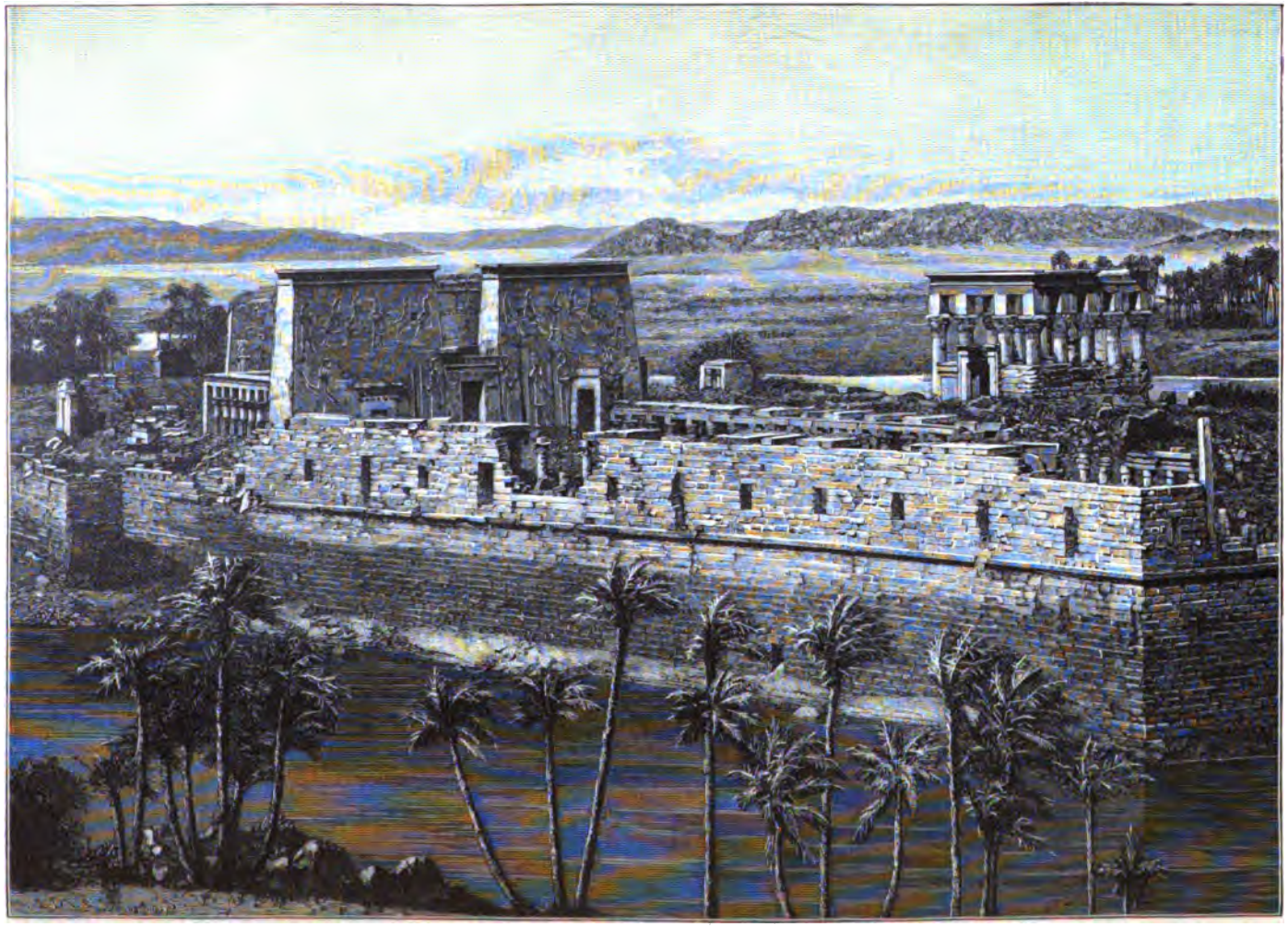
zu stützen, hinderte ihn nicht, vor allem seine Stellung als Nachfolger der Pharaonen und Sohn der einheimischen Götter hervorzukehren. Wünschenswert war ein neuer Gott, um die Residenz, das Petersburg Ägyptens, den religiösen Bezirken des Lands anzufügen. Der „Sarapis" (Serapis; vgl. S. 637), in den Osiris daraufhin verwandelt wurde, fand natürlich bereitwillige Anerkennung; aber er fiel in seinem alexandrinischen Hauptheiligtume so sehr der griechischen Erscheinungsform anheim, daß er immer als fremde Ware galt, obwohl seine Herleitung aus dem pontischen Sinope auf einem Mißverständnis beruht. Bei der kürzlich vollzognen Untersuchung des Serapeions von Alexandreia ist man auf zwei große, künstlerisch ausgestattete unterirdische Grabanlagen gestoßen.

Von Ptolemaios II. wurde Alexandreia noch großartiger ausgebaut; seine berühmte Stiftung, die eigentümliche Gelehrtengemeinschaft auf Staatskosten im Museion, blieb freilich eine völlig griechische Einrichtung, die für die Kunde Ägyptens nichts Nennenswertes geleistet hat. Dafür trat an den König die wohl längst durch allerlei Unzuträglichkeiten nahegelegte Forderung heran, das Nilthal etwas besser unter Aufsicht zu nehmen. Zwei Orte, Ptolemais bei Abydos und Krokodilopolis im Fayûm (S. 599), das jetzt nach der Schwester und Gemahlin des Königs den Namen Arsinoë empfing, wurden mit griechischen Söldnern besiedelt, deren Nachkommen bald eine städtische Bevölkerung ausmachten. Die Nachahmung alter einheimischer Vorbilder, die den zweiten Lagiden zur Ehe mit der eignen, schon zweimal verwitweten Schwester (vgl. S. 149) bewog, stand im Gegensatze zu der Heiratspolitik, die sein Vater zu einem Netz erweitert hatte, das die Höfe der meisten hellenistischen Kulturstaaten umspann, freilich die darauf gesetzten Erwartungen ebensowenig erfüllte, wie das System in der Zeit der Amarnabriefe (S. 626). Auch Ptolemaios III. nahm dann seine Schwester Berenike zur Frau; die weitern Nachfolger aber hielten dies Verfahren für allein ihres Stamms würdig.

Die drei ersten Ptolemaierkönige, von denen der kriegerische (ältre) Euergetes am erfolgreichsten nach außen hin auftrat, haben in Ägypten dem griechischen Wesen die Bahn so nachhaltig geebnet, daß ihm nachher, auch unter den ungünstigsten Umständen, keine Errungenschaft verloren gegangen ist. Das nationale Ägyptertum mußte sich daran gewöhnen. In den Stil des Verkehrs der Könige mit den Tempeln schleicht sich die Betonung des Persönlichen ein. Nicht mehr der Dank an die Götter steht im Vordergrunde, sondern die Quittung der Priesterschaft für königliche Gaben (so namentlich das trockne Ehrendekret von Kanopos für Ptolemaios III. und die Königin Berenike); frommer klingt wieder ein Beschluß auf dem „Stein von Rosette" für Ptolemaios V. Beide Urkunden sind hieroglyphisch, demotisch und griechisch in gleichlaufenden Texten abgefaßt: mit dem Funde des schwarzen Basalts von Rosette (1799) hat die ägyptologische Wissenschaft ihren Anfang genommen. Die Errichtung dieses Denkmals geschah 196, „weil der König Ptolemaios, der ewig lebt, der von Ptah geliebte Gott Epiphanes, der Wohlthäter, Sohn des Königs Ptolemaios und der Königin Arsinoë, der Götter Philopatoren, die Tempel mit Wohlthaten überhäuft", dem Lande Steuern und Zölle erlassen, Rückstände gestrichen, das Verfahren gegen Angeklagte niedergeschlagen hatte, und zwar aus Anlaß seiner soeben erfolgten Großjährigkeitserklärung.

In den Jahren zuvor hatte es mit dem Fortbestande des Ptolemaierhauses übel ausgesehen. Nicht nur die hellenistischen Nachbarstaaten, auch die Ägypter selbst hatten sich dagegen erhoben: es wird aus Theben ein einheimischer Fürst Horhetep („Jahr 4") und ein andrer Namens Anchtu bekannt, von dessen 14. Jahre die Rede ist. Der Aufstand des Südens muß also schon in der zweiten Hälfte der Regierung Ptolemaios' IV. begonnen haben, die gleich bei





Die aus der ptolemäisch-römischen Zeit stammenden Tempelanlagen der Insel Philae, gesehen von Südwesten, von der Insel Bigeh aus. *(Nach einer Photographie.)*

ihrem Beginne den letzten Umsturzversuch eines hellenischen Söldners mit Königsrang, Kleomenes' III. von Sparta, erlebt hatte. Als Flüchtling aus seiner Heimat mit einer kleinen Schar in Alexandreia gelandet und dort in Gewahrsam gelegt, entkam er (um 219), rief die erstaunten Bewohner vergebens zur „Freiheit" auf und stürzte sich zuletzt in sein Schwert. Ptolemaios IV. hinterließ die Freiheitsgelüsten so fremde Stadt trotzdem in wildem Aufruhr. Er galt seinen Günstlingen, die dabei ein schreckliches Ende fanden. Seitdem hat sich der „süße Pöbel zu Alexandreia" immer wieder, auch unter den Römern, durch blutige Unruhen bemerkbar gemacht.

Wie das Herrscherverzeichnis (S. 670) durch seinen raschen Personenwechsel von Ptolemaios VII. ab erkennen läßt, sind die letzten anderthalb Jahrhunderte des Lagidenhauses ein trauriger Abschnitt in der Geschichte Ägyptens. Anders allerdings gestaltet sich das Bild, zögen wir die hinterlaßnen Denkmäler allein in Betracht; das Zeitalter politischer Kraftentwicklung erschiene dann arm gegenüber dem des bautenreichen Niedergangs: ein Wink zur Vorsicht in der Beurteilung auch ältrer Abschnitte von Ägyptens Geschichte. Der malerische Tempel von Philä (s. die beigeheftete Tafel „Die aus der ptolemaiisch-römischen Zeit stammenden Tempelanlagen der Insel Philä"), die schönen Pylone und stimmungsvollen Säulenhallen von Edfu, Esneh, Denderah: das Beste, was außerhalb Thebens an Proben ägyptischer Architektur erhalten geblieben ist, rührt aus eben der Zeit, wo sich die Unruhen im Land und die Mordthaten unter den königlichen Geschwistern häufen, trotzdem daß man z. B. am Tempel von Der el-Medineh (hinter Medinet Habu) die Brüder Ptolemaios VI. und VIII. mit ihrer Schwester Kleopatra einträchtiglich opfern und geschwisterlich ihre Titel teilen sieht. Dagegen scheint manches für eine gewisse Stetigkeit der Handelsbeziehungen, namentlich auch über das Rote Meer hin, zu sprechen. Die Verbindung mit Indien bestand fortwährend: eine Gesandtschaft von dort hat bald nach dem Untergange des Ptolemaierreichs den Sieger Augustus mit Erfolg aufgesucht. Im Vereine mit dem Segen der Nilbewässerung, von dessen Erntegaben die Könige sich, wie zu allen Zeiten, den Löwenanteil gesichert haben, brachten die Abgaben und Hafenzölle selbst unter der schlechten und leichtsinnigen Verwaltung des „Flötenspielers" (S. 670, unten) jährlich etwa 52 Millionen Mark ein.

Seitdem eine römische Gesandtschaft im Jahre 168 den Seleukiden Antiochos Epiphanes mit bloßen Drohungen aus dem schon eroberten Ägypten gescheucht hatte (Band IV, S. 152), war das Haus der Ptolemaier in die Vormundschaft Roms geraten. Ptolemaios VIII. Euergetes, den seine in Nebendingen wahrheitsliebenden Alexandriner „König Schmerbauch" (Physkon) nannten, hat viel Schändliches und Erbärmliches gethan; der ägyptische Staat hat unter diesem witzigen Menschenschlächter jede Gelegenheit verpaßt, sich noch rechtzeitig wieder neben Rom zu stellen. Statt dessen flüchtete sich Physkon, der wohl Blut, aber keinen Krieg sehen konnte, in Schwierigkeiten lieber persönlich an den Herd des römischen Volks. Gewöhnlich saß auch späterhin immer wenigstens ein ptolemaiischer Prätendent in Rom oder schickte doch von Kypros oder Kyrene aus Bittschreiben an den Senat.

Ein solcher Pharaonenkandidat ist sehr wahrscheinlich auch Lathyros gewesen; sonst hätte er während seiner fast 20 Jahre dauernden Beschränkung auf die Insel Kypros nicht erobernd in Palästina auftreten können, bis ihn die jüdischen Feldherren seiner Mutter Kleopatra und seines Bruders Alexander wieder von dort vertrieben. Als er jedoch im Jahre 88 den erledigten ägyptischen Thron ohne Zuthun des Senats in Besitz nahm, war Rom durch den Pontiker Mithradates (Band IV, S. 71) bedroht und sogar (um 86) genötigt, den Ptolemaier um seine

Flotte anzugehen. Lathyros empfing zwar den Abgesandten Sullas, Lucullus, mit ausgesuchter Gastfreiheit, hielt aber seine Schiffe fest. Der verspätete und vorsichtige Versuch zu einer selbständigen Politik hat keinerlei Folgen nach sich gezogen: Mithradates' Sache machte nicht die erwarteten Fortschritte, die Parteiungen in Rom dauerten an, und Lathyros bekam mit einem heftigen Aufstand in Oberägypten Arbeit. Theben, das noch einmal Sitz höhrer Verwaltungsämter, Priesterkollegien und einer königlichen Bank geworden war, von deren Thätigkeit eine Reihe wiedergefundner Urkunden zeugt, bildete wiederum den Mittelpunkt für die Empörer. Diesmal wurde keine Rücksicht auf die altheilige Stadt genommen: der König überantwortete sie der Zerstörung (um 83); und als der Erdbeschreiber Strabon 60 Jahre hernach den Ort besuchte, fand er in dem ausgedehnten Trümmerfelde nur einzelne bewohnte Dorfschaften.

Nach dem Tode des Lathyros sind es abermals nichts als Skandalgeschichten, welche die Lebensäußerungen des verfallenden Ptolemaierhauses beherrschen. Immer hängt die Thronfolge von den Königinnen ab: so oft die Inhaber der Gewalt wechseln, denken die Großen und das Volk in Alexandreia ohne weitres an die nächste weibliche Verwandte, die nach ihrer Erhebung zur regierenden Königin einen Bruder oder Vetter zum Throngenossen wählen mag. Bei fortgesetzten Geschwisterehen mußte sich ja die Legitimität ganz von selbst an die Frauen heften. Wie Max L. Strack nachgewiesen hat, wird sich diese Begriffswandlung endgültig zur Zeit Physkons, zwischen 145 und 116, vollzogen haben. Übrigens hatte die Tochter des Auletes, Königin Berenike, mit zwei Männern vom Auslande durchaus kein Glück.

Dennoch haben sich die letzten Vertreter des Ptolemaierhauses in Ägypten zu einer gewissen Großartigkeit erhoben, wenn man sie mit ihren unmittelbaren Vorgängern vergleicht; und ihr Untergang wirkt tragisch (Arsinoë, Ptolemaios XIV., die vielberühmte Kleopatra und ihr Sohn Caesarion). Über die Endschicksale und die Eroberung des hellenistischen Staats von Ägypten vgl. Band IV, S. 381 und 391—393.

F. Die Römerzeit Ägyptens.

a) Von Augustus bis auf Konstantin.

Für den Rahmen der Weltgeschichte im politischen Sinne büßt das Nilland seine Bedeutung an sich in der römischen Zeit ebenso ein, wie die übrigen Randgebiete des Mittelmeers. Ägypten gehörte nicht einmal zu den Grenzprovinzen, um deren Besitz Rom kämpfen muß; nur gegen das äthiopische Reich von Meroë sind hin und wieder verhältnismäßig harmlose Strafzüge unternommen worden. Der „Dodekaschoinos" (Zwölf-Doppelmeilenland) blieb als Pufferbezirk zwischen Assuan und dem 23. Breitenkreise dauernd von kleinen kaiserlichen Truppenabteilungen besetzt: hier hat Augustus den großen Tempel von Talmis (heute Kalabscheh) errichten lassen, dem dann seine Nachfolger bis auf Septimius Severus Teile hinzugefügt haben. Innerhalb des Reichs wurde Ägypten mit Recht als die „Kornkammer" betrachtet (vgl. Band IV, S. 400); von seinen Ernten an Brotfrucht war immer schon zum voraus ein erheblicher Satz zur Ernährung der Stadt Rom bestimmt. Augustus, der als Erbe Caesarions auch die Schätze und Güter der Ptolemaier einstrich, behielt darum das ganze Land unter seiner persönlichen Obhut: als „Vater des Vaterlands" machte er so die Gebieterin der Welt von seinem kaiserlichen Wohlwollen abhängig.

Für die Verwaltung zerfiel das eigentliche Ägypten in etwa 40 Gaue, denen je ein „Stratege" (Landrat und Gerichtsamtmann) vorstand; nur besonders volkreiche Gaue, z. B.

der arsinoitische, hatten ihrer zwei. Den Vizekönig (Hegemon oder Eparchos) wählte der Kaiser aus dem römischen Ritterstande. Diesem in Alexandria residierenden obersten Beamten lag anscheinend die Pflicht ob, das Land alljährlich zu durchreisen; zu seiner Entlastung waren zwei Epistrategen vorhanden: einer für die sieben Gaue Mittelägyptens („Heptanomis"), der zweite für die 15 von Oberägypten. Im übrigen verbot ein Gesetz jedem Römer senatorischen Rangs, ohne persönliche Erlaubnis des Kaisers das Land zu besuchen; Germanicus hat es im Jahre 19 n. Chr. zu seinem Nachteil übertreten (Band IV, S. 408).

Auch die römischen Kaiser ließen sich die Göttlichkeit nicht entgehen, die ihnen der Besitz des Horusthrons verlieh: Grund genug, die pharaonische Bauthätigkeit fortzusetzen. Tiberius hat in Theben die Heiligtümer zu Medamot und Karnak ausbessern lassen, im Namen des Osiris, der ihm dafür „sein schönes Antlitz" zuneigt. Vespasian, der sich bei Beginn des jüdischen Kriegs länger in Alexandria aufhielt, ordnete Herstellungsarbeiten im Tempel von Latopolis an. Damals ist das Klingen des Memnonskolosses (S. 625, unten) im Abendlande bekannt geworden. Hadrian, für dessen Leben und Wandern Ägypten ziemliche Bedeutung hat, besuchte im Jahre 131 das Steinbild ebenfalls, wovon noch die äolischen Verse der Julia Balbilla am Sockel Zeugnis ablegen. Der Tod des kaiserlichen Lieblings Antinoos (Band IV, S. 434) gab Anlaß, ihm zu Ehren einen neuen Gau mit der Hauptstadt Antinoë (unweit von El-Amarna) zu gründen. Überhaupt scheint sich im Verlaufe dieses Kaiserbesuchs das damalige ägyptische Wesen thunlichst entfaltet zu haben; das Mutterland der in Rom eindringenden Isisverehrung wollte seine Wunder zeigen. Sogar ein Streit zwischen Memphis und Heliopolis um den heiligen Stier wurde dem philosophischen Herrscher vorgeführt; die Gau-Kämpfe wegen der verschiednen Geltung ihrer Tiere waren ja längst verrufen, aber der römischen Obergewalt vielleicht im Grunde nicht unlieb. Die Kenntnis der Hieroglyphen nahm damals selbst in Priesterkreisen ab, wie schon eine zu Ehren des „Herrn beider Länder, Autokrator Kaisar, Sohns des Ra, Herrn der Kronen, Traianos Hadrianos Sebastos" eingemeißelte oberägyptische Weihung beweist. Alexandrias blühende Gelehrtenanstalt bildet dagegen nicht weniger als zu Philadelphos' Zeiten den Sammelpunkt wissenschaftlicher Größen; unter Antoninus Pius, von dem ein Bild in Medinet Habu, Inschriften in Denderah, Philä, Esneh, der Oase von Chargeh vorkommen, sowie unter seinen Nachfolgern bis Septimius Severus, der auch den Memnonskoloß durch eine Ausbesserung verstummen machte, dauerte die gute Zeit für das Museion an.

Noch immer lieferte Alexandria als Hauptstapelplatz die indischen Waren dem Abendlande; schon die Zeitgenossen des Augustus staunten über den raschen Aufschwung dieses Handels und die großen Flotten der ägyptischen Indienfahrer. Die verwöhnte Mischbevölkerung der Alexanderstadt erlaubte sich inzwischen immer wieder Aufstände, bis diese lästige Eigenschaft im Jahre 216 von Caracalla durch ein heimtückisch veranstaltetes Gemetzel bestraft wurde. Einschneidende Maßregeln, die dieser Kaiser für die künftige Verwaltung Alexandrias traf, kamen wohl nach seinem baldigen Tod in Wegfall. Mit Decius (249—251) nehmen die hieroglyphischen Erwähnungen römischer Herrscher an den Tempeln ein Ende. Zwanzig Jahre später hat Ägypten für kurze Zeit zu den Eroberungen der Zenobia (vgl. S. 293 und Band IV, S. 445) gehört: es ist noch ein in ihrem und ihres Sohns Vaballath Namen gegebner Erlaß zu gunsten eines jüdischen Bethauses vorhanden. Aurelian entriß dem neuen orientalischen Reich auch das Nilthal. Allein hier wie überall machten sich jetzt fortwährend die Begleiterscheinungen der Auflösung geltend. Wir hören mehrfach von Gegenkaisern in Alexandria und nun auch von Einfällen benachbarter Wüstenstämme in Oberägypten, so daß Diokletian selbst (zwischen 294

und 296) das schließlich in vollem Aufruhre befindliche Land Schritt vor Schritt unterwerfen mußte; das Gebiet südlich von Philä scheint der Kaiser sogar den „Nobaten" (Nubiern) überlassen zu haben. Von Konstantins Alleinherrschaft an kommt auch die inzwischen vollzogne Christianisierung Ägyptens in den neuen Verwaltungsgrundsätzen zum Ausdrucke: der Patriarch zu Alexandria und die Bischöfe spielen neben der immer weitre Stufen bildenden Beamtenhierarchie ihre Rolle.

b) Von Arcadius bis auf Justinus II.

Die Einteilung des Lands wechselt verschiedentlich im Laufe des 4. Jahrhunderts. Arcadius, der erste „oströmische" Kaiser, zerlegte das Delta und das Schmalthal bis Philä in je drei Provinzen: Augustamnika, Augusta Sekunda und Aigyptiake (östliches, mittleres und westliches Delta); Arkadia (Heptanomis), die „nächste" und die obre Thebais. Justinian, dessen Verwaltungsedikt für Ägypten das Fortbestehen eines harten Steuerdrucks feststellt, hatte neben den Augustalischen Präfekten zu Alexandria zwei „Duces" (Herzoge) gesetzt. Aus der Zeit seines Nachfolgers Justinus II. (565—78) stammt eine charakteristische Inschrift zu Philä: „Durch Gottes des Herrn Fürsorge und durch das Glück unsrer frommen Herren Flavius Justinus und Aelia Sophia, der ewigen Augusti und Imperatoren, und des gottbehüteten Cäsars Tiberius Neos Konstantinos, und durch die Güte des Theodoros, des erlauchten Dekurio, Dux und Augustalis der thebaidischen Landschaft, wurde diese Mauer (am Kai der Insel) zum erstenmal erbaut unter dem Segen der heiligen Märtyrer und des ehrwürdigsten Bischofs Abba Theodoros, (und zwar) durch den Eifer und die Billigkeit des Mena, fürtrefflichsten Singularii der Truppe des Dux. Am 18. Choiak, im Jahre 11 der Steuerperiode (= 14. Dezember 577). Zum Guten!" Später, besonders unter islamischer Herrschaft, rechneten die christlichen Ägypter nach der „Ära der Märtyrer", die mit dem Jahre 284 begann und ein dauerndes Andenken an die schwere Verfolgung der Bekenner durch den Kaiser Diokletian bildete (vgl. Band IV, S. 191 und 450).

c) Kulturgeschichtliches.

Von massenhaften Papyrosfunden zu Arsinoë (S. 672) wird ein sehr wertvoller kultur- und verwaltungsgeschichtlicher Stoff besonders für die Kaiserzeit dargeboten. Der wegen seiner Ausdehnung zwei Strategen, dem des Heraklidesbezirks (mit der Hauptstadt) und dem des „Themistes- und Polemonbezirks", überantwortete Gau war ganz auf dem Fuße der ehemaligen Ptolemaierherrschaft verblieben; freilich auch hinsichtlich des Steuerdrucks und der persönlichen „Liturgien", den Verpflichtungen zu öffentlichen Arbeiten und Ämtern, meist auf ein ganzes Jahr. „Ich erfahre", so verkündet der Statthalter M. Sempronius Liberalis am Neujahrstage 154, „daß viele wegen schlechten Stands ihrer häuslichen Verhältnisse die Heimat verlassen, andere sich wegen augenblicklicher Krankheit gewissen Liturgien durch die Flucht entzogen haben. Sie halten sich auch jetzt noch in der Fremde auf, aus Furcht vor den seiner Zeit erlaßnen Steckbriefen." Es folgt die feierliche Aufforderung zur Heimkehr binnen 3 Monaten und die Verkündung der kaiserlichen Begnadigung selbst derer, die sich zu den Räuberbanden geschlagen hatten. Doch die Liturgien selbst blieben bestehen. Über ihre Ableistung wurden Bescheinigungen erteilt. Ärmre Dorfleute mußten Dämme errichten oder ausbessern; Pasion, der unter Caracalla Dorfältester von Mendes ist, reiht z. B. 60 Namen für eine Dammarbeiterliste auf. Gewisse Liturgien höhern Grads erforderten anscheinend sogar eine Kautionshinterlegung; das war der Fall beim Posten des Steuererhebers, der für besonders lästig galt: „Jeder soll laut

Statthaltereibefehl nur in seinem eignen Dorfe, nicht auch in fremden die Liturgien ableisten. Weil aber der Dorfschreiber dem Angeklagten übel will, so hat er ihn, der schon daheim Geldsteuererheber ist, noch anderweitig vorgeschlagen." Selbstverständlich gibt es auch Steuererklärungen („Apographen"); so läßt der Viehzüchter Nepheros schriftlich erklären: „Auf die Anfrage des Beamten hin, wieviel Ferkel ich zur Zeit besitze, schwöre ich beim Glücke des Commodus, unsers Herrn, daß es 165 sind, die ich auffüttere, um sie auf den Markt von Psenkollechis zu bringen. Wenn du nachzählen willst, führe ich sie dir vor." Auch die Steuerquittungen bilden eine stattliche Sammlung. Neben der Kopfsteuer sind genannt: Damm-, Weide-, Esel-, Kamel-, Schaf-, Gewerbe-, Miets-, Opfersteuer; und die Kranzsteuer war eine provinziale Last für die goldnen Triumphkränze der Cäsaren. Ferner stößt man auf Geburts- und Todesanzeigen bei der Behörde, endlich auf ganze Hausbewohnerlisten. Eilig hatten es die Hinterbliebnen mit dem Totenscheine: sonst wurden die Steuern auch für den Verstorbnen weiter gefordert.

Das Privatleben berühren Schuldscheine, die von hohen Zinsen (10—20 Proz.) melden, und Kaufverträge. Der Niedergang des Geldwerts seit 250 n. Chr. zeigt sich schlagend. Im Jahre 152 kostet ein Kamel 800 Drachmen, im Jahre 289 aber 120mal so viel: 16 Talente und 3000 Drachmen. Seltsamerweise geben Käufer und Verkäufer auch in Vertragsurkunden ihre Körpermerkmale an. Die „besondern Kennzeichen" verwachsen hier vollkommen mit der Person, der sie behördlich zuerkannt sind; unterzeichnet doch selbst ein Ehepaar, das die Geburt zweier Söhne etwas verspätet anzeigt: „Kolluthos, 30 Jahre alt, ohne besondre Merkmale, — Satyrus (die Frau), 20 Jahre, ohne besondre Merkmale." Selbst die trocknen Listen und Rechnungen der Tempelgutsverwalter beleben sich oft bei näherm Hinsehen. Zur Zeit des Caracalla bestand in Arsinoë ein großes Heiligtum des Jupiter Capitolinus, dessen Stiftung mit der Constitutio Antoniniana von 212 (Band IV, S. 440) zusammenhängen dürfte. Der Oberpriester dieses reichen Tempels hatte stark mit Bankiergeschäften zu thun: „Am 19. Pharmuthi: Ausgeliehen an Paas, Sohn der Apollonus und eines unbekannten Vaters, wofür Bürgschaft leistet Aurelius Chäremon, vormals Oberpriester und Ratsherr, ... 3000 Drachmen." Es ehrt den vornehmen Bürgen, daß er dem armen Paas wenigstens auf solche Art seinen unbekannten Vater ersetzte. In Polizeiakten und Testamente, Rezeptbücher, Zaubertexte und Novellenfragmente erhalten wir Einblick, und Briefe geben ein treues Bild vom damaligen Leben. Der Bauer Hermokrates bittet seinen faulen Buben Chairas dringend, doch endlich heimzukommen und bei der Feldbestellung zu helfen; sonst gehe das kleine Gut noch verloren. Ausgehobne Rekruten schreiben von Italien her an ihre Eltern und Freunde. Endlich hat sich ein „Libellus" gefunden: „An die Opferaufsichtsbehörde des Dorfes Alexanderinsel (gerichtet) von Aurelius Diogenes, Satabus' Sohn, 72 Jahre alt, Narbe an der rechten Augenbraue. Wie ich stets den Göttern fleißig diente, so habe ich auch jetzt unter eurer Aufsicht vorschriftsmäßig geopfert, Trankopfer gespendet, vom Opferfleische gekostet, und bitte also, mir dies hierunter zu bescheinigen." Der vielbeschäftigte Beamte Aurelius Syrus macht denn auch den Vermerk unter dem 26. Juni 250; das so erledigte Gesuch ist mithin eine der rettenden Urkunden aus der großen Christenverfolgung des Kaisers Decius (Band IV, S. 190).

Der Boden Ägyptens war für die christliche Lehre (vgl. Bd. IV, S. 187—189 und 216) günstiger als manches andre Gebiet des Reichs; aber die Eigenheiten des Volkscharakters erzwangen oft wunderliche Auffassungen und Zuthaten, denen die Väter der Kirche nicht immer zu begegnen vermochten. Einsiedlerwesen und damit eine Art Mönchtum reicht bis in die Mitte der Ptolemaierzeit, wahrscheinlich aber noch höher hinauf; so saß schon um 162 v. Chr. ein

Klausner im Serapeion von Memphis freiwillig in seine Zelle gebannt und waltete hier viele Jahre als Fürsprecher Bedrückter. Anderseits ergibt sich aus koptischen, also späten Texten, daß man Jesus Christus und seine Sendung dem Volk erst unter Zuhilfenahme der Sage von der geflügelten Sonnenscheibe (S. 630) „klar" machte: der Heiland durchzieht als neuer Horus das Nilthal von Ort zu Ort, vertreibt überall die Feinde und läßt sie vernichten. Daneben finden sich Grabschriften bereits zur frühen Kaiserzeit, die an christliche Weltauffassung gemahnen. Ungefähr aus Mark Aurels Tagen stammt der poetische, göttlichen Dingen aber nahezu ausweichende griechische Text eines Leichensteins für den Negersklaven Epitynchanon. „Wenn du einen Mann kennst mit Namen Pallas, der Dekadarch ist und Vorsteher der Steinbrüche von Antinoë: ihm hatte mich als Sklaven ein Gott zugeführt aus dem Äthiopierlande, wo meine Erzeuger lebten. An Farbe war ich schwärzlich unter den Menschen, so wie der Sonne Strahlen färben; doch meine Seele, von weißen Blüten umrankt, erwarb mir die Gunst meines verständigen Herrn, denn Schönheit ist an Wert einer braven Seele nicht gleich. Das hat mir den schwarzen Leib geschmückt. Jetzt habe ich beide, Seele und Leib, mit mir in den Grabhügel hinabgenommen, nichts ist übrig von mir als der Name." Derselben Zeit gehören die durch Heinrich Brugsch, R. v. Kaufmann, Flinders Petrie u. a. gehobnen, noch nicht christlichen Bildermumien von Hawara (am Eingange des Fayûm) an, die an der Kopfstelle ihrer Einwicklung auf Holz oder Leinwand das farbige Bildnis der Toten in bisweilen meisterhafter Behandlung und Naturwahrheit zeigen. Die ältesten Grabsteine von Christen aus dieser Gegend stellen den Verstorbnen häufig als Beter in einer Kirche dar und benutzen das hieroglyphische Zeichen für „Leben", das Henkelkreuz, an Stelle des vierwinkeligen. „Herr, laß zur Ruhe gehen die Seele deines Dieners Mena, Vorlesers der heiligen Apostel (=Kirche), und lege ihn in den Schoß Abrahams, Isaaks und Jakobs; er habe das gleiche Teil und Los mit deinen Heiligen", lautet eine griechische Aufschrift.

Unter byzantinischer Herrschaft wird koptisch geschrieben; die Formel gestaltet sich voller. Für einen dahingeschiednen Geistlichen aus dem Jeremiaskloster zu Memphis, „unsern Vater Abraham von Tsebik", werden nach der heiligen Dreifaltigkeit der Erzengel Michael, „der heilige Gabriel, Abba Jeremias, Abba Enoch, Amma (= heilige Frau) Sibylla Maria" und andre Heilige angerufen. Am beliebtesten ist der heilige Mena, der Landespatron und dem urzeitlichen Könige Menes (S. 589) vielleicht mehr als namensgleich. Man wallfahrtete zu seinem Grabe bei Alexandria und nahm von dort geweihtes Öl in Fläschchen mit, die das Bild des Heiligen zeigen, vor dem Kamele knien. Die Urkunden des Geschäftsverkehrs werden jetzt häufig mit frommen Wendungen eingeleitet. Selbst der Mietsvertrag eines oberägyptischen Arbeiters aus dem Jahre 605 beginnt feierlich: „Im Namen des Herrn und Gebieters Jesus Christus, unsers Gottes und Heilands, unter der Regierung unsers frommsten Beherrschers der Erde, Flavius Phokas, des ewigen Herrschers und Kaisers." Durch ihren Gegenstand fesselt die leider am Schluß abgebrochene Bürgschaftserklärung des Gerontios vom 25. März 618 unter Heraklios, dem letzten oströmischen Kaiser, der Ägypten besessen hat. Sie betrifft nicht das Vermögen, sondern das sittliche Verhalten eines Dritten, dem das weltliche Gericht wegen gewisser Don Juanstreiche ein sichres Plätzchen zur Vorbeugung anweisen wollte. Inwieweit sich hier etwa die Kirchenzucht der Behörde bedient, ersieht man allerdings nicht mehr. Die Urkunde lautet: „Dem Flavius Basilius, erhabenen Comes und beredtesten Richter dieser Stadt der Arsinoiten, sendet Aurelios Gerontios, des Pamutios' Sohn, Obsthändler am gleichen Ort und auf dem Kentaurengehöft wohnhaft, seinen Gruß. Ich erkläre, bekenne

freiwillig und verbürge mich vor Eurer Erhabenheit, daß Aurelios Nilammon ... hinfüro weder des heimlichen noch des öffentlichen Umgangs mit der Theodora zu bezichtigen sein wird. Wenn aber zu irgend einer Zeit selbiger Nilammon mit besagter Theodora betroffen und der That überführt würde, so will ich, Gerontios, als sein Bürge Eurer Erhabenheit gegenüber gehalten sein." Im alten Ägypten sind solche Fälle schwerlich vor den Richter gekommen. Aber wenn die beiden Verliebten noch ein Jahr Leben und Geduld behielten, so konnten sie nach der persischen Eroberung des Lands vielleicht auf größre Milde hoffen.

d) Die persische Eroberung und das Ende der oströmischen Herrschaft.

Schon war damals Jerusalem den Truppen des Sasaniden Chosrav II. Aparvez erlegen (vgl. S. 287); im Jahre 619 drangen die Perser in das Delta ein: „Die Römer sind besiegt im nächstgelegnen Lande", so hebt eine Sure im Koran an. Der Patricius Niketas und das fromme Haupt der Staatskirche in Ägypten, der Patriarch Joannes, flohen; die neue Fremdherrschaft aber machte mit dem bisher unterdrückten Monophysitismus (Bd. IV, S. 206) gemeinsame Sache und zog so die große Mehrheit der Ägypter auf ihre Seite. Der Jakobit Benjamin wurde Patriarch, und im Fayûm waltete an Stelle des erhabnen Basilios jetzt „unser allgepriesner Gebieter Saralakeoran", den wir aus einer Lieferungsliste für seine Küche kennen lernen. Nur zehn Jahre dauerte die Perserherrschaft, unter der in Alexandria ein stattlicher Palast erstand; dann zwangen siegreiche Feldzüge des unermüdlichen Heraklios in Asien den Nachfolger Chosravs zu einem Frieden, auf Grund dessen der persische Militärgouverneur Schahrbarâz in Begleitung Benjamins 629 Ägypten räumte.

Aber auch die Wiederherstellung der byzantinischen Macht hatte keine längre Dauer. Zu spät kamen die Versuche des Kaisers, den religiösen Frieden durch eine den Jakobiten (Bd. IV, S. 207) annehmbare Unionsformel herzustellen; selbst das versöhnliche Wirken des Patriarchen Kyros von Alexandria erwies sich als vergeblich und wurde auch durch die Eifrer für „reine Lehre" aus der Schule seines Vorgängers Joannes gestört. Das Erscheinen von Scharen des Kalifen Omar unter Amrus Befehl im Jahre 639 (S. 301) kam daher den Ägyptern keineswegs ungelegen. Nachdem die Oströmer in der Umgebung von Memphis und bei Heliopolis besiegt waren, fand Amru den „Statthalter" Georgios mit dem nur arabisch überlieferten Beinamen Mukaukis zur friedlichen Unterwerfung bereit. Ende 640 gehörte nur noch das westliche Delta dem Kaiser, dessen Tod im Februar 641 alle Hoffnung seiner Anhänger lähmte. Dem Patriarchen Kyros glückte es noch, von Amru die Zusicherung zu erlangen, daß die christlichen Kirchen auch künftig geschont werden sollten; dann übergab er Alexandria. Am 17. September 642 verließen die letzten Vertreter der römischen Herrschaft Ägyptens Küste.

2. Ägypten unter dem Islam bis zur türkischen Eroberung.

A. Ägypten eine Provinz des Kalifats.

Während ganz Ägypten die Araber als seine Befreier begrüßen konnte, empfand Alexandria den Umschwung der Dinge empfindlich. Zwar, daß Amru die — garnicht mehr vorhandne — Bibliothek der Ptolemaier habe verbrennen lassen, ist Legende; aber die Stadt verlor ihre Stellung zu gunsten des bisherigen arabischen Lagerplatzes „Fostât" östlich von der Insel Roda (s. die Karte bei S. 328), wurde einer harten Sondersteuer unterworfen und endlich

nach einem verunglückten oströmischen Wiedereroberungsversuch im Jahre 645 seiner Mauern beraubt. Die monophysitischen Kopten hatten dagegen wenig Ursache, den Tausch des Oberherrn zu bedauern. Die Einwanderung arabischer Stämme und Seßhaftmachung einzelner Truppenkörper scheint fürs erste nicht viel Land verbraucht zu haben; selbst die Besteurung war gegen die römische Aussaugung noch erträglich, wenn auch die Habsucht des Kalifen in Medina wuchs und die Kopfsteuer den Christen lästig fiel. Die Verwaltungsbeamten wechselten nur ihre Amtsbezeichnung: aus dem Epistrategen wurde ein Mudir, aus dem Strategen ein Mamûr 2c.; an neuen Großämtern finden wir das des obersten Kadi, des Schatzmeisters und des Obersten der Leibwache, der zugleich als Kriegsminister thätig war. Namentlich die Unabhängigkeit der islamischen Rechtsprechung wird gerühmt: nur selten habe die Person des obersten Kadi in dieser Zeit, wo bei allen übrigen hohen Posten oft Veränderungen eintraten, gewechselt.

Wichtig ist, daß nunmehr unsere Quellen zur Geschichte Ägyptens von einer gänzlich andern Weltanschauung ausgehen. Neben dem Fortschritt, den eine im Thatsächlichen zuverlässige, meist auf den Tag getreue Chronik der Ereignisse bedeutet, wie sie den arabischen Geschichtschreibern als Leitfaden dient, heißt es jetzt durchgängig, die Eigenheiten rein orientalischer Erzählungskunst in den Kauf nehmen. Der Wirklichkeitssinn des arabischen Beobachters ist rege, aber auch leicht gestört. Solange wie es sich um Alltagsvorgänge handelt, darf man zufrieden sein: wir bekommen jetzt endlich ein Bild vom Stande der Bewäßrung, erfahren, wann Mißwachs oder das Auftreten der Pest die Verhältnisse im Nilthale beeinflußt haben. Tritt jedoch eine hervorragende Persönlichkeit auf, verbinden sich damit politische Änderungen oder Entscheidungen, dann fühlt sich der Schreiber durch die verschiednen Nachrichten darüber sogleich beirrt. Liegt das Ereignis nur wenig zurück, so sickert auch schon die Sage hinein. Durch Fatalismus zur Romantik: das ist die Darstellung der Unterlegnen, die immer den Stoff zu allererst zugeschnitten hat; ihr kann sich sogar ein Widersacher fast niemals entziehen. Herrscht der Sieger noch oder sein Geschlecht, so werden Gegenlegenden aufgebaut. Im allgemeinen aber strotzt die arabische Geschichtschreibung von Beispielen, die auf das fromme Staunen, das Mitleid oder den Abscheu der Spätern berechnet sind. Seine eigne Meinung dazu äußert der Historiker nicht häufig.

a) Unter Othman, Ali und den Ommejjaden.

Der Eroberer Amru fand in Medina keineswegs die erwartete Anerkennung; Othman nahm ihm die Verwaltung von Ägypten zeitig wieder ab und betraute Abdallah ben Saad damit, der sowohl in Nordafrika als auch in Nubien (Dongola) kriegerische Erfolge davontrug. In den Wirren, denen der Kalif Othman und Ali zu Opfern fielen (vgl. S. 304 und 306), war Amru auf seiten des Ommejjaden Muawija (Moáwija) thätig und empfing von diesem im Jahre 658 die Statthalterschaft abermals. Als er aber 664 starb, sandte Muawija Männer der schärfern Tonart. Doch schon im Mai 667 wurde der alte Streitgenosse Mohammeds, Okba, auf geschickte Weise durch Maslama ersetzt, der alle Regierungszweige selbst übernahm und den Kopten vor der Mauer von Fostât eine Kirche zu bauen erlaubte. Für die Zeit der ommejjadischen Kalifen ist dieser Wechsel auch ferner bezeichnend: in den 109 Jahren ihrer Dauer hat Ägypten 31 Statthalter gehabt. Die ägyptischen Christen gewöhnten sich daran, daß man ihnen in religiöser Hinsicht bald unfreundlich (im Jahre 723 wurden ihnen „die Götzen", d. h. die Heiligenbilder, genommen), bald milder gegenübertrat; ihr erster größrer Aufstand im Delta, vier Jahre später, war lediglich durch Steuerdruck veranlaßt.

b) Unter den Abbassiden.

Am 31. Juli 750 fiel der letzte Ommejjadenkalif Merwan II., der nach Ägypten geflohen war, unweit Gizeh durch seine Verfolger, die Anhänger des Abul-Abbas (vgl. S. 318). Die Oberherrschaft des abbassidischen Hauses bedeutete hier eine Verschlimmrung: bis 868 haben nicht weniger als 67 Statthalter einander abgelöst. Kriegszüge zur Unterwerfung Nordafrikas nehmen die Kraft des Lands stärker in Anspruch. Seit 762 machen sich auch die schiitischen Mohammedaner bemerklich; in Ibn Memdûd erscheint 779 zum erstenmal ein Statthalter türkischer Abkunft in Ägypten, der rücksichtslos für Sicherheit sorgte, die nicht lange vorhielt. Im Jahr 810 wurde das „Schloß in den Lüften" oberhalb von Fostât, die jetzige Zitadelle von Kairo, erbaut; der Nilmesser war schon ein Jahrhundert früher aus dem verfallenden Memphis nach der Insel Roda verlegt worden. Von 815—827 hatte eine Schar von 15,000 mohammedanischen Verbannten aus Andalusien Alexandria in Besitz; sie wurde erst nach langen Kämpfen zum Wegzuge genötigt. Verhängnisvoll für die Kopten gestaltete sich der Besuch des Kalifen Mamûn im Jahre 832 (vgl. S. 334, unten); nachdem eine Schar christlicher Empörer ihm zu Ehren niedergemacht worden war, ergingen strenge Maßnahmen, die ihren Glaubensgenossen den Landbesitz rasch entwanden. Ob Mamûn auch die große Pyramide zu öffnen versucht hat, wird heute bezweifelt. Neue Lasten, die besonders dem „Steuerteufel" Ahmed ibn Mudabbir zugeschrieben werden, riefen ernstliche Aufstände hervor, bis der Kalif Mutazz im Jahre 868 dem türkischen Emir Bakbak die Statthalterschaft Ägyptens übertrug. Nach damaliger Gepflogenheit aber entsandte Bakbak seinen Stiefsohn Ahmed ibn Tulûn dorthin, dessen Vater um 816 aus Bochara mit andern Türkensklaven nach Bagdad an Mamûns Hof gelangt und in hohe Stellen gerückt war.

c) Die Tuluniden und die Ichschiden.

Ahmed ibn Tulûn besaß die Eigenschaften eines Dynastiegründers in vollem Maße. Des gefährlichen Schatzverwalters Ibn Mudabbir entledigte er sich in aller Freundschaft; er milderte einige Härten des Steuersystems, ohne daß seine Einkünfte dabei litten, hatte stets eine offne Hand für seine Freunde im fernen Kalifenpalast und hielt durch rechtzeitige Bestechung selbst die Heere an, die der endlich mißtrauisch gewordne Oberherr gegen ihn sandte. Den Ruf eines Gelehrten und Frommen wußte er durch Stiftungen zu mehren: für Krankenhäuser und Unterstützung Bedürftiger, für Gelehrtenanstalten gab er nicht minder reichlich Geld her als für Prachtbauten (den Palast unterhalb des Lüfteschlosses und die 879 vollendete Moschee seines Namens zu Kairo). Um dieselbe Zeit hatte er sich Syriens bis zum Taurus und des westlichen Mesopotamiens bemächtigt (S. 336, unten); ein Aufstand seines Sohns Abbas aber hemmte, obgleich bald niedergeworfen, schließlich doch die weitern Pläne des Statthalters. Vor Tarsos geschlagen, kehrte Ibn Tulûn 884 krank nach Fostât zurück und starb dort im Alter von fünfzig Jahren.

Seinem Hause war kein langes Bestehen vergönnt. Von seinen siebzehn Söhnen folgte ihm der zweite, Chumâraweih (884—895), ein junger, körperlich schwacher Mann, aber tapfer, freigebig und, im Gegensatze zum Vater, Grausamkeiten abgeneigt. Der Glanz der Tulunidenherrschaft nahm mit Chumâraweihs unaufgeklärter Ermordung zu Damaskus ein Ende. Seinen beiden unmündigen Söhnen Djeisch (895—896) und Harûn (896—904) entrissen die ägyptischen Emire Macht und Schätze; der Kalif Muktafi nahm Syrien und ließ

endlich den türkischen Heerführer Mohammed ibn Suleimân in Ägypten einrücken. Der letzte tulunidische Statthalter, Harûns Oheim Scheibân, wurde mit seinen Verwandten gefangen weggeführt, Fostât geplündert, das Land unterworfen.

Noch einmal gelang es bei der zunehmenden Schwäche des abbassidischen Kalifats einem türkischen Statthalter Ägyptens, dem aus Ferghana stammenden Mohammed, dem Sohne Togdjs, eine Hausmacht zu gründen, die der Ichschid(id)en (935—969; vgl. S. 338). Auch hier gewinnt der Begründer Palästina und einen Teil Syriens hinzu. Nach seinem Tode 946 übernahm der begabte Neger Kafûr die Regentschaft und hielt sie fest; seit 965 war er sogar als Statthalter anerkannt. Von Dichtern angesungen, die sein Gold erfinderisch machte, hat der ehemalige Sklave Stoff zu vielerlei Anekdoten geliefert, die im ganzen schmeichelhaft für ihn sind: ein Epitynchanon (S. 678) unter den verbesserten Bedingungen des Islams. Doch 16 Monate nach seinem Hinscheiden war es mit dieser letzten ägyptischen Statthalterschaft vorbei.

B. Die Fatemiden.

Schon im Jahre 919 waren Alexandria und Mittelägypten zum erstenmal von Westen durch ein Heer des neuen schiitischen Mahdi Obeidallah vorübergehend eingenommen worden; einen zweiten Einfall aus dem nordafrikanischen Ketzerkalifate hatte der Ichschide Mohammed im Jahre 936 abgewehrt. Jetzt, im Frühjahre 969, rückten die unermüdlichen Angreifer von Barka her unter Djauhar, dem Feldherrn des vierten Kalifen Mo'izz (Muizz), in Ägypten ein. Jakub ibn Killis, ein zum Islam übergetretner Jude, den der Wezir des regierenden Ichschiden Ahmed zur Flucht gezwungen hatte, war Djauhar behilflich; und nach einem Gefechte bei Gizeh ergab sich Fostât. Sogleich wurde nördlich der Stadt ein neues Viertel angelegt und nach astrologischer Himmelsbefragung „El-Kâhira" (die Siegesstadt) genannt. Als der Kalif im Jahre 973 selbst dort erschien und die Residenz aufschlug, war nicht nur die neue Moschee El-Azhar, seitdem der Mittelpunkt islamischer Gelehrsamkeit, nahezu fertig, ebenso die Regierungsgebäude und Kasernen, sondern auch schon in Syrien ein beträchtliches Vorland erobert und die Herrschaft überall befestigt. Bald bildete Fostât (heute „Alt-Kairo") nur noch ein Anhängsel der schnell geschaffnen Hauptstadt Ägyptens. Kairo ist noch jetzt der volkreiche Mittelpunkt des arabischen Orients.

Das Geschlecht des Obeidallah verdankte die Anerkennung seiner Herkunft von Ali und seiner Frau Fatima (vgl. S. 265) nur den politischen Erfolgen jenes Mahdi; in Wirklichkeit war sein Ahne ein persischer Augenheilkundiger, Abdallah ibn Maimûn, gewesen (vgl. oben, S. 338). Mochten auch die rechtgläubigen Abbassidenkalifen im Irak den wahren Stammbaum der Fatemiden warnend veröffentlichen und die Karmaten, bisher die östlichen Stützen des weitzielenden Fatemidenkalifats, sich jetzt in Syrien Djauhar widersetzen, so überragten Mo'izz und seine nächsten Nachfolger doch an Ausdehnung des Besitzes alle übrigen islamischen Gewalthaber. Das Traumbild eines die ganze Südküste des Mittelmeers umfassenden, von Ägypten aus beherrschten Reichs hatte sich auf kurze Zeit nahezu vollkommen erfüllt; selbst in Mekka saßen Statthalter der Fatemiden.

Dagegen stand es mit der thatsächlichen Macht der Kalifen zu Kairo immerdar bedenklich. Die ismaelitische Lehre (S. 337) hat es zu keiner dogmatischen Festigkeit und daher nicht zur Gewinnung ganzer Völker bringen können, weil sie, mit Graden der Erkenntnis spielend, einen klubmäßigen Zug behielt. In Ägypten begnügte man sich daher, dem Gottesdienste schiitische Formeln anzuhängen, die Kopten aber aufmunternd zu behandeln. Ihr Patriarch Ephraim

durfte eine verfallne Kirche an der Außenmauer Fostâts erneuern lassen. Sogar Religionsgespräche zwischen dem Bischof Severus von Aschmunein und dem obersten Kadi auf Veranlassung des Fürsten werden erwähnt. Mo'izz' Sohn El-Aziz (975—996), der Damaskus unterwarf, die Oströmer in Nordsyrien bekämpfte und dem Abbassidenreiche Mossul entriß, nahm eine Christin zur Frau, zum Wezir Ibn Killis und nach dessen Tode den Christen Isa ben Nestorius. In der Überlieferung hat dieser prachtliebende Kalif, der sogar die Zukunft voraussagen konnte, einen sonnigen Schimmer behalten, wie ihn später das Bild vom Staufer Friedrich II. gehabt hat, der als Beherrscher Siziliens der Nachfolger El-Aziz' gewesen ist. Neben die berberischen Truppen und Stämme, mit denen Djauhar und Mo'izz Ägypten erobert hatten, treten unter El-Aziz wieder türkische Leibgarden; als dritter mobiler Bestandteil der Hausmacht kommen unter El-Hakim Negerscharen hinzu; die Folge war, daß sich Reibereien und Straßenkämpfe zwischen diesen Fremdlingen immer häufiger einstellten.

Von der Christenfrau El-Aziz' geboren, bestieg El-Hakim (996—1021) mit elf Jahren den Thron: das unheimlich düstre Gegenstück zu seinem Vater. Der Emir Bargawân regierte zunächst vier Jahre hindurch als Vormund; dann wurde er auf Anstiften seines Schützlings ermordet. El-Hakim liebte, heißt es, die Dunkelheit so sehr, daß er alle Beratungen stets nachts ansetzte; schließlich durfte aller Marktverkehr und dergleichen erst nach Sonnenuntergang beginnen. Als man sich aber in Kairo auch damit abfand, erschienen wieder einschränkende Verbote kleinlichster Art. Frauen wurden ganz aus der Öffentlichkeit verbannt; nicht einmal aus den Muschrabijen, den dickgebrechselten Gitterfenstern, sollten sie auf die Straße blicken. Die altislamische Enthaltsamkeit in Getränken dehnte El-Hakim bis zum Verbote des Honigs aus; er untersagte jedes Spiel. Schließlich schaffte sich die allgemeine Erbitterung Luft durch den Aufstand des Abu-Rakwa (1005—1007). Seitdem nahmen die erfinderischen Grausamkeiten, Listen und Wortbrüche El-Hakims erst recht zu. Christen und Juden bekamen lästige Abzeichen und wurden bedrückt. Andre Nachrichten stellen den grausen Kalifen als verständigen Förderer der Wissenschaft hin, entstammen also einer ihm günstigen litterarischen Unterströmung. Etwa seit 1017 verändert sich die Anschauung El-Hakims: die „Ungläubigen" genießen wieder Duldung. Den launischen und für Geheimniskrämerei empfänglichen Menschen feuern neue Sendlinge der persischen Ismaeliten an, sich als göttlichen Nachfolger Alis oder schlechtweg als Gott verehren zu lassen; der nachmalige Stifter der syrischen Drusensekte, Darasi, predigte diese neue Lehre sogar öffentlich. Es gab Mord und Todschlag in den Straßen und Moscheen; die türkische Soldateska schloß sich der Gegenbewegung an, und El-Hakim mußte im Jahre 1020 auf seine Propheten verzichten. Am 13. Februar 1021 verschwand er während eines einsamen Spazierritts in den Mokattambergen. Sein Körper wurde nicht wiedergefunden: daher das mehrmalige Auftreten falscher Hakims, daher auch die Lehre der Drusen von seiner Entrückung; jedenfalls hatte ihn seine ebenso grausame, aber klarer denkende Schwester beseitigen lassen.

Diese Frau hat als Sitt-el-Mulk („Reichsgebieterin") einige Jahre die Regentschaft für ihren unmündigen Neffen Ez-Zâhir (1021—36) geführt. Ägypten ward wieder ruhiger. Doch auch Ez-Zâhir hinterließ einem Knaben von sieben Jahren, El-Mustânßir (1036—94), den Thron. Während der langen Regierung dieses Kalifen, der von seinen Truppenführern nur noch als Aushängeschild benutzt wurde und dabei manchmal in Dürftigkeit versank, wurde das Land von Parteiungen zerrissen. Erst als sich der Oberfeldherr Bedr el-Djemâli 1074 der Leitung bemächtigte, gelangte das Fatemidenreich nochmals zu beßrer Zusammenfassung. Bedrs Sohn Elmelik el-Afdal (Alafdhal; S. 355) übernahm die Macht seines Vaters. Seit 1099,

wo die Kreuzfahrer das genau ein Jahr vorher von El-Afdal wieder besetzte Jerusalem erobern, kommt die Geschichte Ägyptens mit der der Kreuzzüge (vgl. Band VI) in enge Berührung. Die Kalifenreihe wird schattenhaft: auf El-Mustânßirs jüngsten Sohn Mustâali (1094—1101) folgte Amir (1101—30), der 1121 den Reichsverweser El-Afdal ermorden ließ und dann nach wüster Mißwirtschaft dasselbe Schicksal hatte, ohne einen Sohn zu hinterlassen. So gelangte mit Hâfiz (1130—49) eine fatemidische Seitenlinie zum Kalifate; Zâfir (1149—54), Faiz (1154—60) und Aladhid (Adid; 1160—71) waren die letzten Herrscher des verbrauchten Geschlechts.

Von großen Bauten aus der Fatemidenzeit weist Kairo außer den S. 682 erwähnten mehrere auf; z. B. die drei mit dicken Türmen byzantinischen Festungsstils bewehrten Stadtthore nach Norden. Dagegen haben die von den Fürsten gesammelten, oft abgeschriebnen Bibliothekenschätze keine rechte Würdigung gefunden; sie litten bereits stark unter Plünderungen, ehe die Fatemiden abtraten, und nachher wegen ihres schiitischen Inhalts erst recht. In Assuan haben sich Inschriften von Emiren aus dem Ende des 11. und dem Anfange des 12. Jahrhunderts erhalten, die anscheinend auch der Fatemiden als des „reinen Geschlechts" gedenken. Kaufverträge und Briefe sind einigermaßen häufig; sie werden seit dem 10. Jahrhundert nicht mehr auf Papyros, sondern auf Papier oder Pergament entworfen. Eine Quittung aus dem Jahre 992 beginnt: „Omar, Mahdis Sohn, erklärt: ich habe von dir, o Mena, Sohn des Georg, aus Tutun, wirklich empfangen den Kaufpreis für den schwarzen Hengst, und diese Summe beträgt in El-Aziz' Währung 16 azizische Denare." Zwischen Mohammedanern oder Christen unter sich kommen fromme Formeln hinzu. Auch für das verwickelte Kaufverfahren der Beduinen, die eine edle Stute nur „zur Hälfte" abtreten (der Käufer darf nach dem Erscheinen eines Fohlens wählen, ob Muttertier oder Junges nun sein volles Eigentum werden soll), findet sich hier ein Beispiel aus dem Jahre 1014.

C. Die Ayubiden (Ejjubiden).

Seit dem Tod El-Afdals (vgl. oben) war die Aussicht, daß Ägypten dem Königreich Jerusalem zur Beute fallen mochte, immer näher gerückt. Schon zahlte es an Amalrich Tribut und sah in diesem „König Morri" sogar seinen Beschützer gegen das 1163 in Kairo einrückende Heer Nur ed-dins unter dem Kurden Schirku (S. 358). Der unwillkommne Befreier aus Damaskus mußte in der That vor den Franken weichen, kehrte aber schon 1167 wieder; sein Neffe Saladin that sich bei dieser Gelegenheit als Verteidiger Alexandrias hervor. Doch Amalrich konnte das Land noch einmal von den Syrern „befreien" und brandschatzte es dann so unüberlegt, daß es 1169 Schirku ohne Zögern zufiel. Noch im selben Jahre starb dieser; Saladin übernahm das Wezirat. Als er dann 1171 den Namen des Kalifen Aladhid aus dem jetzt wieder engherzig sunnitischen Kanzelgebete streichen ließ, ging der letzte Fatemide drei Tage später mit Tod ab. Bald zeigte Saladin sein Streben nach Unabhängigkeit so deutlich, daß Nur ed-din bereits gegen ihn rüstete: da starb auch der. Schon bei Lebzeiten ist Sultan Saladin (1171 bis 1193) hoch gepriesen, dann tief betrauert und auch in der abendländischen Litteratur zur Heldengestalt verklärt worden.

Die Ayubidendynastie hat für Ägyptens Geschichte keine hervorragende Bedeutung erlangt. Saladin hielt nur acht Jahre mit Unterbrechungen in Kairo Hof, dann wurde seine dauernde Anwesenheit in Syrien notwendig (vgl. Band VI). Später ist es Sitte geworden, ihn als Stifter vieler Baulichkeiten und Anstalten zu nennen, selbst entsprechende Inschriften

zu verfassen; sicher hat er mit dem Schiitenwesen thunlichst aufgeräumt und dabei oftmals durch seinen Namen einen fatemidischen verdrängt. Sein Sohn El-Aziz Othman (1193—98) erbte bei der großen Nachlaßteilung (S. 359) Ägypten; seinem unmündigen Enkel Mansur nahm Aladil I., Saladins Bruder (Adil; 1200—1218), die Sultanswürde ab. Dessen Sohn Kâmil (1218—38) ist durch sein Abkommen mit Friedrich II. bekannt, das Jerusalem noch einmal den Christen zurückgab. Ihm folgten nacheinander zwei Söhne: Aladil II. und Sâlich Ayub (1240—49). Für den seit Saladins Tode fast nie rastenden Kampf zwischen den einzelnen Ayubidenstaaten Vorderasiens sammelte Sâlich zum ersten Male die schon überall, auch in Ägypten, aus türkischen Kaufsklaven („Mamluk") gebildeten Leibgarden in einem großen Standlager auf der Insel Roda des Nils (arabisch „Bachr" = Strom); daher die Bezeichnung „bachritische Mameluken". Nach außen bewährte sich diese Kriegergemeinde allerdings vorzüglich; als das Kreuzheer unter Ludwig IX. von Frankreich kurz vor Sâlichs Tode Damiette erobert hatte, retteten die Mameluken Ägypten für seinen Sohn Turanschah. Aber schon nach wenigen Monaten wurde dieser ermordet und durch seine thatkräftige Stiefmutter Schedjer ed-durr (1250—57) ersetzt. Dem Namen nach regierte sie zwar für ihr Söhnchen Musa, heiratete aber den Mameluken-Emir Eibek, der Musa beiseite schaffte und selbst den Sultanstitel annahm. Schedjer ed-durr ließ nachher aus beleidigtem Fürstenstolz auch Eibek töten, hatte sofort das gleiche Schicksal, und Eibeks junger Sohn Ali wurde 1259 von seinem Vormunde Kotuz (Kotus) abgesetzt. So war das Haus Saladins verschwunden.

D. Die Mamelukensultane.

a) Die Bachriten.

Kotuz gehörte noch so wenig wie sein Vorgänger Eibek dem engern Verbande der bachritischen Mameluken an, sondern hatte zu den Würdenträgern des Palastes gezählt. Seine kurze Regierungszeit ist denkwürdig geworden durch den entscheidenden Sieg über das vom Großchan Hulagu ausgesandte Mongolenheer bei Ain Djalud (Dschalut) in Palästina (3. September 1260; vgl. S. 366). Syrien blieb dadurch dem ägyptischen Machtbereich erhalten und schützte zugleich das Nilthal vor den kulturfeindlichen Mongolen. Keine Großthat der Pharaonen übertrifft dieses Verdienst des Mamelukentums; durch den Tag von Ain Djalud ist das Schicksal Iraks Ägypten erspart geblieben. Aber Kotuz, der den Emir Beibars, ein Haupt der Bachriten, bei der syrischen Ämterverteilung übergangen hatte, wurde dafür von ihm beim Rückmarsch an der Ostgrenze des Delta ermordet.

Sultan Beibars (1260—77) wurde sogleich von seinen Genossen anerkannt, und die Hauptstadt ließ den für Kotuz vorbereiteten feierlichen Empfang ohne weitres ihm zu teil werden. Damit nimmt die ägyptisch-syrische Mamelukenherrschaft der Bachriten ihren Anfang. Unstetigkeit der Regierungsfolgen, ein aus landfremden Unfreien vor jedermanns Augen sich ergänzender Kriegerabel, der Macht und Ehren unter sich teilt, Grausamkeiten der Sultane und der Emire sind ihre Kennzeichen; daneben ist aber auch die schonende Behandlung selbst rückfälliger Feinde im Innern oft genug bezeugt. Diese Kameradschaft der Mameluken, der Herkunft des Einzelnen nach eine sehr „gemischte Gesellschaft", hat einen Staat von Dauer gründen können; und das jetzige abendländische Heerwesen mit seinem auf sich selbst ruhenden Begriff vom Soldaten mag den Einrichtungen des Mamelukenstaats manches verdanken. Was dagegen von der endlosen Abstufung in den Hofämtern der Sultane bekannt ist, dürfte auf die byzantinische Ordnung und das Lehnsgefolge der syrischen Kreuzfahrerfürsten zurückgehen.

In religiöser Beziehung kam dem neuen Sultan Beibars die soeben (1258) erfolgte Vernichtung des Abbassidenkalifats von Bagdad zu gute. Er gewährte einigen Flüchtlingen der gestürzten Familie im Jahre 1261 Zuflucht und ließ ihr Haupt Abul Kasim unter dem Ehrennamen „El-Mustanßir billah" („den von Gott zum Helfer Gewünschten") feierlich als Kalifen begrüßen. Dafür gab der so unerwartet in Kairo zu Würden gelangte Nachkomme des Abul Abbas dem Sultan die rechte Weihe, ward aber von Beibars bald nachher auf verräterische Art den Mongolen vorgeworfen, während einer seiner Vettern „Kalif" wurde. Auf diese Weise hat das Abbassidenkalifat in Ägypten während der ganzen Mamelukenzeit stets seinen (meist schlecht beleumundeten) Scheinvertreter (S. 370) besessen; nur 1412 hat ein Kalif auf sechs Monate zugleich Sultan geheißen. Nach der osmanischen Eroberung wurde der letzte Kalif, Mutawakkil III., mit nach Konstantinopel entführt (S. 376), aber schon 1522 wieder nach Ägypten entlassen, wo er 1538 starb.

Den christlichen Uferstaaten Syriens hatte Beibars Antiochia weggenommen; er hatte die selbst von Saladin gefürchteten Assassinen (S. 356) durch Tücke übertrumpft, die Mongolen in Schach gehalten und Nubien unterworfen; er hatte in Mekka geboten: kurz, er war der einzige Mamelukensultan gewesen, der mehr als nur den Großmameluken bedeutete. Desto eher war es nach dem Tode dieses außerordentlichen Manns mit seinem Hause vorbei. Seine noch jungen Söhne Said und Selamisch wurden kurze Zeit nacheinander im Jahre 1279 entthront, und der Emir Kalaûn (eigentlich Kilawûn; 1279—90) folgte als Sultan. Weder als Staatsmann noch als Feldherr mit Beibars vergleichbar, hat er doch mit den Christenstädten der syrischen Küste bis auf fünf aufgeräumt und die Mongolen nach hartem Ringen bei Hims 1281 noch einmal heimgeschickt. Dienlich für die — vorläufige — Fortdauer der Kalaûniden erwies sich die durch Kauf bewirkte Schaffung eines Korps tscherkessischer Mameluken, das der Stifter des Hauses in eine turmförmige Kaserne der Zitadelle verlegte, von der es den Namen der „Turmleute", Burdjiten, bekam.

Unter Kalaûns Sohn Chalil (1290—93) wurde 1291 Akka erstürmt, womit die übrigen fränkischen Besitzungen der syrischen Küste ihren Halt verloren; sie sind dann bald geräumt worden. Der unbeliebte Sultan selbst wurde in Damaskus ermordet, sein neun Jahre alter Bruder Mohammed Nasir (S. 371) schon 1294 wieder abgesetzt. Nach kurzer Herrschaft der beiden Emire Ketboga (bis 1296) und Ladjin (bis 1299) wurde Nasir von neuem Sultan (1299—1309). Er warf 1303 ein Mongolenheer über den Euphrat zurück, mußte sich aber in Kairo bald die härteste Tyrannei der obersten Emire gefallen lassen. Da entwich er mit List nach dem festen Karak in Moab, dankte von dort aus zum zweitenmal ab und begrüßte den in Kairo hierauf gewählten Emir Rokn ed-din (Beibars II.; 1309—10) brieflich als Mameluk und Unterthan. Ein Jahr später konnte Mohammed Nasir zum drittenmal den Thron besteigen, an seinen frühern Bedrückern Rache üben und seine Erfahrungen noch ein Menschenalter hindurch bethätigen. Der Habsucht der Emire ließ er jetzt freie Bahn, griff aber stets bei erster Gelegenheit zu, um „die Gemästeten zu schlachten". Acht Söhne Mohammed Nasirs, fast alle im Knabenalter von Parteien erhoben, bilden nach ihm die Reihe: Abu Bekr 1341, Aschraf Kütschük 1341—42, Ahmed 1342, Ismail 1342—45, Schaabân I. 1345—46, Muzaffar Hadji 1346—47, Hasan 1347—51 und wiederum 1354—61, Salich 1351—54. Auf Hasans zweite Regierung folgte Mansûr (1361—63), Hadjis Sohn; zuletzt kommt mit Schaabân II. (1364—77) und seinen Söhnen Ali (bis 1381) und Salich Hadji (1381—82) eine Nebenlinie auf den Thron.

Die Bauten der Bachritenzeit gewähren bei ihrem zierlichen Stil einen vorteilhaften Einblick in die Entwicklung der orientalischen Architektur während einer politisch unruhigen Zeit. Die Vorstadt der Kairener Begräbnismoscheen (der sogenannten „Kalifengräber") nimmt mit dem schönen Grabtempel Kalaûns ihren Anfang; daneben sind die Moscheen seines Enkels Hasan, der Emire Sandjar und Sallar von Bedeutung: es entsteht hier, Bau um Bau, ein muslimisches Seitenstück zu der altägyptischen Totenstadt auf der Westseite Thebens. Auch das Innre Kairos wurde mit vielen Moscheen, Schulhäusern und dergleichen geschmückt. Eine Schöpfung Kalaûns endlich war der Muristân, ein umfangreiches Hospital.

b) Die Burdjiten.

Siebenundzwanzig Regierungswechsel innerhalb 134 Jahren: das ist die Sultansfolge der burdjitischen Mameluken; die wirklichen Regenten darunter waren meist auch tüchtige Soldaten. Zu Reformen fehlte ihnen jede Möglichkeit; auch wissen wir wenig über die Thätigkeit der Emire, die, von dem fortwährend brodelnden Hexenkessel der Hauptstadt und dem zu Unruhen vorbestimmten Syrien sich fernhaltend, in Mittel- und Oberägypten als kleine Landesväter wirkten. Was damals die gänzliche Entvölkerung des flachen Lands gehindert haben mag, ist noch nicht untersucht worden. Pest und Mißernten finden sich oft erwähnt; Kairo aber und das wieder emporkommende Alexandria sind Stätten des indisch-europäischen Handels, hängen also nicht vollkommen von den wirtschaftlichen Bedingungen der Ackerbaubezirke ab. Für diese muß von Zeit zu Zeit etwas geschehen sein, wenn die Not drängte; Hungerempörungen der ausgemergelten Fellachen, von Mamelukenkommandos in Blut erstickt, kennzeichnen doch nur verzweifelte Fälle, deren Wiederholung mit bessern Mitteln verhindert werden mußte. Es ist denn auch nicht selten von großer Wohlthätigkeit der sonst nicht gerade weichmütigen Herrscher die Rede.

Mit Sultan Barkûk (Berkuk; 1382—89 und 1390—99), der den noch im Kindesalter stehenden Salich Hadji absetzte, nahm die Burdjitenfolge ihren Anfang. Im Frühjahr 1389 wurde Barkûks Heer von den aufständischen syrischen Statthaltern Mintasch und Jelboga geschlagen; sie nahmen Kairo und beriefen den jungen Kalaûniden noch einmal auf den Thron. Doch schon im Juni 1390 konnte Barkûk wieder in Kairo einziehn. Die Hauptsorge des Sultans richtete sich auf die kluge Abwehr des schrecklichen Timur (vgl. S. 372). Barkûks Sohn und Nachfolger Faradj (1399—1412), der im Jahre 1405 seinem Bruder Abd-el-Aziz auf einige Wochen Platz machen mußte, empfand die Macht der Mongolen um so drückender. Zum Glücke für Ägypten kamen die Verderber selbst nicht über Damaskus hinaus (1401), und Faradj hielt durch äußre Unterwerfung den Feind auch später fern, bis Timur starb. Die Ergänzung der Mameluken geschah schon seit Barkûk nicht mehr vorwiegend durch Hinzukauf tscherkessischer Sklaven, sondern griff, weil die Verbindung mit dem Schwarzen Meere nachließ, auf Mongolen, Griechen und Osmanen über. Faradjs Regierung war in ihrer zweiten Hälfte von Kämpfen gegen seine Emire in Syrien erfüllt, von denen Schech zuletzt den Sultan gefangen nahm und töten ließ. Der Kalif El-Mustain wurde von dem frömmelnden Sieger ein halbes Jahr lang als Sultan verwendet (vgl. S. 686); aber im November 1412 übernahm Schech selbst unter dem Namen El-Muayad diese Würde. Die große Moschee El-Muayad am Suwelehthor von Kairo ist seine Schöpfung, während Barkûk und Faradj solche auf dem Gräberfelde hinterließen. Schon im Januar 1421 starb der kriegskundige, geldgierige Schech; sein kaum erst geborner Sohn Ahmed hieß acht Monate Sultan; der befähigte Emir Tatar

folgte, lebte aber nur noch ein Vierteljahr, dessen Sohn Mohammed weitre fünf Monate unter Leitung seines Erziehers Burs-Bey.

Selbstverständlich wurde hierauf Burs-Bey Sultan (1422—38; vgl. S. 373). Nichts als ein Kriegsmann, der ganz naiv an die Wunderkraft von Befehlen glaubte, setzte er sich in der Handelspolitik über alle Verträge hinweg und erklärte z. B. den Pfefferverkauf, später auch den Zucker einfach für sein Monopol, so daß selbst die im Oriente sonst allezeit geduldigen Venetianer ihm die Zähne wiesen. In Alexandria hatten im Jahre 1422 die Kaufleute der Lagunenstadt den Vorrang; sie besaßen dort zwei „Fondachi" (burgartige Magazinhöfe), die sich bis 1490 noch um zwei weitre vermehrten. Genuesen, Florentiner und Anconesen hatten je eins, Neapel und Gaëta ein gemeinsames; endlich waren für Narbonne, Marseille, die Katalonier eigne Häuser ohne Magazine da. Zur Zeit der „Muda" (Tauschfrist), in der die abendländischen Kauffahrteischiffe zu Alexandria löschten und luden, war oft der Hafen von Galeeren gedrängt voll; die venetianischen Rückfrachten allein erreichten durchschnittlich 1—1½ Millionen Dukaten Wert im Jahre. Außer von Kämpfen in Syrien ist die Eroberung Kyperns durch Burs-Beys Feldherrn Tagri Berdi (1426) zu melden; König Jakob I. aus dem Hause Lusignan wurde gefangen nach Kairo gebracht und als Lehnsmann des Sultans wieder entlassen. Im Juni 1438 starb Burs-Bey, im September sein 14jähriger Sohn El-Aziz Yusuf; es ist eine vielsagende Thatsache, daß alle diese oft hochbetagten Herrscher beinahe niemals erwachsne Nachfolger hinterließen. Ihnen folgte der Emir und Minister Djakmak (1438—53), dessen Angriffe auf Rhodos mißlangen; sein Sohn Othmân wurde nach 41 Tagen zu gunsten des Emirs Inal (1453—61) abgesetzt. Auch dessen Sohn Schihab ed-din Ahmed verschwand nach der üblichen Frist vom Throne; der griechische Mameluk Choschkadem (1461—67), die Sultane Jel-Bey und Timurboga waren machtlose Gestalten.

Ihnen folgte Kâit-Bey (1468—96), der größte und zugleich am längsten regierende Burdjiten-Sultan. In modern-europäischem Sinne war er freilich ein roher Mensch, der seine Fertigkeit im Durchprügeln, die er als gewöhnlicher Mameluk erworben hatte, nicht einrosten ließ und auch sonst zur Härte neigte. Mit Bewunderung aber erfüllen seine zahlreichen, herrlichen Bauten (die Grabmoschee des Sultans ist ein Prachtstück arabischer Zierlichkeit und Ornamentik) und mit Achtung die Kraft, durch die er seine unbändigen Emire niederhielt und dem Vordringen der osmanischen Türken widerstand. Der Großherr Bayesid II. mußte nach der Niederlage seines Heers bei Adana durch den ägyptischen Emir Ezbek 1488 und weitern Nachteilen 1491 sogar auf das südöstliche Kleinasien verzichten.

Gegen Ende der Herrscherzeit Kâit-Beys machten sich aber die alten Leiden des Mamelukentums wieder mehr bemerkbar. Sein Sohn En-Nasir Mohammed wurde 1498 ermordet; die nach ihm gewählten Sultane Kansûh, Djanbalat und Tuman I. stürzten einander mit der größten Geschwindigkeit; und als El-Ghûri (Kanßuweh Alguri; 1501—16), ein Mann von 60 Jahren, den Thron bestieg, waren dem Reiche neue Bedrängnisse erwachsen. Die Portugiesen hatten das Indische Meer erschlossen und den Gewürzhandel von Ägypten schon beinahe unabhängig gemacht. Venedig trieb den befreundeten Sultan bereits 1502 an, auf die indischen Fürsten einen Druck zu üben, damit die Hauptquelle des Wohlstands von Venedig und Ägypten nicht versiege. Der alte Soldat verstand den Ernst der Lage erst, als die Portugiesen durch Wegnahme von Sokotora das Rote Meer sperrten. Aus den venetianischen Gesandtschaftsberichten ist zu erkennen, wie schnell und schwer sich El-Ghûris Mangel an Einsicht rächte. Bei unerschwinglichen Preisen fanden die immer knapper werdenden Erzeugnisse Indiens

kaum noch Absatz auf den alten Wegen: der Hafen von Alexandria wurde öde, die Karawanen aus Mekka wurden an Saumlasten lächerlich klein; dennoch ging der Sultan immer wieder auf die alten Zollsätze zurück, und die Emire in Syrien zerstörten den Handel durch ihre Erpressungen. 1509 wurde der mamelukische Admiral Mir Husein bei Diu von Almeida geschlagen (vgl. S. 375). Und eine neue Flotte El-Ghûris erklärte sich, anscheinend noch vor seinem Fall, im Sommer 1516 zu Djidda für Selim I.

Am 24. August 1516 trat El-Ghûri dem türkischen Großherrn auf der Wiese von Dabik bei Haleb entgegen (S. 376). Die leichten Feldgeschütze der Feinde und die unzeitige Flucht des erkauften Emirs Chair-Bey gaben der Sache des Mamelukentums den Gnadenstoß; der greise Sultan fiel im Kampfe. Selim I. zog in Damaskus ein, während man in Kairo den dort verbliebnen Statthalter Tuman-Bey zum Sultan wählte (Oktober 1516). Der Schatz und die Kassen waren erschöpft; nicht einmal Gaza konnte rechtzeitig verstärkt werden und fiel Ende des Jahrs. Die Aufforderung Selims, sich zu unterwerfen und als türkischer Statthalter im Lande zu bleiben, wurde von Tuman II. mit Hinrichtung der Gesandten beantwortet.

3. Ägypten seit 1517.

A. Die türkische Eroberung und Verwaltung.

Der Großherr der osmanischen Türken war schon Mitte Dezember von Damaskus aufgebrochen und unterwegs nur bei Ramleh auf schwachen Widerstand gestoßen. Der zehntägige Marsch der Türken durch die Wüste blieb unbehelligt. Am 22. Januar 1517 entspann sich die letzte Schlacht dieses Kriegs. Nunmehr kämpften die Mameluken bei den Mokattambergen im Angesichte von Kairo mit dem Mute der Verzweiflung, und ihr neuer Sultan zeigte sich als würdigen Nachfolger so manches tapfern Soldatenherrschers. Dennoch ging auch dieser Tag für die Mameluken verloren; das Blutbad in und um Kairo fand erst nach einer Woche sein Ende. Straße um Straße der Stadt hatten die Türken erstürmen müssen. Tuman II., der mit dem Reste seines Heers jenseit des Nils, bei Gizeh, wieder Stellung genommen hatte, wurde zum Abzuge genötigt und warf sich in das Delta. Selim soll ihm noch einmal annehmbare Bedingungen angeboten haben; umsonst. Aus dem Kleinkriege, bei dem Tuman noch oft seine persönliche Tapferkeit bewies, wurde bald eine Verfolgung, und das Mamelukenheer zerrann gänzlich. Als Gefangner Selims ist Tuman II. am 13. April 1517 in Kairo hingerichtet worden.

Bis zum September weilte Selim in Ägypten. Seinem Befehl an die reichsten Kairener Kaufleute, sogleich nach Stambul überzusiedeln, mußte Folge geleistet werden, so daß die Venetianer, die sogleich B. Contarini und A. Mocenigo an den Sieger nach Kairo sandten, im Grunde wenig Nutzen davon hatten, daß Selim ihre bisherigen Handelsvorrechte bestätigte. Allerdings entließ Suleiman I. bei seiner Thronbesteigung 1520 die Übergesiedelten wieder in ihre Heimat, traf aber den Handel Alexandriens vernichtend durch Anordnungen, die Konstantinopel zum Sitze des Spezereiverkehrs machen sollten (vgl. Band VII, S. 10). Die Fondachi der abendländischen Kaufleute (S. 688) gingen völlig ein; um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde auch das venetianische Konsulat zu Alexandrien aufgehoben und nach Kairo verlegt.

Die Anerkennung der ebenfalls jetzt auf ihn übergegangnen Schutz- und Hoheitsrechte über Mekka und Medina durch die beiden heiligen Städte hatte Selim noch in Kairo abgewartet, ehe er sich wieder nach Syrien begab. Sein ägyptischer Statthalter Chair-Bey, der Verräter von

Dabik, zeigte schon drei Jahre hernach die Neigung, sich beim Thronwechsel unabhängig zu machen, lenkte aber rechtzeitig ein. Sonst wissen wir von der Verwaltung des Lands unter dem großen Suleiman wenig; ein Italiener berichtet, der Sultan habe im Jahre 1529 den alten Kanal des Dareios vom Roten Meere zum Nile (S. 668) wieder aufgraben lassen, das Werk aber nicht vollendet, obgleich 20,000 Arbeiter dabei thätig gewesen seien. Im Jahre 1534 sind dem türkischen Beglerbeg zu Kairo 16 Sandschaks untergeben, die sich auf Ägypten und Arabien verteilen. Die Portugiesen aber hüteten sich, von Indien her etwas zu unternehmen, das den Sultan reizen konnte; darum ist auch auf die türkische Seemacht im Roten Meere bald nichts mehr verwendet worden: das Mittelmeer erschien wichtiger.

Den Großsultanen am Bosporus war das Nilthal nur als Quelle ihrer Steuereinkünfte wertvoll. Zum Beglerbeg oder Pascha von Kairo, wie der Titel seit 1573 lautet, wurde nicht der Tüchtigste, sondern der ersehen, der sich verpflichtete, die Abgaben an den Schatz des Großherrn immer höher zu bringen. Von Selim II. an beginnt zugleich die Leidenschaft der Osmanensultane, private Schätze ohne Maß und Ziel aufzuhäufen; die regelmäßig an der Spitze aller Summen erscheinenden Einkünfte aus Kairo sind dann vom Herrscher ohne weitres als „Handgeld" betrachtet worden. 1553 liefen nach den Büchern der osmanischen Staatskasse 900,000 Dukaten aus Ägypten und Arabien ein: die Hälfte der Gesamteinnahme des Statthalters, der das Übrige „für die Kosten der Landesverteidigung" zurückbehalten durfte; Syrien konnte nur ein Drittel, Irak gar nur ein Neuntel dieses Ertrags verzeichnen. Dafür wurden im folgenden Jahr aus Kairo nicht mehr als 500,000 Dukaten Einlauf gerechnet, 1555—91 durchschnittlich 800,000, 1592 aber eine Million Dukaten. Dieses erbarmungslose Anziehen der Steuerschraube machte raschen Wechsel der Paschas zur Bedingung. Als Murad IV. nach seiner Thronbesteigung Ende 1622 einen Janitscharen-Aga zum Pascha von Ägypten ernannte, zahlte dieser in Erwartung eines noch bessern Gewinns sofort 800,000 Piaster aus früherm Raub an die Staatskasse „reumütig" zurück. Diesmal aber faßten die Kairener sich ein Herz und verschlossen dem vielverheißenden Beglücker ihre Thore. Es sei der siebente Pascha seit 1½ Jahren, ließen sie Murad melden; einen Wechsel der Paschas könnten sie nur noch alle drei Jahre erdulden. Kairo, schon damals die größte Stadt des arabischen Orients (s. die beigeheftete Tafel „Kairo um 1670"), scheint wirklich damit durchgedrungen zu sein. Im Jahre 1695, als Pest und Hungersnot Ägypten schwer heimsuchten, fand das Land an seinem Statthalter Ismail Pascha sogar einen wohlwollenden Helfer. Zwei Jahre später zwang ihn ein Aufstand der Milizen zur Abdankung; sein zweiter Nachfolger jedoch, Kara Mohammed, brachte wieder Ordnung in die Zustände Ägyptens. Aber schon 1711 trat ein fanatischer Prediger auf, der die muslimische Heiligenverehrung bekämpfte und sogar einen Teil der Truppen für sich gewann. Erst als die Pforte 1714 den energischen Abdi Pascha in Begleitung eines geistlichen Richters entsandte, wurde man der religiös-politischen Bewegung Herr.

In das Leben der Paschas auf der wohlbefestigten Zitadelle von Kairo brachte eigentlich nur zweierlei Abwechslung: die Meldung, daß die Flotte des Großherrn vor Damiette oder Alexandrien erschienen sei, um den Steuerertrag mitzunehmen, oder die Ankunft eines schwarzgekleideten Herolds, der dem Pascha den Gehorsam einer Partei oder des ganzen Lands aufkündigen und schleunige Abreise empfehlen sollte. Der Mamelukenadel, dessen Besitzungen in Oberägypten auch von Selim nicht angetastet worden waren, ist im 18. Jahrhundert wieder obenauf. Im Jahre 1768 erklärte sich ein Emporkömmling aus dieser Klasse, Ali Bey, zum unabhängigen Herrscher Ägyptens. Sein Oberherr war gerade durch den Krieg mit Rußland

Erklärung des umstehenden Bildes,

wörtlich der „Beschreibung von Egipten" in Dappers ‚Afrika' entnommen.

Was Alkair betrift, das wird itzund in vier Städte geteilet, als in Bulach, Charaffa, Alt-kair, und Neu- oder Groß-kair; wiewohl etliche die ersten zwey Teile unter die Vorstädte des Großen Alkairs rechnen; vielleicht darüm, weil sie itzund so wenig bebauet seind, wie auch das große Alkair selbsten, daß sie mehr Dörfer, als Städte zu seyn scheinen. Wan man die gemelten vier Städte mit den Vorstädten zusammen nimt, so hat das gantze Alkair, wie Beauvau bezeuget, 30 Meilen in seinem ümkreuse.

Bulak, oder, wie es etliche nennen, Bubalon ist ein Hafen der Stadt Alkair, liegt ohngefähr zwo Meilen vom Großen Alkair, am Ost-ufer des Niels, und hatte ehmahls bey 4000 Heuser. Alda wohnten viel Handwerksleute, und andere, die mit Korn, öhl, und Zucker handelten. Sie hatte schöne Gottesheuser und Schlösser; davon die Schönsten bey dem Ufer des Niels lagen. Aber durch die vielen Kriege ist dieser Ort sehr verdorben.

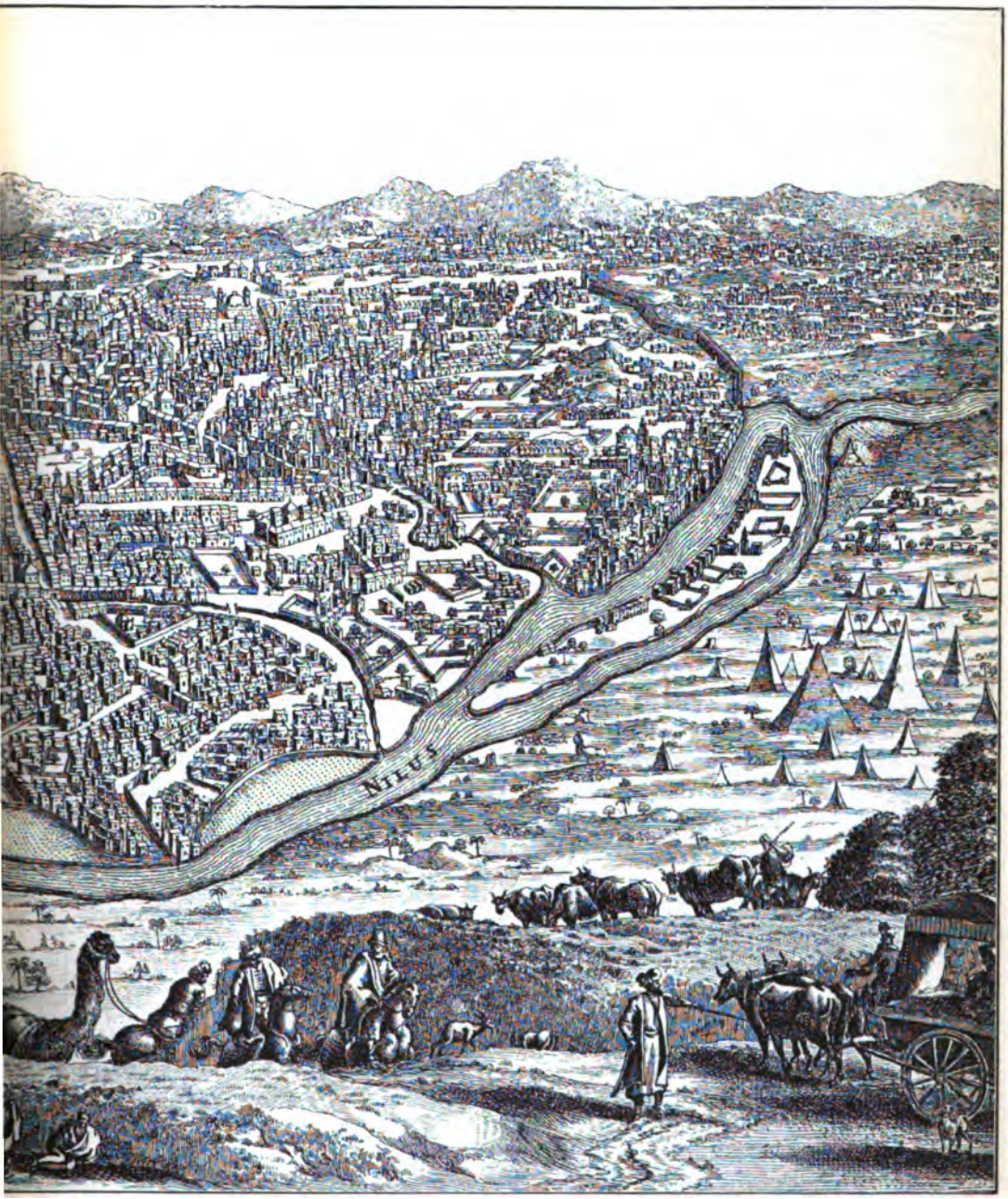
Zwischen Bulak und Groß-Alkair sieht man den großen Flecken Lesbrechi [el-Ezbekieh!], wie ihn die Einwohner nennen. Dieser liegt, wan der Niel sich ergiesset, gantz unter Wasser. Ein wenig hiervon teilet sich der Niel in unterschiedliche Zacken: davon der eine nach Alexandrien, der andere nach Damiate, und die übrigen nach unterschiedlichen andern örteren zu fliessen. Von Bulak bis an das große Alkair, ist das Land überal flach, und der Weg sehr lustig, darüm er auch allezeit von vielen Menschen beträhten wird. Sonderlich aber ist er an einem Orte, den man Usbekia [el-Ezbekieh!] nennet, in der Vorstadt bey dem Tohre, sehr schön. Dieses Usbekia ist ein stücke Landes, welches in die runte lieget, und mit Heusern ringstherüm bebauet.

Charaffa, sonst auch Karaffar, oder Massar genennet, liegt zwo Meilen vom großen Alkair, und hatte ehmahls 2000 Heuser, auch wohl 7 Meilen in seinem ümkreuse; Aber eine lange zeit her hat dieser Ort, da ehmahls der Sulthan Hof hielt, wüst und unbewohnet gelegen. Man sahe daselbst ehmahls viel Grabstäten, die mit hohen und prächtigen Bogen aufgeführet stunden, und von innen mit schönen Gemelden und Bildern außgezieret waren. Man hat alhier auch ein Zolhaus, da man die Wahren, welche von Sahid kommen, verzollet. Auch werden noch itzund, wie Beauvau schreibet, die sieben Kornheuser Josefs alda gesehen.

Das alte Alkair liegt an einem sehr guhten Ohrte am Ostufer des Niels, aber unbemauert; wiewohl Krusius schreibet, daß alda eine Mauer von 24 Meilen zu finden. Heute ist es, wie Belloon bezeuget, nur als ein kleines Dorf, und wird von Griechen und Armeniern bewohnet. Auch liegt es vol verfallener Schütte, wie Peter della Valle, der es vor das Alte Babilon helt, bezeuget; und hat wenig Heuser, die weit von einander liegen, und von Christen bewohnet werden. Sonsten hat es alda unterschiedliche Kirchen, wie itztgemelter Geschichtschreiber meldet: als unter andern die Kirche der Heiligen Barber, darinnen ihr Leichnam und anderer Heiligen zu finden; darnach die Johannes-Kirche, die auf einem Hügel stehet, darauf man das Alte Alkair und die ümliegenden Felder übersehen kan. Noch eine andere Kirche, vielleicht der Koptisten vornehmste, steht auf einem verfallenen Hauffen eines kleinen Heuseleins, darinnen die Jungfrau-Mutter Marie eine lange zeit sol gewohnet haben. Das übergebliebene von diesem heiligen Heuslein wird noch unter dem großen Altare gemelter Kirche gewiesen: und zwar in einem sehr dunkelem Keller, da man auf kleinen Seulen, darauf das Gewölbe des Altars ruhet, noch etliche stücken der Balken bewahrt, welches vorzeiten den

Kairo

(Nach **O. Dapper,** *Umbständliche und eigen.*



1670.

: *Beschreibung von Africa; Amsterdam 1671.)*

Solder gemelten Hauſes unterſtützet, und nicht allein vom altertuhme ſchwartz beraucht, ſondern auch verfaulet ſeynd. Auſſerhalb dieſen örtern oder Vor-ſtädten, die vor oder üm das alte Alkair herüm liegen, hat man noch drey andere Vorſtädte, als Bebzuaila oder Bebzuila, Gemethailon, und Bebelloch.

Die Vorſtadt Bebzuaila, die man auch Mifuletif oder Mifruletich [Masr-el-atikeh = Alt-Kairo!] nennet, liegt am ausgange des Tohres, welches nach dieſer Vorſtadt heiſſet. Sie begreift ohngefähr 2000 Heuſer, und erſtreckt ſich vom gemelten Tohre, vom Abende nach dem Mittage zu, ohngefähr auf anderthalbe Meilen, und nach Mitternacht zu eine Meile bis an die Vorſtadt Bebelloch. Alda befinden ſich viel Kirchen, und Gülde Heuſer. Die eine Kirche hat Sultahn Heſen gebauet; als auch ein ſtark bemaurtes Schlos, das itzund den Türkſchen Baſſen zur wohnung dienet, und am Berge Mochatan lieget. Auch findet man rundherüm noch andere ſchöne und groſſe Schlöſſer, derer Fluhre mit vielfärbigen Marmel beleget, und die Decken ſchön gemahlet und vergüldet ſeind. In dieſem Schlöſſern wohneten ehmahls die Gemahlinnen, Kinder, Beyweiber, Geſchnittenen, und die Leibwächter des Sultahns. Auch warden in etlichen Hochzeiten gehalten, oder den Geſanten gehöhr erteilet. — Die Vorſtadt Gemethailon [Gamiat-Tulun = Moſchee des Tulun!], die auch ſehr groß iſt, grentzt an die Vorſtadt Bebzuaila, und leuft nach dem Abende zu, auf einige verfallene örter des alten Alkairs. Sie hat ihren anfang ehr gewonnen als Alkair ſelbſten. Tailon [Tulun], ein Untertahner des Kalifs von Bagadet, und Stathalter in Egipten hat ſie geſtiftet. Dieſer Tailon verlies die alte Stadt, und wohnete in dieſer Vorſtadt: da er ein trefliches Schlos und eine Kirche bauete. Viel Kaufleute und Handwerker wohnen alhier, die meiſt alle Mohren aus der Barbarey ſeynd. — Die Vorſtadt Bebelloch, welche die kleinſte nicht iſt, liegt ohngefähr eine Meile vom großen Alkair, und begreift 3000 Heuſer. Hier wohnen allerley Handwerks-leute, und auf einem Platze, den man Jazbachie [el-Ezbekieh!] nennet, ſteht ein großes Schlos, mit einem ſchönen Güldehauſe, durch Jazbach einen Mammalucken geſtiftet, der des Sultahns Raht war, und den Platz nach ſeinem Nahmen Jazbachia nente.—

Die Stadt iſt rund herüm mit Mauren ümringet, ausgenommen an der ſeite des Niels, und liegt, nach Villamonts zeugnüſſe, langrund, nach Belloons aber als ein dreyeck; davon das Schlos auf dem Hügel das eine Ecke macht. An das andere gelangt man, wan man vom Schloſſe längſt dem Walle hin gehet; und an das dritte, wan man ſich vom zweiten nach Mitternacht zu wendet, und von hier wieder an das Schlos. Hier müſſen wir auch erinnern, daß etliche vielleicht daher, weil das Große Alkair, mit ſeinen Vorſtädten ſo dichte mit großen Heuſern bebauet iſt, daß man die Mauren nicht wohl ſehen kan, ſeind verurſachet worden zu ſchreiben, daß dieſe Stadt keine Mauren habe.

Sie hat viel Tohre, die man alle mit Eiſen überzogen. Unter den fürnehmſten ſeind an der Oſtſeite der Stadt das Tohr Babe Nanſre oder Bid Nanſare, das iſt Siegestohr; das Tohr Beb-zuaila oder Bitzuila; dadurch man nach dem Niele und dem alten Alkair zu gehet; und das Tohr Bebel-futuch oder Bib-el-Fetoch, das iſt das Tohr der Siegespracht, vor welchem das Meer Esbiki [el-Ezbekieh!], und ſehr fruchtbare äcker liegen.—

Der fürnehmſten Kirchen, welche die Türken Moskeen nennen, zehlet alhier Beauvau 6800; und wan man die gemeinen darzu rechnet, ſo ſeind ihrer zuſammen 24000; wiewohl Villamont 1100 weniger ſetzet. In einer Vorſtadt gegen Morgen ſtehen 1200; und in einer andern nach dem Mittage zu 700. Unter allen aber iſt die ſchönſte, welche man Bemaſar nennet, und auf 30 herlichen Pfeilern ruhet; wiewohl die Kirche Elhashar vor die berühmteſte gehalten wird.

gehemmt (vgl. Band V); Ali unterwarf die ihm widerstrebenden Mamelukenbeys, überrumpelte Mekka und brach 1770 in Syrien ein. Alis Schwiegersohn, Mohammed-Bey, der im folgenden Jahre Damaskus belagerte, ließ sich jedoch von den Türken bestechen; er führte sein Heer nach Kairo zurück, vertrieb Ali und wurde von der Pforte als Pascha Ägyptens bestätigt. Eine Weile schien es, als werde Ali von Syrien aus, wo ihm und andern Aufständischen russische Kriegsschiffe Hilfe leisteten, noch einmal sein Reich gewinnen; aber er wurde bei Gaza von einer Mamelukenschar unter dem jungen Murad-Bey aufgehoben und starb gleich darauf als Gefangner (April 1773). Auch Mohammed fand 1775 sein Ende in Syrien, das er dem Großherrn zu unterwerfen sich anschickte. Nunmehr entbrannte in Ägypten ein innrer Krieg zwischen den zahlreichen Beys der Mameluken; 1783 durch den Sieg Murads und seines Verbündeten Ibrahim scheinbar beendet, artete er sogleich in einen Kampf zwischen diesen beiden aus. Sie versöhnten sich, als die Pforte mit Rüstungen begann. Der Kapudan-Pascha Hasan landete 1786 in Alexandria. Doch da sich die Waffen der Mameluken den türkischen gewachsen zeigten und der russische Krieg von 1787 sich ankündigte, räumte Hasan durch einen Vergleich Murad und Ibrahim schließlich die Gewalt wieder ein.

B. Die französische Besetzung.

a) Das militärisch-politische Abenteuer.

Sollen wir die größten Kriegshelden bezeichnen, die das Abendland hervorgebracht hat, so nennen wir einhellig die drei Namen Alexander, Caesar und Napoleon. Ihre Thaten sind glanzvoll durch die Beziehung zum Oriente. Kein Wunder, daß der ägyptische Aufenthalt sowohl Alexanders als auch Caesars von der Sage üppig ausgestaltet worden ist. Bonapartes Ruhm aber hat unzweifelhaft von Ägypten her seinen Ausgang genommen: die Schlacht bei den Pyramiden wandelte den „kleinen Kartätschengeneral" in den Mann des Schicksals um. Des Kaisers Leibmameluk Rustan durfte als lebendiges Erinnerungszeichen bei keiner feierlichen Gelegenheit im Gefolge fehlen; und als der letzte große Wurf auf deutschem Boden mit Groß-Görschen seinen Anfang nahm, rief der Korse noch einmal das Andenken an 1798 wach: „Das ist eine ägyptische Schlacht — eine gute Infanterie muß sich selbst genügen!"

Genau 24 Stunden vor dem Erscheinen der französischen Flotte bei Alexandria war dort erst die Absicht des Generals Bonaparte (vgl. Band VIII) bekannt geworden; am Abend des 1. Juli 1798 begann die Landung des etwa 40,000 Mann starken Heers, am Mittag des 2. war die Stadt besetzt, und schon am 3. begab sich der Vortrab unter Louis Charles Antoine Desaix auf den Marsch nach Süden. Eine Nilflottille unter Antoine François Graf Andréossy lieferte am 13. Juli der Mamelukenflottille ein Wassergefecht, während das Landheer bei Schebreis einen Angriff Murad-Beys zurückschlug. Entbehrungsreich war das Vordringen bei starker Hitze. Als am Horizonte die Spitzen der großen Pyramiden sichtbar wurden, ertönte Bonapartes bekanntes Wort, daß vierzig Jahrhunderte von dort oben auf die Tapfern herabblickten. Murad und Ibrahim hatten eine Stellung von den Pyramiden bis zum Fluß inne; der Mittelpunkt davon, das verschanzte, aber artilleristisch schlecht verteidigte Dorf Embabeh, wurde von den Franzosen erstürmt, nachdem ein gewaltiger Reiterangriff Murads an ihren Vierecken gescheitert war. Diese Schlacht am 21. Juli zersprengte das Mamelukenheer: Ibrahim warf sich in das östliche Delta, Murad nach Oberägypten, Kairo ergab sich den Siegern vier Tage später. Schon am 17. August verlegte der unermüdliche Bonaparte Ibrahim bei Salahijeh

den Weg und zwang ihn zur Flucht nach Syrien. Da kam von Jean Baptiste Kléber aus Alexandria die Meldung, die französische Flotte sei am 1. August bei Abukir von Nelson vernichtet worden. Trotzdem rückte Desaix Ende August gegen Oberägypten vor und erreichte nach zwei heftigen Treffen Assuan; Murads Widerstand nahm den unsteten Charakter von Raubzügen an.

Die Franzosen richteten sich, besonders in Kairo, mittlerweile zu längrer Niederlassung ein. Ihr Oberfeldherr hatte schon bei seiner Landung beteuert, daß er, der Vernichter des Malteserordens, ein Freund des Islams wäre und nur „das gottlose Geschlecht der Beys" bekämpfen wolle; den Gebräuchen der Muslim huldigte er möglichst auffallend: so feierte er das Fest des Muled en-Nebi in arabischer Vermummung mit. Um sich von den Ulema nicht nur als vollwertigen Bekenner des Propheten, sondern auch zum Sultan von Ägypten erklären zu lassen, war eine Proklamation vorbereitet worden, die sich in Gestalt eines Fetwa des Kairener Diwans mit dem Datum des 11. Februar 1799 wiedergefunden hat. Doch obgleich ein Teil des Heers, darunter General Jacques François Baron de Menou, mit dem Übertritt Ernst machte, ließ sich das Vertrauen der Orientalen nicht im Sturme gewinnen. Seyid Bedr el-Mokadem, ein fanatischer Nachkomme Mohammeds, riß die Bevölkerung Kairos am 21. Oktober 1798 zu einem Aufstande hin; erst nach dreitägigem Straßenkampfe konnte sich Bonaparte wieder der Stadt bemächtigen, und die Pforten der Azhar-Moschee mußten mit Geschützfeuer gesprengt werden. Aber man hatte keine Wahl; die „Kolonistenpartei" im Heere, zu der außer Menou auch Desaix, Louis Nicolas Davout und Andre zählten, behielt bis zum Ausgange der Besetzung das Übergewicht.

Bonapartes kühne syrische Unternehmung (Ende Januar bis Juni 1799) endete nach mehreren glänzenden Thaten (Einnahme von Jafa, Sieg über Ibrahim am Tabor) mit einem völligen Mißerfolge vor Akka gegen Djezzar Pascha und Sidney Smith. In der Zwischenzeit hatte Desaix bei Suhama die Beys zerstreut und sogar Kosseir am Roten Meere besetzt; in Unterägypten warf General François Lanusse den Erhebungsversuch eines Mahdi nieder. Wenige Wochen nach Bonapartes Rückkehr, Mitte Juli 1799, landeten 20,000 Türken unter Mustafa Pascha in Abukir, von der englischen Flotte gedeckt; doch wurden sie am 25. Juli von 8000 Franzosen nach schweren Verlusten wieder auf die Schiffe getrieben. Damit schloß Bonapartes ägyptische Laufbahn ab. Nachrichten aus Europa, die ihm der englische Admiral übermitteln ließ, trieben ihn am 23. August zur Abfahrt, die er mit einem Gefolge von 500 Personen auf zwei aus dem Vorjahre geretteten Fregatten bewerkstelligte.

Kléber, auf den damit der Oberbefehl überging, war kein Freund des Unternehmens, das er fortführen sollte; überdies rückte der türkische Großwezir Yusuf Pascha mit 80,000 Mann durch Syrien heran. Ein übertreibender Bericht Klébers an das Direktorium über die schlechte Verfassung des französischen Heers fiel den Engländern in die Hände und gab den Anstoß zu Räumungs-Unterhandlungen. Desaix mußte am 28. Januar 1800 dem Vertrage von El-Arisch, das der Großwezir soeben eingenommen hatte, zustimmen und verließ das Land sogleich. Die harten Vertragsbedingungen suchte Kléber jedoch eilig zu erfüllen. Schon hatte er Oberägypten und Kairo geräumt, als die englischen Admirale erklärten, die französische Armee müsse sich kriegsgefangen geben. Die Antwort darauf war der Tagesbefehl: „Soldaten, auf solche Anmaßungen wird einfach durch Siege geantwortet — rüstet euch zum Kampf!" Am 20. März 1800 schlug er mit kaum 10,000 Mann den achtmal stärkern Großwezir bei Matarijeh, dicht vor Kairo, in der ruhmreichen „Schlacht von Heliopolis"; zwei Tage später fiel auch das wohlversehne Lager Yusuf Paschas den Franzosen zur Beute. Und vom 27. an

gewann Kléber Kairo in mehrtägigem Kampfe zurück; Ibrahim wurde nach Syrien entlassen, Murad aber als Verbündeter Frankreichs mit Oberägypten belehnt. Trotz ihrer kurzen Dauer zeichnete sich Klébers Verwaltung vorteilhaft aus; das Heer wurde durch eine koptische und eine griechische Legion verstärkt. Am 14. Juni 1800 (zu gleicher Zeit in Europa die Schlacht bei Marengo mit dem Tode von Desaix) wurde Kléber in Kairo durch einen Fanatiker aus Haleb bei einer Audienz erdolcht.

Menou übernahm als Rangältester den Oberbefehl und führte als „Abdullah Menou", mit einer Ägypterin verheiratet, die Verwaltungsreform und eine auf Dauer berechnete Benutzung der natürlichen Hilfsquellen des Lands geschickt weiter; eine arabische Zeitung „Tambieh" sollte, für die französische Propaganda im Oriente werbend, namentlich den Karawanenführern nach Arabien und Innerafrika mitgegeben werden. Allein die Unfähigkeit der französischen Marineleitung gestattete es den vereinigten Engländern und Türken, das Netz endlich zusammenzuziehen. Von Syrien nahten die Türken, von Kosseir 6000 Sepoys. Der britische General Sir Ralph Abercromby landete mit 17,000 Mann bei Abukir und siegte am 21. März 1801 unweit Alexandria. Sein Tod (28. März) änderte nichts an der schlimmen Lage Menous. General Augustin Daniel Graf Belliard, der in Kairo geblieben war, wo gerade zu dieser Zeit Murad Bey an der Pest starb, mußte am 23. Juni, Menou in Alexandria am 2. September kapitulieren. Noch immer 24,000 Mann stark, wurden die französischen Truppen auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgeführt. Im März 1803 räumten auch die Engländer das Land, nachdem sie durch einen Vertrag mit der Pforte den Mameluken Begnadigung verschafft hatten gegen das Versprechen der Beys, sich nicht mehr in die Regierung Ägyptens einmischen zu wollen.

b) Der dauernde Gewinn für die Wissenschaft.

Unter den Kapitulationsbedingungen hatte sich auch die Forderung befunden, daß alle von den französischen Gelehrten der Expedition (Dominique Vivant Denon, Gaspard Monge, Claude Louis Berthollet u. A.) gesammelten Altertümer und sonstigen wissenschaftlichen Schätze auszuliefern seien. Die Antwort aber lautete, lieber werde man alles vernichten; die Sieger ließen denn auch davon ab. Denon, der Desaix nach Oberägypten begleitet hatte, brachte allein eine Kamelslast von Zeichnungen u. s. w. für sein „Voyage dans la Basse et la Haute Égypte" zusammen (Paris 1802). Im August 1799 aber fanden die Schanzgräber des Ingenieurs Bouchard bei Erdarbeiten für das Fort Saint-Julien den dreisprachig beschriebnen „Stein von Rosette" (S. 672). Den Oberteil der Vorderseite nahm ein Text in hieroglyphischer Bilderschrift, die Mitte ein „demotischer", den untern Teil ein griechischer Abschnitt ein; im letzten stand, daß das Dekret in heiliger, in Volks- und in griechischer Schrift, auf eine Tafel harten Gesteins gegraben, in jedem größern Tempel aufgestellt werden solle: also mußten die beiden obern Teile denselben Inhalt haben. Nachdem die Ergebnisse der Expedition bis zur Mitteilung des Textes gediehen waren, gelang es 1819 dem Engländer Thomas Young und 1822, unabhängig davon, dem Franzosen Jean François Champollion (Lettre à Mr. Dacier), die beiden Namen „Ptolemaios" und „Berenike" im Hieroglyphischen zuverlässig zu ermitteln. So wurde der Basaltblock aus Rosette, in Verbindung mit einer Obeliskeninschrift aus Philä, die „Kleopatra" ermitteln ließ, zum Schlüssel der Entzifferung des Altägyptischen in seinen verschiednen Schreibweisen. Als 1867 in den Ruinen von Tanis eine zweite dreisprachige Inschrift, das „Dekret von Kanopos" (S. 595 und 672), zu Tage kam, war die Ägyptologie schon

so vorgeschritten, daß trotz des großen Umfangs der neuen Urkunde nur wenig wirklich Neues daraus hervorging. Champollion hat, obgleich er schon 1832 starb, selbst die Grundlagen der Ägyptologie geschaffen, die sprachwissenschaftlichen Vorarbeiten erledigt, zahlreiche Inschriften und Papyros dem Verständnis erschlossen. „Was seitdem geleistet ist, wie bedeutend es auch sein mag, kann doch nur als der Ausbau des von Champollion aufgeführten Gebäudes gelten. Ein einzelner Mann hat in einem Jahrzehnt das große Rätsel gelöst und ein ganzes Volk wieder in die Weltgeschichte eingeführt." (Ad. Erman.)

Die malerische Hieroglyphenschrift besteht aus ungefähr 500 Bildern natürlicher Gegenstände, wovon 24 als reine Konsonantenzeichen benutzt sind; sie läuft in der Regel von rechts nach links und nimmt nur aus technischen oder dekorativen Gründen bisweilen auch die entgegengesetzte Richtung. Ihre vollständigen Formen gelangten fast ausschließlich für Inschriften zur Anwendung, während sie beim eigentlichen Schreiben durchgehends zum „Hieratischen" verkürzt wurden. Das „Demotische" endlich, das die gewöhnliche Schrift in der griechischen und römischen Zeit darstellt und daher auf den Ptolemaierdekreten mitten inne steht, ist eine weitre Vereinfachung des Hieratischen, aber wegen seiner Regellosigkeit schwierig zu lesen. Dieser Umstand scheint die christlichen Bekehrer des 3. Jahrhunderts, als sie den nicht griechisch verstehenden Ägyptern biblische Bücher erschließen wollten, hauptsächlich bewogen zu haben, die damalige Volkssprache mit griechischen Buchstaben wiederzugeben; nur einige dem Ägyptischen eigentümliche Lautzeichen entnahm man dem Demotischen. „Es ist dies die neue Sprache der ägyptischen Christen, die wir heute als Koptisch bezeichnen. Da sie aus der Sprache des gemeinen Volkes erwuchs, kam ihr von der vieltausendjährigen Überlieferung des alten Schriftentums nichts zu gute, und sie mußte von vorn anfangen, sich zum Ausdruck höhrer Gedanken zu schicken." Im 15. Jahrhundert durch das Arabische auf Oberägypten beschränkt, ist das Koptische als lebende Sprache im Laufe des 17. Jahrhunderts ganz erloschen.

Auf dem Gebiete der Ägyptologie wurde Richard Lepsius der Fortsetzer Champollions; als Leiter der großen preußischen Expedition, die von 1842—45 das ganze Nilthal bis tief nach Nubien hinein erforschte, hat er das umfassende Werk „Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien" veröffentlicht, das auf absehbare Zeit der Forschung stets als Ausgangspunkt dienen wird. Einen ähnlichen Zweck verfolgten schon die 1832—44 zu Pisa herausgegebnen Monumenti dell' Egitto e della Nubia von Ippolito Rosellini. Besondre Verdienste um die Erweckung des allgemeinen Interesses an den Ergebnissen der Entzifferung erwarben sich Chr. C. Josias Bunsen (gest. 1860), Heinrich Brugsch (gest. 1894) und Adolf Erman; auch Georg Ebers (gest. 1898) ist hier zu nennen.

C. Mehemed Ali und seine Nachfolger.

Die europäischen Truppen hatten das Land noch nicht verlassen, als es durch die Treulosigkeit der Pforte schon wieder in Kriegszustand versetzt wurde. Der Großwezir und der türkische Admiral hatten auf höhern Befehl versucht, den Mamelukenbeys, Ibrahim nicht ausgenommen, eine Bartholomäusnacht zu bereiten. Das Eingreifen englischer Befehlshaber und andre Umstände ließen den Plan nur teilweise glücken; aber eine allgemeine Erhebung der Bedrohten unter Osman Bardissi war die Antwort, und der von den Engländern vor ihrer Abfahrt vermittelten Begnadigung folgte keine wirkliche Beruhigung. Khosrew Pascha, der türkische Gouverneur, wurde schon im Mai 1803 aus Kairo verjagt und bald darauf als Gefangner der Mameluken wieder hingeschleppt; sein Nachfolger Ali Pascha verfiel im Januar 1804 dem Henker Bardissis.

Ein Makedonier sollte den Preis so vieler Wirren ernten, wie vor mehr als 2000 Jahren sein Landsmann Ptolemaios Lagi. Mehemed Ali, 1769 zu Kawala, dem alten Galepsos, geboren und durch frühzeitigen Anschluß an das Personal einer dortigen französischen Handelsfaktorei mit europäischen Anschauungen vertraut, war als Unterbefehlshaber eines kleinen makedonischen Aufgebots um die Jahrhundertwende nach Ägypten entsandt worden. Von Khosrew anfänglich begünstigt und zum Obersten eines Albanesenregiments ernannt, schloß er sich, bald darauf Befehlshaber des ganzen albanesischen Korps, an Bardissi an und half Khosrew vertreiben. Nach Ali Paschas Untergang entzweite sich Mehemed Ali mit Bardissi, verjagte ihn und die übrigen Beys im März 1804 aus Kairo, ließ dann den türkischen Befehlshaber Kurschid aus Alexandrien herbeirufen und als Pascha von Ägypten anerkennen. Während aber Mehemed Ali im Sommer 1805 die Mameluken in Minieh belagerte, suchte Kurschid Pascha durch die Herbeiziehung kurdischer Reiter an Stelle der Albanesen seine eigne Stellung zu sichern. Mehemed Ali brach sogleich nach Kairo auf, belagerte Kurschid in der Zitadelle und wurde 1806 vom Großherrn als Gouverneur Ägyptens bestätigt. Schon vorher hatte er seine Söhne Ibrahim und Tusun aus Kawala nach Kairo holen lassen und ihnen Befehlshaberstellen übertragen. Die Mameluken wurden trotz englischer Einsprache — Mehemed Ali hat sich stets auf Frankreich zu stützen gesucht — niedergehalten. Und am 1. März 1811 fielen die in die Zitadelle von Kairo gelockten Beis sämtlich unter den Waffen albanesischer Mörder; nur ein einziger, so wird erzählt, hätte sich auf seinem guten Pferde durch einen lebensgefährlichen Sprung gerettet.

Von diesem Tag an war Mehemed Ali wirklich Herr über Ägypten. Er hat dem Räuberwesen, der Bedrückung des Volks durch lauter kleine Tyrannen, der kulturellen Abgeschlossenheit des Lands mit starker Hand ein Ende gemacht und sowohl die wirtschaftliche als auch die militärische Kraft seines Gebiets zu äußerster Anspannung getrieben. Nach außen stand die Herrschaft des „Statthalters" an Glanz und Machtentfaltung kaum hinter der der großen Pharaonen zurück. Unter Führung seines kriegserfahrnen Sohns Ibrahim wurde 1816—18 der Wahhabitenstaat in Arabien gebrochen (S. 388), später der griechische Aufstand in Morea bekämpft (Band V), wofür Mehemed Ali die Verwaltung Kretas als Lohn empfing. Der Sudân wurde ebenfalls bis Kordofan hin Ägypten einverleibt (S. 547).

Ende 1831 begann das große Ringen Mehemed Alis mit der Pforte um die Oberherrschaft. Nachdem Ibrahim mit 60,000 Mann nach Syrien vorgedrungen war, wurde dessen Statthalterschaft seinem Vater durch den Frieden von Kutahia (14. Mai 1833) eingeräumt. Bei dem abermaligen Losschlagen im Jahre 1839 siegte Ibrahim am 24. Juni bei Nisib, die türkische Flotte ging zu Mehemed Ali über, und nur das Eingreifen der abendländischen Mächte hinderte den Fall der Pforte. Von Europa bedroht, auch von Frankreich im Stiche gelassen, mußte sich Mehemed Ali 27. November 1840 seinerseits unterwerfen. Er büßte Syrien ein und überließ dem Sultan eine Anzahl von Hoheitsrechten über Ägypten, sicherte aber seinem Hause die Erblichkeit der Statthalterschaft.

Schlimmer als die politischen Mißerfolge war die innre Entkräftung Ägyptens. Als Landesherr hat der makedonische Emporkömmling eine Reihe entschieden fridericianischer Züge entwickelt: in orientalischer Vergröberung. Stets von französischen Abenteurern umringt, denen er gerne sein Ohr lieh und zur persönlichen Bereichrung verhalf, monopolsüchtig auf allen Erwerbsgebieten, den modernen europäischen Militarismus vorwegnehmend, sah der Selbstherrscher noch mit eignen Augen sein System zusammensinken. Der Vernichter des Mamelukentums

hinterließ ein von Fronknechten bewohntes Ägypten, das durch den Anstrich europäischer Zivilisation in Gesetzgebung, höherm Schulwesen, Verwaltungsgang und Verkehr vorläufig nichts gewonnen hatte. Mehemed Ali hatte das Nilthal in seinen Privatbesitz gebracht. Gleich nach dem Ende der Mamelukenbeys ließ er 1814 die Güter zur toten Hand sowie alles Stiftungsvermögen in liegenden Gründen (Wakûf), endlich auch alles in Erbpacht befindliche Land für sich beschlagnahmen, nahm den Handel Ägyptens nahezu in eignen Betrieb und sog den dadurch noch nicht betroffnen Rest der Bevölkerung durch unglaublichen Steuerdruck und den Zwang, alle Ernten an die Regierung zu verkaufen, erbarmungslos aus. Im Juli 1848 mußte Ibrahim zum Nachfolger seines blöde gewordnen Vaters bestimmt werden; doch starb der Sohn schon am 10. November desselben Jahrs, und ein Sohn Tusuns von einer arabischen Beduinin trat an seine Stelle. Mehemed Ali schloß sein Dasein erst am 12. August 1849.

Die Europäer wurden von dem neuen Statthalter Abbas Pascha in nicht unberechtigter Abneigung aus ägyptischen Diensten entfernt; dafür machte die Pforte ihre Rechte mehrfach nachdrücklicher geltend. Schon 1854 starb Abbas plötzlich; ihm folgte sein Oheim Said Pascha, der als abendländisch gebildeter Mann vor allem die Lasten der Bauernschaft milderte, ihr die freie Verfügung über Anbau und Ertrag zurückgab und die Sklaverei verbot (S. 547, unten). Saids Regierung, nur 8½ Jahre umfassend (bis 18. Januar 1863), hat den eigentlichen Grund zu der heutigen Entwicklung Ägyptens gelegt. Trotz des Widerstands der Pforte erteilte er Ferdinand de Lesseps die Erlaubnis zum Bau des Sueskanals, verband Kairo mit Alexandria durch eine Eisenbahn und ordnete die Finanzverwaltung.

Ibrahims am 31. Dezember 1830 geborner und in Paris erzogner Sohn Ismail Pascha, der schon 1861 eine Zeitlang als Stellvertreter seines abwesenden Oheims die Regierung verwesen durfte, schien durchaus berufen, das Werk der Überleitung Ägyptens in die Reihe der modernen Kulturstaaten zu vollenden. Die Lichtseiten seiner Regierungszeit (1863—79) und die unter ihr erzielten Fortschritte sind, wenn auch im wörtlichsten Sinne teuer erkauft, doch von geschichtlicher Bedeutung geworden. Am 16. November 1869 konnte der Sueskanal unter rauschenden Festlichkeiten, zu denen sich eine Anzahl von Mitgliedern europäischer Herrscherfamilien einfand, eröffnet werden: ein Ereignis, daß die Rolle des Mittelmeers völlig umgestaltet und den Weltverkehr nach Osten auf eine neue Grundlage gestellt hat; die Opfer waren freilich schwer genug gewesen. Ferner gelang es Ismail nach jahrelangen, kostspieligen Bemühungen, Ägyptens staatsrechtliches Verhältnis der Pforte gegenüber in bindende Formen zu bringen: am 21. Mai 1866 erlangte er vom Sultan die Anerkennung der linearen Erbfolge, 5. Juni 1867 den Titel eines Chediven (Vizekönigs) und am 8. Juni 1873 einen Ferman, der die innre Selbständigkeit Ägyptens und seine freie Entwicklung Punkt für Punkt zuließ. Die Oberherrlichkeit des Padischah kommt in einem Jahrestribute von 3 Millionen Mark, in dem Vorbehalte von Staatsverträgen, der Verpflichtung zur Heeresfolge im Kriegsfalle (z. B. 1877 mit 6000 Mann) und anderm zum Ausdrucke. Seit 1872 drangen die Truppen Ismails fortwährend nach Süden vor, eroberten Dar Fur und das Gebiet der Nilquellen, so daß, trotz schwerer Niederlagen durch die Abessinier, das ägyptische Reich schon 1874 bis an den Äquator reichte (S. 548). Auch die Einführung der Baumwollkultur in Ägypten zählt zu den Erfolgen dieser Regierung. Aber Ismail trieb den Prunk seines Auftretens, eine blind verschwendende Gastlichkeit und ähnliche Schwächen ins Grenzenlose. Bereits 1875 versagten die Kassen und die Leistungsfähigkeit des Lands. Der Chedive half sich noch einmal durch den Verkauf seines Besitzes an Sueskanalaktien, was ihm 84 Millionen Mark von England brachte; aber schon

vier Monate später brach der Staatsbankrott aus. England und Frankreich bildeten eine Finanzkommission zur Untersuchung der Lage, und 1878 zwang die Not den Chedive und alle Mitglieder seines Hauses, den größten Teil des einst von Mehemed Ali geraubten Landbesitzes dem überschuldeten Staat abzutreten. Ein Ministerium unter Nubar Pascha (mit Charles Rivers Wilson als Finanzminister und verschiednen andern Europäern) übernahm die thatsächliche Regierung. Doch schon Anfang 1879 fand Ismail die neue Lage unerträglich, griff am 18. Februar zu dem Mittel einer Soldatenmeuterei und wollte sich dann durch Entlassung des Ministeriums und den Versuch, seine Zahlungspflichten zu ändern, wieder geltend machen. Einem Proteste des Deutschen Reichs schlossen sich alle Großmächte an, und schon fünf Wochen darauf, am 26. Juni 1879, sprach der Sultan Ismails Absetzung zu gunsten des Erbprinzen aus. Der Gestürzte begab sich nach Europa und ist am 2. März 1895 in Konstantinopel gestorben.

D. Die englische Besetzung.

Noch drei Jahre gingen unter dem neuen Chedive Mohammed Tewfik (1879—92) mit Arbeiten zur Klärung der Finanzen hin. Schließlich gelang einer internationalen Liquidationskommission die Aufstellung eines Haushaltungsplans, der Ägypten nach und nach zu entlasten versprach. Allein die Rechnung scheiterte diesmal an der rasch erstarkenden, religiös gefärbten Bewegung, im stillen von einer nationalen Partei angefacht. Der Zeitpunkt war günstig genug dafür. Die allgemeine Beunruhigung bewog den Chedive, im Januar 1882 eine Notabelnversammlung anzuhören; ein neues Ministerium, dessen Seele der fremdenfeindliche Kriegsminister Arabi Pascha wurde, war das Ergebnis. Das Erscheinen einer englisch-französischen Flotte vor Alexandria im Mai erschwerte nur die Lage, weil der ratlose Tewfik jetzt Arabi entließ. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Überall wurden die Europäer von der Menge bedroht; und Arabis sofortige Zurückberufung, ein Triumph seiner immer noch zunehmenden Gesinnungsgenossen, bewirkte die Entladung der Spannung. Schon Mitte Juni fielen in Alexandria die ersten europäischen Opfer des Fremdenhasses, ohne daß die Flottenbefehlshaber auf frischer That einschritten. Erst nachdem das englische Geschwader weiter verstärkt war, ließ Vizeadmiral Frederick Beauchamp Seymour (später Lord Alcester) am 11. Juli 1882 das Feuer eröffnen; die nächste Folge war, daß die Eingebornen an der ganzen Fremdenkolonie blutige Rache nahmen, während die Stadt in Flammen aufging. Arabi, nun vollkommner Diktator, zog ein Heer in Unterägypten zusammen. Das englische Kabinett erklärte den Sueskanal für gefährdet, ließ in Alexandria (14. Juli) und Ismailia (August) Truppen landen und hatte dann die Genugthuung, durch die vernichtende Niederlage und Gefangennahme Arabis bei Tel el-Kebir (13. September 1882) Ägypten binnen wenigen Tagen bezwungen zu sehen. Tewfik wurde nach Kairo zurückgeführt und die Verwaltung sogleich unter britischen Einfluß gebracht, womit Frankreich um seine Vertretung in der Finanzkontrollbehörde kam.

Inzwischen hatte das ausgedehnte Reich Ismails auch im Süden, wo der neuerweckte islamische Gedanke als Mahdismus zu einer weit nachhaltigern Kraftentfaltung gelangte, die ersten Schläge erlitten; schon 1883 folgte sein Zusammenbruch (vgl. S. 550). Die Unfälle auf diesem Schauplatze, das Drängen der Pforte und allgemeine politische Erwägungen bestimmten England im Jahre 1885, sich wegen Zurückziehung seiner Truppen auf Verhandlungen in Konstantinopel einzulassen. 1887 wurde ein Abkommen getroffen, demzufolge Mitte 1890 die Räumung vollzogen sein sollte; der von Rußland beeinflußte Sultan verwarf es aber noch in letzter Stunde. Seitdem hat die englische Besetzung den Charakter eines Protektorats

angenommen. Die endliche Vernichtung des Mahdistenreichs durch die Schlacht und Einnahme von Omdurman durch ein englisch-ägyptisches Heer unter General Kitchener (2. September 1898; S. 556) hatte den Plan eines Eisenbahnbaus von Kairo zum Kap zur weitern Folge. Großartig sind die umfassenden englischen Arbeiten zur Regelung des Nillaufs, die bis zum Quellengebiete des Stroms fortgeführt werden sollen. Die unbedingte Neutralität des Sueskanals wurde 1887 vertragsmäßig ausgesprochen.

Tewfik Pascha starb am 7. Januar 1892 zu Helwan; ihm folgte sein in Wien erzogner, damals erst 18 Jahre alter Sohn Abbas II. Hilmi. Da das Haus Mehemed Alis für den lohnenden Beruf, in Ägypten eine neue Mischkultur zu pflanzen, keine ausreichende Hingabe entwickelt hat, so steht den Engländern zweifellos eine gewisse innre Berechtigung zur Seite, wenn sie an der ihnen zugefallnen Aufgabe nach eignem Ermessen und Vermögen weiterarbeiten. Namentlich Evelyn Baring (1877—79 Kommissar der ägyptischen Schuldenverwaltung, 1879 Generalkontrolleur, seit 1883 bevollmächtigter Minister und Generalkonsul Englands in Ägypten) hat die Organisation des Lands mit bemerkenswertem Geschicke durchgeführt; die Verdienste dieses klugen Finanzmanns sind von der heimatlichen Regierung 1898 durch seine Ernennung zum Viscount Cromer und Ende Juli 1901 durch seine Erhebung in den Grafenstand anerkannt worden. Die Aufhebung der Fronarbeit im ganzen Lande, Ende 1889 beschlossen, wird in Verbindung mit einem gerechter gehandhabten Steuerwesen und allmählicher Zunahme der ersten Schulbildung unter den Fellachen mit Notwendigkeit dahin führen, daß Arabis Kampfruf: „Ägypten den Ägyptern!“ auf scheinbarem Umwege nachhaltig erfüllt wird. Die Hauptprobe, der das nationale Ägyptertum jetzt entgegenreift, scheint der wirtschaftliche Kampf mit den levantinischen Griechen um den Vorrang im Handelsbetriebe werden zu sollen. Über die Verwirklichung der an die innerafrikanische Bahn geknüpften Erwartungen wird gleichfalls die Zukunft entscheiden.

Regiſter.

Aah, ägypt. Vollmondsgott 638.
Aahmes (Amenſat) 618.
— -Nefertari 616.
— Pen-Necheb 616—618.
Aahmeſu 612—614. 616 f.
Aalu 636.
Aaluna 620.
A'artet, altes Negerland 538. 594.
Aata 613.
Aba, Ägypter 667.
— Inſel im weißen Nil 549.
— Brâhîm (Birahim) von Bornu 527. 571.
— Bu Bekr (Bokar) von Bornu 527. 571.
Abagha (Mongolenführer) 369.
Abâ Hâſchim (Aſchim) von Bornu 527. 571.
— Kiyâri von Bornu 571.
— Sandá von Bornu 571.
Abaka, innerafrikaniſcher Stamm 472.
Abaka, König von Perſien 367.
A-Bangba 567.
Abbas (Abbâß) I. von Perſien 377 f.
— II. Hilmi 698.
— Paſcha 696.
— Sohn Ahmeds ibn Mudabbir 681.
Abbaſſiden 317 f. 322—339. 341 f. 356. 360. 365 f. 609. 681. 686.
— Ahnherr 322.
— Hofhaltung 328 f.
— Scheinkalifat 370. 686.
— Stellung zur Orthodoxie 325.
— Wirtſchaft 328—333.
— Wiſſenſchaft und Kunſt 330 bis 332.
Abbeokuta 453—455.
'Abd allâh, erſter islamiſcher König von Baghirmi 529.
— Vater Mohammeds 255.
— Abul-Abbas (Al-Saffah) 322. 323.
— ben Ahmed, Statthalter von Mombas 484. 569.
'Abd ben Saad 680.
— ben Zubaiko von Baghirmi 572.
— el-Dja'ânis 573.
— ibn Maimûn 682.
— ibn Zubeir 308—312; ſ. auch Abdullah
Abd' Allahi von Gando 517; ſ. auch Abdullahi
Abd-aſhtoret von Tyros-Sidon 163.
— -chiba König von Jeruſalem 161. 197.
'Abd el-'Aziz, Burdjite 687.
— — Imam 568.
— — ben Radâma von Wadaî 532 f. 572; ſ. auch Abd ul-Aziz
'Abd el-Djelîl 570.
— el-Kader, ſ. 'Abd el-Kâdir
— el-Kerîm I. von Wadaî 531. 572.
— — II. Sabûn 529. 532 f. 572.
Abdelmelik (Sohn Mervans) 310. 312 f. 320.
— el-Kâdir von Baghirmi 529. 572.
— er-Rahmân, ſ. Abdu'r-Rahmân
Abdi Paſcha 690.
Abd-le'at, König von Arvad 165.
— -milkot, König von Sidon 70. 165.
Abd ul-Aziz, türkiſcher Sultan 536.
Abdullah Menou 693.
Abdullahi, Chalifa 552 f. 555 f.
— Dud Benga 573.
Abd ul-Medjid, türkiſcher Sultan 536.
Abdu'r-Rahmân, letzter Omejjade 302. 325 f.
— mahdiſtiſcher General 553.
— von Afghaniſtan 383.
— von Bornu 527. 571.
— I. und II. von Dar Fur 535. 573.
— Gauranga I. 527—529. 572.
— — II. 530. 572.
Abel bet Maëcha 193.
Abendland 425.
Abeokuta, ſ. Abbeokuta
Abercromby, Ralph 693.
Abeſche, Hauptſt. v. Wadaî 533.
Abeſhua von Babylon 14.
Abeſſinien 8. 246—248. 258. 261. 397. 445. 467. 480. 537. 546. 548. 556—563.
— Anfänge der Kultur 557. 558.
— Annährung an Rußland 560.
— chriſtliches Zeitalter I. 558.
— — II. 559—563.
— Eindringen der Galla 560.
— Geſchichte 556—563.
— Handel 556 f.
— Hochland 444.
— Jeſuitenmiſſion 560.
— jüdiſches Zeitalter 558 f.
— Katholizismus 560.
— Land und Leute 556 f.
— Sprachen 557.
Abeſſinier 247 f. 253. 286. 445. 552. 557. 560. 696.
Abhala der Schwarze 266.
Abia, König von Juda 200.
Abi-baal 162 f.
— -i-Diz 106.
Abidjean-Adjamé 481.
Abijate von Aribi 76.
Abil-Sin von Babylon 14.
Abimelech von Sichem 190.
Abi-milki (Abimelech) von Tyros 161. 197.
A-Biſſanga 566.
Abner 183. 194.
Abomeh 453 f. 481.
Abraham 43 f. 96. 213. 253. 605.
— von Tſebit 678.
Abſalom 118. 195. 589.
Abſeli, Ägypter 667.
Abſolutismus 561.
Abû Abdallah, Berber 511.
— — Ismaëlite 338.
— Angia 552.
— Aſel 573.
— Bekr, Kalif 258. 263—268. 297—299.

Abû Bekr, Sohn Mohammed Nasirs 686.
— Dschafar Manßur 323—326.
— -Habba, s. Sippar
— Klea 551.
Abû 'l-Abbas 681.
— 'l-Beschr 573.
— 'l-K(D)âsim, Abbassîde 686.
— — v. Dar Fur 535. 573.
— — Mansur, s. Firdusi
Abû Muslim 317. 322 f.
— Obaid 299.
— Rakwa 683.
— -Roasch 590.
— Sâ'id Bahâdur 368.
— Saidi 484. 568.
— Scheich Kurra 535. 573.
— Shahrein, s. Eridu
— Simbel 649. 665.
— Sufjân 248. 260.
— Talîb 255. 258.
Abudja, Haussastaat 517.
Abukaya 472.
Abukir 692.
Abusir 590. 593.
Abydos 581 f. 585 f. 588. 593 f. 599. 601. 604. 606. 637. 650.
— Osiristempel 587.
Accra 574.
Achaier 655.
Achal-tekke, Turkmenen 381.
Achämenes 135 f.
— Satrap von Ägypten 144. 668.
Achämeniden 137. 140. 268. 271. 339.
— Erhebung 138.
— Inschriften 93 f.
— Legende 135—138.
Acheperkara 616.
Aches 588.
Achi-jababa von Bit-Chadippi 55.
Achis, König von Gath 192.
Achmed, s. Ahmed
Achmim 632.
Achoris 668.
Achsheri, König von Man 75.
Achthoës 597.
Achumi von Bit-Adini 56 f.
Ackerbau 402. 406.
Acqua, s. Akwa
Actium 225.
Adabuli 473.
Adal, Ras 552. 562.
— Reich 445; s. auch Danakil
Adama von Adamáua 518.
Adamáua 455. 468. 470. 494. 516—518. 520. 528.
— Geschichte 517 f.
— Lage 518.
— Lehnswesen 518.
Adam, s. Kok
Adana 688.
Adasa b. Bet-Horon 221.
Addis-Abebá 563.
Adel 591 f. 594. 596. 602. 685.
Aden 480. 539.
— Golf von 445. 557.
Adhem 130.
'Adhud ed-daulet 339.
Adiabari 473.
Adiabene 228. 247. 281.
Adid 684.
Adigrat 563.
Adil 685.
Adone 445.
Adonija 195 f.
Adrianopel 370.
Adua (1871) 557. 562.
— (1896) 563.
Adudasch-metasch 21.
Adulis bei Massaua 246 f. 558.
Adza, s. Sriadza
Adzodiwo 574.
Aeizanes, s. Uizanas
Afar, s. Danakil
Afdal, s. Elmelik
Affonso V. von Portugal 560.
Afghanen 347. 379.
— als Sunniten 377.
Afghanistan 362. 382 f.
Afridi 383.
Afrika 8. 177. 179—181. 185. 268. 286. 307. 309. 315. 317. 327. 329. 333. 338. 374. 417. 424 f. 428. 430. 434. 439. 444. 475. 477. 479. 483 f. 486. 488. 493 f. 505. 509. 520. 531.
— Aufteilung 448. 562.
— Bevölkerung 395. 403 f. 408. 410. 414.
— Durchschnittshöhe 394.
— Einzellandschaften 396.
— ethnogr. Zweiteilung 393.
— Flüsse 395.
— Geschichte 391 ff.
— Hamiten 474.
— Haustiere 404.
— Inselosigkeit 396.
— Klima 393.
— koloniale Beeinflussungen 475
— Krankheitserreger 403.
— Kulturgeschichte 413.
— Minerale 407.
— Nutzpflanzen 401. 405.
— Nutztiere 404.
— Ostspitze 397.
— Pflanzen 401.
— Rind 447.
— Savannengebiet 399.
— Seengebiet 397.
— südöstl. 407. 429.
— südwestl. 489. 491. 503.
— Tierwelt 401. 403.
— tropisches 475—496.
— Umschiffung 171. 665.
— Unzugänglichkeit 395. 402.
— Urgeschichte 413.
— Wurfeisen 467 f.
Afrikaander 498. 500.
Afrikaaner, Nama 420 f.
Afrik. Komp. v. Engl. 479.
Afrin, Fluß 56.
Afschin, türk. General 335.
Afuru, s. Apfuru
Agade 10 f. 14. 103.
— Istar 38.
Agades 512.
Aga Mohammed, Chan von Persien 380 f.
Agathokles von Syrakus 181 f.
Agesilaos 148 f. 669.
Aglabiten 334 f. 338.
Agordat 553.
Agrigent 181.
Agrippa II. 291.
Agum Kakrime 16 f. 21. 97 f.
— Shi 21.
Agusi 62.
Ägypten 3 f. 7—9. 15. 17 f. 44 f. 49. 52. 65. 68. 70—72. 74. 82. 86. 88. 112 f. 115. 133. 137 f. 143 f. 148 f. 151. 156. 158 f. 161 f. 165. 171 f. 189. 195. 197 f. 203. 206. 208. 212. 214. 217—219. 222. 225. 234. 237—239. 245 f. 253. 287. 293. 301 f. 304—306. 310. 318 f. 334. 336 f. 340. 352. 354 f. 359. 366. 368. 370 f. 374. 386. 391. 393. 494. 508 f. 523. 525. 530. 532. 536—539. 542—546. 550 f. 555. 559. 562 f. 577—698.
— Altertümelei 664.
— Altes Reich 587 ff.
— älteste Bevölkerung 579—586.
— Kultur 582.
— Amonspriester 659. 661.
— Araber 301.
— arbeitende Klasse 658. 676.
— assyrische Zeit 69. 72. 74.
— Äthiopier 541 f.
— auswärtige Politik 74. 626. 628—630. 652.
— Bankrott 697.
— Beamte 594. 602. 650.
— Bewässerung 595. 680.
— Bodenbeschaffenheit 577.
— byzantinische 676—679.
— Christianisierung 301. 545. 587. 676—679. 681. 694.
— Chronologie 596. 606 f.
— Denkmäleraneignung 649.
— Dynastien, s. Dynastien
— englisches Protektorat 697.
— Fatemiden 337 f.
— Finanzen 602 f. 697.
— Gau-Einteilung 632 f.
— Götterlehre 586. 631 ff.
— Götterumdeutung 634.
— Göttervereinigung 631.
— Göttervertierung 633.
— Gräberfürsorge 603.
— Großschatzmeister 602.
— Handelspolitik 371. 673.
— Hochverratsprozeß 657.

Ägypten, Hungersnöte 687.
— Inschriften 590. 694.
— islamische Zeit 366 f. 679 ff.
— Jenseitslehre 635.
— Kalender 607.
— Kalifatszeit 679—682.
— Kultur 582. 587. 670. 676—678.
— Kunst 587. 599. 627 f. 643. 649.
— Litteratur 587. 641. 650.
— Mameluken 360. 366. 373. 685 ff.
— Militärstaat 614 ff. 623.
— Mittleres Reich 588. 596.
— mongolischer Lehnsstaat 372.
— Mutter der frühern äthiopischen Kultur 557.
— Namen 579.
— Neues Reich 587. 614—661.
— Offizier 625.
— Osmanen 376. 689 ff.
— Perserzeit 141. 146 f. 149. 667—669. 679.
— Portugiesen 374. 375.
— Priesterschaft 602.
— Privatleben 677.
— Religion 590 f. 641.
— Römerzeit 674—679.
— Schreiber und Litteraten 623.
— Schriftsprache 651. [625.
— Steuern 676 f. 680 f. 690. 696.
— Tempelverwaltung 606.
— Todesfurcht 632.
— türkische Zeit 689 ff.
— Verwaltung 601 ff. 625. 658. 674 ff. 680. 690.
— Zeitrechnung 596. 606 f.
Ägypter 142. 235. 355. 375 f. 427. 528. 535. 539. 541. 547 f.
— Befangenheit 587. [557.
— Lebensmüdigkeit 640.
— Zweifelsucht 640.
Aegyptiaca 588.
Ägyptische Finsternis 587.
Ägyptologie 672. 693 f.
Ahab von Israel 58. 119. 199 f.
Ahas von Juda 63. 80. 120. 202. 205. 206. 211.
Ahasja von Israel 199 f.
— von Juda 200.
Ahmadu (Mahmadu) Lamine von Segu 493. 519 f.
Ahmar Scindda von Bornu 571.
Ahmed II., Samanide 341.
— Sohn Mohammeds Nasirs 686.
— S. Schêchs El-Muayad 687.
— von Adal 445.
— Baba, Geschichtschreiber von Sonrhay 511 f.
— ben 'Alî von Bornu 526. 571.
— — — von Wadâi 533. 572.
— ben Mohammed von Mombas 569.
— ben Sa'îd el-Abu Saidi 484. 568 f.
Ahmed Bokkor von Dar Fur 532. 535. 573. [573.
— el-Maqûr von Dar Fur 534.
— es Serir von Patta 569.
— ibn Mudabbir 681.
— ibn Owais (Ilchan) 372.
— ibn Tulun 336 f. 354. 681.
Ahnas, s. Herakleopolis
Ahram 93.
Ahura-mazdâh 139 f.; s. auch Hormuz u. Ormus
Ai 629. 644—646.
Aichernofert 606.
Aigospotamoi 148.
Aigyptiake 676.
Ailu Malakot, s. Hailu
Ain-Dschalut (b. Sichem) 366. 685.
— -Galakka 533.
Air (Asben), Bergland 514. 523.
Aischa (Frau Mohammeds) 257. 263. 265. 305.
Aischal in Abessinien 561.
Akaba (Golf von) 292.
Akaiwascha 653. 655.
Akassa 521.
Akiba (Rabbi) 227.
Akka, Zwergvolk 355. 359. 371. 414. 416. 472. 686. 692.
Akkad 6. 16. 95; s. auch Sumer
Akko 18. 76. 157. 161. 165—167.
Akkoa 416. [223.
Al Koinlo 373. 375. 377.
Akra (Jerusalem) 220. 222. 228.
Akroinon (Phrygien) 316.
Akwa (Ngando), Duala 456.
Ala ed-din, Assassine 364.
— — Kai Kobad, Seldschuke 369.
Aladhid (Kalif) 358. 684.
Aladil (Malik al-'âdil) I. 359. 685.
— II. 685.
Alafdhal, s. Elmelik
Alalia 178.
Alamut 356 f. 363 f.
Alanen 284. 286 f. 316; s. auch Albaner
Alaôma, s. Idrîs Amsâmi
Alarodier 294.
Alaschja (Alashia) 45. 163. 360. 626. 629. 655. 660.
Alayaman, Saa v. Sonrhay 511.
Albaner 295; s. auch Alanen
Albanesen 695.
Albert-Nyanza 471. 474. 548. 555.
Albuquerque 374.
Alceſter (Lord), s. Seymour
Alemajehu 561. [159.
Aleppo 57. 111. 115—117. 124.
Alexander der Große 150 f. 168. 181. 217. 246. 588. 669.
— Besuch in d. Amonsoase 671.
— Grabmal 671.
— -Insel 677.
— -Romane 41.
Alexander Aigos 670.
— Balas 221.
— Severus 282.
Alexandra, s. Salome
Alexandreia 181. 227. 246. 248. 290 f. 301 f. 306 f. 311. 371. 479. 494. 559. 670. 673. 679. 681. 687—689. 691. 693. 697.
— Gründung 671.
— Museion 672. 675.
— Serapeion 672.
Alfons, s. Affonso
Algerien 522. 528.
Algoabai 430. 497.
'Alî, Neffe Mohammeds 258. 263. 265. 267. 298. 302. 304—307. 311. 680. 682.
— Anhänger (Aliden) 298. 310 f. 317. 322 f. 325—327. 334 f. 340. 360. 377. 388.
'Alî Bey 690. 691.
— Kilmu, Befreier Sonrhays 512.
— Ras 561.
— Sohn Eibels 685.
— S. Schaabâns II. 686. [570 f.
'Alî ben Dunâma von Bornu 526 f.
— ben Ibrâhîm von Bornu 571.
— ben Mohammed Scherîf von Wadâi 530. 533. 572. [569.
— ben Osman el-Mşurui 484.
— ben Sa'îd v. Sanf. 492. 568.
Aelia Capitolina 227.
— Sophia 676.
Aliden, s. unter 'Alî
Aelius Gallus 240.
Alima, Nebenfluß des Kongo 456.
Alkami (Wezir) 365.
Alkamil, s. Kâmil
Alkimos (Hoherpriester) 220 f.
Allada 454. 481.
Allah 252.
Allât (Stadtgöttin von Taif) 262.
Almamy, s. Samory [689.
Almeida, Francesco d' 419. 476.
Almoraviden 511. 513.
Almukanna 326.
Aloa, im südl. Meroë 546.
Alote, Fumo 569.
Alp-Arslan, Seldschuke 349. 351.
Altaku 663.
Altertumswissenschaft 577. 587.
Alt-Kairo 682. [693.
Alt-Kalabar 455. 521.
Alula, Ras 562.
Al-Lur, s. Lur
Alvan, babylon. Grenzland 16.
Alvaro I. von Kongo 458.
Alyattes von Lydien 134—137.
Alzi 59.
Amada 623.
Amadai, s. Meder
Amadi, Fumo 569.
Amajuba, s. Mayuba
Amakosa, s. Xosa
Amalinde, Ebene 431.
Amalrich von Jerusalem 684.
Amam, Negerland 538. 594 f.
Amamsingu 431.

Amandabele, ſ. Matabele
Amanus 11. 35. 56. 58. 84.
Amaſigh, ſ. Tuareg
Amaſis 88. 665 f.
Amasja von Juda 202. 205.
Amaſwaſi 502.
Amatonga, ſ. Tonga
Amazonen von Dahomeh 453 f.
Amba-Aladji 563.
Ambaridi, König der Tabal 114.
Ambaſſe 433. 457 f.
Ambonde, ſ. Dongo
Ambuëlla 415.
Amedirra 105.
Amedo 574.
Amélineau, E. 581 f.
Amen-em-apt 648.
Amenemhat I. 600 f. 603.
— — Lehre des Königs 601.
— II. 605.
— III. Maat-en-Ra 603. 608 f.
— IV. 608.
Amenemheb 622. 624. [nophthis
Amen-em-opet 641 f.; ſ. auch Ame-
Amenerdis 662 f.
Amenhotep 625 f.; ſ. auch Ame-
Ameni 603. 605. [nophis
— -Antef-Amenemhat 609.
Amenmeſes 654.
Amennecht 627.
Amenophis I. 616. 618.
— II. 624.
— III. 17 f. 21. 44 f. 49. 87. 117. 159. 161. 163. 598. 610. 615. 624—628. 638.
— IV. 17 f. 21. 44. 49. 159. 161. 163. 624. 628—646.
— — Archiv 17. 643.
Amenophthis 659.
Amenſat, ſ. Aahmes
American colonis. Soc. 496.
Amerika 423. 479.
Amhara 557. 561.
Amid 127.
Amida 283. 349.
Amina (M. Mohammeds) 255.
Amir, Kalif 684.
— el-omarâ 338.
Amni-ſatana von Babylon 14.
— -ßadok von Babylon 14. 159.
Ammon (Gebiet und Volk) 58. 68. 119. 156. 186 f. 191. 195. 209.
Amnunira, König von Beirut 160.
Amnanu, ſ. Uruk
Amon, Gott und Prieſterſchaft 616. 618. 621. 623. 631 f. 638. 643. 646—648. 651. 652. 656—658. 662.
— Oaſe 659. 667. 671. [663.
— -Ra 611. 622. 631. 641. 649.
— von Juda 207 f.
Amonasru 627.
Amorges (Karien) 147.
Amorion (Phrygien) 349.
Amoriter 57. 156—158. 160. 162. 187. 655 f.
Amos 80. 119. 140. 205 f. 211 f.
Amoſis 612 f. 615 f.
Amq 56. 58. 62 f. 115—117. 123.
Amr[u] 341. 679 f.
— ibn Aaß 301 f.
Amteſe, ägypt. Königin 594.
Amulett 583. 587.
Amyntas, S. d. Antiochos 669.
Amyrtaios 146. 668 f.
Anath, ſyr. Gottheit 638.
Anatomie 589.
Anaz, Seldſchuke 358.
Anch (Statue in Leiden) 586.
— -ſen-Amon (A.-ſ.-pa-Aten)
Anchiale 70. [645.
Anchtu, Ägypter 672.
Anconeſen 688.
Andaluſier 681.
Andersſon, Karl Johann 421.
Andia nö. v. Parſua 60.
Andre, ſ. Santiago
Andreas, F. C. 92.
Andréoſſy, Ant. Franç. Graf 691.
Anen, Oberprieſter 627.
Anglo, ſ. Anlo
Angola 434. 456—459. 477. 495.
Angora 370. 374.
Angra Pequena 420. 488.
Ankober 563.
Ankore, ſ. N'kole
Anlo, Könige 574.
Annalen, ägypt. 620.
Annius Verus, M. 280.
Annobon (Anno Bom) 481.
Anomabo 452. 478.
Anſ[c]han 95.
Anſiz, Seldſchukenführer 351.
Anßari, perſ. Dichter 344.
Anta, Ägypter 595.
— Xoſa 430.
Antalkidas 148.
Antef, ägypt. Könige 599 f. 640.
Anthropologie 409.
Antigonos (Israel) 224 f.
Antilibanon 58. 154.
Antilope 583.
Antinoë 675. 678.
Antinoos 675.
Antiocheia 56. 116. 225. 241. 278. 282 f. 286. 288. 290. 293. 301. 349. 351. 355. 359. 369. 686.
Antiochos III. der Große von Syrien 218. 243. 271—273.
— IV. Epiphanes 219 f. 673.
— V. Eupator 220.
— VII. Sidetes 273.
Antipas, S. d. Herodes 225.
Antipater, V. d. Herodes 224 f. 291.
Antoninus Pius 675.
Antonio I., König von Kongo 459.
Antonius, M. 225. 279. 291. 671.
Anu, babylon. Gottheit 9. 34.
Anubis 634.
Anyako 574. [134. 136.
Anzan 11. 77. 94. 111. 126. 130.
— Shuſhunka 97.
Anzig (Anzico, Anziquos) 458.
Anzitene 59. [470.
Apachnas, ägypt. König 610.
Apamea 118.
Apan-anchu, Ägypter 599.
Apang 452. 478.
Apepi 611 f.
— Ra-a-kenen 610.
— Ra-a-user 610.
— Ra-neb-nem 610.
Apet 597; ſ. auch Karnak
— Göttin 632 f.
Apfuru (Afuru) 456.
Apis 137. 589. 627. 637. 675.
Apographen 677.
Apollo von Branchidai 665.
Apophis 610.
Apre, ſ. Afrin
Apries 167. 665 f.
Apu-it 594. 610.
Apulien 375.
Aquator 696.
Aquatoria[provinz] 494. 549. 551. 553—556.
Araana, ſyr. Feſtung 622.
Araber 5. 8. 30. 58. 63. 68. 71. 116. 224. 229. 231. 235 f. 238. 242. 245. 251—253. 264—268. 287. 296 f. 299 f. 308. 313. 315 f. 335 f. 343. 349. 354. 386. 394. 407. 427 f. 435—437. 442 f. 469. 477. 483. 485. 487. 491. 495. 508. 510. 523. 531. 533. 535. 545 f. 549. 610. 679.
— Ausbreitung 296.
— Einbruch in Afrika 437. 482 bis 486. 515. 525.
— Geſchichtſchreibung 680.
— Heeresverfaſſung 320 f.
— Kalifat 296—322.
— Seemacht 426.
— Staatenbildung 242. 259. 296 f.
— Wanderungen 8. 23. 235—239.
Arabi, ägypt. Paſcha 550 f. 697 f.
Arabia felix 230 f. 243.
— provincia 240. 296.
Arabien 76. 84. 171. 206. 228—231. 233—239. 241 f. 246 bis 248. 251—255. 261—263. 266. 268. 297 f. 303—306. 312. 318. 323. 329. 333. 338. 354. 366. 387 f. 423. 444. 467. 483. 512. 544. 556 f. 559. 690. 695.
— Ackerbau 251—254.
— Bedeutung f. d. Oſtſudân 537.
— Beſitzverteilung 319.
— Handel 320.
— Kultur 230—233. 320.
— Name 235.
— Nomaden 251—254.
— nördliches 235. 244.

Arabien, östliches 242 f.
— Sklaverei 319 f.
— Städte 319.
— südl., s. Südarabien
— südwestliches 243—248.
— Wüste 579.
— Zerfall in kleine Emirate 387.
Arabisch 580. 694.
Arabistan 296.
Arakel Bei, Ägypter 562.
Aramäer 8. 26—28. 49—55. 57. 79. 99. 110. 113. 115—119. 123. 125. 191. 234—236. 242. 244; s. auch Syrer
— Kunst 124.
— Religion 125.
— Schrift 240.
— Sprache 154. 170.
— Wanderungen 8. 16. 23. 53—56. 234. 242.
Arame von Gusi 57.
— von Urarthu 59. 127.
Aram-ßoba, s. Soba
Araxes 127.
Araziasch 60.
Arbail (-el) 9. 56. 59. 90. 130.
Arban 44. 84.
Arb-Assuan 582. 585.
Arbeiter 658. 676.
Arbela, s. Arbail
Arcadius 676. [291.
Archelaos, Sohn des Herodes 225.
Archilochos 132.
Ardaschir III. 287.
— Papekan 282.
Ardys von Lydien 74. 138.
Area, abessin. Prinz 563.
Arendroop, dän. Oberst 562.
Aretas, s. Hareth
Argamon von Meroë 543.
Argistis I. von Urarthu 128.
— II. von Urarthu 129.
Argo, Nilinsel 540.
Arguin 475. 482.
Argun, Enkel Hulagus 367.
Ari, Stern 607.
Ariaramnes 135.
Aribi 71. 76. 235—239. 245.
Aribua 56. 63.
Arier 139. 152. 393. 469.
Ariobarzanes (Satrap) 149.
Aristobulos, jüd. König 223 f.
Aristoteles 331.
Arka, phönik. Stadt 160. 164.
Arkadia 676.
Arko, Nilinsel 601.
Armenien 3. 4. 11. 27. 28. 44. 50. 52. 59. 61—63. 69. 71. 112. 113. 125—129. 131—133. 141. 269. 274. 276. 278—280. 282 - 284. 286—289. 294 f. 301. 317. 349—351. 369. 372—374. 377. 383 f.
— Anfänge 129.
— assyrische Einflüsse 50. 126—129.
Armenien, babylon. Einflüsse 125 f.
— byzantin. Provinz 384.
— Christentum 283 f. 295.
— persische Einflüsse 270. 378.
— Teilung 284. [381.
Armenier 46. 111. 129. 270. 294 f. 316 f. 349. 372. 378. 384.
Armensteuer, mohammedan. 319.
Armstrong, Fort im Kapland 499.
Arning, Wilh. 565.
Arpach (assyrische Provinz) 130.
Arpad 56. 60. 62. 66. 128.
Arsakes I. von Parthien 271 f.
— II. Tiridates I. 272.
— III. Artabanos I. 273.
— VI Mithradates I. 273.
— VII. Phraates II. 273.
— IX. Mithradates II. 274.
— XI. Phraates III. 274.
— XII. Mithradates III. 274. 277.
— XIII. Orodes I. 274. 277 f.
— XIV. Phraates IV. 279.
— XVII. Vonones I. 279.
— XVIII. Artabanos III. 280.
— XXV. Chosroes I. 280.
— XXVI. Volagases III. 280.
— XXVIII. Volagases V. 282.
— XXIX. Artabanos V. 280. 282.
— parth. Königstitel 272. 276.
Arsakiden 268 f. 271—282.
Arsames 135.
Arsanias 59. 127.
Arses, S. Artaxerxes' III. 150.
Arsikas (später Artaxerxes II.) 147.
Arsinoë 671 f. 674. 676 f.
Arsinoitischer Gau 675.
Arsites (Bruder Dareios' II.) 146.
arsu 654.
Artabazos, Satrap 149.
— von Armenien 277. 279.
Artabanos, Perser 145; s. auch Arsakes
Artachschaschtâ, s. Artaxerxes
Artachschatr, s. Ardaschir
Artaphernes, Satrap 143.
Artaschumara 45.
Artatama von Mitani 45. 626.
Artavasdes (Artawazdah) von Atropatene 273; s. auch Artabazos
Artaxerxes I. Makrocheir 145 f. 215. 668.
— II. Mnemon 147 f. 153. 272.
— III. Ochos 149 f. 168. 217. 669.
Artemidoros 580. 585.
Arus, s. Yaqub Arus
Aruwimi 399. 416. 474. 555.
Arvad 52. 56. 58. 63. 68. 70. 75. 119. 157—160. 162. 165. 167. 168. 622.
Aryandes 141. 667.
Asa, König von Juda 198. 200.
Asad ed-din, s. Schirkuh
A-Sandeh, s. Nyam-Nyam
asaru 635.
Asauad, s. Aussa [519.
Aschanti 451—455. 479 f. 495.
Aschenbrödel 595.
Ascher, See 627.
Aschmunein 683.
Aschraf, Afghane 379.
— Kütschük 686; s. auch Musa
Asdod 67. 206. 236. 665.
Aserbeidschan 317. 347. 350. 360. 362. 364. 367. 369. 372 f. 377. 380. 384.
Aschkuza 71 f. 74 f. 77. 87. 107. 129. 132—134.
Aschnun, Gründer Liberias 496.
Aschtoret 157. 166. 172 f. 176. 638. 645.
Asiatische Einflüsse 577. 584. 597. 599. 609. 611.
Asigheh, s. Ewhe
Askalon 63. 133. 161. 652. 653.
Askari 491.
Askia, Königstitel 512. 515 f.
Asir, s. Bahrain
Assa, ägypt. König 593.
Assab, Bai 562.
Assarhaddon 30. 35. 50. 64—66. 69—73. 75. 77. 84. 88. 102 f. 107. 128 f. 131—133. 137. 153. 165 f. 207. 230. 233. 236 f. 240. 243—245. 542. 663.
Assasif bei Theben 597.
Assassinen 340. 355—358. 363—Assienta, s. Inta [366. 386. 686.
Association afric. intern. 486.
Assuan 545. 578. 580. 595. 599. 618. 658. 684. 692.
Assur, Gott 40. 166.
— Land, s. Assyrien
— Stadt 9. 46.
— Volk, s. Assyrer
Assurbanipal 5. 20. 30. 44. 50. 64 f. 69. 73 f. 76 f. 81. 84 f. 87 f. 91. 93. 95. 103—109. 129. 132. 152. 166. 204. 207. 230. 236. 238. 242. 668.
— Bibliothek 39. 49. 69. 76. 100.
Assur-bel-kala von Assyrien 22. 53. 86.
Assur-bel-nischi-schu 46. 49.
Assurdan I. von Assyrien 21 f. 51.
— II. 54.
— III. 26. 61. 128.
Assur-damin-apli (-pal) 25. 60. 64.
Assur-irbi 53 f. 116.
Assur-itil-ili von Assyrien 76. 87.
Assur-nadin-achi 21. 49.
Assur-nadin-schumi 28 f. 69. 98. 101.
Assur-narara 51.
Assur-nasir-pal (-apli) I. 51.
— II. 24 f. 35. 55—57. 59. 63. 65. 78 f. 83. 116 f. 119. 129.
— III. 127.
Assur-nirari 61. 62.

Aſſur-riſh-iſhi 22. 51. 63. 162.
Aſſur-uballit 18 f. 21. 49. 51. 54. 98. 629.
Aſſyrer 12. 19. 24—26. 29. 31. 40 f. 44. 46 f. 50 f. 53. 55 bis 57. 59. 61 f. 67 f. 70—72. 77—79. 81. 88. 90. 94. 101 f. 105. 109. 114. 127. 130. 133. 142. 153. 164 f. 171. 194. 229. 236. 240. 242. 245. 542. 609. 613. 663. 665.
— Typus 46 f. 77—79.
Aſſyrien 9—11. 16—31. 35. 41. 84. 87. 91. 93. 96. 98 f. 101. 103—107. 112 f. 115 bis 120. 123. 125—128. 130—134. 137. 144. 149. 161—165. 173. 199. 202 bis 206. 211 f. 228. 234. 236—239. 244 f. 296. 621. 626. 629. 664; ſ. auch Meſopotamien
— altes Reich 48—54.
— Aramaiſierung 110.
— Bauernſtand 60. 78. 179.
— Beſitzverteilung 78.
— Bevölkerung 47 f. 78 f. 81; ſ. auch Aſſyrer
— Eroberungspolitik 79—82.
— Grenzbeziehungen 79—81. 127 f.
— Heeresverfaſſung 78 f. 82 f.
— Inſchriften 85.
— Kampf mit Babylon 17—31.
— Klima 78.
— Kultur 47 f. 77—87.
— Kunſt 83—86.
— mittleres Reich 54—62.
— neues Reich 62—77.
— Organiſation 47 f. 55. 81 f.
— Parteien 64 f. 69. 73.
— Umſiedelungen 81.
— Verwaltung 55. 81 f.
Aſtarte, ſ. Aſhtoret
Aſterymos von Tyros 163.
Aſtralmythen 3.
Aſtrologie 36.
Aſtronomie 36. 607.
Aſtyages von Medien 90. 135 f.
Atabeg, ſeldſchukiſcher Titel 360.
Atargate, ſ. Derketo
Athara 535. 537. 545. 553.
Aten-Lehre 630. 641—647.
Athalja 200—204.
Atheismus 640.
Athen 143. 145—148. 150. 168.
Athene 638. [180. 225.
Äthiopien 152. 237. 256. 541—545. 600. 632. 655. 656. 667.
— Sprachforſchung 445. [669.
Äthiopier 74. 508. 523. 531. 537. 538. 540. 661. 663.
— Frömmigkeit 541. 542.
Äthiops, Sohn des Kuſch 557.
Athos 143.
Athotis 588. 589.
Athribis 662.
Athrina, Elamit 141.
Athyr, ägypt. Monat 607. 634.
Ati, ägypt. König 594.
Atlantiſcher Ozean 398. 423. 448 f.
Atlas 394. [511.
Atoko 574.
Atoſſa 138. 149.
Atropatene 271 f. 274. 279. 287.
Attaliden 288.
Attametu, Elamit 105.
Attika 143.
Atu, Ägypter 611.
'atur 579.
Aucar, ſ. Ghana
Auguſtalis 676.
Auguſtamnika 676.
Auguſta Sekunda 676.
Auguſtus, ſ. Octavianus
Aulâd Râſchid 573.
— Soliman 523 f.
— Yâſin 573.
Aurelianus 241. 293. 675.
Aurelius Chäremon 677.
— Diogenes 677.
— Gerontius 678.
— Nilammon 679.
— Syrus 677.
Ausgrabungen 577.
Ausländertum 650.
Auſſa im Weſtſudân 519.
Auſtralien 408.
Auz, arabiſcher Stamm 231.
Avaris 609. 610. 613. 634.
Aveno, Könige 574.
Aveſta 139 f. 154.
Avienus 186.
Avil-Marduk von Babylon 89.
Axim 452. 478.
Axum 544. 557. 560.
Ayubiden 359 f. 366. 684 f.
Azarja, König von Juda 205.
Azaz 56. 60.
Azi-il, Scheich 55.
Aziri, Amoriter 112. 117. 159—
Aziz, ſ. El-Aziz [161. 645.
Azrija'u von Ja'udi 63. 117.
Azyb, ägypt. König 586.

Ba, Seelenteil 635. [651.
Ba'al, Gott 172 f. 635. 638. 645.
— I. von Tyros 71. 75. 166.
— II. von Tyros 167.
Ba'al-azar von Tyros 163.
Ba'al-Harran 43.
Ba'alat 157. 172. 173.
Ba'albek 241.
Ba'alim 173.
Babangi-Bayanſi 470.
Babek (al-churrami, † 837) 334.
Bab el-Mandeb 246. 427. 444. 509. 539. 556. 558. 560. 580.
Babylon u. Babylonien 3—31. 33. 35—39. 41—57. 60—62. 64 f. 67—70. 75—77. 81—84. 87—90. 92. 94. 96—107. 115. 125. 130. 134—139. 141. 144. 151. 153—156. 158—161. 167. 170. 172 f. 203. 206 f. 209. 212—214. 217 f. 227. 230. 234 f. 238 f. 241—246. 248. 260. 268. 281. 296. 626. 629; ſ. auch Meſopotamien
Babylon, Anfänge 14—16.
— Beſitzverteilung 33.
— Bevölkerung, ſ. Babylonier
— Bodenverhältniſſe 32—42.
— chaldäiſch 23—26.
— Einfluß 584. 587 f.
— Einwanderung 7—10.
— Gebiet 70.
— Geſchichtsquellen 31 f.
— Heerweſen 42.
— Induſtrie und Handel 41.
— Juden 188. [100.
— Kampf mit Aſſyrien 17—31.
— Kanal- und Waſſerbau 34 f.
— Kaſſiten 17—21.
— Kultur 31—42. 69. 78.
— Kunſt 35 f. 40—42.
— Mythologie 38—41.
— neubabylon.-chald. Reich 87 bis 91.
— nördliches 23. 25 f.
— Parteien 100.
— Paſhe 21 f.
— Polytheismus 39 f.
— Religion und Kultus 37—41.
— Schifffahrt 42.
— Semitentum 7—10. 626
— ſüdliches 37 f. 90 f. 242.
— Turmbau 36.
— Verfaſſung 33 f. 42.
— Verhältnis zu Ägypten 18. 626.
— — Aſſyrien 17—31. 55. 100.
— — Elam 22 f. 95. 100.
— — Medien 89 f.
— — Perſien 90 f.
— Zahlen und Zeitrechnung 36 f.
Babylonier 3. 5. 12. 19. 24. 35. 36. 39 f. 45. 51. 55. 94. 110. 160. 194. 235. 238. 242. 252. 329. 607.
— ſemitiſche 9. 15.
Bachriten 685—687.
Backſteinbauten 35 f. 84 f.
Badagry 453.
Baëſa, König von Iſrael 198. 200.
Bagabuchſa, ſ. Megabyzos
Bagamoyo 491 f. 555.
Bagdâd (754 gegr.) 300. 323. 325 bis 336. 338—341. 343. 347 f. 352. 355—357. 359. 360. 363. 365 f. 370. 372—374. 387.
Baggara-Araber 550. 552.
Baghdâd, ſ. Bagdâd
Baghirmi 443. 510. 516. 522. 527 bis 530. 532. 535.
— Könige 572.

Bagoas 150. 217.
Bagoës, afrik. Stamm 450.
Bagratiden von Armenien 351.
Bahadung von Dahomeh 454.
Bahrain (nicht Bahrein! spr. Bahrên) 12. 42. 235. 242. 267. 338.
Bahram, pers. Feldh. 287; s. auch Bararan I.
Bahrein, s. Bahrain
Bahr el-Abiad (Weißer Nil) 445.
— el-Ghasal (Gazal) 472. 474. 523. 548. 551. 554.
— Yusuf 578. 608.
Bai, Ägypter 654.
Baïma, s. Wahuma
Baka, südafrik. Stamm 422.
Bakangâi 566.
Bakari I. und II. von Patta 569.
Batbak, Emir 681.
Bakchides, Syrer 220 f.
Baker, Samuel 548. 553.
Bakil, Teil e. Beduinenstamms 232.
Bakke-Bakke 416.
Baktrien 99. 100. 140. 151. 153.
Bakwena 461. [271—275.
Balahissar (Afghan.) 382.
Balatorus von Tyros 167.
Baldeza, Gonzales 475.
Baldissera, Antonio 563.
Baldsch, arab. Feldherr 316.
Balduin I. von Jerusalem 358.
Balich 9. 57. 78. 241.
Ballas (Ägypten) 581.
Baluba 416. 468.
Bamba (Pamba) 459.
Bambara 513. 519.
Bambuk, Negerreich 519.
Bammako am Niger 493.
Bana Heri v. Useguha 492.
Banane 406.
Banda (Uganda) 442.
Bandjia, Häuptlinge 566 f.
Ba-neter-en, ägypt. König 589.
Bangwaketse 461.
Bangwe-Insel 437.
Bangweolosee 465.
Banias (Burg in Syrien) 357.
Bankiergeschäfte 677.
Bankoro am Niger 493.
Bantu 418 f. 429. 437—439. 443. 445 f. 456. 470.
— Sprachen 411 f. 428. 463. 466.
Banu, Haussa 514.
Banyo, Fulbeprovinz 518.
Baol (Senegambien) 449.
Bara (Ostsudân) 550.
Bara'she, Stamm 95.
Baratieri, Oreste 563.
Barawa, s. Brawa
Barbacin, s. Serer
Barbarismen 651.
Bar-çur, Sohn Panammus 124.
Bardissi, Osman 694 f.
Bardiya 138. 141.
Bargama (Ostafrika) 444.
Bargasch, Seyyid 484 f. 490 f. 568.
Bargawan, Emir 683.
Bari 445. 472—474. 554 f.
Baring, Evelyn 698.
Baringosee 447.
Barka 682.
Barkal, Berg b. Napata 662.
Barkiden 180. 182—184.
Bar-Kochba 227. 292.
Barkûk 372. 687.
Barmekiden 327 f.
Barolong 503.
Barotse, s. Marutse
Barrekab von Sam'al 117.
Barros, de, Portugiese 429.
Barrow, John 430.
Bart 619.
Bartatua, Ashkuza 72. 77. 132 f.
Barth, H. 524 f. 527. 570—572.
Bartle Frere, Henry Edward 485.
Barxares, Meder 151.
Ba'sa von Ammon 58.
Basch 583. 586.
Bascha Mahmud, s. Mahmud
Baschilange 468—470.
Baschir, Araber 566.
Basilios II., oström. Kaiser 350.
Basinger 547.
Basra 91. 300. 305. 307. 311. 312.
Bassidu 568. [315. 320. 374.
Bassonge 469.
Bast 638.
Bastaards 422. 489.
Bastarde, arab.-nigrit. 410.
Basuto 422. 433. 461.
Baßra, s. Basra
Batanga 416. 456. 490.
Batavisch-afrikaansch Maatsch. 500.
Bate 574.
Bateke 456. 468.
Bathurst 479.
Batlapin 503.
Batlokua, Betschuanenvolk 461.
Batoka (Insel) 462.
Battel, Andrew 436. 458.
Batua 416. 472.
Bat Zabbai, s Zenobia
Ba'u-achi-iddin v. Babylon 25.
Baüec 416.
Bäuli 566.
Baumann, Oskar 410. 415. 436.
Baumwollkultur 696.
Bautschi 517. 521.
Bavian, Wasserleitung 35.
Bayansi 470.
Bayezid I., Osmanensultan 370.
— II. 372. 688.
Bazi, elamitischer Grenzgau 22.
Bazu, innres Ostarabien 243.
Beamte 594. 602. 650.
Beb 599.
Beba 599.
Bechten, syr. Landschaft 653.
Beder ben Sef, Imam 568.
Bedr, Brunnen (Schlacht) 259.
Bedr, Statthalter von Akka 355.
Bedr el-Djemâli 683.
— el-Mokadem 692.
Bedrîya 573.
Beduinen 33 f. 76. 232. 234—236. 238. 241 f. 251—253. 255. 260. 267. 292. 296. 306. 309. 318. 591. 604. 610. 613. 646. 648. 684.
— Freiheitsliebe 318.
— jüdische 259.
— Leben 231 f.
— Religion 252.
— Staaten 292.
— Stämme 230.
— Stammesgefühl 252.
Begig im Fayûm 604.
Beglerbeg 690.
Behaim, Martin 457.
Behanzin von Dahomeh 454.
Behistân 135. 141 f. 154.
Beibars I. von Ägypten 364. 366 f. 369 f. 685 f.
— II. 686.
Beirut 53. 58. 68. 157. 160.
Beit Walli 649.
Beka'a 87. 159. 208.
Bekr, benjamitischer Gau 193.
Bel 9. 34. 37 f. 88. 214.
Belanda 474.
Belgier 487.
Bel ibni von Babylon 28. 101.
Belit, Göttin 5. 20.
Belisar 285.
Bel-Kudur-ußur von Assyrien 51.
Bell, König der Duala 456.
Bellanda, s. Belanda
Belliard, Aug. Dan. Graf 693.
Belmont 506.
Bel-nadin-achi 21. 98 f.
— -nadin-apli 22.
— -nadin-shum I. 20 f. 50. 98.
— -nirari 21. 49.
Bel-shar-ußur (Belsazar) 90.
Bembesi (Fluß) 433.
Bender Abbas 378. 382.
Benghazi (Tripolis) 533.
Benguëlla 400. 415. 458. 463. 465. 477.
Ben-Hadad, s. Bir-idri u. Mari'
Beni-Hassan 601.
— Kensy (Kenz) 545.
— Suef 595.
— Tamina 262.
Benin 445. 454 f. 521.
Benjamin 191—193.
— ägypt. Patriarch 679.
Ben-Naga (Ostsudân) 624.
Bennu, Vogel 637.
Benson, Stephen Allen 496.
Bent, J. Theodor 429.
Bentresch, Syrerin 653.
Benuë, s. Binuë
Beon 610.
Berakisch, Ruinen 244.
Berber 313. 315 f. 338. 393. 508 bis 514. 525. 531. 541.
Berbera (Somalküste) 480.

Berbera am Djuba 563.
Berend, Griqua 422.
Berenike (verſchiedne) 670 ff. 693.
Bergdamara 421.
Bergenaers 422.
Beringſtraße 409.
Berkuk, ſ. Barkuk
Beroſſos 23. 26. 89.
Berri (Denkaſtamm) 473. 474.
Berſcheh (Ägypten) 601.
Berthollet, Claude Louis 698.
Bes (Gott) 632.
Beſſos, Satrap von Baktrien 151.
Beſtattung 415. 580. 582. 584 f.
Beſtechung 630.
Beta-u, ägypt. König 589.
Bet-el 198. 204. 207.
— -Horon 221.
— -Maacha 191.
— -Rechob 191.
— Shemeſh 172. 205.
— -ſura 220.
— Zacharja 220; ſ. auch Bit
Betſchuanen 415. 429. 461. 502 f.
— -Land 462.
Beurmann, Karl Moritz von 527.
Bewegung 396.
Beyers, Burengeneral 507.
Biafra 398. 455.
Biahmu (Ägypten) 608.
Biaina, armeniſcher Gau 128.
Bias 666.
Biban el-Moluk 597. 624. 658.
Bibejaſhu 21. 50.
Bibel 119 f. 133. 140. 156. 162. 187 f. 241 f.
Bibi Salima von Sanſibar 568.
Bida (Nupe) 517. 521.
Biémangi I. und II. 566 f.
Biëneches, ägypt. König 588.
Bier 645.
Bildermumien von Hawara 678.
Bileam 52.
Bilith (Fluß) 278.
Bilma-Salz 523.
Binothris, ägypt. König 588.
Binuë 395. 480. 513. 517 f. 520.
Biram, Hauſſaſtaat 514.
Bir-idri von Damaskus 57 f. 119 f.
Birket 550. [198 f. 235 f.
— el-Kerûn 578. 608.
Birni 526. 570.
— Beſſê zu Maſſenja 572.
Biru (Weſtſudân) 511.
Biſagos-Inſeln 449.
Biſhri (Gebirge) 52.
Bismarck 487. 489. 494.
Biſſandugu 493.
Bit-Adini 24. 52. 55—57.
— -Amukkani 24—27.
— -Chadippi (=B.-Chalupi) 55.
— -Chamban von Namri 59.
— -chilani 172.
— -Dakuri 24. 26. 30. 55. 70.
— -Imbi 105 f.
— -Jakin 24. 101.
Bit-Sa'alli 24.
— -Shilani 24.
Bithynien 289. 385.
Bitterſeen 579. 604. 652.
Blaeſi, Schweizer 503.
Blemmyer 543.
Bloemfontein 498. 506.
Bloem, Hans, Bur 433.
Bluto 574.
Bnon 610.
Bochara 681.
Bodſon, belgiſcher Kapitän 465.
Boers, ſ. Buren
Boëthos, ägypt. König 588 f.
Bogener 615.
Bogenſtadt, die 8—10.
Boghas-köi (Felsſkulpturen) 111.
Bogos (Abeſſinien) 562.
Bohnen 406.
Boitinne, Aſchanti 452.
Bojador (Kap) 475.
Bojaeli 416.
Bokenranf (Bokchoris) 542. 662.
Bolama (ſ. vom Gambia) 477.
Bolbitiniſche Mündung 579. 664.
Bonaparte, ſ. Napoleon
Bondei 438.
Bongo (Dôr) 472. 474.
Boomplaats 498.
Bôr, Denkaſtamm 473 f.
Borgu 521.
Borku 523. 528.
Bornu 443. 467. 493. 510. 514—518. 521—533. 535.
— Könige 570 f. 573.
Bórroro, Fulbeſtamm 517.
Borſippa 24. 26 f. 70.
Boſch von Dar Fur 573.
bosjesmans, ſ. Buſchmänner
Boſporos 143.
Botha, Hans, Burengeneral 507.
— Louis, Burengeneral 507.
Bothma, Abr. u. Steph. 500.
Botta, Paul Emile 67. 92.
Bouchard, Ingenieur 698.
Brack-River 497.
Brahim, ſ. Ibrahim
Branchidai 665 f.
Brandeis, Eugen 568.
Brandenburg, Kolonien 482.
Braſilien 477.
Bräuche 412.
Brav(w)a 428. 476. 485. 568 f.
Brazza, P. Savorgnan de 486.
Brazzaville 486. [494.
Brettſpiel 587.
Briefe 677. 684.
Britannien 186.
Britiſch-Betſchuanenland 503.
— -Kaffraria 499.
— -Nyaſſaland 494.
— -Oſtafrik. Geſellſch. 494. 555.
— -Somalküſte 480.
— -Südafrikan. Geſ., ſ. Engliſch-
— -Zentralafrika 494. 504.
Bronkhorſt Spruit 502.
Bronzezeit 582. 584.
Bruce, James 444.
Bruë, André 480.
Brugſch, Heinrich 678. 694.
Brüning 565.
Brunnen 648.
Bruſſa 370.
Buana (zu Patta) 569.
Bubandjidda (Adamáua) 518.
Bubaſtis 589. 610. 638. 660. 664.
— Nilmündung 609. [669.
Bubaſtiten 661.
Bube, Bantuvolk 481.
Bubilu (Elam) 93.
Buchanan (Liberia) 496.
Buchara 284. 313. 320. 346. 362.
Buchner, Max 465.
Buchſtabenſchrift 170. 244. 589.
Buchtnaßr, ſ. Nebukadnezar
Buddhismus 281.
Buëa 492.
Bulak 586.
Bulâla 525 f. 529. 570 f.
Bulawayo 504. 533.
Bulgaren 313. 327. 349.
Buller, Redvers 506 f.
Bunkea (Katanga) 465.
Bunſen, Chr. C. Joſ. 694.
Burba-Djolof (Groß-Wolof) 449.
Burdjiten 686—689.
Buren (boers) 419. 422. 432 f. 461. 489. 496—501. 504—507.
Burgenedji 446.
Burgers, T. T. 502 f. [572.
Burkomanda v. Baghirmi 529.
Burnaburiaſ[c]h I. und II. von Babylon 17—19. 21. 49. 629.
Burs-Bey v. Ägypten 373. 688.
Bur-Sin I. von Babylon 13.
Burton, Richard Francis 453.
Bu Said, ſ. Abu Said Bahadur
Buſchiri (Araber) 491. 492.
Buſchmänner (bosjesmans) 393. 400. 411. 414 ff. 417—421. 427. 429. 447. 497.
— Zeichnungen 415. 585.
Buſchland 402.
Buſhire (Elam) 92. 93.
Buſiris 657.
Buto 638.
— Land der 668. 671.
Bußur-Aſſur, ſ. Puſzur
Buyiden 338 f. 341. 345. 347—349. 351. 354.
Buys, Griqua 422.
Bûz, ſ. Bazu
Byblos, ſ. Gebal
Byrſa 177.
Byzanz u. Byzantiner 145. 230. 236. 241 f. 248. 268 f. 284. bis 287. 289. 300 f. 304. 307. 313 f. 316. 321. 326 f. 329. 334. 337. 347. 349. 351 f. 354 f. 368—370. 378. 384.
— Hofrangordnung 685.

Cabral, Pedro Alvarez 476.
Cacheo, Rio 477.
Cadix 175.
Calabar 398.
Caligula 280. 291.
Calm-ushezib (Oberpriester) 239.
Camarina 175.
Cameron, Verney Lovett 465.
Campbell, Niel 452.
Cão, Diego 457.
Cape Coast Castle 478.
Caracalla 280. 675.
Carus, römischer Kaiser 283.
Carvalho, port. Geschichtschr. 464.
Caesar, C. Julius 224 f. 227. 279. 291. 671.
Caesarea (Kappadok.) 349.
— Palaestina 225.
— -Paneas 226.
Caesarion 671. 674.
Casati, Gaët., ital. Hauptm. 554.
Cassius, C. 224 f.
Cathcart, George 499.
Cavally 494.
Cayor 449.
Cazamanca, s. Kasamanze
Cetewayo, s. Ketschwayo
Ceylon 507.
Chabbash von Ägypten 144. 668.
Chabini, Fürst von Tel-abnaja 56.
Chabiri (= Hebräer) 160 f.
Chabrias, athen. Feldherr 148. 149.
Chabruma 564.
Chabur 44. 55 f. 78. 203.
Chadidscha, G. Moh.'s 256. 258.
Cha-em-hat 627.
Cha-em-ust 649. 660.
Chafra 592. 596.
Chaiberpaß 383.
Chair-Bey 689.
Chaires, ägypt. König 588.
Chaironeia 150.
Chajani von Gabar-Sam'al 57.
Chaldäer 23—31. 36. 42. 54 f. 61. 65. 69. 75. 88. 97. 99—101. 153. 160. 212. 235. 242 f. 245; s. auch Babylon
— Wanderungen 23. 31.
Chalid, Feldherr Abu-Bekrs 266 f. 297—300.
— — Obaidallahs 315.
— Omejjade 310.
— Statthalter in Iraq 316.
— ben Bargasch v. Sansibar 568.
— ben Sa'id 568 f.
Chalifa (e) von Sansibar 568.
Challudush v. Elam 29. 97. 101.
Chalîl, Kalauns Sohn 686.
Chalule (Nordbabyl.) 29. 102.
Chama, s. Khama
Chamaat, Ägyptерin 592.
Chamberlain, Joseph 505.
Champollion, J. Fr. 693 f.
Chani in Medien 16.
Chanigalbat 44 f. 50. 52. 57—59. 62 f. 67. 69. 71. 112. 114. 127 f.
Chanoine, C. P. J. 528.
Chaos 38.
Charchar ö. von Holvan 59. 60.
Chargeh 668. 675. [337.
Charidschiten 307. 310 f. 315. 317.
Charran (Karrhae) 278. 279.
Chartered Company 505.
Chartum 536. 546—551. 554. 624.
Charût I. von Wadaî 531. 572.
— II. 532.
Chasisatra (= Noah) 126.
Chaßor (Kedar) 238.
Chatarikka (b. Damaskus) 61.
Chatti, s. Hethiter
— -Land (= Syrien) 113.
Chazaren 316.
Chazradsch, arab. Stamm 231.
Chedive 696.
Cheiber (Oase) 261.
Cheizuran (Gattin Mahdis) 327.
Chem, Gott 632.
Chem Chaya Mgoni 564.
Chemi 579.
Chenensu, s. Herakleopolis
Cheneres, ägypt. König 588.
Chent 594. 613.
Chentnefer 618.
Cheops 591. 592. 597.
Cheopspyramide 590.
Chepere 638.
Chephren 592. 597.
Cheriuf 627.
Cherti 599.
Cheta, s. Hethiter
Chetabu 667.
Chetasar, Hethiter 113. 652.
Chiawambi von Unyoro 443.
Chicova (Monomotapa) 429.
Chidalu 93. 96. 101 f. 104—106.
Chilakku, s. Kappadokien
China 251. 274 f. 284. 288. 329.
Chindanu 55. 236. [378. 425.
Chinzer, s. Ukin-zir
Chios 225.
Chipeta 564.
Chiwa 381; s. auch Chwaresm
Chnum 624. 638.
Chnumhotep 601. 605.
Choiak, ägypt. Monat 607.
Chonsu 638. 653.
Chorasan 270. 273. 300. 312. 316 f. 323 f. 326 f. 333 f. 339 bis 341. 345—348. 352. 361 f. 371. 378—381.
Chor Lurit 472.
Chorsabad, s. Dur-Sharrukin
Choschkadem 688.
Chosrav (Xusrau) I. Anushirwan (Anoschak-rubân, Nûshirwân) 248. 285 f.; s. auch Khosrew
— II. Aparvez 287 f. 295. 297. 679.
— Malik 347.
Chowaresmien, s. Chwaresm
Christen 256. 283. 299. 336. 366 f.
— Rettungsurkunden 677. [549.
Christen, Steuer 319.
Christentum 227 f. 230. 233. 246 bis 248. 281. 283 f. 286. 288. 290 f. 455. 457—459. 496. 543. 545. 558.
Christiansborg 481.
Chronik 680.
Chronika 188.
Chshayârshâ, s. Xerxes
Chu, Seelenteil 635.
Chubushkia 56. 59 f. 126. 130.
Chu-en-Aten 642. 644 f. 649.
Chufu 591—593. 595 f. 623.
Chulai, assyr. Statthalter 56.
Chumâraweih 681.
Chumbaba von Elam 95.
Chumbachaldash I. von Elam 102.
— II. 70. 102 f.
— III. 105 f.
Chumbanigash I. 27 f. 100.
— II. 104.
— S. Amedirras 105.
— V. Tammaritus 104.
Chumban-numena von Elam 97.
Chumie (Fluß) 431.
Chunsu 644.
Churâssân, s. Chorasan
Churbatila von Elam 20 f. 98.
Chusistan 271. 300. 338.
Chusrau Malik, Ghaznawide 347.
Chut-Aten 643. 644. 646.
Chuteriye (Freiwillige im Heere Emin Paschas) 554.
Chutu (K'hutu) 438.
Chwaresm (Chwarizm) 346 f. 360. 362. 371. 380 f.
Clarence Pik 398.
Claudius 289; s. auch Klaudius
Coatit (Abessinien) 563.
Colenso 506.
Comana (Kappadokien) 217.
Comité d'études du Congo 486.
Commagene, s. Kummuch
Congo français 494.
Constantius, Kaiser 283.
Constitutio Antoniniana 677.
Contarini, B. 689.
Cordoba 329.
Corisco, Insel 481.
Cornelius Sulla, L. 674.
Cox, Fort im Kapland 499.
Crassus, s. Licinius
Cromer, s. Baring
Cronje, P. A., Burengeneral 506.
Croß (Fluß) 455. 521.
Cunha, Tristão da 476.
Cunny, Jean, Negerfürst 482.
Cust, Robert Needham 415.
Cypern, s. Kypern
Cyriacus, Titel, s. Kirky

Dabik (bei Haleb) 376. 689.
Dabrat, Stadt in Isashar 190.
Dachschur 590. 606.
Dadjo (Dar Fur) 534.
Dagan (on) 47. 172 f.
Dagara, Wahumafürst 440.

Dahomeh 450. 452—455. 481. 490. 493. 519 f.
Dailem 271. 339.
Dailemiten, ſ. Buyiden
Dajaeni (Armenien) 59.
Dakuri, chaldäiſcher Stamm 26.
Dâli, Kêra 534. 573.
Damara 420; ſ. auch Bergdamara
— -Land 421. 429. 488. 499.
Damaskus 27. 57—64. 76. 80. 83. 115 f. 118—121. 124 f. 162. 164. 195. 198—202. 204—206. 211. 235. 238 bis 241. 287. 291 f. 296. 300. 302. 310. 314. 317 f. 320. 323. 349. 353. 355. 358 f. 366. 386 f. 681. 683. 687. 689. 691.
— aſſyriſch 64. 66. 121.
— islamiſch 306.
Dambamuſa 55. 56.
Damerghu 571.
Damiette 578. 685.
Damiq-Marduk 22.
Damyat, ſ. Damiette
Dan 198. 204.
Dana 569.
Danaer 655.
Danagla, ſ. Dongolaner
Danakil 444.
Dänen 481. 482. 574.
Daniels Kuyl 422.
Danuna 655.
Daphnä (b. Peluſium) 665.
Dapper, Olfert 416. 436.
Dapur (Paläſtina) 652.
Dâraſi, Sektierer 683.
Dareios (Dârayawahu) I. von Perſien, S. des Wiſtâſpa 26. 135 f. 138. 140—145. 150—152. 154. 179. 214 f. 238. 667 f.
— II. Ochos (Nothos) 146 f. 668.
— III. Kodomannos 150. 151.
— Bruder Artaxerxes' I. 145.
Dar es Salaam 491. 492.
Daréſſy, H. 666.
Dar Fertit 547.
Dar Fur 467. 522. 530—536. 544. 546. 548. 550. 552. 572.
— Sultane 573. [696.
Darius, ſ. Dareios
Datames 149.
Datis, perſiſcher Satrap 143.
Dattelpalme 401. 406.
Dâ ûd von Bornu 526.
— von Sonrhay 513.
— von Wadaï 531. 572.
Daura, Hauſſaſtaat 514.
David 47. 52. 118 f. 162. 173. 185. 189. 191—197. 200. 209. 219.
— von Axum 558.
— von Nubien 545.
Davout, Louis Nicolas 692.
Dayaukku, ſ. Deïokes
Debba (nö. von Wâra) 572.
Deborah 190.
Debraski (Abeſſinien) 561.
Decius 675. 677.
Decken, Baron C. Cl. v. d. 568 f.
Decoeur, Franzoſe 490.
Dedef-Hor, ägypt. Prinz 593.
Dedefra, ägypt. König 592.
Deden, nubiſche Gottheit 632.
Dedi, Zauberer 593.
Dedka-Ra, ſ. Aſſa
Ded-Snefru, Snefrus Sitz 592.
Degbérra 472. 567.
Deikiki 344.
Deilem, ſ. Dailem
Deïokes, Meder 134.
Delagoabai 503.
— Eiſenbahn 507.
Delarey, Burengeneral 507.
Delgado (Kap) 483.
Delil Bahär, ſ. Dâli
Delnaod von Abeſſinien 559.
Demavend 72.
Demetrios I. Soter v. Syrien 220 f.
— II. Nikator 221. 273.
— Eukairos 222.
Demoſthenes 149.
Demotiſch 670. 693 f.
Den, ägypt. König 586.
Denderah 599. 623. 637. 673. 675.
Denka 396. 417. 471. 473 f. 537.
Denkjera (Weſtafrika) 451.
Denkmäler, Aneignung 610. 649.
— a. Ägypten u. Äthiopien 694.
Denon, Dominique Vivant 693.
Derbent 284. 379. 380.
Dêr el-Bahri 585. 597. 616. 618. 623 f. 648. 650. 660.
— el-Medineh 673.
Deresgé Maryam 561.
Derketo, Göttin 124 f.
Deſaix, L. Ch. Ant. 691—693.
Deſchaſcheh (ſ. von Beni-Suef) 595.
Deſpotismus 602.
Deuteronomion 187. 212.
Deutſche 435. 438. 488 f. 497.
Deutſchland 421 f. 448. 456. 486 f. 489—491. 493 f. 503. 518. 520. 528. 555. 697.
— Kolonialmacht 487—492.
— Verträge m. England 492. 495.
Deutſch-Oſtafrika 404. 490—492.
— Eiſenbahnbau 492.
Deutſch-Oſtafrikan. Geſellſch. 491.
Deutſch-Südweſtafrika 415. 488 f.
— Eiſenbahnbau 489. [496.
— Kolonialgeſellſchaft 488.
Deutſch-Togoland, ſ. Togo
De Wet, Chriſtian 507.
Dhachhak, Statthalter 310.
Dhlambe, Koſa 430 f.
Diadochen 670.
Diamantfelder, Entdeckung 422.
Diarrhytos, ſ. Hippo
Dibbiri 570.
Dichtung 412.
Dickhäuter 404.
Dido 163. 176.
Dieulafoy, Marcel 92 f.
Digna, ſ. Osman
Dikaua (Dikoa) 528.
Dilbata 26.
Dilmun, ſ. Bahrain
Diluvialzeit 409.
Dingaan, Sulu 431 f. 461. 500.
Dingiswayo, Tetwa 431.
Diniſulu, Sulufürſt 431. 501.
Dinka, ſ. Denka
Diodor 668.
Diodotos I. u. II. v. Baktrien 272.
— Tryphon 221 f.
Diokletian 675. 676.
Dionys I. von Syrakus 181.
Diophantos, griech. Feldherr 669.
Dioskorides, ſ. Sokotora
Direktorium, franzöſ. 692.
Diu 689.
Diyala (Fluß) 90.
Dj..., ſ. auch Dſch...
Djâ'aliya (Araber) 572.
Djabbir (Djaber) 567.
Djakmak, Burdjite 688.
Djalo (Sudân) 533.
Djamârê 518. 528.
Djanbalat, Burdjite 688.
Djauhar, Feldherr 682.
Djebba 521.
Djebeil, ſ. Gebal
Djebel-Hamrin 92.
— -Marra (Dar Fur) 534.
Djedid (Oſtſudân) 556.
Djeiſch, Tulunide 681.
Djerab, ſ. Halifa
Djezzar Paſcha 692.
Djibuti 563.
Djidda 689.
Djîmi (Kanem) 525.
Djinne, ſ. Ginne
Djôda von Wadaï 532. 572.
Djôheina 573.
Djolof (Wolof) 449. 516.
Djongol, Maſſabât 535.
Djuba 563.
Djundju, Ugandafürſt 441.
Djundub, ſ. Gindibu
Djur, Schillukſtamm 474.
Dodds, Alfred Amédée 454.
Dodekaſchoinos 674.
Dofo 574.
Dogali (Abeſſinien) 562.
Doko, Zwergvolk 416.
Dolch 615.
Doliche (Kommagene) 115.
Donau 143.
Dongo (= Angola) 459.
Dongola 539. 540. 545 f. 549—551. 553. 556. 680.
Dongolaner 547—549. 552. 554 f.
Dónyoro 446.
Dor, tyr. Stadt 157. 659.
Dôr 472 f.
Dorak (Elam) 93.

Dorfstaat 413.
— Zersplittrung 471. 566 f.
Dorothea, Fort b. Accada 482.
Dost Mohammed, Afghane 382 f.
Drakenberge 422.
Drakenstein 497.
Dravida 408.
Drehscheibe 582.
Dreibund, mitteleuropäischer 562.
Dreiecke, geschichtete 582.
Dreispitzenkap a. d. Goldküste 482.
Drusen 386. 387. 683.
Dsch..., s. auch Dj...
Dschafar, S. Yahyas 328.
Dschagga 429. 433 f. 438. 458. 464.
Dschaghri Beg 347.
Dschalut, s. Ain Djalud
Dschami, persischer Dichter 372.
Dschamnâ, s. Dschumna
Dschelâl ed-daulet Abû Tâhir 347.
— ed-dîn Hâsan 364.
— — Mankburni 362.
— — Rûmî 361. 367.
Dschengis-Chan 361—363. 369.
Dschumna 342. [371.
Dshof (Arabien) 244. 245.
Dsungarei 274.
Dú'a, Stamm im Taurus 71.
Duala (Dualla) 455. 456.
Dubais, Lehnsfürst v. Hilleh 353.
Dubois, Brandenburger 482.
Du Chaillu, P. B. 416.
Dudumes, ägypt. König 599.
Dufilé 555.
Dugdamme, s. Dygdamis
Dunâma I. ff. von Bornu 570 f.
— II. 525.
— III. Dibbalâmi 525. 570.
— X. 526.
Dungi von Ur 12 f. 20.
Dunip, s. Tunip [bis 103. 130.
Dur-ilu 9. 20. 28 f. 94. 98. 100
— -Jakin 28. 92.
— -Sharrukin 67. 84. 102.
Dushulti (Euphrat) 26.
dux 676.
Du-Yasan 570.
Dwabin (Aschanti) 452.
Dygdamis, Kimmerier 132.
Dynastie, ägyptische 581. 587 f.
— erste 588 f. — zweite 588 f. — dritte 588 f. — vierte 589—593. — fünfte 593. — sechste 594—596. — siebente 596. 599. — achte 596. 599. — neunte 596 ff. — zehnte 596. 599. — elfte 597—599. 636. — zwölfte 598 f. 601 ff. — dreizehnte 598 ff. — vierzehnte 598 f. — fünfzehnte 610. — sechzehnte 610. — siebzehnte 610—614. — achtzehnte 598. 614—647. — neunzehnte 647—654. — zwanzigste 654 ff. — einundzwanzigste 659 f. — zweiundzwanzigste 661. — dreiundzwanzigste 661. — vierundzwanzigste 662. — fünfundzwanzigste 662 f.

Ea-Kult 8.
Ea-mukin-shum 22.
East Africa Protectorate 494.
Ebers, Gg. 694.
Ebro 183.
Edessa 52. 55. 241. 293 f. 296. 301. 349. 355. 369.
Edfu 578. 586. 634. 637. 673.
Edom 61. 67 f. 71. 119. 156. 162. 186 f. 194 f. 200. 205. 209. 222.
Edrisiten Marokkos 334. [238.
Edriß, s. Idrîs
E-dubar-shuqamuna 22.
Efik in Alt-Kalabar 455.
Egesta 180. 181. [614. 622. 644.
Ehrenzeichen, ägyptische 594. 612.
Ei, Verbot 405.
Eiassisee 447.
Einzelwirkungen 401. 403.
Eisen 407.
Eisenbahn Kairo-Kap 698.
Ejjubiden, s. Ayubiden
Ekbatana 134. 136 f. 271 f.
Ekdippa (Phönikien) 165.
Ekron in Philistäa 68. 207.
El 125. 173.
Ela von Israel 198.
El-Afdal, s. Elmelik
El-Aziz Yusuf, Burdjite 688.
Elam 3 f. 9. 11. 13. 20—25. 28—30. 36. 41 f. 50. 60. 65. 67. 69 f. 75—77. 89—109. 130 f. 134. 152 f. 237. 270;
— Ackerbau 109. [s. auch Susa
— assyrisch 104—107.
— Ausgrabungen 92. 93.
— babylon. Einflüsse 92—94. 97—103.
— Bevölkerung 9. 20. 23 f. 41. 69. 75. 91. 96—98. 130. 270.
— Inschriften 92—94.
— Königsreihe 97.
— Königsstädte 91—94. 108 f.
— Kultur 92—94.
— medisch 107.
— politische Einteilung 93.
— Rasse u. Sprache 94.
El-Amarna, s. Tel el-Amarna
El-Arisch, Vertrag 692.
Elasa (Palästina) 221.
Elat 173.
El-Aziz, Fatemide 683.
— -Othman, Ayubide 685.
Elbrus 271. 371. 377. 380.
El-Chargeh 595.
El-Chasa (am Pers. Meerb.) 428.
El-Djuzm 573.
Eleazar (Priester) 292.
Elefant 401. 404. 582.
Elephantine 545. 593 f. 623. 633.
Eleusine 406. [665.
El-Fâscher 536. 573.
Elfenbein 401. 404. 582.
— -Küste 480. 493.
El-Ghûri, s. Kansuweh
El-Hadj von Sonrahy 513.
El-Hakim, Fatemide 355. 386. 683.
Elia 187. 199. Prophet 210.
Eljada, B. Rezons 119.
Eljakim, s. Jojakim
El-jashib, Hoherpriester 216.
Elisa 120. 187. 199. 201. 210.
Elissa, s. Dido
El-Kab 612. 617. 638.
El-Kâhira 682.; s. auch Kairo
Ellipi 60. 67. 100. 101. 130.
Elmelik el-Afdal 355. 683 f.
Elmina 452. 476—478.
El-Missrî, Araberscheich 536.
Elmolo (Ostafrika) 446.
El-Muayad, Burdjite 687.
El-Mustain, Kalif 687.
El-Mustânsir, Fatem. 355. 683.
— billah, Kalif 686.
El-Obeid 550.
Eloby 481.
Elohist 187.
El-Ola 244.
Elorin, s. Ilorin
Elpons, von 565.
Eltheke (Palästina) 237.
Elulaios, s. Luli
Elyab, Denkstamm 474.
Elymäer 273.
Embabeh 691.
Emden 482.
Emesa 118. 301.
Emin, Kalif 333 334. 340.
— Pascha 439. 443. 456 f. 492. 494. 549. 553—555.
Emirat 338. 387.
Empongo (Monomotapa) 429.
Eningo (Loango) 457.
England 381—383. 420. 422. 443. 448. 454. 477—480. 488. 490. 493 f. 496. 499 bis 502. 505. 520. 552—556. 574. 697 f.
— afrik. Kolonien 478—480.
— Imperialismus 505.
— Nil-Kap-Politik 494. 495.
Engländer 378. 430—432. 452. 455. 476. 478 f. 481 f. 484 f. 491. 496—500. 503. 561 f.
Englisch-afrik. Gesellsch. 479.
— -berber. Handelsges. 478.
— -guin. Handelsgesellsch. 478.
— -marokk. Handelsges. 478.
— -Nigeria 521.
— -Ostafrika 494.
— -Südafrik. Ges. 433. 504.
Englisch-.., s. auch Britisch-..
Eni-il von Hamat 65.
En-Nasir Mohammed, Burdj. 688.
Enoch, Abba 678.
Ensai, s. Nsai
Enweri, persischer Dichter 361.

Eparchos 675.
Ephraim, Patriarch 682.
Epidemische Krankheiten 403.
Epiphi, ägypt. Monat 607.
Epistrateg 675.
Epitynchanon, Negersklave 678.
Eponymen-Kanon, s. limu
Erbfolge 696.
— in weiblicher Linie 601. 608.
Erbpacht 696.
Erbse 406.
Erbura, Teruras Frau 645.
Erdnuß 406.
Erêqât 573.
Eretria auf Euböa 143.
Ergamenes, s. Argamon
Eri-Aku, s. Rim-Sin
Eridu am Euphrat 8.
Erimenas von Urarthu 129.
Eritrea 553. 563.
Eriwan 381.
Erman 594. 659. 670. 694.
Erntegötter 632.
Ertogul, Turkmene 370.
Erú, s. Rhua
Ervil, s. Arbail
Erythräa, s. Eritrea
Eryx 182.
Esel 404. 583.
Eshmun 166. 176 f.
Esneh 673. 675.
Esra 214—216.
Essim, s. Axim
Essina (Ostafrika) 428.
Etana, babylon. Epos 41.
Etrusker 111. 178.
Euagoras v. Kypern 148. 168. 669.
Euphrat u. Ufergebiet 3—8. 24. 26. 29. 32. 34 f. 43—46. 48. 50. 52. 55—57. 59 f. 62. 72. 78 f. 84. 87 f. 90 f. 101. 110. 112—116. 125 f. 128 f. 134. 154 f. 158. 196. 229. 231. 234 f. 241. 243. 246. 253. 268 270. 274 f. 278 f. 292 f. 296 f. 299 f. 323. 354. 388. 617. 622.
— Grenze 236. 336.
Europäische Kolonis., ältre 478.
Eurymedon 145.
Eusebius 174. 213.
Evil-Merodach, s. Avil
Ewhe 453. 574.
Eyassisee 415.
Eyeo (Sudân) 453.
Ezbek, ägypt. Emir 688.
Ezechiel 88. 208.
Ez-Zâhir, Fatemide 683.

Faber, Cornelius 500.
Fachr ed-din, Druse 386.
Fadel-Allah, Sohn Rabahs 529.
Faidherbe, L. L. C. 480. 493.
Fairuz, s. Firuz
Faiz, Fatemide 684.
Fajjum, s. Fayûm
Faku, Amapondohäuptling 422.
Falascha, abess. Juden 558 f.
Familie 413. 580. 643.
Fan (Fang) 456. 468. 471.
Fanti 450—452. 479.
Faradj, Burdjite 687.
Farewell, englischer Händler 500.
Farsistan 300. 338 f. 341. 360. 362. 367 f. 372.
Fasa (Ostafrika) 483.
Faschoda 549. 556.
Fatalismus 680.
Fatemiden 337—339. 349. 351. 354—358. 682—684.
— Bauten 682. 684.
— Bibliotheken 684.
Fath Ali, Schah von Persien 381.
Fatima, Mohammeds G. 265. 682.
— Selsûqin 378.
Fayûm 578. 580. 590. 597. 599—601. 604. 606. 608. 637. 662. 679.
Fazilidas von Abessinien 560.
Fazl, Wezir Mamuns 334.
Feldergräber 582.
Fellachen 593. 687. 698.
Fellani (Fellatah), s. Fulbe
Felsenwandmeißelungen 582.
Ferdinand I. von Toscana 386.
Ferghana 354. 682.
Fernando Póo 398. 481.
Ferro, s. Hierro
Ferruhân Scharwarâz 679.
Fetischdialekte 453.
Fettbildung 410. 414. 585.
Fetwa (Proklamation) 692.
Feudalstaat 117. 561.
Fezâra (afrik. Araber) 573.
Fezzan 509. 522—525.
Fidah, s. Whydah
Fingu 422. 431. 499.
Firdusi (aússî, ówssî) 344 f.
Firuz, persischer General 300.
Fisch 405. 583. 611.
Fischfluß 417. 419 f. 430 f.
Fiskalismus 602.
Fittrisee (Sudân) 530.
Flavius Basilius 678.
— Josephus 162 f. 214. 217. 225 bis 227. 609 f. 613.
— Phokas, s. Phokas
Florenz 386. 688.
Flotte 611. 655.
Fon (Dahomeh) 453.
Fondachi 688. 689.
Fort Beaufort (Hottentotten) 420.
Fostât 302. 338. 679—682; s. auch Foureau, Fernand 528. [Kairo
Franceville 486.
François, Kurt von 489.
Frankreich 381. 454. 480—482. 487. 490 f. 493 f. 520. 555. 562 f. 695. 697.
— afr. Kolonien 480 f. 487. 493 f.
— Sudânpolitik 493. 521. 571 f.
Franzosen 387. 457. 476. 480. 496 f. 519. 528.
Französisch-Dahomeh 521.
— -Guinea 480.
— -Sudân 521.
Frau 406.
Freetown 479.
Freie 658.
French, George Arthur 506.
Friedrich II., Kaiser 359. 683. 685.
— III. (I.) von Brandenburg (-Preußen) 482.
— Wilhelm d. große Kurf. 482.
— — I. von Preußen 482.
Frobenius, L. 413. 425.
Frumentius, abess. Apostel 558.
Fulbe (Fula, Fullan) 396. 449 f. 455. 508. 513. 515—519. 526. 529 f. 535.
— Typus 515.
Fumo von Patta, s. Alote, Amadi, Bakari u. Omar
Fumbina (Adamáua) 515. 517.
Fundj[i] (Schilluk) 535. 546.
Fura (Südafrika) 427.
Fussi, Mgoni 564.
Futa, Gebirgsland 449.
— -Djallon 398. 480. 516.

Gabar-Sam'al 57.
Gabriel 678.
Gabun 402. 416. 449. 456. 468. 481. 487. 494.
Gadi, B. Menachems 202.
Gadir, Berg 549. 550.
— = Cadiz 175.
Gaëta 688.
Gaika, s. Ngqika
Gala, s. Galla
Galabat (Ostsudân) 563.
Galater 289. 385.
Galeka, Xosa 430.
Galenasgebiet 496.
Galepsos 695.
Galeriewälder 402.
Galerius, Kaiser 283.
Galiläa 119. 225 f. 291. 624. 648.
Galim (West-Sudân) 518.
Galishwe, Betschuane 503.
Galla 397. 416. 439. 441. 444—446. 470. 474. 546. 560 f.
— Heimat 444 f.
Gallentum 125.
Galliano, Major 563.
Gallieni, Joseph Simon 493.
Gallienus, Kaiser 241. 293.
Gama, Christoforo da 445. 560.
— Vasco da 374. 476.
Gambári, Sohn Alekús 567.
Gambia 398. 450. 477—479. 493. 495.
Gambuli 70. 75. 76. 103.
Gamil-Ninib von Issin 13.
Gandish, babyl. König 21.
Gando (Gandu) 516 f. 519—521.
Ganga, Xosa 430.
Ganguella 463.
Gans 583.

Ganſi, Sandeh 566.
Garamanten 523. 525.
Gardikanna, ſ. Shadikanna
Gardiner, engliſcher Händler 500.
— Präſident von Liberia 496.
Garengandja, ſ. Katanga
Garu (Oaſe Kawâr) 523.
Gaſaland 435.
Gatacre, William Forbes 506.
Gath (Philiſtäa) 192.
Gathas (Aveſta) 140.
Gaugamela 151. [615. 620.
Gaugrafen 596. 599. 602 f. 611.
Gaumata (Pſ.-Bardija) 138. 667.
Gawrang, ſ. 'Abd 'ur-Rahmân
Gaza 65. 66. 71. 161. 222. 236. 620. 652. 689. 691.
Gazellen-Gau 601. 603.
— -Schädel 584.
— -Strom 472.
Gbari, ſ. Guari
Geba, Rio 477.
Gebal 56. 63. 68. 119. 157—160. 162. 165. 168. 173 f. 634. 640.
Gebel Selſeleh (Nil) 578. [659.
Gebirge 401.
Geburtsanzeigen 677.
Geburtshilfe 633. 638.
Gedroſien 137.
Ge'ezſtämme 246. 557.
Geheimbünde 413.
Geier 606.
— -Stele 82.
Gela (Sizilien) 181.
Geldwert 677.
Gelele von Dahomeh 454.
Gelon von Syrakus 179.
Generalſtaaten, ſ. Holland
Geneſis 7. 96.
Genezareth, See 298.
Gentil, Emile 528. 529.
Genueſen 371. 688.
Gentyi (Weſtafrika) 574.
Geographiſch. Grundgedanke 413.
George, Fort am Gambia 479.
Georgien 351. 362. 369. 372. 380.
Georgios, ſ. Mukaukis [384.
Georg Wilh. v. Brandenb. 482.
Geraſa (Paläſtina) 226.
Gerdſhin b. Sendſhirli 117.
Germanen 3. 280.
Germanicus 623. 675.
Gerrha 235. 243. 246.
Geſchem, Araber 216.
Geſchichtſchreibung 680.
Geſchichtsſinn 587.
Geſchwiſterehe 672. 674.
Geſellſch. ſ. deutſche Kolon. 491.
Geſem, Araber 238.
Geſhur 191. 195.
Geſſi, Romolo 528. 548 f.
Geſſius Florus, Prokurator 226.
Geſtirnkult, ſ. Sternglaube
Getränke 683.
Getreide 406. 674. 687.
Gewebe 582.
Gewürzhandel 688.
Gezer 196. 660.
Gezo von Dahomeh 454.
Ghana (Ghanata) 510—513. 515.
Ghaſſaniden (Syrien) 242.
Ghayath ed-dîn, ſ. Mohammed u. Turanſhah
Ghâzân, Ilchan 367 f.
Ghazna und Ghaznawiden 341—
Gheſo, ſ. Gezo [347. 360.
Gheſur (Israel) 118.
Ghilan, ſ. Gilan
Ghôriden 346 f. 360.
Giacas, ſ. Dſchagga
Giammu, Aramäer 57.
Gibbethon (Philiſtäa) 198.
Gibeon 489.
Gibraltar 171. 186.
Gideon in Manaſſe 190.
Gilân 271. 377.
Gilead 190. 195. 199 f. 222.
Gilgameſh 40 f. 95.
Gilu[c]hipa 45. 626. 628.
Gilzan (Urumiyaſee) 59.
Ginath, B. Thibnis 199.
Gindaros in Syrien 279.
Gindibu (Gundub) 58. 119. 235 f.
Ginga Bandi von Angola 459.
Ginne (Sudân) 512.
Girra, Gott 28.
Giſchala, ſ. Johannes
Gizeh 590. 592. 681 f. 689.
Gladſtone, W. E. 383. 502.
Glas 170.
Glaſer, Ed. 231—233.
Goa am Niger, ſ. Gogo
Gobat (Oſtſudân) 551.
Gobengâ 567.
Gober (ir) 514. 516 f.
Gobeſié von Laſta 562.
Gobryas, ſ. Ugbaru
Godjam 562.
Gogo 513. 519.
Göhring, Reichskommiſſar 488.
Göktſcheſee 127.
Gold 407. 582. 587. 606. 611 f. 617. 626. 647 f.
Goldan, Schweizer 503.
Goldhorus 616.
Goldküſte 398. 407. 450. 452. 475. 477—479. 481 f. 495.
Gonaqua (Hottentotten) 420.
Gondar 552. 561.
Gordianus, Kaiſer 282.
Gordon, Ch. G. 548. 551. 553.
Gorée 478. 480.
Gorgias, ſyriſcher General 220.
Goſchen (Gooſen), Burenrep. 503.
Goſham, ſ. Geſem
Gottes-Sohn 642.
— -Vater 629. 644. 646.
— -Weib 616. 659. 661—664.
Gott-König 627.
Gouraud, J. H. Eug. 494.
Graaf-Reinet, Gründung 497.
Grab, Beraubung 657 f. 660.
Grab-Kammern 590.
— -Malereien 587. 667.
— -Spenden 636.
Graffiti 582. 585.
Grahamstown 431.
Granada 511.
Grand Baſſam 481.
Grande, Rio (Gambia) 477.
Granikos (Schlacht) 150.
Grant, J. Aug. 440. 442.
Grasland 402.
Graſpan 506.
Gravenreuth, Karl Freiherr v. 492.
Grebo, ſ. Kru
Greenleaf, Prof. (Liberia) 496.
Greif 606.
Grenfell, Francis Wallace 253.
Grenze 236. 397. 604. 606. 633. 644. 652.
Griechen 91. 111. 142. 144 f. 149. 153. 158. 164. 171. 174 f. 177. 425. 427. 558. 687.
— ägyptiſche 664. [698.
— aſiatiſche 137. 143. 290. 385. 663; ſ. auch Byzantiner
Griechenland 3. 142 f. 146.
— Einflüſſe 644. 664.
— Seemacht 426.
Griqua 419. 421 f. 431. 461. 498.
— -Land 501.
Griquatown 422.
Gröben, Friedrich v. d. 482.
Groddeck, E. 572 f.
Groß-Friedrichsburg 482.
— -Görſchen 691.
Großmoghule in Indien 379.
Großphrygien 147.
Groß-Popo 481.
Gruner, Hans 490.
Grünes Vorgebirge 478.
Guadja Trudo v. Dahomeh 454.
Guardafui (Kap) 443. 445.
Guari (Hauſſa) 514.
Gu-Bulawayo, ſ. Bulawayo
Gudda-Guddi 562.
Gudea v. Lagaſh 11 f. 35. 41 f. 84 f. 95. 158. 234. 244.
Guillain, M. 568 f.
Guinea 398 f. 402. 411. 448. 476. 481. 507 f.
Gundub, ſ. Gindibu
Gura (Abeſſinien) 562.
Gurgum, ſ. Amq
Gurri (Sudân) 573.
Guſi von Jachan 56 f.
Gutium 11. 16. 30. 51. 125 f.
Gyges von Lydien 74. 132. 663.

Haanchef, Ägypter 601.
Haar 408. 410. 589.
Habaſchat, arab. Küſtenreich 557.
Habe, Dynaſtie in Katſena 515.
Habeſch, ſ. Abeſſinien
Habu (Theben) 597.
Hachâmanišiya, ſ. Achämeniden
Hackbau 405 f. 413.

Hadad, Gott, s. Ramman
— König von Edom 162. 200.
— -ezer von Soba 119.
— -nadin-ach von Maißan 243.
Haddschadschi, Feldherr 312—315. 320.
Hadendoa (Ostsudân) 550.
Hadi 327. 328.
Hâdschi Mohammed von Sonrhay 515 f.; s. auch Mohammed el-Amin von Baghirmi und Omar (Fulbe)
Hadramaut 267.
Hadrian 223. 227. 280. 292. 675.
Hadrumetum 175.
Hafis, Dichter 372.
Hâfiz, Fatemide 684.
Haggai, Prophet 214.
Hahabe, Xosa 430.
Hahn, Eduard 405.
— Hugo, deutscher Missionar 421.
Hai, Ägypter (= Ai?) 629.
Hailu Malakot 561. 563.
— Maryam 561.
Ha-ka-Ptah 579.
Hakem (im), s. El-Hakim
Haleb 301. 337. 349. 354 f. 357 f. 366.
Halévy, Joseph 232.
Halifa Djerab v. Kanem 529. 571.
Halys 67. 74. 89. 124. 133 f.
Ham 557.
Hamadan 300.
Hamat[h] 57 f. 63. 65 f. 111. 116. 118 f. 124. 204. 241.
Hamburg, Handelskammer 490.
Hamdan (= Beduinenstamm) 232.
Hamdaniden 337—339. 350. 354 f.
Hamed ben Mohammed 469.
Hamilkar (Barkide) 179. 182 f.
Hamiten 397. 418. 438. 444—446. 470. 537. 557. 580.
Hamito-Niloten 446. 473.
Hammamât 600.
Hammed ben Ahmed, Emir 568 f.
— ben Thwain 568.
Hammis ben Raschid von Mombas 569.
Hammurabi von Babylon 14. 16. 34. 38. 95 f. 158.
Hamr, Stamm 573.
Hamud von Sansibar 568.
Hamza, Mohammedaner 305.
Handel 401. 407. 629. 673. 675. 687. 689. 698.
Hanesa (Palmyra) 293.
Hanfkultus 469.
Hannibal 180. 183.
Hannington, Bischof 442.
Hanno, der ältre 186.
— der Große 181.
— Vater Hamilkars 179.
— von Gaza 65 f. 237. 663.
Hapi, Nilgott 579. 637.
Hapirti (Elam) 93 f.
Harar 445 f. 480. 560. 563.
Harem 657.
Hareth, Nabatäer 224. 239.
Harran (Stadt im Balichthal in Babylon) 9. 11. 38. 43—45. 55. 60. 84. 90. 135. 203.
Harrar, s. Harar
Hartmann, Robert 444.
Harûn, Sohn Chumâraweihs 681.
— Arraschid 327 f. 330 f. 333. 339 f. 357.
— el-Reschid von Dar Fur 573.
Hasan, ägyptischer Prinz 562.
— Hambanide 337.
— Kapudan-Pascha 691.
— Sohn Alis 306.
— S. Mohammed Nasirs 686 f.
— -i Sabbâh 356 f.
Hâschim von Bornu 528.
Haschimiten 322. 324 f.
Haschischin, s. Assassinen
Hasbrubal 175. 177. 182 f.
Ha-sechem-ui 586.
Hashid, Teil e. Beduinenstamms 232.
Hasîb Allah von Dar Fur 573.
Hasmonäer 220—225. 239.
Hássan, s. Hasan
Hatebi von Alaschja 660.
Hathor 585. 623. 637—639.
— -Masken 584.
— sieben 637.
Hatschepsut 540. 585. 612. 618 f.
Hatsuten, ägypt. Stadt 646.
Hatt el-Evista, s. Äquatoria
Hauar (Hatuar) 610—614.
Hauasch, Ägypter 554.
Häuptlinge 413.
Hauran 58. 240. 387.
Hausbewohnerlisten 677.
Haussa 509 f. 513. 515—517. 528.
— Sprache 412. 517.
— Staaten 494. 512—515. 517. 520. 523 f. 526; s. auch Fulbe
— — unechte 514.
Haut, Faltigkeit 414; s. auch Fett
Hautfarbe 393. 408. 410.
Hawaï, Wangonisultan 564.
Hawâjin (Beduinenstamm) 262.
Hawara 608. 678.
Hazael von Damaskus 58. 118. 120. 199. 201 f.
He, nubische Gottheit 632.
Hebräer 7—9. 43. 54. 156. 159. 193. 241. 614; s. auch Kananäer
— Wanderung 156.
Hebron 43 f. 119. 192—194. 209.
Hedschas 236 f. 255. 388.
Hedschra 263; s. auch Mohammedaner
Hegemon 675.
Heiligenbilder 680.
Heimât 573.
Heinrich, s. Henrique
Helene von Adiabene 228.
Helgoland, Erwerbung 492.
Heliopolis 74. 589. 604. 623. 630 f. 637 f. 644. 648 f. 653. 662. 669. 675. 679.
— Schlacht 692.
Hellenion 666.
Hellenistisches Zeitalter 670. 674.
Hellfarbige 400. 410. 414. 580.
Helm 655.
Helwan 698.
Henderi Tege, s. Kawâr
Henkelkreuz 641. 678.
Henrique der Seefahrer 475.
Hensler, Schweizer 503.
Hent-taui, Tanitin 659.
Henu 600.
Henut-taui, Ägypterin 606.
Hephaistos 637.
Hephtaliten 285 f.
Heptanomis 675 f.
Herakleopolis 596. 606. 661 f.
Heraklidesbezirk 676.
Heraklios, oströmischer Kaiser 287. 297. 300 f. 678 f.
Herat 381.
Her-chuf, Ägypter 595.
Herero 420 f. 429. 459. 462. 488 f.
Herihor 658 f. 662.
Hermokrates 677.
Hermon 58. 110.
Hermonthis 599. 651.
Hermopolis 661 f.
Herodes 224 f. 240. 291.
— Antipas 291.
Herodot 74. 89 f. 132—137. 141. 143 f. 153. 508. 523. 589. 591 f. 595. 597. 608. 637. 663—666.
Hertzog, Burengeneral 507.
Hesekiel 167. 171.
Hethiter 11. 17 f. 45. 56. 66. 110—122. 124—127. 130. 161 f. 629. 648. 651—653. 655; [s. auch Mitani
— Kunst 123 f.
— Religion 124 f.
— Sprache u. Schrift 111. 115.
— Typus 111.
Heuschrecke 404.
Heymat, s. Heimât
Hezjon von Damaskus 119.
Hicks, William 550.
Hidschas u Hidschra, s. He...
Hidschr 239 f. 244.
Hierakonpolis 581. 583. 604.
Hierapolis (Membidsch) 125.
Hieratisch 694.
Hiero II. von Syrakus 182.
Hieroglyphen 3. 121 f. 667. 675.
Hierro 481. [693 f.
Hikupta, s. Ha-ka-Ptah
Hilal ben Sa'id 568.
Hilleh (Irak) 353.
Himalaya 425.
Himera 179—181.
Himjaren 246. 247. 525. 570.
Hims, Schlacht 686.
Himyaren, s. Himjaren
Hind, M. Muawijas 304 f.

Hiob 242. 640.
Hippias 143.
Hippo Diarrhytos 175. 182.
— Regius 175.
Hira 242. 296 f.
Hiram I. von Tyros 62. 162 f. 196.
— II. 164.
— III. 167.
Hiro, Bandjía 567.
Hirse 406.
Hirtenkönige 610.
Hirtenvölker 394. 400. 405. 414.
Hischam, Kalif 315—317.
Hiskia von Juda 68. 80. 165. 206 f. 214. 542.
Hístaios von Milet 143.
Hístorischer Sinn 587.
Hît am Euphrat 241.
Hittin, Schlacht 359.
Hiungnu 274; s. auch Hunnen
Hochasien 284. 286. 288. 425.
Hochebene 395. 400 f.
Hochgebirge 395. 401.
Hochstellung 582. 585.
Hodgson, Frederik 480.
Holcus sorghum 406.
Holland 477 f. 480.
— afrikan. Kolonien 419. 477 f.
— Ostindische Kompanie 497.
— Westindische Komp. 477 f. 482.
Holländer 419 f. 452. 459. 476 f. 481 f. 497.
Hollandsche Afrik. Rep. 498.
Holub, Emil 403. 461.
Holvan, Pässe 59 f.
Homer 158. 417. 655.
Homr, s. Hamr
Höms, s. Emesa
Honig 683.
Hophra 208. 665.
Hor-a, ägypt. Schreiber 657.
Horemheb der Ältre 646.
— der Jüngre 646 f.
Horhetep, Thebaner 672.
Hor-Hut 634.
Hörigkeit 416. 658.
Hormizd IV. von Persien 286.
Hormujan, Ebene 282.
Hormuz, Iraqaner 297.
— Statthalter 300.
Hörnersee 578.
Hornkranz, Erstürmung 421. 489.
Horthuma, Perser 334.
Horus 616. 621. 632. 635—637. 639. 643. 646. 662. 664.
— Kampf mit Set 586. 634.
— -Sperber 586. 592.
Hosain, Sefewide 379.
— Sohn 'Alis 307—311.
Hosea, König von Israel 64. 80. 202 f. 205.
— Prophet 203. 205. 211 f.
Hottentotten 393. 400. 411. 414—422. 429 f. 456. 497. 499 f. 585.
— -Schürze 414.
Hou (Ägypten) 581. 584.
Hui, Ägypter 645.
Hülâgû 363—367. 685.
Humê von Kanem 525. 570.
Huhn 405.
Hund 404 f. 583.
Huni, ägypt. König 590.
Hunnen 284. 286.
Husain (Hussain), s. Hosain
Husrawañh, s. Chosrav
Hyksos 15. 158 f. 540. 587 f. 597 f. 609—614. 618. 631.
— Name 610.
Hymnen 641.
Hyotoyozi (Fluß) 432.
Hyrkan II., jüd. König 223 f.
Hyrkanien 141. 146. 217. 272.
Hystaspes 135.

Jason 219.
Ibadan (Yoruba) 455.
Iberer 111. 316. 347.
Iberien 270. 283. 285. 289. 295. 351; s. auch Armenien
Ibis 634. 667.
Ibn Killis, s. Yaqûb
— Memdûd 681.
— Mudabbir, s. Ahmed
Ibo (am Niger) 455.
Ibrâhîm (Ibram), Abbassíde 318.
— Mameluk 691—694.
— Pascha 695 f.
— von Bornu 527.
— von Tama 533.
— ben 'Alî von Wadaî 533. 572.
— Gurguru 554.
— ibn Aglab 334. [573.
— Koiko von Dar Fur 536. 548.
— Madji von Katsena 515.
— Scherîf ed-Dîn, Faqîh 572.
I-b-s 605.
Ichschid(id)en 338. 354. 545. 682.
Idibil von Mußri 236. 242.
Idibe 106.
Idrieus von Karien 149.
Idrîs 'Amâmi v. Bornu 526. 571.
— 'Amsâmi 526. 571.
Idumäa 222. 224. 226. 291.
Igur Kappapu 46.
Igwiro 565.
Ihangiro 440 f.
Ikonion 349. 351. 361. 366—369.
Ilchane 366—370.
Ilek, Chan von Kaschgar 346.
Illahun 605.
Ilmorma, s. Galla
Ilorin 517. 521.
'Imâd ed-dîn Othmân, s. El-Aziz
Imam, s. Ahmed, Maskat u. Sana
Imbros 143.
Imoscharh, s. Tuareg
Inal, Emir 688.
Inaros 146. 668.
Indabigash von Elam 105.
Inder 252. 425—427. 485.
Indianer 469.
Indien 99. 109. 142. 151—153. 231. 237. 245 f. 270 f. 273 275. 277. 282. 286. 313. 341. 345 f. 360—362. 379. 408. 423. 425. 427 f. 467. 475—477. 483. 494. 505. 537. 560. 673. 675. 690. 699.
— geogr. Darstellung 425.
— griechische Kunst 275.
— Handel 292. 300. 320. 367 f.
— Mohammedaner 342.
— Weg 42.
Indischer Ozean 251. 270. 329. 423—427. 443. 484. 539. 688.
Indogermanen 69. 71 f. 76. 107. 109. 113. 129. 131—135; s.
Indonesien 425. [auch Ashkuza
Induna (Sulu) 431.
Indus 139. 270. 275. 307. 313. 342. 360. 379.
Ingogo (Fluß) 502.
Inkareich 577.
Innerafrika 399. 459—475.
— Bahn, s. Eisenbahn
Innerasien, s. Hochasien
Innocenz X., Papst 459.
Insekten 403.
Inta (Assienta) 451.
Inzag (Bahrain) 235.
Joannes, s. Johannes
Ionier 67 f. 666.
— Aufstand 143.
Iphikrates 149. 669.
Ipsodorae 473.
Iquon Amlag von Schoa 559.
Irak 297. 302—306. 308. 310—312. 316 f. 319 f. 323. 326. 330. 333 f. 338 f. 341. 347. 353. 355. 360. 364—366. 368. 371—373. 377. 387. 690.
Irakaner 297. 304 f. 307 f. 310. 312. 315 f. 318. 323. 334.
Iran 268 f. 271. 273 f. 276. 278. 281—284. 316. 324. 338 bis 340. 342 f. 354. 357. 360. 362 f. 365. 370. 372. 378. 380. 425.
— Heldensang 344.
— Kultur 287 f. 343. 362 f.
— Lage u. geogr. Char. 270 f.
— östliches 346. 377.
— Volkstum 272. 281 f. 284.
— westliches 377. [342. 367.
Iranier 268. 277. 282. 284. 294. 300. 318. 324. 337. 377.
'Irâq, s. Irak
Irba-sin 22.
Irchulini von Hamat 57 f. 118.
Iringa 565.
Irishu 46.
Irkata (Nordphönikien) 622.
Irqana (Damaskus) 58.
Irr (am Ba Batschikam) 572.
Isa ben Nestorius, Wezir 683.
Isandhlwana (Isandula) 432.
Isaurien 289.

Ischtar, s. Istar
Ischupri, Stadt in Ägypten 72.
Isfahan, s. Ispahan
Ishbaal, S. Sauls 193 f. 196.
Ishbigirra von Babylon 13.
Ishkallu von Tabal 71.
Ishme-Dagan von Isin 13.
— von Assur 46.
Ishtar, s. Istar
— -chundu, s. Shutur-nachundi
Isin 9. 13 f. 20. 37. 95. 98. 173.
Isiral 187. 653; s. auch Israel
Isis 593. 616. 634 f. 638 f. 643. 664. 675; s. auch Hathor
Islam 5. 228 f. 231. 236. 242. 248. 251. 253. 261. 263 f. 267. 281. 288. 295. 297 f. 302. 304. 308 f. 319. 325. 329. 334. 337. 340. 353. 356. 359. 364. 385. 388. 427 f. 455. 482 f. 510—512. 515. 520. 523. 525. 533. 541. 544. 546. 559. 631; s. auch Mohammed
— demokratisch 306 f. 326.
— Heldenzeit 267 f. 322.
— im Sudân 510. 520.
— in Indien 342.
— in Kleinasien 352.
— in Liberia 496.
— Rechtsprechung 680.
— Sittengesetz 263.
Isle de France, s. Mauritius
Ismâ'il (Ismaël), Khedive 562.
— Pascha 536. 547 f. 696 f.
— Samanide 341.
— S. Mohammed Nasirs 686.
— Statthalter 690.
— el-Safi, Sefewide 377.
Ismailia 579. 697.
Ismâ'iliten 337 f. 340. 354. 356. 364. 609. 682 f.
Ispabara von Ellipi 67. 101.
Ispahan 271. 372. 379 f.
Ispuinis von Urarthu 128.
Israel 25. 39. 57 f. 61. 63 f. 80. 119—121. 159. 186—228. 614. 653. 661; s. auch Juda und Judentum
— Anfänge 189—191.
— assyrisch 202. [613.
— Auszug a. Ägypten 189. 194.
— damascenisch 199.
— Gottesstaat 290 f.
— persisch 217.
— Richterzeit 190.
— Wegführung 203.
Israeliten 156. 158. 160. 162. 171. 187. 191. 203. 234. 613 f.
Issachar, israel. Stamm 198.
Isbak I. von Sonrhay 512.
— II. 513.
Issos 151. 669.
Istar (Göttin) 9. 20. 37—39. 41. 45. 49. 86. 95. 106. 108. 628;
— -Gedicht 41. [s. auch Nana
Is-tu-bar, s. Gilgamesh
Italiener 552. 553. 562 f.
Ithobal von Phönikien 163.
— II. von Sidon 68. 165.
— III. von Tyros 167.
Izebel, Frau Ahabs 163. 199.
Izz ed-dîn von Wadâi 572.
— — Kilij Arslân 369.

Jachan (Arpad) 56.
Jacobs, Willem, Bur 498.
Jadi-Addu 628.
Jafa 157. 161. 619 f. 692.
Jagd 405. 414—416.
— -Hund 405.
Jager, Chr., s. Afrikaaner
Jaghri-Beg Dâûd, s. Dschagri
Jahve 40. 125. 173. 194. 196. 204. 207. 209. 214.
— Kultus 120. 209 f. 219.
Jahvist 140. 187.
Jakinlu, König von Arvad 75.
Jakob (israel. Gotth.) 187.
Jakob I. von Lusignan 688.
Jakobiten 544. 679.
Jakub, s. Ya'qûb
Jama, Sulu 431.
Jameson, Dr. L. S. 504 f.
Jamutbal (Elam) 54. 96.
Jangara, s. Nyangara
Janhamu (im Nildelta) 630.
Janias, ägypt. König 610.
Janitscharen 374. 385. 690.
Jannaios, Alex. Makk. 222. 224.
Japati, s. Yapati
Japel-her (Skarabäus) 610.
Jarebiten 484. 568.
Jarimuta 579. 630.
Jarmuk (Fluß) 298. 300.
jaro (u) 579.
Jasubigalla 68.
Jatbur (Provinz am Uknu) 101.
Jathil (Ma'in) 244.
Jathrib, s. Medina
Ja'u (Urbild Jahves) 125.
Ja'ubidi v. Hamat 65. 118. 121.
Ja'udi, Landschaft 63. 117. [204.
Jaxartes 137. 270.
Jebusiter 193.
Jehem (Philistäa) 620.
Jehovah, s. Jahve
Jehu von Israel 58. 120. 164. 199. 202. 204 f. 210 f.
Jeki Tamal, Mahdist 552.
Jelâl, s. Dschelal
Jel-Bey, Burdjite 688.
Jelboga, syr. Statthalter 687.
Jemama 71. 233. 237. 242 f. 266. 338.
Jemen 203. 231—234. 236—239. 243—248. 251. 266 f. 286. 318. 387 f. 556. 559.
Jemenen (Drusen) 386.
Jemeniten 255. 259. 267. 303. 310. 314—317. 386.
Jenseits 590. 631. 639 f.
Jenuam (Paläst.) 648. 653.
jedr 579.
Jephta in Gilead 190.
Jerachmeel, jüdischer Stamm 192.
Jeremia 40. 208. 211 f. 218. 238. 678.
Jericho 224.
jero 579.
Jerobeam I. v. Israel 162. 197 f. 210. 661.
— II. 202.
Jerusalem 28. 63 f. 68 f. 80. 87. 120. 149. 161. 165—167. 173. 193 f. 197. 202. 205 f. 208 f. 211 f. 214—222. 224. 228. 236. 259. 287. 290—292. 353. 355. 359. 386. 499. 542. 613. 663. 665. 684 f.; s. auch Akra
— Aufstand 66. 225 f.
— Eroberung 197. 219. 301.
— Königreich 356. 359. [355.
— Tempel 207. 214. 225. 300.
— Zerstörung 208. 226 f. 300.
— (Lieder über Sidon) 171.
Jesaja 63. 67. 72. 80. 132. 171. 206 f. 211 f. 214. 237.
Jezid I., Kalif 307—309.
— II. 314.
— III. 317.
— S. Mohallabs 314 f.
Joab 194—196.
Joahas von Israel 202. 205.
— von Juda 208.
João da Sylva 458.
Joas von Israel 202. 205. 210.
— von Juda 205.
Johannes, Abessin. 552. 562 f.
— Erzpriester 475. 560.
— Patriarch 679.
— von Gischala 226.
— Hyrkan, Makkabäer 222.
Johannesburg 504 f. 507.
Johnston, Henry Hamilton 412.
Jojachin von Juda 89. 208.
Jojakim von Juda 208.
Jonathan Makkabäus 221 f.
Jonker, s. Afrikaaner
Joram von Israel 199 f.
— von Juda 200. 204.
Jordan 155. 253. 292. 296. 353.
— östl. Randgebiet 194. 202.
Jorissen, H. 502.
Josaphat von Juda 199 f.
Joscelin von Tell-Bashir 52.
Joseph, biblischer 609.
— dhu Nuas von Sabäa 248.
Josephskanal, s. Bahr Yusuf
Josephus, s. Flavius
Josia v. Juda 87. 187. 207 f. 665.
Josua, Priester 214.
Jotham von Juda 205.
Joubert, Piet 506. 507.
Jovianus, Kaiser 283.
Jua, V. Tejes 628.
Juba d. J. v. Mauretanien 671.

Juda 25. 39 f. 58. 63. 67 f. 77. 80. 88. 91. 119 f. 125. 189. 191 f. 194—200. 202—208. 218 f. 222. 226.
— Reich 192 f. 197—199. 208 f. 211. 213.
— Wegführung 81. 188. 208. 217.
Judäa 149. 173. 196. 201. 224 bis 227. 240. 291 f. 613.
Judas Aristobulos, Makk. 222.
— Makkabäus 219—221.
Juden 40. 158. 224. 228 f. 252. 256. 260 f. 281. 291 f. 299. 336. 427.
— babylon. Gefangensch., s. Juda
— Kultsteuer 227. 319.
— Rückkehr 214—216.
Judentum 39 f. 208—218. 225 f. 230. 233. 281. 290 f.
— ägyptischer Einfluß 217 f.
— babylon. Einfluß 209. 212—214.
— in Abessinien 558 f.
— in Arabien 228. 247.
— internationales 215. 223. 226 bis 228.
— relig. Grundgedanke 188. 209 f.
Judith (Abessinien) 559.
Julia Balbilla, Dichterin 675.
Julianus 283 f.
Julius Africanus 213.
— Severus 227.
Junker, Wilhelm 554. 566.
Jupiter Capitolinus 227. 677.
— Dolichenus 115.
Jupuat von Tent-renu 661 f.
Jûssuf, s. Yusuf
Justinianus I. 286. 558. 676.
Justinus II. 676.

Ka, Seelenteil 635.
Kaaba 253 f. 256. 258. 261—263. 267. 308 f. 312. 387.
Kaarta, Negerreich 519.
Kaau, Negerland 538. 594.
Kabaregga, s. Kabrega
Kabinda, s. N'goyo
Kabkabia, s. Qabqabiya
Kabrega v. Unyoro 443. 495. 554.
Kabul 342. 382 f.
Kadama (Wadai) 572.
Kadaš[c]hman-Bel, babyl. König 18. 21. 626 f.
— -buriaš 21. 50.
— -charbe I. von Babylon 19. 21 f. 41. 49. 54.
— — II. 21. 50. 241.
— -turgu 21.
Kadeš[c]h 113. 116. 118. 620—622. 648. 651. 656.
— Stadtgöttin 638. 653.
Kadesia, s. Qadesiah
Kadi 680.
Kadir (Kalif), s. Qâdir
Kadjumba, Ugandafürst 441 f.
Kadscharen, Türken 380 f.
Kadusier (Kaspisches Meer) 148.
Kadytis (Palästina) 665.
Ka-em-chut (Theben) 598.
Kaffa (Abessinien) 416. 563.
Kaffern 400. 417—420. 422. 427 bis 435. 468. 497—500.
Kaffraria 422. 500.
Kafûr, Neger 682.
Kagera 440.
Kahun 606 f.
Kai, s. Kei
Kaiechos, ägypt. König 589.
Kai Kobad von Ikonion 370.
Kaim, Kalif 347 f. 351.
Kain, jüdischer Stamm 192.
Kainukâ, jüdische Beduinen 259.
Kairo 302. 338. 355 f. 358. 370. 491. 528. 548. 559. 579. 683. 686. 689—693; s. auch Fostat
— Bauten 684. 687.
— Gründung 682.
— Kalifengräber 687.
— Moscheen 681 f. 687. 692.
— Zitadelle 681. 690. 695.
Kairuan 307. 338.
Kaisarî, s. Caesarea [327.
Kaisiten 248. 306. 310. 312—316.
Kâit-Bey von Ägypten 375. 688.
Kaka, ägypt. König 593.
Ka-ka-u, ägypt. König 589.
Kakongo 456 f.
Kalabscheh, s. Talmis
Kalahariſteppe 400. 415.
Kalala (Kawâr) 523.
Kalamba, Baschilange 469.
Kalangi, Nebenfluß des Lulua 464.
Kala Shergat, s. Assur
Kalaûn 686 f. [83 f. 90.
Kalchi 9. 35. 50. 57. 60—62. 67.
Kaldi, babylon. Aramäer 25.
Kaleb, jüd. Stamm 192—194. 196 f. 201. 209.
Kaleb von Axum 558.
Kalifat 265. 269. 298—339; s. auch Bagdad
— Handel 329.
— Hof 343.
— Kultur 331. 366.
— Sektenwesen 331.
Kalkalli, s. Kosi
Kallandji, Fluß 464.
Kalno, s. Kullani
Kalparunda von Patin 57. 117.
Kalunda (Lunda) 463—465. 468.
Ka-Mahârero (Kamaherero) 421. 489.
Kamanya von Uganda 441.
Kamassia (Ostafrika) 446.
Kambyses 135—139. 141. 143. 149. 154. 214. 238. 666 f.
Kamel 401. 405. 509. 582. 677.
Kamerun 398. 402. 411. 416. 448 f. 455 f. 481. 490 f. 494. 521.
— deutsch 489 f.
Kamerunberg 396.
Kamerunflüsse 398. 489.
Kâmil 359. 685.
Kammanu (Mußri) 67 f.
Kamrasi von Unyoro 439. 443.
Kanaan 9. 15. 156. 172. 614. 629. 648. 653.
Kanaanäer 13. 15. 18. 38. 47. 53. 96. 116. 125. 156—158. 161. 172 f. 193. 234. 244.
— Wanderung 8. 47. 82. 86. 174 bis 176. 234.
Kanal Nil-Rotes Meer 649. 665. 668. 690.
Kanarische Inseln 481.
Kandahar 379. 380. 383.
Kandake, äthiop. Titel 543.
Kandalanu (= Assurbanipal) 27. 30. 75.
Kânem 522—525. 529. 532. 570 f.
Kanembu 524. 570.
Kankan 493.
Kanna (Sandeh) 566.
Kannibalismus 466 f. 471.
Kano 514 f. 517. 521.
Kanopos, Dekret 595. 672. 693.
— Mündung 579. 666.
Kansûh, Sultan 688.
Kansuweh Alguri, Sultan 375 f. 688.
Kantadynastie (Kebbi) 516.
Kanuri (Bornu) 524.
Kanyenye, s. Nondoa
Kanyoka (Baluba) 468.
Kap d. Guten Hoffnung 419. 477. 494. 503. 505. 560.
Kapellen 591.
Kapkolonie 409. 415. 419—422. 431. 477. 488 f. 496—500. 502. 504—506.
— Buren 422. 504 f. 507.
Kappadokien 11. 44 f. 50. 68. 110 bis 112. 114. 147. 149. 217. 289. 349.
Kapstadt 506 f.
Kapuku-Muluba (Baluba) 468.
Kapverdische Inseln 475.
Karachardasch 18. 21. 49.
Karágwe 439 f.
Karaindasch, babyl. König 16. 21. 46. 49.
Karak in Moab 686.
Kara Koinlo, Turkmenen 368. 373.
Karal (Amq) 117.
Karama, G. Scheschonks I. 661.
Karaman in Kleinasien 375.
Kara Mohammed 690.
Karamoyó 446.
Kara-su, Fluß im Amq 56.
Karawanen 689. 693.
Kara Yusuf, Turkmene 372 f.
Karchemisch 52. 56 f. 62 f. 66. 87. 111. 113 f. 116. 665.
— Denkmäler 123 f.
— Mine 122.
Karduniasch 20. 50.

Kare, nub. Land 625.
Karema, Ugandafürſt 441 f.
Karien 147. 149.
Karkar 57. 119. 199 f.
Karkemiſch, ſ. Karchemiſh
Karl der Große 327. 333.
Karmaten 338. 354—356. 387.
Karmel 113. 620. 648. [682.
Karnak 587. 597 f. 604. 617. 620 bis 623. 627. 646 f. 661. 664. 675.
— Tempel 620. 647. 649. 652.
Karnau (Ma'in) 244.
Karoß 418.
Karpanit (Ägypten) 74.
Karrhae, ſ. Charran
Karrooberge 422.
Kart-chadaſt, ſ. Kition, Karthago und Karthago nova
Karte 648.
Karteja (Spanien) 175.
Karthago 141. 163. 171. 174—186. 304. 449. 510.
— Gründung 164. 176—178.
— Handel 186.
— Handelsverträge 179—181.
— Latifundien 180. 186.
— Verfaſſung 184 f.
Karthago nova 175. 177 f. 180.
Kar-tukulti-ninib 51. [183.
Karun, Fluß 29. 91 f. 104.
Kaſa(i) 561; ſ. auch Theodoros
— von Tigré 562.
Kaſamanze (Cazamanca) 450.
Kasbek, Berg 271.
Kaſch..., ſ. auch Kaſh...
Kaſchan in Iran 271.
Kaſchgar 313. 346. 352.
Kaſchgil (Oſtjudân) 550.
Kaſchta, ägypt. König 662.
Kasdim, ſ. Chaldäer
Kaſembe 465.
Kaſen (Druſen) 386.
Kaſh und Kaſhſhu, ſ. Kaſſiten
Kaſhſhu-nadin-achi 22.
Kaſim, S. Harun's 333.
Kaſti 114.
Kaſongo 465. 468.
Kaſpiſches Meer 4. 271. 284. 314. 339. 362. 378.
Kaſſai, Fluß 399. 463. 468.
— Fürſt, ſ. Kaſai von Tigré
Kaſſala 551. 553. 563.
Kaſſander 670.
Kaſſandje 434. 458. 464.
Kaſſiten 15—22. 41 f. 44. 46. 59. 68. 82. 97 f. 115. 159. 609. 626.
Kaſſiteriden 171.
Kaſtamuni (Kleinaſien) 370.
Kaswin 356.
Katakarmâbi, ſ. Idrîs 'Amâmi
Katalonier 688.
Katana, Führer der Baluba 468.
Katanga (Garengandja) 465.
Kataralt 393. 395. 578. 601. 605 f. 617. 632.
Kate von Tarſos 59.
Katharina II. von Rußland 380.
Ka-Tjamuaha 421.
Katna (Hamat) 118.
Katſena 514 f.
Katwe (R'kole) 443.
Katze 582. 667.
Kauar, ſ. Kawâr
Kaufmann, R. von 678.
Kaufverträge 677. 684.
Kaukaſier 284.
Kaukaſus 4. 284—286. 295. 378 f.
Kautſchuk 406. [381.
Kawala 695.
Kawâr, Oaſe 522 f.
Kawâta, ſ. Dobâd
Kazembe, ſ. Kaſembe
Kebbi, Fulbe 514—516.
Kedar 238 f. 245 f.
Kede 652. 655.
Kedorlaomer, ſ. Kutur-Lagamar
Kehak, Libyer 615 f.
Kehelani (Araber) 569.
Kei 415. 430.
Keilſchrift 3—5. 17 f. 44. 50. 76. 115. 154 f. 159. 163. 170. 626. 643.
Kelbiten 248. 310. 312. 314. 316. 325. 327.
Keliſhin (Van) 128.
Keliſſó 566.
Kelten 111.
Kembesuden 667.
Kemi 579.
Kemoſis 612.
Kemt 579.
Kenga 572.
Kenia 397. 444. 447.
Kenkenes, ägypt. König 588.
Kennzeichen, beſondre 677.
Kenſh (Kenz), ſ. Beni [573.
Kera, Häuptlinge (Dar Fur) 534.
Keramik 582.
Kercha (Fluß) 91. 100.
Kerim Chan von Perſien 380.
van Kerckhoven 556.
Kerman 341.
Kerpheres, ägypt. König 588. 590.
Kerſten, Otto 568 f.
Keta (Weſtafrika) 574.
Kete-Kratji in Togo 517.
Ketboga, Emir 686.
Ketſchwayo, Sulu 431 f. 501.
Khabul, ſ. Kabul
Khama, Amangwato 503.
Khagan, ſ. Dſchengis-Chan
Khorſabad, ſ. Dur-Sharrukin
Khosrew Paſcha 694 f.
Khubilai, ſ. Kubilai
Khulagu, ſ. Hulagu
K'hutu, ſ. Chutu
Kiâ Buzurg-umid, Aſſaſſine 357.
Kiakki von Shinuchtu 66.
Kibaga (Uganda) 441.
Kibanga von Bondëi 438.
Kibonge am Lualaba 555.
Kidiaonga, Sulu 435.
Kidin-chutrutaſh von Elam 20 f. 98.
— -Ramman 629.
Kigeri, ſ. Ruanda
Kilawûn, ſ. Kalaûn
Kilidſch Arſlan, ſ. Izz ed-dîn
Kilikien 44 f. 58. 62 f. 67 f. 75. 111 f. 114 f. 119. 132. 164. 289. 349. 351. 384.
— Päſſe 45. 376.
Kilimandjaro 396 f. 438. 444. 492.
Kiloſſa 565.
Kilugipa, ſ. Giluchipa [483 f.
Kilwa = Kiſiwani 428. 434. 476.
— -Kiwindje 492.
Kimberley 422. 502. 506.
Kimera, Ugandafürſt 441.
Kimmerier 63. 66 f. 71 f. 74 f. 107. 129. 131 f.
Kimon 143. 145 f.
Kimoniſcher Friede 146.
Kimpatu (Katanga) 465.
Kimueri, ſ. Kmeri
Kina, Bach 621.
Kinalia (Amq) 56. 62. 117.
Kinâna, Beduinen 254.
Kingo mkubwa (Ukami) 568.
Kinguri (Lunda) 464.
Kintu, 1. Wanyorofürſt 440 f.
Kioko 464 f. 469.
Kipeta, ſ. Chipeta
Kirchenzucht 678.
Kirchi (Nairi) 59. 126 f.
Kiririſha, elamitiſche Gottheit 97.
Kirk, Dr., Konſul 485.
Kirky, nub. Titel 545.
Kirri von Tarſos 59.
Kirſûa 572.
Kiſh 9 f. 28. 95. 101.
Kiſilbaſchen 377.
Kiſſakka (Jung-Ruanda) 440.
Kiſſier (Elam) 97.
Kita zw. Senegal u. Niger 493.
Kitara 440—443.
Kitchener, H. H. 506 f. 556. 698.
Kitin-chutrutaſh, ſ. Kidin
Kition 68. 146. 162—166. 176.
Kitſch (Denka) 474.
Kittara (Kitwara), ſ. Kitara
Kiwanga 565.
Kiwewa, Ugandafürſt 441 f.
Klagelieder 641.
Klaudius von Abeſſinien 560.
Kléber, Jean Baptiſte 692. 693.
Kleinarmenien 351. 355. 358. 366. 371. 384.
Kleinaſiaten 653; ſ. auch Griechen
Kleinaſien 4. 11. 58. 69. 71. 77. 83 f. 91. 111. 113. 123. 125. 129. 132 f. 137. 144. 150. 155. 159. 268 f. 279. 287—289. 293. 304. 313 f. 316. 326. 349. 355. 367. 370. 372—375. 384 f. 388.
— byzantiniſch 349 f. [688.
— Feudalismus 350. 385.

Kleinasien, Großgrundbesitz 350.
— Islamisierung 352. 369. 373 bis 375. 385.
— seldschukisch 351 f. 368 f.
— türkisch 369. 374 f. 385.
Kleomenes III. v. Sparta 673.
— Naukratier 671.
Kleopatra 674; s. auch Nadeln
— verschiedne 222. 670 f. 693.
Klerk, Theunis de 500.
Kling, Erich 489.
Klobb, J. F. A. 529.
Kmeri von Usambara 438.
Knidos 148.
Kobad, s. Qobâd
Kodoi, Bergstämme Wadaïs 532.
Kofi Karikari von Aschanti 452.
Kohler, J. 32. 83.
Koi-koin, s. Hottentotten
Koilesyrien 57 f. 116. 223. 225.
Kok, Griqua 422.
Kokospalme 406.
Kokstad 422.
Kolanuß 519.
Kolcher 114.
Kölesyrien, s. Koilesyrien
Kolonienbildung 174. 184. 414.
Kolophon 146.
Kolthum, arab. Feldherr 315 f.
Komana, s. Kammann
Komati Poort 503.
Kombo ben Scheik 569.
Kom el-Ahmar, s. Hierakonpolis
Kommagene, s. Kummuch
Kong 493. 520.
Kongo (Fluß) 395. 398 f. 402. 433 f. 456 f. 466 f. 469 f. 472. 474. 485—487. 493—495.
— Reich 434. 457—460. 476 f.
Kongo-Akte 486. 521.
Kongobecken 425. 466—470. 490. 508. 522. 528. 530.
— französ., s. Congo franç.
Kongo-Gesellschaft 486.
— -Konferenz, Berliner 486.
Kongostaat 465. 475. 486 f. 494. 553. 555 f.
Königsgräber, s. Biban u. Der
Königslisten 581. 587 f. 595 f. 598.
Konon (Athener) 148.
Konstantin d. Gr. 283.
— Negus von Abessinien 559.
Konstantinopel 20. 287. 289. 307. 313 f. 351. 368. 370. 376. 386—388. 686. 689.
— türk. Eroberung 375.
Koodoesrand 506.
Koornspruit 507.
Kopfbildung 410.
Kopong, s. Kwapong
Kopten 678. 680—682. 694.
— Patriarch 559.
Koptos 246. 604. 632.
Koran 256. 258. 263—265. 267. 298. 304 f. 308. 330 f. 336 f. 340. 442.
Korana 420 f. 433.
Kordofan 535. 546 f. 549 f. 552.
Korórofa 514 f. 517. [556. 695.
Koroslo 539.
Körperfülle 410.
Korsika 178.
Kosa, s. Xosa
Kosber, Dadjokönig 534.
Kossaier 97.
Koss[e]ir 246. 539. 692.
Kotonu 481.
Kotus (uz) 366. 685.
Kowie (Fluß) 431.
Kpeglä, s. Amedo
Kranich 417. 427. 589.
Krankenhäuser 681.
Krapf, J. L. 416. 438. 444. 569.
Kreta 289. 329. 335. 695.
Kreuz Christi 300.
Kreuzzüge 355. 368 f. 385. 684.
Kriniſſus (Sizilien) 181.
Kroisos von Lydien 137.
Krokodil 583. 589. 597. 633 f.
Krokodilopolis 599 f. 608. 672.
Kronos (Karthago) 186.
Kru (Grebo) 450.
Krüger, Paul 502—505.
Krügersdorp 504.
Kteſias 146 f.
Kteſiphon 225. 271. 278. 280. 282 f. 287. 293. 299 f. 344.
Kuango 399. 458. 463.
Küchenabfälle 413.
Kudur-bel von Babylon 21.
Kue, s. Kilikien
Kufa 302. 304—306. 308. 311 f. 318. 322. 334.
Kufisches Alphabet 240.
Kufra, Oase 522. 533.
Kuh 638.
Kuillu 464.
Kuirenga, s. Iringa
Kuka 493. 526. 528. 571 f.
Kul Fira'un im Zagros 92.
Kullani in Ja'udi 63.
Kultur-Austausch 392.
— -Besitz 414 f.
— -Geschichte 401.
Kumani 52.
Kumaſſi 451 f. 480.
Kumba, Kannibalen 450.
Kummeh (Ägypten) 606. 617.
Kummuch 55. 57. 62 f. 67. 113 bis 116. 126.
Kunalua, s. Kinalia
Kunaxa 147.
Kund, Rich. 416.
Kundaspi von Kummuch 57.
Kundi 70.
Kunene 420. 459. 488.
Kungwa, Häuptling 430.
Kungwe a Banza (Urua) 465.
Kuno am Schari 528.
Kunst 412. 587.
Kupfer 407.
Kur (Kaukasus) 295. 384.
Kuraiqa, jüdische Beduinen 260.
Kuraiſ[c]h 231. 254. 260—262. 267. 343.
Kurdistan 368. 372. 377. 379. 384.
Kureischiten, s. Kuraisch
Kurigalzu I. und II. von Babylonien 18—21. 49 f. 75. 95. 98.
Kurnah (Theben) 597.
Kurschid Pascha 695.
Kuruhudji (Ostafrika) 564.
Kûrus, s. Kyros
Kusai, Führer der Kuraisch 254.
Kusch, Land u. Volk 70. 73 f. 537 bis 542. 616 f. 626 f. 630. 648. 654 f. 658; s. auch Nu- — S. Hams 557. [bien
Kuschan (Turan) 285.
Kusseri (Kuſri) 527. 529. 533.
Kustaspi von Kummuch 62.
Kuta (Babylon) 9. 30. 38. 203 f.
Kutahiah 370. 695.
Kuteiba (sa) 318 f.
Kutha, s. Kuta
Kuti, s. Gutium [213.
Kutur (ir)-Lagamar von Elam 96.
— -Nabuk 96. 98.
— -nachundi 95—98. 101. 106.
Kuyundschik, s. Ninive
Kwaku Dua von Aschanti 452.
Kwamena, Osai 452.
Kwapong (Ngamisee) 503.
Kwawa Mahinya (Kwawinyika Mkuanika) 565.
Kwiringa, s. Iringa
Kyaxares 77. 89. 132—134.
Kyinda (= Kundi?) 70.
Kypern 68. 114. 145 f. 148 f. 162 bis 164. 289. 304. 371. 384. 629. 644. 666. 670. 673. 688; s. auch Alaschja
Kyrene 181. 289. 302. 510. 663. 665 f. 668. 670. 673.
Kyriakos, nub. Titel, s. Kirky
Kyros 67. 90 f. 107. 135—137. 139. 144 f. 147. 151 f. 154. 167. 214. 270.
— der jüngere 146 f. 153.
— Patriarch 679.

Labaschi-Marduk von Babylon 89.
Labienus, Q. 279.
Labyrinth 608.
Lachiri (Elam) 100.
Lachmiden 242.
Ladjin, Emir 686.
Ladó 555.
Ladysmith 506.
Lagasch 6. 8. 10—12. 33. 36 f. 42. 82. 86. 130. 243.
Lagiden, s. Ptolemaier
Lagos 453. 480. 521.
Lagunenküste 398.
Lahmiden, s. Lachmiden
Lahore 346.
Laings Nek (Paß) 502.
Laird, Macgregor 520.

Laki am Euphrat 55. 236.
Lakiſh 161. 205.
Lalla(i) von Malathia 57. 59.
Lamerſekni, Statthalter 662.
Lamios, griech. Feldherr 669.
Lamu (Oſtafrika) 568 f.
Lamy, A. F. L. 528 f.
Landbrücke 577. 580.
Landin, Sulu 435.
Landsknechte 615.
Lango, ſ. Wakidi
Lanuſſe, François 692.
Lapaja, Nachbar Abd-chibas 161.
Lapislazuli 18. 41.
Lappen 414.
Larſa 9. 13 f. 33. 37 f. 95 f.
Laſiſtan (Kaukaſus) 285 f.
Laſta (Abeſſinien) 562.
Lateiniſches Kaiſerreich 369.
Latiner 180.
Latopolis, ſ. Letopolis
Lattakoo, ſ. Lithaku
Lauën, ſ. Loël
Lavater, J. K. 410.
Layard, A. H. 44. 57. 92.
Lebensgemeinſchaft 416.
Leboſche, Marutſe 504. 642.
Lehnsweſen 685.
Leibeigne 658.
Leikipia 447.
Lêle, ſ. Burkomanda u. 'Omar
Lemnos 143.
Lenz, O. 416.
Leo Africanus 512.
— III., d. Iſaurier 289. 314. 316.
— XI., Papſt 386.
Leopold II. von Belgien 486 f.
Leopoldſee 402.
Léopoldville 486.
Lepſius, Richard 694.
Leptis 175.
Leſotſilebe, ö. vom Ngamiſee 462.
Leſſeps, Ferdinand de 696.
Leto 638.
Letopolis 661. 675.
Letſchulatebe, Makololo 462.
Lettre à Mr. Dacier 693.
Leuke Kome 239. 247.
Leukos Limen, ſ. Koſſeir
Leukoſyrer 11. 110. 114.
Leutwein, Theodor 489.
Lewanika, ſ. Leboſche
Lewis, engliſcher Abenteurer 489.
Libanon 35. 84. 110. 159. 164. 171. 290. 365. 386 f. 621. 648.
Liberia 450. 494—496.
Libit-Anunit von Iſin 13.
Libreville 481.
Liburna, ſ. Lubarna
Libyen 181. 394. 579. 663.
Libyer 183. 508. 537. 580. 586. 589. 615. 638. 648. 653—656. 660—662. 665.
Lichtreligion 281. 283 f. 286.
Licinius Craſſus, M. 224. 276—
— Lucullus 277. 674. [278.
Lilybaion 178.
Limpopo 400. 404. 433. 499.
Limu-Chronik 36. 54 f. 60. 62.
Lindi 492.
Linyanti am Tſchobe 462.
Lippen 408.
Liſcht (Ägypten) 590.
Litaneien 626.
Lithaku (Südafrika) 461.
Litubaruba (Bakwena) 461.
Liturgien 677.
Livingſtone 422. 461.
Liyan (Elam) 97.
Loanda 395.
Loange, Fluß 464.
Loango 416. 456—458. 470.
Lobêd, ſ. El-Obeid
Lobengula, Matabele 433. 503.
Loël(ën) von Baghirmi 572.
Loftus, A. W. F. S. 92 f.
Logone, Fluß u. Reich 529.
Lokodja (Nigeria) 521.
Lomami 399. [503.
London, Konvention von 1884:
Lopez, Geſchichtſchreiber 434.
— Kap 481.
Loret, Victor 594. 624.
Lot 96.
Löwe 403. 583. 592. 606. 627.
Luabugiri, Ruandafürſt 440.
Lualaba 465. 555.
Luanika, ſ. Leboſche
Luanza (Monomotapa) 429.
Luapula 399. 465.
Luatſchim, Fluß 464.
Lubarna von Patin 56. 117.
Luchaze (Benguëlla) 463.
Luchuti (Phönikien) 56.
Lucullus, ſ. Licinius
Lüderitz, Franz Adolf Eduard 488.
Lüderitzland 415.
Ludolf, Hiob 445.
Ludwig IX. von Frankreich 685.
Luële, Fluß 464.
Lufira, Fluß 465.
Lugalo, Oſtafrika 565.
Lugard, Fred. 495. 521. 555.
Luino, ſ. Marutſe
Luiſa, Nebenfluß des Lulua 464.
Lukianos 124.
Lukki 114.
Lukſor 578. 597. 627. 651.
Lukoleſcha 463—465. 469.
Lula, ſ. Lugalo
Luli von Tyros 68. 164—166.
Lulongo, Fluß 399.
Lulua, Fluß 464. 468.
Lulumi (Zagros) 50 f. 59. 130.
Lunda 399. 460. 463—465. 468.
Lungaſi, Fluß 455.
Lupton, F. 549. 551. 554.
Luqſor, ſ. Lukſor
Lur(i) 474.
Luriſtan 360.
Luſchan, F. v. 47.
Luſchaſe, ſ. Luchaze
Lutipri, B. Sarduris 127.
Lydenburg 498 f. 502. 507.
Lydien 74. 89 f. 132—135. 137. 147. 279. 663. 665 f.
Lygdamis, ſ. Dygdamis
Lykaonien 114.
Lyker 629. 655.
Lykien 114. 288 f.
Lyſander 147.
Lyſias, Reichsverweſer 220.
Lyſignan, ſ. Veit

Ma'aditen, ſ. Mahaditen
Maat, ägypt. Göttin 616. 638.
Maba (Wadai) 530—533.
Mabénge (Sandeh) 567.
Mabruk, Feldherr 569.
Mabundareich, ſ. Marutſe
Macaliſter, R. A. St. 585.
Macartney, Earl 430.
Machadodorp 507.
Machalliba (Phönikien) 165.
Mac Intoſh, Generalagent 521.
Mac Mahon, Präſident 503.
Macoraba, ſ. Mekka
Macrinus, römiſcher Kaiſer 280.
Madagaskar 396. 408. 424 f. 581.
Madai, ſ. Meder
Madaktu (Elam) 93. 101 f. 105 f.
Madi 473 f. 658.
Madjid v. Sanſibar 484. 568.
Madyas, Aſchkuza 77. 132—134.
Mafeking 503. 506 f.
Maſi in Whute 574.
Maſia (Sanſibar) 483.
Maſiti 435. 437. 492.
Magadoxo, ſ. Makdiſchu
Magan (Oſtarabien) 10—12. 35.
Magdala 561. [71. 234. 244.
Mage (Oſtafrika) 565.
Magersfontein 506.
Magie 138. 631.
Magneſia am Sipylos 132. 218.
Mago, Karthager 179 f. 183.
Magoſe, ſ. Xoſa
Magwangara, ſ. Wangoni
Mahaditen 255. 259. 267. 303. 310. 316; ſ. auch Kaſiten u. Jemeni-
Mahâmîd (Dar Fur) 573. [ten
Mahar, Geſchichte des 650.
Mahârîya (Dar Fur) 573.
Mahdi (Kalif) 326 f. 528. 551; ſ. auch Ibrahim Scherif
Mahdismus 494 f. 527. 536. 542. 549—556. 562 f. 697.
Mahenge, ſ. Maſiti
Mahmud, Afghane 379.
— Ghaznawide 339. 341 f. 344
— Marokkaner 513. [bis 346
— Seldſchuke 353.
Mahmudijekanal 579.
Mahuhu, ſ. Wangoni
Ma'in 232. 236. 238. 244—246.
— Inſchriften 231. 234. 244.
Maina, Königstitel 570.
Mais 406.

Maißan 243.
Majuba 502.
Makabe (Bangwaketse) 461.
Makalanga, s. Maschona
Makal(l)e 563.
Makana, s. Markanna
Makaraka, s. Nyam-Nyam
Makdischu 428. 476.
Makedonien 143.
Makedonier 6. 669. 671. 695.
Maketa v. Scheba (Saba) 557 f.
Makkabäer 219—228. 239.
Makololo 432. 461.
Makonnen, Ras 563.
makrâb 281.
Makraka, s. Nyam-Nyam
Makrîzî 570. [Mku u. Uëlle
Matua am Rovuma 433; s. auch
Malaien 408. 425. 427.
Mal-Amir im Zagros 92—94.
Malaria 403. [108.
Malathia, s. Chanigalbat
Malchus, Feldherr 178 f.
Maleachi 140.
Malik Rahîm 347.
Malimba, s. Kakongo
Malindi 428. 434. 445. 476. 483.
Malingde (Sandeh) 567.
Malinke, s. Mandingo
Mallam Hajato, Fulbe 518. 528.
Malo von Baghirmi 529. 572.
Mambambe, Mhehe 435. 565.
Mambangá (Sandeh) 566.
Mambunda, s. Marutse
Mameluken 360. 371 f. 375. 546 f.
— bachritische 685. [686. 695.
— Beis 690. 695.
— burdjitische 687.
— Sultane 366. 685—689.
Mamertiner 182.
Mamle, s. Mambambe
mamluk 685.
Mamotschisane 462.
Mamûn, Kalif 331. 333—335. 340. 681.
Mamûr 680.
Man (Armenien) 59 f. 66. 69. 75. 126. 132.
Manachbiria 620. 624.
Manâf, arabischer Götze 256.
Manasse von Juda 190. 206 f. 211.
Mancini, P. St. 562.
Manda, barbarische Horden 11.
Mandingo (ka) 450. 493. 509—511. 520.
Maneros, S. d. Menes 589.
Manethon 581. 588. 594. 596—600. 605. 608—610. 613 f. 623. 632. 634. 659. 662.
Manez, s. Kumba
Mangascha, Ras 563.
Mangbattu 471 f. 508. 554. 566 f.
Mangû 363. 490.
Mani und Manichäer 283. 285. 287. 337. 340.
Mani-Kongo 433. 457.
Mani-Kus, Sulu 435.
Maniok 406.
Mankoroane, Batlapin 503.
Mannus, Beduine 296.
Mansa, s. Mussa u. Ssliman
Manßuate, syrische Stadt 60.
Manßûr, Ayubide 685.
— Bachrite 686; s. auch Abu Dschafar
Manßurah (Indien) 342.
Mantati, Batlokua 431. 461.
Manu (Monomopata) 429.
Manyanga 487.
Manyema 466. 469. 485.
Manzikert (Armenien) 349.
Mapungo (Angola) 459.
Maquana, Xosa 430.
Marabut, s. Omar (Fulbe)
Mar'ash, s. Marqasi
Marathon 143. 144.
Marchand, J. B. 556.
Märchen 595 f. 619. 631. 639.
Mardonios, Perser 143.
Marduk (Gott; = Merodach) 9. 16. 21 f. 29 f. 38. 40. 98 f. 144.
Marduk-achi-irba (?) 21. [635.
Marduk-aplu-iddin I. 20 f. 51. 92. 98.
— II. 27—29. 42. 67 f. 100 f. 206. 242.
— — Stele 28. 42.
Marduk-balatsu-iqbi 25. 60.
— -bel-usati 24. 25. [52 f.
— -nadin-achi von Babylon 22.
— — -shum von Babylon 24 f.
— -shapik-zir-mati von Babylon 22. 53.
— -zakir-shum von Babylon 28.
— -zir . . . 22.
Marea (Ägypten) 665.
Mareb 240. 245. 563.
— Damm 231. 243.
Marengo 693.
Margiana, s. Merw
Mari' von Damaskus 60. 120. 202.
Mariette, Aug. Ed. 592. 637.
Mario, Ras 561.
Maritz, Gerh., Bur 500.
Mark Aurel, s. Annius
Marka (Ostafrika) 484.
Markan(n)a, Zauberer 431.
Marmarameer 313.
Marno, Ernst 472.
Marokko 334. 338. 509. 512 f. 515. 518 f. 522.
Maroniten 386. 387.
Marqasi (Gurgum) 67. 111. 117.
Marragebirge 536.
Marseille 184. 688.
Marshallinseln 568.
Martija, s. Ummanis
Martin V., Papst 475.
Märtyrer, Ära der 676.
Maruaya, Libyer 653.
Marutse 461—463. 504.
Maryland (Westafrika) 496.
Masaherta, Tanite 659.
Masai, s. Massai
Maschascha, Libyer 656.
Maschawascha 615. 660.
Maschona 426 f. 429. 433. 502 f.
Maschukulumbe (Maschikulumbwe) 429. 462.
Masenderan 271. 379. 380.
Masimba 429. 443 f. 444. 581.
Masinissa von Numidien 183 f.
Masitu, s. Masiti
Masius, Mons 56.
Maskat 388. 483 f. 569.
— Imame 483. 568.
Masken 413.
Maslama, Statthalter 680.
Masr 579.
Massabât 585. 573.
Massai 404. 416. 436. 444. 446 f.
Massalit, Stamm in Wadaï 534.
Massapa (Maschona) 429.
Massari, A. 527.
Massauah 395. 444. 551. 556. 558. 560. 562 f.
Massaud(i) ben Nasser 569.
Massenja 528—530. 572.
Massenwirkungen 401.
Massilia 175. 178. 180.
Massina 516. 519.
Mastaba 590 f. 594. 608.
Mastia, s. Karthago nova
Mas'ûdi von Ghazna 346.
Mas'ûdi, Abul-Hasan Alî, arab. Geograph 428.
Masupia-Gebiet 462.
Masziat 357.
Mata(e)bele 432—434. 461 f.
Mataka, Buana 569.
Matarijeh 604. 692.
Materialismus 640.
Mati-il von Agusi 62.
Matin-baal von Arvad 58.
Matjum, südöstlich von Mruli 439.
Matoi 615.
Mattanja, s. Zedekia
Mattathias, jüd. Priester 220; s. auch Antigonos
Matteucci, Pellegrino 527.
Matti von Atun 66.
Mauch, Karl 426. 502.
Mauritius 480. 569.
Mausolos von Karien 149.
Mautener(ure), Chatti 113. 652.
Maviti, s. Masiti
Mayubahügel 502.
Mazakes, Statthalter 669.
Mazarascherif 383.
Mazdak und seine Lehre 285. 287. 326. 330. 340. 356.
Mazenderân, s. Masenderan
Mazigh, s. Tuareg
Mbarawui, s. Wakuafi
Mbélia 566.
Mbio, Sandeh 567.
Mbomú 471. 567.

Mbonán, Sulu 435. 564.
Mbugu 439. 442.
M'Carthy, Ch., Gouverneur 452.
Mdaburu 436.
Mechir, ägypt. Monat 607.
Medamot (Theben) 675.
Meder 71. 75. 77. 89 f. 107. 130 bis 135. 147. 151.
Medien 9. 11. 16. 60. 63. 69. 72. 81. 87. 89. 95. 130—138. 141. 151 f. 154. 235. 273. 279. 300.
— Mauer 35. 88. 90.
Medina 231. 233. 239. 253—255. 258—261. 263—268. 299. 302. 304. 306. 308 f. 318. 323. 387. 559. 689.
— Gegensatz zu Mekka 253. 255.
— Mohammeds Flucht 258 f.
— (West-Sudân) 493.
Medinet el-Fayûm 608.
— Habu 597. 617. 656 f. 664. 675.
Medum 589. 592.
Megabarri 473.
Megabyzos, Perser 146.
Megara (Sizilien) 175.
Megiddo 87. 208. 620 f. 665.
Mehemed Ali 386. 388. 546 f. 695 f.
Mehmed, Schah von Persien 381.
Mekka 231. 233. 237. 248. 253—256. 259—261. 263. 265. 268. 303. 306. 308—310. 312. 318. 334. 347. 364. 373 f. 387 f. 525. 529. 558. 682. 686. 689. 691.
— Adel 248. 268. 304.
— Bevölkerung 258—262. 265. 267. 303—306.
— Name 231.
— und Mohammed 259—263.
Mekt-Aten, Ägypterin 645.
Melanesien 408.
Melekšâh, Seldschuk 351 f. 356. 378.
Melid, s. Malathia
Melinde, s. Malindi
Melishichu von Babylon 21. 51.
Melitene, s. Chanigalbat
Melkart 173.
— -Tempel 157. 169. 176. 181.
Melle 511 f. 514. 516. 520.
Melucha 10. 12. 68. 71. 234. 236 f. 244 f.
Membidsh, s. Hierapolis
Memphis 72—74. 146. 302. 541 f. 579. 581. 586. 588 f. 592. 594. 609. 611. 623. 627. 631. 637 f. 648 f. 661 f. 664. 667. 669 f. 675. 679.
— Jeremiaskloster 678.
— Ptahtempel 598.
— Serapeion 627. 662. 678.
— weiße Burg 598.
Memnon, Rhodier 150.
Memnonion, s. Theben
Memnonssäulen 597. 625. 675.
Mena 581. 586. 588 f. 596. 678.
Mena, Singularius 676.
— Vorleser 678.
Menat-Chufu (Ziegengau) 601.
Menachem v. Israel 63. 120. 202.
— von Shams-Maron 165.
Menander, Geschichtschreiber 163 f.
Menawâtji 536. 573.
Men-cheper-Ra 659.
Men-chepru-Ra 620.
— -Rameri-Amon 625.
Mendes 589. 637. 669. 673.
— Nilmündung 579.
Menelaos, Priester 220.
Menelik 561. 563.
— ebn-Hakim, s. David v. Axum
Menes, s. Mena
Mengo (Uganda) 443.
Menilek, s. Menelik
Menkau-Hor, ägypt. König 593.
Menkaura 590. 592 f. 596.
Menou, J. Fr. 692 f.
Mensa (Abessinien) 562.
Menschheit, Alter 409.
— Kulturbesitz 412.
Menthesuphis 595.
Menti-em-saf 594 f.
Mentiu 591. 613; s. auch Schasu
Mentor 149.
Mentuhotep 599. 601.
Menuas von Urarthu 61. 128.
Menzalehsee 579.
Merbaal von Tyros 167.
Merenptah (II.) 175. 187. 190. 614. 650. 652—654.
Merenra 594 f.
Meri-Atum, ägypt. Prinz 649.
Meri-Ra-sotep-en-Amon 671.
Merisee 578. 608.
Merit-Aten, Ägypterin 645.
Merka, s. Marka
Merkera, ägypt. König 599.
Mermensitu 600. 610.
Mermes, Vizekönig 626.
Mernep(h)tah, s. Merenptah
Merodach, s. Marduk
— -Baladan, s. Marduk-apluiddin
Meroë 473. 543—545. 556 f. 577. 590. 674.
Merere, Messangu 564 f.
Meru (Berg = Himalaya) 425.
Merw 141. 334. 340. 346. 381 f.
Merwan I. 310.
— II. 317 f. 681.
Mesa von Moab, Stein 122.
Meschhed 380 f.
Mesirîya, s. Missiriya
Mesochris, ägypt. König 588.
Mesopotamien 10 f. 15. 17. 19 f. 21. 23—25. 38. 41. 43—46. 50—56. 59. 62. 77—79. 81. 84. 87. 90. 92. 96. 98 f. 110. 112 f. 115 f. 125 f. 134 f. 172 f. 203. 228. 253. 268. 270 f. 273 f. 277 f. 280—283. 287 f. 293. 296 f. 301. 333. 337. 339. 349 f. 354. 358. 360. 367. 373. 377. 385. 544; s. auch Assyrien und Babylon
Mesopotamien, Einwanderung 44.
— Kultur 43 f. 77—87.
Mesori, ägypt. Monat 607. 656.
Messana (Sizilien) 182.
Messene, s. Maißan
Meßinstrumente 607.
Messer 582.
Mesut-Ra 667.
Mesurado, Kap 496.
Meta, Baschilangin 469.
Metallhelm 615.
Meta(e)mmeh(a) am Nil 551.
— an der abessinischen Grenze 552. 563.
Methu-ashtoret von Tyros 163.
Methuen, P. S., Lord 506.
Metten II. von Tyros 164.
Meyer, Hans 438.
— Paul Konstantin 515.
Meza, Negerland 594.
Mgabe, s. Wahuma
Mgunda-Mkali 436.
Mharuli(ri), Mgoni 564.
Mibambwe, Ruandafürst 440.
Michael, Erzengel 678.
— Ras 561.
Midas, s. Mita
Miëbidos, ägypt. König 588.
Migdal, alte syrische Burg 124.
— Abdashtoret 225.
Migdol, s. Megiddo
Mihr, s. Mir
Mikindani 492.
Milet 143. 153. 664. 666.
Militarismus 695.
Milki-el (Palästina) 161.
Miltiades 143.
Mimi, Muani zu Patta 569.
Minos, s. Bakte-Bakte
Min von Koptos 632.
Minäer, s. Ma'in
Minieh (Ägypten) 695.
Minos auf Kreta 175.
Mintasch, Statthalter 687.
Mirambo von Unyamwesi 437.
Mir Husein, Admiral 689.
Mirza Taghi, Großwezir 381.
Mischung 396. 698.
Misphragmutosis 613 f.
Misr (Misrajim) 237. 579.
Mission 496. 561.
Missiriya 573.
Mißraim, s. Misr
Mita von Musti 66 f. 114.
Mitani 15. 17—19. 41. 44—53. 111. 113. 115. 126. 161. 617. 622. 626. 628. 629. 648; s. auch Hethiter
Mit-Faris (Fayûm) 611.
Mithradates VI., Eupator von Pontus 274. 289. 294. 673 f.; s. auch Arsakes
Mit-Rahine b. Gizeh 598.

Mittelafrika 400. 483.
Mittelmeer 10. 21. 41. 53. 72. 96. 154. 174 f. 177. 522. 682. 690. 696.
— Randgebiete 674.
Mittu-Morú 472. 474.
Mkombanguru 565.
Mku Ndogo 569.
Mlan, Xosa 430.
Mnevis 589. 637.
Moab 67 f. 119. 156. 186 f. 191. 195. 199. 209. 236. 238.
Moawija, s. Muawija
Moçambique 426. 428. 476. 504.
Mocaranga 429.
Mocenigo, A. 689.
Modderfluß 506.
Modein (Palästina) 219.
Modephilosoph 630.
Moerisſee, s. Meriſee
Moëruſee 465.
Mogadisciu, s. Makdiſchu
Mohallab, Feldherr 311 f. 314.
Mohammed 231. 233. 237. 239. 248. 251—268. 297. 301. 319. 332. 343. 544. 559.
— Äußres und Charakter 257.
— falſche 266.
— Familie 255 f.
— Flucht nach Medina 258 f.
— Lehre 257 f.
— Nachfolge 265 f.; s. auch Kalifat
— Tod 263.
— Vorläufer 233.
Mohammed, Alide 323.
— Ghoride 347.
— II., Osmane 375.
— abd el-Wahhâb 388. 549.
— Ahmed, Mahdi 549 f.
— — von Mombas 569.
— Ahmed (Abu) Granj von Harar 445. 560.
— Bello 516—518.
— -Bey, Mameluk 691.
— ben Abu Bakr 512.
— ben Djelîl, s. Humê
— ben Idrîs v. Bornu 526. 571.
— ben Naſſer von Sanſibar 484.
— ben Osman v. Mombas 484. 569.
— ben Scheik von Patta 569.
— Daura v. Dar Fur 535. 573.
— el-Amîn el-Kânemî 526 f. 571.
— el-Amîn Hâdjî von Baghirmi 529. 572.
— el-Bulalawi, Faki 536.
— el-Fadl von Dar Fur 533. 535. 573.
— el-Haſîn von Dar Fur 535 f. 573.
— el-Haurî 573.
— el-Mukni, Bei 523.
— es-Sâlih, s. Djôda
— (Ghayâth ed-dîn Abu Soſâ') 352. 357.
— ibn Kaſim 313 f.
Mohammed ibn-Mohammed Scherîf 533. 572.
— ibn Suleimân 682.
— ibn Tatar 688.
— ibn Togdj 354. 682.
— Lêbbo 519.
— malhûl, Ghaznawide 346.
— Naſir, Kalaûnide 371. 686.
— (Qutb ed-dîn; Chwârizm) 360 bis 362.
— Said Paſcha 550.
— -ſâh, Timuride 379.
— Scherîf von Wadâi 533. 571 f.
— Tewfik, Chedive 697 f.
— Tirab v. Dar Fur 535. 573.
Mohammedaner 442. 453. 476. 549; s. auch Islam u. Muslemin
Mohaumedu von Baghirmi 530. 572.
Mohenemugi 436.
Mo'izzed-baulet, Buyide 338. 682.
Mokattamberge 578. 683.
— Schlacht 689.
Mokra, chriſtl. Reich 546.
Moktadi Billah, Kalif 351. 378.
Mokthar, Araber 311.
Molepolole (Bakwena) 461.
Molon, Statthalter 243. 272.
Mombas 428. 434. 438. 448. 483 f. 494. 568 f.
Momemphis (Ägypten) 665.
Momfu (Mommu, Momvú, Mombode) 472.
Mönchtum 678.
Mondgebirge (Afrika) 436.
Mondgötter 8. 23. 37 f. 638. 642.
Monge, Gaspard 693.
Möngkä, s. Mangu
Mongolen 35. 348. 352. 361—363. 365—367. 369 f. 372. 685—687.
— Reich 366—368.
Monobazos von Adiabene 228.
Monomotapa 428—430. 433 f. 460. 476.
Monophyſiten 301. 679 f.
Monopol 688. 696.
Monotheismus 39 f.
Monteil, Louis 493.
Month 621. 638. 651.
Montſiwe (va), Barolong 503.
Monumenti dell' Egitto e della Nubia 694.
Moodie in Transvaal 503.
Moor, Ralph 521.
Moqtadî, s. Moktadi
Moralphiloſophie 593.
Morea 384. 695.
Morgan, J. de 581.
Möris, König 608.
Morri, König, s. Amalrich
Morú, s. Mittu
Moſcheſch, Baſuto 433. 498 f.
Moſelikatſe, Matabele 432. 461 f.
Moſiga, Bahurutſeſtadt 433.
Moslemin, s. Muslemin
Moslim, s. Muslim
Moſſamedes 499.
Moſſi, Negerreich 512. 520.
Moßab, Br. Abdallahs 312.
Moſſul 318. 337. 366. 683.
Mo'taſim, s. Mutaſſim
Motawakkil, s. Mutawakkil
Mothanna, Feldherr Omars 299.
Mothitar 473.
Motye (Sizilien) 178.
Mozaffariden 368. 372.
Mpande, s. Umgande
Mpapua 447. 492.
Mparangombe, Jäger 436.
Mpároro (Wahumareich) 443.
Mpeſén, Sulu 435. 564.
Mpongwe, s. Fan
Mpoſen 564.
Mputa, Sulu 435. 564.
Mpwapwa, s. Mpapua
Mrogoro 568.
Mruli 439.
Mſambiro (Mdeme) 565.
Mſara zu Mombas 484. 569.
Mſiri 465.
Mtengere, Mbena 564 f.
Mteſa, Ugandafürſt 441 f.
Muani, s. Mimi
Muata Yambo 463—466. 468.
Muawija 304—311. 680.
Muayad, s. El-Muayad
Muballitat-Sherua 21.
Mucaſſequere 415.
Muda (Tauſchfriſt) 688.
Mudir 680.
Mudirîje 566.
Mugair, s. Ur
Muhammad, s. Mohammed
Muhinda, s. Ruhinda
Muhtadi, Kalif 336.
Mui Gumbi, Warori 565.
Muizz, s. Mo'izz
Mukallu, Häuptling 71.
Mukaukis, Statthalter 679.
M(u)kanya, s. Mteſa
Mukenge, s. Kalamba
Muktafi, Kalif 336. 681.
Mukurru (Katanga) 465. [518.
Mulai Hammed von Marokko 513.
Muled en-Nebi, Feſt 692.
Müller, Kurt 567.
— W. Max 615.
Multan (Indien) 313. 320. 342.
Mumie 590 f. 635 f. 639 f. 648. 650. 660.
Mumifizierung 582. 635.
Mundequete 433. 458. 464.
Muni, Rio 481.
Munſa, Mangbattu 471. 566.
Munzinger, Werner 562.
Murad I., Sultan 370. 374.
— IV. 690.
— -Bey 691—693.
Muri (Oſtſudân) 521.
Murxa (Dar Fur) 573.
Murſut 523.

Mûsâ, Feldherr 309. 313 f.
— von Dar Fur 535.
— (Asref), Ayubide 685.
Musailima 233. 266.
Muschelschalen 413.
Muschrabijen 683.
Mushesh-Ninib, Statthalter 44.
Mushezib-Marduk 28 f. 102.
Muski 66 f. 114 f.
Muslemin 259—261. 301. 305. 337; s. auch Islam, Mohammedaner u. Sarazenen
Muslim, Feldherr 308 f.
Mussa, Mansa von Melle 511.
— Askia von Sonrhay 512.
Musserongo (Mussorongo) 456.
Mussikongo (Muschikongo) 456.
Mussumba, Lunda 464.
Mustâali, Fatemide 684.
Mustafa Pascha 692.
Mustain, s. El-Mustain
Mustakfi 338.
Mustanßir, Abbassiide 365; s. auch El-Mustanßir
Mustarschid (Kalif) 353. 357.
Mustaßim (Kalif) 365 f.
Mußaßir (Urumiya) 59. 66. 126 f.
Mußri (Nordarabien) 112. 189. 192. 195. 197. 203. 236—238. 244 f.
— nicht = Mißraim 237.
Mußri, Teil Kappadokiens 45. 50. 52. 58. 68. 80.
Mußur (Unterägypten) 73.
Mut, ägypt. Gott 644.
Muta (Totes Meer) 261.
Mutambuka von N'kole 443.
Mutamid (Kalif) 336. 341.
Mutakkil-Nusku von Assyrien 22.
Mutassim 335. [51.
Mutawakkil I. 335 f.
— III. 686.
Mutarriß-Assur, Feldherr 128.
Mutazz, Kalif 681.
Muthes, Ägypter 668.
Mutnefert, ägypt. Königin 618.
Muttabil, Statthalter 95.
Muwaffak, Abbassiide 336 f.
Muwukeye (Urundi) 437.
Muzaffar Hadji, Sohn Mohammed Nasirs 686.
Mwanga, Ugandafürst 441 f. 495.
Mykale 145.
Mykenai 644.
Mykerinos, s. Menkaura
Mystik, indische 361.
Mythologie 412. 631. 638.

Nabajati, Araber 238 f. 245.
Nabal-Erzählung 192.
Nabatäer 222. 230. 237. 239—242. 246 f. 290. 291 (nicht: batanäisch!). 292. 296 f. 353.
— Inschriften 240.
Nabonassar von Babylon 24. 26 f. 31. 35. 100.
Nabopolassar 23. 77. 87 f. 107. 134 f. 238.
Nabu, Weisheitsgott 635.
Nabu-aplu-iddin v. Babylon 24.
— -bel-shumate 105 f.
Nabudajan von Assyrien 51.
Nabu-kin-apli von Babylon 24.
— -nadin-zir (Nadinu) 27.
Nabunaid 11. 84. 89—91. 135—137.
Nabu-nasir, s. Nabonassar
Nabu-shum-iddin, Beamter 26.
— — -imbi, Bürgermeister 26.
— — ishl(un?), König 26.
— — ukin, Statthalter 27.
— -usallim von Bit-Dakuri 70.
— zir-kitti-lishir 69. 102.
Nachchunte-upir, Elamitin 97.
Nacht 642.
Nachtigal, G. 431. 489 f. 522. 524. 526 f. 529. 533. 570—573.
Nacht-Min, Oberpriester 646.
Nachtsotep, Schriftsteller 650.
Nad Arbab, Mahdist 552.
Nadeln der Kleopatra 623.
Nadîr, jüd.-arab. Stamm 260.
Nadir Schah 379. f. 382.
Nahab von Israel 198.
Naharina 44. 617. 620. 622. 625 f. 653.
Nahr-el-Kelb 53. 56. 58. 68. 651.
— Stele 73.
— sharri (Nahr-Malkâ) 35.
Nahum, Prophet 207. 211.
Na'id-Marduk 70.
Nairi 52. 55 f. 60—63. 66. 126 f.
Naivaschasee 447.
Nakheila am Atbara 556.
Nakivingi, Ugandafürst 441.
Nama (Naman, Namaqua) 419 bis 422. 488.
Nâme, Berg 573.
Namlapa (Anlq) 574.
Namri 25. 72. 130 f.
Nanâ, babylonische Göttin, siehe Ishtar
Napata 74. 539—545. 557. 624. 627. 658. 662. 667.
Napchuria (Napchururia) 628.
Napier, George 498. 500.
— Rob. Corn. 561.
Napoleon I. 386. 691—693.
— (IV.) 432.
Naqsh-i-Rustam (Persien) 143.
Naram-Sin 10—14. 38. 43. 71. 95. 126. 234. 244.
Narbonne 688.
Nâr marrâti 91. 94.
Nar-mer, ägypt. König 583. 586.
Narses (Narsahe), Sasanide 283.
Nasamonen, Nomadenstamm 508.
Nase 408.
Nâsir, Abbassiide 360. 362. 365; s. auch En-Nasir, Mohammed u. Nasser
— ed-din, Astronom 365. 367.
Nâsir ed-din Mohammed, s. Kâmil
— — — S. Sihâbs (verwechselt mit Salâh ed-din Yûsuf) 366.
— Sabuktegin 342.
Nasr, omejjad. Statthalter 317.
— ed-dauleh, s. Hasan
— ed-din von Persien 381 f.
Nasser ben Murdjid 483. 568.
Nastesen, Äthiopier 667.
Nasûa (Ostafrika) 568.
Natal 417. 419. 430. 432. 496. 498. 500—502. 506 f.
National African Company 521.
Nationalgefühl 599. 612.
Naturbeobachtung 641.
Naturglaube 642.
Naturwissenschaft 641.
Naudi, Hamito-Niloten 446.
Naukluft 489.
Naukratis 666. 667. 671.
Naville, Eduard 585.
Nawâibe (Dar Fur) 573.
Naxos 143.
Nazibugash, s. Shuzigash
Nazi-maruttash von Babylon 21. 50.
N'Bunu, Swasi 501.
Ndeme (Ostafrika) 565.
Ndengándile (A-Bangba) 567.
Ndlambe, s. Dhlambe
Ndóruma, Sandeh 567.
Ndula, s. Ndengándile
Ndumbe, s. Bell
Neapel 688.
Nebajot, s. Nabajati
Nebehani (Araber) 569.
Neb-em-chut, ägypt. König 584.
Nebo', Gott 26. 214. 235.
Nebukadnezar I. 21 f. 51 f. 97—99. 162. 665 f.
— II. 23. 31. 35. 80. 87—91. 134 f. 167. 208. 218. 238.
— III. 141.
— falscher 141.
Nebulagalla (Uganda) 442.
Necheb (Ägypten), s. El-Kab
— Geburtsgöttin 638.
Necherophes, ägypt. König 588 f.
Necho I. 74. 663.
— II. 87. 167. 207 f.
— Afrika-Umseglung 171.
Nechti-aker 599.
Nectanebus, s. Nektanebos
Nedschd 251. 266.
Nedschm ed-din Ayûb, V. Saladins 359; s. auch Salih Ayub
Neferari-Mutmeri 649.
Nefer-chepru-Ra 628. 642.
Nefercheres, ägypt. König 588 f.
Neferhesi, Ägypterin 649.
Nefer-hotep 599—601.
Nefer-ka-Ra 590.
— -neferu-Aten 642.
Nefert, G. Raheteps 591.
— G. Usertesens II. 605.

Nefertari, s. Nahmes
Nefertiti 642. 643. 646.
Neferu-Ra, Ägypter 653.
Nefrura, Ägypterin 619.
Negada 581—586.
— Zeitalter 586. 596. 633.
Neger 393. 396 f. 400. 402 f. 417 f. 423 f. 428. 445—448. 456. 470. 479. 482. 491. 508—510. 516 f. 525. 532. 538 bis 540. 549. 557. 580. 594. 606.
— Anthropologie 409.
— Herkunft 408.
— Kulturbesitz 411.
— Kunst 455.
— soziale Verhältnisse 415.
Negiumi, Mahdist 553.
Negritos 408.
Negus Negesti 561.
Nehavend 300.
Nehemia 214. 216.
Neilos 579.
Neiße 553.
Neitakert 595. 596. 663.
Neith 638. 664. 667.
Nejm, s. Nedschm
Nektanebos I. 668 f.
— II. 149. 667. 669.
— Zauberer 631.
Nekyes 581.
Nelson 692.
Nemart von Bubastis 660.
— von Schmun 661 f.
Nemir, Melik 547.
Nephelcheres 659.
Nepherites I. 668.
— II. 669.
Nepheros, Ägypter 677.
Nephthys, ägypt. Göttin 634.
Népoko (Mangbattu) 566.
Nergal, Gott 9. 38. 203.
Nergal-shar-uṣur, s. Neriglissor
— -ushezib 29. 101.
Neriglissor 23. 89. 167.
Nero, Kaiser 226. 280. 473. 544.
Nesht (Ma'in) 244.
Nes-hor, Statthalter 665.
Nessóggo (Nessogó) 566.
Nestorianer 288. 301.
Neukarthago, s. Karthago nova
Neun Bogen 615. 622. 653.
Neujahrstag 607.
Nezem-Mut, Ägypterin 646 f.
Ngalla (Ostafrika) 437.
Ngamisee 415. 422. 462. 503.
Ngando, s. Akwa
Ngâr, Prinzen v. Baghirmi 572.
Ngaumbere (Ngaundere) 518.
Ngérria, Sandeh 567.
Ngogone, Jäger 436.
Ngomewald (Südafrika) 432.
Ngongonaberge (Ostafrika) 564.
Ngornu (Sudân) 527. 571.
N'goyo 456 f.
Ngqika, Häuptling der Xosa 430.
Ngurra, A-Sandeh 566.
— Bandsia 567.
N'guru (Ostafrika) 438. 491.
Ngwana (Fekani) 431.
Nhaja, Pero de, Portugal 476.
Ni, s. Nii
Nibe von Ellipi 67. 101.
Nidintu-Bel, s. Nebukadnezar III.
Niederländer, s. Holländer
Niederguinea 399.
Niemiemayer=Wanyamwesi 436.
Niffer, s. Nippur
Niger 395. 453. 455. 480. 490. 493. 508 f. 511. 513—515. 517. 520. 526.
— Delta 398. 455. 494. 521.
— -Handel 520 f.
Nigeria 521. 524.
Nigritier, s. Neger
Ni[i] 118. 160. 622. 624.
Nikäa 368.
Nikanor, syrischer Feldherr 221.
Nikephoros II. Phokas 349.
Niketas, Patricius 679.
Nil 3. 7. 32. 74. 144. 231. 298. 301 f. 376. 393. 395. 402. 416 f. 444. 446. 468. 470—474. 494. 505. 509. 514. 521. 530. 535. 537 f. 540. 545 f. 554. 556. 567. 578. 580. 654; s. auch Kanal
— -Barke 583. 611. 638.
— Blauer 468. 474. 537. 557.
— Delta 541. 578 f. 586. 611. 630. 655. 658.
— -Gott 637. 654.
— -Messer 681.
— -Neger 417. 446. 472 f.
— -Pferd 583. 589. 632—634.
— -Quellen 412. 416. 664. 696.
— -Regulierung 698; s. auch Barrage
— Somerset- 439.
— Überschwemmung 578. 595. 607.
— Weißer 472 f.
Nimrod(ud), s. Kalchi
— -Epos, s. Gilgamesh
Ninib-apal-ekur v. Assyrien 21. 51.
Ninib-Kudur-uṣur 22.
Ninib-tukulti-Aṣur 48.
Nini(e)ve 9. 28. 30. 35. 41 f. 45 f. 49. 56. 67. 69 f. 78 f. 76. 82—84. 87. 93. 106 f. 132—134. 170 f. 207. 211. 628.
— Zerstörung 77.
Nippur 9. 27. 29. 37 f. 94 f. 98. 104.
Nisam el-mulk, Wezir 356.
Nisami, Dichter 361.
Nisbet, George, s. Osman Digna
Nisib(is) 283. 349. 695.
Nisin, s. Isin
Nitokris 595 f. 663.
Nieuwe Republik 501.
N'kole, Wahumareich 443.
Noah 126.
Nobaten (= Nubier) 676.
Nodsie, s. Notsie
Nokena (Bornu) 527.
Nomadismus 268—270. 272. 277. 284. 362. 370. 394. 523.
— Gegensatz zum Ackerbau 251 bis 254. 268. 308. 352. 546.
Nomansland (Kaffraria) 422.
Nomarch 602 f. 614.
Nondoa (Ugogo) 565.
Nono, Wanyambo 440.
Nordafrika 202. 304. 313. 334. 522.
Nordamerika 496.
Nord-Nigeria 521. 524.
Nordvölker 439. 655.
Notsie 453. 574.
Novellenfragmente 677.
Nsai (Lunda) 464.
Ntali von N'kole 443.
Nubar Pascha 697.
Nubien 531. 537—546. 559. 595. 604. 614. 616 f. 623 f. 626. 632. 649. 653. 667. 686; s. auch Kusch
— ägyptisch 545 f.
— Goldbergwerke 538 f.
— Christianisierung 544.
— Islamisierung 545 f.
Nubier 557. 600. 606. 613. 632. 676.
Nubti-Set 611.
Nuchaschihe 112. 117. 159 f.
Nuér (Nuehr), Denka 474.
Numidien 183.
Nunge, Sandeh 567.
Nupe 453. 514. 516 f. 521.
Nûr ed-dîn, S. Zenkis 358. 684.
Nur-Ramman von Larsa 13.
Nut, Himmelsgöttin 635.
Nutzgewächse 401.
N'Wana-Wena, Marutse 462.
Nyam-Nyam 468. 471 f. 474. 508. 555.
— Häuptlinge 566 f.
Nyamongo von Unyoro 443.
Nyangara, Mangbattu 567.
Nyangwe 485.
Nyassa 416. 435—437. 494. 504.
— -Land 494. 504.
Nyawingi von Mpororo 443.
Nyere (Sudân) 572.
Nymphaion am Sypilos 111.
Nyugumba Mudjinga, Mhehe 435. 565.

Oarses, s. Arses u. Arsikas
Oasen 394. 401.
Obaida(eida), Statthalter 315.
Obaid-Allah, S. Zijads 308.
— afrikan. Statthalter 315.
— Fatemide 338. 682.
Obelisk 592. 597. 604. 619. 623.
Oberguinea 399.
Oboda, Nabatäer 222 f. 239.
Obok 494.

Obonga 416.
Ochos, ſ. Dareios
Octavianus Auguſtus 225 f. 230. 240. 247. 291 f. 673 f.
Odaenath von Palmyra 241. 282.
Ölflüſſe 398. [292.
Ölpalme 406.
Ogbo (Nigerküſte) 521.
Ogmor, Tuaregfürſt 519.
Ogowe 456. 468.
Ohrigſtad 498.
Oigob, ſ. Maſſai
Okahándja 420 f.
Okaz, Meſſe 254.
Okba, Statthalter 680.
Oman 267. 382. 388. 483 f. 568.
'Omar I., Kalif 258. 262. 298—303. 336. 339. 349. 679.
— II. 314. 319.
— von Patta 569.
— ben Mohammed el-Kânemî von Bornu 527. 533. 571.
— Hadji (Fulbe) 493. 519.
— Lêle v. Dar Fur 532. 535. 573.
Ombos 633. 635. 648.
Om Debrikat (Oſtſudân) 556.
Omdurman 551—553. 556. 698.
Omejjaden 248. 268. 304. 306—318. 322—324. 326. 335. 338. 609. 680.
— Untergang 323. 353 f.
Om el-Gaab (Ägypten) 582.
Omina 43. 126. 130.
Omri von Iſrael 120. 198 f.
Omriden 57. 120. 200 f. 204. 210.
Omwita (= Mombas) 439.
On (Heliopolis) 74.
Ondónga-Ovambo 420.
O'Neill, Henry 426.
Onias, jüdiſcher Hoherprieſter 219.
Opfer 636.
— -Krüge 583.
Ophir 427.
Opis am Tigris 29. 88. 90.
Opoku, Oſai 452.
Ora maritima 186.
Oranjefluß 400. 415. 419—422. 429. 431. 433. 488. 499—502. 506. 585.
Oranje-Freiſtaat 415. 422. 432. 461. 499. 502. 504. 507.
Orange River Sovereignty 499.
Orchan, Sultan der Osmanen 370.
'Orêqât, ſ. Erêqât
Orloigob, ſ. Maſſai
Orma, ſ. Galla
Ormus (Perſiſcher Golf) 374. 378.
Orodes, ſ. Arſakes
Oroč(i)tes, Satrap 141.
Oroma (Oromó), ſ. Galla
Orontes 56. 63. 113. 149. 155. 624. 652.
Oſai, ſ. Kwamena, Opoku u. Tutu
Oſi, Fluß 569.
Oſiris 606. 616. 633—637. 639. 641. 643. 647. 664. 675.
Osker 655. [Bardiſſi
Osman, Turkmene 370; ſ. auch
— Digna 253. 550. 556.
— el-Mſurui 569.
Osmanen 352. 367—370. 372—377. 379. 387 f. 687.
— Aufkommen 369. 370.
— Name 370.
— Sultan 379.
Oſochor 659.
Oſorkon(cho) I. u. II. 661 f.
Oſroës, ſ. Arſakes Choſroes
Oſſeten 274.
Oſtafrika 397. 407. 418. 423—448. 460 f. 467. 476. 480. 483—485. 490. 494 f.
— arabiſch 427 f.
— hamitiſch 446.
— indiſch beeinflußt 425 f.
— Kulturarmut 423 f.
— malaiiſch beeinflußt 424 f.
— öſtlichſtes 443—448.
— Rinderpeſt 447.
— Ruinen 426 f.
— Suluiſierung 435.
Oſtaſien 476.
Öſterreich 381.
Oſtgriqualand 422.
Oſthorn Afrikas 443—448.
Oſtindien 476 f.
— Seeweg 371. 378. 557.
Oſtjordanland 194. 202.
Oſtrömer, ſ. Byzanz
Oſtſudân 527. 536—556. 695.
'Othmân, Kalif 258. 302—305. 308. 680.
— Sohn Djakmaks 688.
— Bugôman, ſ. Burkomanda
— dan Fodio, Fulbe 516 f. 526.
Ouaſſelou, ſ. Waſſulu
Ova-Herero, ſ. Herero
Ovambo 420. 459. 488.
Overweg, Adolf 527.
Owen, engl. Kapitän 484. 569.
Oxus 270. 307. 364. 378.
Oxyrynchites, Gau 685.
Oyo, ſ. Eyeo

Paardeberg 506.
Paarl 497.
Paas 677.
Pachons, ägypt. Monat 607. 618. 620 f.
Padan, med. Grenzland 16.
Paddan-Aram, ſ. Patin
Padi von Ekron 68. 207.
— -El, Zakkarfürſt 659.
Pa'e, Elamit 106 f.
Pahuin, ſ. Fan
Pakari 630.
Pakoros, Parther 278 f.
Palakuttu (Palakottas), Kanal 35.
Palapye (Südafrika) 503.
Paläſtina 3 f. 7. 10. 12. 15. 17. 28. 30. 44. 51. 57 f. 61—63. 65—68. 72. 77. 84. 87 f. 96. 113. 118. 121. 149. 155 f. 158 f. 162. 173. 197. 206. 208. 217 f. 222 f. 227 f. 234—238. 240. 244. 246. 252. 279. 287. 290—292. 300. 349. 351—353. 355. 357—359. 366. 386. 538. 542. 584. 594. 605. 610. 612. 618. 630. 648. 652 f. 659. 661. 665. 673. 682.
Paletten 583.
Pallas, Dekadarch 678.
Palmas, Kap 496.
Palmöl 406.
Palmyra 241 f. 282. 292 f. 297.
— Zerſtörung 241. 293.
Palo, Häuptling der Xoſa 430.
Pamba, ſ. Bamba
Pamphylien 145. 288.
Pan 632.
Panammu von Ja'udi 117. 124.
Panda, ſ. Umgande
Pandſchab 314. 346.
Paneas, ſ. Caeſarea
Pangani 428. 491 f.
Panicum distichum 406.
Panormos 178.
Panzer 615.
Papak, Vater Ardaſhirs 282.
Papier 684.
Papuch, ſ. Hierapolis
Papyros 606. 670. 676. 694.
Papyrus Ebers 589.
— Harris 619.
— Priſſe 593.
— Weſtcar 593. 595.
Pararſchepſet (Ägypten) 653.
Paregebirge (Oſtafrika) 446.
Pârs, ſ. Farſiſtan
Parſismus 386.
Parſu 136; ſ. auch Perſien
Parſua 59 f. 72. 130 f.
Parther 6. 140 f. 225. 240 f. 243. 270.
Parthien 153. 272 f. 275—279. 281. 294.
— Heeresverfaſſung 276 f.
— unter d. Arſakiden 271—280.
— unter d. Saſaniden 281—288.
Parysatis 146—149.
Paſargadai (Iran) 271.
Paſebcha-emnu, ſ. Pſuſennes
Paſer, ägypt. Beamter 648.
Paſhe 21 f. 51. 98.
Paſion, Dorfälteſter 676.
Paturiſi (= Oberägypten) 73.
Pateſ, Stern 607.
Patiſi (Vaſallenfürſt) 10. 46 f.
Patin 56—58. 62 f. 67. 116 f. 119.
Patta 483 f. 568.
— Sultane 569.
Paul, Kaiſer von Rußland 380.
Paulitſchke, Philipp 445.
Pauſanias 145.
Pauſiris, Ägypter 668.
Payni, ägypt. Monat 607.
Pazedku (Hauar) 612.

Pedro V. von Angola 459.
Peftudibaft von Heraklеopolis 661.
Peiraieus 168.
Peiſer, Felix 32. 83.
Pekach von Israel 63. 120 f. 202. 205.
Pekachja von Israel 120. 202.
Peloponneſiſcher Krieg 146.
Peluſium 663. 666. 669.
— Nilmündung 579.
Pemba, Inſel 428. 483 f. 494.
Pendſchab, ſ. Pandſchab
Pendſch-Deh (Mittelaſien) 381.
Pentapolis, ſ. Kyrene
Pentateuch 187.
Pentaurt, Schreiber 651.
Pepi I. Merira 538. 594. 623.
— II. Neſer-ka-Ra 594 f. 599.
Peponi (Geiſterreich) 425.
Peräa 224. 291.
Pergament 684.
Perinthos 150.
Periplus des erythr. Meers 427.
— Hannos 186.
— Himilkos 186.
Peroſes (Peroz) von Perſien 284; ſ. auch Firuz
Perſepolis 139. 142. 154. 271.
Perſer 6. 89. 91. 100. 130 f. 134—137. 139 f. 144—147. 149. 151—154. 240—242. 248. 252. 268 f. 271. 282—287. 289. 293. 296. 299 f. 311. 318. 324. 326. 332. 347 f. 426. 483.
— Adel 138 f.
— Schiiten 376.
Perſien 91. 135—151. 179. 217 f. 236. 239. 251. 268. 270. 275. 282. 284. 286—288. 293. 297. 304. 312. 317. 336. 338 f. 345. 353. 360—363. 365—368. 370—373. 375. 483. 544.
— Chriſtentum 284.
— Flotte 144. 145.
— Gegenſatz zu Rom 268 f.
— — zwiſchen Oſt und Weſt 139.
— Handel 329.
— Heer 153. 378. 382.
— Hof 154. 343.
— Kalifat 339—341.
— Kleindynaſtien 275 f.
— Kultur 151—154. 331. 366.
— Kunſt 154. 331.
— mongoliſch 367 f.
— neure Geſchichte 376—382.
— nördliches 374.
— Provinzverwaltung 152 f.
— Religion 376.
— Schrift, ſ. Keilſchrift
— Seideninduſtrie 378.
— Sektenweſen 331.
— Sprache 154. 343.
— Wirtſchaft 367 f. 378. [282.
Perſis 134. 139. 141. 153. 273.
Perſiſcher Golf 12. 23. 42. 91. 235. 242 f. 245 f. 270. 280. 374. 381. 388; ſ. auch Bahrain
— Perlenfiſcherei 367.
Perücke 587.
Peſt 41. 589. 663. 680. 687.
Petenifis, S. Pſammetichs 667.
Peter I. d. Gr. 379.
Peters, Karl 427. 491. 555.
Pethor am Euphrat, ſ. Pitru
Petra (Nordarabien) 239 f. 292.
Petrie, W. M. Flinders 581 f. 584 f. 588. 590. 593. 599. 608. 653. 678.
Petronius, röm. Offizier 543.
Petubaſtis 662.
Pfahlbauhütten 585.
Pfefferküſte 398.
Pferd 405. 582. 609. 662.
Pflanzenſäulen 649.
Pforte, ſ. Türkei
Phamenoth, ägypt. Monat 607. 618.
Phanes, Halikarnaſſier 666.
Phaophi, ägypt. Monat 604. 607.
Pharao 17 f. 45. 80. 159. 187.
Phariſäer 222—224. 227.
Pharmut(h)i, ägypt. Monat 607. 620.
Pharnabazos, Satrap 147 f. 669.
— (ſein Enkel) Admiral 150.
Pharſalos 224.
Phatnitiſche Nilmündung 579.
Phazael, Sohn Antipaters 225.
Phazania 523; ſ. auch Fezzan
Phelles von Tyros 163.
Philä 638. 675 f. 693.
— Tempelanlagen 669. 673.
Philippolis (Südafrika) 422.
Philippos, S. d. Herodes 225. 291.
— Syrier 220.
— von Makedonien 150.
Philiſtäa 61. 63. 68. 121. 206. 220.
Philiſter 157. 161 f. 191. 193. 195. 207. 246. 655.
Philometoren 670.
Philon aus Byblos 174.
Philopatoren 672.
Phokaier 178.
Pholas, Kaiſer 678.
Phöniker 67 f. 144. 146. 148 f. 156 f. 161 f. 164. 167 f. 171. 174—176. 185. 426 f. 557.
— afrikaniſche 177.
— Ausbreitung 175.
Phönikien 41. 52. 56. 67. 76. 119. 142. 149. 154—174. 279. 625. 648. 651 f. 655. 659. 665.
— ägyptiſch 159.
— Blütezeit 162 f.
— elamitiſch 158.
— Handel 171.
— kanaanäiſch 156—159.
— Kultur 169—174. 290.
Phönikien, Kunſt 171 f.
— Religion 158. 172—174.
— Seeweſen 168.
— ſemitiſch 155 f.
— Städtebund 158. 290.
Phönix, Vogel 637.
Phraaſpa (Atropatene) 279.
Phraates, ſ. Arſakes
Phraortes, Gegenkönig 141.
— von Medien 134 f.
Phryger 385.
Phrygien 66. 132. 147; ſ. auch Mita
Physkon, ſ. Ptolemaios VIII.
Pi'anchi, Äthiopier 541. 662.
— der Jüngre 662.
— Sohn Herihors 659.
pidati 615.
Pietermaritzburg 500. 506.
Pillatu (Elam) 100.
Pillau 482.
Pimai, Bubaſtite 661.
Pimozem I. und II. 659.
Pippin der Kurze 333.
Pi'u von Mußri 206. 236.
Piſidier 289.
Piſiris v. Karchemiſh 62. 66. 113.
Piſſuthnes, Satrap 147.
Pitru am Euphrat 52—54. 57. 115 f.
Plantagenbau 406.
Plaſtik 599.
Plataiai 145.
Plettenberg, von, Gouverneur 430.
Plinius, der ältre 478.
Plutarch 634 f.
Po (= Totenreich) 425.
Pocken 403.
Pogge, Paul 416. 469.
Polarſtern 607.
Polizei 615. 677.
Polybios 179. 181.
Polykrates von Samos 138. 666.
Polytheismus 39 f.
Pompeius, Cn. 224. 274. 279. 288. 294.
Pondomiſi 422.
Pontos 112. 289.
Popo 454. 481.
Port Clarence, ſ. Santa Iſabel
— Natal, Republik 500.
Portugal 374. 458 f. 475 f. 481. 483. 486. 488. 494. 503. 559.
Portugieſen 375. 378. 388. 428. 434 f. 445. 448 f. 455. 457 bis 459. 464. 477. 483. 487. 688. 690.
— Kolonien in Afrika 475—477. 495. 559 f.
Poſte de l'Alima 486.
Potgieter, Hendrik, Bur 498.
Potſcheſſtroom 498 f.
Praſum (Oſtafrika) 428.
Prediger Salomo 221.
Pretoria 503. 505. 507.
— Konvention 502.

Pretorius, Andries 432. 498.
— Martinus Wessels 499. 502.
Preußen, äg. Expedition 694.
Priesterkodex, jüd. 187 f. 216 f.
Prince (Deutsch-Ostafrika) 564 f.
Prinslo, Hendrik 500.
Prognathismus 408.
Propheten 204—206. 210—212. 233.
Psammetich I. 133. 588. 663—665.
— II. 74. 665.
— III. 666 f.
— Diodors, s. Psammuthis
— Sohn des Theokles 665.
— B. des Inaros 146.
Psammus 662.
Psammuthis 668.
Psemtek, s. Psammetich
Psinaches, Tanite 659.
Psusennes I. 659.
— II. 659 f.
Ptah 589. 631 f. 637 f. 643. 649. 653. 656. 662. 664.
Ptah-hotep, Ägypter 593.
— -schepses 592.
Ptolemaios I. Soter, Diadoche u. sein Geschlecht 181. 218. 227. 246. 248. 558. 670 f.
— — Bibliothek 679.
— II. Philadelphos 181. 246. 672.
— III. Euergetes 246. 672.
— IV. Philopator 672 f.
— V. Epiphanes 672.
— VI. Philometor 673.
— VII. Eupator 673.
— VIII. Euergetes (Physkon) 673 f.
— X. Lathyros 222. 673 f.
— XI. Alexander I. 673.
— XIII. Auletes 673.
— XIV. 674.
Ptolemaios, Geograph 26 f. 427 f.
Ptolemais 672.
Puarma, Statthalter 662.
Pudu-il Assur 21. 49. 53. 235.
Pulu (= Tiglat Pileser) 27.
Punalua-Ehe 580.
Punier 171. 177 f.
— Kultur 184—186.
Punischer Krieg, I. 181 f.
— — II. 180. 183.
— — III. 177. 184.
Punt 539 f. 557. 585. 600. 604. 618.
Puppen 587.
Puqudu (Babylon) 76. 104.
Purasate (Seevolk) 655.
Purchas Pilgrimage 436.
Purpur 170.
Pushang (Chorasan) 340.
Pußur-Assur 21. 49.
Pygmäen 416 f. 427. 470. 473. 581; s. auch Zwergvölker
Pygmalion von Tyros 163 f. 176.
Pyramiden 589—593. 596 f. 608. 640. 681.
Pyramiden, Schlacht 691.
Pyrrhos von Epeiros 182.
Pythagoras 86.

Qabqabîya 535. 573.
Qâdesiâh 300. 345.
Qâdir, Kalife 347.
Qatadah, Großscherif 387.
Qobâd I. 285.
— II. 287.
Qoran, s. Koran
Quako Duo, s. Kwakah
Quara (Abessinien) 561.
Quasr Eggomo 526. 570.
Quawa, s. Kwawa
Quetta 383.
Quibell, J. E. 581. 583. 605.
Quiloa, s. Kilwa
Qutb ed-dîn, s. Mohammed

Ra 592. 595. 632. 634. 638 f. 643. 647. 656. 662.
Rabah (Rabba, Râbeh) 373 f. 494. 528—530. 553.
Rabia 316.
Rabisu, Großbeamter 630.
Ra-en-user, ägypt. König 593.
Rafai Agha, Araber 567.
Ra-Harmachis 640.
Rahetep, ägypt. Beamter 591.
Rahit, Wiese bei Damaskus 310.
Rai (Nordpersien) 341. 356.
Raidan (Südwestarabien) 246.
Rakka (Mesopotamien) 328.
Rakote 671; s. auch Alexandreia
Rama (bei Jerusalem) 198.
Ramessiden 539. 647 ff. 661; s. auch Ramses
— jüngre 654 ff.
Ramleh (Palästina) 689.
Ramman, Gott 38. 57. 115. 117. 124 f. 172 f.
Ramman-aplu-iddin 22. 53.
Ramman-nirari I. von Assyrien 19. 21. 44. 49. 52. 112. 235.
— II. 24. 54 f.
— III. 25. 47. 49. 59 f. 100. 120. 202.
Ramman-schum-iddin von Babylon 20 f. 50. 98 f.
— -schum-ußur 21. 50 f. 98.
Rammoth (Gilead) 199.
Ramses I. 647.
— II. 111. 113. 161. 540. 587 f. 615. 619. 623. 648—654.
— III. 654—658. [658.
— IV. 624. 657.
— V. 624. 657.
— VI. 624.
— VII. 657.
— VIII. 657.
— IX. 657 f.
— X. 657 f.
— XII. 658.
Randwaldungen, afrikan. 402.
Raphia 66. 222. 542.
Raqib von Wadai 532 f.
Raschîd, s. Rosette
Raschîd, Kalif 357.
— von Mombas 569.
— bin Masaud, Araber 564.
Ra-sechem-ka, ägypt. Prinz 596.
Ra-Semenchka, General 600.
Rashi, assyr. Grenzprovinz 106.
Rassam, englischer Gesandter 561.
Rasse 409—411.
Raßon von Damaskus 62 f. 120. 202. 205.
Ratten 663.
Ratzel, Friedrich 401. 403. 445.
Raubbau 404. 406 f.
Raubtiere 403.
Rausanachtar, s. Mohammed-schâh
Rébillot, franz. Offizier 528.
Rechab, s. Rekab
Rechnungen 677.
Reclus, Elisée 397.
Red-dedet, Ägypterin 593.
Reddersburg 507.
Redjaf, Station Emins 555.
Regenzeit 397.
Rehabeam v. Juda 197—199. 661.
Rehoboth 489.
Reichard, Paul 436. 465.
Reiher 637.
Reis 406.
Reiterei 405. 653.
Rekab, kanaanäische Gottheit 125.
— Stamm 125. 201. 210.
Rekruten 677.
Religionsforschung 635.
Religionsgespräche 683.
Remalja, syr. Gottheit 202.
Reschef, B. Pekachs 638.
Reserveoffizier 650.
Retennu 621.
Retief, Pieter, Bur 432. 500.
Reuter, Baron 382.
Revasco, Ruy Lourenço 476.
Rezeptbücher 677.
Rezeqât 535 f. 573.
Rezon, Sohn Eljadas 119.
Rhampsinit, Schatzhaus 656.
Rhapta 428.
Rhaptus, Fluß 428.
Rhea 644.
Rhodes, Cecil 488. 501. 503—506.
Rhodesia 495. 503 f.
Rhodopis, Hetäre 595.
Rhodos 149. 225. 688.
Rhua, Mangbattu 566.
Rhupen von Kleinarmenien 351.
Rib-Addi v. Gebal 160 f. 197. 640.
Ribla (Syrien) 87. 208. 665.
Riebeek, Jan van 419. 497.
Rietfluß (Südafrika) 422.
Rimmon, s. Ramman
Rim-Sin v. Babylon 13 f. 95—97.
Rind 405. 509. 584.
Rinderpest 404. 489.
Rio Grande (Westafrika) 450. 475. 477. 493.

Risegad, s. Rezêqât
Riswân von Haleb 357.
Ritter, Karl 444.
Rivières du Sud 480.
Rizêqât, s. Rezêqât
Roberts, Präsident v. Liberia 496.
— von Kandahar, Graf 506 f.
Roch, s. Schah
Roda, Nilinsel 679. 681. 685.
Rodriguez (Insel, Ostafrika) 480.
Rohinda, s. Ruhinda
Rohl, ägyptische Provinz 554.
Rohlfs, Gerhard 527.
Rokay von Mpóroro 443.
Rokn ed-dîn Chôrsah, Assass. 364.
— Emir, s. Beibars II.
Rom und Römer 176 f. 179—184. 218—220. 224. 226 f. 230. 240—242. 247. 523. 543. 559 f. 673.
— Kampf mit Persien 268. 270. 272. 274 f. 277 f. 280. 282 bis 286. 288. 290. 292—295.
Romanos IV. Diogenes 349.
Romantik 680.
rometu 579. 586.
Rosellini, Ippolito 694.
Rosette 578.
— Stein 672. 693.
Rostam, s. Rustam
Rotes Meer 144. 234. 237. 246. 292. 374. 388. 393. 531. 537. 539 f. 544. 552. 557 f. 618. 648. 656. 673. 690; s. auch Kanal
Rovuma (Fluß) 433. 492.
Rowland, J., s. Stanley
Royal Chartered Company 504.
— Niger Company 521.
Ruad, s. Arvad
Ruanda 440 f.
Rubaga (Uganda) 442.
Ruben, s. Rhupen
Rubi, Fluß 399.
Rudbar, Bezirk 356.
Rudolfsee 416. 445.
Rufu, Fluß 428.
Rugaro, s. Lugalo
Ruga-Ruga (Ostafrika) 437.
Ruhinda, Wahumahäuptling 440.
Rum, s. Ikonion
Rumanika von Karagwe 440.
Rumat (Scharfschützen) 513. 518 f.
Rumelien 384.
Rumgembe (Rungemba), Ostafrika 565.
Rundschild 615.
Rusas I. von Urarthu 66. 128.
— II. 129.
— III. 129.
Rußland 378—382. 560. 562 f. 690 f.
Rustam, Feldherr d. Perser 299 f.
— Leibmameluk 691.
Rut, Buch 216.
Ruete, Kaufmann 568.
Ruyter, Gonaqua 420.
Saa, Dynastie von Sonrhay 511.
Saad, Statthalter 298. 300.
— ibn Ibada, Mediner 265.
— ibn Wakaß 302.
Saadani, Ostafrika 492.
Saadi, persischer Dichter 367.
Saati, s. Dogali
Saba 8. 228. 245—248. 557.
Sabäer 238. 240. 242. 245—247. 427.
Sabagades von Tigré 561.
Sabaki, Fluß 445.
Sabako, Äthiopier 542. 662 f.
Sabi, Fluß 427.
Sabinius, Prokonsul 224.
Sabruma, s. Chabruma
Sabûn, s. 'Abd el-Kerîm II.
Sacha (Nildelta) 598.
Sacharja von Israel 202.
Sachebu (Ägypten) 593.
Sadduzäer 223.
Sadu, ägypt. König 593.
Saffariden 336. 341.
Sagarthier 66. 141.
Saglu Denghel von Gondar 561.
Sagunt 183.
Sagur, Fluß 52. 56.
Sâh, s. Schah
Sahara 393 f. 398. 401. 406. 443. 447. 467. 475. 507—509. 513. 522. 524 f. 528.
Sahela Selassié von Schoa 561.
Sahu (Seelenteil) 636.
Sahura, ägypt. König 593. 596.
Sa'îd, Seyyid v. Sans. 484. 568 f.
— Pascha 547. 696.
— Sohn Beibars 686.
— ben Ahmed, Imam 568 f.
Saidah Châtûn 348.
Saidu, Prinz 518.
Saif ed-dauleh (Hamdanide) 337. 344. 354.
— ed-dîn von Mossul 358.
— — Abûbekr, s. Aladil I. u. II.
Saint-Jean-d'Acre, s. Akka
— -Julien, ägypt. Fort 693.
— -Louis (Senegal) 480.
Saïs 74. 634. 638. 661 f. 664 f. 667 f.
Saiten 607. 664—667.
Sai-Totu, s. Tutu
Sakkâra 587 f. 592—594. 599. 637. 644. 646. 667.
— Stufenpyramide 589 f.
Sakpaku von Aveng 574.
Sakumbe (Monomotapa) 429.
Saladin (Salâh ed-dîn Yûsuf) 358 f. 684.
Salah ed-din Yusuf (verwechselt mit Nâsir ed-dîn Mohammed), Ayubide 366.
Salahijeh (Ägypten) 691.
Salama, s. Selama
Salamis 142. 145. 179.
Salatis 609 f.
Saldanha (Kapland) 419.
Saldanha, Antonio de 476.
Sâlih, S. Mohammed Nasirs 686.
— S. Nur ed-dins 358.
— Ayûb, S. Kâmils 685.
— Hadji, S. Schaabâns II. 686 f.
— Stammvater d. Dja'alîya 572.
Sallar, Emir 687.
Sallum von Israel 202.
Sallust 509 f.
Salmanassar I. 21. 44. 50. 52 f. 56. 65. 112. 126 f. 129. 235.
— II. 25. 44. 47. 52 f. 55. 57—59. 78 f. 83 f. 99. 113. 117 bis 120. 127. 131. 164. 199. 201. 235.
— III. 26. 61. 120. 128. 202.
— IV. 27. 63—65. 203.
Salome-Alexandra 222—224.
Salomo 119. 162. 196 f. 200. 209. 241. 558. 589. 660.
— Tempel 196.
Salt, Henry 445.
Salz 72. 407.
Sam'al 57. 63. 117. 123 f.; s. auch Sendschirli
Samaniden 336. 341. 344. 346.
Samaria 64—66. 120 f. 166. 195. 199. 202 f. 205 f. 216. 222. 224. 291; s. auch Israel
— assyrisch 81. 202—204.
Samarkand 313. 362.
Sambana, Tonga 501.
Sambesi 395. 400. 422. 426. 429. 432—435. 460—463. 488. 504.
Samira, abbass. Residenz 335.
Sammler, Kulturschicht 414.
Samoa 487.
— Vertrag von 1899: 490.
Samory 493. 520.
Samos 146.
Samsu-iluna von Babylon 14.
— satana von Babylon 14.
Samuel 197.
San 415 f.; s. auch Buschmänner
San'a 244. 388.
Sanaga, Fluß 455.
Sanankoro (Westsudân) 493.
Sanballat, s. Sin-uballit
Sanchuniathon, Priester 174.
Sandachschathra, Kimmerier 132.
Sandalen 587.
Sandeh, s. A-Sandeh
Sandili, Xosa 430. 499.
— Edmund, s. Ganga
Sand River Convention 498.
Sandsch(dj)ar, Emir 687.
— Seldschuk, s. Sanjar
Sanduarri von Kundi 70. 165.
Saneha(t), Ägypter 234. 604 f.
Sanfara 514. 516.
Sangar(a) von Karchemisch 56 f.
San George, s. Elmina
Sanherib 15. 28—30. 35. 41 f. 50. 53. 64 f. 67—69. 72. 75. 84. 97 f. 101 f. 131. 136. 165. 206 f. 230. 236 f. 244 f. 542. 663.

Sanjar, Mo'izz ed-dîn Abu'l-Hârith 360. 364.
Sanksa (= Ostafrika) 425.
Sankt Helena 507.
Sankur(r)u 399. 402. 468.
Sannas Post 507.
Sanqara, s. Mußri (Kappad.)
San Salvador, s. São
Sansando(ig), Westsudân 493.
Sansanne Mangu (Togo) 490.
Sansibar 388. 397. 428. 476 f. 483—485. 490 f. 494. 537.
— englisch 492. [554.
— Handel 484. 485.
— Maskatresidenz 484.
— Seyyids 568.
Santa Isabel (Fern. Póo) 481.
Santiago, Andre da 434.
São Paolo de Loanda 459.
— Salvador (Kongo) 458.
— Thomé 477. 495.
Sapalulme, König von Patin 117.
Sapalul(u), Chatti 112 f. 629. 652.
Sapûr(or), s. Shapur
Sara, arabische Sängerin 262.
Saralakeoran, Monophysit 679.
Sarapis 637. 672.
Sarathuschtra, s. Zarathustra
Sarazenen 241. 333. 337. 351.
Sardanapal, s. Assurbanipal
Sarden 615.
Sardes 132. 143. 147 f. 666.
Sardinien 175. 181—183.
Sarduri I. von Urarthu 59.
— II. 62. 128.
— III. 76. 129.
Sarepta (Phönikien) 165.
Sargon v. Agade 10—14. 67. 158.
— v. Assyrien 27 f. 30. 42. 49. 54. 61. 63. 64—67. 71. 75. 79. 81. 84. 95. 100 f. 113—115. 118. 121. 126. 128. 131 f. 164 f. 203 f. 206. 230. 235 f. 242. 244 f. 542. 662 f.
Saria (Soso) 515. 517. 521.
Sarili, Xosa 430.
Sarobibima, Priester 645.
Sarpada 71. 132. 133.
Sarzec, E. de 8.
Sasaniden 140. 153. 230. 238. 241. 248. 268—271. 281 bis 288. 295. 300. 339.
— Ursprung 282.
— Zusammenbruch 299 f.
Sasi von Patin 117.
Sassa (Sandeh) 567.
Sassaniden, s. Sasaniden
Satarna v. Naharina 626.
Sat-Hathor, äg. Prinzessin 606.
Satrapenstele 671.
Satrapie 141. 152 f.
— Verteilung 670.
Saturn 644.
Sau, s. Schau [191. 195.
Saul von Israel 52. 118. 162.
Savanne 401. 402.
Say (am Niger) 490. 493.
Scaurus, Æmilius 224.
Sch . . ., s. auch Sh . . .
Schaabân I. u. II. 686.
Schabaka, s. Sabako
Schabataka, s. Sebichos
Schabruma, s. Chabruma
Schädelkult 467.
Schädelmessung 408. 410. 585.
Schaf 405.
Schâh Ali von Patta 569.
— Manßûr, Mozaffaride 372.
— Ruch, Timuride 372 f.
Schahnameh 345.
Schahrwarâz, Titel, s. Ferruhân
Schaikiah, Araber 546.
Schakal 583. 634.
Schakaruscha 653. 655.
Schallit, Titel 185. 609.
Schapur, Fluß 92.
Schari 470. 522. 524. 528—530. 533.
Scharuhen 612. 613. 620.
Schasu 610—614. 618; s. auch Hyksos u. Mentin
Schatt-el-Arab (Fluß) 300.
Schau Durschit, Tundjer 534. 573.
Scheba, s. Saba
Schebeli, Webbi 445.
Schebreis (Ägypten) 691.
Schêch, Mameluk 687.
— el-Muayad, s. El-Muayad
Sched, s. Krokodilopolis
Schedjer ed-durr, Ayubide 685.
Scheibân, Statthalter 682.
Scheigiah, s. Schaikiah
Scheik, Buana 569.
Schekendah von Dongola 545.
Schele, Fr., Freiherr v. 492. 565.
Schendi am Nil 531. 547. 572.
Schepenopet, Äthiopierin 663.
Schephela (Phönikien) 656.
Schepseskaf, ägypt. König 592. 596.
Schesch, M. des Athotis 589.
Scheschonk I. 197 f. 200. 661.
— II.—IV. 661.
Sches-u-Hor 581. 586. 623.
Schieferplatten 583 f.
Schiffsnamen 612. [688.
Schihab ed-din Ahmed, Burdjite
Schiiten 263. 325. 335. 337. 342. 347. 376. 681. 685.
— Programm 311. 336.
Schilluk 473 f. 537. 546.
Schir Ali Chan v. Afghanistan 383.
Schiras(z) 367. 372. 380.
Schirkuh (Asad ed-dîn Sirkûh) 358.
Schirwasee 437. [684.
Schirtani 615. 653—656. 660.
Schlange 403. 635.
Schmun, s. Hermopolis
Schnalzlaute 414 f.
Schneckenspirale 582.
Schnitzer, Eduard, s. Emin Pascha
Schoa 488. 559 f. 561. 563.
Schös-Beduinen 648.
Schoschong (Südafrika) 503.
Schreibzeug 587.
Schreiner, W. P. 505.
Schrift 154. 583.
Schuldschein 677.
Schuli, s. Schilluk
Schuster (Schuschtär) 300.
Schwarze Rasse, s. Neger
Schwarzer Hammel, s. Kara Koinlo
— Stein 253. 387.
— Tod 371.
Schwarzes Meer 374.
Schweden 481 f.
Schwein 405.
Schweinfurth, Georg 416. 471. 473. 582.
Schweiz, Bundesregierung 503.
Schwert 615.
Seanchkara, ägypt. König 600.
Seba, Scheich 193.
Sebek 599 f. 608. 633.
Sebek-emsaf I. u. II. 601.
Sebekhotep I. 600.
— II. u. III. 601.
— V. 539.
Sebeknofru, ägypt. Königin 600. 608.
Sebek-Ra, Doppelgott 633.
Sebene-Su, s. Subnat
Sebennytos 588. 668 f.
— Nilmündung 579.
Sebichos, Äthiopier 663.
Sebitu(o)ane, Makololo 432. 461 f.
Sechem (Seelenteil) 636.
Sechmet, Göttin 627. 638.
Sedeinga (Ägypten) 628.
Sedschestan 274. 341.
Seeland, s. Fayûm
Seelendienst 591.
Seeräuberei 114. 289. 335.
Seeschlacht, erste geschichtliche 655.
Seevölker 653. 655.
Sêf ben Hasan v. Bornu 525. 570.
— ben L., Sultan von Maska 483. 568.
— — II. 568 f.
— ed-dîn von Dar Fur 573.
Sefewiden 377 f.
Sêfiya-Dynastie 570 f.
Segestan, s. Sedschestan
Segseg, s. Soso
Segu (Westsudân) 493. 519 f.
— -Sikoro 493. 519.
Sehel, Nilinsel 661.
Sehotep-ab-Ra, Ägypter 603.
Seidenhandel 275. 378.
Seila, s. Zeila
Seir (Edom) 194.
Seistan, s. Sedschestan
Seked (Meer) 634.
Sekeletu, Makololo 462.
Seknen-Ra (III.) 611 f
Sekoati, Bapedi 502.
Sekoni, Mmangwato 503.
Sekundi (Aschanti) 452. 478.

Sekukuni, Bapedi 502.
Selama; Albuna 561.
Selamisch, Bachrite 686.
Seldschuk (Seljûq) und die Seldschuken 339. 345—353. 355. 357. 360 f. 368 f.
Select Papyri 650.
Selene, T. Kleopatras 671.
Seleukia, s. Ktesiphon
Seleukiden 26. 218. 222. 239 f. 246. 271—273. 277. 290. 294.
Seleukos II. Kallinikos 272.
Selim I. 376 f. 385. 689.
— II. 690.
— ben Ahmed von Mombas 569.
Seliman von Pemba 484. 569.
Selinus 181.
Selous, Afrikareisender 461.
Sem 7.
Semenpses, ägypt. König 588 f.
Semenchka-Ra, ägypt. König 645.
Sémio, Sandeh 567.
Semiramis, Hangende Gärten 88.
Semiten 5—7. 11. 15. 23. 43. 185. 228 f. 235. 242.
— babylonische 8. 11. 13. 53. 86. 155. 158. 234.
— Geistesart 46. 86 f. 229. 611.
— Kolonisation 412.
— Wanderungen 7—10. 38. 43. 229. 233. 605.
Semitismus 651.
Semneh 539. 600. 606. 617 f.
Sempronius Liberalis, M. 676.
Sena, s. Senna
Senaar 546 f. 549—551.
Senafe (Abessinien) 563.
Sendsch, s. Zingi
Send[c]hirli 43 f. 57. 116 f. 122. 125. 173; s. auch Sam'al
— Ausgrabungen 115. 117.
— Skulpturen 71. 73. 84.
Senegal 186. 398. 480. 482. 487. 493. 508. 515 f. 519.
Senegambien 397 f. 407. 448 f. 475. 477 f. 480. 493. 519.
Senezem-ab, Ägypter 593.
Senhagia (westl. Sahara) 510.
Senkereh, s. Larsa
Senmut, Ägypter 619.
Senna (Ostafrika) 434.
Sent, ägypt. König 589.
Sent-es-seneb, ägypt. Prinzessin 606.
Senusi, s. Snussi
Senzangakona, Sulu 431.
Sepharad, s. Saparda
Sephuris, ägypt. König 588.
Sepopo, Fürst der Marutse 462.
Septimius Severus, L. 280. 674 f.
Septuaginta-Übersetzung 218.
Serakoleh(t), s. Soninke
Serapis, s. Sarapis
Sereniſſimus 650.
Serer (Senegambien) 449.
Seschele am Sambesi 462.
Seschele, s. Setschele
Sesochris, ägypt. König 588. 589.
Sesostris 649; s. auch Ramses II.
Sesuto, Sprache 462.
Set 586. 631—635; s. auch Horus
Set-aa-pehti, ägypt. König 611.
Setau, Vizekönig 649.
Sethe, Kurt 618.
Sethenes, ägypt. König 588. 589.
Sethos, Hephaistospriester 663.
— I., König 113. 621. 647 f. 658.
— II. 624. 653. 654.
Seti, s. Sethos
Setnacht, ägypt. König 654.
Setschele, Bakwena 461.
Seuchen 403; s. auch Pest
Seveh 663; s. auch Sabako
Severus, Bischof 683; s. auch Septimius
Seymour, Fr. B. 697.
Seyyid, s. Ali, Bargasch, Bedr, Madjid, Sa'id, Sueni u. Sansibar
Sh . . ., s. auch Sch . . .
Shadikanna, aram. Fürstentum 55.
Shagarakti-suriash 21.
shaknu (= Statthalter) 81.
Shalît, s. Schallit
Shamash, Gott 13. 39. 71. 172.
Shamash-ibni von Bit-Dakuri 70.
— -irba von Babylon 144.
— -mudammiq von Babylon 24.
— -shum'-ukin 30. 64. 70. 73. 75 f. 81. 103—105. 166. 207. 238.
Shams-maron (Phönik.) 165.
Shamshi-Ramman von Assyrien 46. 53. 60. 99. 128.
Shanchar, s. Mußri (Kappad.)
Shapi-Bel (Gambuli) 70.
Shapur I. von Persien 282 f. 293.
— II. 283 f. 295.
Shargani-shar-machazi, s. Sargon
Shar kishshati, Titel 43.
Shassha (Elam) 20.
Shassa, Uganda-Insel 442.
Shawer, ägyptischer Wezir 353.
Shawur, Nebenfluß d. Karun 104.
Sheba in Transvaal 503.
Shepstone, Theophilus 501.
Sherboro, Insel 450. 479.
Sheshonk, s. Scheschonk [22.
Shilani-shuqamuna von Babylon
Shilchak-Inshushinak v. Elam 97.
Shinuchtu (Tabal) 66.
Shofeten, s. Suffeten
Shoshenk, s. Scheschonk
Shubari, s. Mitani u. Mesopotamien
Shuna, aram. Fürstentum 55.
Shupria (Armenien) 129.
Shushan, s. Susa
Shushinak, Göttin 20. 93.
Shutur-nachundi (Shutruk-Nachchunte) von Elam 97. 100 f. 104.
Shuzigash von Babylon 19. 21.
Si, Berg 573.
Siana (Nordphönikien) 58.
Sibar-shichu von Babylon 22.
Sibêr (Sobehr, Zubair) 528. 536. 547 f. 573.
Sibirien 425.
Sibylla Maria, ägypt. Heilige 678.
Sicharbaal von Gebal 659. 660.
Sichem 190. 222.
Sidon 56. 58. 61. 68. 91. 149. 153. 157 f. 162—165. 167—171. 173 f. 176. 185. 665.
— assyrisch 165. 166.
— Bedeutung 157. 158.
— Zerstörung 70. 165.
Sidonier 70. 157. 162. 167. 177.
— Gesamtname f. Phöniker 158. 162.
Siduri, s. Sarduri
Siegelzylinder 610.
Sierra Leone (Westafrika) 186. 398. 449 f. 479. 495 f.
Siffin am Euphrat 306.
Sike (Sikki), Mnyanyembe 437.
Sikuler 655.
Simba, Gründer von Witu 569.
Simbabwe(ye) 426. 427. 429.
Simbamuene u. Simbamueni von Ukami 568.
Simbarri, Nilotiker 473.
Simbo, Dschagga 433.
Simbodja von Usambara 438.
Simeon Bar-Giora von Gerasa 226.
Simirra 63. 65 f. 164. 203 f.
Simon Makkabäus 222.
Simri, Oberst 198.
Sin, Mondgott 39. 43 f. 60. 84. 90. 172.
Sinai (Edom) 194. 207.
— Gesetzgebung 188.
Sinaihalbinsel 234. 296. 538. 591. 593. 603.
Sinder (Sudân) 571.
Sindschar, s. Sanjar
— -Gebirge 9. 50.
Sine (Senegambien) 449.
Singaragebirge, s. Sindschar
Sin-iddin von Babylon 13.
— -muballit von Babylon 14.
— -shar-ishkun von Assyrien 76. 133.
— -uballit von Moab 216.
Sintflutbericht 41.
Sinuhe, s. Sanehat
Sion, s. Jerusalem
Sippar 9. 11. 14. 22. 24. 29 f. 38. 70. 88. 90. 95. 101—103.
— Sonnentempel 9. 126.
Sippe 413.
Si-Ptah 624. 654.
Sir-pur-la, s. Lagash
Siriusgestirn 606 f.
Sisak, s. Scheschonk
Sitt el-Mulk, Schw. El-Hakims 683.

Sitte 412.
Siut 595. 601.
Siwah, Oase 659. 667. 671.
Siwi (Ostafrika) 569.
Sizilien 147. 175. 178—182. 333.
Sizu (Kilikien) 70. [335. 683.
Skandinavier in Afrika 481.
Skarabäen 610. 622. 626—628.
Sklavenhandel 401. 407. 435. 451. 454. 478 f. 484—486. 514. 547.
— Unterdrückung 486. 491.
Sklavenküste 454. 481. 489. 574.
Sklaverei 406. 614.
— -Verbot 696.
Skorpion 583.
Skythen 67. 132 f. 273 f. 665.
— babylonische 11.
Slagters Nek 500.
Slatin, Rudolf 536. 550. 573.
Smaragd 648.
Smendes, Tanite 658—660.
Smyrna 111. 372.
Smith, Harry 498 f.
— Sidney 692.
Snefru, ägypt. König 590—592.
Snusi-Orden 529. 533.
Sô, Ureinwohner von Bornu 525.
Soba 118 f. 191. 195.
Sobat 473 f.
Sobehr, s. Sibêr
Sodom 96.
Soden, J. Freiherr v. 490. 492.
Sofala (Ostafrika) 426. 428. 476.
Sohar (Oman) 483 f.
Sokôro, Bezirk 572.
Sokoto 443. 517. 521,
Sokot(o)ra 425. 688.
Söldner 371. 615. 661. 666. 668.
Soleb (Nubien) 627. [671 f.
Soleillet, Paul 493.
Somâl 444—446.
— -Land 397. 402. 426. 428. 480. 490. 492. 539. 563.
Soma-Opfer 469.
Sonderehe 580.
Songo (Sonho) 457. 459.
Songondawe, Sulu 435.
Soninke (Westsudân) 510.
Sonrhay 511—514. 518 f.
- - Jahrbücher 511.
- - marokkanisch 513.
Sonnengott 9. 38. 241. 592. 638. 642; s. auch Larsa, Shamash und Sippar
Sonnenscheibe 630. 638. 641.
— geflügelte 634. 640. 678.
Sonni, s. Sonni
Sonntagsfluß (Afrika) 420.
Soris, s. Snefru
Sos (= Hirt) 610.
Sosneos von Abessinien 560.
Soso 514 f. 517; s. auch Saria
Sothis, s. Sirius
— -Periode 607.
So-uphis, ägypt. König 588.
South West Africa Company 489.
Spanien 175. 177 f. 180. 183. 309. 317. 323. 325—327. 333. 335. 386. 477. 511. 541.
— Kolonien in Afrika 481.
— Metallbergwerke 186.
Spanier in Amerika 577.
Sparta 145—149. 225.
Speiseverbot 405.
Speke, J. H. 439 f. 442 f.
Speos Artemidos (Ägypt.) 612.
Sperber 583. 605. 639. 667.
Sperrforts 606.
Spezereienverkehr 689.
Sphinx 592. 597. 611. 627. 637.
— Freilegung 625.
Spieß, C., Missionar 574.
Spionskop 506.
Sprache 392. 396. 411 f.
Spriggs, Gordon 505.
Sriadza (Anlo) 574.
Ssâbi, Mangbattu 566.
Ssemakokiro, s. Wasedje
Ssliman v. Melle 512.
Ssonni 'Ali v. Sonrhay 512. 516.
Ssunna II. von Uganda 441 f.
Ssûrat, s. Surate
Staatsvertrag 652.
Stammbäume 564—574. 602.
Stapelvorrecht 666 f.
Stanley, H. M. 399. 402. 416. 437. 439. 466. 470. 475. 486 f. 492. 494. 555.
— -Fälle 399.
— -Pool 468.
Stateira, G. Artaxerxes' II. 147.
Staudinger, P. 412. 517.
Stauweiher, s. Merisee
Steatopygie 410.
Stein-Geräte 413. 582.
— -Hügelgräber 581.
Steinzeit 414.
— jüngre 582.
Steijn, Thomas 504.
Stellaland, Burenrepublik 503.
Stellenbosch (Südafrika) 497.
Steppe 394. 396. 401. 402. 405.
Sternglaube 172. 640. 642.
Steuererheber 676.
Steuerquittung 677.
Stier 583. 584. 627.
Stilton von Napata 544.
Stormberg (Südafrika) 506.
Strabon 243. 427. 597. 674.
Strack, Max L. 674.
Stratege 674. 676.
Stratonsturm, s. Caesarea Pal.
Strauch, Oberst 486.
Strauß 582. 588.
Streitwagen 609. 612. 614. 615.
Stromschnellen 395. 399.
Struthas, Satrap von Sardes 148.
Strymon 145.
Stufenpyramide 36. 589 f.
Stuhlmann, Franz 416. 438—440. 446.
Stundenpriester 607.
Stundensterne 607.
Stuurman, Gonaqua 420.
Suaheli 435.
Suakin 550. 551.
Subnat (Tigris) 52. 55. 59. 126.
Suchi am Euphrat 24. 55 f. 236.
Suchme (Armenien) 59.
Suchos-Krokodil 637.
Sueni, Imam v. Maskat 568.
Sues 509. 531. 544.
— -Kanal 144. 388. 579. 698.
— — Aktien 696.
— — Eröffnung 557. 696.
Südafrika 400. 413 ff. 427. 430. 431. 434. 447. 497—501. 504. 505.
— Diamanten und Gold 501 f.
— Hochfinanz 501—507.
— Volkstum 497.
Südafrikaner, helle 418.
— kaffernartige 429.
Südafrikan. Republik, s. Transvaal
Südamerika 577.
Sudân 394—397. 405. 407. 411 f. 448—450. 453 f. 470. 482. 507. 557.
— Abgrenzung, innre 493.
— ägyptischer 494; s. auch östl.
— Bevölkerung 468. 495. 508—510. 518. 522—524. 537 f.
— französisch 493—495.
— Hackbau 509.
— Handel 329. 547.
— Herdentiere 509.
— Klima und Volkstum 507 f.
— Kultur 509 f.
— mittlerer 467 f. 494. 514. 518. 521—536. [562 f.
— östlicher 472. 531. 536—556.
— Staaten 455. 524—536.
— Städte 509.
— westlicher 480. 487. 493 f. 507 bis 521. 528. 536.
— — Aufteilung 520 f.
— — marokkanisch 518 f.
Südarabien 230. 232. 234. 236 f. 425. 427. 539. 558 f.
Süd-Nigeria 521.
Sudschah, Schah v. Afghan. 382.
Sueni von Sansibar 484. 568.
Suffeten 185.
Suhama (Ägypten) 692.
Suhen bei Theben 621.
Suk, Hamito-Niloten 446.
Sula (Ostafrika) 561; s. auch Lugalo u. Abulis
Sulai(ei, ê)man, Omejjade 314.
— I., Osmane 689. 690.
— Sibêrs Sohn 528. 548.
— Turkmene 370.
— Solon von Dar Fur 534. 573.
Sulla, s. Cornelius
Sultan ben Ahmed ben Sa'îd 568.
— ben Murdjid ben Djadi 568.
— ben Sef I. v. Maskat 483. 568.

Sultan ben Sef II. 568.
Sulu 422. 429—435. 437. 446 f. 491. 501 f. 564.
— -Affen 433. 435.
— -Land 434. 501.
— -Wanderungen 434 f.
Sumer 10—14. 27 f. 34 f. 53. 95.
Sumerer 5—7. 12. 32. 37. 155 f.
- Kultur 11. 15. 33. 86. 234.
— Sprache 6 f. 10.
Sumpffieber 403.
Sumpfvölker 396.
Sumu-abi von Babylon 14. 38.
Sumula-il von Babylon 14.
Sumur (Phönikien) 160. 622.
Sunda-Inseln 408.
Sunna 335. 340.
Sunni Ali, s. Sfonni
Sunniten 336. 347. 377. 684.
Sunnu, s. Assuan
Sur, s. Anzan
Sura (Bit-Chabippi) 55.
— -sar, phönik. Stadtfürst 112.
Surate (Indien) 342.
Sure (Koran) 264.
Sûrên (Συουήνας) 276. 278.
Sur[i] 11. 48. 54. 84. 110. 116. 126. 130; s. auch Anzan
-- (Kappadokien) 114.
Surri von Patin 117.
Suru, Sulu 435. 564.
Susa 20. 28. 91—93. 95—102. 104. 106. 108. 134. 137. 139. 141 f. 142. 150 f. 154. 168. 216. 227. 271.
- Eroberung 75. 106.
— Heiligtum 108 f.
Susan bei Mal-Amir 93.
Susiana 92. 136. 141. 153.
Sutarna von Mitani 45.
Sutech 611. 635; s. auch Set
Suti 19. 22. 49. 54. 99. 235.
Swakopmund 488 f.
Swasikaffern 430. 432.
Swasiland 501.
Swellendam (Südafrika) 497.
Swetu I. von Unyanyembe 436.
Syene, s. Assuan
Syennesis von Kilikien 89. 135.
Sylläus, Nabatäer 240.
Syphilis 403.
Syrakus 180 f.
Syrer 54. 110. 115. 306 f. 309. 318. 324. 333. 353 f. 620 f.
Syria Palaestina 292.
Syrien 7 f. 10. 15. 27 f. 35. 41. 44 f. 55. 57—63. 65—67. 77. 84. 87. 110—125. 128. 146. 149. 151. 217. 220. 224. 226. 234—236. 242. 253. 259—261. 268 f. 271. 279. 282. 287—290. 293. 297 f. 300. 302—305. 310. 316. 322 f. 326 f. 336—339. 349 f. 352 f. 355. 357 f. 366. 368. 371—374. 385 bis 387. 542. 544. 599. 605. 613. 617. 630. 651. 654. 669 f. 681 f. 684 f. 687. 690—692. 695 f. [353.
Syrien, aramäisch 54. 56. 115 f.
— Ausdehnung 110. 354. 650.
-- Bevölkerung 54. 56. 115 f. 123. 296. 304. 316. 318. 353; s. auch Hethiter
— Einwanderungen 110—118.
-- Gegensatz zu Irak 304. 316. 318.
— Gottheiten 124 f. 638.
-- islamisch 256. 263. 376.
— kanaanäisch 110.
— Kreuzzugszeit 353—360.
— Kulturverhältnisse 121—125.
— Küstenhandel 71.
— mongolisch 360—374.
— Name 11. 110.
— nördliches 56. 333. 359. 366.
— Staatenbildung 56. 354.
— südliches 333.
Syrische Wüste 76. 154. 235.
Syrten 522.

Taanak bei Megiddo 620.
Taba Bossigo (Südafrika) 433.
Tabal 59. 63. 66. 71. 114 f. 132.
Tabaran (Chorasan) 344.
Tabaristân 271. 338 f. 341. 347. 364. 377.
Tab-el von Damaskus 119 f.
Tabor (Palästina) 692.
Tabora (Ostafrika) 436 f. 485. 492.
Tab-Rimmon von Damaskus 119.
Taccarary (Westafrika) 482.
Tachos von Ägypten 149. 669.
Tacoodonu von Dahomeh 453.
Tadjurra-Bai 445.
Tadubipa 626. 628 f.
Tafelbai 419. 497.
Tagallaberge (Kordofan) 549.
Tagi (Palästina) 161.
Tagri Berdi, Feldherr 688.
Taharqa von Ägypten 70—75. 80. 165 f. 206. 542. 663.
Tâhir 333 f. 340.
Tahiriden 341.
Tahmâsp, s. Thamasp
Taif bei Mekka 255. 257. 258. 262.
Taiping-Aufstand 548.
Tâj ed-dauleh, s. Tutus
Takaungu (Ostafrika) 569.
Takelothis I. und II. 661.
Takemt (Ägypten) 612.
Takudua, s. Tacoodonu
Talcha, Araber 302. 305.
Talmis (Ägypten) 674.
Tâma (Sudân) 533. 535. 572.
Tambieh, arab. Zeitung 693.
Tamehu-Land, s. El-Chargeh
Tammaritu von Chidalu 104 f.
— von Elam 104—107.
Tanu Mku von Patta 569.
Tämüdjin, s. Temudschin und Dschengis Chan
Tana, Fluß 411. 438. 446. 492.
Tanga 492.
Tangâsi, Seriba 567.
Tanganyika 416. 436. 440. 468. 485. 494. 504.
Tanger 315.
Tanis 600. 604. 605. 611. 631. 635. 649. 658. 659. 693.
Taniten 659—661.
Tanoë, Fluß 450.
Tant-Amon, ägypt. Königin 658 f.
Tanu(a)t-Amon, Äthiopier 74. 542. 663.
Târa (Sudân) 572.
Taragma, Negerfreiwillige 554.
Tarchu (Tarku), Gott 115.
— -lara von Gurgum 62.
Tarent 182.
Targi, s. Tuareg
Tarik, Feldherr 313.
Tarseion (Spanien) 177. 180.
Tarshish 175. 177. 186.
Tarsos 59. 681.
Tartarei 345.
Tartessos 175. 177.
Tashshi-gurumash von Babylon 21. 97.
Tataam, Negerland 538. 594.
Tatar, Emir 687.
Tati im Maschonaland 502.
Tättowierung 583.
Ta-urt, s. Toëris
Taurus 44 f. 58 f. 67. 71. 110—112. 114. 301. 349. 384.
— -Pässe 349. 350.
Tausendundeine Nacht 256.
Ta-usert, ägypt. Königin 654.
Taumfontein (Südafrika) 498.
Tebris 377. 379.
Tebu, s. Tibbu
Techsi (Syrien) 624.
Teda, s. Tibbu
Tefnacht von Sais 541. 661 f.
Tehennu (Palästina) 653.
Teheran 271. 380. 381.
Teima 230. 239.
Teisbes (Gott) 115. 125. 135. 136.
Teje (I.), ägypt. Königin 628—630. 644.
— II. 645 f.
— Haremsdame 656. 657.
Tekes-chân (Chwarizm) 360.
Tekla Haimanot, Erzbischof 559.
— — Negus von Abessinien 561.
Tel (Babylonien) 9.
Tela (Nairi) 56.
Tel-abnaja 56.
— (el-) Amarna 17. 41. 46. 49. 113. 117 f. 159. 626. 628 f. 640. 643. 645 f.
— — Briefe 44 f. 110. 112. 114. 118. 122. 156. 158 f. 161. 174. 187. 193. 197. 235.
Tel el-Kebir 697.
— -Hesy, s. Lakish
— -Ibrahim, s. Kuta

Tell Bashir, s. Til-Basheri
Telloh, s. Lagash
Temperenzler 496.
Templerorden 357.
Tenerife 481.
Tenge von Anyako 574.
Tenta-a (Palästina) 613.
Tent-renu (Ägypten) 661.
Tenu, Land 584.
Teos (Griechenland) 666.
Terituchmes, Perser 147.
Tertiärzeit 409.
Terura, Syrer 645.
Tesat-en-Heft, Ägypterin 666.
Teshub, s. Teisbes
Testament 677.
Teta, ägypt. König 594.
Teta-an, Feind des Amosis 613.
Tete (Ostafrika) 434.
Tetwa, Stanim 431.
Teumman von Elam 75. 103 f.
Tewfik, s. Mohammed
Thales 36. 89. 134. 666.
Thamasp I. von Persien 377.
— II. 379.
Thamyras, Ägypter 668.
Thapsakus 196. 241.
Thebais 676.
Theben in Ägypten 73—75. 246. 450. 538. 541 f. 578. 597. 599—601. 611. 617. 619. 623. 627. 630 f. 637. 643 f. 646—649. 651. 653. 656. 659. 661—664. 669. 674.
— Memnonion 597.
— Rameſſeion 597. 649—651. 660.
Thekoa, Wüſte 221.
Themiſtes- u. Polemonbezirk 676.
Themiſtokles 143. 146. 180.
Theodoros, Abba (Biſchof) 676.
— Dekurio 676.
— von Abeſſinien 561.
Thibni, S. Ginaths 199.
Thinis 581. 589.
Thiniten 588.
Thirza (Israel) 198. 199.
Thomſon, Joſeph 415.
Thonbildnerei 582.
Thoth, Gott 588. 627. 634. 636 f. 662.
— Monat 607.
Thowejni, s. Sueni
Thrakien 143.
Thubaal, s. Ithobal II.
Thummosis 613 f.
Thuspa (Thuruspa) 59. 63. 128; s. auch Biaina
Thutia, Feldhauptmann 619 f.
Thutmosis I. 540. 616—618. 622. 624.
— II. 618.
— III. 87. 112. 117. 540. 587 f. 614 f. 617—624. 627.
— — Annalen 620.
— IV. 45. 624—626.
Tibati (Adamaua) 518.
Tibbu (Tibbo) 394. 467. 522 f. 524—526.
— -Tibb, s. Hamed
Tiberias 226. 358.
Tiberius Claudius Nero 289. 675.
— Neos Konſtantinos 676.
Tibeſti 522 f. 525.
Tibet 409.
Tibeal von Meſopotamien 96.
Tier-Masken 533.
— -Mumien 667.
— -Verehrung 667.
Tiglat-Pileſer I. von Aſſyrien 22. 31. 46. 50. 52 f. 55—57. 99. 113—116. 126. 131. 162.
— II. 54. 164. 202. 205. 236.
— III. 26 f. 47 f. 54. 59—62. 64 f. 79. 81. 83 f. 100 f. 116—121. 202. 211. 236 f. 242. 245.
Tigranes von Armenien 223. 274. 294. 297.
Tigré 557. 561. 563.
— Sprache 557.
Tigris 3. 5. 7. 29. 34 f. 46. 50 f. 56. 59. 70. 77. 88. 90 f. 125 f. 128 f. 134. 235. 243. 253. 268. 270. 275. 280. 282 f. 296. 299 f. 323. 366; s. auch Euphrat
Tihama (= Chaos) 38.
Tikti-Tikti 472.
Til-Basheri 52.
— -Burſip am Euphrat 57.
Ti'le Kolup 138.
Tilutan, Berber 511.
Timaios, ägypt. König 609.
— Geſchichtſchreiber 176.
Timbuktu 478. 493. 510—513.
Timoleon 181. [516. 519.
Timur 368. 370—373. 375. 687.
Timurboga, Burdjite 688.
Timuriden 373. 379.
Tinſam von Dar Fur 534. 573.
Tiphſach, s. Thapſacus
Tir (Somal) 445.
Tirab, s. Mohammed
Tiribazos, Satrap 148.
Tiridates (Trdat) d. Gr. von Armenien 295; s. auch Arſakes
— parthiſcher Prinz 280.
Tiſſaphernes, Satrap 147 f.
Tithrauſtes, Satrap 148.
Titus, Kaiser 223. 226. 240. 291.
Tlas, ägypt. König 588.
Tobia, der Ammoniter 216.
Tobiaden 219.
Todesanzeige 677.
Toëris, Göttin 632.
Toghril-Beg 347 f. 355.
Togo 449. 452. 454. 489. 574.
— deutſche Kolonie 489 f.
Tombo, Sandeh 566.
Tongaland 501.
Tonike (Oſtafrika) 428.
Tonobari, Nilotiker 473.
Torode, Fulbeſtamm 516.
Toſelli, Major 563.
Toſertaſis 588.
Toski, Schlacht 253.
Toſorthros, äg. König 588—590.
Tote Hand 602. 696.
Totemismus 413. 581. 633.
Totenbuch 593. 636. 639.
Totengericht 636.
Totengott, s. Oſiris
Totenreich 631. 635. 639.
Totenſtadt 591. 597.
Totes Meer 269. 297. 652.
Toto, Betſchuanenhäuptling 503.
Totu, Sai-, s. Tutu
Trajan, Kaiser 240. 280. 292.
Transoxanien 284. 286. 313. 316. 326. 340 f. 346. 360—362. 370 f. 377 f. 381.
Transvaal 404. 407. 422. 433. 495. 498 f. 501—505.
— Goldfelder 502 f.
— Uitlanders 504 f.
Trapezunt (Kaiſertum) 370. 373.
Trerer 133.
Tripolis (Nordafrika) 302. 493. 522 f. 532 f.
— (Syrien) 168. 355. 359.
Troas 132.
Trog(l)odyten 523. 580 f. 585. 603 f. 632. 648.
Tropen 393. 409.
Tryphon, s. Diodotos
Tſad 493. 521—524. 528.
Tſchabagu von Uganda 441.
Tſchaka, Sulu 431 f. 500.
Tſchama (Weſtafrika) 452. 478.
Tſcharra, Gallahäuptling 444.
Tſchingenge, Baſchilange 469.
Tſchobe, Fluß 462.
Tſchuapa, Fluß 399.
Tſchwa, Wanyorofürſt 441.
Tſetſefliege 404 f. 499.
Tſilim von Kanem 525. 570.
Tſinggis, der Khagan, s. Dſchengis Chan
Tua, Ägypterin 628.
Tuareg 394. 510—512. 516. 519. 523.
Tubu, s. Tibbu
Tuch (Ägypten) 581. 583.
Tugela, Fluß 431 f. 506.
Tu-Jake, s. Batua
Tukdamei, s. Dygdamis
Tukulti-Ninib I. von Aſſyrien 20 f. 50. 52. 98. 112. 126.
— II. 55.
Tuleiha, Prophet in Nedſchd 266.
Tuli, S. Dſchengis-Chans 363.
Tullis bei Suſa (Elam) 104.
Tuluniden 336. 354. 681 f.
Tum, Gehilfe des Horus 638.
Tuman I., Burdjite 688.
— II. 376. 689.
Tundjer 531. 534. 572 f.
Tunip 160. 622. 628. 651.

Tunis 334. 487. 525. 531.
Turan 285.
Turanier 140. 271. 284.
Tûrân-šâh (Malik el-mo'azzem), S. Sâlih Ayûbs 685.
Tûri (Sudân) 573.
Turischa 653. 655.
Turkaná, Hamito-Niloten 446.
Türkei 79. 372. 375. 379. 382. 546.
Türken 286. 316. 333. 336, 345. 347 f. 359. 368—370. 377. 379. 523. 560.
— Söldner 324. 335. 347. 683.
— Sunniten 377.
— uzbekische 378.
Turki, Imam von Maskat 568.
Turkistan 274. 324. 345 f.
— Ost- 286.
Turkmantschai, Friede 381.
Turkmenen 368—370. 373. 375.
Turksprachen 6.
Turkvölker 137.
Turo, ägypt. Prinz 616.
Turusha, s. Turischa
Tus (Chorasan) 333. 344.
Tus[c]hratta von Mitani 44 f. 49. 112. 626. 628 f.
Tuschcha, assyrische Provinz 56.
Tusun, Sohn Mehemed Alis 695 f.
Tutammu, Fürst des Amq 62.
Tut-anch-Amon 645.
— — Aten 645.
Tutu, Ägypter 645.
— Osai 451 f.
Tutusch, Seldschûq 352.
Tybi, ägypt. Monat 607.
Tyreis, ägypt. König 588.
Tyros 57 f. 60. 62—64. 67—71. 76. 83. 88. 145. 148. 157 f. 162. 164—171. 173 f. 177. 181. 199. 349. 359. 648.
— Bedeutung 157 f. [665.
— Größe 166. 170 f.
— religiöser Vorort 165; s. auch Melkart
— -Sidon 158 f. 162—164.
Tyrrh(rs)ener 655.

Uahab-Ra, s. Apries
Ualo (Senegambien) 449.
Ualli von Man 75.
Uanat, altes Negerland 538.
Uando, Sandeh 567.
Uatnes, ägypt. König 589.
Uazed, Aufschrift 610.
Ubangi 399. 402. 412. 416. 468. 470 f. 487. 556.
Ubié, Ras 561.
U'Buru, s. N'Bunu
Uccialli, s. Utjalli
Uddu 439.
Udjidji 437. 485.
Uélle 416. 554. 566 f.
Uenephes, ägypt. König 588 f.
Uganda 411. 439—443. 492 f. 495. 554 f.
Uganda, englisch 494 f. 555.
Ugbaru, Perser (nicht Assyrer!) 90.
Ugogo 436. 438. 565.
Ugomba (Ostafrika) 437.
Uhaimir, s. Kish
Uhehe 435 f. 492. 565.
Uh(h)a am Tanganyika 437. 440.
Uhud, Berg 260. 305.
Uitlanders, s. Transvaal
Uizanas von Axum 558.
Ukami 438. 568.
Ukanga (Ostafrika) 440.
Ukerewe, s. Viktoria Nyansa
Ukinga (Ostafrika) 564.
Ukin-zir 27. 100.
Uknu, Fluß 100.
Ukai, s. Karun
Ulanga, Fluß 565.
Ulluba (Nairiland) 62.
Ulusunu von Man 66.
Ululai (= Salmanassar) 27.
Ulundi (Südafrika) 432.
Umakeba, s. Upunga
Umba (Ostafrika) 492.
Umbachabua von Bubilu 105.
Umbabara 100.
Umbegesa, Tonga 501.
Umbelasi, Sulu 431 f.
Umê, s. Humê
Umgande, Sulu 431 f. 500.
U'nilataya, Xosa 499.
Umliasch, babylon. Grenzland 16.
Umman-Manda 11. 130; s. auch Kimmerier und Meder
— menanu (Elam) 29. 102.
Ummanaldasch, s. Chumbachaldasch
Ummanigasch, s. Chumbanigasch
Ummanis von Susa 141.
Umselekazi, s. Moselikatse
Umslato (Südafrika) 500.
Umvolosi, schwarzer 432.
Una, Ägypter 594.
Unas, ägypt. König 593. 667.
United African Company 521.
Unki(qi), s. Amq
Unstete Völker 414.
Untasch-gal von Elam 97.
Unterwelt 636. 639.
Unu-Amon, Reisebericht 659 f.
Unyamwesi 435—437. 439. 465. 485.
Unyanyembe (Unyamwesi) 436.
Unyoro 411. 439—441. 443. 548.
— englisch 495. [554.
Uperi von Dilmun 242.
Upingtonia, Burenrepublik 499.
Upunga, Sulu 431.
Ur 8. 10. 12—14. 23. 33. 37 f. 43. 69. 90. 95. 105.
Urarthu 59—63. 65 f. 69. 71. 76. 89. 107. 111. 113. 126. 128 bis 130. 132; s. auch Hethiter
— assyrische Einflüsse 127 f.
— Bevölkerung 111. 115.
Uräusschlange 635. 640.
Urban VIII., Papst 459.
Uregga (Innerafrika) 469.
Urgeschichte 409. 581.
Ur-gur von Ur 12.
Urmaa-Referu-Ra 652.
Urmensch 393.
Urmiasee, s. Urumiya
Urori (Ostafrika) 437. 565.
Ursprachen 411.
Urtaki von Elam 70. 75 f. 103 f.
Urua (Innerafrika) 465.
Uruk 9 f. 20. 29. 33. 37. 41. 90. 94 f. 106. 108. 246.
Uru-melek von Gebal 165.
Urumi[y]a 9. 56. 59 f. 75. 126. 130—133. 271.
Urumusch von Kish 95.
Urundi (Ostafrika) 437.
Urwald 402. 405.
Usagara, s. Wassagara
Usama, Feldherr Abu Bekrs 266.
Usambara 438. 447.
Usana (Phönikien) 58.
Usaphaides, ägypt. König 588.
Uschebti 624. 639.
Uschirombo (Ostafrika) 440.
Useguha 438. 492.
Userkaf, ägypt. König 593. 596.
Useretesen I. 538. 601. 603—605 609.
— II. 590. 600. 605.
— III. 539. 605 f. 608. 617.
Uhti von Babylon 21.
Ushu bei Tyros 70. 76. 165 f.
Usindja 437.
Usogo 441.
Ussangu (Ostafrika) 565.
Ussawira (Ostafrika) 565.
Usseke (Ostafrika) 565.
Us(s)oga 439. 441 f. 495.
Ussukuma 436 f.
Ussu(w)i (Ostafrika) 440.
Ust 597; s. auch Theben
Usun, Asiaten 274.
Utemekuila (Ostafrika) 565.
Uténgule (Ostafrika) 565.
Utika 175—177. 182. 184.
Utjalli (Abessinien) 563.
Utrecht, Burenrepublik 499.
Uvinsa (Ostafrika) 437.
Uvuma, Insel im Viktoria Nyansa 441.
Uyoweh (Unyamwesi) 437.
Uzbeken 379 f.
Uzun Hasan, Turkmene 373. 375. 377.

Vaal 422. 433. 498 f. 501.
— Diamanifelder 502.
Vaalkranz 507.
Vaballath 675.
Valerian, Kaiser 241. 282. 292.
Van, s. Biaina und Thuspa
— -See 52 f. 59 f. 66. 126 f. 131.
Vandalen 286. [133.
Vararan I. (Varanes) von Persien 283.

Bararan V. von Persien 284.
Vasenbemalung 585.
Veda (Indien) 140.
Veit, König von Jerusalem 359.
Venetianer 371. 688.
Ventidius Bassus 279.
Venus, s. Ištar
Verde, Kap 449.
Vereinigte Staaten 479.
Verkehr 401.
Verz (Westafrika) 450.
Vespasian 226. 291. 675.
Viehraub 415.
Viehzucht 404 f. 413.
Viëjo (Aveng) 574.
Viktoria-Fälle (Sambesi) 400. 462.
— Nyansa 411. 436 f. 439. 441.
Vištaspa von Baktrien 140. [446.
Vita Hassan 554.
Vivi (Kongo) 486.
Vogel, Eduard 527. 572.
Vogel, Entstehung aus dem Ei 642.
Volagases, s. Arsakes
Völker-Bewegung 396.
— -Mischung 396.
— -Verschmelzung 410.
Völkerkunde 392. 409. 577.
Volkssage 412.
Vologeses, s. Arsakes
Volta 453.
Vonones, s. Arsakes
Vorderasien, s. Westasien
Vorderindien, s. Indien
Voulet, Paul L. G. 528.
Voyage dans la Basse et la Haute Égypte 693.
Vryburg (Stellaland) 503.
Vryheid (Südafrika) 501.

Wabena 565.
Wadâi 522. 524. 527. 528. 531—536. 544. 573.
— Ausdehnung 530.
— Bevölkerung 530—532.
— Eigentumsverhältnisse 532.
— Handel 532 f.
— Handwerk 530. 532.
— soziale Ordnung 532.
— Sultane 572.
— türkische Gesandtschaft 533.
Wadbu, s. Wiru
Wadelai 555 f.
Wadi Halfa 539. 553. 605. 623.
— Maghara 591.
— Munila 585.
— Schaid 585.
— Sebua 649. 650.
— Tumilât 579.
Wadigo (Ostafrika) 438.
Wadschagga 438.
Wadström, Karl Bernhard 481.
Waffen 619.
Waga-funa, Marutse 462.
Waganda, s. Uganda
Wagenburg 655.
Wagogo 436. 438.
Wahhabiten 387 f. 695.
Wahehe 435. 436.
— Sultane 565.
Wahinda 439. 443; s. auch Wahuma
Wahuma 438—444.
— -Staaten 438 f. 448. 461. 471.
— -Wanderungen 437. 439 f.
Waitz, Theod. 425.
Wakamba 438. 446.
Wakidi 441.
Wakikuyu 446.
Waklindi (Usambara) 438.
Wakimbu, Wanyamwesi 436.
Wakûf 696.
Waku(w)afi 446 f.
Walagas, s. Arsakes
Wald 402. 416.
Walf(v)ischbai 488.
Waliabantu (Menschenfresser) 439.
Walindi 439; s. auch Wahuma
Wambunga, s. Mafiti
Wambutti 472.
Wan (See), s. Vansee
Wanderprediger 630.
Wanderungen 403. 404. 414.
Wandmalereien 591.
Wandorob(b)o 416. 447.
Wanege 415.
Wanena 415.
Wangoni, Sulu 435.
— Sultane 564.
Wanika 438.
Wanyambo 440.
Wanyamwesi 435—438.
Wanyoro, s. Unyoro
Wapokomo, Bantuvolk 438.
Wapoma 564.
Wâra (Wadai) 531. 533. 572.
Warka, s. Uruk
Warori 437. 565.
Warren, Charles 503.
Wasamboni (Wahuma) 440.
Wasania 416.
Waschascha, Seevolk 655.
Wasedje von Uganda 441.
Wasimba, s. Masimba
Wasinda 438.
Wasoga, s. Ussoga [491. 565.
Was(s)agara 425. 435 f. 438. 447.
Wassamwo 443.
Wassandaui 415.
Wassergötter 632 f.
Wassukuma, s. Ussukuma
Wassulu 493.
Wataturu 446 f.
Waterboer, Andries, Griqua 461.
— Nicolaus 422.
Watus(s)i 437. 489.
Watuta, Sulu 435. 437.
Watwa 416. 472.
Wâvira 440.
Wawat, Negerland 594. 604.
Wawitu 439. 443.
Wayáo 433.
Webbi Schebeli 445.
Webschiffchen 638.
Weden, s. Veda
Weidah 453 f. 481.
Weide 394.
Weihrauch 619. 656; s. auch Punt
Weisheitslehrer 640.
Weißer Hammel, s. Al Koinlo
Weißes Vorgebirge (Westafrika) 482.
Welid I., Kalif 313.
— II., Kalif 316. 317.
Weltschöpfung 38 f. 635. 642.
Westafrika 413. 448—459. 477.
Westasien 3—5. 16. 131—133. 229. 237. 252 f. 268—295. 366. 370 f. 373—388. 538.
— Handel 374.
— islamisch 318—322.
— Natur 268.
— römisch 288—294.
West-Griqualand 422. 502.
Westindische Komp., s. Holland
Westsudân, s. Sudân (westlicher)
Weule, Karl 565.
Wezirat 324.
Whalata, s. Biru
White, George Stuart 506.
Whlawu (Westafrika) 574.
Whute (Aveng) 574.
Whuti (Ewheland) 574.
Whydah, s. Wheidah
Widder 589. 637. 667.
Wiedemann, Alfred 582. 584. 599.
Wild 404. 405.
Wildesel 404.
Wilhelm I. 422.
— II. 504.
Wilhelmsfeste bei Tsoabis (Deutsch-Südwestafrika) 488.
Wilson, Charles Rivers 697.
— C. T. 439.
Windhoek 420. 421. 489.
Wingate, Francis Reginald 556.
Wiru (Uganda) 441.
Wisir von Patta 569.
Wissen 412.
Wissmann, Herm. v. 416. 447. 468 f. 491 f.
Wištâspa, s. Hištaspes u. Vištaspa
Witbooi, Hendrik 421. 488. 489.
— Moses 421.
Witschwesi 439.
Witu 439. 492. 569.
Witwatersrand in Transvaal 503.
Wolab, Galla 444.
Wolf, Ludwig 489.
Wolof, s. Burba und Djolof
Wolseley, Garnet 452.
Wuga (Usambara) 438.
Wurflanze 615.
Wurno (Westsudân) 521.
Wüste 393. 396. 401 f. 604.
Wüstengötter 632.

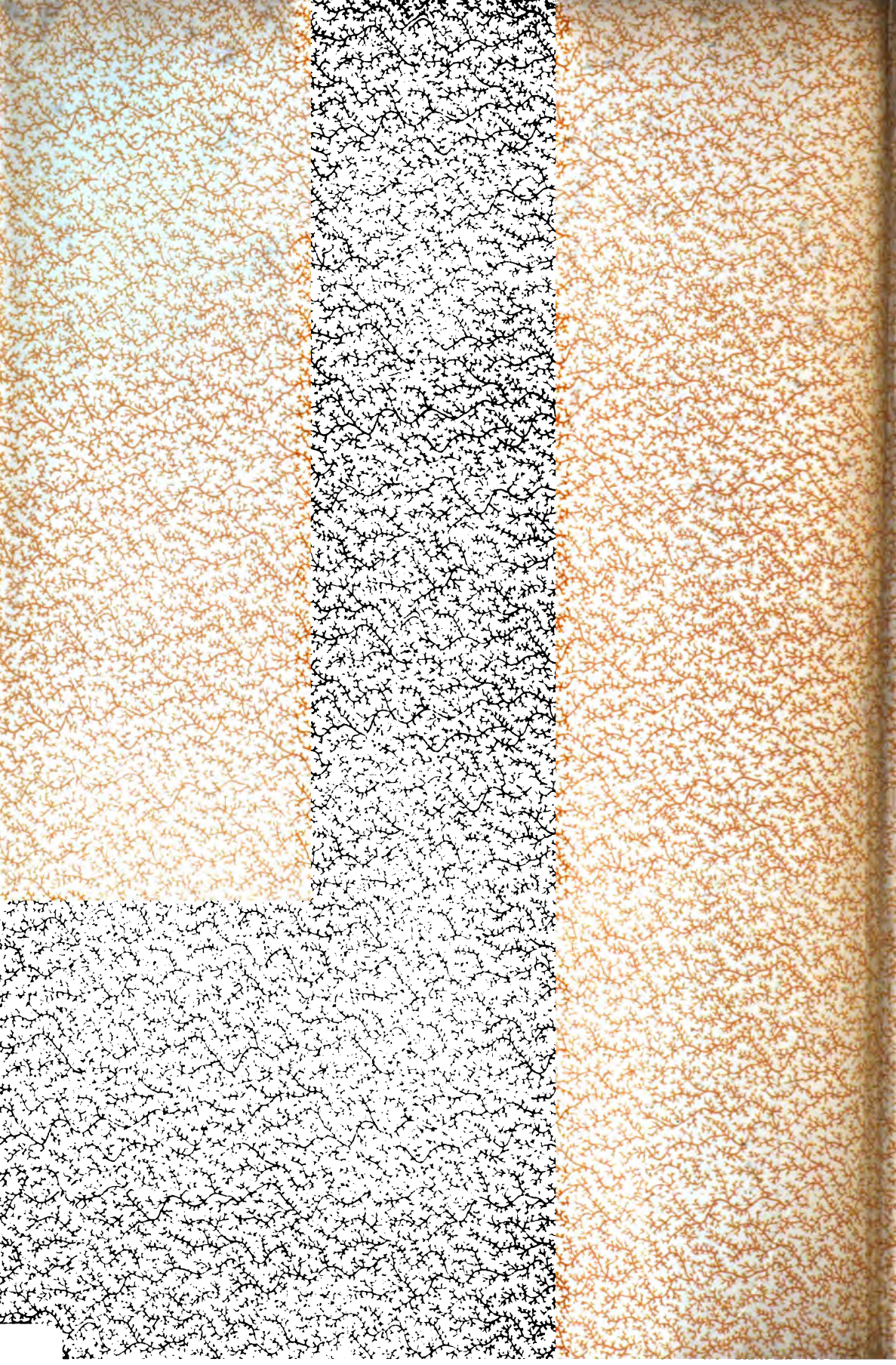
Xenophon 147. 150 666.
Xerxes I. 142. 144 f. 153 f. 179. 668.
— II. 146.

Xesibi 422.
Xois 598.
Xoïten 601.
Xosa 430. 499.
Xusrau, s. Chosrav

Yahya (Barmekide) 328.
Yakub, s. Ya'qûb
Yakuba (Westafrika) 521.
Yama, s. Jama
Yâme (zu Debba) 572.
Yapati, Sandeh 567.
Ya'qûb, Afghane 383.
— Arûs v. Wadaî 532. 535. 572.
— ibn Killis 682.
— ibn Laith 336. 341.
Yarbutenda, Fort am Gambia 479.
Yauri, Haussastaat 514.
Yazdkart, s. Yezdegerd
Yemen, s. Jemen
Yewhedienst 574.
Yezdegerd I. von Persien 284.
— II. 284.
— III. 287. 299 f. 339.
Yola (Adamáua) 494. 521.
Yombo (Ostafrika) 565.
Yoruba 453—455. 480. 514. 517.
Young, Thomas 693.
Yuëtshi 274. 276.
Yuhi von Ruanda 440.
Yumba (Loango) 457.
Yunya, s. Djundju
Yusuf (Yûsef), Kaisit 325.
— Pascha 692.
— Agha Schellâli 550. 566.
— ben 'Alî von Wadaî 533. 572.
— Chorefin 532. 572.

Zab 9. 35. 46. 50 f. 57. 59. 78. 318.
Zabibi von Arabi 63. 236.
Zabu von Babylon 14.
Zacharja, Prophet 214.
Zâfir, Fatemide 684.
Zagros 68. 91 f. 130.
— -Pässe 75.
Zahir, s. Ez-Zahir
Zahnlüfte 450.
Zain el-Abidin, Araber 530.
Zakkar (Phönikien) 655. 659.
Zam, altes Negerland 538.
Zama 183.
Zamama-shum-iddin von Babylon 21. 51. 98.
Zamani (Armenien) 59.
Zamfara, s. Sanfara
Zamua (Armenien) 56.
Zanahibu, Flottenführer 667.
Zangahe (Westafrika) 455.
Zappu-Zapp, s. Zefu
Zarathustra (Zarathuštra) u. s. Lehre 140. 268 f. 275. 281. 284. 287. 295. 319.
Zaru, ägypt. Grenzstadt 620. 648.
Zauberspräche 636. 639. 677.
Zedekia von Juda 208.
Zefta (Syrien) 620.
Zefu bin Mohammed 469.
Zeid, Sklave 258.
Zeila (Ostafrika) 480.
Zelewski, von 565.
Zemzem, heil. Brunnen 253. 317.
Zend, persische Nomaden 380.
Zendikismus, s. Mazdak
Zenki, Atabeg 358.

Zenobia von Palmyra 241. 293.
Zenon 289. [675.
Zerri (Kakongo) 456.
Zersplitterung 414. 471. 566 f.
Zerucha (Ägypten) 628.
Zet, ägyptischer König 662.
Ziege 583—585.
Ziegengau (Ägypten) 601. 605.
Zigeuner 414. 417.
Zigirtu, Indogermanen 66.
Zijad (Omejjade) 307.
Ziklag (Edom) 192.
Zikurrat, s. Stufenpyramide
Zimba, s. Masimba
Zimbaoë, s. Simbabwe
Zimrida von Lakish 161.
— von Sidon 161.
Zingi 428 f.
Zion, s. Jerusalem
Zopyros 144.
Zoroaster, s. Zarathustra
Zorobabel 214.
Zoser, ägypt. König 590.
Z(o)ulah, s. Adulis und Sula
Zoutpansberg 498 f.
Zû, babyl. Gott 41.
Zubair (-beir), Ägypter, s. Sibêr
— Araber 302. 305.
Zuchelli, Afrikaforscher 464.
Zuid-Afrik. Republik 498.
Zweibund, europäischer 562.
Zweifischkanal 593.
Zwergvölker 398 f. 402. 405. 410. 414—418. 466. 468. 470. 581. 585.
— Heimat Afrika 417.
Zwölfherrschaft 663.

Berichtigung: S. 90, Zeile 5 von unten, lies persischen statt assyrischen; S. 118, Zeile 9 u. 10, lies ... befindet sich unter den Bundesgenossen Biridris auch Irchulini statt ... befinden sich Biridri und Irchulini; S. 186, Zeile 32, lies Himilkos statt Himilus; S. 186, Zeile 34, lies Aviens statt Asiens; S. 211, Zeile 17 von unten, lies zweifellos statt zweifelhaft; S. 222, Zeile 4 von unten, lies Eukairos statt Euchairos; S. 224, Zeile 8 von unten, lies Gabinius statt Sabinius; S. 273, Zeile 7 von unten, lies arische statt türkische; S. 532, Zeile 5, lies nach Dar Fur statt nach Wadaï.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.